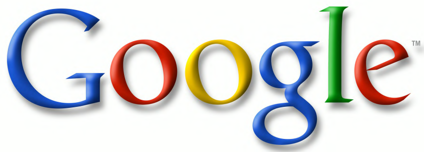




JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM

JAHRE 1820.

SIEBENZEHNTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA
in der Expedition dieser Zeitung,
und Leipzig
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1820.

Num. 119.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

THEOLOGIE.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung: *Beyträge zur Sprachcharakteristik der Schriftsteller des Neuen Testaments.* Eine Sammlung meist neuer Bemerkungen, von *Christoph Gotthelf Gersdorf*, Pfarrer in Tautendorf. Erster Theil. 1816. XXXIV u. 579 S. 8. (Druckp. 2 Rthlr. 12 gr. Schreibp. 2 Rthlr. 20 gr.)

Wir freuen uns, ein Werk anzeigen zu können, das für neutestamentliche Kritik und Spracherläuterung so manche schätzbare Beyträge darbietet, und dessen gelehrter Vf. sowohl wegen der hohen Namen derer, welche er als seine Lehrer und als Schutzfreunde seiner Arbeit nennt (als eines unvergesslichen *Fischer* S. I, *Griesbach* S. IV, *Keil* S. VIII), als auch wegen der wahrhaft kritischen und rein hermeneutischen Grundsätze, nach welchen er hier in der Ausführung entschieden, mit Recht im Voraus schon das Vertrauen aller ächten neutest. Exegeten für sich in Anspruch nehmen darf. Auffallend war uns das S. XXVIII Not. versuchte, höchst mühsame Geschäft einer Apologie der neutest. Wortkritik, in Beziehung auf so manche Geringschätzung derselben in der gegenwärtigen Zeit, und nicht minder der Versuch einer Gleichstellung derselben mit dem praktischen Studium. Es giebt unserem Urtheile nach gar keine philologische Theologie, wie sie hier der Vf. einer fremden Distinction nachspricht, höchstens umgekehrt, eine theologische Philologie dürfte unterschieden werden, deren Forscher aber nie Theolog ist, mithin durchaus keine Vergleichung mit dem ächten Theologen einzugehen hat, und eben darum in Beziehung auf Trockenheit, Buchstabenängstlichkeit und Geisteswahrheit, mit diesem nicht zusammengestellt werden darf. Das richtigere Auffassen der ächt theologischen Idee in neuerer Zeit hat freylich manches, bisher unbedingt zum theologischen Studium Gerechnete, als weniger innig und nur in mittelbarer Berührung mit ihm stehend erkennen lassen, und dahin gehört denn auch unsere biblische Wortkritik sammt der genauen Schätzung ihres Quellenapparates. Zu bedauern ist, wer ob dieser gemeinten Ferne und Entzogenheit vom theologischen Sinn diesem Studium das gehörige Interesse entzogen fürchtet; es beurkundet eine beschränkte Furchtsamkeit, der das Selbstständige eines jeden für seinen freyen Zweck arbeitenden Studiums nicht genügt, und bloss in der Beziehung auf andere ein Interesse dafür geboten wird.

Über den besonderen Inhalt der vorliegenden Arbeit, den ihr allgemeiner Titel höchst mannichfaltig voraussetzen lässt, kann die kurze Übersicht im Anfang jeden unterrichten, und darum auch hier zunächst ihre Mittheilung. Ausser der *Einleitung* (S. 1—37), die sowohl das Daseyn einer neutestam. Sprachcharakteristik, als auch die besondere Art und den Weg ihrer Auffassung und Entdeckung, nebst den bisher darüber gegebenen literärischen Arbeiten und Versuchen nachweist, sind es *zehn* besondere Abhandlungen, deren Gegenstand insgesammt die Syntax und Wortverbindung der neutestam. Sprache angeht. Die *beiden ersten* thun diess in philologischen Observationen, die eine über einzelne Abschnitte im Matthäus (S. 38—211), die andere über das Protevangelium des Lukas (S. 212—271); die folgenden haben besondere Puncte über welche sie Erläuterung geben. Die *dritte* über Χριστός und Ἰησοῦς, und die Verbindung derselben mit κύριος im Paulus und Petrus (S. 272—294). Die *vierte* über die Stellung der Substantiven mit Substantiven im Genitiv (S. 295—333). Die *fünfte* über die Stellung der Adjectiven, besonders der Qualität (S. 334—366). Die *sechste* über die Stellung der Adjectiven der Quantität und der Numeralien (S. 367—426). Die *siebente* über die Stellung der Adjectiven der Relation und der Pronominen (S. 427—473). Die *achte* über die Stellung der Adverbien (S. 474—501). Die *neunte* etwas über die Darstellung bey Participien und Verben (S. 502—525). Die *zehnte* endlich einige Zusätze und Verbesserungen (S. 526—579). — Der grosse Fleiss und die Akribie, womit hier der Vf. die einzelnen Notizen gesammelt hat, das höchst besonnene kritische Urtheil, womit sie geprüft sind, und die vielseitige, kritisch-exegetische Literaturkenntniss, die überall hervortritt, verdienen gewiss die höchste Auszeichnung. Rec. hält sich darum für berechtigt, die einzelnen Bemerkungen, die ihm das Studium des Werks gewährten, sowohl Beyfall als Widerspruch, hier kurz mitzutheilen.

Von letzterer Art darf hier gleich Anfangs der Einl. S. 3 der, wie uns dünkt, zu weit bestimmte Inhalt der Sprachcharakteristik nicht ungerügt bleiben. Es heisst hier von ihr: „sie umfasse im weiteren Sinne des Wortes nicht nur den Ausdruck, der etwas, das Individuum Bezeichnende enthält, sowohl einzeln als in Verbindung gesetzt, sondern auch, wiefern der Ausdruck mit dem Auszudrückenden und Vorgestellten innig verbunden ist, das Unterscheidende der Vorstellungen und Ideen." Allein diese

Sprachcharakteristik sucht doch nur auszudrücken das Verhältniss des Zeichens zu seinem Gegenstande, des äusseren Ausdrucks zur inneren Vorstellung, nicht also, wie der Vf. sagt, das Unterscheidende der Vorstellungen und Ideen. Es handelt sich bloss um die Bezeichnung derselben, um das besondere Urtheil in der Auswahl des Zeichens in Betreff der mehr oder weniger passenden Harmonieen seines Verhältnisses zum Gegenstande. Jenes gehört zur Gedankencharakteristik S. 7, die aber von der grammatischen Sprachcharakteristik ganz verschieden, bloss in der ästhetischen Beurtheilung der Art der Auffassung des inneren Bildes vom Gegenstande gesucht werden darf. Unser Vf. nun, in Beziehung auf jene angenommene, weitere Bestimmung, spricht von einer Sprachcharakteristik im engeren Sinne (S. 9), und zwar besonders der neutestam. Schriftsteller untereinander, die auf dasjenige zu achten habe, was den Einen von dem Andern unterscheide im Gebrauche oder Nichtgebrauche gewisser Wörter, Wortformen und Phrasen, und in der Bedeutung, Stellung, Verbindung und Aufeinanderfolge derselben. Allein wir gestehen, diese Unterscheidung dünkt uns nicht gehörig begründet, wollte man anders nicht einen einzelnen, besonderen Theil der grammatischen Sprachlehre, als Aussprache, Formenlehre, Syntax ausschliesslich dabey ins Auge fassen. Und selbst hier würde das Geschäft der Charakteristik in der Hauptsache immer dasselbe bleiben, nur die Grenzen ihres Feldes verschieden bestimmt seyn.

S. 10. Auf analoge Erscheinungen der neutestam. Spracheigenheiten in alten Griechischen Übersetzungen, Apokryphen und Profanautoren will Hr. *G.* nicht Rücksicht nehmen, bloss bey den neutestam. Verfassern, und deren Vergleichung stehen bleiben. Sobald diese Forschungen bloss für Wortkritik bestimmt sind, so dürfte man freylich mit dem Sprachidiom zufrieden seyn, wie es bey den neutest. Vff. sich findet. Allein sobald sie einen höheren Zweck haben, die Sprache jedes neutestam. Schriftstellers im Allgemeinen, nach ihrem grösseren oder geringeren Werth uns bekannt zu machen: so darf es durchaus nicht gleichgültig seyn, zu wissen, ob dieses oder jenes Eigenthümliche reiner Hebraismus sey, oder Gräcismus, früherer oder späterer, ob persönliche Gewohnheit, Eigenheit des neutestam. Vfs., oder Gemeingut mit Anderen, ob eigene Erfindung, oder Nachahmung eines früheren Gebrauchs. Denn dieses Alles wird den Charakter des *Sprechenden* am besten ins Licht zu setzen vermögen; und dieses ist es ja zunächst allein, nicht der Charakter der *Sprache*, dessen Bestimmung gesucht wird. Letzterer erhält aus dem ersteren, durch Vergleichung der Einzelnen unter einander, natürlich erst das äussere Element seines Besitzes, wird indessen als ganzes, grosses Gemeingut bloss durch Zusammenstellung mit anderen Sprachen in seinem wahren Charakter erkannt werden. Soll also auch für die Sprachcharakteristik im Ganzen beym N. T. Etwas erhalten werden: so darf die Vergleichung mit den verwandten Griechischen Sprachformen, so wie mit dem Hebräischen Idiom, durchaus nicht ohne Berücksichtigung bleiben. — S. 11, 13. Sehr getroffen erscheint hier das Urtheil über die gewöhnliche Form der neutestam. Sprachindividualität, als Kleinigkeit, und den nichts destoweniger hohen Werth derselben für Kritik und Auslegung. In dem fleissigen Aufsammeln und wohlerwogenen Auszeichnen dieser Kleinigkeiten wird man dem Vf. mit innigem Vergnügen folgen. Es sind der feinen Sprachbemerkungen und Beyträge zur Charakteristik der neutestam. Schriftsteller so viele, dass jede frühere, gleiche Aufzeichnug derselben dagegen nur arm erscheint. Zur näheren Beurtheilung ihres Inhalts sowohl, als ihres Werthes, geben wir einige Beyspiele aus der Charakteristik des Matthäus, als S. 89 die Construction des ἐγείρειν mit ἀπό und darauf folgendem Artikel, wie z. B. ἐγ. ἀπὸ τῶν νεκρῶν, wofür alle übrigen neutestam. Vff. die Construction mit ἐκ, ohne Artikel haben, wie ἐγ. ἐκ νεκρῶν. — S. 90. 91. Die besondere Vorstellung in der Participialconstruction bey Matthäus, nämlich das Particip sammt dem Nomen voran, und dann erst das *Tempus finitum* darauf folgend, wonach die richtige kritische Beurtheilung der fehlerhaften Wortstellung Matth. 12, 14 οἱ δὲ Φαρισαῖοι συμβούλιον ἔλαβον κατ' αὐτοῦ ἐξελθόντες, was dem Matth. ganz fremd ist, und wofür die besten kritischen Zeugen auch haben ἐξελθόντες δὲ οἱ Φαρισαῖοι συμβούλιον ἔλαβον κατ' αὐτοῦ. — S. 92. Die dem Matth. unter den neutestam. Vff. allein eigene befundene Construction des ποιεῖν und ὡς, so wie S. 93 die ihm allein gebräuchliche einfache Form οὐράνιος, nicht ἐπουράνιος, was die übrigen haben. — S. 96. Die Bemerkung des dem Math. eigenen Particip λέγων λέγουσα hinter dem ersten Verbum, und zwar nicht mit dem Beysatze eines Dativ, αὐτῷ, oder dgl. — S. 98. Die Verbindung des ἔρχεσθαι mit Infinitiven, als Eigenthümlichkeit des Matth. und Lukas. — S. 104. Die dem Matth. allein eigene Wortform γεννᾶται, u. s. w. Aber auch in der wohlgetroffenen Anwendung dieser Bemerkungen für Kritik erscheint unser Vf. nicht weniger reich und glücklich, als Matth. 2, 8 die vorgezogene Wortstellung ἐξετάσατε ἀκριβῶς, gegen die umgekehrte (S. 106.), weil Matth. den Imperativen der Verben überall die Adverbien nachsetzt, dieser sonst gewöhnlich den Verben vorangehen lässt. — Math. 28, 9. Die Verurtheilung der Worte ὡς δὲ ἐπορεύοντο ἀπαγγεῖλαι τοῖς μαθηταῖς αὐτοῦ, als Glossem aus Lukas, obschon sie *Griesbach* noch aufs neue zu vertheidigen gesucht hat, aus dem Grunde, weil καὶ ἰδού folgt, weil Matth. ὡς überall so gebraucht, dass man οὕτως hinzudenken muss, nie aber, wie hier und im Lukas, statt ὅτε als Zeitpartikel, weil Matth. nie das Verbum πορεύομαι mit dem Infinitiv verbindet (S. 111 fg.). — Matth. 2, 17. 3, 3. Der Gebrauch bey den alttestamentl. Citaten in Matth. vor διὰ τοῦ προφήτου, einigemal mit der näheren Bestimmung ὑπὸ κυρίου versehen, und darnach vorgenom-

mene Entscheidung der ächten Lesart in den angeführten Stellen, wo für das gewöhnliche ὑπὸ Ἱερεμίου und ὑπὸ Ἡσαΐου die Lesart vieler alten Codd. und Verss. διὰ giebt. (S. 138.) — Die Foderung, bey Zweifeln an der Ächtheit einer oder der anderen Stelle eines Buchs besonders dahin zu sehen, ob nicht in demselben Buche Stellen gleicher oder ähnlicher Structur vorkommen, weil hier dann immer eine die andere vertheidigen werde; dabey die Bemerkung der beiden ganz gleichen Stellen Matth. 2, 22. 23 und 4, 12 — 15 zur Vertheidigung des Protevangelium. (S. 143) — Endlich noch manche feine kritische Bemerkung, die bey dem geringen Ansehen der äusseren Zeugen bisher ganz unbeachtet geblieben, wird jetzt durch eben so feine philologische Sprachobservationen erst in ihr wahres Licht gesetzt, als Offenb. 14, 8 der Vorzug der Lesart πάντα τὰ ἔθνη vor der gewöhnlichen ohne Artikel, darum weil πᾶς im Plural, und als Prädicat, durchaus mit dem Artikel im N. T. gefunden wird, Paulus allein ausgenommen, der den Artikel, vielleicht im schnelleren Sprechen, nicht selten ausgelassen (S. 387). Nicht minder das Verdächtige von εἰκῇ Matth. 5, 22. darum, weil Matthäus sonst die Adverbia den Verbis vorsetzt, hier aber dasselbe gedehnt nachfolgt, vgl. 4, 24. 8, 16. 3. 11. 4, 22. (S. 479.) Selbst da, wo es nur Interpunction betrifft, ist diese Anwendung nicht ausgeblieben, als z. B. Offbg. 19, 18. Hier ist nicht ununterbrochen zu lesen σάρκας πάντων ἐλευθέρων τε καὶ, — sondern, wie schon in mehreren Ausgaben geschehen, zu interpungiren σάρκας πάντων, ἐλευθέρων — deswegen, weil πάντων ohne Artikel steht, als Prädicat dieses sonst nie entbehrt, hier also bloss als Subject gedeutet werden darf (S. 387). Ebenso die Vertheidigung von πᾶσιν als ächt Apstg. 19, 17. gegen das Verdächtige in manchen Zeugen, sobald es nur durch Interpunction von dem Folgenden zu trennen sey (S. 388). Auf ähnliche Art gehören hieher kritisch - literärische Anmerkungen über den neutestam. Apparat und dessen Herausgeber, als S. 106 Not. die hier neu gegebene Notiz von *Laurentius Valla* über die Zahl der von ihm verglichenen Handschriften. S. 207. ein verdienter Wink gegen *Matthaei*, in Betreff der von demselben so häufig geschehenen, absichtlichen Interpolatoren unserer heil. Bücher. S. 394. Not. das richtige, und von jedem besonnenen Kritiker des neutestam. Textes gewiss gebilligte Urtheil über *Matthaei's* Kritik, und deren Verhältniss zur *Griesbachischen*. S. 97. die Supplemente zu *Griesbach* bey Matth. 21, 8 aus Cod. D. und anderen MSS., so wie aus Vulg.

Bey diesen, in Fülle vorhandenen Auszeichnungen seiner Arbeit wird es uns der Vf. nicht verdenken, wenn wir uns umgekehrt auch einige Bemerkungen erlauben, die nicht als Tadel, nur als Erinnerung für die Fortsetzung dieses Werkes, angesehen seyn wollen. Möge ihm die Anwendung derselben, sowohl directe als indirecte, nicht schwer seyn! Zuerst im Allgemeinen darf, wie uns dünkt, nicht übergangen werden, dass der Vf. nicht selten etwas zu sehr eingenommen für seine Forschungen und den kritischen Werth derselben erscheine. Daher so manche auffallende Gegenrede im eigenen Urtheil, als S. 24, wo nach Anführung des Mangels und nachlässigen Gebrauches der besseren Hülfsmittel zur Berichtigung des Textes bey den früheren Herausgebern, der Satz vorkommt, „dass eben desswegen dieser gewöhnliche Text der Nachhülfe und Verbesserung gar sehr bedürfen muss". Hr. *G.* selbst scheint gefühlt zu haben, hier zu stark und verurtheilend zu sprechen; wenigstens steht unmittelbar dabey unten die besondere Note: „Jedoch im Ganzen genommen und in den meisten Stellen ist dieser Text allerdings sehr richtig und unverbesserlich, das kann nicht geleugnet werden; und wenn man bedenkt, wie das N. T. und besonders die Evangelien weit öfter abgeschrieben, und eben dadurch weit mehreren Varianten und Abweichungen vom Urtexte ausgesetzt worden, als wohl irgend ein anderes Buch: so mag freylich diese Integrität fast für ein Wunder gelten". Wer findet hier Harmonie zwischen Früher und Später! — Aus gleicher Ursache stammt das Versäumniss des reinen exegetischen Sinnes, bloss dem kritischen Urtheil zu Liebe, das mit einer entdeckten Spracheigenheit übereinstimmt. Es ist Joh. 8, 53 die zur Verantwortung fodernde Frage der Juden: μὴ σὺ μείζων εἶ τοῦ πατρὸς ἡμῶν Ἀβραάμ, ὅστις ἀπέθανε. Hier erhält für ὅστις die Lesart ὅτι den Vorzug, doch wohl bloss der philologischen Entdeckung des ersteren, als ἅπαξ λεγόμενον in der Johanneischen Sprache, zu Gunsten (S. 22). Die ganze Frage bezieht sich doch bloss auf die so eben von Jesus gegebene Verheissung, der ächte Gläubige dürfe mit Sicherheit sich dem geistigen Tode entzogen nehmen. Sollte nun ὅτι, als Caussalpartikel, *weil*, für den ursprünglichen Text gelten: so müsste nothwendig diese Versicherung Jesus etwas auf den Tod Abrahams Bezug habendes enthalten. Darüber ist aber nicht der geringste Wink vorhanden: auf ein *weil*, eine Rechtfertigung und Grundbestimmung des μείζων εἶ, ist es sichtbar nicht abgesehen; nein! bloss auf eine factische Hinweisung der Undenkbarkeit desselben in dem ὅστις ἀπέθανε, als Gegensatz gegen das eben Vernommene θάνατον οὐ μὴ θεωρήσῃ εἰς τὸν αἰῶνα. Der Umstand, dass ὅστις hier allein bey Johannes gebraucht werde, ist darum auch nicht gegen die mögliche Ursprünglichkeit desselben: denn das Neutrum ὅτι ist doch mehrere male, im Singular sowohl, als im Plural zu lesen; und dann wäre es dasselbe Verhältniss mit demselben ὅστις Apstg. 11, 28, welches ebenfalls nur an dieser einzigen Stelle in dem noch grösseren Buche auftritt.

Nicht minder zeigt sich ein gleiches Vergessen anderer, näher liegender kritischer Interessen an einigen Stellen, als z. B. Matth. 16, 11 die Verwerfung des gewöhnlichen προσέχειν, aus dem Grunde, weil die Construction des εἰπεῖν mit dem Infinitiv der Sprache des Matthäus ziemlich fremd sey. Al-

lein Rec. gesteht, das gleich darauf V. 12 folgende: ὅτι οὐκ εἶπε προσέχειν wäre für ihn, vor der Anführung äusserer ungünstiger Autoritäten, immer hinreichend, den gewöhnlichen Text als ächt anzunehmen. Aber auch noch ein Zweytes, die leichtere Nachweisung der Entstehung des προσέχετε, käme hinzu, die bey dem Infinitiv ganz vermisst wird. Jenes nämlich ist unstreitig das gleiche προσέχετε V. 6, worauf Christus mit dem Präteritum εἶπον hinweist, und durfte darum in der Infinitivform manchen anstössig werden, woraus dann die Imperativänderung ihren Ursprung erhielt. Umgekehrt, für die spätere Entstehung des προσέχειν sollte doch nicht so leicht die Entdeckung gemacht werden dürfen. — Vielleicht ist auch wohl einige mal zu dreist und ohne die gehörige Vorsicht etwas als charakteristisch bezeichnet, wovon höchstens das Mehr oder Weniger des Gebrauches zu bemerken wäre, als z. B. S. 217 die Anmerkung über das διὰ τὸ mit folgendem Infinitiv, als Spracheigenheit bey Lukas, das doch auch, obgleich seltener, bey Paul., Hebr., Joh., Matth. Mark. vorkommt. — Zuletzt ist auch wohl bloss die Eigenthümlichkeit angegeben, ohne Erklärung, als S. 505 der Gebrauch von Participien, ohne Copula auf einander folgend. Hier ist das zweyte Particip jedesmal dem Sinn nach dem folgenden Tempus finitum angehörig, als näheres Prädicat, das erstere hingegen drückt beständig keinen besonderen Act der Zeit aus.

Diess und nicht mehreres führen wir hier an, der Hoffnung gewiss, das Gegebene werde unser inniges Interesse an dem Vorhandenen sowohl, als an der sehr wünschenswerthen, ungestörten Fortsetzung desselben bezeichnen. St.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Frankfurt* a. d. O., b. Hoffmann: *De Spiritu Sancto*, dissertatio exegetica, auct. *Christ. Frider. Fritzsche*, Theol. D. et Ephor. Dobrilug. Superintend. 1819. 25 S. 4. (8 gr.)

Der Zweck, welchen der schon durch mehrere theologische, sonderlich exegetische Arbeiten rühmlich bekannte Vf. bey dieser kleinen Schrift sich vorgesetzt, auch gewiss erreicht hat, zu zeigen, dass der Bedeutungen der Ausdrücke: Geist, heiliger Geist, im N. T. lange nicht so viel sind, als das *Schleussner*sche Wörterbuch angiebt, welches 22, schreibe zwey und zwanzig aufzählt, dünkt dem Rec. nicht allein in philologischer, sondern auch in theologischer Hinsicht eben so wichtig, als dem Vf. Denn es wird durch solche Häufung der Bedeutungen nicht nur die Erklärung des N. T. in den Stellen, wo diese Ausdrücke vorkommen, sehr unsicher gemacht, indem nun die Entscheidung sehr schwer werden muss, welche von den vielen Bedeutungen in einer einzelnen Stelle vorzuziehen sey; auch ist nicht bloss eine so grosse Aufzählung verschiedener Bedeutungen eines Wortes dem philosophischen Sprachstudium hinderlich, besonders, wenn gar nicht angegeben wird, wie Eine Bedeutung aus der anderen entsteht; sondern es wird auch, wie mehrere von dem Vf. angeführte Beyspiele zeigen können, eine sehr verschiedene Ansicht dessen, was das N. T. über den heil. Geist lehrt, daraus entstehen, wenn man entweder die Bedeutungen dieses Wortes auf sehr wenige reducirt, oder wenn man ihrer so viele annimmt. Der Vf. geht aber gegen diejenigen, die er bestreitet, nach des Rec. Meinung viel zu schonend zu Werke, wenn er sagt, dass sie wohl den Sinn, aber nicht die Bedeutung des Ausdrucks richtig angeben. Denn wäre das: so könnte diess allenfalls für den Sprachforscher, aber nicht für den Theologen Gewicht haben; dieser muss auf den Sinn sehen. Nur muss der Sinn möglichst vollständig, und *nicht bloss halb*, oder *einseitig*, oder *einigermassen* angegeben seyn, und diejenigen Ausleger, denen Hr. Dr. *Fritzsche* entgegentritt, thun mehrentheils das letztere, ja machen auch wohl, dass der Sinn ganz und gar verfehlt werden kann. Allenfalls kann man zwar Hn. Dr. *Schleussner* zugeben: Joh. 6, 6 heisse ein durch den Geist wiedergebohrener, ein durch die christliche Religion gebesserter; hier ist der Sinn *ziemlich*, oder auch, wenn man daran denken will, dass das letztere nach apostolischen Begriffen gar nicht ohne des heiligen Geistes Kraft geschehen kann, *ganz* richtig angegeben; aber, wenn eben dieser Ausleger darum mit so vielen andern sagt, Geist heisse an vielen Stellen Evangelium, christliche Religion, z. E. auch Röm. 8, 16 oder 2 Cor. 3, 17: so ist das aus jener Stelle und deren Erklärung, bey welcher man allerdings mit dem Vf. sagen kann, die Bedeutung und der Sinn der Stelle werde verwechselt, bey welcher aber doch der Sinn nur einigermassen angegeben ward, sehr unrichtig geschlossen, und in den beiden eben angeführten Stellen wird der Sinn gewiss ganz falsch angegeben, wie auch Hr. D. *Schleussner* selbst zugestehen muss, der 2 Cor. 3, 17 nicht übersetzt: *wo die christliche Religion ist*, sondern *wo sie ihre Kraft erweiset*, welches immer noch nicht ganz richtig ist, da das Christenthum auch die Kraft hat zu schrecken, aber schon genugsam zeigt, dass hier unter Geist nicht christliche Religion, sondern der Geist, der im Christenthum wirkt, verstanden werden muss, und wie bey Röm. 8, 16 gewiss ist, da nicht das Christenthum allen und jeden, sondern nur denen, welche den Geist Christi haben, versichert, dass sie Gottes Kinder sind. Man macht bey den meisten solcher Erklärungen die Ausdrücke des N. T. etwas deutlicher, aber man nimmt ihnen dadurch viel von ihrer Kraft, von ihrer Lebendigkeit, schafft oft rednerische Darstellungen in kalte, trockene Äusserungen um, und wird man es alsdann denen, die die viel- oder allseitigen Redensarten der Bibel gern so vollständig wie möglich auffassen wollen, verdenken können, wenn sie solche Ausleger *Ausleerer* der heil. Schrift nennen, wie einige gethan haben.

Wohl uns und dem Christenthum, wenn unsere Exegeten darauf zurückkommen, dass sie die religiöse Sprache der Bibel nicht mehr in eine kalte oder todte Rede umzuschaffen suchen, und das wird geschehen, wenn man bey mehreren neutestamentlichen Worten, z. B. Glaube, Fleisch, Gesetz, Himmelreich u. s. w. eben so verfährt, als der Vf. mit dem Worte: *Geist* verfahren ist. Hie und da werden die Auslegungen immer noch verschieden bleiben. Auch kann man es übertreiben, wenn man zu wenig Bedeutungen eines und desselben Wortes annimmt, wie auch wohl der Vf. zu weit geht, wenn er fast allenthalben unter dem heil. Geist nur den Urheber der innern christlichen Vorzüge versteht, dabey zwar nicht leugnet, dass auch die Wirkungen für den Urheber stehen, aber doch auch zugleich an diesen und sein unmittelbares Handeln dabey gedacht wissen will, z. B. auch Hebr. 9, 14, wo Rec., als wenn stünde ἐν πνεύματι αἰωνίῳ übersetzen und daran denken würde, dass das Opfer Jesu durch den ewig geltenden Geist und Sinn, der in diesem Opfer selbst lag, oder in welchem es dargebracht wurde und ein Opfer ward, seinen Werth erhalten hat, den es freylich nach dem Mosaischen Gesetz nicht hätte haben können. Dergleichen wird man sich aber immer gefallen lassen müssen.

Dfr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JULIUS 1820.

JURISPRUDENZ.

Halle, b. Gebauer: *Repertorium der Polizeygesetze und Verordnungen in den Königl. Preussischen Staaten.* Ein Handbuch für die mit der Polizeyverwaltung beauftragten Beamten. Herausgegeben von *W. G. v. d. Heyde.* IIter Theil. 1820. 818 S. und IIIter Theil. 792 S. in 8. mit dem Register.

[Vgl. J. A. L. Z. 1819. No. 219.]

Die Verlagshandlung hat sich den Dank aller mit der Polizey in Verbindung stehenden Preussischen Geschäftsmänner durch die schleunige Vollendung dieses nützlichen und fast unentbehrlichen Werkes erworben. Selbst für den gelehrten Ausländer, der sein Studium nicht auf die Kenntniss der heimischen Gesetzgebung beschränkt, sondern durch deren Vergleichung mit fremden Gesetzgebungen die Materialien zur richtigen Auslegung und Anwendung, zur Vervollständigung und zur Verbesserung der ersteren sich zusammenliest, muss dieses Buch ein schätzbarer Fund seyn, da er hier nicht bloss eine grosse Menge von Materialien zusammengetragen findet, sondern in den Stand gesetzt ist, die ganze Polizeygesetzgebung einer thätigen Regierung zu überschauen, welcher öfter schon der Vorwurf des Zuvielregierens gemacht worden ist. Ohne hier die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Behauptung auszumachen, ist soviel gewiss, dass dieses Zuviel, wenn es auch in der Ausübung nachtheilig wäre, für das blosse Studium keinen Schaden, sondern nur Gewinn bringen kann. Für den praktischen Preussischen Geschäftsmann kommt darauf ohnehin gar nichts an. Er muss die bestehenden Vorschriften und Verordnungen in Ausübung bringen, wie die Regierung sie zu geben für gut gefunden hat. Je zahlreicher, je zerstreuter und je unbekannter dieselben sind, je grösser also die Schwierigkeit, sie zu übersehen, und je leichter die Möglichkeit, sie ausser Acht zu lassen und durch Übertretung die Verantwortlichkeit oder den Vorwurf der Pflichtverletzung auf sich zu laden; desto willkommener muss eine vollständige Sammlung und eine zweckmässige Zusammenstellung derselben seyn, welche das Auffinden der einzelnen Vorschriften und die Übersicht der ganzen Gesetzgebung für jeden Gegenstand erleichtert. Diese Zusammenstellung ist, nebst der Vollständigkeit, der Hauptgesichtspunct, aus welchem das Verdienst des Sammlers beurtheilt werden muss. Es kann dabey eine zwiefache Ordnung befolgt werden, entweder die chronologische, oder die materielle. Jene ist indessen nur brauchbar für den, der das Daseyn der Gesetze schon kennt, und nur wissen will, wo sie sich befinden, oder sie selbst nachlesen will. Die materielle Zusammenstellung hingegen dient auch denjenigen, die sich erst darüber unterrichten wollen, was für Verordnungen für irgend einen Gegenstand vorhanden sind. Mit Recht hat desshalb der Vf. diese materielle Ordnung der chronologischen vorgezogen. Indessen hätte mit jener leicht ein blosses chronologisches Register verbunden werden können, welches weder viel Mühe, noch vielen Platz gekostet, gleichwohl die Auffsuchung erleichtert haben würde. Bey der materiellen Anordnung konnte nun entweder alphabetisch oder systematisch verfahren werden. Unstreitig hat das letztere den Vorzug, nicht bloss wegen der Raumersparung, sondern auch wegen der Erleichterung des Studiums und der Übersicht ganzer Materien, so wie der Nachtragung der neuen Vorschriften; zumal da ein zwey Bogen starkes Register denjenigen Ersatz giebt und zu Hülfe kommt, die zur Erleichterung des Aufschlagens einer alphabetischen Anordnung den Vorzug zugestanden haben möchten.

Das System selbst, welches der Vf. zum Grunde gelegt hat, ist, wie sich aus der Vergleichung des ganzen Werkes nunmehr ergiebt, im Wesentlichen das des Hrn. *v. Berg*, jedoch mit einiger Abweichung und Ausdehnung. Man wird es so wenig tadeln können, dass der Vf. ein System befolgt hat, wonach bereits eine andere Sammlung veranstaltet ist, die sich in so vielen Händen befindet, und woran die Männer vom Fache desshalb schon meistentheils gewöhnt sind, als man dem Vf. wegen der Abweichungen davon im Ganzen den Beyfall versagen kann, wenn gleich sich gegen das System selbst und dessen Eintheilungsglieder wohl Ausstellungen machen liessen, und besonders eine Rubrik: vermischten Inhalts, gar nicht vorkommen sollte.

Was die Vollständigkeit der Sammlung und die Unterordnung der Materialien unter die Haupt-Rubriken anbetrifft: so haben wir gefunden, dass der Vf. die in unserer Beurtheilung des früher erschienenen ersten Theiles vermissten Verordnungen in diesen letzten Theilen nachgeliefert hat. Sowohl über den Ort, wohin dieses oder jenes Materiale verwiesen worden ist, als über die Vollständigkeit

selbst, glauben wir, dürfen die Ansprüche bey der ersten Sammlung der Art nicht zu hoch gespannt werden, da weder die Grenzen dessen, was zur Polizey gehört, bereits fest stehen, noch oft ein ganz fester Anhalt bey Verordnungen, welche mehrere verwandte Gegenstände betreffen, zu geben ist, wohin sie gestellt werden müssen. Eine allzuhäufige Verweisung auf andere Stellen des Buches würde dasselbe vertheuert haben, und wird in den meisten Fällen durch das Register überflüssig gemacht, das mit sichtbarer Sorgfalt und Mühe angefertigt worden, und für den Gebrauch des Werkes von grossem Werthe ist.

Was wir, bey genauer Durchsicht der beiden letzten Theile, im Einzelnen zu erinnern und nachzutragen gefunden haben, besteht in Folgendem, das um so sorgfältiger angegeben ist, da durch dessen Nachtragung der Nutzen dieses Buches selbst nur vermehrt werden kann. Die Vorschriften wegen Erwerbung und Verwaltung des Kirchenvermögens gehören gar nicht in die Polizeygesetzgebung, sondern nur die Justiz oder Landesverwaltung, dagegen statt deren die Verordnungen über das friedliche Verhalten der Religionsparteyen hier hätten aufgenommen werden sollen. Da das Edict v. 25 July 1788 besonders abgedruckt ist: so hätte auch das Rescr. v. 19 Dec. ejusd. aus dem N. C. C., welches jenes nur für ein kirchliches Polizeygesetz erklärt, sogleich beygefügt werden müssen. Da bey der Ehrenpolizey die Vorschriften wegen Erschleichung des Adels durch Taufscheine nicht angeführt worden sind, sie auch bey der Taufhandlung nicht vorkommen: so werden die desfallsigen Verordnungen vom 1 Septbr. 1798, 7 und 27 April, 23 May und 13 Aug. 1799 vermisst. Nicht minder hätten die mannichfachen Vorschriften wegen des Aufgebots bey Trauungen in das Repertorium gehört, so weit solche nicht bloss den Ort des Aufgebots angehen. Dasselbe gilt von den verbotenen Trauungen, so weit das Verbot auf Verhütung von Verbrechen und nichtigen Ehen geht, durch welche immer Täuschungen entstehen. Noch verdient das Resc. v. 13 Febr. 1699 wegen des Rangstreites bey Austheilung des h. Abendmahles Erwähnung. Bey den Landschulen ist, ausser dem A. L. R. II, 12. §. 6 und der Ges. Samml. von 1811. S. 272. §. 83—85, das Resc. v. 21 May 1753 und das vom 5 April 1773, wegen des Schulzwanges, noch nachzutragen, so wie die Resc. v. 16 May 1760, 26 Jan. 1765, 21 Febr. 1781 und 19 März 1789 wegen Bestrafung der Schullehrer. Selbst die alten Schulordnungen v. 24 Octob. 1713 und 30 Octob. 1718 sind noch nicht ausser allem Gebrauch. Die §§. 136—140 im Anh. z. A. L. R. enthalten lauter Polizeyvorschriften für Universitäten, womit das Resc. v. 12 Juny 1805 in der juristischen Monatsschrift zu vergleichen ist. Weder in dieser Abtheilung, noch bey den Ressortverhältnissen ist die Verordn. v. 28 Dcbr. 1810, wegen Einrichtung der akademischen Gerichtsbarkeit, aus der Ges. Samml., worauf sich auch die Verordnungen in *Kleins* Annalen B. XV. S. 356 und B. XIX. S. 246 beziehen, angezogen zu finden. Die Abtheilung für die Erziehung der Kinder ist nur darum so kurz, weil die hieher gehörigen Vorschriften bey anderer Gelegenheit vorkommen, wie das Register unter dem Worte: Kinder, nachweist. Doch hätte das A. L. R. II, 2. §. 75—79, 613, 623 sqq., 681 und 753 sqq., so wie II, 18. §. 308 sqq. und 20. §. 1012, nebst dem Resc. v. 24 Jan. 1804 im N. Archive III. S. 35 und 297 und der §. 104 des Anh. z. A. L. R. angezogen werden müssen. Bey der Materie von der Verschwendung ist die Bestimmung der A. G. O. I, 38. §. 2 und 9 für die Polizey wichtig, so wie denn überhaupt die Blödsinnigkeitserklärungen nicht hätten ganz übergangen werden sollen. Eben so wenig ist abzusehen, warum nur der Luxus bey Trauerfällen und nicht alle Luxusgesetze, z. B. wegen der Zahl der Gevattern, der Hochzeiten, der Livreen, aufgenommen worden sind. Bey Gelegenheit des Landarmenwesens, über welches der Abdruck mehrerer neuerer, dahin einschlagender Reglements vielen Unterricht gewährt, hätten zugleich die gesetzlichen Bestimmungen über die Aufnahme neuer Ortseinwohner vorgetragen werden können, da die Gemeinden gar häufig der Aufnahme aus Besorgniss der dadurch auf sie fallenden Verpflegungsverbindlichkeit widersprechen, und die Polizey diesen Streit schlichten muss. Bey den Vorschriften über die Züchtigung des Gesindes fehlen das A. L. R. II, 7. §. 227 sqq., und des Anh. §. 105, ferner die Cabinetsorder v. 7 Nov. 1809 in den Jahrbüchern H. II. S. 280, und das Resc. v. 6 Febr. 1809 in der juristischen Monatsschrift B. VIII. S. 40. Nebst dem Reglement für die Lohnbedienten in Köln, hätte das für Danzig vom 3 April 1794 in N. C. C. wenigstens angezeigt zu werden verdient. Bey den fleischlichen Verbrechen wäre noch besonders auf das A. L. R. II, 20. §. 1043—1046 zu verweisen gewesen. Bey der Beschädigung öffentlicher Anstalten ist das Edict v. 10 Nov. 1728 und das Patent v. 13 July 1701, wegen Beschädigung der Löschinstrumente und der Wegweiser und Meilensteine, besonders zu erwähnen. Wegen Schonung der Nachtigallen sind schon alte Verordnungen von 1686 und 1693 im C. C. M. Für den Marktverkehr ist noch das Resc. v. 14 Nov. 1798 in N. C. C. nachzusehen, so wie S. 677 das Edict v. 20 Nov. 1810 in der Ges. Samml. übersehen worden ist. Hieher gehört auch noch das A. L. R. II, 20. §. 148. Nicht unangeführt hätte bleiben dürfen die Verordn. v. 14 März 1734 in C. C. M., wonach keine Scharfrichterey in den Städten angelegt werden darf, noch das Edict v. 24 März 1783 über die Verfassung der Abdecker. Bey dem Münzwesen sind die Verordn. v. 26 Febr. 1799, v. 4 Febr. und 20 Septbr. 1806 in N. C. C. nachzutragen, und bey der Schifffahrt das A. L. R. II, 8. §. 1403 und I, 20. §. 377—379, nebst der Verordn. v. 5 May 1809 in der juristischen Monatsschrift und dem Patente v. 24 März 1717 in C. C. M. Da der Vf. das Vorfluth-Edict von 1773 hat

abdrucken lassen: so ist gar nicht abzusehen, warum das spätere v. 13 Jan. 1795 weggelassen, und die Edicte v. 25 Febr. 1704, 9 Nov. 1717, 7 Octbr. 1726 und 23 May 1772 nicht wenigstens allegirt worden sind, die sich ebenfalls sämmtlich in der Edictensammlung befinden. In der Landesculturpolizey hätten die Gesetze, welche die Abstellung der Hütungsmissbräuche betreffen, als v. 27 July 1759 und 29 April 1765 für Halberstadt, v. 19 May 1770 wegen Abstellung der Frühjahrshütung, und v. 21 Febr. 1791 wegen des Anbaues der Futterkräuter, die sämmtlich in der Edictensammlung sich befinden, nicht übergangen werden dürfen, so wenig als das Verbot die Hütung des Viehs an der Leine auf den Rainen der Felder. Da die Edicte vom 8 Octb. 1731, 27 April 1745 und 3 Dec. 1746 wegen der Baumfrevel nicht aufgehoben sind: so hätten solche nachgewiesen werden müssen. Die Vorschriften wegen der Castrirer und Schweinschneider sind bey der Landwirthschafts-Polizey vermisst worden. Beym Postwesen wäre die allgemeine erneuerte Postverordnung vom 26 Nov. 1782 vor allen Dingen anzuführen gewesen.

Bey dem dritten Abschnitte über die ausübende Polizey scheint dem Setzer ein Unglück begegnet zu seyn, indem die einzelnen Verordnungen unter einander gerathen sind, vielleicht durch das Fallenlassen derselben. Denn es sind einige darunter gerathen, die ganz offenbar hieher nicht gehören, und alle sind zu sehr unter einander gemengt, welches der Vf. durch schickliche Unterabtheilungen, über das Ressortverhältniss, die Form des Verfahrens, den Instanzenzug u. s. w. hätte vermeiden können. Schätzbar indessen bleiben für den Praktiker die hier zusammengebrachten Materialien. Jedoch ist die Circularverordnung vom 30 Dcbr. 1798 wegen des Verfahrens bey Tumulten, so wie das Edict vom 15 Novbr. 1811 in Betreff des Verfahrens bey Vorfluthsachen, noch nachzutragen.

Weit entfernt sind wir von dem Gedanken, als wenn durch diese Erinnerungen Alles hinzugefügt wäre, was annoch verlangt werden könnte. Es ist diess weder der Zweck einer Recension, noch zu leisten möglich. Eben darum aber wird auch dem Vf. kein Vorwurf daraus zu machen seyn, dass er noch nicht Alles erschöpft hat. Wer die Schwierigkeit einer solchen Sammlung, und die grosse Zerstreutheit der Materialien nur einigermassen kennt, wird ihm vielmehr Dank wissen, dass er sich dadurch von dem Unternehmen nicht hat abschrecken lassen, und die erste Sammlung veranstaltet hat, welche zwar nicht ganz vollständig, aber nichts desto weniger ungemein reichhaltig ist, und die Möglichkeit darbietet, durch fleissiges Nachtragen sich in den Besitz eines ganz vollständigen Repertoriums ohne grosse Mühe mit der Zeit zu setzen.

Rvl.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ERFURT, in der Maringschen Buchhandl.: *Andeutungen, wie durch eine zweckmässigere Benutzung der bestehenden Einrichtungen, in ganz Deutschland, bey geringerer Belästigung des Publikums, eine höhere Stufe der Sicherheit gegen Raub, Diebstahl und ähnliche Verbrechen zu erreichen seyn würde.* Von dem Polizeyrath *Merker.* 1818. 130 S. 8. (12 gr.)

Die Mittel, welche der Vf. zur Begründung einer höheren Stufe der Sicherheit in unserem Deutschen Vaterlande in Anspruch nimmt, sind (S. 13) eine ausreichende Ortsaufsicht; ein umsichtiges Verfahren, um die Thäter vorgefallener Verbrechen und die entwendeten Güter zu entdecken; ein wohlgeordnetes Passwesen; zweckmässig angeordnete und gut ausgeführte Orts-, Kreis- und Landes-Visitationen; ein richtiges Verfahren gegen die, wegen Unvollständigkeit oder gänzlichen Mangel an Ausweis zur polizeylichen Untersuchung gekommenen Personen; und Beschränkung des Hausierhandels und ähnlicher Gewerbe. — Was in Bezug auf den Gebrauch dieser Mittel geschehen müsse, zeigt er nicht ohne Sachkenntniss. Doch wird jeder nur einigermassen Verständige und seinem Dienste gewachsene Polizeybeamte, in seinen Instructionen nicht viel Neues finden, und sie daher ohne Nachtheil entbehren können. Überhaupt kommt es bey Dingen der Art weniger darauf an, anzudeuten, *was* geschehen soll, als darauf, nachzuweisen, *wie* das, was geschehen soll, zweckmässig geschehen möge; und vorzüglich in Beziehung auf diesen Punct lassen die Andeutungen des Vf. manches zu wünschen übrig. Auch scheint er bey seinem Streben, Sicherheit zu fördern, überall mehr und grössere Unsicherheit zu finden, als wirklich vorhanden seyn mag; und darum müssen wir denn, besonders wenn irgendwo die Ideen des Vfs. über das Passwesen (S. 36 fg.) beachtet werden sollten, leider befürchten, die praktische Polizey, die ohnediess dem Grundsatze huldigt: *quilibet praesumitur malus*, und es sich zur Maxime gemacht hat, überall unzuverlässige Leute, Feinde der öffentlichen Sicherheit und Verbrecher zu sehen, könne da, wo sie die Unsicherheit bekämpfen will, selbst am Ende die gefährlichste Feindin der bürgerlichen Freyheit und der öffentlichen Sicherheit werden, und das Leben im Staate in eine wahre Arrestanstalt, den Staat selbst aber in ein grosses Correctionshaus, oder wenigstens in eine Polizeywache umschaffen. Unter den einzelnen Vorschlägen des Vfs. in Betreff der besseren Organisation des Passwesens und der überall zu weit getriebenen Passpolizey, verdient übrigens der (S. 36 u. 43), dass eine jede Art von Reisepapieren durch ganz Deutschland nach einem übereinstimmenden Formulare ausgefertigt, und dass ganz Deutschland, mit Einschluss der den Deutschen Fürsten zugehörigen angrenzenden Länder, in Bezug auf das Passwesen nur als *Ein*

Staat betrachtet werden möge, den meisten Beyfall. Dasjenige aber, was er (S. 77 fg.) über eine bessere Einrichtung des zur allgemeinen Landplage gewordenen *Schubwesens* sagt, können wir auf keinen Fall für ganz befriedigend anerkennen. Es ist bey weitem nicht genug, dass man für sichere Verwahrung und sicheren Transport der Schüblinge sorgt, auch keinen ausweiset, ehe der Ort seiner Heimath oder seiner Geburt vollständig und bestimmt ausgemittelt ist — warauf die Vorschläge des Vfs. zunächst gerichtet sind, — sondern, was vorzüglich hiebey Noth thut, ist das, dass der Willkühr der Polizeybehörden gehörige Schranken gesetzt werden, damit sie nicht jeden für einen auszuweisenden Vagabunden ansehen, der sich — wie man sich gewöhnlich ausdrückt — über den Zweck seines Umhertreibens nicht gleich so ausweisen kann, wie sie es wünschen und fodern. Am wenigsten möchten wir die von dem Vf. (S. 92) vorgeschlagene gesetzliche Bestimmung billigen, dass jeder, den die Polizey für einen Vagabunden achtet, weil dessen Namen, Heimath oder Geburtsort nicht sofort ausgemittelt werden kann, so lange bis diese Ausmittelung erfolgt, in Zwangs-Arbeits-Anstalten sicher aufbewahrt werden solle. Man sollte doch wohl billig Leute ruhig ihre Strasse ziehen lassen, die sich keiner Widerrechtlichkeit schuldig gemacht haben, sollte man auch über den Grund und den Zweck ihres Umhertreibens nicht sogleich im Klaren seyn. Der Inquisitionsgeist und die Spionirsucht unserer Polizeybehörden fördert wahrlich die allgemeine Sicherheit nicht. Der wahre Verbrecher ist in der Regel schlau genug, um sich dem Argusauge der Polizey zu entziehen, und der rechtliche Mann erliegt in der Regel ihren Plackereyen, wenn ihn vielleicht seine Rechtlichkeit und seine Arglosigkeit veranlasst haben sollte, eine der mannichfachen Formen unbeachtet zu lassen, in das sich das Treiben der Polizey meist verwickelt. — Daran, dass so viele Vagabunden werden, ist gerade die Polizey am meisten Schuld, dadurch, dass sie den Leuten so sehr das Unterkommen erschwert, und dadurch so manchen heimathlos macht, der ohne sie zuverlässig eine gute Heimath gefunden und erhalten haben würde. — Was der Vf. endlich über den Hausierhandel und dessen angemessene Beschränkung (S. 121 fg.) sagt, verdient Beyfall. Den Hausierhandel ganz abzustellen, geht auf keinen Fall; nur dahin ist zu wirken, dass er nicht in Betrügerey und Diebeshehlerey ausarte, und dazu sind die Vorschläge des Vfs. wohlgeeignet.

Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Wien*, b. Pichler: *Betrachtungen über die Frage: Sind die in Österreich bestehenden Fabriken und Manufacturen dem Vaterlande nützlich, verdienen sie Unterstützung, und worin kann diese vorzüglich bestehen?* Von *Anton Töpfer.* 1817. VI u. 63 S. 8.

Die Haupttendenz des Vfs. ist, die Nützlichkeit des von der Österreichischen Regierung seit Joseph II in Bezug auf Fabriken und Manufacturen angenommenen Systems nachzuweisen, und dadurch die Vorwürfe zu beseitigen, die man neuerdings diesem Systeme gemacht hat. — Interessant ist allerdings das von ihm gewählte Thema. Doch zu dessen ausreichender Bearbeitung gehört bey weitem mehr, als der Vf. hier gegeben hat. Hr. T. ist bey weitem nicht tief genug in das Wesen der Österreichischen Gewerbs- und Handels-Verhältnisse eingedrungen, um etwas Erschöpfendes darüber liefern zu können. Damit, dass man anführt, durch Betreibung dieser oder jener Fabrik im Lande werde dem Lande diese oder jene Summe Geldes erhalten, welche sonst für diese oder jene Waaren aus dem Lande gegangen seyn würde, — damit, sagen wir, ist eigentlich über die hier vorgelegte Frage so viel als nichts gesagt. Die Hauptfrage ist und bleibt bey solchen Untersuchungen immer die: Werden durch Begünstigung dieser oder jener Fabriken im Lande nicht andere Erwerbszweige gedrückt, die einträglicher zu betreiben gewesen seyn möchten, als die begünstigten Fabriken? Wenn das Land, das vorzüglich zur Urproduction geeignet ist, die Urproductionszweige vernachlässigt, um die industrielle Production zu fördern: so wird niemand diese letzte Production nützlich finden können, gesetzt auch es sollten durch sie dem Lande einige Summen erhalten werden, die sonst hinausgingen. In der Regel werden diese Summen durch das, was dem Lande durch die vernachlässigten Urproductionszweige entgeht, zum Nachtheile des Landes bey weitem überwogen. So sehr auch Österreich seit Josephs II Zeit die Fabriken begünstigt hat, immer hat es seine Verhältnisse doch noch nicht dahin bringen können, dass es nicht die Handelsbilanz jährlich mit 2—300,0000 Gulden gegen sich hätte, und nicht eine Menge Urproducte einführen müsste, zu deren Gewinnung das Land so trefflich geeignet ist, namentlich *Rindvieh*, *Pferde*, *Schaafe*, *Schweine*, und *Getreide*, für welche Artikel jährlich gegen 700,0000 Gulden aus dem Lande gehen. Dieses würde aber wohl schwerlich der Fall seyn, hätte man der Urproduction den Eifer und die Capitale gewidmet, welche man widernatürlicher Weise den Fabriken zugewendet hat. Nicht um die Beförderung der industriellen Betriebsamkeit mag es einer Regierung, die ihr Volk wohlhabend und reich machen will, zu thun seyn, sondern um Beförderung der Betriebsamkeit im Allgemeinen, und insbesondere in solchen Zweigen, welche der Lage des Landes am meisten zusagen. Darum können wir denn auch von der Ausschliessung der fremden, und namentlich der Englischen, Concurrenz keineswegs das hoffen, was sich der Vf. (S. 61) davon verspricht. Möglichste Freyheit des Verkehrs ist die Seele der Betriebsamkeit und das Palladium des wahren Volkswohlstandes, keineswegs irgend ein Wirthschaftssystem, das eine Classe des Volks auf Kosten der Anderen zu bereichern sucht.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

MEDICIN.

Prag, b. Calve: *Ansichten über das bisherige Heilverfahren, und über die ersten Grundsätze der homöopathischen Krankheitslehre*, von *Ignaz Rudolph Bischoff*, Dr. der Med., K. K. öffentl. ord. Prof. der medic. Klinik und speciellen Therapie für Wundärzte an der Karl-Ferdinand-Universität, Primararzte im allgemeinen Krankenhause zu Prag. 1819. 134 S. 8. (18 gr.)

Es sind nun vier und zwanzig Jahre, dass Hr. *Hahnemann* die ersten Ideen zur homöopathischen Heilmethode öffentlich bekannt gemacht (*Hufeland's* Journal der prakt. Heilkunde II B. S. 391 f.), und zehn Jahre, dass er denselben durch ausführlichere Darstellung in seinem *Organon der rationellen Heilkunde* (vgl. Jen. A. L. Z. 1811. No. 7.), allgemeinern Eingang zu verschaffen gesucht hat. Demohngeachtet fehlte es bis jetzt an einer gründlicheren und angemesseneren Prüfung jener Lehren, als sie bey Recensionen, wo es an Raum gebricht, angestellt werden kann. Zwar hat *Hecker* eine genauere Kritik derselben versucht (*Annalen der gesammten Medicin* II B. S. 31 ff.), allein er hat den rechten Weg verfehlt und so manche Blössen gegeben, die man von einem so gelehrten Manne, und da, wo es eine so wichtige Angelegenheit betrifft, nicht hätte erwarten sollen. Hr. *Bischoff* hat sich daher ein grosses Verdienst erworben, dass er diesen Gegenstand mit so viel Ernst und Würde aufs Neue öffentlich zur Sprache bringt, und eine Prüfung mehrerer Grundsätze der homöopathischen Krankheitslehre mittheilt, in welchen sich der gründlich unterrichtete, ruhige und erfahrene Arzt, der es mit der Heilkunde und dem Wohle der Menschheit redlich meint, dem es nur um *Wahrheit* zu thun ist, so deutlich ausspricht. Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift hat ein in Prag ganz neues Ereigniss gegeben. Man kannte die homöopathische Heilmethode nur noch aus Hrn. *Hahnemanns* Schriften, als unerwartet ein K. K. Militärarzt Namens *Marrenzeller*, ein bis dahin nur wenig bekannter Mann, auftrat, und nach jenen Lehren, die er nur aus *Hahnemann's* Werken sich zu eigen gemacht hatte, verschiedene glückliche Curen verrichtete, die sehr viel Aufsehn erregten. Die allgemeine Gültigkeit und Trefflichkeit, welche man jenen Lehren von der einen Seite beylegte, die der Sache angemessene andere und bessere Überzeugung der würdigsten Ärzte Prags, die dagegen wieder mit immer mehr Geräusch verbreiteten Nachrichten von *Marrenzellers* glücklichen Curen, erregte unter dem grösseren Publico jener Stadt einen solchen Widerstreit der Meinungen, dass der Wunsch, klarer in der Sache zu sehen, nicht länger unterdrückt werden konnte, und Herr *Bischoff*, einer der geachtetsten und beschäftigsten praktischen Ärzte in Prag, erhielt von mehreren Seiten die Aufforderung, seine Ansichten über jenes neue Heilverfahren öffentlich mitzutheilen. Nach neueren Nachrichten, die Rec. aus Prag erhalten hat, mindert sich aber schon das Vertrauen zu jenem Verehrer der homöopathischen Heilmethode, da man bereits bemerkt hat, dass manche dem Anschein nach glänzende Curen, nur in einer, kurze Zeit lindernden Hülfe, bestanden haben.

Da Hr. *Hahnemann* die Heilmethoden, deren man sich auch jetzt noch bedient, ganz verwirft, und, was Hr. *B.* gebührend rügt, mit hartem, der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht immer *würdigen* Tone über die Bemühungen um die Menschheit so hoch verdienter Ärzte aller Jahrhunderte oft sehr ungerecht abspricht, ja sich so weit erhebt zu erklären, dass die Ärzte, welche sich drey und zwanzig Jahrhunderte lang in einem *besinnungslosen* Zustand befunden hätten, die ächte Heilkunst erst *von ihm* erhielten: so beginnt Hr. *B.* damit, kurz, aber bestimmt und klar zu zeigen, dass die Methoden, deren sich die Heilkunde bisher zur Erreichung ihres Zweckes bediente, mit Nutzen und zum Wohle der Menschheit in Anwendung gebracht worden sind, und dass die von Hrn. *Hahnemann* so ganz allgemein ausgesprochenen bittern Vorwürfe, den wahrhaft rationellen Arzt nicht treffen. — Wo es nur irgend möglich ist, da bemüht sich der gründlich unterrichtete Arzt, die erregende Ursache der Krankheit zu heben; da diese Methode, aber nur bey der Minderzahl der Krankheiten, angewendet werden kann: so muss man sich eine möglichst erschöpfende naturhistorische Kenntniss der Krankheit zu verschaffen suchen; dieses geschieht durch genaue Erforschung sowohl der wesentlichen und charakteristischen, als auch der mehr zufälligen Symptome, der veranlassenden Ursachen des Verlaufes und der Bedingungen, unter welchen einzig eine glückliche Entscheidung möglich ist. Trefflich zeigt nun der Vf., durch welche Momente und Schlüsse der Arzt nach und nach zu einer Diagnose und Indication gelange, welche, so weit Menschenkräfte nur reichen, der Wahrheit vollkommen entspricht.

Mit Unrecht macht daher Hr. *Hahnemann* den Ärzten den Vorwurf, dafs sie oberflächlich verfahren, dafs sie die Symptome nicht beachten, dafs sie grob empirisch, nicht rationell handeln. — Zwey Hauptverfahren bey dem Heilungsgeschäft sind es, zwischen welchen die Indication entscheiden muss: die *beobachtende* oder *erwartende Methode* (*methodus expectativa*), und die *active Methode*. Keiner von diesen beiden Methoden kann man unbedingt den Vorzug geben; jede ist, an ihrem Orte und zur gehörigen Zeit angewendet, gleich wichtig; selbst in dem nämlichen Krankheitsfalle muss man öfters mit beiden Heilverfahren abwechseln.

Das *active Verfahren* Krankheiten zu behandeln, begreift wieder *drey* Arten unter sich: die erste Art ist das bisher im Allgemeinen übliche Verfahren der rationellen Heilkunde, und umfafst ein vielfaches, nach allen Richtungen des Organismus ausgehendes Handeln, und ruht auf der Stütze sicherer Indicationen, die vorzüglich dahin gerichtet sind, die erregende Ursache der Krankheit so viel möglich zu beseitigen, die Systeme des Organismus in harmonischem Gleichgewicht, und dadurch die lebenden Kräfte im hinreichenden Zustand zu erhalten; jedes gefährdete Organ höchst strenge zu würdigen, und seine gestörten Functionen wieder auf den Normalgrad zurückzuführen, endlich Gefahr drohende oder lästige Symptome zu entfernen. Im sehr uneigentlichem Sinne wird sie die allopathische oder heteropathische, d. i. ein andersartiges Übelbefinden erzeugende Methode genannt. — Die *zweyte Art* Krankheiten zu behandeln ist die Hervorrufung einer, dem vorhandenen Übelbefinden entgegengesetzten Krankheit, die antiopathische oder palliative Methode. — Die *dritte Art* diesen Zweck zu erreichen, besteht in der Anwendung von Arzneykörpern, welche schon an und für sich in dem gesunden, lebenden Organismus dem gegenwärtigen Krankheitsfalle, so viel nur möglich, ähnliche Symptome, und in möglichst gröfster Anzahl hervorzubringen vermögen. Es wird nach dieser Methode in dem kranken Organismus neuerdings ein seinem Leiden *höchst ähnliches* (aber nicht gleiches) Leiden künstlich hervorgerufen, und daher hat dieses Verfahren den Namen der *homöopathischen Heillehre* von ihrem Gründer *Hahnemann* erhalten. — Nach gehöriger Würdigung der Verdienste *Hahnemann's*, geht der Vf. zur Prüfung mehrerer der obersten Grundsätze jener Krankheitslehre über, und spricht mit eben so viel Ernst als Gründlichkeit und Ruhe ein so gerechtes Urtheil aus, dafs ihm gewifs der Beyfall aller erfahrenen und wahrheitliebenden Ärzte nicht entgehen wird. — Wir stimmen Hrn. *B.* vollkommen darin bey, dafs den Werken des Hrn. *Hahnemann* über die homöopathische Heilkunde originelle Ansichten, einige Consequenz, ausgebreitete Bekanntschaft mit der Literatur und kraftvolle Schreibart nicht abzusprechen sey, dafs es aber gerade an demjenigen mangelt, was bey einem so sehr wichtigen Gegenstand die absolute Nothwendigkeit erfodert, an einer *gehörigen Nachweisung und Bestätigung der vielfältigen Erfahrungen*, *auf welche er sich beruft*, und die seiner Lehre allein eine Stütze gewähren können. — Rec. kennt die Verdienste, welche sich Hr. *Hahnemann* durch seine früheren Arbeiten erworben hat, und weifs sie gewifs zu schätzen, auch ist er nicht befangen in blinder Anhänglichkeit am Alten; so oft er aber nur die von Hrn. *Hahnemann* aufgestellten Grundsätze der homöopathischen Krankheitslehre prüfte: so kam er immer auf dasselbe Resultat. Fast alle jene Grundsätze sind durchaus nicht in der Allgemeinheit gültig, in welcher sie Hr. *H.* aufstellt und zur Basis seiner Lehre macht. Unter den vielen irrigen, und zwischen manchen offenbar verderblichen Lehren, finden sich auch einige nützliche und gewifs in der Natur gegründete, aber mit jenen so verwebt und so wenig klar herausgehoben, dafs nur nach sorgfältiger und unparteyischer Prüfung, das Wahre, das im Princip liegt, von dem Falschen, das damit vermengt worden ist, wird geschieden werden können, so dafs sich deutlich ergiebt, auf welche Fälle das Heilverfahren nach jenem Princip anwendbar sey. Nicht schwer sind aber die Irrthümer aufzufinden, zu welchen jene Lehren führen können. Man erinnere sich nur an Hrn. *Hahnemann's* Aussprüche über das Aderlassen bey Lungenentzündungen; man soll hier *Squilla* anwenden, und die *antiphlogistica*, so wie das Aderlassen, werden ohne Unterschied verworfen. Mit kräftigen Waffen kämpft Hr. *Bischoff* gegen diese Äusserung (S. 127), welche mit den Folgerungen, die man aus ihr ziehen kann, allein schon hinreichen sollte, selbst dem Nichtarzt die Mängel der homöopathischen Heilmethode zu zeigen. — Sollte es nicht auch Hn. *Hahnemann* so gegangen seyn, wie manchem geistreichen Mann der Vor- und Mitwelt! Man überschätzt den Werth seiner Auffindungen. — Allein Hr. *H.* beruft sich auf vielfältige Erfahrungen! Wer hat diese Erfahrungen gemacht? *Ein Einziger!* So grofs auch unsere Achtung gegen diesen seyn mag: so ist es doch wirklich zu viel verlangt, dafs wir auf das Wort eines Einzigen einer Lehre huldigen sollen, die Heilregeln zu vertilgen strebt, für deren Nützlichkeit und Zweckmäfsigkeit Tausende sprechen. Hr. *Hahnemann* meint es redlich, er will der leidenden Menschheit auf besseren Wegen Genesung bereiten; er will nicht täuschen; wir trauen seiner Rechtlichkeit; allein bey einem solchen Vertrauen können wir nicht begreifen, warum er nicht Mittel ergreift, die ihm so nahe liegen, um zu prüfen, ob er, einmal durchdrungen von dem Glauben an die Untrüglichkeit seiner Grundsätze, *sich nicht selbst täusche*, ob er nicht vielleicht *seinen Lehren* zuschreibe, was er nur in einem *ihm eigenen Talent* und einer Persönlichkeit suchen sollte, die er keinem seiner Schüler mittheilen kann, und dafs er so durch seine Lehren, wenn sie je in ihrer Allgemeinheit Eingang finden sollten, seine gut gemeinten Absichten ganz verfehlt. — Die Zeit mahnt: möge doch Hr. *Hahnemann*, nach 40jährigem Wirken, sei-

ne Verdienste dadurch erhöhen, dass er unter den *gelehrten* und *einsichtsvollen* Ärzten in Leipzig Einige auswähle, um noch mehrere Jahre lang unter den Augen derselben seine Grundsätze mit aller Sorgfalt am Krankenbette zu prüfen! Dadurch wird er seiner Lehre (wenn sie sich bewährt) eine nicht leicht zu erschütternde Stütze geben können; was sich aber an ihr nicht bewährt, das verwerfe er mit Freymüthigkeit und Unbefangenheit. So nur wird er sich dauernden Ruhm erwerben können, welchen Erfolg diese Prüfung auch haben möge; so nur wird er das frohe Bewusstseyn mit hinüber nehmen können in eine bessere Welt, nach Kräften und bestem Wissen zum Wohle der Menschheit gewirkt zu haben, und sich gegen eine vielleicht zu späte Reue schützen. Bevor er dieses nicht gethan hat: so verarge er uns nicht, wenn wir den Heilmethoden mehr trauen, die durch viele Jahrzehnde und durch *öffentliche*, von *mehreren Sachverständigen* geprüfte Thatsachen bestätigt worden sind. Um so mehr, da man bey der Versicherung von der Trefflichkeit der Heilregeln des Hrn. *H.* und seinen vielfachen Erfahrungen, doch in einige Zweifel geräth, wenn man bedenkt, dass sich derselbe an keinem der vielen Orte, wo er gelebt hat, den Ruf eines *glücklichen und geschickten praktischen Arztes bleibend* zu erwerben im Stande gewesen ist. Man suche sich nur zuverlässige Nachrichten von den letzten Aufenthaltsorten des Hrn. *H.* zu verschaffen, von Gommern, Eilenburg, Schilda, Torgau. Soviel Rec. erfahren konnte: so hat derselbe in keinem dieser Orte eine starke Praxis gehabt, sondern mehr an auswärtige Kranke schriftliche Rathschläge ertheilt. Sind *dieses* seine vielfältigen Erfahrungen, dann möge er doch ja erst genau untersuchen, ob er nicht oft durch ganz unrichtige Nachrichten von den Kranken selbst getäuscht worden sey, ob sie nicht neben seinen Arzneyen noch andere Mittel gebraucht haben. Zuverlässig fehlt ihm von Vielen seiner entfernten Kranken eine *bestimmte* Auskunft über das *spätere* Befinden, wodurch er zur *vollen* Gewissheit gelangen könnte: ob er *gründlich* oder nur *palliativ* geheilt hat, oder es müsste gerade ihm nur besser ergehen, als vielen anderen Ärzten. Wollte Rec., der *einst* nur wenige Meilen von Hn. *H.* entfernt lebte, nach dem urtheilen, was er über die homöopathischen Curen zu beobachten Gelegenheit hatte: so müsste sein Urtheil, auch in Beziehung auf die Erfahrung, sehr ungünstig ausfallen. Doch, er will dieses noch nicht aussprechen, indem er hofft, dass Hr. *H.* den obigen Vorschlag annehmen werde.

Bey der *Kritik der Grundsätze der homöopathischen Krankheitslehre* folgt Hr. *B.* dem Ideengang des Organons und beweist, dass die wichtigsten jener Grundsätze, die der homöopathischen Heilkunde als Prämissen zu ihrer Schlussfolge dienen, durchaus nicht auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen können. Bey nur theilweise geltenden Vordersätzen ergiebt sich aber nach den Principien der Vernunft keine Schlussfolge; es wird daher diese Lehre unter keinem gedenkbaren Zusammenfluss von Umständen je allgemeine Anwendbarkeit auf *alle* Krankheiten, ohne mit Menschenleben zu spielen, finden können. Da aber Beschränkung, als Realität mit Negation verbunden, das Daseyn der ersteren nicht aufhebt, sondern nur innerhalb bestimmte Grenzen zurückweist: so hat auch das, was jenseits dieser Grenze liegt, gerechten Anspruch auf Aufmerksamkeit und genaue Würdigung, besonders wenn es eine Wissenschaft von solcher Wichtigkeit und Schwierigkeit, wie die Heilkunde, betrifft. Höchste Vorsicht ist jedoch auch hier dem Arzte zu empfehlen, dem das Leben seines Mitbruders unbedingt in die Hand gegeben ist. — Auf Aussprüche aber, die so vielen Zweifeln und so mannichfaltigen Beschränkungen unterliegen, errichtet Hr. *H.* ein ganzes Lehrgebäude, als wären es Grundsätze von allgemeiner und unbedingter Haltbarkeit. Dieses ist wörtlich das gewiss sehr gerechte Urtheil des Hn. *Bischoff* über die homöopathische Heilmethode im Allgemeinen. Im Einzelnen zeigt er zuerst, wie unrichtig es sey, auf die Erforschung der *gegenwärtigen* Symptome *allein* die ganze Diagnose und Indication zu gründen; dann geht er über zur Prüfung der Sätze, welche sich auf das Zusammenseyn mehrerer Krankheiten und auf die Veränderungen beziehen, welche vorgehen, wenn mehrere Krankheiten in dem menschlichen Organismus zusammen treffen, und beweist durch fremde und eigene Erfahrungen, wie zum Theil ganz irrig, zum Theil nur unter Beschränkungen wahr, das ist, was Hr. *H.* hierüber als unbeschränkt gültig lehrt. Es gilt dieses auch von folgenden beiden Sätzen, auf welche ganz vorzüglich die homöopathische Lehre gegründet ist: „Wird dem schon mit einer acuten Krankheit behafteten Organismus die Ansteckung von einer anderen acuten, aber *gleichartigen* Krankheit aufgedrungen: *so hebt die stärkere die schwächere gänzlich auf, und vertilgt sie homöopathisch.* — Eben so, wenn schon eine chronische Krankheit im Körper liegt, und es wird ihm eine sehr ähnliche acute Krankheit aufgedrungen, so wird die chronische von der acuten gänzlich vernichtet, und *homöopathisch geheilt.*“ Sehr richtig bemerkt Hr. *B.*, dass schon der Ausdruck *gleichartig* einen sehr unbestimmten Begriff bezeichnet, der zu mannichfachen Irrungen und Missdeutungen Veranlassung geben könne. Aber auch die Beyspiele, welche Hr. *H.* zum Beweise für jene Sätze anführt, sind durchaus nicht genügend. Der Kopfgrind, die ausgeschlagenen Köpfe und die Milchbärte sah Hr. *B.* und auch Rec. nie verschwinden, wenn die Vomicpustel auch noch so schön stand. Ganz und gar nicht bestätigt ist die Behauptung, dass das Quecksilber die Lustseuche desswegen heile, weil es den Schankern sehr ähnliche Geschwüre im Munde erzeugt; auch ist ja das Quecksilber bey mehreren anderen Krankheiten sehr wirksam, bey welchen man nie Geschwüre bemerkt, die mit den Mercurialgeschwüren Ähnlichkeit haben. — Es ist zwar wahr, dass mehrere chronische Krankheiten durch dazu kom-

mende acute gänzlich geheilt werden, oft aber durch sehr *ungleichartige* Krankheiten. — Hr. *H.* verwirft jede *Eintheilung der Krankheiten*, wegen ihrer ungeheueren Verschiedenheit und Menge; hier wird gezeigt: dass dem Arzte eine Classification der Krankheiten unentbehrlich sey, und dass er ohne solche der festesten Stütze der Klarheit seiner Begriffe entbehrt. Eben so unentbehrlich sind auch die *Krankheitsbenennungen*, die Hr. *H.* ebenfalls tadelt. Aber ganz ungerecht ist sein Vorwurf, dass auf allgemeine Krankheitsbenennungen ein allgemeines Heilmittel angewendet werde. Dieses thut gewiss, so unbedingt, kein gut unterrichteter Arzt; denn er weiss, dass er jeden vorliegenden Krankheitsfall, als einen besonderen, den Umständen und dem ergriffenen Subjecte nach anzusehen und individuell zu behandeln habe. — Hr. *H.* beschuldigt die Ärzte ungerechter Weise der Oberflächlichkeit, vorzüglich bey der Krankheitserforschung, und scheint doch, seinen Vorschriften zu Folge, selbst in diesen Fehler zu verfallen, indem er die Erforschung des vorhergehenden Zustandes und des bisherigen Verlaufes vernachlässigt, und fast lediglich auf die Erhebung des gegenwärtigen Zustandes und auf die Auffassung eines treuen Gemäldes von demselben dringt. Dass man sich dieses verschaffe, ist allerdings sehr lobenswerth, nur darf man jene Forschungen dabey nicht unterlassen. — Und werfen wir nun noch einen Blick auf die Vorschriften der homöopathischen Lehre, um das Heilmittel aufzufinden, welches in einem gegebenen Krankheitsfall angewendet werden soll; zu welchen Verwirrungen, Zweifeln und Missgriffen können diese bey *allgemeiner* Anwendung führen! Wie mannichfach würde man nach individuellen Ansichten die aufgefundenen Symptome in Gruppen zusammen ordnen, wie verschiedenartig würde man die Zufälle aneinander reihen, welche nach Hn. *Hahnemann's* Arzneymittellehre die Heilmittel im gesunden Organismus hervorbringen, und gewiss würde endlich, bey den meisten Verehrern der homöopathischen Methode, das Curiren der Krankheiten in einem grob empirischen Haschen, bald nach diesem, bald nach jenem Heilmittel, bestehen. Wir hätten gewünscht, dass Hr. *B.* auch hierüber noch Einiges wenigstens beygefügt hätte. Indessen macht er uns Hoffnung, dass dieses an einem anderen Ort geschehen soll, und wir setzen nur noch hinzu: möge es recht bald geschehen!

Noch müssen wir unsere Leser auf die naturgetreue Beschreibung einer Fieberart aufmerksam machen, welche der Vf. S. 86 einschaltet. Es sind diejenigen Fieber, bey welchen die tiefern Organe der Reproduction, besonders das venöse, lymphatische und Drüsensystem des Unterleibes vorherrschende Symptome darstellen. *Cullen*, *Reil* und *Markus* begriffen sie unter *Synochus*, *Richter* bezeichnet sie mit Schärfe, als *Febris venosa lymphatica*, und der Vf. will sie mit dem Namen: *splanchnische Fieber* bezeichnen. Gewiss werden diese Fieber oft mit Nervenfiebern verwechselt zum grossen Nachtheil für den Kranken, und um so schätzbarer ist jeder Beytrag zu ihrer genauen Kenntniss.

W. F.

Pesth, b. Hartleben: *Thierärztliches Receptbuch, oder Auswahl der wirksamsten und zuverlässigsten Arzneymittel und Operationen in den innerlichen und äusserlichen Krankheiten der Pferde, des Hornviehes, der Schafe, Schweine und Hunde;* nebst einer Anweisung, gegen welche Krankheiten dieselben theils als Vorbauungs- theils als Heilungs-Mittel anzuwenden sind. Für Thierärzte, Landwirthe, Viehhändler und Viehbesitzer überhaupt, nach vieljährigen Beobachtungen aufgezeichnet von *J. G. Schmidt*. 1819. 330 S. kl. 8. (20 gr.)

Es ist eine höchst traurige Erscheinung, dass man es in einem Staate, wie der Kaiserl. Königl. Österreichische, in welchem für die Verbesserung des Medicinalwesens so viel gearbeitet worden ist, in welchem eine berühmte Thierarzneyschule schon über funfzig Jahre besteht, noch nicht dahin hat bringen können, dass Broschüren, wie die oben genannte, die den rohesten und erbärmlichsten Empirismus verrathen und fördern, keine Verleger mehr finden. Die Handlung, welche die Schriften eines *von Ampach* verlegt hat, sollte zum Besten des Publicums die ganze Auflage von diesem Machwerke in die Maculatur werfen. — Es ist eine Sammlung ohne alle Kritik zusammengeraffter guter und schlechter Recepte, die in alphabetischer Ordnung theils nach ihrer auffallendsten Wirkung, theils nach ihrer Form und Anwendungsart aufgeführt werden. Diesen ist ein alphabetisches Verzeichniss *nur der Namen* von Krankheiten, die bey Pferden, Rindern, Schafen, Schweinen und Hunden vorkommen, beygefügt und auf die Recepte verwiesen, welche, nach des Hn. *Schmidt's* Meinung, bey dieser oder jener Krankheit zu brauchen sind, ohne auf die verschiedenen Ursachen, die verschiedenen Stadien der Krankheit oder andere nothwendig zu beobachtende Umstände Rücksicht zu nehmen. Als Beyspiel nur folgendes: *Nervenfieber*: auflösende Abkochungen, Latwergen, Pillen, Pulver, Mixturen, stärkende Latwergen, Pillen, Pulver, Tincturen, reizende Abkochungen, Latwergen, Pillen, Pulver, Mixturen, Klystire, äusserlich scharfe Öle, Salben, künstliche Geschwüre. — *Rindviehpest:* Eisenliquor, Phosphorliquor; fäulnisswidrige Abkochungen, Mixturen, künstliche Geschwüre, reizende Klystire. — Kolik, kolikwidrige, schmerzstillende Pillen, krampfstillende, besänftigende Mixturen, schmerzstillende einhüllende Mixturen, auflösende Latwergen; Klystire; Einreibungen scharfer Öle, Salben.

B. . .

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

LITERATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Enslin: *Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre* 1790 *bis* 1818, von *Franz Horn*. 1819. VI und 282 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Vorliegendes Werk schliest sich an ein früheres von demselben Verfasser an, welches die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts umfasste. Ehe die Schilderung selbst beginnt, giebt Hr. *Horn* einen kurzen Abriss der vorhergehenden Epochen, welcher aber nicht so gezeichnet ist, dass er eine einigermassen genügende Übersicht gewähren könnte. Dieses ist ein Mangel des Buchs, da eine Epoche einzeln betrachtet, nicht erfasst werden kann; eine Einleitung von wenigen Seiten genügt schon, wenn sie nur in klaren Sätzen die Resultate ernster Forschung hinstellt. Vielleicht wird mancher auch eine deutliche Bestimmung dessen, was der Vf. für Poesie und für das Schöne hält, vermissen, da man es jetzo aus dem ganzen Buche selbst erst abstrahiren muss, statt dasselbe mit mehr Nutzen zu lesen, wenn uns des Vfs. Hauptansicht von Anfang an klar wäre. So mag sich der Leser oft versucht fühlen, Aussprüche des Vfs. für individuelle Meinungen anzusehen, denen er seine eigenen beliebig entgegenstellen kann. Der dritte Mangel dieser und anderer Literaturgeschichten ist, dass der Charakter des Volkes, dessen Poesie geschildert wird, nicht gehörig gezeichnet ist, um einzusehen, was lebendig entsprossen, was von aussen hereingebracht ist, ohne in das Mark und Blut des eigenen Stammes überzugehen, und was wahrhaft hinderlich oder förderlich gewesen. Von diesen Mängeln abgesehen, muss man Hn. *H.* zugestehen, dass er redlich und unverdrossen bemüht ist, den Proteus der Deutschen Kunst zu fesseln, damit er ihm die wahre Kunde ertheile, und wir nehmen jedes Mal Antheil, wenn der vielgestaltige Gott ihm entschlüpft, und seiner Mühe spottend als Wasser dahinfliesst.

Der Begriff des Vfs. von der Kritik ist der einzig richtige: „Ausgegangen von der Idee, heisst es S. 4, und der Liebe, und auf ihrer Vereinigung ruhend, soll sie das Geschaffene wiedergeben, seine Entstehung möglichst zeigen, und besonders von dieser historischen Seite, die Entschuldigungen hernehmen für die Mängel der Ausführung; ohne jedoch jemals dem Gedanken selbst etwas zu vergeben. Die Kritik ist die betrachtende und reproducirende Poesie, keineswegs die blosse Hofmeisterin oder Hausverwalterin derselben, wofür sie häufig genug gegolten hat, wenn nicht noch für etwas geringeres, wobey wohl gar ein Vergleich mit dem *frere terrible* und Knecht Ruprecht zum Vorschein kommen dürfte.“ Eben so würdig ist die Ansicht von der Polemik. „Die Polemik, heisst es, ist desshalb nicht bloss erlaubt, sondern nothwendig, und als Wissenschaft zu betrachten. Für die Idee soll der Mensch kämpfen können, oder er wäre der Idee nicht werth; nur soll er nicht vergessen, dass der Kampf nicht um des Kampfes willen geführt wird; und wenn er für den Gedanken der Schönheit kämpft, soll er sich wohl hüten, keine trübe Leidenschaft hinein zu bringen, die ihn selbst, den Kämpfer für das Anmuthige, wohl gar hässlich machen könnte, ein Umstand, der sich leider nur zu häufig in Deutschland ereignet hat. — Endlich ist es gewiss überaus zweckmässig und wichtig, wenn man sich stets wohl besinnt, dass man mit — Menschen streitet.“

Sehr pretiös und geschraubt ist die Schreibart des Vfs., sich selbst wichtig nehmend und den eigenen Worten lauschend. Beständig kommt ein beschwichtigendes *möchte*, *dürfte*, *könnte*, u. s. w. zum Vorschein, und von vielem heisst es: *komisch*, *komisch rührend*, *tragisch* u. s. w. Einfachheit, Klarheit und unumwundenes Heraussagen möchten wohl nirgends mehr an ihrer Stelle seyn, als in einer Literatur- oder Kunst-Geschichte.

Das 19 Jahrhundert der Deutschen Literatur, dessen Anfang der Vf. in vorliegendem Werke schildert, falls er richtig abtheilt, beginnt ihm mit *Fichte's* Wissenschaftslehre und *Schiller's* Horen, und der Französischen Revolution wird ein bedeutender Einfluss auf dasselbe zugestanden. Dieses können wir nicht zugeben, da unsere jetzige Literatur aus *Lessing*, *Winkelmann*, *Goethe* und *Kant*, als aus ihren Wurzeln, entsprungen ist. Unsere Kritik und Polemik hat *Lessing* geschaffen, das tiefe Eindringen in den Griechischen Geist und das Aneignen desselben, so wie die Begeisterung für Schönheit ward durch *Winkelmann* geweckt. Das Beste, was unsere Poesie jetzt aufweisen kann, ist die volksthümliche Dichtung, und das Trauerspiel, beide durch *Goethe* erweckt und so ausgebildet, dass wir ihn noch nicht übertroffen sehen. In *Kant* aber lagen der Idealismus und Pantheismus, der sich entwickelt hat, wie in ihren Keimen eingeschlossen, und können von ihm nicht, als einem neuen Jahrhundert angehörig, abgerissen werden. Unsere jetzige Literatur aus die-

sen ihren Wurzeln abzuleiten, den Gang, den die Entwickelung genommen und unter welchen neuen Einflüssen, ist das Geschäft der Deutschen Literaturgeschichte der letzten Jahre, wenn sie streng begründet und auf klare Beweise gebaut seyn soll. Mehr als einen Abschnitt bildet die vom Vf. angenommene Epoche nicht, auf keinen Fall ein neues Jahrhundert. Hätte er dessen eigenthümlichen Charakter und besonderes Streben anzudeuten versucht: so würde er von selbst von seinem Irrthume zurückgekommen seyn. Zwey Dinge scheinen vorzüglich etwas über die letzte Periode zu verbreiten, was der Annahme eines neuen Zeitraums, falls die nöthige Prüfung unterbleibt, einige Wahrscheinlichkeit giebt; die Beschäftigung mit südlicher Poesie, und die Reaction gegen die zu weit gehende Aufklärung. So entstand manches phantastische Spielen und katholische Streben; aber wer den Charakter des Deutschen Volkes einigermaßen erkannt hat, wird nicht glauben, dass dieses durchgreifen könne. Erfreuen wird uns immer die Poesie des Südens mit ihrem bezaubernden Glanze; da jedoch ihr Wesen zumeist in der Phantasie besteht: so kann sie nie bey uns einheimisch werden, weil das Gemüth der Charakter der Deutschen Poesie ist. Hieraus ergiebt sich auch die Unhaltbarkeit der Behauptung des Vfs., wir würden das Sonnett als eine nothwendige Form erfunden haben, wäre es nicht schon da gewesen. Diese Form, schön und nur ungerecht verworfen, eignet sich zumeist den Spielen und den Bildern der Phantasie, und würde so wenig bey uns entsprosst seyn, als die Citronen und andere Südfrüchte bey uns wachsen, wenn nicht in Treibhäusern. Vom Katholicismus brauchen wir nicht zu reden, da es offen genug am Tage liegt.

Die Einflüsse der Französischen Revolution wünschten wir nachgewiesen zu sehen. Denn das Vorgeben, es seyen einige bedeutende Männer z. B. *Georg Forster* durch jene Richtung der Politik abgeirrt, und für die Wissenschaft gröfstentheils verloren gegangen, wovor sie Tacitus hätte bewahren können, hätte unterstützt werden müssen durch das Hinzeigen auf bedeutende Keime des Wissens, die durch das sogenannte Verirren dieser Männer erstarben. Der hohe Geist vollbringt seine Bahn, die Hindernisse besiegend, und folgt dem eingebornen mächtigen Lebenstrieb; der leicht verirrte und verwirrte Sinn vermag das Grosse und Schöpferische nicht zu vollbringen, und ob der Arbeiter ein Paar mehr oder weniger im Weinberge des Herrn sind, wird der nicht sonderlich beachten, dessen Sinn nicht am Kleinlichen klebt. Noch weniger können wir *die damalige Unterbrechung der Deutschen in ihrer producirenden Kraft ganz besonders betrauern*, da wir der Meinung nicht sind, dass das Heil des Geistes in dem beständig fortlaufenden Drucken bestehe, da ja niemand die Literatur quantitativ schätzt, und die Ruhe, wenn während derselben edle Kräfte sich läuterten und stärkten, im Gegentheil als Charwoche erscheint, ohne die keine segenreiche Auferstehung möglich gewesen wäre. Und hat in jener Zeit sich nicht *Schiller* geläutert und gestärkt zu seinen glorreichen Werken?, Ist es zu wünschen, er hätte fortgefahren in der begonnenen Weise? Gehörte seine Unterbrechung auch der Zeitbegebenheit an, und wenn sein Gemüth verletzt war, war es nicht vielmehr durch Zeit und Raum als durch Zeitvorfälle und Örtlichkeiten verletzt? Wie sehr überhaupt der Vf. geneigt ist, kleinen Dingen, wichtigen Einfluss zuzuschreiben, möge noch die Bemerkung, das Epigramm:

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, schöne mit dem was sie sind.

könne zu gefährlichen Irrthümern Gelegenheit geben, beweisen. Wie wäre es irgend möglich, dass eine schöne Natur durch ein Epigramm eingeschläfert werden könnte? Solche Besorgnisse können wir nicht theilen.

Dem Vf. Schritt vor Schritt zu folgen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht, und wir begnügen uns daher, nur das Hervorstechendste zu bezeichnen. Von *Schiller* heisst es: „Er hatte mit der ungeheuersten Kraft begonnen und im Besitz derselben *die Räuber* geliefert, ein Werk, das gewissermaßen mit der Kritik gar nichts zu thun hat, da es allerdings gefährlich scheinen möchte, einen feuerspeyenden Berg messen zu wollen". Gepolter und Grimassen sind noch keine Kraft, und ein sentimentales gesalbtes Johlen noch kein idealer Aufschwung; und doch wird uns in den *Räubern*, *Fiesko* und *Kabale und Liebe* ersteres so oft für letzteres gegeben. Diese Werke fallen der Kritik wahrlich nicht so schwer, als die späteren von *Schiller*. Denn sie waren der qualmende Rauch, der der irdischen Dünste viel entführend, der göttlichen Flamme voranging, die aus des Dichters Seele bald himmelanstieg. Einen wo möglich noch schwächeren Ausspruch thut der Vf. über das Gedicht, *die Götter Griechenlands*, worin mit sentimentalem rhetorischem Schwung der Phrase geklagt wird, dass die Griechischen Mährchen nicht wahr seyen, und doch soll hier *ein unendlicher, kolossal irrender Schmerz in schauderhaften Gegensätzen sich harmonisch aussprechen*. Abgesehen von der Idee wird jeder die Übertreibung schon in den Worten sehen. §. 45. 46 heisst es von *Goethes Reinecke Fuchs*: „denn allerdings möchte sich wohl der Hexameter für dieses Gedicht nicht eignen; doch könnte man auch wohl noch weiter gehen, und behaupten, dass die ganze hochdeutsche Sprache sich für dasselbe nicht eigne, indem die meist sehr unliebenswürdige Pfiffigkeit des Helden durch die Plattdeutsche Sprache des Originals eine gewisse Milderung zu erhalten scheint, die sehr nöthig seyn dürfte." Es zeige uns Hr. *H.* in dieser herrlichen Satire auch im Hochdeutschen stattfindender Charaktere *einen* eklen Zug, *eine* unliebenswürdige Pfiffigkeit, und dann wollen wir ihm beypflichten. Das Plattdeutsche passt mehr für das Ernste und Pathetische als für Komisches von solcher Feinheit. Die Einseitigkeit von *Schillers* Kritik wird nicht verschwiegen, jedoch

nicht in das gehörige Licht gesetzt, und mit seiner Poesie verglichen, mit welcher sie die gröste Ähnlichkeit hat, wenn wir den *Ritter Toggenburg* und einige wenige Anklänge ausnehmen. Erhabenheit, zu der sich die Rhetorik gesellt, und Mangel an Volksthümlichkeit mit ewig bewegter Leidenschaftlichkeit der menschlichen Brust in allen Verhältnissen sind die Wurzel, aus der beide sprossten, *Kants* Einfluss ist bekannt. Dass der Inhalt von *Goethes Römischen Elegien* den Vf. immer verletzte, ist Mangel an Würdigung Griechischen Geistes, mit welchem er überhaupt nicht die entfernteste Bekanntschaft zu haben scheint; denn wie konnte er sonst die freylich mit nichts bewiesene, schwere Anklage gegen denselben aussprechen: *die Griechische Selbstgenüge, die nur durch nüchterntrunkenen Irrthum und durch das stolze Herabziehen der Götter zu dem menschlich Bedürftigen behauptet werden konnte.* Ähnliches findet sich noch weiterhin, wird aber alles schon hinlänglich durch ein bloses unbefangenes Lesen des *Oedipus in Kolonos* widerlegt, worin eine religiöse Ergebung herrscht, bey der an gar keine Selbstgenüge zu denken ist. Eine solche Einseitigkeit läßt sich nicht bey einem Literator billigen, der jedem Volke, von welchem er redet, und jeder Art von Werken, Gerechtigkeit sollte widerfahren lassen. *Ardinghello*, auf Wahrheit, welche die Schönheit nicht ausschliesst, mithin der dichterischen Behandlung fähig ist, gegründet, wird gänzlich verworfen, so herrlich auch in jenem Werke das Ineinanderschmelzen des Geistigen und Sinnlichen an der Glut des Südens dargestellt ist.

Das 2te Buch beginnt mit den Brüdern *Schlegel* und geht bis *Bernhardi*. *Schlegel's* Übersetzung des *Shakespeare* wird, wiewohl einige Willkührlichkeiten gerügt werden, der *Vossischen* vorgezogen, gewiss weil jene geschmeidiger ist. Da aber *Shakespeare* selbst nicht die Art von Geschmeidigkeit, welche bey *Schlegel* erscheint, hat: so muss der *Vossischen*, die den Dichter mit allen Zügen, so weit solches möglich ist, wiedergiebt, der Preis zugestanden werden. Was er von den *dramatischen Vorlesungen* fodert, konnten dieselben nicht leisten, falls ihr Zweck erreicht werden sollte. Leicht und elegant, mit feiner Ironie, mussten dieselben die herrschende Ansicht, dass einzelne schöne Züge und eine glatte gemessene Form schon zur Tragödie hinreichen, widerlegen, und die wahre Tiefe derselben hervorheben. Das Werk war für die ganze gebildete Welt geschrieben, und der Erfolg rechtfertigt das Buch. Hätte *Schlegel* bey Dichtern, deren dramatisches Verdienst gering war, was sie sonst geleistet, hervorgehoben, wie z. B. bey *Gryph* das Erwähnen seiner lyrischen Poesie gefodert wird: so wäre eine Breite entstanden, die Tausende von Lesern der vornehmen Welt abgeschreckt hätte. Was *Seneca* Gutes hat, war schon von *Lessing* in der theatralischen Bibliothek aufs höchste gewürdigt, und *Schlegel* konnte deshalb aufs Allgemeine gerichtet diess nicht wiederholen, da er gerade einzelnen Schönheiten nicht hohen Werth zugestehen durfte, weil er dem Verderblichen einer solchen Kritik entgegenging. Bey *Fried. Schlegel* vermissen wir eine Charakterisirung seiner literärischen Vorlesungen, welche das ganze geistige Leben auf eine aristokratisch-katholische Monarchie beziehen. Überhaupt ist die Laufbahn der beiden Männer ungenügend dargestellt. *Tiek* wird etwas besser geschildert; doch können wir dem Vf. ein tiefes Eindringen auch hier nicht zugestehen, und führen bloss an, dass er z. B. im *Simon*, im *Ritter Blaubart*, nicht einmal die Parodie des *Fichteschen* Ich ahnet, und keineswegs die Schlaffheit, die sich *Tiek* in der Form und Ausführung oft zu Schulden kommen lässt, gehörig bezeichnet. Wo von *Wackenroder* die Rede ist, vernehmen wir folgenden merkwürdigen Ausspruch: *die pittoreske und die plastische Kunst gehört überhaupt, um es nur gerade herauszusagen, mehr den Griechen an, als uns, so wie im Gegentheil Poesie und Musik das eigentliche Wesen des christlichen Künstlers bilden.* Die Werke der Italiänischen Maler erscheinen ihm als Musik, *die* der besseren Altdeutschen, als eine ethische oder tugendhafte Poesie. Nach dieser Annahme könnte man das Wort *pittoresk* ganz entbehren, und es blieben uns nur die Begriffe des Plastischen und Musikalischen übrig; das Pittoreske ist aber gerade das aus dem Verschmelzen des Plastischen und Musikalischen Hervorgehende, und ist die Seele der wahrhaft christlichen Malerey, so wie der modernen überhaupt. Die Schilderung von *Novalis* gehört unter die besseren; nur klingt es paradox, wenn der Vf. sagt: *Heinrich von Ofterdingen* habe nicht vollendet werden können, weil hier Manches zur Sprache gebracht werden sollte, was überhaupt die Sprache flieht, und selbst mit dem schönsten Wort sich nicht frey vereinigen lässt. Der Mystiker kann freylich das tiefe Gefühl nur in Hieroglyphen ausdrücken, die gleich der Musik den Nachhall verborgener Saiten in unserer Seele wecken; die Hieroglyphen selbst kann er zu einem Ganzen aneinanderreihen, und weiter will und soll er auch nichts. Am Ende des 2ten Buchs verwirft der Vf. die Annahme einer *Schlegel*schen Schule nicht mit Unrecht, da sie keine eigenthümliche Norm aufgestellt haben.

Das 3te und letzte Buch geht von *Bernhardi* bis auf den Verfasser selbst. *Wilhelm von Schütz* brauche nur, heisst es, *die Fesseln abstreifen zu wollen: so stehe er frey da*; jedoch möchte nach unserer Ansicht ein groser Theil des an ihm glänzend erscheinenden gerade in dem Schimmer jener Fesseln enthalten seyn, die an *Calderon* das nachahmen, womit derselbe seiner Zeit huldigte, und was er jetzo nicht anerkennen würde, stünde er von den Todten auf. Da *Fouqué* die Fülle der Phantasie so eigen ist, dass ausser *Ariosto* vielleicht niemand in diesem Puncte mit ihm mag verglichen werden: so hätte dieses bemerklich gemacht werden sollen. Dagegen vernehmen wir über *Undine* ein Urtheil, das allgemein, und im wahren Grunde nichtssagend ist. Da es den Vf. charakterisirt, so setzen wir es her: *Der*

Dichter, heifst es, *der hier das Höchste gegeben, setzt bey den Zeitgenossen, denen er sein Werk geschenkt hat, voraus, dass sie wissen, was Leben heisst und Liebe, und das Leben in der Natur, und Sehnsucht und Trauer, und Lächeln und Tod? Wir finden in diesem Werke eine Darstellung des Elementes des Wassers, die uns an Pindaros Wort erinnert, dass das Wasser das Beste (der Elemente) sey.* (Diess passt ganz und gar nicht hieher, da *Pindar* die philosophische Hypothese, das Wasser sey das Urelement, ausdrücken wollte.) *Wir finden das Feuer in der Menschenbrust, und das ewige Feuer der Liebe und der Religion, wir finden Kraft und Blut; nicht aber, wie bey dem trefflichsten Rhetor, nur die erstere, oder beides unvereinigt.* Was aus *Undine* klar spricht, ist das Gefühl, wie die Natur, noch so schön und heiter, nur das wahre Leben und die innige beseligende Liebe erhalten kann durch den Geist, der von oben stammt. Vielleicht könnte man auch fodern, dass nachgewiesen worden wäre, welchen mitunter nachtheiligen Einfluss *Fouqué's* Werke auf die Zeit haben können, und ohne Zweifel haben. Wie dieser Dichter bald manirirt wurde, ist ebenfalls nicht bemerkt. So weit von des Vfs. Art zu urtheilen. *Mahnungen, Andeutungen und Tröstungen im Allgemeinen* beschliessen das Buch.

Gegen das Publikum ist der Vf. oft hart; so sagt er z. B.: *den Scherz, den Witz und Humor liebt diese Menschengattung nicht, denn er dünkt ihr gefährlich, oder einiger Gemeinheit im Innern sich selbst bewusst* u. s. w. Solche Aussprüche stehen auch dem grössten Schriftsteller nicht wohl an, da vornehmes Überheben einen unangenehmen Eindruck zurücklässt, und keine Stärke des Geistes beurkundet. Denn die wahre Kraft ist auch bescheiden. C. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Gnadau, b. Senft, in allen Brüdergemeinen, und *Leipzig*, in Comm. b. Kummer: *Beyträge zur Erbauung der Brüdergemeine.* Erster Jahrgang. 1817. 6 Hefte. Zweyter Jahrg. 1—3 Hft. 1818. 628 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Den Inhalt dieser Zeitschrift machen aus Lebensbeschreibungen, Bekehrungsgeschichten, Beyspiele von Gebeterhörungen und Anekdoten, Nachrichten von der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden durch den Dienst der Brüder u. dgl. Alles ist aus Quellen geschöpft, die ausschliesslich der Brüdergemeine fliesen. In allen diesen Aufsätzen herrscht auch nicht nur der Ton und die Ansicht des Christenthums, welche man aus den von der Brüdergemeine ausgehenden Schriften kennt, sondern es scheint auch ein Hauptaugenmerk der Sammler zu seyn, diese Gemeine zu verherrlichen und so darzustellen, als sey bey ihr vorzüglich das wahre und unverfälschte Christenthum zu finden. Wir achten die gute Absicht und die Gesinnung, welche aus den meisten dieser Aufsätze hervorblicken, wenn wir auch den Ton derselben nicht lieben, und die als die einzig wahren aufgestellten Ansichten nicht zu den unsrigen machen können. Wie es sich mit den bedeutenden und offenbarenden Träumen, deren mehrere hier erzählt werden, verhalte, können wir nicht wissen; aber die Anweisung, Träume als Offenbarungen Gottes so geradezu anzunehmen und zu befolgen, kann doch nicht gebilligt werden, da sie sehr misleiten kann. Dagegen dürfen wir rühmen, dass sich von den Spielereyen mit dem Blute und den Wunden Jesu, wovon so viele Schriften der Brüder voll sind, hier nur wenig findet. In dem Leben *Christian Gregor's*, der auch als Schriftsteller für die Gemeine thätig gewesen ist (2r Jahrg. 1s Hft.), wird man jedoch zuweilen stärker an das erinnert, was gerade nicht zu den Vorzügen der B. G. zu rechnen ist, und „die *unvergleichliche* Gabe, die Herzensgefühle zu besiegen", die in dem Nachtrage zu der von ihm selbst verfassten Lebensbeschreibung gerühmt wird, scheint wenigstens aus den eingewebten Proben nicht zu erhellen.

Unter die merkwürdigen Lebensbeschreibungen gehört die eines gewissen *Gilek* (1. Jahrg. 1. Hft.), die uns nicht nur einen um des Gewissens willen standhaft Leidenden, also achtungswerthen Mann darstellt, sondern auch Beyspiele von der schändlichen Misshandlung enthält, welche die in Absicht der Religion Abweichenden ehemals in Böhmen durch Einfluss der Jesuiten erleiden mussten. — Sonst verdient noch ausgezeichnet zu werden die „Nachricht von dem Antheil, welchen die Brüdergemeine überhaupt, insonderheit aber die Gemeine zu Herrnhut, an der Feyer des dritten Jubelfestes, zum Andenken an den Anfang der grossen Kirchenreformation, genommen hat", worin zugleich eine kurze Geschichte der Brüdergemeine enthalten ist. Die am Jubelfeste gehaltene Predigt des Bischoffs der Brüderkirche, *Karl August Baumeister*, enthält in einer einfachen Sprache zweckmässig viel Historisches, was den Werth der Reformation richtiger schätzen zu lernen dient. Zu tadeln aber möchte daran seyn, dass die Wichtigkeit der Kirchenverbesserung fast nur nach gewissen Lehrsätzen geschätzt wird, welche die Reformatoren geltend machten, weniger, oder vielmehr gar nicht, die Grundsätze gewürdigt werden, welche diese Männer leiteten. Aber diese Einseitigkeit geht aus der Ansicht der Gemeine hervor, zu welcher der Vf. gehört. — Die Nachrichten von missionarischen Reisen, von denen der grössere Theil schwerlich mit Recht unter Beyträgen zur Erbauung steht, enthalten auch zur Länder- und Völkerkunde wenig Neues. Beschreibungen von *Gnadenthal* und *Grönekloof* auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung stehen im 3 Hft. des 2 Jahrganges. Die Zahl sämmtlicher Einwohner von Gnadenthal war, nach einer schon im 1 Bd. mitgetheilten Nachricht, im J. 1814, 1309 Personen, unter welchen 935 Getaufte waren. Auf den Dänisch-Westindischen-Inseln St. Thomas, St. Croix u. St. Jean waren in eben demselben Jahre 6477 getaufte Erwachsene. J. C. F. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JULIUS 1820.

BOTANIK.

Regensburg u. Nürnberg, in Commiss. b. Riegel und Wiessner: *Anleitung, Gräser und grasartige Gewächse nach einer neuen Methode für Herbarien zuzubereiten.* Nebst Ankündigung einer nach dieser Methode verfertigten Sammlung, einem raisonnirenden Verzeichniss der bereits fertigen beiden ersten Decaden und Muster-Abbildungen von Juncus triglumis und J. ustulatus. Von Dr. *David Heinrich Hoppe*, Sanitätsrath, Prof. der Naturgesch. u. s. w. 1819. VIII u. 35 S. gr. 4. (1 Rthlr.)

Diese dem bekannten Beförderer des botanischen Studiums, Hn. Grafen de Bray, zugeeignete Schrift zerfällt in drey Abschnitte. Der erste (S. 1—10) ist überschrieben: *Anleitung Gräser und grasartige Gewächse nach einer neuen Methode für Herbarien zuzubereiten*, und ist, wie der Vf. in dem kurzen Vorbericht anzeigt, der Vorläufer einer längst angekündigten grösseren Schrift: über die vollkommenste Art alle Gewächse für Herbarien zuzubereiten, deren Herausgabe er aber bis zu einem günstigeren Zeitpunct zu verschieben gedenkt. Der Vf. tadelt die ungeschickte und geschmacklose Behandlung, womit besonders von Reisenden in entfernte Gegenden die Gräser für Herbarien gewöhnlich gesammelt und getrocknet werden, und giebt nun eine genaue Vorschrift und die ganze Manipulation an, wie man die Rasen auswaschen, reinigen, zurechtlegen und trocknen solle. Wenn man Musse hat, auf einer botanischen Excursion die eingesammelten Pflanzen mit Eleganz und Schonung zu behandeln: so verdient das Verfahren des Vf's. allen Beyfall, und ein auf diese Art getrocknetes Exemplar übertrifft, besonders bey den Gräsern und deren Geschwistern, den Binsen und Seggen, auch die besten und splendidesten Abbildungen. Rec. hat schon vor mehr als 20 Jahren diese Methode von selbst eingeschlagen, ohne dass er geglaubt hat, eine besondere Entdeckung gemacht zu haben. Wenn jedoch ein Botaniker in fremden Climaten, oft unter brennend heissem Himmel, Sammlungen macht, wo er oft auf einmal mit einer grossen Menge ganz neuer Gegenstände überhäuft wird, sich viele Doubletten verschaffen, Sämereyen einsammeln muss, mit den grössten Unannehmlichkeiten, ja Lebensgefahren zu kämpfen, und noch überdiess auf seinen beschwerlichen Wanderungen Zeichnungen zu entwerfen und schriftliche Notizen zu machen hat: so ist es unter solchen Umständen nicht möglich, so viele Sorgfalt auf Einzelnheiten zu verwenden; es würde diess eine Spielerey werden, welche durch unnöthige Zeitversplitterung der Wissenschaft Schaden bringen müsste. Erst nach Jahren hat Rec. solche in Eile aufgeraffte Exemplare, durch Erweichen in angefeuchtetem Löschpapier, in eine bessere Ordnung zu bringen gesucht, und wirklich sehr schöne Exemplare hergestellt; zu starkes Pressen fand Rec. der Schönheit und Integrität der getrockneten Pflanzen immer schädlich; wenn gleich Gräser hierin etwas mehr vertragen können, als andere Gewächse: so wird doch besonders der Blüthenstand dadurch sehr gefährdet.

Der zweyte Abschnitt (S. 10—12) giebt die Ankündigung *einer Sammlung von Gräsern und grasartigen Gewächsen, die nach einer vorzüglichen Methode zubereitet sind.* Die Lieferung geschieht in Decaden, und eine Centurie kostet 3 Ducaten, welches Rec. bey gleicher Sorgfalt und Vollständigkeit der Exemplare eben nicht für zu theuer hält. Die Decaden werden von einem Text im Format dieses Vorläufers begleitet, welcher nicht sowohl vollständige Beschreibungen (diese nur von ganz neuen Arten), als vielmehr eine Geschichte und zuverlässige Synonymie derselben enthalten, wo sie gefunden werden, und wie sie beym Einlegen und Trocknen für die Sammlung zu behandeln sind. Dieser Text ist auch einzeln in den Buchhandel gegeben. Wenn wir gleich dieses Unternehmen für sehr verdienstlich halten: so finden wir es doch eines Gelehrten nicht ganz würdig, dass der Vf. selbst sein Werk als ein seltenes wissenschaftliches Kunstwerk so sehr anpreiset.

Der dritte Abschnitt (S. 12—35) enthält das *raisonnirende Inhaltsverzeichniss der beiden ersten Decaden.* Im Vorwort zu diesem Abschnitt rühmt der Vf. die Verdienste *Panzer's*, *Beauvois*, *Kunth's* und *Brown's* in der Kenntniss und Untersuchung der Gräser. Diesen Namen hätten noch mehrere berühmte und allbekannte beygefügt werden können und sollen. Der Vf. klagt, dass die Arbeiten der genannten Schriftsteller nur das Allgemeine betreffen, und die Ausführung im Einzelnen den Liebhabern der Gewächskunde überlassen bleibe, welches viele Schwierigkeiten und häufige Missgriffe hervorbringe; er wünscht daher, dass diese Sammlung ein Magazin für die Gräserkunde werden möchte. Rec. kann nicht umhin, dem Vf. hierin seinen ganzen

Beyfall zu geben, und zu wünschen, dass dieser Versuch den besten Fortgang haben möge, besonders auch deswegen, weil in der Nomenclatur und Synonymie der Gräser in neuerer Zeit die grösste Verwirrung eingerissen ist, und Wenige Gelegenheit und Musse haben, sich aus diesem Labyrinth hinauszuarbeiten, durch ein solches Magazin aber ein Vereinigungspunct und Repertorium gegeben würde, wo die Beobachtungen über eine so wichtige und schwierige Pflanzenfamilie niedergelegt werden, und der strauchelnde Botaniker Rath und Gewissheit finden könnte. In dieser Hinsicht müssten wir aber wünschen, dass der Preis dieses raisonnirenden Verzeichnisses wohlfeiler wäre (denn $4\frac{1}{2}$ Bogen Text, mit 1 radiertem Kupfer und 1 Steindruck zu 1 Fl. 40 Xr. scheint Rec. ziemlich theuer), damit das Werk gemeinnütziger werden könnte. Die Namen der in diesen zwey ersten Decaden gegebenen Gewächse sind folgende: 1) *Elyna strieta* Schrad., ist *Carex Bellardi* Allion. und hatte von Wulfen den Gattungs-Namen *Froelichia*, von Willdenow aber den *Cobresia* erhalten. 2) *Agrostis gigantea* Roth. Der Vf. getraut sich nicht zu entscheiden, in wie fern *Agrostis alba*, *hispida* und *vinealis* damit vereinigt werden können. 3) *Trichodium alpinum* Schrad. 4) *Trichodium alpestre* Allion. In der Synonymie zwischen dieser und der vorigen Art herrscht noch einige Verwirrung, besonders was die Scheuchzerischen Citate betrifft. 5) *Trichodium flavescens* Sternb. und Hoppe. *Agrostis flavescens* Host. gram. t. 52. 6) *Poa alpina* L. 7) *Poa laxa* Haenke, scheint mit *Poa cenisia* und *Poa flexuosa* Smith, von welchen beiden sie bestimmt verschieden ist, verwechselt zu werden. 8) *Sesleria tenella* Host. ist der früher von dem Vf. entdeckte und in Sturms Flora beschriebene und abgebildete *Cynosurus ovatus*, oder der *Cynos. microcephalus* Hoffm. 9) *Trisetum airoides* Beauv. ist *Aira spicata* Linn. 10) *Festuca pumila* Host. 11) *Juncus triglumis* Linn. Da diese Art noch nicht bestimmt genug bekannt war, und besonders in Rücksicht der Gestalt der Blätter verschieden charakterisirt wird: so hat der Vf. eine gute Abbildung von der geschickten Hand Jac. Sturm's beygefügt. 12) *Juncus trifidus* Linn. ist von *J. monanthos* nicht verschieden. 13) *Juncus Jacquini* Linn. 14) *Juncus Lampocarpus* Ehrh. Von dieser oft verkannten Art, welche mit *J. aquaticus* Roth und Schreb., *compressus* Relh. und Sibth., *articulatus* Schrank, und *foliosus* Hoppe einerley ist, giebt der Vf. folgenden genaueren specifischen Charakter: *J. culmo subcompresso adscendente foliato, foliis valvatis compressis, panicula composita divergenti, capitulis subcordatis subsexfloris, perigonii foliolis lanceolatis acutis, capsula nitida triquetro-oblonga obtusa mucronata brevioribus.* 15) *Juncus ustulatus* Hoppe. Diese neue, mit *J. fuscoater* Schreb. verwandte Art, charakterisirt der Vf. folgendermassen: *J. culmo tereti stricto foliato, foliis valvatis compressiusculis substriatis subcanaliculatis, panicula erecta elongata simpliciuscula, capitulis semiglobosis multifloris perigonii foliolis ovalibus obtusissimis, capsula nitida triquetro-oblonga obtusa mucronata brevioribus.* Von dieser Binse ist eine gute Abbildung in Steindruck beygefügt. 16) *Carex nigra* Allion. Ihre Ähnlichkeit mit *C. atrata* ist sehr gross, aber übrigens mit *C. aethiostachys* Schreb. ein und dieselbe Art. 17) *Carex atrata* Linn. 18) *Carex fuliginosa* Schk. ist häufig mit *C. frigida* verwechselt worden. 19) *Carex frigida* Allion. 20) *Carex capillaris* Linn. wurde mit *C. pallescens* und *Drymeia* verwechselt.

Die Decaden der getrockneten Pflanzen hat Rec. nicht gesehen; er glaubt aber, dass sie nach den bezeichneten Abbildungen von *Juncus triglumis* und *ustulatus* zu urtheilen, mit Geschmack und Geschick behandelt und getrocknet seyen.

. a e.

München, im lithographischen Institut: *Plantae rariores horti academici Monacensis* descriptae et observationibus illustratae a *F. de Schrank*, horti directore. T. I. 1819. Funfzig illuminirte Tafeln in gross Folio.

Durch Anzeige des Inhalts wird sich der Werth dieses schätzbaren Werks ergeben.

Fasc. I. 1) *Cassia tomentosa Willd.* 2) *Heliotropium grandiflorum* (*H. corymbosum Lehm.*) unterscheidet sich von *H. peruvianum* durch gar viel grössere Blüthen; eine Blume, die den Kelch drey Mal misst, und einen Narcissengeruch hat. Merkwürdig ist es auch, dass der Vf. bey dieser Art schon im Fruchtknoten die vier Samen, ohne den häutigen Überzug oder die häutigen Scheidewände, welche dieser Gattung in diesem Alter der Fructification eigen sind, nicht sah; vielleicht kam er nur zu spät. 3) *Pelargonium gratum Willd.* Der Vf. will die Pelargonien in die Abtheilung mit 10 Staubgefässen neben den Geranien gesetzt wissen, weil wirklich zehn Träger da sind, nur haben nicht alle auch Beutel; aber ausserdem, dass die Anzahl gewisser Blüthentheile, ganz allein genommen, nicht hinreicht, eine Pflanze in eine andere Abtheilung zu verweisen, so ist in beiden Gattungen die Anzahl der Beutel nicht vollkommen standhaft. 4) *Celsia viscosa Roth.* 5) *Salvia Barrelieri* (verschieden von *S. Barrelieri Vahl*) von Tenore aus Neapel geschickt, und ausgezeichnet durch *lacinias labii inferioris corollini falcatas, intermedia apice saccata.* Eine hohe Pflanze, selbst im Topfe. 6) *Anchusa ochroleuca M. B.* 7) *Aquilegia bicolor Ehrhardt.* Gewiss verschieden von *A. vulgaris*, indem die Blätter nur *biternata*, in der gemeinen aber *triternata* sind. Die Blumenblätter seyen gegen den Aussenrand hin nicht immer verblasst. 8) *Eranthemum bicolor, foliis ovato-petiolatis, subcoriaceis, integerrimis: petiolis alatis, pedunculis axillaribus, solitariis, petiolo longioribus, subtrifloris.* 4. Der Vf. macht aus der heutigen *Justicia* drey Gattungen, stellt unter diesem Namen die Arten mit deutlich zweylippiger Blume, und zweykammerigen Beuteln auf; unter *Eranthemum*

bringt er die mit fast regelmäſsiger Blume und zwey zweykammerigen Beuteln, und die vormaligen *Linnéischen* Diantheren nennt er Diplantheren, mit der Bemerkung, daſs ihnen lediglich die alte Benennung geschadet hat, welche mit *Diandria* völlig synonym ist. 9) *Dalea Thonini*, eine sehr kleine zehnmännige Art, aus Samen, welche Thonin mit dem Namen *Dalea annua* geschickt hat. 10) *Brassica sempervirens.* Kömmt auch im Pariser Garten vor.

Fasc. II. 11) *Cnicus carlinoides*, bey M. B. *Carlina Echinus.* 12) *Crotalaria calycina*, merkwürdig durch ihren zweylippigen, fünftheiligen, zottigen Kelch, der gröſser ist, als die Blume; der Vf. erzog sie aus Samen, welche er im *Schreber*schen Herbarium gefunden hatte. 13) *Crotalaria bialata*, verschieden von *CC. sagittalis* und *parviflora* dadurch, daſs sich die herablaufenden Blattansätze nicht allmählich verschmächtigen und endlich gar verlieren, sondern fast in gleicher Breite bis zum nächsten Blatte fortlaufen. 14) *Crotalaria pubera Willd.* — 15) *Clematis calycina Vahl.* 16) *Pelargonium fraternum umbellis submultifloris, foliis tripartitis: laciniis cuneatis, dentatis: lateralibus bifidis, intermedia trifida; petalis intactis.* ♄. Man kennt die Heimat nicht; es macht auch keine Frucht. Der Vf. hält es für einen Blendling aus *P. formosum* als Vater, und *P. tripartitum* als Mutter. 17) *Potentilla pedata Willd.* 18) *Solanum fontanesianum*, aus Pariser Gärten, ein sehr sonderbares Gewächs, *bacca calyce spinoso, hispido tecta, ejusque laciniis inermibus coronata.* Zu Hause in der Barbarey. 19) *Panicum plicatum*, auch schon durch *Sprengel* bekannt. 20) *Lopezia fruticosa* auch aus dem IX B. der *Nova Acta Academiae Naturae Curiosorum* bekannt. Bey *Willdenow* heiſst sie *L. miniata.*

Fasc. III. 21) *Gypsophila elegans M. B.* 22) *Verbascum formosum foliis rugosis, grosse inaequaliter crenatis, utraque pagina stelluto-pilosis: infimis petiolatis, oblongo-ovatis reliquis cordatis amplexicaulibus; staminibus tribus barbatis conniventibus, duobus longioribus styloque declinatis.* Die Heimat unbekannt. 23) *Hedysarum cochinchinense*; die Samen kamen aus Paris. Die Pflanze ist vielleicht, wie der Vf. glaubt, einerley mit *H. bupleurifolium.* 24) *Arabis caucasica Willd.* 25) *Plantago denticulata Link* in *Schraders Journ.* Die Pflanze hat anfänglich, selbst wenn sie das erste Mal blüht, das Ansehen einer stengellosen Art, treibt aber die folgenden Jahre einen Stengel, der sogar an seinem Grunde ausdauert. 26) *Cassia geminiflora foliolis subquadrijugis, oblongo-ovatis: glandula ad basin petioli; pedunculis axillaribus, subbifloris.* ♄. die Heimat unbekannt. 27) *Lythrum Vulneraria foliis oppositis alternisve, oblongo-ovatis, obtusis, glaberrimis; floribus oppositis, axillaribus, solitariis, subsessilibus, hexandris; stylo glaberrimo.* Die Heimat unbekannt. Die Samen sind aus dem Garten von Kew. 28) *Medicago catalonica, pedunculis submultifloris; leguminibus cochleatis: anfractibus quatuor, biseriato-muricatis; foliolis rhomboideo-ovatis, denticulatis, cauleque diffuso pubescentibus, stipulis dentatis.* ⊙. Der Name nennt die Heimat. 29) *Mollia latifolia Willd.* 30) *Arenaria triandra*, kam, wie es scheint, aus dem Erlanger Garten nach München, wo sie *Minuartia tenuifolia* hieſs.

Fasc. IV. 31) *Lobelia secunda Thunb.* Das Einseitigblühen war bey *Thunbergs* Pflanze nur zufällig. 32) *Gypsophila Steveni foliis lineari-lanceolatis, carinatis, caesiis, caule diffuso panicula dichotoma; petalis dilatato-linearibus, obtusis integris.* ♃. Wahrscheinlich aus Siberien. Obschon sie in die Familie der nelkenblütigen Pflanzen *L.* gehört: so fehlt ihr doch der saftige Ring um den Fruchtknoten, und die Narben sind kugelich. 33) *Cassia Chamecrista*; wahrscheinlich wegen der folgenden aufgeführt. 34) *Cassia stricta caule erecto; foliolis decemparium, oblongis, utrinque roduntatis petioli glandula subsessili; floribus alternis, solitariis geminisque, spatio supra axillam ortis.* ⊙. aus Jamaica. 35) *Hippion bavaricum*, *Linné's* ächte *Gentiana bavarica*, um den groſsen Unterschied, welcher zwischen ihr und *Gentiana verna L.*, womit sie oft verwechselt wird, und welche in der *Flora Monacensis Tab.* 56 abgebildet wird, augenfällig zu machen. 36) *Cistus algarvensis. Aiton seu Brown. in hort. Kew.* 37) *Callicarpa ca. Willd.* 38) *Convolvulus elongatus Willd.* 39) *Silene micropetala calycibus obovatis, striatis, pubescentibus; foliis lanceolatis cauleque dichotomo hispidulis; petalis linearibus: lamina bipartita; parapetalis indivisis.* Heimat unbekannt. Alle Silenen mit kolbenförmigem Kelche haben einen gestielten Fruchtknoten; genau zu reden komme diese Eigenschaft allen nelkenblüthigen Pflanzen zu, aber sie ist bey sehr vielen kaum bemerkbar. 40) *Lotus diffusus Smith.*

Fasc. V. 41) *Jacquinia aurantiaca Aiton.* 42) *Dipsacus ferox Decand.* aus Corsika, hält aber die Winter im freyen Garten vortrefflich aus, auch wenn sie ziemlich schneelos sind. 43) *Briza capensis Thunb.* 44) *Besleria melittifolia Willd.* 45) *Hieracium undulatum Willd.* 46) *Tolpis fruticosa Willdenow's Hieracium fruticosum*, aber eine wahre *Tolpis.* 47) *Trifolium anomalum, capitulis longe pedunculatis, umbellaribus: flosculorum pedicellis flosculo longe majoribus; ovario maturescente oblongo, subpentaspermo; legumine intra calycem latente submonospermo.* ♃. Ein seltsames Gewächs mit schwarzen oder wenigstens ruſsigen Blättern. Die Heimat unbekannt. 48) *Ervum Lenticula Hoppe.* 49) *Phyteuma stylosum*, aus dem Pariser Garten, *floribus in spica elongata sparsis, remotis; foliis radicalibus lanceolatis, subrepando-denticulatis, in petiolum longissime attenuatis.* Heimat unbekannt. 50) *Fragaria indica Aiton.* Sie hält die Winter von München im Freyen gut aus.

Fasc. VI. 51) *Prionanthes*, eine Brasilische Pflanze, aus Samen, die Dr. *Martius* gesendet hat; sie gehört in *Syngen. polygam. aequal. Flores semiflosculosi.* Unterscheidet sich von den übrigen Gattungen

durch *Recept. pilosum; Cal. calyculatus, cylindricus, pauciflorus; Papp. duplex, exterior capillaris, multisetus, interior paleaceus: paleis minimis, numerosissimis, patentibus.* Auf den ersten Anblick sehr einer *Prenanthes* ähnlich. Der Trivialname ist: *antimenorrhoea*, worüber Dr. *Martius* den Aufschluss geben wird. 52) *Delphinium cheilanthes*, kömmt bereits in mehreren Gärten, aber noch in keinem Buche vor. 53) *Acanthospermum brasilum*, abermal eine Pflanze aus Brasilien, wovon Dr. *Martius* die Samen geschickt hat. Die Gattung gehört in *Syngen. polygam. necessaria*, und unterscheidet sich durch *Recept. nudum; Semina umbilicata, aculeis intortis obtecta, pappo cornulave carentia; Flosc. radii tubulos.* 54) *Tagetes glandulifera, foliis pinnatis; pinnis anguste lanceolatis, oblongo-serratis, infimis setaceo-divisis.* ⊙. Eine schöne Art, aus Brasilien von Dr. *Martius.* 55) *Waltheria laevis, foliis ovatis, mucronato-serratis, cauleque glaberrimis, capitulis pedunculatis: pedunculis folio brevioribus; calycibus apice ciliatis.* ♄. aus Guadeloupe. 56) *Malachra rotundifolia, capitulis, pedunculatis, triphyllis, subquinquefloris; involucris reniformibus orbiculatisque, foliis integris, crenatis.* ⊙. Heimat Brasilien nach Dr. *Martius.* 57) *Ranunculus frigidus Willd.* 58) *Suardia picta*, ein Brasilisches Gras, wovon Hr. *von Langsdorff* dem Vf. und Hn. Dr. *Fischer* nach Gorenky, auch Dr. *Martius* nach München Samen geschickt hat, sonst auch unter dem Namen *Agrostis glutinosa Fisch.* hie und da aufgenommen, unterscheidet sich aber von *Agrostis*, dass nicht die Blume, wie bey *Agrostis*, sondern der Kelch gegrannet ist. Der Gattungsname ist zum Andenken des *Peter Svardo*, der einen *Thesaurus aromatariorum* zu Lyon im J. 1528 herausgab, gegeben. 59) *Begonia Fischeri*, bey *Sprengel Begonia patula;* zu Hause bey Rio Janeiro, woher auch Dr. *Martius* Samen geschickt hat. 60) *Crataegus indica Willd.*

Bh.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Göttingen*, b. Vieweg: *Commentatio de Coremorphosi*, sistens brevem methodorum ad pupillae artificialis conformationem hucusque adhibitarum adumbrationem, novique ad iridodialysin instrumenti descriptionem. Auctore *Guilielmo Wagner*, stud. chir. atque art. obstetr. D. mun. medici copiar. Brunsuicens. primar. fung. etc. Cum tabula aenea. 1818. VI u. 80 S. 8. (12 Gr.)

Eine Abhandlung, welche sich eine günstige Aufnahme von dem ophthalmologischen Publicum versprechen darf, und sowohl von Seiten des Geschichtlichen der auf dem Titel genannten Operation, als von Seiten des von dem Vf. erfundenen Instrumentes alle Aufmerksamkeit verdient.

Man findet hier alle diejenigen Augenkrankheiten, in welchen die künstliche Pupillenbildung erfoderlich ist, die Indicationen und Contraindicationen dieser Operation, so wie die verschiedenen Operationsmethoden, genau und ausführlich beschrieben. Die letzteren ordnet der Vf. in 5 verschiedene Classen, und nennt sie: *Iridotomie, Iridectomie, Iridodialysis, Iridotomedialysis und Iridectomedialysis.* Bey einer jeden dieser Operationsarten werden die Methoden der verschiedenen Augenärzte angegeben, die sich derselben bedient haben. Die Methode des Vfs. gehört zu der Classe: *Iridodialysis*, und das Instrument, dessen er sich dazu bedient, nennt er: Staarnadelzange. Die Beschreibung desselben, so wie die Art seiner Anwendung, müssen wir hier übergehen, da sie doch ohne Kupfer nicht deutlich eingesehen werden dürften. Wünschen möchte man, der Vf. hätte davon zuvörderst Gebrauch an lebenden Menschen gemacht, bevor er darüber geschrieben. Denn um die Brauchbarkeit eines Instruments zu rechtfertigen, gehört vor Allem dazu, dass man hinreichende Fertigkeit besitze, es zu handhaben, und dazu reichen Experimente an Cadavern und Thieren nicht hin.

H.

Tübingen, b. Fues: *Tractatus de nervis anterioris superficiei trunci humani, thoracis praesertim abdominisque.* Auctor *Christianus Jacobus Baur*, anatomiae Tubingensis Professor. 1818. 32 S. 8. (6 gr.)

Eine mit vielem Fleisse abgefasste Abhandlung, welche von den Cervical- und Lumbal-Nerven nur einige, die Dorsal-Nerven aber alle enthält. Der Vf. beschreibt vorzüglich den Verlauf dieser Nerven über die vordere Fläche des Truncus, ihre Verzweigung in die Muskeln, ihre Verbindungen unter sich, und die Art und Weise, wie ihre kleineren Zweige die Gefässe begleiten.

m.

Würzburg, b. Nitribitt: *Dissertatio inauguralis de puerperio.* Quam — publ. erud. exam. submittit *Frieder. Sophianus Henricus Eichele*, Baruthino — Nailaensis. 1817. 50 S. 8. (6 gr.)

Enthält nebst manchem Gutem, auch manche falsche Ansicht. So z. B. nimmt der Vf. an, dass während des Wochenbettes die Function der Gebärmutter gesteigert, die übrigen Actionen des Organismus aber deprimirt seyen. Denn, dass dabey die Assimilation unterdrückt, Hunger und Durst gering seyen, gilt nur für wenige Fälle, dasselbe gilt von der langsamen Bewegung des Herzens und der Gefässe, wovon wenigstens eben so oft das Gegentheil statt findet. Ferner deutet die grössere Empfindlichkeit der Augen gegen das Licht eher auf erhöhte als verminderte Thätigkeit. Und ist dann die vermehrte Hauptabsonderung, die sich meistens bey Wöchnerinnen findet, und die sich zu dieser Zeit einstellende vermehrte Absonderung in den Brüsten, nicht Folge erhöhter Functionen?

Doch genug, um zu zeigen, wie wenig des Vfs. Theorie der Erfahrung entspreche.

H.

Leipzig, b. Koehler: *Dissertatio medico-obstetricia de perforatione capitis in partu ancipite.* Auctore *Mauritio Kaestnero*, Med. et Chir. D. et Magist. obstetricum publico secundario apud Vradislavienses. 1819. 64 S. 4. (10 gr.)

Je seltener Dissertationen über Gegenstände der Geburtshülfe erscheinen, eine desto freundlichere Aufnahme dürfen sie sich versprechen, um so mehr, wenn sie mit solchem Fleisse verfasst sind und ihren Gegenstand mit solcher Ausführlichkeit behandeln, wie die vor uns liegende. Alles, was über denselben schon geschrieben worden, ist sorgfältig benutzt; man wird aber auch leicht gewahr, dass dem Vf. die eigene Erfahrung nicht abgeht.

Hlph.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Christiani: *Einleitung in die allgemeine Erdkunde mit einer Vorschule zur Feldkunde*, von Dr. *Friedr. Foerster*, Lehrer an der Universität (welcher?), Artillerie(-) und Ingenieur-Schule, Ritter des eisernen Kreuzes. 1818. VIII u. 67 u. 64 S. 4. Steindruck. (2 Rthlr. 6 gr.)

In mehr als einer Hinsicht zeigen wir dieses, mit 16 Kupfern und einer für die Gebirgskunde und Flussgebiete angelegten Charte versehene Werk mit Vergnügen und den Freunden der Erdkunde empfehlend an. Es enthält nach einem verständigen Plane so ziemlich Alles, was in eine Einleitung zur Erdkunde gehört, grösstentheils in angemessener Vollständigkeit, mit Benutzung des Neuesten, nicht selten mit eigenen scharfsichtigen Blicken und Winken, mit einem sichtbaren Bestreben, das Geistige und Höhere und den Zusammenhang seiner Kräfte und Wirkungen in dem Körperlichen aufzusuchen, mit einiger Angabe der Literatur und Berücksichtigung der Kriegführung. Das ergiebt sich zum Theil schon aus einer näheren Angabe seines Inhalts. Das Ganze zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste enthält zuerst eine kurze *Geschichte der Erdkunde*, handelt dann *von dem Verhältnisse der Erde im Weltgebäude*, und hierauf in 3 Hauptstücken *von der Beschaffenheit der Erde*, nämlich: 1) *vom Luftkreise*, 2) *vom Wasser*, 3) *vom festen Lande*, und zwar a) von der *inneren*, b) von der *äusseren Gebirgskunde*, zu welcher auch noch die *Verbreitung der belebten Schöpfung* gezogen ist, wofür wir ein besonderes Hauptstück angenommen hätten. Das ist denn das, was man bisher mathematische und physische Geographie genannt hat. Wenn Hr. *F.* diese, unter der Aufschrift: *von der Beschaffenheit der Erde* begreift: so sind wir mit ihm nicht einverstanden; denn auch das, dass die Erde ein Theil des Weltgebäudes ist, also ihr mathematisches Verhältniss, gehört am Ende ja zu ihrer Beschaffenheit. Wir würden, wenn wir die fremden Wörter umgehen wollten, sagen: I) *die Erde als Stern*, II) *die Erde nach ihren Bestandtheilen und Erzeugnissen;* oder I) *die Erde als Weltkörper*, II) *als einzelner Körper betrachtet.* Doch ist hier mit Recht Manches mit abgehandelt, was man sonst nicht in der physischen Geographie findet, z. B. *die Electricität* u. *der Magnetismus.* Die zweyte Abtheilung enthält *die Anwendung des Höhen- und Tiefen-Verhältnisses auf die Kriegsführung*, *die Höhenzüge*, *Abdachungen und Flussgebiete Europa's.* Und das ist die auf dem Titel genannte *Feldkunde.*

Gewiss wird dieses Werk bey den Freunden der Erdkunde Beyfall finden und viel gebraucht werden. Um so mehr wäre zu wünschen, dass es noch von manchen Fehlern gereinigt würde, welche ihm jetzt in der Sache und Form hie und da noch ankleben. Wenn uns nun auch der Raum nicht gestattet, diese hier alle zu behandeln: so wollen wir wenigstens einen Theil davon so berühren, dass der Vf. dadurch auch auf die anderen leicht aufmerksam werden könne. — *Th. I. S.* 1 fehlt unter den Hülfsmitteln zur Geschichte der Erdkunde *Reinh. Forsters Gesch. der Schifffahrt u. Entd. des Nordens.* Frkf. 1784. Und da hiebey besonders viel auf Kenntniss von Reisebeschreibungen ankommt: so hätten wir mit angeführt den *Versuch einer Literatur Deutscher Reisebeschreibungen u. s. w. in alphab. Ordnung.* Prag. 1793, und *Stucks Verzeichniss v. ältern und neuern Land- und Reise-Beschreibungen.* 2 Theile. Halle 1784—87. Ein Werk dieser Art mit mehr Kritik, auf die Literatur der Ausländer und bis auf die neuesten Zeiten ausgedehnt, scheint uns ein grosses Bedürfniss zu seyn. Dass die Völker der alten Welt von den *Phöniciern* die Eintheilung der Erde in 3 Theile, wie S. 2 behauptet wird, und also doch wohl auch die Namen dieser Theile angenommen, dürfte so ganz ausgemacht nicht seyn. S. 7 hätte bey *Ptolemaeus* wohl müssen angeführt werden, dass er zuerst den ersten Meridian durch Ferro zog. S. 9 fehlt das für die Kenntniss von *Martin Behaim* so wichtige Werk von *v. Murr*, *diplomat. Gesch. des Ritters Martin Behaim.* 2te Ausg. Gotha, 1801. Ebend. ist *Magellans* Name falsch, *Magellanes.* Sein eigentlicher Portugies. Name ist *Magalhaens*, die Spanier nennen ihn *Magallanes*, die Italiäner *Magaglianes*, die Franzosen *Magellan: Magellanes* ist gar keine Form. Auch fehlt dabey die erst 1800 durch *Amoretti* herausgeg. wichtige Beschreibung *Pigafetta's* von Magellans Reise, von *Jakobs* u. *Kries* übersetzt. Gotha, 1801. Eben daselbst hätte, um dem modernen Eigendünkel gewisser Leute zu begegnen und Gerechtigkeit zu üben, bey *Kopernik* des Pythagoreers *Philolaus* gedacht werden müssen, welchen nach *Ruhnken* (*de Graecia artium inventrice* p. 24 edit. *Kidd*) zuerst *Ismael Bullialdus* wieder als ersten Entdecker des wahren Sonnensystems in seine Ehre eingesetzt

hat. S. 10 heisst es, *Francis Drake* habe zuerst die Erde umsegelt, da doch bereits die Spanier unter Magellan es gethan hatten. S. 13 haben wir *Galilei* gefunden, da doch sonst immer *Galilaei* vorkommt. Wenn S. 14, wahrscheinlich aus Patriotismus, als gute Chartenzeichner besonders *Schmidt* u. *Kloeden* namentlich genannt sind: so hätten wohl auch S. 11 bey *Cook* die beiden *Forster* erwähnt zu werden verdient. Übrigens hätte in dieser Geschichte der Erdkunde wohl etwas mehr Rücksicht auf die Entstehung und Vervollkommnung der Charten und Globen genommen werden sollen. Wenigstens hätten wir angeführt *Haubers Versuch einer Gesch. der Landcharten.* Ulm 1724. *Fabricius bibliogr. antiquaria* p. 195 folg. und *Woltersdorffs*-Repertorium. Auch ist weder von dem Stoffe noch von der Art der Verfertigung der Globen und Charten die Rede, obgleich noch neuerlich die *enkyprotypischen* Charten erfunden worden sind. — S. 16 konnten leicht noch die Entdecker der 4 Planeten zwischen dem Mars u. Jupiter, so wie die Entdeckungszeit angegeben werden, S. 36 finden wir es undeutlich, wenn es heisst, *Pallas* habe den Zusammenhang des Caspischen See's mit dem schwarzen Meere nachgewiesen. Dieser Zusammenhang kann ein oberflächlicher oder unterirdischer seyn. An diesen hat man lange geglaubt, bis man nach neueren Höhenbestimmungen gefunden hat, dass dieses höher liegt, als jener. Über die bis auf Delisle (1724) verkannte Richtigkeit der *Herodotischen* Beschreibung von der Lage und Gestalt dieses See's hätten wir ein Paar Worte angemerkt und *Kephalides historia maris Caspii* angeführt. Mit besonderem Vergnügen haben wir wahrgenommen, dass Hr. *F.* sich bemüht, von den einzelnen Gattungsbegriffen, wie z. B. *Wasser*, *festes Land*, die Artbegriffe stufenweise und mit mehr Vollständigkeit anzugeben, als bisher geschah. Daher fehlt S. 36 bey den Strömen auch der *Eisgang* nicht. Erschöpfende Vollständigkeit hiebey halten wir für ein nothwendiges Erfodernifs in einer Einleitung in die Erdkunde. Aber unser würdiger Vf. ist dabey lange nicht genau und vollständig genug. So fehlen, um nur ein Beyspiel anzugeben, bey den S. 48 und 49 noch am genauesten aufgezählten Gebirgsbegriffen die von *Gebirgstock*, *Gebirgknoten*, *Bergkuppe*, *Gipfel*, *Scheitel*, *Fuss* u. a. Warum er S. 37 die Höhe des Mittelmeeres nach *metre* (*métres*) angiebt, sehen wir nicht ein, besonders da er sonst alles Fremdartige mit grosser Sorgfalt meidet und daher auch S. 35 Thl. II den *canal de la manche* in *Ärmelsund* übersetzt. Von S. 57—67 wird gar zu wenig Rücksicht auf die belebte Schöpfung ausserhalb Europa genommen. Bey dem Menschen durften wenigstens die Begriffe *Mulatte*, *Mestize*, u. dergl. nicht fehlen, zumal sie in den gewöhnlichen Handbüchern der Erdbeschreibung in der Regel vergeblich gesucht werden. Auch gehört nach unserer Meinung in den Abschnitt vom Menschen durchaus der Begriff des *Staats* und seiner Arten, so wie der daraus hervorgehenden menschlichen Werke, wie *Stadt*, *Flecken*, *Dorf*, *Kirche*, *Strasse*, *Canal*, *Schiffahrt*, *Handel*, *Gewerbe*, *Krieg* u. s. w. Besonders aber hätten wir hier Berücksichtigung der unseres Wissens zuerst von *Rump* in seinen *Vorlesungen über die am stärksten hervortretenden Züge der Volkseigenthümlichkeit der Deutschen.* Bremen. 1817. S. 51 aufgestellten herrlichen Gedankens erwartet, dass man nach der physischen Beschaffenheit des Landes auf dem Globus den Grad des häuslichen und Familienlebens bestimmen könne. S. 66 hätte der Unterschied zwischen *Ungarn* und *Magyaren* angedeutet werden sollen, die man, weil sie nun in einem Lande zusammen verwachsen sind, gewöhnlich für Eins hält. S. 67 sind *Celten* und *Gallier* geschieden: wir halten aber die Sache, wie die Wörter, für gleich. — Nicht wenig gefreut hat es uns, zuweilen auch Andeutungen zur Erklärung der Namen geographischer Gegenstände zu finden. Doch hat der Vf. zu selten und, wie es scheint, nur zufällig daran gedacht. Bisweilen scheint er uns auch dabey nicht auf dem rechten Wege zu seyn, wie Th. II S. 25, wo er zur Erklärung des *Rhöngebirges* auf das Isländische *Royn*, Lava, zurückgeht, anstatt auf das altdeutsche *Ron*, *Rhon*, *Röne*, von *rinnen*, oder auf das Celtische *rhyn*, welches nach *Wachter* unter *Ronzevall* einen Berg bedeutet.

In Beziehung auf die Sprache sind dem Vf. mehrere Nachlässigkeiten entschlüpft, z. B S. 1 der Vorr. *gedenken* f. *bedenken*; S. 2 *Herren* f. *Herrn*; S. 8 *des König Roger's* f. *des Königs Roger*, und so Thl. II S. 50 *des Pregel*; S. 15 die *Axdrehung*, wo das radicale *e* nicht darf verloren gehen; ebendas. *der Merkur*, und gleich darauf *Venus*, *Mars* u. s. w.; S. 21 *Dichtigkeit* f. *Dichte* oder *Dichtheit*; S. 26 mit Verletzung alles Wohlklangs, *von der er erleuchtet wird* für *welche ihn erleuchtet*; S. 30 *von 2400 Klafter* f. *Klaftern*; S. 50 *längst* f. *längs*; S. 60 *Sträuche* f. *Sträucher*. Thl. II S. 1: *Wer zu Feld* (e) *ziehen will* (,) *soll des Feldes kundig seyn*, (;) *denn ohne Feldkunde kann der Feldherr das Schlachtfeld nicht wählen.* Das klingt fast, als wenn jeder zu Felde ziehende Feldherr seyn sollte. S. 2 *Mittel* f. *Mitte*; S. 24 *zwischen* (dem) *Neckar und Rhein geht ein Nebenzug.* Und so oft anderwärts. S. 50: *Bere sina. Die Wilia.* Die Nachlässigkeiten in der Schreibung sind fast unzählig. Die Interpunction ist fast häufiger falsch, als richtig. Vorr. S. 2 *gedeien* u. S. 57 *gedeihen*; Vorr. S. 7 *Westveste* und ebendas. *festes* Land; ebendas. *atlandisch*, und sonst immer *Atlantisch*; S. 5 *bereisste*, sonst aber *bereiste*; S. 11 *zunächst*, aber S. 35 *zu vor* und sonst auch immer *zu erst*; S. 15 *Merkur*, S. 16 aber *Mercur*; in der Figur S. 18 und 19 steht oben *p* für *P*. S. 41 *Floezgebirge*, aber S. 45 *Flötzzeit.* Auf der Charte sind mehrere Zahlen falsch. Z. B. steht zwischen XIII und XV innen XVI für XIV; IXX f. XIX. Doch das wird hinreichen, um die Auffoderung zu begründen, dass Hr. *F.*, bey einer etwanigen zweyten Auflage,

diese mit der grösten Sorgfalt verbessern und dann für eine genaue Abschrift sorgen müsse. Das ist um so nöthiger bey Steindruck. Auch ist dann sorgfältiger auf die typographische Symmetrie zu sehen, z. B. dass das, was ins Auge fallen soll, und vom Buchdrucker gesperrt wird, gleichmässiger, als jetzt, unterstrichen werde. Manche Überschriften der Abschnitte sind mit Kanzley — andere mit Cursivschrift geschrieben. Auf das Alles muss weit mehr Sorgfalt gewandt, und die Handschrift vor dem Abdrucke so oft und mit derselben Aufmerksamkeit durchgesehen werden, als es in der Buchdruckey mit den Correcturbogen geschieht. Ohnediess wird der Steindruck für Viele, die hieran Anstoss nehmen, immer etwas Unleidliches bleiben, besonders wenn mitunter auch radirte Wörter vorkommen, die man entweder gar nicht (Thl. II S. 3), oder schwer (Thl. II S. 14 und 15) lesen kann, und der Preis so hoch ist, wie bey dem vorliegenden Werke.

— ρν —

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Stuttgart, in der Sattlerschen Buchhandlung: *Zeitschrift für Kriegswissenschaft.* Herausgegeben von einer Gesellschaft süddeutscher Officiere. II Heft. Redactoren: Maj. *v. Breithaupt*, Hauptm. *v. Kausler*. 1819. 124 S. gr. 8. (18 gr.)

Wir können das, bey Anzeige des 1. Heftes dieser Zeitschrift (1819. No. 212.) abgegebene allgemeine Urtheil auch nach Durchlesung dieses 2 Heftes nicht zurücknehmen, und beweisen diess am besten, indem wir dessen Inhalt einzeln betrachten. I. *Gedanken über wohlfeilere und leichtere Anschaffung der Geschützröhren* etc. (*Fortsetzung*), interessirt durchaus bloss den Artillerie-Officier. II. *Zwey Briefe von Buonaparte an Kleber, und von Kleber an das Directorium* (aus *M. Dumas précis* etc. übersetzt), sind an sich recht interessant; nur scheinen sie nicht gerade in ein Journal für Kriegswissenschaft zu gehören. Sollte überhaupt etwas aus dem — unter wissenschaftlichen Officieren übrigens ziemlich verbreiteten — Werke von *Dumas* mitgetheilt werden: so konnte eine, dem Zwecke entsprechendere Wahl zu treffen, nicht schwer seyn. III. *Über den Feldzug der Verbündeten gegen Frankreich im Jahre 1814. (Ein strategischer Versuch).* Wie man die Strategie-Wissenschaft auf einen Feldzug anwenden könne, wo die verbündete Armee ohne Magazine, mit einer Menge vom Feinde besetzter Festungen im Rücken, operirte, will uns nicht einleuchten; wir halten daher die Bemühung für unfruchtbar, gern zugebend, dass mehrere Operationen jenes Feldzugs, nach den allgemeinen Grundsätzen für allen Kampf überhaupt geprüft, eben nicht in glänzendem Lichte erscheinen würden. Um zu erkennen, wie wichtig für die Alliirten der Besitz Strasburgs oder einer anderen grossen Festung am Rhein gewesen wäre, bedarf es wahrhaftig nicht der Theorie der Operationslinien. IV. *Über die Verfassung von Dienstvorschriften, im Geiste der Betrachtungen über die Kriegskunst.* (Eingesandt). Beerenhorst's Geist mag der Vf. wohl citirt haben, er hat sich aber nicht eingefunden, und der Aufsatz ist etwas unklar geblieben. Eine angemessene Stellung der Subalternofficiere, besonders gegen die höheren, scheint dem Vf. am meisten am Herzen zu liegen; dafür können allerdings Reglements wirken, aber der Geist des Officiercorps muss immer das beste dabey thun. Von der Nothwendigkeit, Subalternen bey Abfassung der Reglements mit zu Rathe zu ziehen, kann sich Rec. nicht überzeugen, weil er von den höheren Officieren, welchen des Regenten Vertrauen ein so wichtiges Geschäft übergiebt, nicht voraussetzen zu dürfen glaubt, dass sie durch einen hier wirklich plumpen Egoismus sich eines solchen Vertrauens unwerth zeigen möchten. V. *Relation über das Bombardement von Kehl, und das zu gleicher Zeit stattgehabte Treffen im Bienwald, im September* 1793, vom Commandirenden der Schwäbischen Kreistruppen Glt. *v. Stein* ist ganz an seinem Platze, wenn auch die Begebenheit an sich von keinem grossen militärischen Interesse. VI. *Über stehende Heere und die Nachtheile ihrer Abschaffung.* Der wichtige Gegenstand kann nicht in so wenig Seiten erschöpft werden; die Grundansicht des Vfs. zeigt, dass er die Bedingungen militärischer Brauchbarkeit kennt, und desshalb den absoluten Landwehrthümlern nicht beystimmen kann. VII. *Literatur.* Es werden 4 milit. Schriften beurtheilt, aber drey dieser Anzeigen sind aus dem *Hermes* und unserer A. L. Z. auszugsweise abgeschrieben; zwar ist diess bemerkt, doch will es Rec. nicht angemessen bedünken. Nur eine Rec., die der kleinen Schrift: *Über reitende Artillerie* u. s. w. scheint Original.

Auf dem letzten Blatte findet sich noch eine *Übersicht der neuesten Franz. militärischen Literatur*, d. h. ein Verzeichniss der Titel und Preise; diess ist indess eine angenehme Zugabe, die Manchem einen Seufzer ablocken wird, wenn er die ziemlich billigen Preise in Paris mit denen vergleicht, die ihm der Sortimentshändler in Norddeutschland für dieselben Bücher stellt.

bb.

Berlin, b. Mittler: *Der Feldzug des Herzoglich-Braunschweigischen Corps im Jahr* 1809, von *G. v. d. Heyde*, Königl. Preuss. Major u. s. w. 1819. VIII. u. 143 S. 8. (16 Gr.)

Wir erhalten hier eine detaillirte und um so zuverlässigere Schilderung des Feldzugs des Herzogs von Braunschweig im J. 1809, da der Vf. von dem bey weitem interessanteren Theile desselben, dem Rückzuge durch Norddeutschland nämlich, als Augenzeuge spricht; in Bezug auf die ersten Operationen in Sachsen aber sowohl durch den Chef des Generalstabes, Oberstlieutenant *Korfes*, als auch durch einen Officier, der damals gegen ihn diente, Notizen und Bemerkungen erhielt. Hätte er sich mit

Darstellung des rein Historischen begnügt: so würde die Kritik völlig beschwichtigt seyn, und das Interesse an jenem kühnen Zuge auch manches minder interessante Detail haben übersehen lassen; er hat sich aber veranlasst gefunden, sogenannte „strategische" Raisonnements einzuflechten, und damit, nach unserem Ermessen, nicht wohl gethan. So scheint uns der excentrische Rückzug Kienmayers *ad modum Bülovii* (S. 23) nicht sehr bedeutend. Denn fühlte sich das feindliche Corps wirklich stark genug, dem General zu folgen und das Gefecht zu suchen: so würde es sich schwerlich durch die nach Dresden und Meissen gesendeten schwachen Abtheilungen haben irren lassen, und das einzige Resultat wäre dann gewesen, dass der General einige Truppen weniger ins Gefecht bringen konnte. Überhaupt ist wohl der ganze Feldzug in Sachsen zu wichtig genommen; er wäre gewiss alsobald beendet gewesen, wenn der Obrist Thielemann lieber eben so viel Sachsen, als unzuverlässige Westphalen, mit ihrem traurigen König, zur Unterstützung erhielt; — Diversionen dieser Art entscheiden endlich die jetzigen Kriege nicht, wie im vorliegenden Falle das bey weitem wichtigere Tyrol beweisen dürfte. Die Entscheidung muss allemal von den Hauptheeren ausgehen, und fand sich leider bey Wagram.

Es ist übrigens lobenswerth, dass der Vf. seine genaue Kenntniss der Verhältnisse benützt, um einige Vorfälle im Innern des Corps — wenn wir so sagen dürfen — über welche bisher meist irrig und oft lieblos abgesprochen ward, in ihr rechtes Licht zu setzen, und auch das Verdienst der Todten, namentlich des Obristlieutenant *Korfes*, in Erinnerung bringt.

Der Stil ist weitschweifig, und beurkundet, dass der Vf. die Sprache nicht hinlänglich in der Gewalt hat, wodurch er denn bisweilen Sachen sagt, wie: dass die Erziehung des Herzogs an der Nichterlangung mancher Feldherrn-*Talente* Schuld gewesen, wobey er offenbar etwas ganz anderes im Sinne hatte.

Ld.

Berlin, auf Kosten des Vfs.: *Handbuch zur Selbstbelehrung über die Militär-Cassen-Verwaltung und Buchführung bey der Königl. Preuss. Armee, und zur praktischen Kenntniss der dieserhalb bestehenden allgemeinen Gesetze und Bestimmungen.* Herausgegeben von *G. L. Brückner*, Königl. Preuss. Kriegs-Commissär. 1819. VI u. 282 S. 8. (18 Gr.)

Bekanntlich besteht bey der Königl. Preuss. Armee die Einrichtung, dass, statt besonderer Regimentsquartiermeister u. s. w., bey jedem Regiment und Bataillon ein Officier, unter Aufsicht des Commandeurs, die Rechnungsführergeschäfte versieht. Für diese Männer, die mit der Buchführung u. s. w. unmöglich so vertraut seyn können, wie ein Beamter, der von jeher im Rechnungsfach arbeitete, war die Zusammenstellung aller darüber sprechenden Verfügungen schon längst ein Bedürfniss. Das Unternehmen des Vfs., demselben abzuhelfen, so wie die Art, in der er es ausgeführt, verdient gleichen Dank. Nicht allein sind die neuerlich ergangenen speciell auf das Cassenwesen und die Buchführung Bezug habenden Verordnungen hier gesammelt, sondern es werden auch von S. 58 — 140 Auszüge aus den allgemeinen Gesetzen des Staates über das Cassen- und Rechnungs-Wesen, die darauf Bezug habenden §§ aus dem allgemeinen Landrecht, dem allgemeinen Cassen-Edict von 1769 und den Instructionen von 1769 und 70 zusammengestellt, wodurch denn die Sache so ziemlich erschöpft ist. Das Buch gewährt demnach, abgesehen von seiner eigentlichen Bestimmung, eine ziemlich deutliche Übersicht des Rechnungs- und Cassenwesens bey der Preuss. Armee. Rec. hat es am meisten wegen des von S. 169 an mitgetheilten Tarifs der Officier-Gehälter, Feldzulagen, Mobilmachungsgelder, des Servises und der Rationen für alle Truppengattungen und Chargen der Königl. Preuss. Armee, interessirt. Man sieht daraus, dass der Officier in Preussen im Durchschnitt gut besoldet wird, und soweit Rec. die Besoldungssätze einiger anderer Deutschen Armeen kennt, besser als in diesen.

Ein angehängtes alphabetisches Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des Buches.

M.

NEUE AUFLAGEN.

München, b. Thienemann: *Katechismus der Hufbeschlagkunst. Oder: Theoretisch-praktischer Unterricht über den Hufbeschlag und die gewöhnlichsten Krankheiten des Pferdefuses.* Bearbeitet von Dr. *Konrad Ludwig Schwab*, Königl. Baier. Rath und ordentl. öffentl. Professor an der Königl. Central-Veterinär-Schule in München u. s. w. Mit XVI Steintafeln. Dritte ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1820. XVI u. 191 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Ein sehr brauchbares und nützliches Buch.

Leipzig, b. Engelmann: *Alfred und Ida.* Briefe über Fortdauer und Wiedersehen, von *Joh. August Thiele von Thielenfeld* Zweyte ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Mit Titelkupfer. 1818. XVI u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Offenbach, b. Brede: *Anleitung zur Elementar-Arithmetik* von *Joh. Jos. Ign. Hoffmann*, Königl. Baierisch. Schulrathe. Zweyte verbess. u. sehr vermehrte Auflage, 1819. VIII u. 218 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1807. No. 251)

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Virgils Werke* verdeutscht. Erster Band. *Aeneide.* Zweyte Auflage. 1819. VIII u. 552 S. (1 Rthlr. 20 gr.) Die erste Auflage erschien 1793.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JULIUS 1820.

MATHEMATIK.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Grundriss der Dynamik oder der mathematischen Lehre von den Wirkungen der Kräfte auf Puncte und auf homogene feste Massen.* Ein Leitfaden für den Vortrag und das eigene Studium, welcher einige Kenntniss der höheren Analysis voraussetzt; von Dr. *F. Raupach*, Prof. d. Math. u. Physik an d. K. Ritter-Akademie in Liegnitz. Mit 3 Kupfertaf. 1819. VI und 228 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bemerkt in der Vorrede mit Recht, dass wir keinesweges zu reich an Lehrbüchern der Mechanik sind, die gleich bey den ersten Elementen mit dem Geiste dieser Wissenschaft und ihrer zweckmässigsten Behandlung recht bekannt machen, die zugleich nicht bey den ersten Elementen stehen bleiben, und die in möglichster Kürze und einfacher Darstellung alles enthalten, was als Vorbereitung zu einem tieferen Studium nöthig ist. Der Vf., dessen frühen Tod man mit Recht beklagt, da er ein eben so gewandter Lehrer als gründlicher und kenntnissreicher Schriftsteller war, hat sein gutes Talent, gründlich und klar darzustellen, auch hier gezeigt; wir haben daher kaum nöthig, etwas mehr als eine Inhaltsanzeige zu geben, indem wir das Buch denen, die hinreichend vorbereitet sind, geradezu empfehlen können.

Statik. Die Lehre vom Parallelogramm der Kräfte trägt der Vf. sehr gründlich und klar vor. Bey der Lehre vom Hebel, die er auf Zerlegung der Kräfte gründet, fängt er mit dem Winkelhebel an, und zeigt dann die Anwendung auf den gradlinigen Hebel. Hier sowohl, als bey den auf einen einzigen Punct wirkenden Kräften, wird die Richtigkeit des Princips der virtuellen Geschwindigkeiten gezeigt. Alles, was sonst hieher gehört, was das Gleichgewicht der um feste Axen beweglichen Körper, den Druck auf die Axe betrifft u. s. w., wird kurz und gründlich abgehandelt. In der Lehre vom Schwerpuncte wird auch gezeigt, wie man durch Integralrechnung den Schwerpunct krummlinig begrenzter Flächen, runder Körper u. s. w. bestimmt. Von dem physischen Hebel, von der Stabilität, (in dem Satze §. 65 No. 1 ist eine, vermuthlich durch Druckfehler entstandene Unverständlichkeit, die sich indess durch das folgende leicht heben läst.) Als Anhang endlich die Lehre von Gleichgewichts-Curven, vorzüglich von der Kettenlinie, die für einen Anfänger in der Differentialrechnung doch wohl etwas zu kurz abgehandelt ist; — richtig ist zwar alles, aber es setzt schon einige Gewandtheit voraus, wenn man die kurzen Andeutungen leicht verstehen soll.

Mechanik. Der Satz, dass die Grösse einer Massenbewegung (Quantität der Bewegung) dem Producte der Masse in die Geschwindigkeit proportional sey, wird durch die als *Beweis* aufgeführten Schlüsse wohl nur erläutert, nicht eigentlich bewiesen. Es heisst hier nämlich: Je mehr Bewegtes, desto mehr ist Bewegung: je mehr Ortsveränderung in gleicher Zeit bey gleichförmiger Geschwindigkeit, desto mehr ist Bewegung da. — Von der gleichförmigen Bewegung. Vom Stosse. Der *Grundsatz*, §. 77, hätte doch wohl noch eine Zurückführung auf leichtere Sätze erlaubt. Sonst ist diese Lehre sehr klar und vollständig abgehandelt. — Von der Bewegung des Schwerpunctes mehrerer gleichförmig bewegter Körper.

Die Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung werden aus den bekannten leichten Differentialformeln hergeleitet. Kurze Andeutungen der ungleichen Ausdrücke für das Mass der Kräfte. Allgemeine Formeln für die Wirkung ungleichförmig beschleunigender Kräfte, und Anwendung auf Körper, die von grossen Höhen herabfallen. Allgemeine Differentialformeln für die krummlinigte Bewegung und Anwendung auf die Wurfbewegung (§. 105 Zus. ist der Ausdruck: „in diesem Falle *würde* der Weg des Körpers eine doppelt gekrümmte Curve seyn" nicht strenge richtig; er *könnte* es seyn, könnte ja aber auch eine ebene Curve in einer gegen die erste Ebene geneigte Ebene seyn.)

Von den Centralkräften und den durch sie bewirkten Bewegungen. Der Vf. setzt hier überall theils einige Fertigkeit im Gebrauch der Differentialformeln, theils auch insbesondere eine wohlbegründete Kenntniss der dabey zum Grunde liegenden Begriffe voraus, die bey dem, was man Unendlichkleines der zweyten Ordnung nennt u. dgl. vor allen Missverständnissen und Zweifeln sichern muss. Hier werden die Hauptprobleme, die bey Bestimmung der Bewegung um anziehende Mittelpuncte vorkommen, dann die Gesetze der Bewegung in der Ellipse und in der Parabel gründlich erläutert. Doch scheint uns S. 134 die Bemerkung unter No. 2 dunkel.

Von der Attraction grösserer Massen auf einander. Wie man die Attraction der Kugeln auf einan-

der bestimmt, wie die Bewegungen um den gemeinschaftlichen Schwerpunct beschaffen sind u. s. w. *d'Alemberts* Satz über die freye Bewegung des Schwerpunctes eines Systems ist wohl etwas zu kurz abgehandelt.

Über Bewegung auf vorgeschriebenem Wege. Der Fall auf der geneigten Ebene und auf krummen Linien wird umständlich betrachtet. Die Bestimmung der Brachystochrone scheint uns nicht ganz strenge zu seyn; der Vf. scheint nämlich auch *dt* als unveränderlich anzusehen, wofür doch Gründe anzugeben nöthig wäre.

Von der drehenden Bewegung. Der Begriff des Moments der Trägheit wird bestimmt, und gezeigt, wie man es bey Massen von gegebener Gestalt findet. Bestimmung der Oscillationszeit des einfachen Pendels; Schwingungsmittelpunct beym zusammengesetzten Pendel; endlich noch etwas Weniges von den Wirkungen des Stoßes bey der drehenden Bewegung um feste und um freye Axen.

Der Vf. hat alle diese Gegenstände in möglichster Kürze abgehandelt, wobey denn freylich die Voraussetzung, dass der Leser die Differential- und Integral-Rechnung gut inne habe, unerläßlich war. Im Ganzen ist sein Ausdruck richtig und leicht verständlich; selten trifft man auf kleine Mängel des Ausdrucks, wie etwa der folgende einer ist: das Trägheitsmoment für die der Schwingaxe parallele des Schwerpunctes. Selbst kleine Mängel dieser Art kommen so wenige vor, dass es ungerecht wäre, sie nur irgend rügen zu wollen.

i. e. e.

Berlin, b. Rücker: *Systematisches Handbuch der gesammten Land- und Erdmessung mit ebener und sphärischer Trigonometrie, auch Beschreibung der neueren brauchbaren Messinstrumente,* von *August Schulz Montanus,* Dr. der Phil., Math. u. Phys. Erster Band mit 5 Kupfertafeln. X und 309 S. Zweyter Band mit 8 Kupfertafeln. XII und 452 S. 1819. 8. (4 Thlr.)

Die richtige Methode, welche in der Folge der Lehrgegenstände bemerkt wird, deutet immer auf einen gut angelegten Plan hin, und es ist eine Freude, wenn man diesen, wie es hier der Fall ist, bey dem Verfolg der Prüfung gut ausgeführt findet. Der Vortrag ist sehr deutlich; es ist zwischen Kürze und Anhäufung der Gegenstände ein ächt-ökonomischer Mittelweg eingeschlagen, nichts wichtiges ausgelassen, aber auch mit keinem Übermass von Materialien Parade gemacht worden. Nur wenige Capitel scheinen noch eines Zusatzes bedürftig.

Der erste Band enthält in drey Abschnitten: 1) eine ebene Trigonometrie; 2) eine sphärische; 3) die Beschreibung der wesentlichsten Messinstrumente. Der Vortrag der trigonometrischen Lehren ist theils synthetisch, theils analytisch, und durchaus sehr fasslich. Bey Erläuterung der Vorbegriffe ist die negative und positive Beziehung der trigonometrischen Linien sorgfältig erläutert, und in Hinsicht der Tangente hat sich der Vf. nicht damit begnügt, diese Beziehung aus $\tang. x = \frac{\sin x}{\cos x}$, sondern, wie es strenge Methodiker von jeher gethan haben, sie absolut aus ihrer Lage abzuleiten. Rec. hat die Art, wie diese Beziehung gewöhnlich erläutert wird, für Anfänger nie ganz überzeugend gefunden, weil eine dialektische Anwendung derselben auf die Sinusse auch für diese trigonometrische Linie den Schein einer negativen Lage im zweyten Quadranten erzeugt. Die Entfernung dieses dialektischen Scheines erfodert mehr Erklärungen, als es bey einer so elementaren Sache zu wünschen ist. Deswegen hatte Rec. bey seinem mathematischen Unterricht sich eines Auswegs bedient, der näher an der Evidenz liegt, und auf folgenden Sätzen beruht. Es ist natürlich, dass bey Beschreibung einer Linie die Bewegung von einem gegebenen Punct anfängt. Dieser gegebene Punct ist, wenn es auf Beschreibung des Sinus ankommt, die Intersection des zweyten Schenkels und des Kreisumfanges. Die Bewegung vom gegebenen Punct zum bestimmten, d. i. wo das Perpendikel in den ersten Schenkel (vorzugsweise der Halbmesser genannt), fällt, hat immer die bekannten positiven und negativen Richtungen in den 4 Quadranten. Soll aber die Tangente beschrieben werden: so ist der gegebene Punct der, wo die Tangente den Kreisumfang berührt, oder der Punct, wo der Halbmesser, oder der erste Schenkel, in die Peripherie trifft. Der Intersectionspunct der Tangente und des zweyten Schenkels ist nicht gegeben, aber bestimmt. So genommen sieht man deutlich, dass bey Ziehung der Tangente, die Richtung der Bewegung im ersten und dritten Quadranten aufwärts, im zweyten und vierten abwärts geht, wenn man eine Linie vom gegebenen zum bestimmten Punct führt, und *so* ist die Sache viel elementarer und augenfälliger erklärt.

Bey der sphärischen Trigonometrie ist vorzüglich die intuitive Erkenntniss bezweckt worden, ohne dabey die analytische Methode hintenan zu setzen. Ein schätzbarer Anhang zur sphärischen Trigonometrie ist die Reduction sphärischer Dreyecke auf die ihnen zugehörigen Sehnendreyecke, und umgekehrt.

Unter den Messinstrumenten werden zuvörderst die zur Längenmessung erfoderlichen beschrieben. Der Vf. erklärt sich hiebey, wie schon mehrere Deutsche Gelehrte gethan haben, gegen die Ableitung einer Maßeinheit aus einem gemessenen Meridianbogen. Nach seiner Ansicht wäre ein aliquoter Theil von der Länge des einfachen Secundenpendels vorzuziehen gewesen. Bey der Beschreibung des Messtisches findet der Vf. die Einrichtung am zweckmäßigsten, wo die feine Azimuthal-Bewegung mittelst einer Schraube ohne Ende, die Horizontalstellung aber mittelst der Veränderung in der Stellung der Füsse bewirkt wird. Die Fusse sind auf die

Art angebracht, wie an dem Mefstifchstativ der Liebherr-Wernerschen Werkstätte zu München. Rec. vermuthet, dafs der Vf. von selbst auf diese wesentliche Verbesserung verfallen ist, ohne die Münchner Einrichtung gesehen zu haben. Denn im letzten Falle würde er ohne Zweifel derselben gedacht haben, da sie die Vortheile beider hier beschriebener Mefstische vereinigt, die Nachtheile beider glücklich hebt, und noch obendrein sehr wohlfeil ist; denn das ganze Stativ kostet nur 15 Rthlr. Diesen Münchner Mefstisch hält Rec. für den bequemsten und sichersten, besonders wenn er noch mit Lämmle's Centralvorrichtung versehen ist, welche circa 12 Rthlr. kostet. Der Vf. hat übrigens bey diesem für die Geodäsie so wichtigen Instrumente das Wesentliche richtig aufgegriffen, und mit Recht alle Künsteleyen daran unerwähnt gelassen. Die von ihm empfohlenen Versicherungsdioptern verdienen Beyfall.

Bey der Beschreibung des Diopterlineal mit der Fernröhre hätte noch die Rectificationsmethode der Kippregel, und bey der Orientir-Boussole die Entfernung der Elektricität angeführt werden können. Eine Reibung am Glase, ja manchmal die Luftelektricität, macht nämlich die Nadel zum öfteren elektrisch, so dafs sie ans Glas angezogen wird. Die Aufklebung eines Staniolstreifens hilft diesem Übelstande ab, da alsdann augenblickliche Entladung erfolgt.

Unter den Mefswerkzeugen der niederen Geodäsie wird noch der Schmalkalder'schen Handboussole gedacht, und zwar mit allem Recht. Da sich Rec. keiner Beschreibung derselben erinnert, ausser der vor einigen Jahren in *Gilbert's* Annalen mitgetheilten, dieses Werkzeug aber, weil man keines Stativs dabey benöthigt ist, besonders für den Militär bequem ist: so wird die Mittheilung des Princips, worauf ihre Einrichtung beruht, den Lesern nicht unwillkommen seyn. Auf die Magnetnadel ist eine Kreisfläche von Kartenpapier oder dünngeschlagenem Messingblech befestigt. An der Peripherie dieser Kreisfläche ist die Eintheilung in Grade befindlich. Die Dioptern sind, wie gewöhnlich, an der Kapsel befestigt. Anstatt dafs bey der gewöhnlichen Einrichtung der getheilte Kreis mit der Kapsel um das Centrum, d. i. um den Suspensionspunct der Nadel gedreht wird, und folglich der Index in der Spitze der Nadel jetzt im magnetischen Nordpunct verbleibt, bleibt hier der getheilte Kreis in einerley Lage, wenn die Nadel ruht, und der Index macht mit der Drehung der Büchse die Bewegung ums Centrum. Bey dem Oculardiopter ist aber noch ein geneigter Planspiegel angebracht, mittelst dessen man, ausser der Gesichtslinie in der Richtung des Objectivdiopters, durch die Reflexion auf den getheilten Rand sehen und beobachten kann, welcher Grad dem Index entspricht. Ohne die Lage des Auges zu ändern, sieht man zugleich den visirten Gegenstand hinter dem Faden des Objectivdiopters und die Gröfse des magnetischen Azimuthalwinkels auf dem getheilten Rande, und man braucht daher kein Stativ. Dafs der reflectirende Spiegel in einem Prisma bestehen kann, wie es hier beschrieben wird, dafs ein Vergröfserungsglas hinzugefügt, und in dessen Brennpunct der Index befindlich seyn kann, wie sich Rec. aus der Beschreibung in Gilberts Annalen zu erinnern glaubt, dafs ein auf der ebenen Seite belegtes Planconvexglas, wie Rec. vorschlagen würde, beiderley Einrichtungen in sich vereinigen würde, dieses und die übrigen Details kann sich jeder leicht hinzudenken.

Die feineren Winkelmefs-Instrumente hat der Vf. mit besonderer Sorgfalt beschrieben. Es ist auf alles Rücksicht genommen, was in vielen Schriften hierüber zerstreut vorkommt, die Beobachtungsmethoden sind indirecte sogleich mit dargestellt, weil bey der Beschreibung jedesmal auf den Zweck Rücksicht genommen worden ist, und durch die systematische Ordnung wurde eine Kürze möglich, welche die Übersicht erleichtert. Die verschiedene Construction der Winkelmesser, besonders der ganzen Kreise, die geometrischen Begriffe von der einfachen und doppelten Repetition der Winkelmessung, die Theorie des Nonius, der Prüfung und der Rectification eines Winkelmessers, die Theorie der Libellen, die nähere Beschreibung der Theodoliten, der Bordaischen Kreise und insbesondere des Spiegelsextanten, machen den Inhalt dieses Abschnittes aus. Ungern hat Rec. das Repetitionsverfahren bey Verticalwinkeln, wie es *Pottgiefser* im astronom. Jahrb. Jahrg. 1812 beschreibt, vermifst. Bey der Beschreibung des Spiegelsextanten hat er aber mit Vergnügen die Erörterung eines Gegenstandes wahrgenommen, der von den übrigen Schriftstellern theils übergangen, theils, wie bey *Bohnenberger*, nur gelegentlich einmal berührt worden ist, nämlich des parallactischen Winkels, welcher durch die Distanz des direct gesehenen Gegenstandes und durch die Entfernung des grofsen Spiegels vom kleinen (richtiger durch die Entfernung des Centrums von der Axe des Fernrohrs) gebildet wird, und in manchen vorkommenden Fällen nicht gleichgültig ist.

Der Nivellir-Instrumente sind nur zwey gedacht und beschrieben, die Canalwage (mit communicirenden Röhren), und eine sehr einfache Nivellirwage mit Fernrohr und Libelle. Der Rectificationsprocefs für letztere ist recht gründlich vorgetragen.

Sowohl bey Gelegenheit der Winkelmesser, als auch bey den Wasserwagen, erwähnt der Vf. der Genauigkeit der Instrumente, welche aus der Pistor'schen Werkstätte zu Berlin hervorgehen. Er setzt sie den Münchner Werkzeugen gleich. Es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, dafs die Preiscourants der Pistor'schen Instrumente wären mitgetheilt worden.

Der zweyte Band beschäftigt sich mit der eigentlichen Praxis der Land- und Erd-Messung, und

zwar im vierten Abschnitte mit den allgemeinen Problemen derselben, im fünften mit der besonderen Ausübung der niederen Landmessung, und im sechsten mit der Praxis der höheren Land- und Erd-Messung. Die Hauptaufgaben des vierten Abschnitts sind: a) die directe Längenmessung mit Erörterung der erfoderlichen Cautelen und Verificationen; b) die Messtisch-Operationen mit sorgfältiger Rücksicht auf die complicirtern und minder bekannten Methoden; c) die Anwendung des trigonometrischen Calculs, mit Erstreckung auf die zusammengesetzten Fälle aus *Lambert's* Beyträgen.

Dieses die Hauptsätze. Die Lehren, die damit in Berührung kommen, das Centriren der Winkel, die Reduction auf den Horizont, die Aufgaben der Höhenmessung, die irdische Strahlenbrechung u. dgl. werden hiebey gehörig erörtert, und von denjenigen Theorieen, welche wegen vorauszusetzender höherer Kenntnisse nicht erschöpft werden konnten, wird ein deutlicher Vorgeschmack gegeben. Über die Kunststücke der Distanzmessung aus einem Standpunct ist auf die Weise geurtheilt worden, wie es einen Mathematiker geziemt. Der Reichenbachische Distanzmesser ist aber unerwähnt geblieben, und es scheint, dass der Vf. diesen nicht im Einzelnen kennt. Das Exemplar, welches Rec. in Händen und genau geprüft hat, leistet allen Foderungen Genüge, und kann in den Händen eines geschickten Messers für das Hauptinstrument einer Flur- und Steuer-Vermessung angesehen werden, besonders in Verbindung mit dem Messtisch und der oben gedachten *Lämle'schen* Centralvorrichtung. Der fünfte Abschnitt hat nach diesen Prämissen sehr ins Kurze gezogen werden können. Was aber den sechsten betrifft: so kann dieser lediglich als eine zweckmässige Einleitung in die Theorie und Praxis dieses Gegenstandes angesehen werden, womit sich die Mehrzahl der Leser begnügt, indess diejenigen, welche weiter zu gehen wünschen, Anlass und Anleitung erhalten. Die Gegenstände, welche theils weggelassen, theils zu wenig erschöpft sind, sind 1) die sphärische Astronomie, oder wenigstens die trigonometrische Erörterung der Lage eines Sternes gegen den Meridian, den Horizont und den Äquator, ingl. gegen die Ekliptik. 2) Der parallaktische Calcul. 3) Die sphäroidische Gestalt der Erde und die Berücksichtigung derselben bey trigonometrischer Ableitung der Länge und Breite für Orte, deren Position aus Dreyecknetzen bestimmt ist.

— e —

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Maurer: Vom *Cathetometer*, einem neuen Winkelmessinstrumente, welches leichter zu verfertigen und wohlfeiler ist, die Winkel genauer misst, die Berechnung der Figuren erleichtert, und weniger Irrthümern der Beobachtung ausgesetzt ist, als andere bekannte Winkelmessinstrumente. Von Dr. *August Leopold Crelle*, Königl. Ober-Baurathe. Mit 1 Kupfert. 1817. 16 S. 4. (1 Rthlr.)

Dieser neue Winkelmesser kann wie jeder andere ein halber oder ganzer Kreis seyn. Über ihm bewegt sich eine Alhidade, auf welcher Dioptern feste sind, oder statt deren auch ein Fernrohr angebracht ist; während die Alhidade selbst, durch eine an ihrem einen Ende angebrachte Schrauben-Bewegung, um einen kleinen Bogen verrückt und arretirt werden kann. Diese Alhidade hat aber an diesem Ende nicht etwa wie gewöhnlich einen Nonius, sondern statt dessen einen Kreis, meistens von ⅘ des Halbmessers des Instruments selbst, der in seine 360 Grade und deren kleinere Theile eingetheilt ist. Dieser Kreis streift nun bey der Bewegung der Alhidade den Limbus des Instruments, dessen Eintheilung von der gewöhnlichen des Kreises in Grade und Minuten ganz abweicht. Der Vf. theilt nämlich ⅘ des Halbmessers auf der Fiduciale von dem sonstigen Anfangspunct 0 der Theilung in 100 gleiche Theile; schreibt diese von 5 zu 5 an, und zieht durch jeden Theilungspunct senkrechte Linien über dem Limbus auf diesen Halbmesser, die in ihrer Art eigentliche Cosinusse der gemessenen Winkel sind. Eben so theilet er ⅘ des Halbmessers von dem sonstigen Punct 90 nach dem Centro auch in 100 gleiche Theile, schreibt diese von 5 zu 5, auf dem Limbus auf und zieht durch diese Puncte senkrechte Linien oder Parallelen mit der sonstigen Fiduciale von 0 bis 180, welche, indem sie erstere durchschneiden, auf dem Limbus *lauter Vierecke* bilden, und in ihrer Art Sinusse der zu messenden Winkel sind. Bey dieser Eintheilung des Limbi, misst also dieses Instrument die Winkel durch ihre Sinusse und Cosinusse, in einer wechselseitigen Controlle nach 100 Theilen seines ⅘ Halbmessers. Schneidet z. B. der obere Rand des Alhidadenkreises die 56te, und seine Seitenwand die 85te Querlinie genau ab: so ist der Sinus des gemessenen Winkels 0, 56 und sein Cosinus 85. Wo dieser Rand eine Querlinie etwas überschneidet, wird der Sinus versus des Bogens abgenommen, dessen Chorde in die abschneidende Linie selbst fällt, und daraus das hinzuzufügende Increment des Sinus und Cosinus berechnet. Übrigens fügt der Vf. der Beschreibung und Gebrauch dieses Instruments noch die trigonometrischen Principien seiner Construction bey, und schätzt die Genauigkeit, mit welcher man bey einem Radius von 10 Zollen mit demselben Winkel messen kann, auf eine Minute. Rec. erkennt die Neuheit und die S. 13 bemerkten Vortheile dieser Erfindung; kann aber doch nicht bergen, dass dasselbe rücksichtlich seiner Zuverlässigkeit vor unseren auf einer nur gewöhnlichen Theilscheibe getheilten Scheiben-Instrumenten nichts voraus habe, die als solche bey einem so grossen Halbmesser durch ihren Nonius noch immer eine Minute mit blossem Auge ansprechen lassen — statt dessen man auf Instrumenten von dieser Grösse, nach *Ramsden* oder *Reichenbach* getheilt, noch 4 Secunden auf dem Nonius mit der Loupe ablesen kann.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Laupp: *Kurze Einleitung in das Studium der Theologie mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Standpunct und das katholische System;* von Dr. *Joh. Sebast. Drey*, Prof. der Theol. an der katholischen Facultät in Tübingen. 1819. VIII und 255 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. glaubt dieses Werk zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit rechnen zu müssen. Es beweist, dass in einer Kirche, in welcher auch in unseren Tagen so manche neue dunkle Wolke heraufzieht, doch auch neue Lichtpuncte erscheinen, und kann auf die Bildung katholischer Religionslehrer nicht anders, als segensreich wirken. Aber auch dem Protestanten bietet es manchen Stoff zum Nachdenken dar. Möchte es doch auch zur Belehrung unserer protestantischer Verdunkler gereichen, die vielleicht für das empfänglicher sind, was aus der katholischen Kirche kommt, als für das, was ihnen ein aufgeklärter Protestant sagt. Überall sieht man, dass der Vf. mit einem in hohem Grade freyen Blicke auf seinen Gegenstand hingesehen hat. Er weist unbefangen und ohne Unterschied auf die aufgeklärtesten Theologen der protestantischen Kirche eben so gut, als der katholischen hin, und eignet sich gute Ideen an ohne Unterschied ihres Ursprungs. Wir wollen die Übersicht des Ganzen so zu geben suchen, dass man wenigstens einigermassen über seinen Geist wird urtheilen können, um unser allgemeines Urtheil bestätigt, und sich zu genauerer Ansicht des Werks bewogen zu finden.

Die Schrift besteht aus zwey *Hauptstücken.* Das erste ist *allgemeine Einleitung* überschrieben und zerfällt in folgende Abschnitte. *Erster:* Religion, Offenbarung, Christenthum; jedes in besonderen Unterabtheilungen abgehandelt. *Zweyter:* Theologie, christliche insbesondere. Unterabtheilungen: Theologie; Christliche Theologie; — Umfang, Inhalt, Eintheilung der Theologie. — Theologische Encyklopädie. *Dritter:* Voraussetzungen des christlichen Studiums.

Wir führen den ersten Satz des ersten Abschnitts wörtlich an: „Aller Glaube und alles Wissen ruht in der dunkel gefühlten, oder deutlich erkannten Voraussetzung, dass alles Endliche, was da ist, aus einem ewigen und absoluten Grunde nicht nur hervorgegangen, sondern auch mit diesem seinen zeitlichen Seyn und Leben noch in jenem Urgrunde wurzelt, und von ihm getragen wird". Hieraus folgen nach dem Vf. die besonderen Verhältnisse, in welchen die endlichen Dinge mit dem Urgrunde stehen. Überhaupt bestehen sie in *Gebundenheit* der Dinge an und durch den Urgrund. Diese Gebundenheit wirkt bey Wesen ohne Bewusstseyn als Naturgesetz. Im Wesen mit Bewusstseyn liegt eine Ankündigung dieser Gebundenheit, und das Gefühl derselben ist *Religion.* Die Religion kommt also nicht erst in den Menschen, sondern liegt in ihm. Das religiöse Gefühl bedarf aber der Läuterung in Begriff und Object, und daher Reflexion, Belehrung, u. s. w. Der religiöse Trieb ist Anfoderung zu einer freywilligen Unterordnung unter das Höhere, als Zug der Liebe zu der ewigen hin. Hat aber das Streben sich zu einem freyen Wollen geläutert: so entsteht Möglichkeit des Abweichens, und es zeigt sich dann ein entgegengesetzter Wille. Nun entsteht Entzweyung, und Gottes Wille, welcher vorher freyer Zug war, erscheint nun als *eisernes Gesetz.* Auch mit der Natur tritt der Mensch in Entzweyung, da diese nur dem Willen Gottes dient. Die nothwendige Ausgleichung kann nicht im natürlichen Gange der Dinge gesucht werden, sondern fodert eine höhere Ordnung der Dinge, und diese ist die *Offenbarung.* Rec. die Zweckmässigkeit der Offenbarung nicht verkennend, hält doch nicht für *erwiesen*, dass nicht in dem natürlichen Gange der Dinge die Anlage zu jener Ausgleichung liege.

In der zweyten Unterabtheilung, *Offenbarung* überschrieben, sagt der Vf., es kann dem Menschen von Gott nichts offenbart werden, ausser in ihm und in der Natur, und nichts, was sich nicht auf sein oder ihr Verhältniss zu Gott bezieht. Die ursprüngliche Offenbarung im Herzen und in der Natur ist hinlänglich im ersten Bewusstseyn des Gebundenseyns an den Urgrund; sobald sich aber der Mensch zu der anderen Anschauung des Selbstbewusstseyns und der Freyheit erhoben hat: so fällt jene Offenbarung in des Menschen Hand und Willen. Darum bedarf es einer Offenbarung, die der Mensch nie in seine Gewalt bekommen kann. Was er weiter hierüber sagt, ist etwas dunkel, und die Hauptschwierigkeiten bey der übernatürlichen Offenbarung und den Wundern sind nicht beseitigt. Nicht die physische Möglichkeit der übernatürlichen Offenbarung, sondern ihre Wirklichkeit zu beweisen, ist der schwierigste Punct. — Unter allen Völkern, sagt der Vf. weiter, finden sich Sagen von ausserordentlichen Offenbarungen. Die älteste findet sich in den Schriften der Juden. Gott scheint hier nur mit diesem

Volke beschäftigt, aber der Plan Gottes wird immer klärer, dass die Offenbarung weiterhin alle Völker umfassen und ein allgemeines Reich Gottes herstellen solle.

Das *Christenthum* (dritte Unterabtheilung) erscheint als diejenige Periode in der Geschichte, wo der Mensch sein wahres Verhältniss im Universum zu Gott, die vollkommene Herrschaft Gottes über sich, und die Nichtigkeit seines eigenwilligen Strebens anerkennt; sich freywillig der göttlichen Ordnung unterwirft, dadurch vom Kampfe mit sich selbst und der Welt, so wie von dessen Folgen erlöst wird; sich Gott naht, von ihm mit Liebe aufgenommen, wo mithin eine allgemeine Versöhnung gefeyert wird. Durch diese Versöhnung ist die verkannte Idee eines *Reiches Gottes* wieder anerkannt. Christus ist das *sichtbare Haupt dieses Reiches* und seine sichtbare Darstellung die *Kirche*. Der Vf. stellt die Summe der religiösen Ideen des Christenthums in sehr geläuterter Ansicht kürzlich auf, und sagt: sie sind *positiver* Art, indem ihr Ursprung als Folge eines unmittelbaren Eingreifens Gottes in den religiösen Entwickelungsgang dargestellt und an einen bestimmten Mann geknüpft wird, der sie für höhere Mittheilung ausgiebt; ingleichen, weil sie durch ausserordentliche Mitwirkung Gottes verbreitet sind. In sofern diese Ideen die Gemüther beherrschen, heissen sie *christliche Religion*. Die intellectuelle Beschäftigung mit denselben ist die *Theologie*. Durch diese tritt an die Stelle des *Glaubens* ein *Wissen*. Führt die Theologie die religiösen Erkenntnisse auf Thatsachen zurück: so wird sie *Supranaturalismus*; führt sie dieselbe aber auf eine durch Vernunftanschauung unmittelbar gewisse Idee zurück: so entsteht *Rationalismus*. Der erstere stützt sich entweder auf die Schrift allein, oder daneben auch auf eine lebendige objective Erscheinung, als Fortsetzung der ursprünglichen Thatsache, als ihre eigentlichste Überlieferung. Diese Erscheinung ist die *Kirche*. Indem diess der Vf. auf die katholische Theologie anwendet, sagt er, sie erhalte ihren Stoff aus der katholischen Kirche, müsse ihn nun aber aus der Idee construiren. Diess sey möglich; es sey aber auch nothwendig nach dem Geiste unserer Zeit. Bisherige Vernachlässigung desselben habe nachtheilig auf die Achtung gegen die Kirche gewirkt.

Wir eilen weiter, und bemerken nur noch, dass der Vf., wo er von der theologischen Encyklopädie handelt, eben so protestantische als katholische frühere Bearbeitungen derselben anführt, als: *Nösselt, Plank, Herder, Schleiermacher* u. s. w. In Rücksicht der Reinigung der Theologie von scholastischem Unwesen erwähnt er auch rühmlichst des *Melanchthon*.

Im dritten Abschnitte, welcher über die *Voraussetzung des theologischen Studiums* handelt, rechtfertigt er das Studium der Philosophie besonders, und sagt unter anderen, da jede Offenbarung von der absoluten Vernunft Gottes ausgegangen sey, so könne sie der menschlichen Vernunft, in welcher sich die göttliche offenbare, nicht fremd seyn; und der Sinn und die Bedeutung jeder Offenbarung gehe mit der Zeit verloren, wenn nicht alles in ihr auf unwandelbare Ideen der Vernunft zurückgebracht und so der Zufälligkeit entrissen werde.

Das *zweyte Hauptstück* der Schrift ist nun: Encyklopädische Darstellung der Haupttheile des theologischen Studiums. Die drey Hauptabschnitte sind: *historische Propädeutik*, — *wissenschaftliche* — und *praktische Theologie*.

Die Unterabtheilungen des ersteren Hauptabschnittes sind: A) *Bibelstudium*. Methode desselben. Exegetik. Geschichte der biblischen Urkunden. Biblische Kritik. Biblische Philologie. Biblische Hermeneutik. Methode des exegetischen Studiums. B) *Historische Theologie*. Äussere Geschichte des Christenthums. Innere Geschichte desselben. Quellen der Kirchengeschichte. Studium und Methode der Theologie.

In Absicht der biblischen Geschichte bemerkt der Vf., sie unterscheide sich dadurch von der Geschichte überhaupt, dass in ihr alles als Leitung Gottes aufgefasst, und dass das Wunderbare ihrem Geiste gemäss, darin gelassen werden müsse. Rec. hält dafür, dass es hiebey lediglich darauf ankomme, ob man *biblische Nacherzählung* oder *Geschichte der biblischen Begebenheiten* liefern wolle, und ist der Meinung, dass man sich nur vor Zwittergeschöpfen hüten müsse. Übrigens fodern auch die Nacherzählungen scharfe Kritik, um dessen ganz gewiss zu seyn, was der biblische Schriftsteller wirklich hat erzählen wollen.

Wenn der Vf. bey Aufsuchung des biblischen Lehrbegriffs den Lehrbegriff Christi von dem der Apostel nicht unterschieden wissen will: so liessen sich doch dagegen noch bedeutende Einwendungen machen. — Wenn er meint, durch die Schicksale des Textes sey nichts Wesentliches verändert: so kommt hiebey alles darauf an, was man zu dem Wesentlichen rechnet. Es ist doch wohl später hie und da etwas hineingekommen, was Manche für wesentlich halten.

Nach vielen hellen und freyen Ansichten über Kritik, biblische Philologie und Hermeneutik, setzt der Vf. bey der letzteren, nach den bekannten Auslegungsgrundsätzen, noch den hinzu: „dass Ideen, durch die Offenbarung gegeben — zwar in einer gewissen Zeitform gegeben, und dieser gemäss zunächst aufgefasst werden müssen; aber ihre ganze Bedeutung, ihre ganze Kraft, religiöses Leben zu wecken, und ihre Bestimmung das zu thun, kann nicht auf jene besondere Zeitform, nicht auf das Organ *eines* Menschen beschränkt seyn. Jede Offenbarung ist ihrer Bestimmung und Art nach vieldeutig". Damit man diess recht verstehe, sagt der Vf. in einer Note: „Es lässt sich nicht leugnen, dass Christus und die Apostel vielen Stellen des A. T. eine Bedeutung gegeben haben, die erweislich nicht im Sinne der alten Schriftsteller — dem historischen lag. Aber im Sinne der Offenbarung lag er wohl, und trat hervor, als sie nöthig war." Rec. kann sich mit

diesem Grundsatze nicht befreunden; aber es fehlt hier an Raum, sich vollständig darüber zu erklären. Dagegen stimmt er dem Vf. gern bey, wenn er darauf dringt, nicht bey dem Buchstaben der heil. Schrift stehen zu bleiben, sondern ihren Geist aufzufassen, welches freylich nur durch einen ähnlichen Geist im eigenen Gemüthe geschehen könne.

Der Vf. kommt in der zweyten Unterabtheilung auf die *historische Theologie*. Er theilt die Geschichte des Christenthums in die *äussere* und *innere*. Die letztere ist Geschichte des Lehrbegriffs, und — Geschichte des durch ihn geschaffenen gemeinsamen Lebens, der Kirche. Die Geschichte des Lehrbegriffs, sagt er, „muss als die fortdauernde, ununterbrochene Sollicitation der christlichen Ideen auf den menschlichen Geist betrachtet werden, wodurch, und die dadurch veranlasste Thätigkeit des Letzteren, sie sich immer mehr zu entfalten und auszubreiten streben mit einer Consequenz und Gesetzmässigkeit, die im Wesen des Christenthums selbst gelegen ist". Rec. führt dieses an, weil es der Vf. als einen nie zu verlassenden Hauptgrundsatz aufstellt, gesteht aber, dass es ihm nicht ganz klar ist. — In Rücksicht des Verhältnisses der Kirche zu dem Staate, welches nach dem Vf. friedliche Übereinkunft seyn soll, gesteht er, dass dasselbe in der Geschichte bald Bedrückung der Kirche durch den Staat, bald aber auch Herrschsucht der Ersteren über den Letzteren gewesen sey.

Der zweyte Hauptabschnitt, welcher über die wissenschaftliche Theologie handelt, begreift als Unterabtheilungen: A. Die Grundlegung. — Apologetik. — Polemik. — B. Die specielle Wissenschaft. System des christlichen Lehrbegriffs. — System der christlichen Kirche. — Studium der wissenschaftlichen Theologie.

Hinsichtlich der Grundlegung, sagt der Vf., sie sey eine philosophische Construction des Wesens des Christenthums. Sie trete ein, sobald eine wissenschaftliche Erkenntniss des Christenthums Bedürfniss werde, wenn überhaupt wissenschaftlicher Geist erwache. Der Theologe werde dazu getrieben, um seine Überzeugung geltend zu machen. So entstehe *Apologetik*, und indem eine Religionsform der anderen gegenüber sich rechtfertige, *Polemik*. Die Rechtfertigung der Kirche geschehe durch Aufweisung der Congruenz mit der innern Bedeutung und mit der äussern Entstehung der ursprünglichen christlichen Kirche. Rec. ist der Meinung, dass es nur auf das erstere, auf Zusammenstimmung mit dem innern Geiste der ersten Kirche, ankomme. Weiterhin heisst es: es müsse untersucht werden, ob und wodurch sich die Kirche ihren ursprünglichen Charakter bewahre. „Diess ist, sagt der Vf., der Begriff von der *Unfehlbarkeit* der Kirche." Rec. sollte glauben, wenn, wie das weiter vorn geschieht, zugegeben wird, die Kirche könne ausarten, und erst bewiesen werden soll, dass es nicht geschehen sey, so könne von *Unfehlbarkeit* der Kirche nicht mehr die Rede seyn.

Nachdem der Vf. angegeben hat, wie man sich auf zweyerley Weise von der Wahrheit entfernen könne, nämlich entweder durch *Abfall*, oder durch *Zurückbleiben*: so wendet er diess auf die verschiedenen Religionsformen, und insbesondere auf die zwey grossen noch bestehenden Formen im Morgenlande und im Abendlande an. „Jene, sagt er, erscheint offenbar als Zurückbleiben, diese nicht minder offenbar als — *voraus eilender Abfall*". Wir überlassen die Bemerkungen über diese Beurtheilung des Protestantismus den eignen Betrachtungen des Lesers, und setzen nur noch hinzu, dass vorher §. 240 gesagt ist: „Abfall sey unmittelbarer Irrthum".

In der zweyten Unterabtheilung, worin der Vf. von der speciellen Wissenschaft handelt, sagt er, dass das historisch Gegebene nach seiner Wahrheit geprüft werden müsse, dass dabey manches als Missbildung in der Entwicklung des Christenthums erscheine, und als Irrthum oder Fehlgriff aus dem Systeme ausgestossen werden müsse. Weiterhin: der Lehrbegriff enthalte *Fixes* und *Bewegliches*; jenes sey das *Dogma*, dieses die *Meinung*. Die Wissenschaft gebe immer neue Anregung zu Entwickelungen und führe das Bewegliche dem Fixen zu. — Von der christlichen Kirche sagt er: die Basis des Kirchenthums sey der Lehrbegriff, sein Zweck, die Überzeugung in Frömmigkeit überzuführen. Die Mittel dazu könne man unter dem Ausdrucke *Andacht* begreifen (?). Dann redet der Vf. von Cultus, Sacrament, Ritus, Ceremonie, und stellt §. 276 einen Begriff von Sacrament auf, in welchen sich wohl schwerlich Jemand finden wird, welcher an deutliche Begriffe gewöhnt ist. Wir möchten diess beynahe die schwächste Stelle des ganzen Buches nennen. — Was der Vf. weiterhin von der jetzt so nothwendigen Verbesserung der Kirche, und von dem Verhältniss derselben zum Staate sagt, verdient alle Beherzigung. Er wünscht, dass denkende und wohlmeinende Männer, jetzt, da die Kirche überall ihre Verfassung neu herstellen müsse, ernstlich Hand anlegen möchten, das alte Chaos zu sichten. Hinsichtlich der Methode des Studiums der Theologie heisst es unter anderen, der Zögling muss vor allem dahin sehen, den Gegensatz des Natürlichen und Positiven, oder vielmehr die Scheinbarkeit desselben, recht zu fassen. — Die Positivität des Positiven bezieht sich nur auf seinen Ursprung und sein Gegebenseyn, die Natürlichkeit und Nothwendigkeit aber auf die Natur des Menschen und sein natürliches Verhältniss zu Gott. Und §. 321 in der Note: durch die wissenschaftliche Construction hält sich der Studirende auf der glücklichen Mittelstrasse zwischen den „*Unbeweglichen*, die das Veraltete, vom Geiste Verlassene, noch immer aufrecht erhalten, und den *Excentrischen*, die, selbst vom Geiste verlassen, Neues schaffen, und mitunter das Älteste zum Neuesten machen wollen."

Der dritte Hauptabschnitt handelt über die praktische Theologie; seine Unterabtheilungen sind: Über Anleitung zum Kirchenregimente; — zur Kir-

chenverwaltung oder zum Kirchendienste; und — über die Methode des Studiums der praktischen Theologie. Mit wahrer Freude hat Rec. die hier überall herrschenden liberalen Ansichten bemerkt, und die Freymüthigkeit, welche den Kirchenobern eben sowohl die beherzigungswerthesten Wahrheiten sagt, als den untergeordneten Kirchenbeamten. Er dringt durchaus darauf, die Äusserungen des religiösen Eifers und der Einsichten frey zu geben, und den möglicher Weise daraus entspringenden Schaden auf andere Weise abzuhalten. Die Kirche stehe in sich auf dem Geiste, und es müsse zu allen Zeiten die wichtigste Angelegenheit seyn, den Geist zu läutern und zu kräftigen.

Doch es wird genug seyn, um den Geist dieser Schrift kennen zu lernen. Auch konnte es des Recensenten Absicht bey der Aushebung mancher Gedanken nicht eigentlich seyn, dem Leser die Freude zu machen, dass überhaupt so etwas, sondern, dass es in einem Werke gesagt sey, welches von einem Lehrer der katholischen Kirche herrührt, und daher die erfreuliche Aussicht giebt, es werde das Licht auch in dieser Kirche nach und nach sich weiter verbreiten. Wollte Gott, man könnte diesen Lichterscheinungen nicht in der neuesten Literatur der protestantischen Kirche eben soviel und noch mehr Verdunkelungserscheinungen an die Seite stellen, die den Freund des Lichtes nicht selten mit einer entgegengesetzten Aussicht schrecken.

P. P. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. Ohne Angabe des Druckorts: *Freymüthige Ansicht über den Glauben an eine göttliche Offenbarung.* 1819. 79 S. 8. (6 gr.)

Man muss es dem Vf., der sich als einen Landprediger darstellt, glauben, dass er eine gute Absicht bey Herausgabe dieser Bogen gehabt, und man muss ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er mit Kenntniss, Ruhe und Würde geschrieben habe. Er bemüht sich zu zeigen, dass weder die Unmöglichkeit der unmittelbaren, göttlichen Offenbarung und des Ursprungs der christlichen Religion aus einer solchen dargethan, noch auch die Überzeugung von der Wirklichkeit der einen oder des anderen, gehörig begründet werden könne, und hält es für nützlich, dass beides festgehalten werde, damit auf der einen Seite der naturalistische Gegner des Christenthums auf immer zum Verstummen gebracht, auf der anderen aber auch nicht etwa, was sich nicht erweisen lässt, gelehrt und dem Untersuchungsgeist Grenzen gesetzt, dagegen die Religion auf Vernunft, in welcher sie ewig feststehen werde, gebaut, auch die Lehre Jesu zwar benutzt werde, um nach ihrer Anleitung die Religion zu wecken und zu lehren, und entstehende Religionsmeinungen damit in Ehrfurcht gegen einen durch Weisheit höchst ausgezeichneten Lehrer zu vergleichen, aber kein solches Ansehen erhalte, als ihr gewöhnlich gegeben wird, woraus für wahre Geistesbildung sowohl als Religiosität, besonders darum, weil wir diese Lehre nicht durch ihn unmittelbar, sondern durch seine ihm nicht ganz treu gebliebenen Apostel empfangen haben, ein grosser Nachtheil entstehe.

Rec. kann dem Vf. nicht nur in dem, was er wider die Naturalisten, sondern auch in dem, was er wider die Supranaturalisten sagt, grösstentheils Recht geben, wiewohl er gegen den Grundsatz desselben, auf welchem Alles bey ihm beruht, *dass alle Behauptungen auf Sand gebaut sind, sobald sie über die Erfahrung hinausgehen,* natürlich sehr viel einzuwenden hat. Dem Resultat aber, dass es bloss problematisch bleibe, ob Jesus eine unmittelbare Offenbarung gehabt habe, wird er immer widersprechen, und noch mehr dem, dass es nützlich sey, diess zu wissen und zu lehren. Fragt der Vf. oder ein Anderer, wie das Letztere bey dem Ersteren möglich sey: so dient zur Antwort, dass man ja in den neueren Zeiten über Offenbarung, auch unmittelbare, über Vernunft, Glauben, u. s. w. viel bestimmtere Begriffe habe, als hier zum Grunde gelegt werden, dass freylich die Art, wie man die Göttlichkeit des Christenthums aus den Wundern oder Weissagungen oder sonst ehemals bewies, für unsere Zeiten nicht mehr zureichend sey, daher es mit Manchem, was der Vf. dagegen ausstellt, seine volle Richtigkeit habe, aber dass dieser Beweis so geführt werden könne, dass alle Pfeile des Vfs. nicht dagegen gerichtet sind. Rec. müsste ein grösseres Buch schreiben, als der Vf. uns gegeben hat, wenn er sich ihn oder Andere davon zu überzeugen bemühen wollte. Das kann aber hier nicht geschehen, und es ist auch nicht nöthig. Ist es dem Vf. wirklich, wie er sagt, darum zu thun, zu untersuchen, ob es nicht mehr als problematisch sey, ob es nicht überwiegende Gründe für sich habe, ob es nicht in einem religiösen und selbst vernünftigen Glauben angenommen werden müsse, dass wir das Christenthum einer unmittelbaren, göttlichen Offenbarung zu verdanken haben: so darf er nur neuere Schriften darüber zu Rathe ziehen, als er bis jetzt gelesen zu haben scheint, und, wenn es bey der grossen Verschiedenheit derselben freylich möglich ist, dass Einige ihn nicht von seinen Meinungen abbringen, Andere ihn auch wohl selbst darin befestigen: so kann er doch auch überzeugt seyn, dass er auf einige stossen wird, die ihm zeigen, dass alle seine Einwendungen nichts sind, weil sie bloss gegen Vorstellungen und Beweise, die man längst, wo nicht fahren gelassen, doch viel anders modificirt hat, gerichtet sind. Rec. enthält sich mit Fleiss einige solcher Schriften zu nennen, theils weil er nicht weiss, welche dem Vf. genügen würden, da die Gedanken hierüber immer etwas verschieden bleiben werden, theils weil er den Vf. und Jeden, der hierin mit sich aufs Reine zu kommen wünscht, anreizen möchte, eine nach der anderen von diesen Schriften vor sich zu nehmen, bis man zu der grossen Überzeugung kommt, das Christenthum sey nicht etwas, was Fleisch und Blut geoffenbart hat, sondern der Vater im Himmel, es sey durch keinen Menschen erfunden, sondern von Gott den Menschen gegeben. Es hat keine Noth, dass die Nachtheile aus diesem Glauben entstehen werden, die der Vf. befürchtet; im Gegentheil wird es sehr heilsam werden, wenn diess fernerhin geglaubt und gelehrt wird, und der Schaden, der aus der Lehre des Gegentheils entsteht, liegt am Tage, und ist gewiss grösser, als der, welchen der Vf. aus der Herleitung des Christenthums aus einer unmittelbaren Offenbarung Gottes besorgt. Ausgemacht ist freylich durch solche Behauptungen des Rec. nichts; er setzt sie aber nur hieher, um den Vf. und seine etwanigen Leser ebenfalls zu dem Geständniss zu bringen, dass auch durch diese Schrift die hier streitigen Fragen nicht zur Entscheidung gekommen sind. Getadelt muss es immer werden, dass ein Schriftsteller geglaubt hat, diess auf so wenigen Blättern, worauf doch unmöglich die Sache anders als oberflächlich behandelt werden kann, leisten zu können, und der Welt im Jahr 1819 eine Arbeit vorlegt, sey es zur Prüfung oder zur Belehrung der Theologen, ob er gleich von allen theologischen Schriftstellern, die ausser, neben oder nach *Eichhorn*, *Less* und *Doederlein* über den von ihm auserwählten wichtigen Gegenstand geschrieben haben, gar keine Notiz nimmt.

Dfr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

PÄDAGOGIK.

SONDERSHAUSEN, b. Voigt: *Volks-Schulverbesserungsplan für Deutschland.* Zur Beherzigung für alle Schulbehörden und Schulmänner geschrieben, und der hohen Bundesversammlung zu Frankfurt zur Prüfung vorgelegt von *Johann Friedrich Weingart,* Rector zu Herbsleben im Herzogthum Gotha. 1817. II u. 70 S. 8. *Volks-Schulverbesserungsplan* u. s. w. Zweyter Beytrag: Enthält Ideen zur Organisation Deutscher Volksschulen der niederen Volksclassen. (Auch unter dem Titel: *Ideen zur Organisation Deutscher Töchterschulen in niederen Volksclassen.*) 1818. IV u. 42 S. Dritter Beytrag. Enthaltend Gedanken, Vorschläge und Winke für Volksschullehrer. 1818. VI u. 59 S. Vierter Beytrag. 1819. VI u. 56 S. Fünfter Beytrag. IV u. 52 S. Sechster Beytrag. Enthaltend: Einleitung in den christlichen Religionsunterricht. VI u. 69 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hr. *W.*, der seine Grundsätze von der Bildung der Schuljugend schon anderwärts ausgesprochen hat, wollte hier nur die Nothwendigkeit einer Reform der Schulen in manchem Deutschen Lande darlegen, und zugleich einige Winke und Vorschläge zu einer solchen Reform geben, wobey er es aber auf eine völlige Umgestaltung der bisherigen Schulen angelegt zu haben scheint. — Ungeachtet des Motto aus *Johannes von Müller*: Mensch werden, ist des Menschen höchste Bestimmung, dringt er doch auch sehr auf volksthümliche Bildung, obgleich wir eben nicht sagen können, dass wir klare und deutliche Begriffe darüber angetroffen hätten. — Im *ersten Beytrage* finden wir zuerst einige allgemeine Vorbemerkungen, worinn es heisst, dass wahrer Sinn für Religion, frommer, lebendiger Glaube, Biedersinn, Treue, Geradheit, Offenheit, Empfänglichkeit für Kunst und Wissenschaft von jeher die herrlichste Zierde des Deutschen Volks gewesen wären; und obgleich nicht geleugnet werden könne, dass dasjenige, was einmal in dem Charakter einer Nation gegründet sey, und sich somit gleichsam zu seinem Grundeigenthum gestaltet habe, nie ganz wieder verwischt werden könne: so sey es doch eben so unleugbar, dass gar leicht eine gefährliche Selbsttäuschung eintrete, welche an die Stelle wahrer Grösse und Hohheit nur Scheingüter setze, die den sinnlichen Menschen fesseln und *an*greifen, (ergreifen?), ohne zugleich die höheren Ansprüche des geistigen zu befriedigen, wie auch in Deutschland der Fall sey. So wenig auch der Vf. mit denen einstimmig sey, welche die herrliche Umgestaltung unseres Deutschen Vaterlandes von der Bildung der Volksjugend herleiten; so sey es doch auch einleuchtend, dass diese viel dazu beygetragen habe, und dass in Zukunft das Deutsche Volk sich immer herrlicher erheben werde, wenn seine Staatsbürger nach diesen (besseren?) Grundsätzen erzogen würden. — Eine bessere Volksbildung müsse *allgemein* werden und sey *nothwendig.* — Hierauf verbreitet sich der Vf. in 9 Capiteln über Schullehrerseminarien, Verbesserung der Schulstellen, tüchtige Lehrer, freundlichere und gesundere Schulhäuser, Unterrichtsgegenstände, Sonntagsschulen, körperliche Erziehung, öffentliche Volksfeste und Entlassung aus der Schule. — Man trifft durchaus keine neuen und eigenthümlichen Ansichten an, sondern das Meiste ist bekannt, und schon mehr, als einmal gesagt. — Richtig ist es, dass die religiöse Bildung die Grundlage aller Erziehung seyn, und die allgemeine Grundlage der Erziehung Deutscher Jugend werden müsse, wenn die alte Deutsche Biederkeit, Redlichkeit und Treue unter uns wieder einheimisch werden soll. Dagegen finden wir die Foderung, dass der Deutsche Volksschullehrer, um Deutschen Geist und Sinn und Liebe zum Vaterlande zu wecken, neben dem Unterrichte in der allgemeinen Weltgeschichte auch einen kurzen Unterricht in der vaterländischen Geschichte ertheile, vorzüglich in Landschulen, so lange nicht eine längere Dauer der Schulzeit, und ein regelmässigerer Besuch der Schule möglich gemacht wird, und zu diesem Ende der ganze äussere Zustand der ärmeren Landleute eine völlige Umgestaltung erhält, nicht ausführbar. — Eben so unausführbar finden wir den Vorschlag, dass die Deutsche Volksjugend mit den Geisteswerken ihrer Nation bekannt gemacht werde. — Auch in dem, was der Vf. über Schullehrerseminarien sagt, trifft man auf manche Übertreibungen, die der guten Sache eben nicht vortheilhaft seyn dürften. — Den Beschluss machen Anmerkungen, worin der Vf. manches, was er in den obigen Capiteln vergessen hat, nachholt. — Mit dem Worte „Deutsch" treibt Hr. *W.* grossen Missbrauch.

In der Vorrede zum *zweyten Beytrage* bemerkt der Vf., dass der gnädige Beyfall, den ihm der Her-

zog von Sachsen Gotha durch ein Rescript des Oberconsistoriums zu erkennen gegeben habe, ihm die reinste Freude gewähre, und äussert die Hoffnung, dass auch das pädagogische Publicum sein Bestreben von der reinsten Seite, auch etwas zur Erhebung unseres lieben, Deutschen Vaterlandes beyzutragen, betrachten werde. Wenn das *Et magna voluisse sat est*, allgemein gilt: so wird auch der Vf. auf allgemeinen Beyfall rechnen dürfen. — Die Schrift zerfällt in 2 Abschnitte. Im ersten Abschnitte findet man, von §. 1—14, folgende Rubriken; Zweck der Töchterschulen, Unterschied derselben, Unterrichtsgegenstände: Religion, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und Naturlehre, Deutsche Sprache und Schreiben, Rechnen, Gedächtnissübungen, vaterländische Verfassung und Gesetze, Singen, declamatorische Übungen, Lehrer und Lehrerinnen, Arbeitsstunden. — Im 2ten Abschnitt, von §. 15—20, Bildungsschule für Lehrerinnen, nöthige Absonderung für Knaben und Mädchen, Schulprüfungen, Entlassung aus der Schule, kleine Schulbibliothek. Schlussbemerkung, worin der Vf. vor einem unvorsichtigen Eilen warnt.

In der Vorrede zum *dritten Beytrage* zeigt der Vf., dass die darin befindlichen Bemerkungen zunächst aus der Überzeugung hervorgegangen seyen, dass der Volksschullehrer selbst erst eine richtige Ansicht von seinem ganzen hohen Berufe gewinne, und die Hauptmittel kennen lerne, durch deren Anwendung er als *Deutscher* Volksschullehrer auf die Bildung der ihm anvertrauten Jugend wirken könne. — 1 Abschnitt: *Was soll der Volksschullehrer wirken, und was ist seine Bestimmung?* 2 Abschnitt: *Was hat der Deutsche Volksschullehrer bey der Bildung der Jugend hauptsächlich zu suchen?* — Neben der allgemeinen Menschenbildung müsse die Erziehung für den Staat und das Deutsche Volk bezweckt werden. — Der Schullehrer soll auch der Sucht, auszuwandern, entgegen wirken. Etwas kann er in dieser Rücksicht allerdings leisten, wäre es auch nur, indem er darauf aufmerksam macht, dass es überall zerbrochene Töpfe giebt. Die Hauptsache möchte aber wohl seyn, dass auch den niedrigen Ständen ein Vaterland gegeben, und so manche Quellen, ohne ihre Schuld zu verarmen, verstopft würden. 3 Abschnitt: *Hauptcharakterzüge des Deutschen Volks nach Cäsar und Tacitus.* Billig hätte dieser Abschnitt, worin der Vf. wohl nur seine Gelehrsamkeit zeigen wollte, dem zweyten vorangeschickt werden sollen. 4 Abschnitt: *Wie muss ein Lehrbuch für Deutsche Volksschulen beschaffen seyn?* — Der Vf. hält es für nothwendig, für Knaben und Mädchen besondere Lesebücher anzufertigen. 5 Abschitt: *Über Schuldisciplin. Schlussbemerkung: Luther über Deutsche Volksschulen.*

Im *vierten Beytrage* findet sich 1) eine Beantwortung der Frage: *Ist es nothwendig und nützlich, in allen evangelischen Schulen Deutschlands ein gleichförmiges Lehrbuch der Religion einzuführen?* Er bejaht diese Frage vorzüglich darum, damit dem so sehr überhand nehmenden Sectengeiste, dem Obscurantismus und der religiösen Schwärmerey unserer Zeit Mass und Ziel gesetzt werde. Obgleich er es von der Zeit selbst hofft, dass sie „diese Missgeburten enthaupten werde": so hält er es doch für nothwendig, dass man ihnen in den Schulen entgegenarbeite, weil der Hang zur Schwärmerey in dem Deutschen Nationalcharakter seinen Grund habe. Durch die Einführung eines gleichförmigen Lehrbuchs in allen evangelischen Schulen müsse unfehlbar eine grössere Einheit hervorgebracht, „und den Meinungen und Spaltungen *Vorschub gethan*", oder, was Hr. *W.* eigentlich sagen will, ein Riegel entgegen gesetzt werden. Wir zweifeln, dass diese Absicht völlig erreicht werde, Und welch ein Spielraum würde sich nicht erst dem Sectengeiste bey den Berathungen über die Einrichtung eines solchen Lehrbuchs eröffnen? Wie würden Einige einen Katechismus *a la Uhlig*, Andere einen *a la Harms* wünschen! Wir fürchten, dass dieses grosse Vorhaben eben so enden werde, wie der bekannte Thurmbau in Babel. 2) *Über den Gesang, als religiösem (s) Bildungsmittel.* Dieser Abschnitt enthält viel Wahres und Treffendes. 3) *Über den Unterricht in der Naturgeschichte, als religiöses Bildungsmittel.* Wir besorgen, dass manche hier geschehene Vorschläge, wenn sie ausgeführt werden sollten, zu Unordnungen Veranlassung geben würden. 4) *Ist es Recht, den Schullehrern den Religionsunterricht zu nehmen?* Der Vf. verneint diese Frage, wenn die Schullehrer so sind, wie sie seyn sollen, und hierin wird ihm gewiss Niemand widersprechen. 5) *Über den Namen Schulmeister.* Der Vf. wünscht, dass von Seiten der Schulbehörden ausdrücklich nur diejenigen *Schulmeister* genannt werden, welche durch Wissenschaft und Leben beweisen, dass sie es werth sind, *Meister* genannt zu werden; — Schullehrer werden alle übrigen genannt, welche sich weniger auszeichnen. 6) *Über die Nothwendigkeit der Abnahme einiger den Schullehrern* (wahrscheinlich ein Druckfehler), *wenn auch nicht verunehrenden, doch auch nicht ehrenden Dinge* (Geschäfte). Schon oft gesagt. 7) *Über die nothwendige engere Verbindung der Prediger mit den Schullehrern.* Der Grund, warum es an dieser engeren Verbindung häufig fehlt, liegt wohl nicht bloss in den Predigern, wie Hr. *W.* zu glauben scheint, sondern eben so oft auch in den Schullehrern. 8) *Andeutungen zu Gebeten für die Deutsche Jugend.* Grösstentheils zweckmässig. 9) *Über gymnastische Übungen der Deutschen Volksjugend.* Der Vf. empfiehlt das Schwimmen, Schiessen, Reiten, und endlich das Ballspiel, will aber, dass der Unterricht in diesen Übungen von besonderen Lehrern ertheilt werde, welche von einem Orte zum andern gingen. Dass unseren Bauerknaben eigentlicher Unterricht im Reiten ertheilt werde, halten wir für unnöthig und unausführbar, und wünschen dafür eigentliche Turnübungen in

die Schulen eingeführt, wobey wir jedoch vor Übertreibung warnen möchten.

Der *fünfte Beytrag* enthält Folgendes: 1) *Das allgemeine Fest der Deutschen Volksjugend.* Es soll an den Tagen der Völkerschlacht bey Leipzig begangen, und als Vorbereitung dazu soll der Jugend zuvor die Geschichte jener grosen Tage in kurzen, jedoch kräftigen Umrissen gegeben werden; und das Fest selbst soll bestehen in angemessenen jugendlichen Spielen und gymnastischen Übungen, so wie in der Vertheilung von Preisen und Ehrenkränzen an die Fleissigen, Gesitteten und überhaupt an solche, die schon jetzt die ächte Deutschheit beurkunden. Wir billigen diesen Vorschlag, müssen jedoch den Wunsch hinzufügen, dass auch diesem Feste eine religiöse Weihe gegeben werde, was wir bey allen öffentlichen Volksfesten für nöthig halten. 2) *Der biblische Anzeiger für Schulen* enthält eine Anweisung dessen, was aus der Bibel in Volksschulen gelesen werden darf und soll. 3) *Über die Nothwendigkeit der Schullehrer-Conferenzanstalten.* 4) *Über die Behandlung einiger religiöser Gegenstände in Volksschulen.* Das sechste Gebot soll nicht übergangen werden, weil die Keuschheit eine dem Deutschen angestammte Tugend, und die Mutter vieler anderen grosen Tugenden sey, jedoch muss es mit vieler Klugheit und Feinheit behandelt werden. Über das *Wie*, worauf es am meisten ankam, verbreitet sich der Vf. nicht weiter, sondern giebt uns statt dessen die Stelle aus *Tacitus*, worin die Keuschheit der alten Deutschen gerühmt wird, und vertheidigt diese gegen den Vorwurf *Iselin's*, dass sie sich gegen ihre Weiber, und besonders wegen der auf den Ehebruch gesetzten harten Strafe, als rohe Barbaren betragen hätten. — Die Lehre von der Vergebung der Sünden, wie sie im kirchlichen System vorgetragen werde, sey nicht biblisch, und gehöre nicht in den Volksunterricht. Der Vf. behauptet, dass es keine vortrefflichere, der Heiligkeit Gottes und der moralischen Bestimmung des Menschen angemessenere Religionslehre geben könne, als diejenige, welche die Sünde ohne Trost lässt; erlaubt aber, zur Beruhigung für diejenigen, welche diese Behauptung zu sehr niederschlagen würde, hinzuzusetzen, dass man wohl Vergebung, nur nicht um des Blutes Jesu willen, erwarten dürfe. Aber sollte sich nicht auch die Vorstellung derer, welche die Vergebung der Sünden auf den Tod Jesu gründen, als biblisch rechtfertigen, und sich im Volksunterrichte so vortragen lassen, dass sie für die Moralität unschädlich, und ihr sogar förderlich werde?

Der *sechste Beytrag* führt auch den besonderen Titel: *Einleitung in den christlichen Religionsunterricht. Ein Leitfaden für Volksschullehrer.* Sollte dieser Leitfaden auch blos dazu bestimmt seyn, um nach demselben Volksschullehrer zu unterrichten; so würden wir ihn schon unzweckmäsig finden. Soll er aber, wie es nach der Vorrede scheint, dem Volksschullehrer als Leitfaden dienen, seine Schüler danach zu unterrichten: so wissen wir nicht, was wir dazu sagen sollen. Es ist darin nicht blos eine Griechische und Römische Mythologie *in nuce* enthalten, sondern auch die Lehren des Korans und die Religion der Hindus werden kürzlich dargestellt. Unsere niederen Stände, die bestimmt sind, im Schweisse ihres Angesichts ihr Brod zu essen, und diese Bestimmung wohl bis ans Ende der Dinge haben werden, können solche Kenntnisse weder brauchen noch fassen, und wir fürchten, dass die einseitige Bildung, die man ihnen aufdringen will, sie mit ihrem Berufe unzufrieden, und wohl gar dafür untauglich machen werde. Auch möchte Religiosität dadurch schwerlich gefördert werden. — Rec. ist sehr dafür, dass auch die unteren Volksclassen richtig denken, und edel fühlen und handeln lernen; aber eben so entschieden muss er sich gegen Vorschläge erklären, die nur dahin führen, sie über ihre Sphäre hinaufzuschrauben, und er ist überzeugt, dass, um jenen Zweck zu erreichen, es aller dieser Künsteleyen nicht bedürfe.

In einer angehängten Nachricht an das Publicum der Deutschen Volksschullehrer wird bekannt gemacht, dass mit dem sechsten Beytrage das vorliegende Werk, von dem man nicht einsieht, wodurch es seinen vornehmen Titel rechtfertigen wolle, — in seiner gegenwärtigen Form geschlossen sey, aber an die Stelle desselben ein neues, umfassenderes treten werde unter dem Titel: *Literaturzeitung für Volksschullehrer, mit kritischem Quartalbericht der neuesten literarischen Erscheinungen aus dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens, nebst Abhandlungen und Aufsätzen, herausgegeben von einer Gesellschaft Thüringischer Schulmänner. Q. D. B. V.*

—m—

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Kurzer Begriff aller vorzüglich interessanten Wissenschaften und schönen Künste, worin sie nach ihrem Wesen und Werth erklärt und beschrieben werden.* Nebst einem kurzen Abriss der Geschichte des Deutschen Reichs, und einer Vorrede von M. *Johann Christian Dolz*, Vicedirector an der Rathsfreyschule zu Leipzig. 1819. XII und 164 S. 8. (18 gr.)

Sowohl der verdienstvolle Hr. *Dolz*, als auch der Bearbeiter dieser im Wesentlichen aus dem Englischen übersetzten Schrift, was billig auf dem Titel hätte bemerkt werden sollen, Hr. *C. F. M(ichaelis)*, rühmen es von solchen Schriften, wie die vorliegende ist, dass sie nicht nur Jünglingen, welche sich für den gelehrten Stand bestimmen, als Vorbereitung zu einem genauern Studium der Wissenschaft und Kunst dienen, sondern auch denen, welche, ohne eigentlich Gelehrte zu werden, nur ihren Platz unter den Gebildeten mit Ehren behaupten wollen, zu der encyklopädischen Bildung behülflich seyn können, welche man in unseren Tagen mit Recht bey jedem Gebildeten voraussetzt. Da die vorlie-

gende Schrift sich durchaus in den Grenzen einer kurzen Übersicht hält: so darf man von ihr nicht besorgen, dass sie einen ähnlichen Nachtheil veranlassen werde, wie das Voraustreiben der Universitätsstudien auf der Schule, worüber *Goethe* in seinem Leben aus eigener Erfahrung klagt. Für die zweyte Classe, für die sie bestimmt ist, möchte sie jedoch etwas zu kurz seyn, als dass die dem Englischen Originale, das zu London 1817 erschienen ist, als Motto vorgesetzte Foderung *Locke's: „A taste of every sort of knowledge is necessary, to form the mind, and is the only way, to give the understanding its due improvement to the full extent of its capacity*" erreicht würde. — Der Übersetzer fand es nöthig, manche Begriffe schärfer zu bestimmen, und durch Zusätze einige Lücken auszufüllen, und hiezu die Fortschritte der Deutschen wissenschaftlichen Bildung zu benutzen, wie vorzüglich in den Artikeln: *Theologie*, *Religion*, *Philosophie* u. s. w., *Sprache*, *Poesie*, *Tonkunst* der Fall gewesen sey. Statt der im Englischen angehängten historisch-chronologischen Verzeichnisse der Englischen Souveräne, der Beschreibung der Brittischen Staatsverfassung und Verwaltung, und der Grafschaften England's glaubte er, dass dem Deutschen Leser die beygefügte kleine Skizze der Geschichte des Deutschen Reichs, welche bis zu dessen Auflösung ausgeführt, und grösstentheils nach *Schröckh* entworfen sey, willkommen seyn werde. — Rec., der das Englische Original nicht kennt, und daher nicht genau anzugeben vermag, was und wie viel der Vf. verändert und verbessert hat, kann doch schon aus der Deutschen Bearbeitung schliessen, dass manche wesentche Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen worden sind, und kann daher wissbegierigen Jünglingen diese Schrift aus Überzeugung empfehlen. Warum in dem Artikel: Geographie, worüber sich schon aus den Missionsberichten manches Interessante hätte beybringen lassen, nichts gesagt worden ist, begreifen wir nicht. Auch hätten wir gewünscht, dass Hr. *M.* uns auch von der neuesten Deutschen Geschichte einen kurzen Abriss gegeben hätte. Denn wenn es gleich keinen Deutschen Kaiser mehr giebt: so hat doch deswegen Deutschland noch nicht aufgehört, ein selbständiger Staat zu seyn.

—†—m—†

NEUSTADT u. ZIEGENRÜCK, b. Wagner: *Malwina.* Ein Buch für gebildete Mütter. (ohne Jahrszahl.) 460 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine Tochter erhält als letztes Geschenk von ihrer Mutter einen Bund Manuscripte. Sie glaubt, „es könnte angenehm, es könnte sogar nützlich seyn, wenn mehrere Mütter das läsen." Damit aber nicht die Dankbarkeit das Urtheil der Tochter bestechen möchte: so übergiebt sie ihrer Freundin, Natalia, diese Manuscripte, damit dieselbe das aussondern könne, was des Druckes werth sey. Natalia hat ihr Geschäfte beendigt, und sagt: „Es erhalten aus diesem Nachlasse die Mütter zwar kein vollständiges Lehrgebäude der Erziehung; wohl aber ein Buch, das sich zum Lehrgebäude verhält, wie in der Religion das Erbauungsbuch zum Katechismus." — Ein solches Buch, das die Mütter auf eine angenehme Weise anspricht, sie auf die herrschenden Fehler in der Erziehung aufmerksam macht, und ihnen an Beyspielen die Regeln einer vernünftigen Erziehung beybringt, ist allerdings ein Bedürfniss. Um so mehr hat es dem Rec. leid gethan, dass Natalia ihr kritisches Geschäft nicht mit mehr Strenge ausgeführt hat. Es ist allerdings vieles in diesem Buche des Druckes werth; wo von Gegenständen der Erziehung gehandelt wird, sieht man fast immer das richtige Urtheil, auch ihre Menschenkenntniss können Mütter durch dieses Buch erweitern und berichtigen: aber das, was nicht zur Beförderung des Hauptzwecks gehört, und dazu dienen soll, bey den Leserinnen Interesse für dieses Buch zu erwecken, ist oft langweilig, und wird seines Zwecks verfehlen. Rec. wünscht indessen, dass recht viele Mütter mit dieser schwachen Seite des Buchs Geduld haben, und in Rücksicht der zu erlangenden Einsicht über mehrere Gegenstände der Erziehung recht oft in demselben lesen mögen.

K.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Altona*, b. Hammerich: *Schulbuch für die Vorbereitungsclassen in Volksschulen*, enthaltend zweckmässige Materialien: 1) zur leichten Erlernung des fertigen, richtigen und wohlklingenden Lesens; 2) zur stufenweisen Übung aller Seelenkräfte beym Lesenlernen; und 3) zur Vorbereitung der Kinder für wissenschaftlichen Unterricht; entworfen von M. *Barbeck*, Schullehrer in Neumünster. 1819. 262 S. 8. (10 gr.)

Unter der grossen Menge von Fibeln und Elementarbüchern gehört dieses Schulbuch für den ersten Unterricht im Lesen zu den besseren. Die Buchstaben werden nach einander hingestellt, wie sie sich ähnlich sind, und auseinander entstehen. Dann folgen einzelne Sylben und hierauf kleine Sätze von einsylbigen Wörtern, dann Sätze und Erzählungen von zweysylbigen Wörtern u. s. f. Einige Gebete und Liederverse machen den Beschluss. Es werden in den kurzen Sätzen Wörter erklärt zum richtigen Verständniss der Worte und mehrmals Fragen aufgeworfen, welche die Schüler zum Nachdenken ermuntern.

K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Marburg, b. Krieger: *Anfangsgründe der Hebräischen Sprache*; zum Gebrauche bey Vorlesungen, von *J. M. Hartmann*, Doctor der Theol. u. Philos. Prof. d. Philos. u. d. Or. Spr. zu Marburg, u. s. w. *Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.* 1819. XIV u. 506 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die von dem Vf. vor zwanzig Jahren herausgegebene Hebräische Sprachlehre erscheint hier in der That in einer ganz neuen und vollkommneren Gestalt, welche durch die seit der ersten Abfassung gelieferten zahlreichen und verdienstvollen grammatischen, lexikographischen und exegetischen Werke möglich und zugleich unerlasslich geworden war. Diese Werke hat der Vf. sorgfältig benutzt; nur das wichtige grammatisch-kritische Lehrgebäude von *Gesenius* erhielt er erst, als bereits die fünf ersten Abschnitte der Grammatik abgedruckt waren. Ferner berücksichtigte er bey der Einrichtung vorzüglich das, was die eigene vieljährige Erfahrung bey Ertheilung des Unterrichtes ihm als nothwendig zu gebieten schien. Vermehrt hat er diese neue Bearbeitung vorzüglich durch die Übersicht der Veränderungen, welche mit den Consonanten der Wurzel vorgehen, durch Vertauschung, Assimilation, Wegwerfung, Beyfügung, u. s. w. §. 44 – 50; durch eine tabellarische Übersicht der Servilconsonanten und der ihnen eigenthümlichen Stellen, §. 74; eine Übersicht der Verba *denominativa* oder *derivata*, wie לבב ,השריש אהל, welche ihrem Wesen nach unseren Deutschen Verbis dieser Art, wie *zelten*, *wurzeln*, *köpfen*, *fischen*, *säbeln*, von Zelt, Wurzel, Kopf, Fisch, Säbel, höchst ähnlich sind, und deswegen, so wie diese, bald privative, bald causative Bedeutung haben, indem der allgemeine Grundbegriff nur *eine innige Beschäftigung* mit dem durch das Wurzelnomen ausgedrückten Wesen zu seyn scheint, diese Beschäftigung dann aber theils privativ, wie in *köpfen*, theils causativ, wie in *wurzeln* seyn kann; durch Darstellung der Ableitung und der Declination der Hebräischen Nomina, nach dem von Gesenius hierüber ausführlich vorgetragenen, §. 119 und §. 132; durch eine genauere Behandlung der Lehre von den Zahlwörtern §. 133—138; ferner durch Erweiterung der literärischen Nachweisungen, durch deren Reichthum überhaupt das Werk sich auszeichnet, und der sogenannten praktischen Bemerkungen. Verändert hat der Vf. mehreres in der Anordnung der Materien, indem er z. B. die Erwähnungen der ungewöhnlichen Consonanten, der Paraschenzeichen, des Keri und Ketib, des Piskazeichens und der Abbreviaturen in den fünften Abschnitt stellte, welcher von den Tonzeichen und Accenten handelt, anstatt dass sie sonst im ersten und zweyten, die Consonanten und Vocale betreffenden Abschnitte standen; indem er ferner die Geschichte der Sprache und des Hebräischen Sprachstudii, welche sonst eine Einleitung bildete, jetzt am Schlusse in einer Beylage abgehandelt, die als Chrestomathie angehängten Sprichwörter aber alphabetisch geordnet hat. Die Einrichtung des Buches suchte er für den Gebrauch bequemer zu machen, indem er z. B. die Tabellen nicht besonders in Quart beyfügte, sondern in gleichem Formate mit dem Buche fortlaufen liess. Nur wäre hiebey zu wünschen gewesen, dass der Verleger, wenigstens zu den Tabellen, etwas besseres Papier genommen, und für aufmerksames Abziehen besser gesorgt hätte. Denn in unserem Exemplare ist z. B. S. 361 das Verbum לה dergestalt an den Rand des schwachen Papieres gedruckt, dass es in grosser Gefahr steht, verloren zu gehen, und das Beschneiden dadurch fast ganz unmöglich wird. Das Werk zeichnet sich ferner aus durch bestimmte Angabe der verschiedenen Punctationen einzelner Verbalformen, welche wirklich im A. T. vorkommen. Der Vf. verglich nämlich Buxtorfs Concordanz mit anderen Lexicis, zeichnete von jedem Verbo die wirklich vorkommenden Personen aus, und konnte dann sagen z. B. die Punctation יקטל kommt von 42 Wörtern vor, u. s. w.; auf die mit Suffixis versehenen Personen nahm er dabey weniger Rücksicht, ohne Zweifel, weil das Hinzutreten des Suffixi die Punctation der Verbalform so häufig verändert. Oft scheint der Vf. besonders in Bezug darauf geschrieben zu haben, dass sein Werk für *den Gebrauch bey Vorlesungen* bestimmt ist, und also noch mit weiteren Erläuterungen für den Lernenden begleitet werden sollte, indem er bisweilen Gegenstände zwar andeutet, sie aber nicht bestimmt entwickelt, so dass ohne fremde Hülfe der Anfänger sie nicht vollständig auffassen wird: Z. B., wenn S. 19 über das Vocalzeichen, welches sowohl *Kamez* als *Kamez chātuf* bezeichnet, gesagt wird: „in Wörtern wie פעלו ויקם כל־ חנני קדשו

[illegible]קרשׁ u. s. w. ists der O Laut" oder wenn es S. 30 über das in gewissen Fällen stattfindende Wegbleiben des *Dagesch forte* heisst: „die seltneren Fälle, wo der Consonante doppelt geschrieben wird, ergeben sich aus folgenden Beyspielen: הַלְלוּ עוֹלְלִים קַלֵּל הַלְלֵי", so hat der Lernende hier zwar eine Anzahl Beyspiele, aus denen er sich aber erst selbst allgemeine Regeln abstrahiren soll, welches ihm denn schwerlich gehörig gelingen möchte; um so weniger, als er, weil er noch im Anfange der Grammatik steht, die verschiedenen Arten der Wörter in den Beyspielen nicht deutlich zu unterscheiden weiss. Durch die überall eingestreuten literar-historischen Bemerkungen dagegen ist dem Schüler zu weiterem Selbststudio gute Anleitung gegeben; etwas öfter möchte dabey auf die Jüdischen Grammatiker zu verweisen gewesen seyn; denn, wie vornehm man auch in den neueren Zeiten auf sie herabgesehen haben mag, ihre Schriften bleiben am Ende immer die Grundquellen. Die grammatisch-technischen Ausdrücke derselben führt der Vf. meistens an.

Die ersten §§. enthalten auch einige Bemerkungen über die Alphabete der Hebräer. Der Vf. erklärt sich zwar dahin, dass das auf den Hebräischen Münzen gefundene, dem Phönizischen ähnliche, für das älteste uns bekannte zu halten sey; sagt aber dabey S. 8: Samaritanisch sey dieses Alphabet fälschlich genannt worden, und die jetzige Samaritanische Schrift komme, trotz ihres Namens כתב עברי, bey dieser Untersuchung in keinen Betracht. Diess ist, unserer Ansicht nach, viel zu stark ausgedrückt. Das Phönizische Alphabet, mit seinen in den verschiedenen Inschriften vorkommenden Abweichungen in einzelnen Zügen, das auf den Hebräischen Münzen gebrauchte Alphabet, und das jetzige Samaritanische Alphabet gleichen alle drey einander in der That so sehr, dass wir sie ohne Bedenken als ein und dasselbe Alphabet betrachten, welches in benachbarten Landschaften für nah verwandte Mundarten gebraucht ward. Dass kleine Verschiedenheiten in den Zügen hin und wieder vorkommen, durch Zusetzung oder Weglassung von Schwänzen, zierlichere oder rohere Zeichnung der Buchstaben u. s. w., kann gar keinen Gegengrund abgeben, besonders bey *bloss geschriebenen* oder eingegrabenen Buchstaben. Betrachte man einmal das Lateinische Alphabet, wie es in Spanien, Frankreich, England, Schweden *geschrieben* wird, und wie es vor mehreren Jahrhunderten geschrieben ward, oder auch nur unser Deutsches Alphabet, wie es verschiedene Hände in einer und derselben Stadt schreiben: wie viele Abweichungen in der Form der einzelnen Buchstaben wird man nicht finden; und doch zweifelt Niemand daran, dass hier dieselben Alphabete wieder vorliegen. Oder, um im Oriente zu bleiben, vergleiche man nur die verschiedenen Gestaltungen, welche das Arabische Alphabet, als *Neschi* bey den Arabern, als *Talik* bey den Persern, als *Diwani* bey den Türken, annimmt. Diese Abweichungen sind ungleich grösser, als die zwischen der Hebräischen Münzschrift und dem Samaritanischen Statt findenden. Die Buchdruckerkunst hat uns an so bestimmte Formen der Alphabete gewöhnt. *Wahl* in seiner Geschichte der Morgenländischen Sprachen Tab. 7 und *Gesenius* in seinem grammatisch-kritischen Lehrgebäude S. 8, haben das Hebräische Münzalphabet dem Samaritanischen gegenüber gestellt. Mit Recht erklärt der Vf. sich gegen die, in den neuesten Zeiten noch von *A. Th. Hartmann*, in dessen Linguistischer Einleitung in das Studium der Bücher des A. T. Bremen 1818, vertheidigte Hypothese, dass die Phönizische Schrift und die Quadratschrift zu gleicher Zeit bey den Hebräern üblich gewesen, jene als die gemeine, diese als die heilige. In §. 10 zeigt der Vf. sich geneigt anzunehmen, die ältesten Alphabete, und auch wohl das der Hebräer, seyen Syllabaria gewesen, d. h. Züge, welche einen Consonanten mit einem bestimmten zu ihm gehörenden Vocale bezeichneten, wie es in der Schrift der Äthiopier und der Sabier wirklich der Fall ist; bey der richtigen Bemerkung, dass man mit einem solchen Syllabario dann deutlich schreiben konnte, ohne besondere Vocalzeichen zu gebrauchen, verweist der Vf. in einer Anmerkung auf das noch jetzt ohne alle Vocale geschriebene Arabische und Persische. Diese Beziehung scheint uns nicht passend zu seyn, weil die Arabische Schrift zwar allerdings ohne Vocalzeichen überall gebraucht wird, aber dennoch keinesweges Syllabarium ist, da ja bloss jeder einfache Consonant in derselben bezeichnet wird. Das Syllabarium möchten wir auch für eine schon etwas künstlichere Schreibart halten, und für die einfachste dagegen, und insoferne vermuthlich älteste, die ganz nackte Consonantenschrift. Dass der Gebrauch einer solchen, auch ohne Beyhülfe irgend eines diakritischen Zeichens, wirklich möglich war, zeigt die Sitte der Araber, Perser und Türken, welche gegenwärtig, in Büchern und in Angelegenheiten des gemeinen Lebens, gewöhnlich sich auch nicht des geringsten Vocales bedienen, und selbst die zweydeutigsten Worte durch nichts unterscheiden, sich bloss auf den Zusammenhang und die Fassungsgabe des Lesers verlassend. Diess geht so weit, dass sie häufig auch die diakritischen Puncte bey ث ب ت ص ض ح ج u. s. w. weglassen, selbst bey *Nominibus propriis* in geschichtlichen und geographischen Büchern, wie es Rec. noch vor Kurzem in einer Persischen und einer Arabischen Geographie zu seinem Leidwesen vorgefunden. Glücklicherweise helfen ihre sorgfältigeren Schriftsteller diesem Mangel durch das ausführliche Buchstabiren der *Nomina propria* ab. Die S. 29 neben der richtigen Etymologie des Wortes *Dagesch* noch angeführte, sonst gewöhnliche, nach welcher es *punctum* bedeuten soll, hätte wohl geradezu als eine falsche bezeichnet werden können. Die technischen Ausdrücke der Arabi-

schen und Hebräischen Grammatiker erläutern sich meistens gegenseitig; daher auch *Gesenius* wahrscheinlich mit Recht den Ausdruck שוא *Schwa* dem Arabischen وقف gleich gestellt hat. Das sogenannte *Dagesch Neutrum*, S. 52 ist von demselben aus dem Arabischen sehr befriedigend erklärt worden.

In Hinsicht des ש *praefixi*, welches, wie der Vf. §. 54 anführt, auf verschiedene Weise etymologisch erklärt worden ist, dessen Ableitung von שה = شي aber schwerlich einige Wahrscheinlichkeit haben möchte, bemerken wir, dass man es füglicher wohl für das *Pronomen* זה halten könnte, welches bekanntlich auch als *relativum* gebraucht wird. Der Laut des ז und ש waren nahe verwandt; und das Chaldäische spricht gleichfalls dafür, dessen ד *praefixum* doch wohl gewiss nichts anderes als das *pronomen* דא ist. Das *Pronomen demonstrativum* des Vulgärarabischen lautet auch *De*, und ist nur das Pronomen ذا, dessen ذ in der Volksaussprache seinen Zischlaut verliert. So schreibt man z. B. ايش ذا الكتاب und spricht aus: *Eisch del kitâb? Welches ist dieses Buch*, oder, was ist diess für ein Buch? *Savary Gramm.* p. 386, l. 13 ايش تقول في ذا الجوخ *Eisch takûl si del dschôkch?* Was sagst du zu diesem Tuche? Manche schreiben daher auch im Vulgärstil anstatt ذا geradezu دى *de*, dieser. Gegen das Willkührliche und ganz Unhaltbare der meisten *Norberg*schen etymologischen Hypothesen erklärt sich der Vf. mit vollem Rechte. S. 84 stellt er ein vollständiges Declinationsparadigma des *Pronom. pers.* auf, welches wir ganz zweckmässig finden; doch bildet das hier für den Genitiv gebrauchte שֶׁלִּי שֶׁלְּךָ שֶׁלּוֹ, *quod mihi, quod tibi, quod ei*, welches ohnehin dem späteren Hebräismus gehört, doch nur einen sehr uneigentlichen Genitiv. Richtiger, dünkt uns, würde statt dessen das *Pronom. suffix. nominis*, oder sogenannte *Pronom. possessiv.* stehen, welches ja im Grunde nichts anderes als das im Genitiv gedachte *Pronom. person.* ist, wie in אָבִו *pater ejus*. Das Hebräische Wort, welches *Pronomen* bezeichnet, כנוי, ist ohne Zweifel das bey den Arabischen Grammatikern gebräuchliche كناية, welches *substituirter Ausdruck* bedeutet, und eine ganz richtige Bezeichnung ist, auch dem Lateinischen *Pronomen* entspricht. Von den Formen der Hebräischen Verba sagt der Vf. S. 99: „Die Hebräischen Grammatiker haben zwar den Ausdruck בִּנְיָנִים בִּנְיָן (*conjugatio, conjugationes*); man darf aber doch nicht darunter verstehen, was die Griechen, Römer u. s. w. mit demselben bezeichnen." Hiemit könnte man den Sinn verbinden, dass das Hebräische Wort בנין dem Lateinischen *Conjugatio* genau entspräche, und also von den Hebräischen Grammatikern unzweckmässig gewählt worden, da es mit den Formen des Hebräischen Verbi eine andere Bewandniss hat, als mit den Conjugationen der Abendländischen Sprachen. Allein das Wort בנין bedeutet doch eigentlich nur *Bau*, *Bildung*, *Formation*, und dieser Ausdruck kann als für die Formen des Hebräischen Verbi vollkommen passend betrachtet werden, eben so, wie das Arabische Wort نوع *Art*, wofür S. 101 نوح gedruckt worden;. נקטל ist eine andere Bildung, Gestaltung des Wortes קטל. Die Abendländischen Grammatiker hatten nur Unrecht darin, dass sie בנין durch *Conjugatio* übersetzten. In Betreff der Verba פ״י, welche ihre Tempora nach Art der Verba פ״ן bilden, nimmt der Vf. an, die Punctatoren hätten bey ihnen nur falsch *a radice* concipirt, oder sich in der Punctation geirrt; eine Vermuthung, die für uns wenig Wahrscheinlichkeit hat, wegen der gewiss grossen und ängstlichen Sorgfalt, und gemeinschaftlichen Berathung, die bey Durchführung der Punctation Statt fanden. Wenn der Vf. S. 411 daran zweifelt, dass, nach *Gesenius* Äusserung, das Syrische für ärmer zu halten sey, als das Hebräische: so stimmen wir ihm hierin völlig bey; denn ein wieviel grösserer Kreis wissenschaftlicher Kenntnisse ist nicht in Syrischer Sprache behandelt worden, und wie viel ausgebreiteter ist nicht die Syrische Literatur! Zwar wurden viele Griechische Worte für die neuen Begriffe in das Syrische eingebürgert; aber auch neue Bildungen aus dem Syrischen fanden Statt. Auch ist uns bey der Lectüre die grössere Armuth des Syrischen nicht bemerklich geworden. Die Geschichte der Hebräischen Sprache hat der Vf. gleichfalls mit sehr reicher Literatur begleitet.

K.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Steinacker u. Wagner: *Phädrus Aesopische Fabeln.* In Trimetern übersetzt von *C. A. Vogelsang*, Collaborator des Gymnas. zu Schweidnitz. 1819. IV u. 88 S. 8. (8 Gr.)

Hr. *V.* hat sich bemüht, Vers für Vers treu wiederzugeben, und die Trimeter so zu machen, dass die Haupttöne der Sprache mit den Haupthebungen der Dipodieen, oder mit den sogenannten ungeraden Stellen, zusammenfallen, hat aber alle Auflösungen vermieden, „weil so flüchtige Sylbenpaare, als für einen Rhythmus erforderlich sind, dem auch abgesehen von dem Umfange der Dipodien, ein steigender und nur dreyzeitiger Fuss zu Grunde liegt, unsere Sprache zu wenig haben dürfte". Das ist keine Entschuldigung, denn dass die Deutsche Sprache Auflösungen im Trimeter nachbilden könne, hat *Welcker* in der Übersetzung der Wolken und Frö-

sche bewiesen, eine der geistreichsten und nützlichsten Arbeiten, die jemals im Fache der alten Literatur geliefert worden sind, und deren Werth auch *Jean Paul* in der Aesthetik nicht entging. Wir wollen diess jedoch Hn. *V.* nicht so hoch anrechnen, da bey diesen einfachen Fabeln die Rede zwar gewandter seyn würde, wenn die Verse mehr nach *Phädrus* Vorbild geformt wären; bey einer Übersetzung des *Aristophanes* würde ein solches Verfahren eine unerträgliche Untreue seyn, die den ganzen Charakter seiner Rede zerstörte, die zierlich hingleitet „in der beflügelten Füsschen Eil". Was die Übertragung selbst betrifft: so ist sie, ohne eben sehr streng treu zu seyn, recht lesbar, und geeignet, besonders die Jugend mit diesen Fabeln bekannt zu machen. Die Sprache ist im Ganzen genommen anständig gewählt, fliessend, wiewohl etwas monoton, und auch durch den Gebrauch von kurzen Sylben als langen zuweilen matt, aber gewiss nicht ohne lobenswerthen Fleiss und Verdienst. So wünschten wir nicht solche Verse zu lesen, Fab. II. 22 fg.

So flehn um einen andern *sie* beym Jupiter,
Weil gar nicht zu gebrauchen *der* gegebne sey.
Da sandt' er eine Schlange, *die* mit scharfem Zahn
Sie nach einander haschte. *Die* Verlassenen.

Fab. III. 10.

Die *Traurige* zum *eigenen* Geschlecht zurück,
Doch abgewiesen wurde *die* Geächtete;
Und *der* zuvor verschmähten eine sprach zu ihr
Wenn du mit unserm Aufenthalt zufrieden warst,
Und was uns *die* Natur beschieden, duldetest;

Fab. IV. 7:

Und kann sich *der* verlangten nicht bemächtigen.

Fab. V. 1.

Nicht sicher ists mit *Mächtigen* verbunden seyn:

Den letzten Jambus des Verses hätte Hr. *V.* vom Spondeus rein halten müssen. Sodann haben die Dipodien zuweilen den Fehler, dass der Vers wirklich in die drey Dipodien zerfällt, was unangenehm fürs Ohr ist, und welches z. B. die Griechischen Tragiker fast ganz vermieden. (Man sehe darüber *Porson* in der Vorrede zur Hecuba und *Hermann.* Elem. doctr. Metr.) Vernachlässigung der Cäsuren ist beym Trimeter so schlimm als beym Hexameter, denn durch den rechten Gebrauch derselben erhalten diese Verse ihre Abwechselung und ihre Schönheit, und in diesem Theil steht vorliegende Übersetzung ihrem nicht mannichfaltigen Originale nicht viel nach. Manche Ausdrücke sind nicht ganz zu billigen, und wir wünschten andere an ihre Stelle. So z. B. I. 2. *Höher stand der Wolf hinauf,* hier verbindet man natürlich stand hinauf, und das ist nicht ganz recht, denn es sollte seyn *weiter hinauf.* XII. 11. *Und grimm'ger Hunde Zahngebiss zerfleischt ihn hier.* Zahngebiss ist zu schwülstig für den Ton dieser Fabeln. V. 15. *Wie schmerzlich zu beklagen das Gepriesene.* Zu beklagen war es nicht schmerzlich, sondern es war schmerzlich, kläglich, *et, quae laudaram, quantum luctus habuerint.* XIII. 3. *einen Käse* kann nicht stehen, sondern muss *einen Käs* heissen, denn sagte man auch *der Käse*: so würde jener Accusativ doch falsch seyn. V. 4. *Setzt hoch auf einem Baume sich zur Mahlzeit fest.* Diess Festsetzen wird nicht leicht Jemanden gefallen, da es gewiss nicht der rechte Ausdruck in dieser Sache ist. XIV. 9. *Diess gab er ihm zu trinken, und bot Geld ihm an.* Das Letzte ist nicht gewandt genug. XV, 7.

Was meinst du, ob der Sieger wohl
Zwey Tragesättel *über* meinen Rücken legt?

XX, 5. *sed rupti prius Periere, quam, quod petierant, contingerent.* Starben *nur*, zerborsten eher, als sie ihren Wunsch erreicht. XXII, 9. *Atque ita locutus improbam leto dedit.* Diess sprach er, und erwürgte das *Unleidliche.* XXIII, 1. *Repente liberalis, stultis gratus est.* *Auf einmal* gütge Geber sind den Thoren werth. Lib. II. I, 5. *Darem, inquit, nisi soleres per te sumere.* *Ich gäb' ihn, sagte jener, nähmst du selber nicht.* Nicht klar genug für diese Fabeln. Schlussrede dieses Buchs V. 2. *Servumque collocarunt aeterna in basi.* *Und stellt auf ewgen Marmorgrund den Sclaven.* Zu hochtrabend. V. 5. 6. sind nicht deutlich genug:

Ein andrer nahm mirs, dass ich nicht der erste war:
Da sollt' er nicht der einz'ge seyn, was übrig blieb.

Doch diess sind Kleinigkeiten, die der wackere Vf. bey einer zweyten Ausgabe, die sein Werk verdient, wird beseitigen können, und wo es ihm gewiss auch gelingen wird, bey seiner Übersetzungsfähigkeit, die als lang gebrauchten kurzen Sylben in der Mitte der Verse zu verbannen und die Monotonie zu vermeiden. Wir beschliessen unsere Anzeige mit der zweyten Fabel des vierten Buchs.

Der Fuchs und die Weintraube.

Mit angestrengten Kräften sprang am hohen Stock
Der Fuchs nach einer Traube, weil ihn Hunger trieb.
Doch da sie unerreichbar ist, entfernt er sich:
Sie ist noch, sagt er, unreif; saure nehm' ich nicht.
Wer, was er nicht vollbringen kann, verkleinern will,
Betrachte diese Fabel als die seinige.

C. S.

NEUE AUFLAGEN.

Offenbach, b. Brede: *Anleitung zur Elementar-Arithmetik,* von *Joh. Jos. Ign. Hoffmann,* Königl. Baierisch. Schulrathe u. s. w. Erster Theil. *Niedere Elementar-Arithmetik.* Zweyte verbess. u. sehr vermehrte Auflage. 1819. VIII u. 218 S. 8. (16 gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1807. No. 251.

Berlin, b. Dieterici: *Auszug aus der gemeinnützigen Deutschen Sprachlehre,* von *Karl Hahn.* Zweyte, nach der dritten Ausgabe des grösseren Werks berichtigte und vermehrte Auflage. 1819. VI u. 138 S. 8. (10 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMM, b. Schulz u. Wundermann: *Thomas Aniello.* Trauerspiel in 5 Aufzügen, von *Wilh. Frhrn. v. Blomberg.* 1819. 247 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. *v. Blomberg* strebt in diesem Trauerspiele einen Mann zu verherrlichen, der sich in alle Gefahren stürzte, sein Volk von dem Drucke zu befreyen, und zur Palme des Märtyrerthums will er den Lorbeer der Dichtkunst gesellen. Die Weltgeschichte, aus welcher die Dichter den Stoff zu Darstellungen von Freyheitsthaten aus triftigen Gründen nehmen müssen, bietet gewöhnlich Streben nach äusserer Freyheit dar, die errungen werden soll durch eine Masse, der es an der inneren fehlt, und welche deſshalb von einzelnen gelenkt wird, die das Siegel ihrer Persönlichkeit auf die That drücken, und mithin die Seele der dichterischen Darstellung werden müssen. Wenn nun das Idealisiren im Trauerspiel überhaupt nöthig ist, damit der Mensch des Kampfes mit dem Schicksal würdig erscheine, und seine Schuld uns nicht mit Verachtung, sondern Mitleid erfülle: so ist es um so nöthiger bey Thaten, wo Unlauterkeit und Niedrigkeit sich so leicht einfinden, damit das Bild der Menschheit nicht in Gemeinheit geschändet werde. Die Dichtkunst kann der Schönheit nicht entbehren, und muſs, wenn sie wirklich göttlichen Ursprungs ist, wie alles Göttliche erhebend und von irdischen Schlacken läuternd seyn. Dieſs war auch offenbar das Ziel unseres Dichters; doch hat er nicht alle Schwierigkeiten zu besiegen vermocht, und hat statt wirklicher Erhabenheit mehr eine unangenehme Spannung hervorgebracht, da man an Aniellos Höhe wenig Theil nehmen kann, weil ihm die Individualität fehlt. Als aber der Dichter an die Katastrophe kam: so sehen wir auf einmal diesen fleckenlosen Mann schmählich fallen, indem er, ohne vorher den mindesten Ehrgeiz nach hohem Range durchschimmern zu lassen, auf einmal von demselben unwiderstehlich gefesselt wird. Denn die Vergiftung war nach seinem eignen Geständniſs nur noch eine Zugabe, nicht aber erste Veranlassung:

Ihr saht nicht in die Tiefe meiner Brust;
Unheimlich war es da schon eh' ich trank.

Die Liebe zu Maria Caraffa, einer der schönsten und angesehensten Damen Neapels kann diese Wendung um so weniger entschuldigen, als es unnatürlich erfunden ist, einen sein Weib und Kind zärtlich liebenden Mann, mitten im grossen, seine ganze Seele erfüllenden Kampfe, sich in ein Frauenzimmer, das sich ihm auf unziemliche Weise aufdringt, verlieben zu lassen. Auch bricht nur da, und zwar augenblicklich, das Verderben in seine Seele, als er den Schmuck anlegte, um von dem Vicekönig die Urkunden der durch ihn wiedererrungenen Rechte zu holen. So werden manche Thiere durch das Verhalten eines rothen Tuches erboſst; aber der Mensch, so dargestellt, hat keine tragische Würde.

Die zweyte Hauptperson ist Maria Caraffa, die schwärmerisch in Aniello verliebt ist, sich jedoch sehr unanständig beträgt, indem sie allzulaut und öffentlich ihn von seinem holden Weibe geschieden wissen will, singend:

Ihr Recht war weltlich, göttliches hab' ich.

Empörende Worte, nach manchen vorhergehenden unanständigen Schritten. Selbst nachdem Aniello in seinem Wahnsinne zuletzt sein Weib ermordet, kommt sie noch, bräutlich geschmückt, und will ihn zum Gemahl. In dem Innern des Menschen sind sittliche Schranken, die er nicht überspringen kann, ohne gemein zu werden. Maria hat sie übersprungen, und keine schwülstigen Phrasen können sie vor unserer Verachtung schützen. Denn wie sollte der ein anderes, als verachtendes Mitleid zu Theil werden, die selbst keins empfindet, wofür wir nur eine Stelle anführen. Ihre Freundin sagt von Aniello's Weib:

Mich rühret diese gramgebeugte Frau.

Maria antwortet:

Und freut dich nicht, daſs deiner Freundin Qual
Der Himmel jetzt auf eine andre legt?

Der Vicekönig Arcos, der durch Härte den Aufstand herbeyführen hilft, ist groſssprecherisch dargestellt, entblödet sich aber nicht, nachdem er beständig seine Ehre zur Schau getragen, auf einmal, als der Aufstand dem Volke gelungen ist, Aniello zu — vergiften. Solche unvorbereitete Fälle sind nicht zu billigen in Dichterwerken, deren jedes als organisches Ganzes erscheinen muſs, von einem Lebensprincip beseelt, so wie in sich selbst nothwendig bedingt und von Willkühr frey.

Daſs ein Einsiedler in das Stück gebracht wurde, war eine glückliche Idee, da dieses, gehörig ausgeführt, allem ungestümen Treiben des Stücks einen erhebenden Hintergrund, und mitten im Kampfe eine erquickende Aussicht der Ruhe und des himmlischen Friedens geben konnte. Aber in ho-

hem Grade misslungen, spielt der Einsiedler eine Art von Vertrauten des Aniello, hilft, gegen seine Bestimmung, den Aufstand schüren, und will beständig Aniello mit Maria kuppeln, selbst am Ende noch, als derselbe sein Weib ermordet hat, und dem Tode nahe ist. Gerade so unziemlich redet auch eine Äbtissin, zu der sich Maria, einen Augenblick an Aniellos Besitz verzweifelnd, begiebt, und mahnt sie vom Kloster ab:

Greife nicht
Der Vorsicht vor, die Bänder löst und knüpft.

Einen Hofnarren einzuführen, war auch recht zweckmässig, wenn er den Witz hätte, diejenigen zu züchtigen, welche es verdienen. Diess ist aber nicht der Fall, und wäre ihm doch noch eher nachzusehen, als dass er dem Volke das Vorhaben des Vicekönigs, den Aniello zu vergiften, verräth. Da diese Handlung durch nichts motivirt wurde: so erscheint sie als ein *deus ex machina*, der den Knoten durchaus nicht löst. Wie wenig es überhaupt dem Dichter an glücklichen Gedanken fehlte, beweist noch das Fest, welches der Vicekönig veranstaltet, zur Zeit als der Aufstand vorbereitet wurde. Eine heitere Welt, unter welcher sich der Vulkan entzündet, und welche durch den Contrast nicht ohne gehörige Wirkung ist.

Die übrigen Personen verdienen keine nähere Erwähnung, wiewohl es derselben viele in diesem Stücke giebt, so dass es fast unter seiner eignen Masse erliegt, obgleich der eigentliche Gang desselben sehr einfach ist: Zolledict. — Umgehung desselben und Bestrafung. — Aufstand. — Scheinbare Nachgiebigkeit. — Aniello's Vergiftung und Wahnsinn. — Derselbe durch einen Banditen erschossen. Am Ende hat sich der Dichter bemüht, durch das Hinweisen nach Jenseits die Disharmonieen zu lösen, und den Zuschauer mit versöhntem Gefühl zu entlassen. Ob diess erreicht sey, möchten wir bezweifeln. Man sieht am Ende eine vorn herein so überglänzend geschilderte Natur, dass selbst der theatralische Effect der Steigerung wegfällt, und das Höchste von ihr erwartet wird, zertrümmert: und zu welchem Zweck? Ist die Freyheit Neapels wirklich errungen? Da wir des Vicekönigs Tücke triumphiren sehen, wird diess gewiss nicht vermuthet. Diese Nichterfüllung des Zwecks, die sich uns aufdrängt, während für denselben so vieles Edle aufgeopfert ward, lässt eine schmerzliche Trostlosigkeit zurück, und unvermeidlich stellt sich das Gefühl ein, der Mensch möge voll hoher und edler Kräfte grosse Thaten unternehmen, er werde nichts ausrichten, indem sein Inneres dennoch zu schwach sey zur Selbstbezwingung; auch äussere Tücke und Hinterlist werde über offene Kraft siegen. Dieses war gewiss des Dichters Zweck nicht, aber bey schönen Anlagen für das Trauerspiel, wie sich aus manchen einzelnen Zügen ergiebt, gebrach es ihm, Meister des Stoffes zu werden, und aus demselben ein lebendiges Ganzes zu erschaffen, so wie an der gehörigen Reife und Fähigkeit, den aufgeführten Personen die nöthige Individualität zu ertheilen, ohne welche sie uns nicht gehörig anzusprechen vermögen. Die Sprache ist im Ganzen genommen würdig, doch finden sich auch Stellen, die nicht zu loben sind, wenn z. B. der Einsiedler von dem losbrechenden Aufstande sagt:

Geworfen wird der Liebe Pfeil;
Er fliegt vom Bogen,
In Neapels stolze Brust.
Parthenope wie ist dir?

so ist die Frage des letzten Verses lächerlich, die sich für einen, der Arzney genommen, ziemen würde. Als Beyspiel des Gelungenen geben wir den Anfang von Aniello's Rede, als er dem Volke Treue schwört:

Ihr gebt mir viel, ihr gebt euch selber mir;
Nehmt mich nun alle. Höret meinen Schwur.
Wie ihr mir folgen werdet, dien' ich euch
Getreu und fest. Das Leben euch zu bauen,
Auf einen festen Grund gelob' ich euch.
Ich will euch einen Tempel baun nicht meinen;
Geehret sey der Italiäner Recht
In seinen Hallen, und der König auch
Dess Macht aus seiner Väter Milde fleusst.
Doch in dem Tempel werde Gott gedient,
Der die Versöhnung seinem Volke gab.
Auf mich, den Bauherrn, falle jede Schuld
Doch nicht der Name des Vollendeten.
Vernichtet mich, wenn dieses Haupt vergisst,
Weshalb ihr es empor aus Nichts gerufen u. s. w.

Wir brechen hier diese Rede ab, um noch die schönen Worte, die Aniello zu seinem Kinde kurz vor seinem Tode spricht, herzusetzen; sie erinnern an Ajax bey Sophokles:

Mein Kind! mit Thränen gingst du ein in diese Welt.
Die dich gebar, hat ausgeweint. Auf fremdem Arm
Wirst du nun bald getragen werden immerdar.
Du magst nicht, dass dich trage jener grause Arm,
Der deiner frommen Mutter harter Mörder war.
So bleib' es süss dir, hülflos seyn und vaterlos.

Eine solche Sprache, wenn sie mit weiser Anordnung des Ganzen und gelungener Charakterzeichnung zusammenträfe, würde der tragischen Bühne zu Gewinn und Zierde gereichen. C. S.

BERLIN, b. Amelang: *Deutscher Liederkranz.* Eine Auswahl der besten Gesänge für frohe Gesellschaften. Mit Beytrag einiger neuer Lieder herausgegeben von *A. F. C. Langbein.* Mit 1 Kupfer und 19 Vignetten. 1820. XVIII u. 480 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Dieser Liederkranz ist mit Geschmack und Einsicht gebunden; Blumen unserer ersten und beliebtesten Dichter duften lieblich aus demselben entgegen, und Hr. *L.* selbst, welcher ihn besorgt, hat von dem Seinigen nicht Unwürdiges hinzugethan. Die ersten drey Abtheilungen: Frohsinn und Geselligkeit; Landleben und Naturfreude; Vaterland; Vermischte Lieder, sind bestimmt zum Absingen in fröhlichen Cirkeln, und werden gewiss Geist und Gemüth erheitern; die fünfte Abtheilung umfasst Gedichte zum Vorlesen. Wer aus Erfahrung weiss, wie sehr durch

Musik und Gesang der gesellige Kreis belebt und veredelt wird, der wird dankbar die gebotene Gabe sich aneignen, und sich freuen, dass durch solche Sammlungen geschmacklose, gemeine oder gar unzüchtige Lieder immer mehr verdrängt werden. Unter den bekannten Gesängen ist S. 192 auch des Oxforter Archidiakonus *Gualter. de Mapes* Zechlied: *Mihi est propositum* mit Bürgers Verdeutschung aufgenommen. Man sollte die gelungene Übersetzung desselben in die Griechische Sprache von Reiz: Ἐστι μοι προκείμενον, nicht verloren gehen lassen.

Für ein sehr empfehlendes Äussere dieser Sammlung hat der geschmackvolle Verleger durch Druck sowohl, als durch zierliche Vignetten, rühmlich gesorgt. M. G.

Jena, b. Frommann: *Kleine Romane und Erzählungen.* Aus dem Englischen der Mrs. *Opie.* 1819. Erster Th. 430 S. Zweyter Th. 388 S. 8. (3 Rthlr.)

Man muss dem Übersetzer sehr vielen Dank wissen, dass er dieses herrliche Buch der Mrs. *Opie* der Deutschen Lesewelt mitgetheilt hat. Es enthält einen Schatz von Lebensweisheit, vorzüglich für das schöne Geschlecht, und zwar in dem leichtesten, anmuthigsten, gefälligsten Gewande. Die wichtigsten moralischen Wahrheiten werden hier in den kleinen Romanen lebendig dargestellt, und mit grosser Zartheit, so wie mit tiefer Einsicht und Menschenkenntniss, versinnlicht.

Der erste Theil enthält: 1) *Frau Arlington,* oder *Es ist nicht alles Gold was glänzt.* Eine höchst interessante Darstellung der furchtbaren Folgen einer von Sinnlichkeit geleiteten Wahl des Gatten. Vorzüglich in *dieser* Zeit ein sehr wichtiges Lehrbuch für unsere jugendlichen Schönen, die sich gewöhnlich vom Äussern des Mannes, der Uniform, der Jugend, der Tanz-Gewandtheit, höchst selten von der Vernunft in ihrer Wahl bestimmen lassen. — In der Charakterzeichnung ist Mrs. *Opie* vollendete Meisterin. Diess beurkundet unter andern die treffliche Darstellung der guten, aber eiteln und schwachen Frau Derville, vor allen aber die wahrhaft geniale Zeichnung der kindlichen Mariane. — 2) *Heinrich Woodville.* Die ungemein rührende und trefflich dargestellte Geschichte eines edlen Jünglings, der wegen angeschuldeten Raubmordes zum Tode verurtheilt, und, freylich auf eine etwas wunderbare Weise, im Augenblick vor seiner Hinrichtung gerettet wird. Zugleich ein belehrendes Beyspiel für Criminalisten, und der Idee der Geschwornen-Gerichte nicht sehr günstig. — 3) *Der Quäker und das Weltkind.* Eine herrliche Sittengeschichte! Der Quäker Reynolds trifft auf einer Reise den Jüngling Warburton, der sich mit seiner Mutter entzweyet hat, klärt die Missverständnisse auf und versöhnt sie.

Im zweyten Theile ist enthalten: 1) *Die Heimkehr, oder der Ball.* Eine ebenfalls recht sinnige Erzählung, um die Vorzüge und Vortheile weiblicher stiller Anspruchlosigkeit anschaulich zu machen. 2) *Geraldi Duval.* Eine höchst schauerliche und anziehende Geschichte. Ein junger Italiäner liebt Adeline, wird von ihr verschmäht, und bey einem Balle stolz und verächtlich behandelt. Er schwört ihr Rache und verfolgt sie bis zu seinem unglücklichen Ende. Etwas unwahrscheinlich und romanhaft erscheint freylich das Ganze, wird aber durch die blühende und kräftige Diction verschleiert. 3) *Lüge und Wahrheit.* Ist die Krone der ganzen Sammlung. Es ist nicht möglich, die Vortheile strenger Wahrhaftigkeit und die traurigen Folgen der Verletzung derselben lebendiger und ergreifender darzustellen, als es hier in der Geschichte der zwey Schwestern, Eleonore und Clara, geschehen ist. Wir haben nicht leicht etwas gelesen, dessen Tendenz wichtiger und rein sittlicher seyn könnte. Wir können also dieses Werk nicht bloss als eine interessante, sondern auch als eine, vorzüglich für das schöne Geschlecht, in hohem Grade nützliche und unterhaltende Lectüre empfehlen. R—S.

Darmstadt, b. Heyer und Leske: *Denkmäler der Deutschen Baukunst,* dargestellt von *Georg Moller,* Grossherzogl. Hessischem Oberbaurathe. Fol. Heft IX. X. 1820. (3 Rthlr. 8 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1819. No. 197.]

Diese beiden Hefte enthalten nicht minder merkwürdige Gebäude des Mittelalters, aus früheren und späteren Zeiten, wie die ersten Hefte, wovon wir jedoch nur im Allgemeinen Anzeige geben können, da der Mangel einer Beschreibung in das Einzelne einzugehen verhindert.

Von dem Kloster Lorsch an der Bergstrasse, aus den Zeiten Carls des Grossen, von dem im ersten Hefte die Ansicht der Vorhalle gegeben ist, finden sich hier der Grundriss und die Seitenansicht, so wie die Durchschnitte nach der Länge und Breite; auch einzelne Theile dieses Gebäudes und ein Sarg daselbst. Ein anderes hier aufgestelltes Gebäude älterer Zeit ist der Kreutzgang in der Stiftskirche zu Aschaffenburg, die perspectivische Ansicht desselben und ein geometrischer Aufriss. Dieses Gebäude zeigt den neugriechisch-arabischen Stil, kurze Säulen mit Würfelknäufen, auf denen halbzirkelrunde Bogen stehn. Von dem Dom zu Worms, von dem frühere Hefte den Grundriss und eine Thür haben, ist hier die Westseite gegeben. Dieser Dom hat, wie bekannt, zwey Chöre, und der sich hier zeigende westliche Chor springt nach einem halben Achteck vor, nach der Breite des Schiffes zwischen zwey Thürmen. Alle Bogen sind halbzirkelrund, nur die oberen Fenster des einen Thurmes sind mit Spitzbogen bedeckt, wahrscheinlich in späteren Zeiten entstanden, als die Erbauung des Ganzen.

Die Zeichnung eines Thurmes aus dem vierzehnten Jahrhundert hat das Zarte und leicht emporstrebende der Bauart dieses Zeitalters. Noch finden wir hier, auf drey Platten, das Detail der Chorstühle in der Graumünster-Kirche zu Danzig; ferner den Aufriss des Rathhauses zu Hannover von der Giebelseite, und zwey Häuser in Mainz. —gl—

BREMEN, b. Heyse: *Der letzte Minstrel.* Ein Gedicht in sechs Gesängen von *Walter Scott.* Aus dem Englischen von Dr. *Ad. Storck*, Prof. in Bremen. 1820. XVI u. 230 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn man dieses Gedicht liest, so wundert man sich nicht mehr, dass *W. Scott* von seinen Landsleuten vergöttert ist. Indem der jetzige König von England ihn zum Baronet von Grossbritannien erhob, und die erste Standeserhöhung seit dem Antritt seiner Regierung einem Manne von so ausgezeichnetem Genie zu Theil werden liess, hat er vielleicht durch diesen Schritt eben so die Schottische Nation für sich gewinnen, als das Verdienst ehren wollen. Ungeachtet der treffliche *letzte Minstrel* national ist: so hat ihn doch Rec. mit ungetrübtem Vergnügen auch in der Übersetzung gelesen, die eben so treu als den Geist des Originals darstellend ist. Es ist nicht zu leugnen, dass die Einfassungen der sechs Gesänge zu dem Schönsten gehören, was das ganze Gedicht bietet. Es wird nämlich angenommen, dass ein alter Minstrel, der letzte seines Standes, der die Englische Revolution überlebt hat, und in einiger Art die Verfeinerung der neueren Poesie erworben haben mochte, ohne die Einfachheit des ursprünglichen Vorbildes zu verlieren, in einem Schottischen Schlosse aufgenommen wird, und da sein Lied singt, wo er denn am Anfang wie am Schlusse der Gesänge Gelegenheit findet, sich von der älteren Manier der Romanze zu entfernen, und in den Ton der zu seiner Zeit üblichen Poesie zu verfallen. Die Zeit der Romanze selbst fällt in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, die Zeit der Handlung umfasst drey Tage und drey Nächte.

Wenn irgend das: *Suus est cuique poemati sonus et quaedam intelligentibus nota vox* des Cicero auf ein Gedicht passt: so passt es auf das vorliegende. Es ist nicht möglich, den Ton und die Manier des Alterthümlichen besser zu treffen, und durchaus fest zu halten, als in diesem Gedicht geschehen ist. Die Freyheit, die sich der Dichter in der Veränderung des Metrums in fast jeder Stanze genommen, gab ihm die Leichtigkeit, jeder Empfindung ihre eigenthümliche Farbe mitzutheilen, und die Aufmerksamkeit des Lesers zu gewinnen, wenn auch gleich, „Schilderung der Scenerey und der Sitten mehr Zweck des Vfs. war, wie er in der Vorrede sagt, als eine regelmäsig geordnete und verwickelte Erzählung"; über welche Äusserung jedoch der Übersetzer mit Recht sagt, dass sie zu bescheiden ausgedrückt sey, indem ja ein jedes Kunstwerk in sich vollendet zu nennen, wenn es der Idee entspräche, die es darstellen soll.

Aber auch auf die Übersetzung ist das *Suus est cuique poemati* u. s. w. anzuwenden, indem sie im Ganzen den Ton der Romanze getroffen hat, und dem Deutschen Leser giebt, was der Englische in seinem *Lay* findet. Es wird schwer Stellen auszuwählen und mitzutheilen, um das Gesagte zu beweisen, da das ganze Gedicht ein Beleg dazu ist. Wir wählen einige für sich verständliche Stellen aus dem dritten Gesang, S. 67.

So passed the day, the evening fell,
'Twas near the time of curfew bell;
The air was mild, the wind was calm,
The stream was smooth, the dew was balm;
Even the rude watchman, on the tower,
Enjoyed and blessed the lovely hour.
Far more fair Margaret loved and blessed
The hour of silence and of rest.
On the high turret sitting lone,
She waked at times the lute's soft tone;
Touched a wild note, and all between
Thought of the bower of hawthorn green;
Her golden hair streamed free from band,
Her fair cheek rested on her hand,
Her blue eyes sought the west afar,
For lovers love the western star.

Der Tag ging hin — es war die Zeit
Wo tönt die Abendglocke weit;
Still war der Wind, mild war die Luft,
Der Strom war glatt, der Thau war Duft;
Auf'm Thurm der rohe Wächter gar
Ob dem lieblichen Abend erfreuet war.
Weit mehr schön Margret war erfreut
Wohl über die stille Abendzeit.
Hoch auf dem Thürmchen ganz allein
Sass sie im stillen Abendschein,
Und weckte leis von Zeit zu Zeit
Der trauten Laute sanft Gesait; —
Ein rascher Griff! — kam ihr in Sinn
Die stille Laube von Hagedorn grün;
Das Goldhaar wallte frey vom Band,
Die schöne Wange ruht auf der Hand,
Den Westen sucht ihr blau Aug fern,
Denn Liebende lieben den Abendstern.

Seite 120.

Ill would it suit your gentle ear,
Ye lovely listeners, to hear
How to the axe the helms did sound,
And blood poured down from many a wound;
For desperate was the strife, and long,
And either warrior fierce and strong.
But were each a listening knight,
I well could tell, how warriors fight;
For I have seen war's lightning flashing,
Seen the claymore with bayonet clashing,
Seen through red blood the war-horse dashing,
And scorned, amid the reeling strife,
To yield a step for death or life.

Ihr holden Schönen, nicht gefallen
Könnt's euerm weichen Ohr,
Zu hören, wie die Helme schallen
Vom Schlag der Axt, wie tief hervor
Aus mancher Wunde Blutstrom drang;
Verzweifelt war der Kampf und lang,
Und stark ein jeder Ritter rang.
Könnt' euch den Kampf wohl lassen schauen,
Wärt Ritter ihr, wärt ihr nicht Frauen;
Ich sah des Krieges Blitzstrahl dampfen,
Durch rothes Blut das Streitross stampfen,
Und Schwert' und Bajonette klirren,
Wenn Dichter sich die Schlachtreihn wirren,
Und mocht' im Kampf, um Tod und Leben
Um einen Schritt zurück nicht beben.

K. Lk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JULIUS 1820.

RÖMISCHE LITERATUR.

HALBERSTADT, b. Vogler: *Des Horatius Flaccus sämmtliche lyrische Dichtungen.* In den Versmassen der Originale von neuem verdeutscht von *Klamer Schmidt.* 1820. XLVIII und 360 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der Vorrede meldet uns der Übersetzer, dass er seine Arbeit im Jahr 1796 begann, 1802 damit fertig war und bis zur Herausgabe daran feilte. Dieses doppelte *Nonum prematur in annum* ist nicht zu lange, wenn eine nach dem jetzigen Standpuncte der Übersetzungskunst vollkommen zu nennende Verdeutschung des *Horaz* geliefert werden soll. Denn bey diesem Dichter werden wir nicht durch eine grossartige Phantasie, oder eine Fülle erhabener, neuer Gedanken und Bilder angezogen, sondern durch die Feinheit und Vollendung des Ausdrucks, durch Gewandtheit in Anordnung der einzelnen Theile, so wie durch Harmonie und attische Eleganz. Dieses aber und Versmasse, die zuweilen der natürlichen Anlage der Deutschen Sprache widerstreben, bieten dem Übersetzer Schwierigkeiten dar, die, ausser eigenem Talente, die grösste Sorgfalt und unverdrossenen Fleiss erfodern.

Welche Grundsätze ihn leiteten und welches Ziel er zu erreichen strebte, spricht der Übersetzer in folgenden Worten aus: „Diess alles aber würde meinen Beruf zu solchem Unternehmen noch nicht bewähren, wenn Klarheit in Gedanken und Worten, Treue, so weit es der Genius unserer Sprache erlaubt, und metrische Harmonie, über deren Grundsätze ich doch mit unseren Theoretikern nicht immer gleicher Meinung bin, in dieser Übertragung vermisst, und die von Quintilian gerühmte glückliche Kühnheit nicht dann und wann vorgehört würde.“ Dass manches umgeändert ward, weil es unseren sittlichen Begriffen nicht entspricht, lässt sich als eine Untreue, die zur Verstümmlung der alten Schriftsteller nach individuellen Ansichten führt, nicht billigen. Die Rechtfertigung lautet so: „Freye Stellen in der Urschrift hab' ich, durch eine leichte Wendung, oder durch einen anderen Namen, weniger auffallend zu machen gesucht, und Anderes, was durch keine Umgestaltung erträglicher werden wollte, ganz unverdeutscht gelassen, *ohne dem Dichter darüber zu zürnen;* weil der Geist seiner Zeit ganz anders war, als der unsrige, oder lieber: weil ein Freund dem anderen verzeihen musste“. Aber gerade den Geist der Zeit, des Volks und des Individuums kennen zu lehren, ist eine Hauptbedingung des Übersetzens, zumal bey Dichtern. In vorliegender Arbeit sind z. B. wo von Knabenliebe die Rede ist, Mädchennamen untergeschoben. Diess wende man nun auf so viele Stellen der Alten an, und die Unstatthaftigkeit, ja selbst die Unmöglichkeit, wenn man nicht Alles umkehren wollte, wird sich sogleich zeigen.

Der Übersetzung vorangeschickt sind 18 „Stimmen der Meister über den Meister“ von *Hagedorn* an bis aufs Conversationslexicon herab. Diese bilden einen eben so angenehmen als lehrreichen Prolog zu dem Dichter. Bey der Übersetzung selbst hat Hr. *Schmidt* solche Vorgänger, vorzüglich *Ramler, Eschen,* und vor allen *Voss,* die schwer zu übertreffen sind, die dagegen auch den grossen Vortheil gewähren, vor vielen Verirrungen zu bewahren, und manches schon Gelungene darzubieten. An metrischer Vollendung und Treue der Nachbildung liess *Voss* nichts mehr zu thun übrig, wohl aber an Nachbildung der Horazischen Sprache, für welche mancher *Vossische* Ausdruck zu stark ist. Hr. *Schmidt* hat nun Manches weniger hart übersetzt, als sein Vorgänger, aber im Ganzen ist dieser grosse Meister nicht einmal erreicht, geschweige denn übertroffen. Eine nicht geringe Anzahl von Ausdrücken, die einem modernen Odendichter angemessener sind, als Horaz, findet sich vor; wir wollen hier bloss die aus den 6 ersten Oden des 1 Buchs anführen. I. 2. *praesidium: mein Genius.* 8. *tergeminis honoribus: mit Glorie dreyfaltiger* (?) *Würden.* 29. *doctarum praemia frontium: Lohn schaffender Musenkunst.* 35. *vatibus lyricis: lyrischer Weisen.* II. 2 flg. *Jupiters blitzentflammte Rächerhand schlug ein.* 10. *Nota quae sedes fuerat columbis: Sonst der Waldtaub' häuslichen Freudenwohnung.* 17. *Iliae dum se jactat ultorem: Triumphirend, Ilias Leid zu rächen.* 25 *sq. ruentis Imperi rebus: auf des Staats Ruin.* 34. *dein Cupido.* 49. *magnos triumphos: Glorie des Triumphs.* 50. *hic ames: verschmähe nicht die Wonn' hier.* III. 12. Der nicht *Africus* Wuth, *Africus* Kämpfen. 17. *Quem mortis timuit gradum: Welche Tode wohl grauseten Den an.* 22. *Deus: Gottes ordnende Hand.* 27 *sq. Audax Iapeti genus Ignem fraude mala gentibus intulit:*

Tollkühn, tückischer Ränke voll,
Spielt Iapetus Sohn Feuer den Völkern zu.

30. *nova febrium cohors: neubrütendes Fieberheer.* 32. *semoti leti: der fernlauernde Tod.* 34. *Expertus*

Daedalus aëra pennis: Flügel wagt Icars Sohn in die Luft. 36. *Acheronta: Acherons feste Burg.* 39. *nostrum scelus: die Schuld unserer Gemüther.* IV. 6. *gratiae: Amors Schwestern.* 7. *Gott Vulcanus.* 12. *unser Pan.* 15. *spem nos vetat inchoare longam: die Hoffnungen baue nicht zu grofs' auf.* V. 1. *Quis gracilis puer: Welch ein schlanker Adon.* VI. 10. *dum pudor Inbellisque lyrae musa potens vetat. Scham und die Aonerin, die mein scherzendes Spiel leitet, verbieten ernst.* 17 *sq. proelia virginum Sectis in iuvenes unguibus acrium: ein Mädchenkampf: Stumpfe Nägel, das Feld bietend dem lüsternen Jünglinge.* Solche Abweichungen vom Horazischen Tone finden sich durch die ganze Übersetzung.

An gewaltigen Ausdrücken und einer Art von Sturmdrang geharnischter Bardenoden findet Hr. *Schmidt* Vergnügen. II. 39, *Gaulentstürzt.* III. 3. *umschlaucht*, von den in Aeolus Schlauch enthaltenen Winden. IV. 13.

Bettlerhütt' und Pallast des Gekröneten schlägt mit
gleichem *Trotzfufs*
Der bleiche Tod.

VI. 6. *Flammenzorn.* 13. *tunica tectum adamantina: in erschrecklichen Demantrüstungen.* VII. 19. *seu te fulgentia signis Castra tenent: dich umleucht, im fernesten Lager, der Adler.* 32. *Cras ingens iterabimus aequor: Morgen durchrudern wir wieder ein Weltmeer.* VIII. 2. *cur properas amando perdere: was reissest du ihn tief in den Liebesabgrund.* 5. *Cur neque militaris Inter aequales equitat, Gallica nec lupatis Temperat ora frenis? Sage, warum nicht wehrhaft Sitzt mit jungen Helden er auf, zähmend mit scharfem Wolfszaum Gallias Rofs?* Dieser geharnischte Ton ist durch das ganze Werk auffallend sichtbar, und erstreckt sich bis in die Wortzusammensetzungen, wie: *Rebfrucht*, *Fluthherrscherin*, *Schlachtstaub*, *Reblaub*, *Todherherrschende* Woge u. s. w.

Was den Text betrifft: so ist derselbe oft schielend wiedergegeben, und ohne Noth untreu ausgedrückt worden. I. 19. *viridi membra sub arbuto Stratus:*

Ruhend unter des Hains dämmerndem Laubgewölb

25. *Manet sub Jove frigido Venator, tenerae conjugis immemor:*

Der Nacht Fröst' und des lieblichen
Weibs nicht achtend daheim, streifet der Jäger um.

II. 1. *dirae grandinis: warnender Schlossen.* IV. 3. *Ac neque jam stabulis gaudet pecus, aut arator igni:*

Feuerung locket umsonst den Ackerer, Stall umsonst die
Herd' an.

IX. 4. *Thürme Holz um deinen Herd auf;* VI. 7. des *Rang sinnenden Itakers?* — u. a. m.

Die Deutsche Sprache ist nicht überall gut gehandhabt, und was den Rhythmus betrifft: so wäre mehr Sorgfalt zu wünschen, denn manche kurze oder zwischenzeitige Sylbe ist lang gebraucht worden, selbst wo die Wortstellung solches gar nicht begünstigte. Wir geben hier eine der gelungneren Oden als Probe. B. I. Od. 38.

Perser Pracht, die hafs ich, o Knab'! auch *missfällt*
Mir ein Kranz *mit Baste der Lind'* umflochten!
Forsche nicht, wo etwa ein Rosenspätling
Sich noch verheimlicht!
Myrte nur lafs Sorge dir seyn, und künstle
Nichts darunter! Myrte geziemt uns gleich sehr:
Dir als Kellner, mir, wenn ich unter Reblaub
Leere den Weinkelch!

Angehängt sind, unter dem Titel Lesearten, anders übersetzte Verse, die aber sehr selten den Vorzug verdienen und gewöhnlich hochtrabend und geziert sind: „Gleichlautende Stellen" aus Deutschen Dichtern, und aus anderen in Übersetzungen sind beygebracht worden, und einige nicht vielbedeutende Anmerkungen finden sich auch in diesem Anhang. An Druckfehlern ist kein Mangel, das Register derselben nimmt über 5 Seiten ein. Ohne der Schönheit des Drucks zu schaden, hätte Papier gespart werden können.

C. S.

Heidelberg, b. Oswald: *Des Quintus Horatius Flaccus Erster Brief des zweyten Buchs*, erklärt von *Karl Zell*, Prof. am Lyceum zu Rastatt. 1819. 59 S. gr. 8. (8 gr.)

Hier wird die Probe einer künftigen Ausgabe der Briefe des Horatius mitgetheilt. Der *Art* nach soll sie sich an die *Heindorfische* der Satiren anschliessen, dem *Grade* nach aber wird sie weit davon abstehen. Letzteres thut uns für den Vf. leid; denn nur dann wird er eine nützliche und dankenswerthe Arbeit liefern, wenn sie auch dem Grade nach nicht hinter dem Muster zurückbleibt. Doch wir wollen ihn nicht geradezu abschrecken. Die Probeschrift zeigt freylich, dafs das Gesagte nicht blosser Ausdruck der Bescheidenheit ist; aber sie enthält doch auch Manches, was Hoffnung schöpfen läfst, dafs es zuletzt auch wohl mit dem Grade nicht so übel stehen werde. Die Anmerkungen sind theils grammatisch, theils antiquarisch-historisch, und an Werth und Umfang einander sehr ungleich. Manche enthalten Wesentliches und Nöthiges, manche wieder sind zu weitschweifig und mit Unnützem angefüllt. Sehr oft sind eben nicht dunkle und sogar ganz klare Stellen erläutert, während viele, durch Sprache und Inhalt schwierigere nicht das geringste Licht erhalten haben. Hie und da stöfst man auf eine gehaltvolle Bemerkung, dagegen aber laufen auch manche dürftige mitunter. Zuletzt haben wir auch zuweilen den Sinn nicht richtig aufgefafst oder ganz verfehlt gefunden. Die Anmerk. zu V. 2 sagt erstens, dafs *arma*, *mores*, *leges* jedes sein entsprechendes Verbum bey sich habe; dazu noch Citate. Welcher, nur mit etwas ästhetischem Sinn begabte Leser des Horatius aber braucht sich so was vorsagen zu lassen! Dann soll *moribus ornas nicht allein* auf das Beyspiel guter Sitten, welches Augustus gab, sich beziehen. Aber an dieses ist nicht nur *nicht allein*, sondern auch *ganz und gar nicht* zu denken. Wie könnte dem Dichter so etwas Schiefes in den Sinn gekom-

men seyn? — *Res Italae* hätten vielleicht eine kurze Bemerkung verdient; sie stehen statt des einfachen *Italia*. Die, auch in Prosa oft vorkommenden und mit Adjectiven gepaarten *res* sind ja oft nichts anders, als blosse Umschreibung. *Italermacht*, wie ein sonst unbezweifelt feiner Sprachkenner übersetzt, ist eine mit den übrigen, darauf sich beziehenden Verbis ganz unverträgliche Bedeutung. — Bey *peccem*, *si morer*, statt des *Conj. Imperf.*, wozu unter V. 80 *si dubitem*, *clament* ein Seitenstück ist, hätte etwas über die Ursachen der Freyheit oder Inconsequenz der Dichter im Gebrauche der *Temporum* angebracht und dafür die ganze Anmerk. zu V. 4 erspart werden können. Bey Entscheidung über Lesarten muss Hr. *Z.* sicherer und entschlossener seyn. *Moenibus* für *moribus* hätte nicht erwähnt zu werden gebraucht, wenn der Vf. nichts besseres darüber zu sagen hatte. *Templa deorum* v. 6 sind nicht — die himmlischen Wohnungen der Götter. Sie beziehen sich ja als wirkliche Tempel auf die dem Augustus errichteten *Altäre*. Dass diesem eine solche Auszeichnung schon in der Gegenwart wird, jene sie aber erst nach ihrem thatenreichen Leben erhielten, darin liegt eben die Feinheit des schön angelegten Einganges des Gedichtes. — *Artes* V. 13 sollen statt des Concretums *artifices* gesetzt seyn. Das ist gesucht und unnöthig; denn *artes* kommen ja so oft, selbst in Prosa, als Handlungen, Thaten, als die in Werken sich äussernden Gemüthseigenschaften vor. Das klare *ploravere* V. 9 ist erläutert worden; warum dann nicht auch *urit*, *praegravat* V. 13 und *maturos* V. 15? Solcher Unebenheiten in *grammatischen* Bemerkungen finden sich noch viele. Auch *fatalis* v. 11 hätte eine kurze historische Anmerkung verdient; es sind minder wichtige Stellen damit bedacht worden. — *Praesenti tibi* V. 15 ist bloss der klare, einfache Gegensatz von *post facta*. Hr. *Z.* aber schiebt dem *praesens* noch den bekannten Begriff eines *helfenden* Gottes unter, und heftet, hier wie oben V. 2, dem Dichter eine Ungereimtheit auf. — Bey V. 20 findet sich eine recht zweckmässige Anmerkung. Stünde sie aber, als Reflexion über das Erzählte, nicht schicklicher erst nach V. 27? *Tabulae peccare vetantes* V. 23 sind mit einer einzigen Zeile Erläuterung abgefertigt; *Gabii* und *rigidi Sabini* haben deren nicht weniger als 23 erhalten. Solcher Missverhältnisse auch in *historischen* Anmerkungen giebt es ebenfalls noch viele. — Der plötzliche Gedankenwechsel in den didaktischen Gedichten des Horatius, die raschen, oft weite Klüfte überspringenden Sätze, der unvermerkt eintretende Dialog sollte wohl in einer Ausgabe, wie Hr. *Z.* die seinige angelegt hat, mit einem Fingerzeig angedeutet werden. Der so plötzlich eintretende Vers (31) *nil intra est oleam* u. s. w. bedurfte einen Wink, der ihn an das Vorhergehende anknüpfte. Bey Vers 39 hat der Vf. nicht unterlassen, den schnell einfallenden Dialog zu erwähnen. Aber dieser hebt nicht erst hier an. Schon mit Vers 34 beginnt eine Frage, die bis zu *vilis atque novos?* fortläuft. In *excludat jurgia finis* V. 38. erfolgt die Antwort; denn diese Worte, in den Mund des Gegenredners gelegt, machen das Gespräch lebhafter. Doch seyn sie auch zugetheilt, wem sie wollen; ihr Sinn bleibt der nämliche. Die Note zu *finis* lautet also: „das Ende des Streites, d. i. die Entscheidung soll den Zank aufhören machen.“ Weder hieraus, noch aus den zwey Citaten wird es klar, ob der Vf. *finis* für das, was es einzig ist, genommen hat — die Linie, wodurch ein Diesseits und Jenseits entsteht — das Festsetzen eines Punctes, von welchem an, zur Ausmittelung des Dichterwerthes, gezählt wird. Ausser der Dürftigkeit in Unklarheit der Anmerkung ist auch der Gallicismus widerlich. — Bey V. 39 nimmt Hr. *Z.* an *perficit* Anstoss; genauer stünde *perfecit*. Wohl wahr; aber er hat ja oben V. 7 die auffallenden Präsentia *ploravere dum colunt*, *componunt*, *assignant* durch eine speciose Bemerkung über die Gedankenstellung als nicht logisch-anstössig erweisen zu müssen geglaubt. Hier bey *perficit* war das Geschäft eben so leicht, wenn einmal die, dem an der Prosa gebildeten Sprachgefühl auffallenden Anomalien der Dichtersprache nicht aus natürlichen Ursachen, sondern, wie es hie und da geschieht, mit dialektischer Spitzfindigkeit erklärt werden sollen. Solche Erklärungen erinnern uns immer an das, was Quinctilianus seinen Schülern, beym Lesen der Dichter, zu bedenken giebt. Das dort (*Inst. Or. X.* 1. 29.) erwähnte *Patrocinium* hat bey den Dichtern Manches zur Folge, was dem freyen, ungefesselten Prosaiker als harter Verstoss angerechnet werden muss. — Eine der magersten Noten ist die zu *ruentis acervi* V. 47. Entweder ist *acervus* wirklich die dialektische Waffe, mittelst (*ratione*) welcher ein Gegner angegriffen und zu Boden gestreckt wird, oder es ist die Redensart in ganz einfacher Bedeutung zu nehmen. Auf jeden Fall war eine *gründliche*, entweder historische oder grammatische, Bemerkung nöthig. Das wenige Beygebrachte ist undeutlich und auch — so viel sich errathen lässt — unrichtig. Zuletzt wird verwiesen auf — „*Fries* System der Logik. S. 469.“! *Ennius et sapiens et fortis*. V. 50 ist auch nicht mit einer Sylbe erklärt. Und doch sollten diese und noch viele ähnliche Beywörter, womit Horatius und andere Kunstrichter die Schriftsteller und ihre Werke charakterisiren, immer wenigstens mit einigen Strichen verdeutlicht werden; zumal der oft schwankende und dunkle Sinn ästhetisch-kritischer Ausdrücke in den Lexicis nicht genau und klar angegeben ist. Bey V. 56 trauten wir unseren Augen nicht; unter *doctus senex* soll Euripides und unter *altus* Sophocles zu verstehen seyn. Die Note ist, diplomatisch genau, diese: *docti senis* — Euripides; *alti* — Sophocles! Dann folgt eine spitzfindige, gezwungene Erklärung des *senex*, um den einen dieser Tragiker auch unter diese Kategorie zu bringen. Die kurzen, oft nur mit Epitheten abgethanen Charakteristiken der älteren *Römischen* Dichter, die gelegentlich auch bey Cicero und Quinctilian vorkommen, hätten Hn. *Z.* vor einer so falschen Deu-

tung bewahren sollen. — In den Worten *Toga Afrani convenit Menandro* V. 57 ist das Urtheil des grossen Haufens ausgedrückt, der in dem Afranius einen nationalen, nicht mehr die Griechen nachahmenden Dichter erblickt, und seine Stücke den Menandrischen *an die Seite setzt*. Was sagt dagegen Hr. *Z.*? „Afranius passte seine Toga dem Menander an, d. i. er übersetzte seine Stücke und bearbeitete sie nach Römischen Sitten." — Zur Verwerfung der Lesart *Bentleys* V. 75 reichte unter anderen Gründen auch der schon hin, dass mit *poema* als Nominativ ein, das Gefühl stossendes neues Subject eintritt, ehe das vorhergehende sein Regimen vollendet hat. Nach der Gedankenstellung soll man ja erfahren, was *verbum decorum* und *versus concinnus* hervorbringt, nämlich *ducit venditque poema;* diess ist der logischen Ordnung gemäss. Das unberufene Auftreten des *poema* aber mit seinen zwey Verbis, von denen noch dazu das eine activ, das andere passiv — ein besonderer Übelstand — ist, zerstört diese gänzlich. *Bella* V. 93 sind doch wohl eher die Persischen Kriege, dieser bekannte Wendepunct in der Staaten- und Sitten-Geschichte der Griechen, als die Unruhen und Wanderungen des heroischen Zeitalters. — *Suspendit (pictâ vultum mentemque tabellâ* V. 97) steht mit *arsit*, *amavit*, *gavisa est* auf einer Linie. Es sind mit diesen Verbis die Genüsse und Liebhabereyen ausgedrückt, denen die Griechen sich nun überliessen, und in *suspendit* liegt das *Heften* des Blickes und der Seele — das *Beschauen*, also die Lust an Gemälden. Hr. *Z.* aber zerstört die schöne Gedankenordnung; er erklärt: „Griechenland bewegte durch Gemälde den Blick und die Seele". Denn dieser metonymische Ausdruck sagt weiter nichts, als: Griechenland befleissigte sich der Malerey, verfertigte Gemälde. Sollte aber einmal dem Dichter dieser schiefe Gedanke des technischen Ausübens der Kunst untergeschoben werden: so war die einfache, dem Sprachgebrauch angemessenere Erklärung *Gessners* vorzuziehen. Denn die Worte *suspendere vultum mentemque tabulâ* versinnlichen eben so natürlich das Geschäft des zeichnenden Künstlers, als *ducere aera vultum simulantia* V. 200 das des plastischen. — *Ex medio accessit* V. 168 hätte, als Gegensatz des Stoffes für die Tragödie, eine Andeutung verdient; eben so *res ludicra* V. 120 als *dramatische* Poesie, die im Spiele die Wirklichkeit darstellt, also Tragödie eben so gut als Komödie. Voss übersetzt — *Spielwerke*. Das Dichten für die Bühne, mit welchem, als einem misslichen Geschäft, Horatius sich nicht befassen will, hat unten V. 214 das Dichten für Leser zum Gegensatz. — In dem Vers 195 ist der Gräcismus — *confusa genus* — mit Händen zu greifen. Hr. *Z.* aber fasst ihn nicht, sondern construirt *panthera confusa camelo*, und lässt *diversum genus* als Apposition hinterdrein schleppen — „ein verschiedenes Geschlecht." Das ist arg. — *Curam redde brevem* V. 216 hätte eine deutlichere, aus dem Gedankengang geschöpfte Erklärung erhalten sollen. Horatius hatte oben das traurige, von den Launen des grossen Haufens abhängende Loos der dramatischen Dichter dargestellt — *subrui* und *macer deduci* V. 180. Jetzt geht er auf Dichter anderer Art über (*verum et his, qui lectori se credunt*), deren Lage eben so kummervoll ist, die aber durch das, von Augustus ausgehende Beyspiel der Anerkennung und Begünstigung verbessert werden kann. Der richtige, eben so sehr dem Ideengang als dem Sprachgebrauch angemessene Sinn obiger Worte also ist wohl: auch diese lass nicht lange (*redde brevem*) in ihrer betrübten Lage (*cura*) verkümmern. Denn der Gedanke — „aber auch diesen widme eine kleine Aufmerksamkeit oder Sorgfalt" — passt erstlich nicht zu dem Ganzen, und muss dann noch dazu den Worten gewaltsam abgepresst werden; denn dass *reddere* so viel als *agere* bedeuten, und *brevis* statt *parva* oder *aliqua* stehen könne, bezweifelt man wohl nicht mit Unrecht. *Cura* erhält das nöthige Licht von dem obigen *subrui* und *macer deduci*. — Kann *subtilis videndis artibus* V. 242 auch bedeuten — fein in den *zuschenden*, *sichtbaren* Kunstwerken, d. i. in den Werken der bildenden Kunst? — Die Stelle *nec magis — quam* v. 248—49 sagt: gleichwie der Plastiker den äussern Menschen (*vultum*) darzustellen vermag: so kann der Dichter Handlungen und Charaktere zur Anschauung bringen. Letzterer *steht* dem ersteren *nicht nach*; jeder hat seine besondere Aufgabe, löst sie aber mit den ihm eigenen Mitteln. Der vom Vf. aus dieser Stelle gezogene Gedanke liegt nicht darin. — *Sedulitas* v. 260 ist nicht Zudringlichkeit, sondern Dienstgeflissenheit.

Bey dem Allen ist Hr. *Z.* zur Vollführung seines Vorhabens aufzumuntern. Unser Wunsch dabey ist, dass alsdann die historisch-antiquarischen Anmerkungen nur Wesentliches und Nöthiges enthalten, und der dadurch gewonnene Raum den grammatischen zu gute komme. Hierin ist Hr. *Z.* weit hinter seinem Muster zurückgeblieben. Auch die nützliche Zugabe wohlausgewählter Scholien würde willkommen seyn; durch diese kann doch manche breite Deutsche Erklärung erspart werden. Fern aber müssen von der künftigen Ausgabe die vielen Druckfehler bleiben, durch die die Probeschrift entstellt ist.

— *a* —

DRUCKFEHLER.

In der Recension von *Wachlers Jahresbericht über die Deutsche Literatur* 1818. No. 30. S. 239. Z. 7 von oben statt *Die* l. *Der Verfasser, der*. Z. 8. von oben st. *angeführte* l. *angeführte*.

In der Recension von *Stolbergs Büchlein von der Liebe* No. 99 ist S. 335. Z. 2 statt *Steph. Rittangel* vielmehr *Christ. Knorr von Rosenroth*, als Vf. der *Cabbala denudata*, und S. 334 u. 335 statt *Wolfii bibl. rabbinica*, *hebraea* zu setzen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Essen und Duisburg, b. Bädecker: *Militärische Blätter*. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von *F. W. v. Mauvillon*. Erster Jahrgang. Erstes bis Sechstes Heft. Januar — Juny. 1820. 548 S. gr. 8. (Der ganze Jahrgang 7 Rthlr. 12 gr.)

2) München, b. Thienemann: *Kriegsschriften*, herausgegeben von Baierischen Officieren. Redactoren: Oberlieut. *R. v. Xylander*, und Oberl. Frhr. *v. Aretin*. 1. Heft 174 S., 2. Heft 141 S. 3. Heft 168 S. gr. 8. 1820. (2 Rthlr.)

Zwey neue militärische Zeitschriften auf einmal! An Stoff kann es nach so vielen Kriegen nicht fehlen; wenn er nur gut verarbeitet wird, kann auch der Nutzen nicht ausbleiben; sehen wir denn, was hier geleistet worden. Hr. *v. Mauvillon* erschwert sich die Sache selbst durch eine systematische Eintheilung der Materien, deren Vortheil nicht recht einleuchtet; die Herausgeber der „*Kriegsschriften*" bezeichnen nur im Allgemeinen: Wissenschaftliche Aufsätze, Beyträge zur Kriegsgeschichte, Recensionen und literarische Notizen als das, was ihre Zeitschrift liefern solle, diess dünkt uns auch gerade hinlänglich.

No. 1. *Milit. Blätter*. 1. Heft. *Vorerinnerung. Bemerkungen über die Pioniere*; bezieht sich hauptsächlich auf die Preussischen, deren Organisation freylich nicht die vortheilhafteste ist. Den Vorschlag der reitenden Pioniere möchten wir mit der Einschränkung billigen, dass man sie beym Ausbruch des Krieges auf Klepper setzt, denn *das* Reiten, dessen *sie* bedürfen, lernen sie bald. Dass der Vf. Sapeurs, Pontoniers und Pioniers in *eine* Compagnie vereinigen will, scheint für die Ausbildung dieser so verschiedenen Branchen nicht vortheilhaft. — *Über die Befugniss des Militärs, an politischen Angelegenheiten Theil zu nehmen, entworfen bey Gelegenheit des von der Baierischen Armee verweigerten Constitutionseides*. Dass dieser Aufsatz (der systematischen Eintheilung nach) zur „moralischen Bildung des Soldaten durch Belehrung" beytragen werde, müssen wir durchaus bezweifeln; es ist ein krauses Gemisch der wunderlichsten Räsonements und Behauptungen, worunter die S. 41 hingeworfenen Andeutungen über das Entstehen der Adressen gerade die gewagtesten sind. Ein Baierischer Officier hat im 5. Heft nicht sowohl eine Widerlegung des Raisonnements, sondern kurz und gut die Veranlassung zu den Armee-Adressen gegeben, und der Vf. gesteht in einer Note zu diesem Aufsatze: er habe bey den seinigen keine anderen Quellen als die Zeitungen gehabt; — solche Elaborationen würde sich Rec. als Redacteur verbitten. *Recension der neuen Ausgabe des: Unterricht Friedrich II. etc.* wird im 2. Heft beendet, und ist nur eine weitläuftige Inhaltsanzeige, mit wenigen unbedeutenden eignen Bemerkungen. — 2. Heft. *Tagebuch des Hellwigschen Partisan-Corps* etc. (in den Feldzügen 18$\frac{1}{4}$). Einfache Darstellung dessen, was der Maj. *v. Hellwig* als Partisan von entschlossener Thätigkeit, nur bisweilen zu sehr gebunden, geleistet hat; die eingestreuten Bemerkungen wollen nicht viel sagen. — 3. Heft. *Etwas über fahrende Artillerie und die bey der Englischen Artillerie eingeführten Ammunitionswagen neuer Form*. Mit einem Kupfer. Eigentlich bloss Beschreibung jener Munitionswagen, die man im Buche selbst nachlesen muss; wer, wie hier geschieht, von dem grossen Vortheil der fahrenden Artillerie in Bezug auf die reitende spricht, kann das Wesen und den Zweck der letzteren nicht sonderlich erkannt haben, das: rasch wohin kommen ists doch wahrhaftig nicht allein. *Beleuchtung der Frage: Ob die Existenz von Garden in einer Armee vortheilhaft oder nachtheilig sey*. Ein Raisonnement, das sich weder durch streng logische Form noch Bündigkeit empfiehlt, wegen der unverkennbaren Richtung gegen ein bestimmtes Corps und des nicht verborgenen Übelwollens aber geradezu tadelnswerth ist. Dazu gehört im 5. Heft eine *Beantwortung des im 3. St. befindl. Aufsatzes: Beleuchtung u. s. w.*; sie könnte kürzer und doch viel schlagender seyn; wozu die Abschweifungen, die gar nicht zur Sache gehören? Die Streitfrage selbst bedarf keiner Erörterung, da kein Soldat den Nutzen eines Eliten-Corps verkennt. *Anmerkungen über den Bericht von der Schlacht bey Waterloo, vom Franz. Gen. Gourgaud*. Vieles wahre, aber auch manches, was wir nicht vertreten möchten. 4. Heft. *Beschreibung des westlichen Vertheidigungsgebäudes von Deutschland. Hinterlassenes Manuscript vom verstorbenen Herzogl. Braunschw. Hauptm. Venturini*. Der militärische Leser kennt ohne Zweifel schon Hn. *Venturini's* Manier, die sich auch in dem vorliegenden Aufsatze nicht verleugnet. Als Beytrag zur Kriegführungslehre halten wir ihn bey den dermaligen Verhältnissen der Kriegführung und Taktik für unnütz, aber als Beytrag zur milit. geographischen Übersicht des westlichen Deutschlands kann er mit Zuziehung guter Charten, jungen Officieren nützlich seyn. Der Aufsatz ist übrigens noch nicht ganz abgedruckt, und

die Fortsetzung wird verheissen. *Bitte eines Laien an den Hn. Maj. v. Decker um Erklärung über eine Stelle aus seinem Werke: Gefechtslehre etc. für die reit. Artillerie und Cavallerie.* Die Behauptung des Hn. M. v. D. steht im Widerspruche mit einer im *Leitfaden* etc. S. 287 und dem dazu gehörenden Kupfer; man wird ja hören, was er darüber beyzubringen hat. — 5. Heft. *Politisch-strategische Betrachtungen über die Befestigung des nördl. Deutschlands.* Der Beschluss davon im nächsten Hefte. — Rec. ist gegen das Ganze der Strategie-Wissenschaft aus Gründen, die hier nicht erörtert werden können; er ist aber nicht so einseitig, das einzelne Gute zu verkennen, das manche ihrer Lehren enthalten, und wozu hauptsächlich die Wahl der zu befestigenden Puncte gehört; aber die Sache muss nicht übertrieben werden, wie es hier geschieht. Der Vf. verlangt das Unmögliche, ohne den Nutzen desselben überzeugend darzuthun. Rec. hat sich die Mühe gegeben, alle von dem Vf. angegebenen Festungen 1r, 2r u. 3r Ordnung, provisorische Befestigungen und Forts in eine Generalcharte roth einzuzeichnen. Dürfte er das dadurch sehr roth gewordene Blatt den betheiligten Hnn. Kriegs- und Finanzministern vorlegen: so würden diese zweifelsohne desto blässer werden vor Entsetzen über die den Staatskräften angemuthete Leistung. *Geschichte des fünften (Deutschen) Armeecorps, von seiner Bildung bis zu seiner Auflösung.* Dieses aus Truppentheilen 9 verschiedener grösserer oder kleinerer Staaten zusammengesetzte Corps bloquirte 1814 Mainz; die Garnison verhielt sich ruhig, so dass es nur zu einigen ganz unbedeutenden Plänkeleyen der Vorposten kam; ein Plan zum Überfall der Festung blieb unausgeführt, sie ward endlich in Folge der zu Paris geschlossenen Convention friedlich besetzt, und das Corps ging im Juni auseinander. Man kann aus diesen Daten die Wichtigkeit und das Interessante der vorliegenden „Geschichte" abnehmen. Das 6. Heft enthält ausser den schon bisher berührten Aufsätzen noch eine *Übersicht der im Jahre 1819 bestanden habenden militärischen Zeitschriften.* Der Vf. macht Bemerkungen zu den einzelnen Aufsätzen, die offenbar kritischer Tendenz sind, die er aber nicht als eine Recension der angeführten Zeitschriften betrachtet wissen will; er hofft vielmehr durch Berichtigung u. s. w. seiner Ansichten einen Umtausch von Ideen zu veranlassen. Dazu findet sich denn wohl hin und wieder Gelegenheit, aber hier wenigstens fehlt der Raum dazu. *Beurtheilung der milit. Blätter, so weit solche in den vorhandenen kritischen Blättern bis jetzt enthalten sind* (sic). Unser Zögern bey der Anzeige der ersten Hefte bestraft sich selbst, indem es uns um die Ehre bringt, indirect Mitarbeiter an der Zeitschrift zu seyn, und doch bitten wir den Herausgeber, diesen Artikel künftig wegzulassen. Denn Recensionen sind wohl zunächst für die, welche das Buch noch nicht gelesen haben, die directen Mitarbeiter mögen sich aber selbst darum bekümmern, wo und wie ihre Arbeiten beurtheilt sind.

No. 2. *Kriegsschriften.* 1. Heft. *Über Erfahrung, Kunst und Wissenschaft des Kriegs.* Ein Debut, der zu guten Hoffnungen berechtigt; was besonders S. 19 über Kunst und Wissenschaft gesagt wird, möge doch ja von denen nicht übersehen werden, die in der *Strategie-Wissenschaft* alles Heil allein suchen, und die *Kunst*, d. h. das Talent des Feldherrn, ganz zu übersehen scheinen. Neu war uns auf der beygefügten Tabelle die Subsumirung der *Fortification* u. s. w. unter die Tactik auf künstlichem Boden; sollte sie nicht einen völlig selbstständigen Zweig der Kriegs-Wissenschaften bilden?

Graf v. Pappenheim, Baier. Feldmarschalls, Beyträge zur Geschichte seiner Feldzüge aus officiellen Quellen wird im 2ten Heft bis zur Eroberung von Magdeburg fortgesetzt, der Schluss soll künftig folgen. Es ist ganz recht, wenn der Soldat vor Allem das Andenken der Helden seines Vaterlandes zu erhalten sucht; wir verdanken diesem löblichen Eifer die genauere Bekanntschaft eines Helden, der jedem Heer und jeder Zeit zur Zierde gereicht haben würde. Besonders ansprechend und für das Militär wichtig sind die urkundlichen Beylagen; der Feldmarschall spricht überall wie ein Mann, der in den Geist des Krieges vollkommen eingedrungen ist. Dieses klare Erkennen der Natur der Dinge, allerdings auf Erfahrung gegründet, aber ohne hohes Talent nicht denkbar, ist dem Wesen nach wohl eigentlich nichts anders als die vielbesprochene Strategie. *Skizzen einer Geschichte des 11ten K. Baierischen Linien Inf.-Rgts.* Der Aufsatz muss bey jedem Soldaten Achtung vor einem solchen Regimente erzeugen, und es ist deshalb um so mehr zu beklagen, dass der Vf. nur Materialien geben wollte, und sich meist auf allgemeine Umrisse beschränkt; der wissenschaftliche Gewinn, welchen Regimentsgeschichten gewähren können, wird auf diese Weise nicht erreicht, und auch davon abgesehen, wünscht gewiss jeder Leser, schon aus Theilnahme, mehr Detail, als hier gegeben worden. *Actenstücke, die vom K. Napoleon anbefohlene Herstellung der Festung Mainz i. J. 1813 betr.* Sie bezeichnen sehr treffend Buonapartes ungeheure Thätigkeit, und seine Einsicht im Fache der Fortification. *Literatur*, kritische Anzeigen neuer milit. Schriften.

2tes Heft. *Beytrag zur Beantwortung der Frage: Welches ist der zweckmässigste Caliber für die Inf. Feuer-Gewehre?* Etwas weitläuftig erklärt sich der Vf. gegen die grosen Caliber der Inf. Gewehre und zeigt die Vorzüge, welche das Annehmen kleinerer, etwa 21 bis — 24 Kugeln pr. Pfund gewähren würde. Wir stimmen ihm bey, obwohl die Verminderung des Calibers bis auf 24 St. Kugeln pr. Pfund für zu gross haltend. Des K. S. Maj. *v. Rouvroi* Buch über das kleine Feuergewehr enthält darüber sehr gute Bemerkungen und Data. *Darstellung der Begebenheiten des letzten Restes der Baier. ersten Armee-Division auf dem Rückzuge aus Russland i. J. 1812*, hat nur in sofern unmittelbaren Bezug auf die Kriegsgeschichte, als man erfährt, wo die genannte Division (die 19te der grossen Armee), welche zuletzt noch 15 *Officiers* und etwa 20 *Feuergewehre*

zählte, hingekommen ist; aber die Darstellung ist in moralischer Hinsicht der Beachtung jedes Soldaten werth. Denn er sieht ein preiswürdiges Beyspiel jener Ausdauer, die nur starken Gemüthern eigen und seinem Stande so nothwendig ist. Bey dieser Gelegenheit können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass es den Herausgebern gefallen möge, eine wenn auch gedrängte, doch vollständige Geschichte des K. Baierischen Corps im Feldzuge 1812 mitzutheilen, (etwa wie im 1sten Jahrgang des Mil. Taschenbuchs eine des Königl. Sächs. Corps gegeben worden;) man würde dadurch über die noch ziemlich dunkeln Ereignisse bey Polotzk ins Klare kommen, und erhielt, wenn das Beyspiel bey den übrigen Armeen des Rheinbundes Nachahmung fände, ein ziemlich vollständiges Bild jenes Feldzugs, wozu die unzuverlässigen Nachrichten der Franzosen und Russen nicht ausreichen. *Über die Wendungen der Reiterey.* Ein wahres Wespennest der Cavalleristen; wir wollen es unangetastet lassen. *Aphorismen über verschiedene Gegenstände der Heer-Organisation.* Diese 4 Seiten, deren Fortsetzung verheissen wird, enthalten nichts Bedeutendes, und haben zum Theil locale Beziehung. VI. *Vorschlag zur Verbesserung des Grabmales des FM. G. Tilly.* VII. *Uebersicht der neuesten Militär-Literatur in Frankreich* ist gewiss Vielen sehr willkommen. 3ter Heft. *Zwanzig Paragraphen über Ersparungen im stehenden Heere.* Sie gewähren folgende Hauptgesichtspuncte; 1) die Landwehr soll bestehen bleiben, das stehende Heer aber noch mehr zu ihrer Ausbildung benutzt werden, wesshalb auch keine Reduction desselben Statt finden kann (sehr wahr); 2) die Cavallerie besitzt ihre einstige Bedeutsamkeit nur noch bedingungsweise und mit Einschränkungen (ganz gewiss) und könnte theils vermindert, theils durch Abschaffung der schweren Reiterey an sich wohlfeiler gemacht, hie und da auch theilweise durch Landwehrreiter mit wenigeren Kosten gewonnen werden (bey den letzteren ist bloss die Tapferkeit und Brauchbarkeit vor dem Feinde beachtet, der durch sehr frappante Beyspiele zu erweisende Umstand: dass sie vermöge ihrer unvollkommneren Abrichtung, bey starken Märschen auch ohne Gefecht eine ganz unverhältnissmässige Consumtion erleidet, ist nicht genug berücksichtigt); 3) durch Weglassung alles Unwesentlichen in der Bekleidung des Soldaten könnte Viel erspart werden (unverkennbar — aber ein frommer Wunsch! Es wäre übrigens interessant, eine vergleichende Berechnung der sonstigen und jetzigen Bekleidungskosten der K. Würtemb. Armee zu erhalten; bey welcher bekanntlich die höchste Einfachheit in der Bekleidung eingeführt worden ist.) *Über den Nutzen der Congrevschen Raketen.* Was der Vf. gegen den allgemeinen und über den beschränkten Gebrauch dieses wahrscheinlich wegen seiner Neuheit überschätzten Kriegsmaterials sagt, verdient Beachtung, und wird auch wohl von den meisten unterrichteten Artilleristen anerkannt. *Nachrichten zur Geschichte des Feldzugs von* 1815 *in Belgien* (Auszug aus dem neuerlich erschienenen interessanten Werke: *Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815 etc.* Paris 1820.) Wenn das genannte Werk wirklich aus Buonapartes Feder geflossen ist (worüber wir nicht urtheilen mögen): so giebt die Aufzählung der Fehler, welche der Preussische und Englische Feldherr gemacht haben sollen, einen wichtigen Beytrag zur Beurtheilung seiner eigenen Massregeln; Manches von jenem Tadel ist gewiss unbegründet, hat aber *B.* die Sachen wirklich so angesehen, als es hienach scheint: so erklärt sich auch sein Benehmen vollkommen. Ist das Buch nicht von ihm: so hat es wenigstens ein Mann geschrieben, der sich *B's.* Ansichten und Ideengang in sehr hohem Grade zu eigen gemacht. *Denkmal fur die seit 1805 auf dem Felde der Ehre gebliebenen Krieger Baierns.* Es war der im Feldzuge von 1812 gefasste, aber bis jetzt noch nicht ausgeführte Plan, auf Kosten der Armee ein solches Denkmal in München errichten zu lassen; Officiere und Mannschaften des 1812 vor dem Feinde stehenden Corps unterzeichneten 40000 fl., der Kronprinz versicherte einen Zuschuss von 10000 fl. dazu. *Beleuchtung einer Recension des Lehrbuchs für die Kriegsübung u. s. w. in der Zeitschrift für Kriegswissenschaft, und einer anderen in der Jen. Lit. Zeitung.* Wir haben bloss die letztere zu vertreten. Über das Auffassen der Begriffe ein definitives Urtheil zu fällen, überlassen wir sehr ruhig denen, welche Buch und Recension vergleichen wollen; dass über ein wahrhaftig nicht bedeutendes Buch in diesen Blättern keine ausführlichen Erörterungen, sondern nur kurze Andeutungen gegeben werden können, zeigt die oberflächlichste Vergleichung der jährlich anzuzeigenden Werke mit dem gegebenen Raume; sich anderwärts mit dem Vf. in weitläuftigere Erörterungen über die gegenseitigen Ansichten einzulassen, widerräth die Wahl seiner Ausdrücke; wenn er aber bey Erwähnung des Gefechts von Lübnitz Entstellung von Thatsachen annimmt: so müssen wir bloss beklagen, dass er dieses Gefecht nur aus der ziemlich unbestimmten und theilweis unrichtigen Darstellung des Hn. *v. Plotho* (der Krieg u. s. w. 2ter Theil S. 150 fg.) zu kennen scheint, was ihn denn auf eine Voraussetzung geführt hat, über deren Unrichtigkeit wir kein Wort verlieren wollen. Die Bekanntschaft mit der Schrift: *Beschreibung des Treffens von Hagelsberg u. s. w. Berlin* 1817. (von einem hinlänglich bekannten Augenzeugen) würde dem Hn. *L. K.* die Sache vielleicht anders sehen lassen; auf seine historischen Angaben ist zu erwiedern, 1) dass wir das *Gefecht bey Lübnitz* citirt haben, weil es unter diesem Namen eben so bekannt ist, als unter dem: *bey Hagelsberg*, 2) die Preussen brachen allerdings mit dem Bajonett ein; die Mannschaften, die hier ihre erste Bajonettattake machten, fanden aber bald das Kolbenschlagen bequemer, wie es denn für den nicht ausexercirten Landmann gewiss ist; 3) der Hauptumstand, dass es regnete, auf welchen der Vf. ein solches Gewicht legt, ward aus dem einfachen Grunde nicht erwähnt, weil er auf diese Attake keinen Einfluss hatte; denn die Franzosen empfingen, wie

S. 27 Z. 11 der genannten Schrift zu lesen ist, die Angreifenden mit heftigem Feuer; — dass in dem Gefecht überhaupt trotz des Regens genug geschossen worden, beweisen S. 16. Z. 18. S. 17. Z. 19. S. 18. Z. 21 u. 24. S. 24. Z. 19. Unsererseits ist hiemit die Erörterung über jene Recension für immer geschlossen. VI. *Bemerkungen über den Auszug und die Beurtheilung der Schrift: die Strategie und ihre Anwendung in der Öst. Mil. Zeitschrift.* VII. *Erwiederung auf die Bemerkungen des Östreichischen Ingenieurs M. in 3 Heften der O. M. Z. über die Schrift: Was ist neuere Befestigungsart?* Beide Aufsätze, wahrscheinlich von Einem Vf., sind polemischer Natur. Immerhin mag man den Zweck aller wissenschaftlichen Forschung auch auf diesem Wege zu erreichen suchen, aber es giebt solchen Erörterungen einen keineswegs heilbringenden Charakter, wenn persönliche oder gar nationale Beziehungen hineingebracht werden, wie es hier S. 152 geschehen ist. VIII. *Literärische Nachrichten.*

Die Zeitschrift zeichnet sich durch elegantes Äusseres und reinlichen Druck aus, welchem nur eine sorgfältigere Correctur zu wünschen. m.

Koblenz u. Hadamar, in der neuen Gelehrten Buchhandlung: *Versuch eines Vortrags der Kriegswissenschaften für Divisions-Schulen.* Nach Vorlesungen, welche in den Jahren 18 17/18 u. 18 18/19 auf der Königl. Preuss. Divisions-Schule zu Koblenz gehalten wurden, bearbeitet von *Bachoven von Echt*, K. Pr. Hauptmann u. s. w. Erste Hauptabtheilung. Erster Theil. Mit 5 Steindrucktafeln. 1820. XXVI u. 240 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

In der K. Pr. Armee besteht die preiswürdige Einrichtung, dass das Avancement zum Port d'Epée-Fähndrich wie zum Officiere durch eine zu bestehende Prüfung bedingt ist; die jungen Leute, welche sich dem Infanterie- und Cavallerie-Dienste widmen, werden dazu auf den Divisionsschulen vorbereitet, und man darf annehmen, dass, wer jene Prüfungen bestanden hat, von den Kriegswissenschaften so viel wisse, als im Allgemeinen für den gebildeten Officier nöthig scheint: in jedem Falle hat er die Fähigkeit, um ohne fremde Anleitung darin vorzuschreiten, wenn er das Bedürfniss höherer Ausbildung fühlt. Man empfand schon längst den Mangel einer Encyklopädie der Kr. W., die in jenen Instituten den Vorlesungen hätte zum Grunde gelegt werden können, da die schon existirenden, höchst vortrefflichen Werke über einzelne Theile der Kr. W. einerseits viel zu theuer sind, andererseits das ganze Gebiet der Disciplin erschöpfen, und daher mehr enthalten, als man bey dem angegebenen Zwecke bedarf. — Der Vf. wollte diesem Mangel durch das vorliegende Buch abhelfen, dessen 2 Theil die reine, der 3te die angewandte Taktik der Inf., Caval., Artill., der 4te den kleinen Krieg, Recognoscirungen u. s. w. enthalten wird, während die zweyte Hauptabtheilung den Ingenieur-Wissenschaften bestimmt ist.

Diese Einleitung schien nöthig, um einen allgemeinen Maasstab zur Beurtheilung des Buchs und eine Andeutung für diejenigen zu geben, welche es zum Privatstudium zu benutzen, beabsichtigen möchten. Das Unternehmen ist unter den oben bemerkten Verhältnissen sehr verdienstlich, sollte sich auch die Benutzung desselben nur auf die Preussische Armee beschränken.

Der vorliegende erste Theil enthält folgende Materien. *Einleitung*, eine Art Geschichte der Kriegskunst, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, in diesen mit vorzüglicher Berücksichtigung des vaterländischen Heeres. I. *Über Infanterie, Cavallerie und Artillerie im Allgemeinen.* II. *Waffenlehre*, und zwar: 1) Schiesspulver-, Infanterie-, Cavallerie-Artillerie-Waffen; 2) Anfertigung der Munition für alle drey Waffenarten; 3) Wirkung der Feuergewehre; 4) Praktische Regeln bey verschiedenen Ereignissen im Felde (bezieht sich bloss auf die Artillerie). Gegen die Anordnung der Gegenstände dürfte nichts zu erinnern seyn; dass in einem solchen Buche keine neuen Grundsätze oder Hypothesen gegeben werden können, liegt zu Tage, es kommt nur darauf an, wie das Vorhandene benutzt worden. Der Vf. hat seine Quellen genannt, es sind fast ohne Ausnahme die besten Werke, die sich vorfinden; aus ihnen hat er denn das für seinen Zweck Nöthige treulich ausgezogen, und nur selten eine auf eigene Erfahrung begründete Ansicht beygefügt; was bey allen Armeen ziemlich gleich ist, wird auch hier allgemein behandelt, das Übrige mit ausschliesslicher Rücksicht auf den Preussischen Dienst. Die Einleitung dürfte die schwache Seite des Buches seyn; auf 48 Seiten, wo noch dazu eine Armee besonders herausgehoben werden müsse, lässt sich auch der Gegenstand nicht sehr befriedigend verhandeln. Indem wir den übrigen Theilen des Buches unseren Beyfall nicht versagen, mag doch die Darstellung noch erwähnt werden, welcher der Vf. etwas mehr Aufmerksamkeit hätte widmen können; sie wird dadurch etwas ungleichartig, dass er sich fast immer an das Wort seiner Quellen gehalten hat.

So wird das Buch an sich den Zweck, für welchen es bestimmt ist, nicht verfehlen; aber es zeigt sich eine äussere Schwierigkeit, es wird viel zu theuer. Der Vf. hat höchst uneigennützig nur das Honorar für den 1ten Theil zur Deckung seiner Auslagen bestimmt, das für die übrigen zur Disposition des Hrn. Kriegs-Ministers gestellt, welcher dafür Exemplare für andere Divisions-Schulen ankaufen lassen wird. Es wäre in jedem Falle gemeinnütziger gewesen, das zweyte ganz zu unterlassen, und für das ganze Werk nur so viel Honorar zu nehmen, als der erst angegebene Zweck erheischt, mit der Bedingung, dass der Verleger einen verhältnissmässig geringern Preis stelle, der auch durch Ersparniss an den lithographischen Zugaben noch mehr erniedrigt werden könnte. Die erste Platte z. B. könnte ganz füglich wegbleiben, wahrscheinlich auch ein Theil der übrigen, da das Erklären der Geschützteile an den Geschützen selbst allemal vorzuziehen, und da, wo eine Div. Schule existirt, in der Regel auch ohne Schwierigkeit auszuführen ist. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Hoffmann und Campe: *Predigten in dem neuen Israelitischen Tempel zu Hamburg gehalten* von Dr. *E. Kley*. Erste Sammlung. 1819. XIV und 194 S. 8. (1 Rthlr.)

Den Vf. dieser Predigten bestimmten zur Herausgabe derselben vorzüglich drey Absichten. Er wollte dem grösseren Publicum die Tendenz des jetzt in Deutschlands Israel beginnenden religiösen Bestrebens vor Augen stellen, welche ist, die Liebe zu Gott, den Sinn für Tugend, Wahrheit und Recht, Anhänglichkeit an das Vaterland, Gehorsam gegen das Staatsgesetz, das Gefühl für Pflicht und Treue auf den verschiedenen Berufswegen, weise Thätigkeit für alle Zweige des bürgerlichen Lebens anzuregen, zu entwickeln und fortdauernd zu erhalten. Auch wollte er seinen Zuhörern und Schülern, den Wünschen der meisten gemäss, zur ruhigen Betrachtung übergeben, was sie in der flüchtigen Stunde der Andacht so sehr ansprach. Endlich wollte er denen unser seinen Glaubensbrüdern, die Beruf und Neigung fühlen, an dem Werke des Herrn mitzuarbeiten und in öffentlicher Gemeinde zu lehren, eine Anweisung geben, die ihnen bey der Bearbeitung der Wochenabschnitte gute Dienste leisten möchte. „Bis künftige tüchtige Volkslehrer sich bilden, und das Studium der jüdischen Gottesgelahrtheit in Verbindung mit der anderweitig wissenschaftlichen, akademischen Ausbildung ein beachtungswerther Gegenstand für unsere studirende Jugend wird, dürften Mittheilungen der Art von dem, was da und wie es geschieht, wenn sie auch nicht als Muster und Vorbilder dienen können, gar nicht unwillkommen seyn, zumal für kleinere Gemeinden, und die bey denselben angestellten Jugendlehrer." Der Vf. hat sich darum, so weit es thunlich war, an die Wochenabschnitte gehalten, und das Historische derselben oft in die Predigten verwebt, weil er bey einem grossen Theile der Zuhörer und fast bey allen Zuhörerinnen eine völlige Unbekanntschaft mit der Bibel voraussetzen musste. „Ich könnte," setzt der Vf. endlich hinzu, „noch eine vierte Absicht hinzufügen: Die Gegner dieses gottesfürchtigen Strebens, die Finsterlinge des Fanatismus und des Indifferentismus von der Heilsamkeit des Werkes zu überzeugen, wenn jene nicht aus Eigensinn, diese aus Bequemlichkeit, geflissentlich die Augen zudrückten und die Ohren verstopften, weil sie nicht sehen und hören wollen."

Rec. freuet sich aufrichtig der „Morgenröthe, die einen schönen Tag, den lange in Finsterniss gebannten, verkündigt," freut sich, hier sagen zu können, dass er die Arbeiten des Hn. *K.* mit Vergnügen und Achtung gelesen habe, und wünscht und hofft, dass die bey ihrer Herausgabe gehegten Absichten nicht unerreicht bleiben. „Mögen zunächst die Vorsteher und Verweser, denen die Angelegenheiten und das Wohl ihrer Gemeinden übertragen ist, sich aufgefodert fühlen, nicht länger müssige Zuschauer zu bleiben, wo Thätigkeit gefodert wird; die neue Zeit hat Neues zum Bedürfniss gemacht; nicht in dem Erhalten des Schädlichen, in dem Schaffen des Bessern bewährt sich die lebendige Kraft des Geistes, die väterliche Fürsorge des liebenden Herzens; die religiöse Erziehung des Menschen in der Schule, wie im Gotteshause, nicht nur zu fördern, sondern zum Hauptgegenstande ihrer Verwaltung zu machen, das heischt ihr Amt, die Wohlfahrt des Staates und der Gemeinden selbst; denn nur auf diesem Wege und auf keinem andern ist für Israel wahres Heil zu erwarten."

Der Predigten sind hier zwölf geliefert, von denen die erste zur Einweihung des neuen Tempels am 18 Oct. 1818, — die vierte bey der Confirmation der Mädchen, am 15 Nov. 1818, — die neunte bey der Confirmation der Knaben, am 20. Dec. — die übrigen über die Sabbathsabschnitte, zuweilen jedoch mit Rücksicht auf einen anderen Bibelspruch, gehalten sind.

Die Sprache des Vfs. ist lebhaft, edel und im Ganzen rein. Sollte aber nicht, für die Gemeinde, vor welcher er redet, ein Bestreben nach grösserer Popularität angemessen seyn? Die Gegenstände, welche er gewählt hat, sind wichtig und besonders für den Zustand und die Verhältnisse der Gemeinde passend. Überall zeigt er würdige Vorstellungen von den höchsten Angelegenheiten der Menschheit, richtiges Urtheil und einen frommen Sinn. In der 4 Rede, wo Anmuth und Schönheit, im Vergleiche mit der Gottesfurcht, allerdings richtig gewürdigt werden, hätten jedoch wohl einige Wendungen vermieden werden sollen, welche in den confirmirten Mädchen das Gefühl *ihrer* Anmuth und Schönheit zu stark anregen konnten. Wenn in der 6 Pred. 1) gezeigt wird, dass die Gottesverehrung im Tempel nicht Zweck, sondern nur Mittel der Religion

sey; 2) die Frage beantwortet wird: Worin besteht die Heiligkeit des Gotteshauses? — so scheint die Logik dagegen Etwas zu haben; die Ausführung aber ist ihr gemäßser, als jene Ankündigung erwarten läst. Edler Neid (S. 129) ist ein tadelnswürdiger Ausdruck.

D. R.

Schleswig, b. Koch: *Der Christ in der Einsamkeit.* Ein Andachtsbuch zum häuslichen und täglichen Gebrauch für Christen jedes Alters und Standes, von D. *Petersen*, Prediger zu Bau bey Flensburg. 1817. 103 S. kl. 8. (6 gr.)

Ein Büchelchen, das in passenden Bibelstellen und in kurzen Betrachtungen manches Gute enthält, und ohne Schmuck und Kunst vom Herzen zum Herzen spricht. Nur vermissen wir hie und da den reinen, ächten Geist des Christenthums. Denn wird wohl der Christ in diesem Geiste sprechen: wenn ich im Gefühl meiner Ohnmacht und Niedrigkeit zu dir bete: so verwirf, o Gott und Schöpfer, *mein demuthsvolles Flehen nicht*? Wie? Sollte diess der Christen Gott thun und wollen? Oder soll es eine leere Phrase seyn: so wäre sie hier, wo man sich vor Gott demüthigt und aufrichtig zu ihm reden will, am unrechten Orte. Wer wird von Gott so etwas bitten, was er nicht thun will und kann? S. 3. Auch fanden wir es sonderbar in eben diesem Gebete, Gott um ein kindliches Herz zu bitten, und einige Zeilen vorher zu lesen: wohl ist es das Flehen eines geringen Sterblichen, aber es ist jedoch das *Flehen deines Kindes.* So muss der Betende ja schon ein kindliches Herz haben. Und was soll auch der erste Satz sagen? Kann der Inhalt desselben ein Bewegungsgrund für Gott zur Erhörung seyn? Als ob Gott auf solche äussere Dinge zu sehen pflege! Ist das nicht Gedankenlosigkeit, oder, wenn man sich dabey etwas denkt, Beleidigung Gottes, ihm so etwas zu sagen, und als Bewegungsgrund vorzuhalten, ja ihm so etwas nur zuzutrauen? Bey erbaulichen Betrachtungen muss man jeden irrigen, anstössigen und unchristlichen Gedanken sorgfältig zu vermeiden suchen; denn sie schleichen sich unvermerkt in die Seele ein. Und was soll der Leser bey dem Ausspruche S. 8 „o du, mein Gott, dem ich versöhnet bin durch den Tod deines Sohnes" denken? Dass Gott zornig ist und war, und nun versöhnt ist? Und bey den folgenden Worten: „vergieb und richte mich wieder auf"? Kann der Sünder ohne Versöhnung Gottes auf keine Vergebung und Aufrichtung hoffen? Solche Ausdrücke, wenn sie gleich zum Theil biblisch sind, sollten billig vermieden werden, da sie zu ihrer Zeit zwar nicht auffallend waren, aber jetzt auffallend sind, und sich mit dem Geiste des Christenthums und der Vernunft (welches beides einerley ist), nicht vereinbaren lassen, und einen ganz andern Sinn enthalten, als hier in sie gelegt ist. Ist ferner wohl der Gedanke S. 10 richtig: „Dir ist es ein leichtes, die verderblichen Folgen meiner Vergehungen einst zu vertilgen, wie der Sturmwind auf dein Gebot die leichte Wolke zerstreut, oder den Nebel hinwegschafft"? Pflegt Gott durch seine Allmacht in der physischen Welt nicht zu wirken, wie viel weniger in der moralischen! Und wenn ihm etwas ein leichtes ist: so muss ihm auch etwas ein schweres seyn. Man sollte billig keine Worte ohne Sinn, am wenigsten in einem Andachtsbuche, wo die Andacht gleich gestört wird, niederschreiben! S. 11 über die Worte: „selig sind die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen", erwarteten wir etwas Besseres und Durchdachteres, als wir fanden. Der grosse, vielumfassende, äusserst fruchtbare Gedanke: *reines Herzens*, wird gar nicht berührt. Überhaupt scheinen uns die Betrachtungen grösstentheils zu kurz und von der Art zu seyn, dass sie jedem, bey solchen fruchtbaren biblischen Stellen, leicht selbst einfallen können, der nur einige Begriffe und Fähigkeiten des Geistes besitzt — und doch sollen diese Betrachtungen für Christen jedes Alters und jedes Standes seyn! Überhaupt lieben wir das Seichte und oberflächlich Geschöpfte im Christenthum nicht, sondern das Gründliche, woran es noch sehr fehlt. Für Jenes sind Bücher genug vorhanden; aber wenige für dieses. Der Mangel an guten Christen rührt zugleich mit daher, dass sie so wenig gründlich unterrichtet sind, und weder Begriffe noch gehörige Kenntnisse haben. Von der zu grossen Kürze und Seichtigkeit wollen wir nur das anführen, was über Ps. 51, 12—14 Schaffe in mir Gott ein reines Herz etc. gesagt ist: „So bete ich in Demuth des Herzens zu dir, du gnadenreicher Gott, du wirst mich erhören, (beide Sätze scheinen überdiess hier müssig zu stehen); ja es wird mir gelingen durch deinen Gnadenbeystand, heilig und göttlich vor dir zu leben. (Auch hier scheint Gnadenbeystand müssig zu stehen.) Und was ist nun mit allem diesen bisher gesagt? Nichts. Und so geht es fort: wie konntest du diesen Wunsch unerhört lassen? (Abermals müssig und nichtssagend). Wie konntest du dein Kind hülflos und ungetröstet von dir lassen? (Dasselbe). Ich bete zu dir um Kraft und Hülfe, um Trost und Hoffnung. (Abermals kein neuer Gedanke). Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. (Ebenfalls nichts gesagt). An das, warum hier eigentlich gebetet werden sollte, um ein reines Herz, ist nicht gedacht worden. Dieses Gebet hat also einen dreyfachen Fehler, nicht nur der zu grossen Kürze bey einer so fruchtbaren Stelle, sondern auch der grossen, ja fast gänzlichen Leere an Gedanken, und der Nichtergreifung und Nichtausführung des Hauptgedankens des Gebetes. Diess sey genug, um zu beweisen, wie unbefriedigend die Betrachtungen und Gebete bey aller ihrer Herzlichkeit sind. Hätte der Vf. mit seinem guten Tone, mit seiner natürlichen, herzlichen, ungekünstelten Sprache auch Sachen und Gedanken, und zwar lauter rein evangelische verbunden, und nicht bloss auf oberflächliche, sondern auf gründliche Erbauung gesehen: so würde *der Christ in der Einsamkeit* ein wirkliches Andachtsbuch zum häuslichen und

täglichen Gebrauche für christliche Leser seyn. Aber so kann es nur von Christen gebraucht werden, die das Bekannteste noch nicht wissen, und die es weder mit den Sachen noch Worten genau nehmen.

φ.

Elberfeld, b. Büschler: *Alte christliche Lieder und Kirchengesänge*, Deutsch und Lateinisch, nebst einem Anhange durch *Adolf Ludewig Follen*. 1819. II u. 138 S. kl. 8. (10 gr.)

Diese Sammlung enthält 22 Lieder der katholischen Kirche in 4 Abtheilungen 1) *Gesänge auf die Geburt des Herrn*, 2) *Die Leiden des Herrn und unserer Frauen*, 3) *Preis- und Jubelgesänge auf die ruhmreiche Auferstehung unseres Herrn* u. s. w. 4) *Lobgesänge nebst Gebeten an Maria* u. s. w. In der Vorrede eifert der Vf. gegen das Lesen Römischer Dichter in Schulen, zählt vorliegende Lieder zu den alleredelsten Früchten der Dichtung aller Zeiten, und zürnt darüber, dass die Ohnmacht unserer Zeit sie bespöttle. Dass diese Lieder mit unseren alten Domen und Rathhäusern das Schicksal haben, von Griechischer Afterpoesie umlagert, und vermummt zu seyn, ist ohne Beweis, und wir fügen hinzu ohne Grund. Bringe der Vf. einen Beweis, dann wollen wir ihn widerlegen. In das Volksleben können diese Gedichte nicht, wie der Übersetzer will, übergehen: denn sie sind dem Charakter der Deutschen nicht angemessen, dem das so häufige süssliche Liebeln mit dem Christuskinde nicht zusagt. Sie gehören unübersetzt, von Orgelklang begleitet, in die Dämmerung der Dome.

Die Übersetzung beurkundet seltenes Talent, feinen Geschmack und eine Kunstfertigkeit in Behandlung des Reims, wie sie nicht häufig gefunden wird. Jedoch boten dem Übersetzer die kurzen Verse mit mehreren Reimen zuweilen Schwierigkeiten dar, die er nicht in so weit überwinden konnte, da er nicht zu sehr von dem Original abweichen wollte, dass die Nachbildung das Lateinische an Einfachheit und Schönheit erreicht hätte, welches vorzüglich von den 2 bedeutendsten Liedern: *Stabat mater dolorosa* und *Dies irae, dies illa* gilt. Einige Unrichtigkeiten hätten vermieden werden sollen in einem Werke von solcher Ausarbeitung. A. 3. *trinam regentem machinam*: *der Welt dreyeiniger König*. D. 2. *Dormi nate, suave, pater, suave carmen accinam: Singt dem süssen Vatersohne, Bringt ihm süssen Liederklang*. F. 2. *Laboratur, alligatur, Nascitur aeternitas: Leidet Wunden, wird gebunden, Aufersteht die Ewigkeit*. Hier ist allein von der Geburt Christi die Rede. H. 7. *Ejus desponsionem: zum Brautfest ihm verliehen. Desponsio* heisst nichts als: Verzweiflung, Verzagung. I. 4. *desolatum, Sonder Trost*. Vielleicht durch das Französische *desolé* veranlasst. K. 5. *Aruere: die gefunkelt*. Verwechselt mit *arsere*. *Mea lumina: meiner Sternen Gluth*, st. meine Augen. 8. *den rothen, starren Todten*. st. bleich oder etwas ähnlichem. N. 4. *repetant colles: Thäler es singt*. W. *Quid sum miser tunc dicturus! Weh! wie arm bin ich zu sagen*. Unstatthafte Ausdrücke finden sich manche. Als Probe des Gelungneren stehe hier ein kleines Lied:

Wie nächtlich Sterngeflimmer
Am klaren Bogen glüht,
Wie hold im Frühlingsschimmer
Die Liljenblume blüht:
So bist du Magd, von Blüthe
Der Klarheit ganz durchlaucht:
So Mutter in der Güte
Und Liebe Thau getaucht.

C. S.

Neustadt u. Ziegenrück, b. Wagner: *Harmar der Greis* oder *die Religion Jesu*; ein Geschenk für junge Verehrer Jesu, von *Johann Friedrich Weingart*, Rector an der Schule zu Herbsleben im Herzogthume Gotha. 1817. 204 S. 8. (16 gr.)

Wie kommen die Begriffe zusammen, Harmar der Greis oder die Religion Jesu? In welcher Verbindung steht diese mit dem Greise? Soll er die personificirte Religion seyn? Oder soll er die Religion des Greises anzeigen? Oder was soll der Titel bedeuten? Auf jeden Fall ist er dunkel, und Rec. ist kein Freund von solchen Aufschriften, die gemeiniglich nur dazu dienen, Neugier zu erregen, und den Leser anzulocken. Wir wollen darum das Buch selbst noch nicht tadeln; es kann gut seyn, und ist gut; aber doch nicht so, wie wir wünschten und erwarteten. Dass der Greis ein wenig redselig ist, wollen wir ihm gern verzeihen, wenn er nur in der Entwickelung der Begriffe so geschickt wäre, als er es in der Darstellung derselben ist, und auch überall richtig und bestimmt dächte und spräche. Seine Zuhörer sind seine beiden Kinder, Laura und Sophron, die mit herzlicher Liebe an dem Vater hängen, wie dieser an ihnen. Beide Kinder reiften nun schon dem jugendlichen Alter heran, und ohne Furcht konnte sie Harmar nicht in die Welt eintreten sehen. Mit Grundsätzen ächter Tugend und Frömmigkeit und wahrer Lebensweisheit waren sie gewaffnet — aber doch wollte sie Harmar noch einmal hinführen zur Quelle alles Glücks und aller reinen wahren Freuden, deren der gute Mensch empfänglich ist, zur Religion Jesu. Das war löblich und eines Greises vorzüglich würdig. Er wollte ihnen noch einmal vorstellen das Urbild aller Tugend, aller Vollkommenheit, den Gottmenschen. Was müssen sich doch wohl die Kinder bey dem Gottmenschen denken, bey dem sich auch der Greis nichts denken konnte, sondern, wenn er die reine Wahrheit sagen wollte, gestehen musste, dass hier ein Begriff den andern aufhebe, und also einen Widerspruch hervorbringe. Auf keinen Fall konnte diese Vorstellung zu ihrer Belehrung und Erbauung etwas beytragen; vielmehr musste ihnen der Ausdruck auffallend seyn, oder sie mussten ihn ganz übersehen und nicht darauf achten, welches in solchen Fällen immer das Beste ist. An jedem Morgen begab sich der alte Harmar mit Laura und Sophron

in eine schöne Laube seines Gartens, um sich hier mit ihnen über die wichtigste Angelegenheit des Menschen, über Gott und Religion, zu unterhalten, und hier in Gottes freyer Natur die Herzen seiner Kinder zur Liebe des Göttlichen hinzuwenden, der sie zuerst liebte und aus Liebe zu ihnen auch für sie starb. Die Sprache ist durchaus edel und schön; nur ist der Vortrag mitunter zu wortreich, und, wo es auf Beweise ankommt, grösstentheils zu seicht und in die Materie nicht eingehend. Die Materien und Lehren sind gut, praktisch und wohlgewählt, aber viel zu bekannt, als dass sie besonders lehrreich und der Sache nach anziehend seyn sollten. In 43 Abschnitten sind die wichtigsten Religionslehren vorgetragen, und das Herz des Greises spricht sich oft darin recht schön aus. Warum müssen aber in solchen Betrachtungen noch so manche Erklärungen über Dinge vorkommen, die sich nicht erklären lassen? So erklärt der Vf. die kirchliche, nicht christliche und biblische Dreyeinigkeits-Lehre, zwar nicht nach der Orthodoxen Weise, aber doch auf eine Art, bey der man sich auch nichts als lauter Widerspruch denkt. Denn um die Einheit Gottes zu retten, welches recht ist, giebt er darüber die Erklärung (S. 10): In diesem einzigen göttlichen Wesen unterscheidet die Lehre Jesu nach dessen verschiedenen Wirkungen, Vater, Sohn und Geist. In so fern Gott die Welt geschaffen hat und sie erhält, heisst er Vater. In so fern Gott die Menschen durch Jesum in Verbreitung einer reinen besseren Lehre beglückte, heisst er Sohn. Und endlich in so fern er die Menschen mit seiner Gotteskraft zu allem Guten leitet, und sie in der Ausübung der Tugend unterstützt, heisst er Geist. Diese Erklärung ist eine der schlechtesten, wenigstens was die Erklärung des Sohns betrifft, der Gott der Vater seyn soll, sofern er die Menschen durch Christum beglückt hat. So wäre ja zwischen dem Vater und Sohne kein wirklicher Unterschied, und so hätte der Vater auch alles das gethan und gelitten, was Jesus der Sohn gethan und gelitten hat. Und was heisst das: er ist Geist, so fern er die Menschen mit seiner Gotteskraft zu allem Guten leitet und sie in der Ausübung der Tugend unterstützt? Durch welche Gotteskraft? Durch die Kraft seiner Allmacht, oder durch die Kraft der moralischen Lehre? Und wozu sollen überhaupt solche Lehren und Vorträge in einem moralischen und erbaulichen Unterrichte? Diese gehören in die Dogmatik, nicht in die Religion, welche beide noch immer nicht gehörig unterschieden werden. Am Schlusse ist ein Tagebuch beygefügt, in welchem beynahe der ganze Lebensgang des verewigten Vaters verzeichnet war. Hier werden Bemerkungen über Welt und Menschen eingewebt, die es werth sind, dass sie der Vergessenheit entrissen wurden. φ.

Berlin, b. Amelang: *Herzenserhebungen in Morgen- und Abendandachten der vorzüglichsten Deutschen Dichter*, herausgegeben von *J. D. E. Preuss*. 1816. 422 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Lieder sind aus den berühmtesten Dichtern und Dichterinnen genommen, unter welchen letzten die ausgezeichnetsten *Karoline Rudolphi*, *Christine Westphalin*, *Elisa von der Rekke*, *Karoline Pichler*, *Salice Contessa*, *Louise Karsch* sind. Es enthält Morgen- und Abend-Andachten, Nachtlieder, Empfindungen in einer mondhellen Nacht, Nachtfeyer, am Sonntagabend, am Montagabend, an einem Gewitterabend, am Abend des letzten Tages im Jahre, im Traume am Ende des Jahrs, Schluss des Jahrs, Lied am letzten Abend im Jahre, Lied zum Jahresschlusse, der Abend am Neujahrstage, die Neujahrsnacht, am Feste der Geburt Jesu, Hymne für die Weihnachtsnacht, am Todestage Jesu, am Abend des Kommuniontages, das Begräbniss, am Feste der Auferstehung Jesu, am Feste der Himmelfahrt Jesu, am Stiftungsfeste der Kirche Jesu. Dass diese Gedichte nicht alle gleich gut und schön sind, ist leicht zu erachten, da die Vff. an Dichtergaben und Empfindungen so verschieden sind, und da ein und derselbe Vf. nicht jedes Lied gleich gut und schön dichten kann. Keines ist aber schlecht, wenige sind mittelmässig, die meisten trefflich, einige erhaben. Die Lieder wechseln mit Betrachtungen und Gebeten ab, die gleichfalls verschiedene Vff. haben, und die alle von Werth und Geschmack sind, wofür ihre bekannten Vff. bürgen, und wo die Vff. nicht hinzugesetzt sind, da bürgt der Inhalt, und es ist in jeder Hinsicht ein schätzbares, zur Andacht und Erregung derselben geeignetes Buch.

φ.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Giessen*, b. Heyer: *Betrachtungen über die Worte des Erlösers am Kreuze.* Auf Verlangen herausgegeben von *Johann Friedrich Ludwig Dreves*, Prediger in Detmold. 1819. 190 S. kl. 8. (14 gr.)

Diese religiösen Betrachtungen rühren von einem in seinem Kreise beliebten Kanzelredner her und sind, wie wir wissen, vorzüglich auf das dringende Bitten der gebildeteren Zuhörer seiner Gemeinde herausgegeben worden. Schon dieser Umstand gereicht zur Empfehlung derselben, und in der That mussten auch diese anspruchlosen Homilien, vermöge ihrer sanft eindringenden Beredsamkeit und religiösen Salbung, einen tiefen Eindruck auf das Gemüth der Gefühlvolleren machen. Dabey muss man aber zugleich nicht ausser Acht lassen, dass sie vor einer gemischten Versammlung gehalten warden, auf deren Fassungskraft der Redner zugleich Rücksicht nahm. Demungeachtet streift seine Beredsamkeit nie an das Gemeine, sondern erhebt sich gleichmässig vom Anfang bis zu Ende in herrlicher Einfachheit. Wir begnügen uns daher, ohne in das Detail derselben einzugehen, nur noch zu bemerken, dass ausser den Betrachtungen über die sieben Worte des Erlösers noch eine über Matth. 20, 17—19 als Anhang für diejenigen, welche in der Passionszeit sich derselben zur häuslichen Erbauung bedienen wollen, beygefügt ist. Möge dieses Büchlein recht viele christlich gebildete Leser und Leserinnen, denen wir dasselbe besonders empfehlen, erbauen und belehren!

e∫w.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, in Commiss. b. Falter u. Sohn u. Lindauer: *Harmonie. Erklärung dieser Idee* in drey Büchern und *Anwendung derselben auf den Menschen in allen Beziehungen.* I Buch. *Harmonie in der Musik.* Funfzehn dialogische Vorlesungen über ein *neues Central-Tongrad-System,* nebst einem Anhange *über die musikalische Schrift-Zeichen- und Sprachkunde,* wie auch *musikalischen mathematischen Figuren und Notenbeyspiele.* Von *Martin Ant. Gebhard,* Pfarrer zu Steindorf (unfern Augsburg) und ehemaliger (m) Benedictiner von Benedictbeurn. II Buch. *Harmonie in der Zeit und Zeitgeschichte. Versuch einer Chronomathesis und Chronometrie,* oder *sinnlich anschauliche Darstellung der reinen Zeit durch den reinen Ton, Berechnung und Bemessung derselben.* III *Buch. Harmonie der Philosophie. Versuch, die Harmonie als Princip und Zweck aller Philosophie geltend zu machen.* 1817. VIII, 58, 79 u. 90 S. 4. und 8 Bogen Noten und Figuren in Fol. (3 Rthlr.)

Was die Methode des Vfs. anbetrifft, so wird der Schüler, der in den Dialogen des ersten Theiles (die beiden andern sind nicht in Gesprächen abgefasst) auftritt, und des Vfs. System erst verstehen lernen soll, ja lange Zeit sich gebehrdet, als fehle ihm auch *die* Kenntniss, von der er nachher gesteht, er habe sie, — diesem Charakter unangemessen, viel zu gelehrt vorgestellt, und leitet oft das Gespräch. Auch gegen die Ordnung und die Art der Entwicklung liesse sich Vieles erinnern. Ein Hauptfehler ist schon der, dass der Begriff, auf welchen hier Alles ankommt, der Begriff der *Harmonie,* nicht gehörig bestimmt wird.

S. 5 des 1 Th. scheint gesagt zu werden, dass sich die Zahl der Schwingungen, die zu diesem oder jenem Tone erfoderlich sind, nicht angeben lasse, welches doch falsch wäre. Und wie käme der Vf. denn dazu, das Verhältniss der Zahl der Schwingungen verschiedener Octaven (Tongrade nennt sie Hr. *G.*) zu bestimmen? *A priori?* Ohne bestimmte Erfahrungen könnten wir uns nicht berechtigt halten, die mathematischen Lehren auf die Weise anzuwenden, deren sich auch Hr. *G.* bedient. Vielleicht aber wollte er am a. O. bloss sagen, dass wir nicht einsehen und bestimmen können, wie es zugehe, dass gerade solche und solche Anzahl der Schwingungen zu einem so und so hohen oder tiefen Tone erfoderlich seyn. Darin hätte er denn vollkommen Recht; aber sein Ausdruck sagt das nicht wirklich. — Dass aber auch in den übrigen Angaben aus der Tonlehre nicht Alles durchaus richtig sey, ist schon in der *Allgem. musikalischen Zeitung* dargethan worden.

Der Vf. zeigt an der Zeichnung eines von ihm so genannten musikalischen Globus das Verhältniss der Töne unserer Tonleiter. Der im Centrum stehende Ton ist die mittlere Octave zwischen einem höheren und einem tieferen C, und aus diesem Centraltongrade lässt er die Töne nach oben und nach unten entstehen. Er sagt Manches von den Vorzügen der Ableitung aus einem Centraltone vor der aus einem Grundtone, und wir finden hier manche artige Bemerkungen. Dass uns aber durch die Vorstellung des Vfs. irgend Etwas in der Tonlehre klarer geworden, dass uns die Gesetze der Harmonie in einem neuen oder doch helleren Lichte erschienen wären, können wir nicht sagen. Auch finden wir den Vortrag des Vfs. nicht geeignet, den Leser in die Geheimnisse der Tonwissenschaft einzuweihen, wenn sie ihm nicht schon wenigstens der Hauptsache nach bekannt sind, und es dürfte wohl manchem Leser so gehen, wie der hier redend eingeführte Schüler S. 48 von sich sagt: „Ich horchte zwar immer mit gespannter Aufmerksamkeit zu, muss aber versichern, dass ich davon äusserst wenig verstand." Am allerwenigsten aber können wir zugeben, dass Hr. *G.* „den Urgrund der musikalischen Harmonie" mit seinem System „gezeigt und festgesetzt" habe. Es erhellt doch nicht mehr, als dass zwischen dem Verhältnisse der Töne und dem Verhältnisse der Theilungen einer Linie nicht nur eine Vergleichung Statt habe, sondern dass auch in der Natur die Töne mit jenen Theilungen wirklich in enger Verbindung stehen. Davon lassen sich fruchtbare Anwendungen machen, wie sie denn längst gemacht sind; allein wer dadurch den Urgrund der Harmonie gefunden zu haben, d. i. einzusehen glaubt, warum die Harmonie gerade an *diese* Gesetze gebunden sey, und dass nur diese Statt finden können, und worin der nothwendige Zusammenhang der Töne mit gewissen mathematischen Sätzen bestehe, der täuscht sich gewiss. — Aufgefallen ist dem Rec., dass der Vf. *Dis* und *Es, Gis* und *As* u. s. w. als gänzlich einerley behandelt.

Dass die Musik den Bedingungen der Zeit unterworfen und diese in gewisser Hinsicht Grundlage der Tonlehre sey, wird Niemand leugnen. Weni-

ger einleuchtend ist, dass der musikalisch reine gradhaltige Ton das adäquateste Symbol der Zeit sey. Uns scheint der Ton nicht als Ton, sondern als dauernd die Zeit darzustellen. Dass eine harmonische Musik einen vollständigen rein geschichtlichen Zeitraum bilde, ist ein auffallender Satz, wie er da steht; es soll aber im Grunde Nichts dadurch gesagt werden, als dass sie in einem Zeitraume theils zugleich theils nach einander vernommen wird, welches Keiner bezweifelt. Dass die Tonlehre, ein Theil der Mathematik; eine wahre Wissenschaft im strengsten Sinne sey, kann zugegeben werden, in sofern von dem eigentlichen mathematischen Theile derselben die Rede ist. Die *ganze* Tonlehre ist ja aber nicht durchaus mathematisch. — Doch sie ist auch wahre Wissenschaft, sagt der Vf., in sofern sie integrirender Theil der Naturlehre und der Philosophie ist! — Die Naturlehre ist aber selbst Wissenschaft im strengsten Sinne nur sofern sie auf Mathematik beruht. Dass die Tonlehre ein Theil der Philosophie sey, beweist der Vf. damit, dass diese zu ihren Untersuchungen, Erklärungen und Begründungen der Idee Harmonie unumgänglich nothwendig bedürfe, jene aber die Idee Harmonie zu ihrem eigentlichen Gegenstande und Entzwecke habe, und sie auch am deutlichsten erkläre und zu erkennen gebe. Man sieht, dass den Vf. hier das Wort, das auf verschiedene Gegenstände übertragen wird, verleitet, die Gegenstände selbst für einerley zu halten. Die Harmonie der Philosophie ist die Übereinstimmung der Merkmale und Urtheile, welche in eine Einheit des Bewusstseyns vereinigt werden sollen. Der Vf. ist unzufrieden mit denen, welche den Satz des Widerspruches als den ersten Grundsatz der Logik annehmen. Wer Nichts setzt, hat auch Nichts, sagt er; das Widersprechende ist aber Nichts. Man sollte gleich die Idee Harmonie setzen, um ein Etwas zu haben, woran wir uns jederzeit und überall festhalten können. — Wie aber, wenn wir zu dem Begriffe der Harmonie (um mit dem Vf. zu reden) erst vermittelst des Satzes des Widerspruches kämen? Dieser Satz ist ein Axiom, jedes Axiom ist aber eigentlich verneinend, und setzt ein Postulat voraus. Das erste Postulat der Logik ist: denke. Dass das Denken den Widerspruch ausschliesse, Harmonie erfodere, kann erst zum Bewusstseyn kommen, wenn man das Widersprechende zu denken sucht, so wie der mathematische Grundsatz, dass zwischen zwey Puncten nur eine d. i. zu einer gezogenen nicht noch eine gerade Linie möglich sey, erst zum Bewusstseyn kommt, wenn noch eine zu ziehen versucht oder aufgegeben wird. So können die ihr Verfahren rechtfertigen, die nicht von der Idee der Harmonie, sondern von dem Satze des Vfs. ausgehen, indem sie das Postulat voraussetzen. Wer weiss, was der S. d. W ist und soll, wird es sehr untreffend finden, wenn Hr. *G.* sagt: „Läst sich der Widerspruch gar nicht einmal denken: so ist der Grundsatz des W. das wahrlich allerüberflüssigste Denkgesetz. Läst er sich aber denken: so ist er kein Widerspruch mehr, besonders wenn das Widersprechende getrennt wird".

In der Zeitwissenschaft des Vfs. werden die Momente der Zeitvorstellung, wie sie im Bewusstseyn gegeben ist, und die Folgen daraus nach mathematischer Methode dargestellt. Den Begriff der Harmonie führt Hr. *G.* dadurch ein, dass er einen „geschichtlichen Zeitraum als ein Einstimmendes, Übereinstimmendes und Zusammenstimmendes Ganzes" betrachtet. Dass „der reine Ton das adäquateste Symbol der reinen Zeit" sey, wird so bewiesen: „Was die Prädikate, die wesentlichen Merkmahle der reinen Zeit, als einer stetigen, unausgedehnt gradhaltigen, verwesenden Grösse, durch sich sinnlich anschaulich ausdrückt und darstellt, das ist auch ihr ad. Symb. Diess aber bewerkstelligt wirklich der reine Ton; also u. s. w. Die Stellung und Ordnung, die Verbindung und Trennung, das Jetzt, das Vorher- und Nachher-Seyn, die Bewegung der Grade des reinen Tones geschehen auf die nämliche Weise, wie bey den Momenten der Zeit, und lassen sich nicht anders erklären, als durch die *gerade*, durch die *entgegengesetzte*, und durch die *schiefe* Richtung auf der senkrechten, wasserrechten und schiefen Linie eines musikalischen Globus." Was wird denn eigentlich dadurch *erklärt?* Übrigens können viele andere Dinge, sofern sie in der Zeit und den Bedingungen der Zeit unterworfen sind, ebenfalls als Symbole der Zeit angesehen werden. — Der 14 Lehrsatz heisst: „Die harmonische Musik, die musikalische Harmonie ist eine reine Zeitgeschichte; und eine jede vollständige, harmonische Musik bildet einen vollständigen, rein geschichtlichen, chronometrischen Zeitraum." Das kann man gelten lassen, sofern die Aufführung der Musik in einer Zeit geschieht. Wenn aber der Vf. hinzusetzt, die Musik habe „nichts anderes zum Zweck, als die Darstellung der reinen Zeit, eines bestimmten Zeitraumes, und aller successiven Momente, in einer durchgängigen Harmonie": so scheint er die Bedingung mit dem Zwecke zu verwechseln, und schwerlich hat sich je ein wahrer Tonkünstler den Zweck seines Werkes so gedacht. — Sehr unpassend nennt Hr. *G.* die Gegenwart, die Zukunft und die Vergangenheit drey Dimensionen der Zeit. — §. 17. „Erklärung. Zwey oder mehrere reine Tongrade sind verschieden, diversison, wenn sie nicht äquison, sondern der eine höher oder tiefer als der andere ist. Zusatz 1. Also muss von zwey verschiedenen Tongraden immer der eine höher und der andere tiefer seyn. Zusatz 2. Drey verschiedene Tongrade also bestimmen die Höhe, die Mitte und die Tiefe, und vollenden ein vollständiges Gradmass". Wie folgt die Vollständigkeit aus dem Vorhergehenden? — Doch wir müssen es den Lesern überlassen, sich, wenn sie es für gut finden, durch die Menge von zum Theil neugemachten Kunstwörtern und Erklärungen durchzuarbeiten und zu sehen, ob sie dadurch an Einsicht in das Wesen und die wahren Grundsätze der Musik gewinnen, und ob das, was in des Vfs. Art, die

Tonlehre mit der Vorstellung der Zeit zu verbinden, neu seyn möchte, als wirkliche Bereicherung der Wissenschaft könne angesehen werden. Nur Eins mag hier noch bemerkt werden, dass bey dem Vf. ein Tonwerk fast bloss als ein Werk des wissenschaftlichen Verstandes erscheint, und dass überall Nichts von der Schönheit eines Tonwerks vorkommt, und Nichts von dem Ausdrucke der Zustände und Veränderungen des Gemüths, welcher bey vielen Tonstücken und zwar solchen, in welchen die Musik in ihrer höchsten Würde und ihrer grössten Gewalt auftritt, als die Hauptsache angesehen werden muss.

In dem 3 Theile geht der Vf. von dem Bewusstseyn aus, zum Daseyn über, dann zum Nacheinander oder Zugleichseyn, zum Thätigseyn und zum Freyseyn. Wir müssen aber gestehen, dass wir in der Behandlung wahre Ordnung, Bestimmtheit und Gründlichkeit vermissen. Der Vf. ist, ehe man sich es versieht, bey dem andern Ich, bey Wahrheit, Vollkommenheit, Philosophie, Erkenntniss überhaupt, Logik überhaupt. Er bezieht sich hier oft auf *Kant*, den er zu berichtigen und zu vervollständigen sucht. Doch möchte nicht alles probehaltig erfunden werden. Wenn z. B. *Kant* die Zeitfolge durch eine ins Unendliche fortgehende Linie vorstellt, „in welcher das Mannichfaltige eine Reihe ausmacht, die nur von Einer Dimension ist", und „aus den Eigenschaften dieser Linie auf alle Eigenschaften der Zeit" schliesst, „ausser dem Einigen, dass die Theile der ersteren zugleich, die der letzteren aber jederzeit nacheinander sind:" so sagt Hr. *G.*: „dass man mit dieser analogischen Erklärung der Zeit nicht vollends Genüge leisten könne, gesteht man schon selbst ein mittelst der ausdrücklichen Ausnahme: ausser dem Einigen u. s. w. Die Linie ist also ein Analogon der Zeit, aber mit der wichtigen Ausnahme, dass die Zeit Etwas an sich habe, das der L. widerspricht, und dass die L. Etwas an sich habe, das der Z. widerspricht". (Müssen denn zwey analoge Dinge identisch seyn?) „Zudem aber fragt es sich, was versteht man denn hierunter für eine Linie? die gerade, nicht wahr? Allein die Geradheit der L. beschränkt sich ja auf zwey Grenzpuncte, zwischen welchen sie einerley Richtung hat! Wie kann denn die g. L., die zwey bestimmte Grenzen haben muss, ins Unendliche fortgehen, und die unendliche Zeit darstellen? Wie? wird man sagen, ist es nicht ein geometr. Axiom: durch zwey Puncte A — B ist nach beiden Seiten ohne Ende fort nicht mehr, als Eine g. L. möglich? Allein wir erwiedern dagegen: Wer und was bürgt uns denn für die unendliche Geradheit der Linie aus dem Puncte A zur linken, und aus dem Puncte B zur rechten Seite, wenn nicht noch beiderseits für den Punct A und B zwey ihnen entgegengesetzte Puncte angenommen werden müssen, zwischen welchen auch einerley Richtung, und zwar eine vollkommen gleiche Richtung mit der gegebenen Linie A B obwaltet?" Weiterhin wird es für beynahe abgeschmackt erklärt, dass die Zeit nur eine Dimension haben solle. Wenn *K.* Sinnlichkeit und Verstand als die beiden Gemüthsvermögen nennet, ohne welche keine Erkenntniss für uns entstehe: so erinnert Hr. *G.*, dass die Reactivität des Gegenstandes auch dazu gehöre. Ist denn aber die auch ein Gemüthsvermögen? Auch in die so oft schon in das rechte Licht gestellte Eintheilung der Urtheile in synthetische und analytische weiss Hr. *G.* sich nicht zu finden. Seine eigene Betrachtung des Urtheilens und der Urtheile sucht er wieder durch die Musik zu erläutern, und sagt endlich: „Wenn es eine reine allgemeine Logik wirklich giebt: so ist's die Musik in ihrer durchgängigen Harmonie, die die Reinheit jedes Einzelnen, die Einstimmung, dann die reine Verhältnissmässigkeit, die Übereinstimmung des Mannichfaltigen, Gleichen und Verschiedenen, in den vorhandenen Accorden so sinnlich anschaulich darstellt. Die Musik, diese allg. reine L. urtheilt nicht nur, sondern schliesst auch eben so rein und allgemein von einem Accorde zum andern"! Der musikalische Globus soll auch hier helfen.

Unser Erkennen und Wissen besteht, nach dem Vf., „in der Einheit und Reinheit von Begriffen, womit wir Gegenstände erkennen; dann in der Wahrheit unserer Urtheile, in der Verhältnissmässigkeit dessen, was wir mit einander vergleichen, verbinden oder trennen; endlich in dem, womit wir es zu einer Proportionalität bringen mögen, nämlich den Formen, dem Denken, der Zeit und dem Raume". Die Allheit unseres Erkennens und Wissens ist aber eine beschränkte; der Glaube und das Hoffen gehn in das Unendliche. Keine der formalen Wissenschaften kann das letzte Glied aller Progression im eigentlichsten Sinne geben, ausdrücken, bestimmen und darstellen. Dem Physiker und Metaphysiker bleibt also nichts zu thun übrig, als den Mathematiker nachzuahmen, der aus dem ersten Gliede, der Differenz und der Zahl aller Glieder das letzte Glied u. s. w., aus drey gegebenen Stücken das vierte findet. So sollen die Physik und die Metaphysik „aus der gewissen Proportionalität dessen, was sie vor sich haben, *ex triuno perfecto*, aus der durchgängigen Harmonie des Wirklichen auf die absolute Vollständigkeit schliessen, und die unendliche Einheit und Reinheit, die weder Unterscheidung noch Schranken mehr erkennt, mit Namen nennen". „Dieses Schliessen auf Etwas, was wir nur nicht völlig erreichen, fassen, anschauen, erkennen und wissen können, unerachtet wir überzeugt sind, dass wir den rechten Weg wandeln, um dazu zu gelangen", giebt nun dem Vf. „die nothwendigen Artikel des vernünftigen Glaubens zur Vollendung unseres Erkennens und Wissens". Als solche rechtfertigt er nun das Ich der rationalen Psychologie, den kosmologischen Satz: das erste Wirkliche bestimmt die Gegenwart; Gegenwart ist der Mittelpunct der Zukunft und Vergangenheit — (was hier über die Zeit u. s. w. gesagt wird, hat dem Rec. nicht klar werden wollen); ferner: Alles zusammengesetzte besteht aus den einfachen Theilen des Satzes, Ge-

gensatzes und deren Wiedervereinigung oder Haltung; — endlich Freyheit, reinen, guten, heiligen Willen; Gott und ein vergeltendes ewiges Leben. Die sittlichen und religiösen Grundsätze, welche der Vf. hier ausspricht, sind rein, und er sagt hier manches Gute, was aber, unserer Einsicht nach, aus dem Eigenthümlichen seines Systems nicht mehr Klarheit und Festigkeit gewonnen hat. Doch leugnen wir nicht, dass er sich in diesem als Selbstdenker zeige. Möchte er überall mit der Klarheit und Lebendigkeit geschrieben haben, mit welcher der Schluss des Werkes geschrieben ist!

F. D.

JUGENDSCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm. u. Enke: *Unterhaltende und belehrende Sammelschrift für die Jugend.* Herausgegeben und mit erklärenden Bemerkungen versehen von Dr. *Johann Paul Pöhlmann.* 1819. 282 S. 8. (1 Thlr.)

Der Sammler dieser Schrift hatte, wie er berichtet, „im vorigen Jahre einen Erzähler in den langen Winterabenden" herausgegeben, der guten Absatz gefunden habe, und er sey wegen dieses guten Absatzes zur Herausgabe dieser Sammelschrift, wie er sie nennt, bestimmt worden. Man könne sie als eine Fortsetzung des gedachten Erzählers betrachten. — Der gute Absatz eines Buchs ist aber kein sicherer Beweis von dem inneren Werthe desselben, und wenn auch der Erzähler in den Winterabenden nicht *zufällig* einen guten Abgang gefunden hätte: so hätte Hr. *P.* um so mehr Sorgfalt bey der Herausgabe einer Fortsetzung desselben anwenden sollen, damit diese dem Erzähler an Zweckmässigkeit nicht nachstehe, und das Publicum in seinen Erwartungen nicht getäuscht würde. Wir müssen aber leider bekennen, dass wir von einer solchen Sorgfalt in dieser Schrift nichts bemerkt haben. Die Erzählungen sind grösstentheils ohne Rücksicht auf Unterhaltung und Belehrung zusammengetragen, und bey mehreren begreift man kaum, wie Hr. *P.* das auffallend Langweilige in der Erzählung, und das Verkehrte in der Anwendung nicht hat bemerken können. Wir wollen davon nur einige Beyspiele anführen. Die III. Erzählung S. 20 hat die Überschrift: *Selbststrafe des Geitzes.* Der Inhalt ist folgender: Ein junger König sagt zu einem seiner Höflinge: „Ich hätte grosse Lust Jemanden 1000 Drachmen zu schenken. Was sagst du dazu"? Der Höfling macht darauf aufmerksam, dass mit einer solchen grossen Summe *viele* Menschen glücklich gemacht werden könnten, und bringt die zu verschenkende Summe zuletzt bis auf ein Zehntheil herab. Der König erklärt nun: Mir thut es leid. Ich wollte dir die Summe schenken; es ist dein eigner Schade. — Schäme dich deines Geitzes und rathe mir künftig besser"! — Wir fragen Hn. *P.*: Ist das Geitz zu nennen, wenn ein Minister einem jungen König abräth, eine grosse Summe, mit welcher viele glücklich gemacht werden können, an Einen zu *verschenken?* Ist eine solche Freygebigkeit eines Königs, der sie nur durch die Abgaben von seinen Unterthanen in Ausübung bringen kann, nicht mit Recht zu tadeln? Hat Hr. *P.* beym Abdruck solcher elenden Geschichtchen wohl daran gedacht, dass die Begriffe von Recht und Unrecht bey der Jugend dadurch umgekehrt werden? — Nicht viel besser wird in der darauf folgenden Geschichte No. IV. die Hässlichkeit des Neides dargestellt. Sie fängt also an: „In jedem (?) Augenblicke saugt der Neid aus jedem (?) Gegenstande tausendfaches Gift (welche Übertreibung!), so dass man zu sagen pflegt: Dem Neider ist Strafe genug der Neid". — Nach dieser Einleitung erwartet man nun eine Geschichte, in welcher ein neidischer Mensch in Beyspielen das Niedrige und Verabscheuungswürdige des Neides darstellt; aber diese vernünftige Erwartung wird nicht befriedigt. Es wird bloss erzählt, dass sich zur Zeit Alexanders des Grossen ein Ungeheuer von so gräulicher und abscheulicher Gestalt habe sehen lassen, dass alle, die dieses Ungeheuer erblickten, vor Schrecken todt zur Erde gesunken wären. Endlich sey auf Anrathen des weisen Aristoteles ein Mann, statt des Schildes, mit einem Spiegel bedeckt, dem Unthier entgegengegangen. Dieses sey nun beym Anblick seiner Schreckensgestalt augenblicklich todt zur Erde gestürzt. Von dieser Geschichte wird nun folgende Anwendung gemacht: „Siehe hierin das Bild des Neides, der alles, was er nur von fern mit seinem Blicke berührt, vergiftet. Der Neid ist ein Feuer, das, wenn es alles um sich her verzehrt hat, an sich selbst so lange frisst, bis nichts mehr von ihm übrig ist". — Glaubt Hr. *P.*, dass die Jugend über die wahre Beschaffenheit des Neides durch ein solches unschickliches Bild werde belehrt werden? Das Ungeheuer tödtet *durch Schrecken*, den es verbreitet. Ist das eine Eigenschaft des Neides? — Der Neid schadet hauptsächlich sich selbst; aber er ist kein Feuer, das Alles um sich her verzehrt. — Doch genug von dieser gesammelten Schrift, die mit wenig Sorgfalt für das Zweckmässige zusammengetragen ist.

K.

NEUE AUFLAGEN.

Wien, b. Wallishausser: *Das Leben ein Traum.* Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Nach dem Spanischen des *Calderon de la Barca*, für die Deutsche Bühne bearbeitet von *C. A. West.* Zum ersten Male aufgeführt im k. k. priv. Theater an der Wien den 4 Junius 1816. Dritte Auflage. 1820. 102 S. 8. (16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Jena, b. Schmid: *Phosphorus.* 1819. Erstes Heft. 96 S. Zweytes Heft. 150 S. Drittes Heft. 96 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausgeber hat dieser, der Politik gewidmeten Zeitschrift, die, wie es scheint mit diesen drey Heften wieder geschlossen worden ist, eine Strophe aus *Boileau* zum Motto vorgesetzt, die wenigstens seinen guten Willen hinsichtlich seines Zweckes und Zieles beurkundet, und gleich zum Anfange den Lesern die erfreuliche Aussicht eröffnet, dass er gesonnen sey, auf der lobenswürdigen Bahn der Mässigung zu wandeln. So anerkennungswerth dieser Vorsatz ist, so wenig darf verschwiegen werden, dass mehrere der Auffätze, trotz der Wichtigkeit und hohen Bedeutsamkeit ihrer einzelnen Überschriften, mit ziemlicher Oberflächlichkeit verfasst, und nichts weniger als erschöpfend sind. Dazu kommt der oft schleppende Stil, der diese Abhandlungen denen nicht unähnlich macht, die der sogenannte *Europäische Aufseher* (ein Blatt, welches gleichfalls viel guten Willen, aber wenig Kraft von Seiten seines Vfs. zeigt) zu liefern pflegt. Dass dadurch das Vorgetragene nicht gewinnt, fällt in die Augen. Doch finden sich auch viele, sehr gehaltvolle Abhandlungen in diesen drey Heften.

Das *Erste* enthält acht, zum Theil sich auf einander beziehende Auffätze. 1) *Ist es Pflicht des Staates Sprech- Schreib- und Press-Freyheit aufrecht zu erhalten? und in welchen Grenzen muss sie zum Besten des Staates und der Staatsbürger durch den Staat und dessen Regenten aufrecht erhalten werden?* Die Erste Frage wird mit *Ja* beantwortet. „Die Schreibfreyheit (heisst es S. 3) einzuengen und einzuzwängen in die Sclavenfessel der Unterdrückung jedes aufkeimenden, nur allein die reine Wahrheit suchenden oder entwickelnden Gedankens, ist die höchste Grausamkeit, weil nur durch die Schreib-, wie durch die Sprech-Freyheit freyer Gedankenwechsel, und durch diesen Gedankenwechsel die Findung der Wahrheit möglich wird.“ Von dem Missbrauch, der leider in den neuesten Zeiten mit der nur zu unbeschränkt gestatteten Freyheit getrieben worden, wird nichts gesagt. Übrigens kann der Leser aus jenem Perioden, dem sehr viele ähnliche folgen, zugleich die vorherrschende Ungewandtheit des Stils ersehen, die so gleichförmig hervorleuchtend durch fast alle Abschnitte dieser Zeitschrift ist, dass Rec. vermuthet, sie haben alle ihre Entstehung *einer* Feder zu danken, wenn sie gleich mit verschiedenen Buchstaben unterzeichnet sind. Die zweyte Frage wird eigentlich gar nicht beantwortet, und nur in allgemeinen Ausdrücken der Satz berührt: dass, weil Sprech- Schreib- und Press-Freyheit ein sittliches Eigenthum der Staatsindividuen sey, so könne ihre Ausübung von Einer Seite auch die sittlichen Eigenthumsrechte anderer Staatsbürger nicht im mindesten beeinträchtigen. Ein etwas sehr unbestimmter Schluss, der nichts weniger denn genügend die aufgeworfene wichtige Frage beantwortet. 2) „*Was ist Aufklärung eigentlich? Ist sie nützlich und nöthig? und wie kann sie nur wirklich beglückend seyn?*“ Auch hier geht der Beantworter nicht auf den Grund. Die Einrichtung der Landschulen giebt ihm Gelegenheit zu sagen: „Statt dass man den Sohn des Landmannes zum praktischen Landwirthe bildete, mache man ihn in den Schulen zu einem erbärmlichen Leser und noch elenderen Schreiber, und verwirre seinen Kopf mit theologischem Unsinn.“ Ob letzteres so allgemein geschieht, wie der Vf. vorauszusetzen scheint, wissen wir nicht, bezweifeln es aber: dass indess der Bauernknabe zum Lesen und Schreiben angehalten wird, ist doch wohl nicht verwerflich, wenn man auch gerade weder einen Lector noch einen Kalligraphen aus ihm modelt, was ja auch der Zweck nicht ist. Dass übrigens der Vf. gegen die leidige oberflächliche Vielwisserey eifert, deren Einreissen mit als eine Quelle der geistigen und häuslichen Verwirrungen, woran unsere Zeit so reich ist, betrachtet werden kann, ist löblich: ob aber die wahre Aufklärung und eine höhere Stufe sittlicher und bürgerlicher Vollkommenheit dadurch erreicht werden wird, wenn man, wie der Vf. will, alle Schulen, *selbst die höheren*, zu Industrie-Schulen unformte, ist eine Frage, die wohl noch vielen Zweifeln unterworfen seyn dürfte. 3) *Der erste Schmeichler war der erste Sclave, und machte den ersten Geistes-Sclaven.* Eine richtige, wiewohl etwas breitgefasste Auseinandersetzung der Erbärmlichkeit und Schädlichkeit dieses verächtlichen Metiers. 4) *Ist ein Staatsoberhaupt, Regent, und die von ihm eingesetzten Oberbehörden, um der unter ihm stehenden Individuen, oder diese um seinetwillen da?* Eine Frage, die bey den vorgeschrittenen Begriffen der Generation wohl nicht mehr zur ernsten Beantwortung braucht aufgeworfen zu werden, indem es jetzt schwerlich mehr einem vernünftigen Men-

schen, sey er auf dem Thron oder in der Hütte, einfallen wird zu glauben, das Letztere sey der Fall. Wenn einige wenige verschrobene oder verrostete Köpfe, einige Ultra-Feudalisten u. dgl. sich ja einfallen lassen mit dergleichen Meinungen hervorzutreten: so werden sie, wie bekannt, durch die laute Verachtung und den Spott ihrer Zeitgenossen gebührend zurückgewiesen. 5) *Haben die Staaten eine Volksrepräsentation nöthig, um als Staat sich selbst aufs festeste zu gründen, und aufs dauerhafteste zu bestehen, auch wahren Wohlstand und Glück der Staatsbürger immerwährend zu befördern?* Der Vf. beklagt hier das Versäumniss der mehresten Regierungen, die zwar die Idee zu einer repräsentativen Verfassung zum Theil selbst aufgeregt, dabey aber vergessen haben, den Begriff, *was eigentlich Volksrepräsentation sey*, festzustellen. Uns dünkt, diess war auch gar nicht weiter nöthig, indem diess schon von selbst nicht zu verkennen ist; indess mag der Vf. mit seiner Klage Recht haben, wenn er es in sofern meint, was manche Regierung darunter verstanden wissen will. 6) *Was muss eine landständische Verfassung enthalten?* „In landständischer Verfassung müssen vorzüglich die Eigenthumsrechte der Staatsbürger ohne Ausnahme in Erwägung gezogen werden, *die bis jetzt nicht sind beobachtet worden.* Dahin gehört eins der vorzüglichsten Eigenthumsrechte: über sein Leben in sofern gebieten zu dürfen, dass der Staatsbürger vorzüglich das Recht sich vorbehält, *seine Zustimmung zum Kriege oder Frieden zu geben.* So lange dem Staatsbürger dieses Recht vom Staate und dessen Oberhaupte vorenthalten wird: kann man mit grösster Sicherheit behaupten: *dass noch keine landständische Verfassung da ist.*" Ausser diesem muss nach dem Vf. auch die Wirksamkeit und sittliche Thätigkeit der Geisteskräfte ohne Ausnahme dem Staatsbürger durch die landständische Verfassung freygegeben und fest gesichert seyn, wenn sie ihrem Begriff entsprechen soll. Beherzigenswerth und leider wahr ist, was der Vf. am Schluss dieses Aufsatzes über das An- oder Sachwalts-Wesen bey Gerichtsverhandlungen sagt, wo nur zu oft der Client durch die Ungeschicklichkeit oder den übeln Willen des Advocaten, den er bezahlen muss, in Schaden geräth, während dieser, trotz der manchmal offenbarsten Fehler, nicht allein straflos ausgeht, sondern auch noch dafür von dem Leidenden honorirt werden muss. 7) *Kann und darf der Staat oder dessen Oberhaupt sich irgend ein Eigenthumsrecht eines Staatsbürgers zum Wohl aller Staatsbürger anmassen, ohne seine Zustimmung zur Abtretung desselben zu haben?* Diese Frage wird von dem Vf., der, wie billig, von dem Grundsatz ausgeht, dass der Staat nur dann ein wirklicher Staat (im edleren Begriff) zu nennen ist, wenn er Schutz in ausgedehntester Wirksamkeit für jedes sittliche Eigenthumsrecht zeigt, und jedem seiner Bürger im höchsten Grade gewährt – mit vollem Rechte verneint, weil sonst der Staat sich dadurch selbst, als Begriff des heiligen Schutzes alles Rechts, auflöse. 8) *Giebt der Wille, Aufklärung in anderen Staaten, Reichen oder Länder zu verbreiten, irgend einem Volke oder Staate und ihren Oberhäuptern das Recht, sie zu bekriegen, und Aufklärung mit Gewalt aufzudringen?* Aufklärung, sagt der Vf., ist Belehrung, welche deutliche Erkenntniss von den der Menschheit eigentlichen Wohlstand und Glück grundenden Gegenständen bis in den (die) sogenannten untersten Ständen (Stände) verbreitet. Ist es aber möglich, dass eine solche Belehrung mit dem Schwerdte in der Hand, Alles vor sich her vertilgend, sich ertheilen lässt? Diese Frage beantwortet die erste vollkommen, und die Bemerkung, dass wenn ein Herrscher ein ihm fremdes Volk, welches noch ohne Aufklärung (Cultur) ist, diess auf eine höhere Stufe heben will (ein an sich lobenswerthes Unternehmen) solches nur durch sanfte Gewalt der Überzeugung und Wissenschaften geschehen muss, ist sehr richtig, eben so wie die, dass Geschichtschreiber, welche dem Gewaltherrscher Kränze winden, der durch rohe Gewalt und Zwang fremden Völkern das Licht aufdringt, ihren edlen Beruf ganz vergessen.

Gehaltvoller in seiner Ausführung ist Heft II, dem ein kurzes Vorwort vorangeht, welches das öftere Zurückkommen auf dieselben wichtigen Fragen unserer Zeit eben durch ihre Wichtigkeit rechtfertigt. No. 1. *Sind alle Länder wirklich immer einer neuen Verfassung benöthigt? Was bleibt ihnen eigentlich zu wünschen übrig?* Ist ein mit Umsicht geschriebener Aufsatz, der Beachtung verdient. Die Schädlichkeit einer schnellen Umstürzung der alten staatsrechtlichen Verhältnisse, um auf ihren Trümmern mit eben solcher Eile ein neues Gebäude aufzuführen, wird mit Wärme gezeigt. „Wehe dem Lande — sagt der Vf. — in welchem man diesen Gedanken fasst! Es ist einem Strom von durchbrechenden Leidenschaften der Anarchie preisgegeben, welcher es, wie die Geschichte uns mehr denn zu oft belehrt, dem grössten Elende aussetzt." Langsam, aus sich selbst sich entwickelnd, muss die Verfassung eines Volkes sich gestalten, wenn sie dauernd und seegenbringend seyn soll; indem sie mit dem Leben des Volkes wächst und verwächst, wird sie sich so entwickeln, dass sie ihm anpassend wird und es schirmt, ohne es zu drücken. Auch hier kommt der Vf. auf den im ersten Heft schon ausgesprochenen rechtlichen Grundsatz zurück, dass dem Staatsbürger nicht allein eine volle Gewährung der Denk- Sprech- und Schreib-Freyheit gesichert seyn müsse, sondern auch (in seinen Repräsentanten) das Recht über Bestimmung des Kriegs oder Friedens. Sehr richtig sagt er über die Verordnungen, deren Zweck Einschränkung der Sprech- und Druck-Freyheit ist: je strenger sie sind, um so dumpfer wird zwar das Schweigen seyn, aber um so furchtbarer auch dereinst das Erwachen der Freyheit. (Frankreich hat hierin ein schreckliches, leider noch wenig begriffenes Exempel gegeben.) Der Beherrscher kann nie durch das Urtheil eines von ihm Beherrschten in seiner Achtung leiden (in seinem Ansehen gefährdet werden),

und des grofsen Preuffenkönigs Beyfpiel zeigt vollkommen die Richtigkeit diefer Behauptung. Er *war* und *wird* jederzeit das nachahmungswürdigfte Beyfpiel wahrer Seelengröfse für jeden Forfcher feyn: denn er war ein König, wie er feyn mufs, gerecht und aufgeklärt und, fetzen wir hinzu, folglich ein Feind aller Schmeichler und Finfterlinge. 2) *Was ift Patrimonial-Gerichtsbarkeit eigentlich?* Es ift zu wünfchen, dafs die warmen Vertheidiger diefer ihre Wurzel aus dem Mittelalter herleitenden Inftitution den kleinen Auffatz aufmerkfam lefen, um über dem Rechte, welches fie fo krampfhaft feftzuhalten fuchen, nicht die Pflichten und Grenzen zu vergeffen, die eben diefes Recht bedingt. 3) *Über Myfticismus und Aberglauben gegenwärtiger Zeit.* Auf 7 Seiten, zwar keineswegs erfchöpfend, doch mit heller Anficht befprochen. 4) *Nur ein durch eine Volksrepräfentation gefchützter König oder Regent hat die gröfste Macht.* Den Gewaltigen der Erde wird hier der von ihren Vorfahren angenommene Zufatz ihrer Titel: „*von Gottes Gnaden*" in fofern ins Gedächtnifs gerufen, dafs fie fich erinnern mögen, dafs fie Menfchen d. h. mit Fehlern, Schwächen und Mängeln verfehene Gefchöpfe find, wie wir anderen, die auch durch ihn, den Herrn der Herren, eingefetzt worden find, freylich nicht fo hoch, doch aber auch nicht zum „*tel est notre plaisir*" einiger Weniger. 5) *Was wollte Deutfchland im letzten Kriege eigentlich erringen? und was wollten die Deutfchen überhaupt erkämpfen?* Hier wird von dem Vf. das Benehmen gegen Frankreich getadelt. Nicht von den fchuldlofen, friedfertigen Bewohnern Frankreichs, fondern von den Heeren, die unfere Fluren ausfaugten, meint er, hätte man den Erfatz des erlittenen Schadens fodern follen. Wir Deutfche hätten uns dadurch einen neuen Feind (die Maffe des Franzöfifchen Volks, die doch nichts für die Unterdrückung, welche ihr damaliger Chef und fein Heer bey uns ausübten, konnte) gemacht, und müfsten nun um fo mehr vor der Vergeltung bangen. Die Unftatthaftigkeit diefes Tadels des Benehmens der Verbündeten gegen Frankreich fpringt ohne weitere Erörterung in die Augen. 6) *Was ift den Gefetzen der Gerechtigkeit gemäfs, wenn jeder ohne Unterfchied der Perfon fich zur kriegerifchen Vertheidigung feines Vaterlandes zu ftellen verpflichtet ift?* Eine abermalige Auseinanderfetzung des fchon vielfach berührten Themas, dafs der Staatsbürger das Recht haben müffe, durch feine Vertreter über Krieg und Frieden zu beftimmen. 7) *Wozu bedürfen wir eigentlich einer Repräfentation?* Auch fchon in mehreren der vorhergehenden Auffätze auseinandergefetzt und hier nur mit anderen Worten wiederholt. Eben fo ift No. 8) *Was will jeder Staat eigentlich erringen?* eine nochmalige Variation über das Thema der dem Staatsbürger zukommenden Geiftes-Sprech-Schreibe- und Druck-Freyheit und des Rechts über Beftimmung von Krieg und Frieden. Auch No. 9) *Was helfen alle Volksrepräfentationen, Volksvertretungen und Conftitutionen, wenn nicht durch felbige die eigentlichen fittlichen Eigenthumsrechte über Leben und fittliche Geiftesfreyheit begründet und auf immer gefichert werden?* überfchrieben, behandelt denfelben Gegenftand, und zeigt, was eigentlich von felbft klar ift, dafs eine Repräfentation, welche diefe ftaatsbürgerlichen Rechte nicht feftftellt und fchirmt, eine hohle Schelle ift. 10) *Haben die Reiche, Länder oder Staaten das gegenfeitige Recht, fich in ihre Verfaffungs- und Regierungs-Angelegenheiten wechfelfeitig fo zu mifchen, dafs fie mit Gewalt Abänderungen in felbigen erzwingen können?* Da die Nähe (Nachbarfchaft) eines Landes, in welchem entweder gar keine, oder doch nur eine fo mangelhafte Conftitution ift, dafs der Herrfcher deffelben von Herrfchfucht angetrieben, feinen Nachbaren gefährlich werden kann, immer gefahrdrohend ift, fo (meint der Vf.) wäre es fehr wünfchenswerth für die ganze Menfchheit, dafs alle Reiche, Länder und Völker fich in eigentliche Staaten (diefe als nach feinem früher aufgeftellten Begriff betrachtet) umformten, wo jedes gegebene Gefetz fich auf ftrengften und heiligften Schutz auch des geringften fittlichen Eigenthums der Staatsindividuen bezieht, und fie der Ausdruck des allgemeinen Willens Aller in ftrengfter Bedeutung des Wortes find. Denn wären alle Länder u. f. w. folche eigentliche Staaten: fo würde dem einen die Verfaffung der anderen heilig feyn, und Kriege könnten dann nicht wohl entftehen. Indefs, da diefs bis jetzt noch nicht der Fall ift, und auch wohl fobald noch nicht werden dürfte, fo hält der Vf. dafür, dafs es *gerecht*, d. h. *erlaubt* fey, dafs wirkliche, *eigentliche* Staaten benachbarte Länder, die diefs noch nicht find, auf irgend eine Weife (doch wohl nicht durch die Gewalt der Waffen? Das wäre ja ein offenbarer Widerfpruch gegen feine felbft geäufserte Meinung im 8ten Auffatz des 1ften Heftes) vermögen, fich ebenfalls zu Staaten zu bilden. 11) *Was können die Folgen einer allgemeinen Bewaffnung der Staaten feyn?* Der Vf fpricht hier gut organifirten ftehenden Heeren fehr das Wort, und fchildert die, allerdings nicht zu leugnenden Nachtheile einer allgemeinen Bewaffnung, die für die tüchtige Betreibung der Wiffenfchaften, Künfte und Gewerbe daraus entfpringen. Der Vorwand, dafs durch eine allgemeine Bewaffnung die Nationalftärke gegen das Ausland erhöht werde, wird dadurch von ihm widerlegt, dafs ja auch durch diefe Einrichtung die Kraft des Gegners in gleichem Maffe fich mehrt, und folglich *dadurch* keineswegs eine Verminderung der Kriege, fondern eher noch eine Vermehrung herbeygeführt wird, indem folche durchaus militärifche Staaten (wie die Gefchichte zeigt) leicht zu Raubftaaten, und die Schlachten nur noch bluttriefender und das Allgemeine noch mehr verwundend werden. Man hat, fagt er weiterhin, früher fich über den geiftlichen Despotismus befchwert; aber diefer Militär-Despotismus ift weit härter. Jener hielt doch nur eine gewiffe Claffe in Geiftesfclaverey, diefer aber lähmt die Geifteskräfte nach und nach gänzlich, und

stumpft, da er immerwährend blinden Gehorsam unausbleiblich verlangen muss, alle Thätigkeit und alle Betriebsamkeit einer Nation für Cultur, Wissenschaft und Kunst ab. Auch hier kommt der Vf. auf den Grundsatz zurück, dass das Volk, welches mit seinem Gelde und seinem Blute die Kriege bezahlen muss, das Recht haben müsse, über ihr Beginnen oder Enden zu entscheiden. Dieser, das zweyte Heft schliessende Aufsatz ist durch die darin enthaltenen, sehr richtigen Ideen und Ansichten über Volksbewaffnung, Exerciren des Bürgers und Bauern an Sonn- und Festtagen, das Vermengen der verschiedenen bürgerlichen Stände zu einem militärischen Coloss u. dgl. m. einer der lesenswerthesten.

Heft III. 1) *Über Ministerwechsel, und wie diesem zum Wohl eines Landes vorgebeugt werden kann.* Um taugliche Subjecte zu den obersten Staatsdiener-Stellen sicher zu finden, soll der Fürst durch Stimmenmehrheit aus den Volksrepräsentanten, von diesen sich drey der Ihren vorschlagen, und aus diesen drey Candidaten sich nun selbst seinen Minister wählen. Diess würde allem Wechsel dieser Staatsdiener am schnellesten ein Ziel setzen, weil die auf diese Art Erkohrenen gewiss tüchtig wären. 2) *Etwas über Staats- und Regierungshaushalt.* (Ein Wort zu seiner Zeit, von einem Patrioten gesprochen). Unter manchem unbedeutenden manches beherzigenswerthe Wort; wie z. B. was über eine zweckmässigere Einrichtung der Schulen, über die bürgerliche Stellung der Prediger und Lehrer, über möglichste Vereinfachung der öffentlichen Abgaben, besonders über die richtige Benennung derselben, damit doch der Gebende wisse, zu welchem Zweck er die Hand öffnen müsse; ferner über die Billigkeit, dass auch derjenige Bemittelte, welcher keine Kinder hat, oder selbst aus irgend einer Ansicht keine Kirchen besuche, zur Erhaltung von Kirchen und Schulen und deren Diener das Seine, nach Verhältniss seiner Kräfte, beytragen müsse, u. s. w. gesagt wird, diess und mehreres Ähnliche verdient die beste Anerkennung. 3) *Wie ist die gegenwärtige Erziehung der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit im Allgemeinen? und wie sollte sie eigentlich seyn, wenn sie die ihr im Staate angewiesene Stelle würdig ausfüllen, und zum Besten der Menschheit wirken soll?* Eine vorläufige Klage über die geringe bürgerlich-ökonomische Dotirung unserer Geistlichkeit eröffnet diesen Aufsatz. Doch scheint der Vf. hiebey bloss das am nächsten ihm liegende vor Augen gehabt zu haben; denn allgemein ist diese Klage in Deutschland nicht gegründet. Rec. kennt selbst mehrere Gegenden und viele Land- und Stadtpfarreyen, die ihre Innhaber sehr gut, ja manche *zu gut* unterhalten, so dass manchmal der Fall eintritt, dass die wohlbedachten Herren Kleriker dadurch zu manchem Lebenshange verleitet werden, der sich nicht immer mit der Würde und dem moralischen Ernst ihres Berufs verträgt. Dass es dagegen auch viele Pfarrstellen giebt, die so kläglich sind, dass ihre Besitzer ein wahres geistzerdrückendes Jammerleben führen, besonders wenn sie, wie oft der Fall ist, zahlreiche Familie haben, und welches ihnen um so drückender seyn muss, da sie oft den nächsten Collegen, sonder grösseres Verdienst und Würdigkeit, dagegen im reichlichen Überfluss sehen, diess weiss Rec. auch, und es ist diess ein abermaliger Beweis von der Mangelhaftigkeit der Art, wie Volks- und Jugend-Lehrer bey uns dotirt sind, abgerechnet schon das, dass sie grösstentheils den bedeutendsten Theil ihrer Einkünfte auf Wegen erhalten, die sie nicht selten in die unangenehmsten Collisionen und Streitigkeiten mit ihren Pfarrkindern bringen. Dieser allgemeinen Klage des Vfs. folgt sodann eine über den Unterricht der jungen Leute sowohl auf Schulen als Universitäten, die sich dem geistlichen oder Lehrstande widmen wollen, und zuletzt der Wunsch, dass nicht zu junge Prediger möchten angestellt werden, weil gerade zu diesem Berufe noch ausser den nöthigen wissenschaftlichen Kenntnissen ganz besonders *Lebenserfahrung* vonnöthen ist. Tüchtige und probehaltige Vorschläge, wie das, was hier als mangelhaft gerügt wird, zweckdienlicher möchte eingerichtet werden, fehlen indess ganz, und das Wenige, das allenfalls darüber gesagt wird, ist nichts mehr als ein allgemeines, oberflächliches Raisonnement. 4) *Über die jetzt angenommene irrige Bedeutung des Wortes: Freygeist.* Eine kurze Definition, dass Freygeist das vorzüglichste Wesen in der Menschheit ist, von den Wenigsten aber das Wort in seiner ächten und edeln Bedeutung verstanden wird. 5) *Was ist Orthodoxie, und ist es recht dieses Wort so zu missbrauchen, wie es bis jetzt gemissbraucht ist?* Wie in No. 4 die wahre Bedeutung des Wortes Freygeist, so wird hier die des Wortes *Orthodox* ins Licht gesetzt, und einige allgemeine Phrasen über die Unergründlichkeit des Wesens der Gottheit mit eingewebt. 6) *Ist es rathsam, den geistlichen Stand von weltlicher Oberherrschaft befreyt zu sehen?* (zu befreyen). Diese Frage wird mit *Nein* beantwortet, was denen nicht angenehm seyn wird, die gar zu gern in der protestantischen Kirche eine Hierarchie und einen Papst, trotz der katholischen und dem Römischen, einführen möchten. Dass übrigens der Vf. diesen im Ganzen nicht unwichtigen Aufsatz mit einem hieher gar nicht gehörigen Bombast von Redensarten, wie z. B. von den Myriaden Geschöpfen und Welten, die uns umgeben u. dgl. verbramt, ist ein Missgriff, der in mehreren Abschnitten dieser Zeitschrift sichtbar wird.

G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JULIUS 1820.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. d. Vf. und in Commission b. Hinrichs: *Beleuchtung der Mögliner Landwirthschaft des Herren Staatsrath Thaer*, von den Jahren 1807 bis 1815, von *C. F. Werner*, 1816. 311 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Herr *W.* beleuchtet hier die Resultate von dem Handeln und Wirken des Hn. Staatsrath *Thaer*, welche dieser in seiner *Geschichte der Wirthschaft zu Möglin*, Berlin 1815, dem Publicum vorgelegt hat. So sehr jede Sache durch unbefangene Beleuchtung eines geistvollen und durchblickenden Mannes gewinnen kann, eben so sehr kann sie scheinbar und in den ersten Augenblicken verlieren, wenn sie mit befangenem Sinne, von einem einseitig gebildeten, die Sache kaum richtig begreifenden, sich aber weise dünkenden Manne behandelt wird. Von welcher Art die Beleuchtung des Hn. *W.* sey, mögen einige Grundzüge des Werkes selbst zeigen. — Hr. *W.* ist ein alter Antagonist der Fruchtwechselwirthschaft, und die Tendenz seiner Beleuchtung ist daher, die Nichtigkeit derselben zu zeigen. Schon bey Erscheinung der Einleitung zur Kenntniss der Englischen Landwirthschaft ist die Fruchtwechselwirthschaft von Hn. *W.* mit aller Macht angegriffen, der Angreifende aber mit Schande aus dem Felde geschlagen worden. Die Ursache, warum Hr. *W.* jetzt erst, nachdem die Fruchtwechselwirthschaft nicht nur auf einzelnen Gütern, sondern schon in ganzen Landstrichen, wie z. B. in Schlesien, in den cultivirtern Theilen von Dänemark und Schweden eingeführt ist, und die glänzendsten Erfolge zeigt, dieselbe wieder angreift, ist, wie der Vf. S. 176 sagt, weil er glaubt, dass er lange so viel Gegner nicht mehr haben werde, als 1805, und dass er daher die Hoffnung hegen dürfe, um so leichter und sicherer zu siegen. Rec. glaubt, dass Hr. *W.* in dem ersten Theile seines Glaubens nicht nur vollkommen Recht habe, sondern giebt ihm sogar den süssen Trost, dass er keinen einzigen vernünftigen und weisen Gegner finden werde, weil, wie gesagt, die damals zur Sprache gekommene Fruchtwechselwirthschaft vielfach besprochen, kritisirt und mit oft höchst lächerlichen und einseitigen Theorieen beleuchtet wurde, jetzt aber, da die Trefflichkeit ihrer Grundzüge durch die Erfahrung in den mannichfaltigsten Gegenden felsenfest begründet ist, von keinem verständigen Manne mehr bezweifelt, mithin auch der Mühe nicht mehr werth geachtet wird, einen Augenblick Zeit auf die Vertheidigung derselben zu wenden. Auch Rec. vertheidigt aus diesem Grunde die Fruchtwechselwirthschaft nicht; ja es scheint ihm sogar, als ob Hr. *W.* selbst dieselbe nicht hätte aus voller Überzeugung angreifen wollen, sondern vielmehr diese Beleuchtung geschrieben habe, um, wie er S. 177 sagt, jetzt wie ehemals zu *imponiren*, und seinen 58 Bänden Materialien, von welchen nur zwey erschienen sind, weil, wie er S. 172 bekennt, er keinen Verleger zu seinem Allerley finden konnte — einen Verleger zu verschaffen. Allein hier kann Rec. nicht anders als ihn beklagen, denn er wird weder mit seiner Beleuchtung imponiren, noch seinen Geisteswerken einen Verleger gewinnen. Das einzige, was er vielleicht damit vermag, ist Blödsichtige auf einige Augenblicke zu blenden. Hr. *W.* beleuchtet zuerst die Berechnungen des Hn. *Thaer*, und übersetzt sie, wie er sich ausdrückt, aus der Form der doppelten Buchhaltung in die unter den Landwirthen gebräuchliche Register-Form. Er erhält hier höchst merkwürdige Resultate, die für seinen Zweck sehr erfreulich ausfallen, und auf welche er alsdann hauptsächlich seine Beleuchtung gründet. Rec. glaubt daher, wenn er die Unrichtigkeit dieser *Wernerschen* Rechnung darthut, auch die Zwecklosigkeit der ganzen Beleuchtung hinlänglich dargethan zu haben. Hr. *Thaer* scheint durch die Berechnungen in seiner Geschichte der Wirthschaft zu Möglin nur die Resultate von dem Betriebe einzelner Zweige der Landwirthschaft mittheilen, keinesweges aber eine förmliche Wirthschaftsrechnung aufstellen zu wollen; es war daher von Hn. *W.* eine höchst wunderbare Idee, Etwas in eine solche umwandeln zu wollen, was doch keine seyn kann und seyn soll. — Ferner hat Hr. *W.* den Ertrag der Aussenschläge ganz weglassen, wohl aber die Bearbeitungskosten auf dieselben in eben dem Masse vertheilt, wie er sie auf die Binnenschläge vertheilt hat: ein Verfahren, das gewiss nicht von einem denkenden und unbefangenen Beleuchter zeigt. — Eben so hat Hr. *W.* bey Ausmittelung des Geldertrages den Preis angenommen, der nach einem 40jährigen Durchschnitt ausgemittelt worden ist, da er doch, wenn er seinem Zwecke gemäss hätte richtig rechnen, d. h. den gegenwärtigen Geldertrag von Möglin unparteyisch ausmitteln wollen, den Verkaufspreis hätte annehmen müssen, der aber ausser dem Jahre 1811 fast doppelt soviel als jener Durchschnittspreis betrug. — Die Unkosten, welche anderen, nicht direct zur Wirth-

schaft von Möglin gehörigen, Dingen zur Last fielen, wie z. B. dem Vorwerke Königshof, Bauten u. s. w. hat Hr. *W.* den Binnenschlägen von Möglin zur Last geschrieben. — Den Ertrag von Kartoffeln, welche zur Syrupsfabrication und zu anderen dergleichen, nicht direct mit der Wirthschaft in Verbindung stehenden Zwecken verwendet worden sind, hat Hr. *W.* nicht zu Gelde angeschlagen und nicht angesetzt. — Den Ertrag von Kleesamen welcher sehr oft und in nicht unbedeutenden Quantitäten verkauft worden ist, hat Hr. *W.* unberücksichtigt gelassen u. s. w. So ist also der Ertrag immer gemindert, der Kostenaufwand aber immer gemehrt worden; und auf diese Art musste Hr. *W.* allerdings das Verhältniss der Kosten zum Ertrage in einem ganz anderen Lichte sehen, als Hr. *Thaer*. Rec. hat sich die Mühe gegeben, mit Berücksichtigung des Obengesagten, die nach der Art des Hn. *Thaer* aufgefundenen Resultate des Jahres 1810 — 11 in die Registerform des Hn. *W.* zu übersetzen, und hat da, wo Hr. *W.* mit der *Thaerschen* Rechnung eine Differenz von 2154 Rthlr. fand, eine höchst unbedeutende Differenz von wenigen Thalern gefunden. Es ist hier nicht der Ort die ganze detaillirte Rechnung herzusetzen. Fragt man nur, warum die Rechnungen des Hn. *Thaer* von Hn. *W.* so verunstaltet seyn mögen: so kann ihn, den Ansichten des Rec. zufolge, doch nur entweder eine grosse Kurzsichtigkeit, oder aber ein gehässiger Sinn gegen Hn. *Thaer* dazu bewogen haben. Berücksichtigt man das, was Hr. *W.* im Verfolge seiner Beleuchtung über das eine oder das andere der Landwirthschaft, oder über die aus ihren Hülfswissenschaften hervorgegangenen Resultate sagt: so wird man berechtigt, den Beweggrund zu dieser Beleuchtung in seiner Kurzsichtigkeit aufzusuchen. So z. B. ist es scherzhaft, wie Hr. *W.* durch ein Titelkupfer, welches die Erzählung von den Pendelversuchen des alten und jungen Timäus darstellen soll, und durch ein bogenlanges Raisonnement nichts mehr und nichts weniger zu beweisen sucht, als dass der Thüringer Ackerboden dennoch Thüringer Ackerboden bleibe, wenn man auch noch soviel Erde aus der goldenen Aue auffährt; spasshaft ist es, wie Hr. *W.* ferner sich bemüht, aus Unkunde und aus halb verstandenen Gesetzen der Physik, Chemie und Pflanzenphysiologie zu zeigen, dass es dem Hn. *Thaer* bisher nicht gelungen sey, die Natur in ihren Grundgesetzen umzuändern, und es dahin zu bringen, dass der Landwirth, der einmal seinen Boden verbesserte, solches für die Ewigkeit gethan habe, so dass er nun unthätig die Hände in den Schoos legen könne. Es ist possierlich zu lesen, wenn Hr. *W.* altklug darzuthun sucht, wie er von den Unterdrains auf Acker, wo keine Nassgallen befindlich waren, nicht den erwünschten Erfolg gehabt habe, wohl aber das Stücklein, wie er sich ausdrückt, probat sey, wenn solche vorhanden wären. — Was übrigens den in dieser Beleuchtung herrschenden Stil betrifft: so wird folgende Periode der beste Zeuge seyn. S. 175: „Dass ich Fug und Recht aufzutreten habe und aufzutreten gezwungen bin, weil sich der Hr. Staatsrath *Thaer* den Sieg zuschreiben thut." — S. 176! — „Und das wollen mehrere alleweile (statt jetzt) noch." — Übrigens hat Hr. *W.* sich bemüht, witzig und beissend zu seyn. So z. B. nennt er sein Geisteswerk S. 171 den jungen Bären, ohne zu bedenken, dass er sich dadurch dem Publico als alten Bär ankündigt. S. 199 nennt er sich, oder lässt sich vielmehr von einem anderen nur zu wahr Scribifax nennen, u. dgl. Doch diess wird hinreichen, unsere Leser über den Gehalt dieser Beleuchtung nicht ungewiss zu lassen, und vielleicht auch Hn. *W.* zu vermögen, künftighin statt Schriften solcher Art lieber die Fortsetzung seines Allerley zusammen zu schreiben, und wenn er keinen Verleger finden sollte, und dennoch einen jungen Bär zu belecken wünscht, sie, so wie diese Beleuchtung, in eigenen Verlag zu nehmen. T — z.

Oldenburg, b. Wigand: *Grundsätze der Schafcultur.* Versuch eines auf Natur und Erfahrung gegründeten Unterrichts in der Zucht, Veredlung, Stallung, Wartung und Nutzung der Schafe, mit besonderer und beständiger Hinsicht auf das Clima und die landwirthschaftlichen Verhältnisse Ungarns, von *Mathias Andreas Angyalffy.* 1817. 393 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Dieses vorzüglich für Ungarn bestimmte Buch muss billigermassen auch seiner Bestimmung gemäss beurtheilt werden. Der Vf. besitzt von allen Schriften, die von der Schafzucht handeln, eine ausgebreitete Kenntniss, und hat sie mit Einsicht benutzt. Entweder berichtigt er die Vorschläge Anderer aus eigener Erfahrung, oder er zeigt, wie in seinem Vaterlande sie angewendet werden können. Mit diesem Fleisse, mit diesen Kenntnissen und Erfahrungen würde er gewiss ein sehr nützliches, auch dem Schafzüchter ausserhalb Ungarn sehr erwünschtes Buch geliefert haben, wenn er weniger weitschweifig geschrieben, weniger polemisirt und weniger hyperbolisch gewisse Namen präconisirt hätte. Seine Schrift ist dabey von Anmerkungen vollgestopft, meistens polemischen Inhalts. Er hat es hier immer mit seinen Landsleuten *Rumy* und *Pethe*, und mit unserem *Hubert* zu thun. Ein Beyspiel von der Polemik des Vfs. wählen wir aus S. 209. Hier ist die Rede von der Häckerlings-Fütterung der Schafe, welcher der Vf. sehr abhold ist. „Diese unbedingten Herrn Häckselpatrone, sagt er, könnten sich wohl auch um uns arme Menschen ein Verdienst erwerben, wenn sie uns bey dieser bittern theuren Zeit, nach diesen herrlichen Grundsätzen, mit einem Mittel bekannt machten, wie man Säge- und Hobelspähne und andere dergleichen wohlfeile Materialien zu einer Speise bereiten könnte. Wenn sie nur einmal verschluckt wären, und wohlfeil genug zu stehen kämen, was läge daran, ob sie auch dem Körper zuträglich wären, oder nicht!" Einige Zeilen weiter unten fährt er fort: „Wenn daher mancher

ökonomische Charlatan, so mancher eifrig gesetzgebende Stubenwirth, so mancher im Kleinen spielende Pedant diess Häckselfutter bey Schafen als einen andern Stein der Weisen bis in den dritten Himmel erhebt" u. s. w. (Graf Magnis, Graf Festetiz, Petri u. a. haben die Häckerlingsfütterung auf ihren Schafereyen eingeführt). Eben so hyperbolisch wie in seinem Tadel, ist der Vf. auch in seinem Lobe. *Thaer* wird immer der Grosse, der Unerreichbare, der Unübertreffliche, der nun verstorbene Graf *Magnis* ein leuchtender Stern unter den Landwirthen genannt, und auf ähnliche Art werden mehrere Andere gepriesen. Es ist sehr zu zweifeln, dass diese Männer an dieser Art von Lobpreisungen einen Wohlgefallen finden werden. Von der Form gehen wir zu der Materie über, mit welcher man, wie schon gesagt worden, sehr zufrieden seyn kann. In der Einleitung handelt der Vf. von dem Nutzen der Schafzucht und von den Bedingungen, unter denen sie getrieben werden kann und soll. Im 1 Cap. *von der Zucht der Schafe*. Im 2 Cap. *von der Veredlung* derselben. (Wenn Hr. *A.* mit andern Schriftstellern annimmt, das Klima habe auf die Bildung der Raçen keinen Einfluss: so fragen wir ihn: Wodurch haben sich denn die Hausthiere in so verschiednerley und mannichfaltige Raçen zerspalten? Allein durch die Paarungen der einzelnen Individuen unter einander? Warum sind nicht von denjenigen Thiergeschlechtern, die einem einzigen Klima nur angehören, eben so vielerley Raçen entstanden, als von den Hausthieren, die mit dem Menschen durch alle Zonen wanderten? Wahrscheinlich liegt in dem Klima und seinem Einfluss auf den thierischen Körper die von uns bis jetzt noch nicht erkannte Ursache, dass die aus der Paarung zweyer Individuen mit einander hervorgehenden Wesen gewisse Eigenthümlichkeiten erhalten. Darüber sind doch die meisten Naturforscher einverstanden, dass das Klima auf die Erweckung des Geschlechtstriebes und die Fortpflanzung der thierischen Welt mächtig wirke. Aus unseren künstlichen Veredlungen der Hausthiere, besonders der Schafe, in dieser Hinsicht allgemeine Sätze schon ziehen wollen, heisst der Erfahrung vorgreifen. Die Sache ist noch zu neu. Die Kunst ist lang, das Leben kurz. Hat man eine aus Spanien nach Norden verpflanzte Merino-Heerde von aller Vermischung mit fremden Raçen rein erhalten; aber auch durch Zukauf neuer Merino-Widder und Schafe nicht erneuert, und die 50ste, 60ste Generation derselben ist in allem, auch selbst in Kleinigkeit, alsdann den ersten Stammeltern der Heerde durchaus noch gleich: dann könnte man wohl eher mit einiger Gewissheit sagen: das Klima hat keinen Einfluss). Im 3 Cap. handelt der Vf. *von einigen Raçen der Schafe*, und empfiehlt die feinwolligen. Mit Recht warnt er aber auch, fremde Raçen, besonders die zarteren, ohne Berücksichtigung seiner Localität zu wählen. Es gebe, bemerkt er, Gegenden in seinem Vaterlande, die einzig mit dem einheimischen Zakel und Wallachischen Schafe sich begnügen müssten, und diese zu veredeln suchen sollten. Möchten diess auch viele Deutsche Landwirthe beherzigen, die durch die Mode, veredelte Schäfereyen zu haben, sich ruiniren! Rec. kennt mehrere Güterbesitzer, die mit der Landraçe sich wohl stehen würden, bey dem veredelten Vieh aber alle 7 bis 8 Jahre ihren ganzen Bestand einbüssen. Ein Gut, dessen Bestand 600 Köpfe ist, hatte in 20 Jahren 1500 Sterblinge, und kaufte in diesem Zeitraum um 2000 Rthlr. Futter zu. Nun berechne man, welchen Gewinn diese Schäferey in 20 Jahren brachte! 4 Cap. *Von der Stallung*. Sehr wahr ist, wenn der Vf. behauptet, aus den engen, finsteren, gegen das Eindringen jegliches Lüftchens verwahrten Deutschen Schafställen verbreiteten sich, wie aus Pandorens Büchse, viele Übel über die Deutschen Schafheerden. 5 Cap. *Schäferey-Personale, Zeichnen, Zählen der Heerde* u. s. w. 6 Cap. *Behandlung und Wartung der Schafe*. 7 Cap. *Benutzung der Schafe*. 8 Cap. *Von den Krankheiten der Schafe und Heilung derselben*. — Über die Sprache wollen wir mit dem Vf., als einem Ausländer, nicht rechten.

d. m.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Über den Anbau ausländischer Getreidearten und einiger anderer nutzbarer Gewächse in Deutschland; ihre Eigenschaften, Cultur, Nutzen und Gebrauch;* durch eigene Versuche und Erfahrungen erprobt von *Joh. Bernh. Fischer*, Königl. Preuss. Kammerrath etc. Erstes Heft. 1804. 38 S. in 4. (6 Gr.)

Wenn man erwägt, dass die landwirthschaftlichen Gewächse, die wir gegenwärtig bauen, nicht erst, nachdem wir uns durch eine vollständige Untersuchung von ihrer relativen Vorzüglichkeit vor allen übrigen überzeugt haben, sondern nur so wie sie uns der Zufall nach und nach zugebracht hat, bey uns eingeführt worden sind: so sieht man gleich ein, dass es der erste Schritt zur Vervollkommnung der Landwirthschaft ist, alle anderen nutzbaren Gewächse durchzuprobiren, um durch vergleichende Versuche ausfindig zu machen, ob nicht diese oder jene, nach der Lage unserer Umstände, vor den bereits eingeführten den Vorzug verdienen. Wirklich hat man diess auch zu jeder Zeit erkannt, und ins Werk zu richten gesucht; aber leider hat man bey keiner Sache so unzweckmässig verfahren, als gerade bey dieser. Alle Bemühungen sind daher auch ohne Erfolg gewesen, und wir bauen jetzt noch gerade denselben Roggen, dieselbe Gerste, die wir vor vielen Jahrhunderten gebaut haben. Nun macht uns der Vf. des oben genannten Buches, ein Mann, der alle Eigenschaften dazu zu haben scheint, um in diesem Theile der Landwirthschaft recht viel Gutes zu leisten, von Neuem wieder darauf aufmerksam. Wir wünschen, dass unser Publicum auf ihn achten und sich mit ihm vereinigen möge, die Versuche bis zu entscheidenden Resultaten hinausführen zu helfen. Das Werk eines Mannes allein ist es

durchaus nicht. Hr. *F.* hat den allgemeinen Theil desselben für sich gewählt, nämlich den: uns mit den verschiedenen fremden nutzbaren Gewächsen überhaupt bekannt zu machen, und Samen davon zu verschaffen; es ist der schwerste und die meisten Kenntnisse und Kosten erfordernde. Jeder Landwirth, der Neigung und Beruf in sich fühlt, Etwas zur Erweiterung seiner Wissenschaft beyzutragen, sollte nun *ein* Gewächs — nicht *mehr* — für sich auswählen, und den Anbau und die Nutzung desselben unter allen, nach seiner Localität möglichen Verhältnissen, durch vergleichende Versuche — wenn er irgend könnte — im Grossen zu erforschen suchen; darauf aber auch seine davon erlangten Erfahrungen vollständig und aufrichtig bekannt machen.

Hr. *F.* giebt hier vorerst von 51 Arten und Spielarten, die er selbst gebaut hat, und wovon er den Samen theils in Lothen, theils in grösseren Quantitäten, zu äusserst billigen Preisen ablassen will, Nachricht. Die Namen, womit er sie bezeichnet, sind die Trivialnamen, unter denen sie ihm zugekommen sind. Freylich wird er selbst wohl nicht verkennen, dass diese Nomenclatur, so wie sie an sich unbestimmt ist, noch viel weniger dazu diene, die Gewächse in den Büchern aufzufinden, worinnen ihrer etwa schon Erwähnung geschehen ist: aber vermuthlich hat er weder die botanischen Benennungen noch die Synonymen auffinden können. Wir wünschen jedoch, dass er in der Folge keine Arbeit sparen möge, seine fremden Gewächse recht kenntlich zu machen. Wir halten zu dem Ende für unumgänglich nothwendig, dass er von jedem eine vollständige Beschreibung nach den Vorschriften der Kunst mittheile, derselben eine Zeichnung beyfüge, oder, wenn in einem Buche schon eine vorhanden ist, darauf hinweise, und dabey nicht vorenthalte, auf was für Wegen er den Samen erhalten habe, damit man doch urtheilen könne, ob derselbe auch noch ächt, oder durch Umstände, die dem Gewächse nicht natürlich, schon verändert sey.

Was die Cultur dieser Gewächse betrifft, so würden wir es für ungemein nützlich ansehn, wenn Hr. *F.* sein Verfahren und die Erscheinungen, die er dabey beobachtet, vollständiger erzählen wollte. Jeder, der weitere Versuche anstellte, würde sich darnach viel zweckmässiger und treffender wegen der Massregeln, die er dabey zu nehmen hätte, bestimmen können. Dagegen könnte man Hn. *F's.* sorgfältige Angabe der Quantität des Ertrags füglich entbehren. Versuche im Kleinen auf Gartenlande, oder gartenmässig behandeltem Ackerlande und auf rund umher freyen Beeten, entscheiden ja hierüber Nichts.

a.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Hadamar*, in der neuen Gelehrten Buchhandlung: *Monatliche Verrichtungen bey der Obstbaumzucht* für die fleissigen und biedern Landleute in den Deutschen Provinzen des linken Rheinufers entworfen von *Victor Joseph Dewora*, Pfarrer an der Kirche des heiligen Apostels Matthias zu Trier. 1815. 112 S. 8. (6 gr.)

Rec. glaubt dieses Büchlein allen Landleuten und besonders den Liebhabern der Baumzucht unter ihnen als ein sehr nützliches und brauchbares Werk empfehlen zu können. Alle die gewöhnlichen Zweifel und Vorurtheile, welche von den Landleuten der nützlichen Baumzucht entgegen gestellt werden, hat Hr. *D.* in der Anrede an die fleissigen und biedern Landleute sich selbst entgegen gestellt, sie durch ein nachahmungswürdiges Beyspiel aus dem Königl. Baierischen Flecken *Kleinlangenheim* aufgelöst, und die Landleute zur Anpflanzung der Obstbaumzucht recht kräftig ermuntert und angeregt. Der wichtigste Einwand unter allen ist gewöhnlich dieser: „Unser Boden ist zu schlecht, es kann kein Obstbaum darin fortkommen." Dabey werden solche Gärten als Viehweiden benutzt. Wie kann da ein junger Baum gedeihen? Rec. weiss, wie Hr. *D.*, aus eigener Erfahrung, dass Bäume an solchen Orten sehr gut wachsen und fortkommen, wo ehedem der Boden zur Baumzucht für untauglich gehalten wurde; es muss nur die gehörige Arbeit und der Fleiss nicht gespart werden, einen solchen Boden fruchtbar zu machen. Eine andere Klage, welche von den Landleuten zum Einwande gebraucht wird, ist diese: „Die Obstbäume werden von der unverständigen Jugend oder von falschen Menschen beschädiget." Dieselbe aber hat ihren Grund in dem allgemeinen Sittenverderbniss, welches dem verderblichen Kriege und den Französischen Unruhen zuzuschreiben ist, woher auch der Baumzucht, wie Hr. *D.* klagt, auf eine directe und indirecte Weise grosser Schaden geschehen, so, dass dem gemeinen Landmanne alle Lust zur Baumzucht wohl damals vergangen ist. Auf welche Art und Weise aber der Obstbaumzucht wieder aufgeholfen worden, und wie thätig Hr. *D.* dabey gewesen sey, hört man zu seiner Freude S. 10 in der Beantwortung des obgedachten Einwurfs: „Diess wird in Zukunft der Fall nicht mehr seyn; denn unsere Deutschen Landesherren haben kräftigere Mittel, dem Muthwillen der Baumverderber Einhalt zu thun, als die Französische Republik und nachher Napoleon. Auch ist die Obstbaumzucht jetzt ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts in Landschulen, und sowohl in der Normalschule zu Koblenz als in jener zu Trier sind schon viele Schullehrer unterrichtet worden, wie sie den Kindern über die zweckmässige Erziehung, Behandlung und Pflege der Obstbäume gehörige Anweisung geben sollen. Ich selbst habe als Vorsteher der Trierischen Normalschule ungefähr 150 Schullehrern bisher diesen Unterricht ertheilt. Es stehet also nicht zu erwarten, dass um die Ortschaften, wo den Kindern frühe schon die Sorge für die Obstbäume tief eingeprägt wird, solcher Muthwille statt finden könne" u. s. w.

Übrigens findet man in diesem Buche bey jedem Monat ein Verzeichniss von Früchten, welche vorhanden seyn können, und in den Sommer- und Herbst-Monaten auch die, so zu ihrer Reife kommen. Jeder, der nur lesen kann, lernt daraus, wie er junge Bäume aus Saamen, Schösslingen, Wurzeln u. s. w. erzeugen und durch Pfropfen, Oculiren und Copuliren dieselben veredeln, auch sonst warten und pflegen soll; alle Handgriffe sind dabey auf das deutlichste und genaueste beschrieben worden, so, dass sich auch der Einfältigste dabey zurechte finden wird.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

BOTANIK.

Breslau, b. W. Gottl. Korn: *Von der Sexualität der Pflanzen.* Studien von D. *August Henschel,* Privatdocenten an der Universität zu Breslau. Nebst einem historischen Anhange von D. *F. J. Schelver,* Professor in Heidelberg. 1820. XXVIII u. 644 S. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Kampf gegen den Irrthum ist im Reiche der Wahrheit um so verdienstlicher, je tiefer jener gewurzelt und durch Gesetze und Scheingründe befestigt ist. In der That gehört mehr Anstrengung und mehr Aufwand von Geist und Kraft dazu, eine in allen Schriften und Schulen bisher vorgetragene Meinung zu bestreiten, als eine neue Wahrheit zu erfinden, die oft nur durch Zufall entdeckt wird. Wenn Rec. die Lehre von der Befruchtung und der Geschlechtsverschiedenheit der Pflanzen jetzt den irrigen Meinungen beyzählt: so bringt er der Wahrheit das Opfer, und spricht seine bessere Überzeugung eben so unbefangen aus, als er seit einem Vierteljahrhundert von Katheder und in Schriften die entgegengesetzte Meinung vorgetragen und zu vertheidigen gesucht hat. Er verdankt der gründlichen Beweisführung des Vfs. in der Schrift, welche hier beurtheilt werden soll, diese Belehrung, und man müsste sehr hartnäckig an Vorurtheilen hangen, wenn man der Beweisführung des Vfs. nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte. Es giebt wenige Werke in unserer Literatur, die mit gleicher Gründlichkeit, Folgerichtigkeit, mit so viel Witz und Scharfsinn geschrieben, und mit einem solchen Reichthum von Beobachtungen ausgestattet sind, als dieses. Daher muss und wird es Epoche machen, es wird zu wichtigen Untersuchungen, vielleicht zu Streitigkeiten Anlass geben: aber schwerlich wird das Verdienst des Vfs. jemals in Vergessenheit kommen. Classisch möchte man diess Werk nennen, wenn zu seinen übrigen Vorzügen Correctheit und Reinheit der Sprache sich gesellten. Der glänzendste Vorzug dieses Buchs besteht in der logischen Strenge der Beweisführung. Schritt vor Schritt greift der Vf. die Vordersätze der zu bekämpfenden Lehre an, erschüttert sie, oder wirft sie, durch die trifftigsten Gründe unterstützt, gänzlich um, und wendet sich dann erst zu dem Wesen der Lehre selbst, welche er nicht bloss in ihrer Nichtigkeit und Unzulässigkeit darzustellen, sondern wofür er auch eine andere, und mehr mit der grossen Haushaltung der Natur übereinstimmende Erklärung aufzustellen sucht.

Das Ganze ist in 4 Bücher getheilt, deren erstes die Bestäubung, das zweyte die Befruchtung, das dritte das Geschlecht der Pflanzen, und das vierte die wahre Theorie der Vermehrung der Gewächse vorträgt. Es wäre sehr gut gewesen, wenn der Vf. sich überall kürzer zu fassen gewusst, die Wiederholungen vermieden, sich der gehäuften Beyspiele von seltenen ausländischen Gewächsen, die er nicht selbst beobachtet, enthalten, und eine Übersicht über das Ganze nebst einem Register hinzugefügt hätte.

In dem ersten Buche sucht der Vf. zu beweisen, dass sich die Pflanzen weder selbst bestäuben, noch dass der Wind oder die Insecten die Bestäubung befördern, dass also der Pollen vieler Pflanzen keineswegs gesetzmäsig auf das Stigma gelange.

I. Die Selbstbestäubung wird folgendergestalt widerlegt. Die von *Conrad Sprengel* sogenannte Dichogamie bildet die erste Einwendung gegen jene Selbstbestäubung, und ward bekanntlich von jenem Schriftsteller benutzt, um die Nothwendigkeit der Insecten zur Hülfsbestäubung darzuthun. Indessen zeigt der Vf., dass die zu verschiedenen Zeiten erfolgende Vollendung der sogenannten Geschlechtstheile oft so weit auseinander tritt, dass die Insecten nichts dazu thun können. Der abendländische Lebensbaum treibt nämlich 4 bis 5 Monate früher die männlichen als die weiblichen Blüthen hervor. Wo man bisher die regelmäsigste Bewegung der Staubfäden gegen das Stigma, in der *Parnassia* und in der Gartenraute annahm, und also die Insectenhülfe ausschloss, da ist nach dem Vf. die Dichogamie so offenbar, dass die Antheren längst sich ihres Pollens entledigt haben, wenn das Stigma noch nicht zur Reife gediehen ist. Der zweyte Grund gegen die Selbstbestäubung ist die ungünstige Lage der Geschlechtstheile, welche oft alle Einwirkung auf einander verhindert. Hiebey hält sich der Vf. am längsten auf, und bringt den stärksten Grund gegen die Selbstbestäubung, welcher aus hindernden Zwischenorganen hergenommen wird, an zwey verschiedenen Orten vor. Es ist nämlich gewiss, dass bey den Büttnereen, besonders bey *Ayenia*, die Bestäubung durchaus nicht auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen kann, weil die Antheren an der Aussenseite eines fünfzähnigen Kruges und unter den Öhrchen der Corollenblätter sitzen, wo sie eben so wenig als bey *Theobroma* und den verwandten Gattungen auf die Pistille wirken können. Bey den

Asklepiadeen ist das Schildchen, welches die Pistille bedeckt, ein offenbares Hindernifs der Einwirkung der Antheren, die noch dazu in eigenen Fältchen an der Aufsenseite dieses Schildchens stecken. Der Vf. zeigt gründlich, obwohl nicht zuerst, dafs die wahren Stigmen der Asklepiadeen an der Spitze der beiden Pistille in keiner unmittelbaren Berührung mit jenem Schildchen stehen. Die ungünstige Stellung der Geschlechtstheile bemerkt man am auffallendsten bey solchen Pflanzen, welche die weiblichen Blüthen in der Spitze der Triebe und die männlichen tiefer gestellt haben. Beym *Ricinus* und einigen anderen Monöcisten, wie bey mehreren Carexarten, ist diese Stellung für die strengen Sexualisten immer ein Stein des Anstofses gewesen. Noch gewöhnlicher ist in den sogenannten Zwitterblüthen die höhere Stellung oder die gröfsere Länge der Pistille und der Stigmen als die der Staubfäden, zumal wenn die Blume aufrecht steht. Bey den Salvien bemerkt man diefs desto deutlicher, je mehr sich selbst die Antheren nach der dem Stigma entgegengesetzten Seite öffnen. Ja im unreifen Zustande sind die Staubfäden oft dem Stigma viel näher und die Ästivation derselben ist oft vollkommen eingewickelt, wie bey der *Hirtella*; wogegen sie im vollkommenen Zustande auseinander treten, und ihren Pollen so versprühen, dafs nichts davon auf das Stigma gelangen kann. Eben diese Schwierigkeit findet bey vielen hängenden Blumen Statt. Doch hat uns gerade hier die Beweisführung des Vf. weniger gefallen, weil er zuviel beweisen will, und weil er unter anderen die hängende Lage der Blumen für selten hält. Eben so hat uns nicht gefallen, dafs, da der Vf. von der verschiedenen Länge der sogenannten Geschlechtstheile spricht, er diese für ganz zufällig erklärt, und also das Gesetz des Wachsthums und der Verlängerung der Theile übersieht. Unangenehm war uns eine Stelle, wo der Vf. sagt: die Freunde der Befruchtungslehre schreyen jede freye geistige Bewegung sogleich für unfruchtbare Phantasterey aus. Gerade umgekehrt haben bisher die Freunde der Befruchtungslehre den Geschlechtstheilen eine freye, gesetzmäfsige Bewegung zugeschrieben, und den Pollen selbst in der Entfernung wirken lassen, welches von dem Vf. geleugnet wird. Ein anderes Hindernifs der Selbstbestäubung findet der Vf. in der dünnen und fast haarförmigen Spitze, welche das Stigma bey vielen Pflanzen darstellt, und woran also der Pollen nicht wohl haften kann. Ungünstig der Selbstbestäubung ist ferner die zähe und klebrige Beschaffenheit des Pollens vieler Pflanzen, besonders der Onagren und Asklepiadeen. Dadurch wird das Ausprühen gehindert, welches überhaupt viel weniger allgemein, und oft der vorgeblichen Befruchtung eher hinderlich als nützlich ist. Denn bey den Urticeen wird der Pollen vielmehr vom Stigma weggesprühet, wie diefs die gegliederte Beschaffenheit der Staubfäden nicht anders gestattet. Es ist Folge einer mechanischen Einrichtung, wenn die gegliederten und vorher eingezwängten Staubfäden der Berberize und *Parietaria* von ihrer beschränkenden Hülle befreyt, ihre Schnellkraft üben, und sich bey der Berberize an das Pistill legen, weil ihnen diefs ein Hindernifs darbietet. Schneidet man hingegen das letztere weg: so schlagen sich die Staubfäden oft nach den entgegengesetzten Corollenblättern hinüber.

II. Die Hülfsbestäubung ist das Nächste, was der Vf. bekämpft. Bekanntlich hat man dem Winde einen grofsen Antheil der Bestäubung zugeschrieben, um besonders die Befruchtung der Diklinisten, welche der Vf. fälschlich Diphyten nennt, daraus zu erklären. Wenn der Wind bey diesen Gewächsen so thätig wäre: so müfsten die meisten Diklinisten einen so grofsen Vorrath an Pollen haben, wie wir allerdings bey Kätzchentragenden und Zapfenbäumen bemerken. Nun aber haben sehr viele Diklinisten wenig männliche Blüthen, und wenig Pollen, der noch dazu viel zu klebrig ist, als dafs ihn der Wind gerade auf eine weibliche Pflanze wehen könnte. Statt unzähligen ausländischen Pflanzen, die der Vf. als Beyspiele hievon aufführt, hätte er die besten Beweise aus einigen inländischen, die Jedermann kennt, als *Viscum* und *Empetrum*, hernehmen können. Damit der Wind den Pollen leichter verwehen könne, schrieb man sonst der Natur die planmäfsige Veranstaltung der früheren Eröffnung der Blüthen als des Ausschlagens der Blätter zu. Bey der Haselstaude, den Weiden und den Pappeln schien diefs freylich in die Augen zu fallen. Allein da es mehrere Weiden giebt, deren Blüthenkätzchen später hervorbrechen als die Blätter: so wäre die Natur nach dem Vf. stiefmütterlich und grausam gegen diese Arten verfahren, während sie verschwenderisch gegen andere Arten ist. Dafs übrigens das frühere Ausschlagen der Blüthen nicht in nothwendiger Beziehung zu der Bestäubung bestehe, erhellt auch aus den Beyspielen von *Daphne Mezereum* und *Cornus mascula*, welche nach der gewöhnlichen Vorstellung sich selbst bestäuben, und also des Windes gar nicht bedürfen. Dazu kommt, dafs die Pistille vieler Diklinisten, besonders der Nadelhölzer und der Zapfenbäume, zwischen Deckblättchen versteckt, oder in umgekehrter Stellung, oder so klein sind, dafs schwerlich der Wind den Pollen ihnen zuführen kann.

Die zweyte Art von Hülfsbestäubung wurde bisher den Insecten zugeschrieben, und es ist bekannt, mit welchem Aufwand von Fleifs, und mit wie scheinbar grofser Treue im Beobachten *Conrad Sprengel* vor 27 Jahren diese Befruchtung der Pflanzen durch Insecten darzuthun suchte. Mit dem bekannten Werke des letzteren hat es der Vf. vornehmlich hier zu thun, und man kann nicht leugnen, dafs Witz eben so sehr als Erfahrung ihn den Sieg über seinen Gegner sehr erleichtern. Zuvörderst ist bekannt, dafs unter den Diklinisten viele die Nectarien blofs in den männlichen Blüthen, einige auch allein in den weiblichen haben. Wenn nun die Insecten dem Honig nachgehen, so sieht man nicht

ein, wie sie die Bestäubung befördern sollen, da sie beiderley Blüthen nicht besuchen. Ferner fehlen vielen Pflanzen die Nectarien völlig, denen doch die Hülfe der Insecten sehr nothwendig wäre, weil entweder die Geschlechter zu sehr getrennt, oder weil die sogenannten Befruchtungstheile in der oben berührten ungünstigen Stellung sich befinden. Man muss ausserdem bemerken, dass, wo die Insecten den Nectar suchen, sie ihn sehr wohl auffangen können, ohne den Antheren zu nahe zu kommen. Auch steht in vielen Fällen das Stigma zu hoch, als dass die Insecten es erreichen könnten. Diess ist namentlich bey den Euphorbien der Fall, wo der Fruchtknoten auf einem eigenen Gestell erhöhet ist, und so sehr über den anderen Organen hervorragt, dass die Insecten schwerlich den Pollen dem Stigma zuführen können. Gerade hier aber scheint der Vf., wie an manchen anderen Stellen, etwas zu weit zu gehen, indem er den Syngenesisten die Nectarien abspricht, wenigstens versichert, dass er sie nicht an der Stelle habe finden können, wo sie gewöhnlich angegeben werden. Nicht sowohl die Saamenkrone, als der obere Theil des Fruchtknotens ist es, welcher den Honig abscheidet. Indessen geben wir dem Vf. zu, dass die Bienen hauptsächlich die Scheibenblümchen der Syngenesisten besuchen, welches bey der Trennung der Geschlechter, zumal in der *Polygamia necessaria*, eher nachtheilig als nützlich ist. Am häufigsten besuchen die Schmetterlinge und die kleinen Blasenfüsse (*Physapus*) die Blumen vorzüglich der Syngenesisten, und gerade diese sind am wenigsten dazu geeignet, der Bestäubung zu Hülfe zu kommen. Viele Insecten giebt es auch, die vielmehr den Pollen aufsuchen und verzehren, als den Honig. Andere zerstören die Blumen bey ihrem Besuch, wie *Conrad Sprengel* schon bemerkt und auf eine seltsame Weise zu erklären gesucht hat. Überhaupt aber ist der Besuch der Insecten so zufällig, und so vielen Störungen und Hindernissen ausgesetzt, dass man davon die Erfüllung eines Naturgesetzes in der Pflanzenwelt kaum erwarten kann. Zumal, da die Bedeutung, welche *Conrad Sprengel* in dem ganzen Nectarapparat zu finden glaubte, schwerlich zugegeben werden kann. Denn obgleich die sogenannten Saftmäler allerdings mit den Nectarien in beständigem Zusammenhange stehen: so können sie nicht zur Anlockung der Insecten dienen, da der Farbesinn diesen niederen Thieren abgeht. Die Saftdecken nutzen oft gar nichts, da die Blume wegen ihrer hängenden Lage schon an sich vor dem Regen geschützt ist, wie man bey der *Campanula* deutlich sieht. Bey dieser und anderen Gattungen sollen die Staubfäden als Saftdecken dienen. Diese werden also von den Insecten gehoben, entfernt oder selbst zerstört, damit diese zu dem Nectar gelangen. Um ihretwillen ist aber der Nectarapparat da, und sie werden wiederum das Opfer desselben, welches offenbar widersinnig ist. Die Organe, welche den Nectar abscheiden und aufbewahren, stehen allerdings im wesentlichen Zusammenhange mit den höheren Verrichtungen der Pflanze. Zuverlässig wird durch den Niederschlag der oxydirten Honigsäfte die Entwickelung der eigenthümlichen Stoffe befördert, welche im Pollen und im Fruchtknoten zur eigentlichen Entwickelung kommen. Allein das Daseyn dieser Nectarzurüstung ist eben so wenig nothwendig, als die Einwirkung des Pollens auf das Stigma, um die Befruchtung zu bewirken. Bekanntlich nahm *Conrad Sprengel* Scheinsaftblumen an, welche, bey Mangel eigentlicher Nektarien, dennoch Safthalter und Saftmäler haben: als ob die Natur es auf Täuschung der Insecten angelegt hätte. Der Vf. zeigt, wie irrig und unstatthaft eine solche Lehre sey, besonders bey den Orchideen. Er findet eben so grosse Schwierigkeiten bey der Annahme des gewöhnlich sogenannten Stigmas, als bey dem Wandern der Anthere durch Hülfe eines Bläschens. Er zeigt, dass diess Bläschen vielmehr ein Knötchen oder die *Proscolla Richards* ist, dass das Schnäbelchen unter dem *Clinandrium Richards* zwischen der sogenannten Narbe und der Anthere der Orchideen ein wichtiges Hinderniss des Wanderns der letzteren, und dass ein noch grösseres Hinderniss in der Lage der sogenannten Narbe oberhalb der Anthere bey *Satyrium Sw.* oder hinter derselben bey *Corycium, Altensteinia* und *Pterygodium* zu liegen scheint. Ungeachtet diess Alles von dem Vf. musterhaft ausgeführt wird: so lassen sich die Nectarien der Orchideen dennoch nicht absprechen; nur dass sie entfernter sind, als dass die Insecten bey ihrem Besuche der Blumen zugleich den Pollen mit fortnehmen könnten. Bey *Cymbidium aloëfolium* quillt der Honig offenbar aus der Basis des Fruchtknotens. Bey *Orchis bifolia* wird er in der Spitze des Sporns abgesondert.

Wir wenden uns zum zweyten Buche, welches von der Befruchtung handelt. Hierin wird nun bewiesen, dass die Bestäubung durch Pollen zur Fruchtbildung nicht unumgänglich nöthig sey. Es scheint sogar, dass die Beförderung der Fruchtbildung weit häufiger von andern äussern Umständen abhange, und dass man sie durch Bestäubung mit fein gepulverter Erde ebenfalls befördern könne. Wenigstens ist der Strassenstaub im Odenwalde als ein Mittel bekannt, wodurch die Fruchtbarkeit der Obstbäume befördert wird, und dem Vf. gelang die Begünstigung der Fruchtbildung nach abgeschnittenen Antheren, durch Aufstreuen von kohlensaurer Bittererde und von Bärlappsaamen. Eben so merkwürdig, obwohl noch nicht beachtet, ist die Beobachtung bey Polygamisten, dass Zwitterblüthen oft fehlschlagen, und die bloss weiblichen nur ansetzen. Man hat diess längst bey der Gattung *Splachnum* unter den Moosen bemerkt, und es als Grund gegen die befruchtende Wirkung der sogenannten Antheren gebraucht, ohne zu bedenken, dass derselbe Umstand bey den polygamischen Gräsern eintritt, wo man dennoch den Antheren mit demselben Rechte die Function der Befruchtung absprechen musste. So schlagen die Zwitterblümchen in der Scheibe der *Syngenesia ne-*

cessaria fehl, und die weiblichen Randblümchen sind allein fruchtbar. Der Vf. meint: es lasse sich diese Erscheinung aus Vergleichung mit den Umbellaten erklären, deren Centralblumen ebenfalls gewöhnlich fehlschlagen sollen, während die Blumen am Rande fruchtbar seyn. Rec. hat diess inzwischen immer anders gefunden: die meisten Umbellaten, besonders die Gattung *Ferula*, hat nämlich gewöhnlich nur fruchtbare Blumen in der Mitte, dagegen die am Rande unfruchtbar bleiben, und bey der *Oenanthe prolifera* treibt der centrale Fruchtboden eine Menge Seitenzweige, die lauter männliche und also fehlschlagende Blüthen hervorbringen. Die Beweise für die befruchtende Kraft des Pollens, welche man bisher aus dem Misslingen der Fruchtbarkeit, nachdem die Antheren abgeschnitten waren, hernahm, findet der Vf. nicht genügend, weil eben so das Fruchtansetzen gehindert wird, wenn man die Theile der Corolle verkümmelt, und durch diese Verletzung die Fortschritte der Vegetation aufhält. Die Staubfäden aber sind durch Verwandlung der Corollentheile entstanden. Diess hat nicht, wie der Vf. hier behauptet, *Goethe* zuerst gelehrt, sondern *Linné* trug schon eine ähnliche Idee vor, welche *C. F. Wolf* weiter ausführte. Später, S. 432, giebt der Vf. diess selbst zu. Gegen die befruchtende Kraft des Pollens werden endlich die älteren Versuche von *Alston*, *Spallanzani* und anderen angeführt, von dem Verdacht der Täuschung befreyt, und eigene Versuche erzählt, die der Vf. im Grossen mit Ricinus- und Mayspflanzen anstellte, und denen man die Gerechtigkeit widerfahren lassen muss, dass keine Vorsicht dabey versäumt ist, welche nöthig war, um ein zuverlässiges Resultat zu bekommen. Der Vf. schnitt nämlich alle und jede männlichen Blüthen weg, und erhielt doch vollkommene Saamen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Nordhausen*, b. Happach: *Vollständige Anweisung zur Bienenzucht für Bürger und Landleute.* Herausgegeben von *J. L. G. Leopold*, Pfarrer zu Linnbach in der Grafschaft Hohnstein u. s. w. 1818. VI u. 104 S. 8. (9 gr.)

Gutes und Schlechtes unter einander! Von einem schon anderweit bekannten Schriftsteller hätte man doch wohl erwarten sollen, dass er mit der Literatur etwas vertrauter seyn, und mit Hülfe eigener praktischer Erfahrungen das Schlechte von dem Guten zu unterscheiden wissen sollte. So aber hat Hr. *L.* den alten Riemischen Sauerteig, welcher für jeden gebildeten Leser durch *Matuschka* rein ausgefegt ward, ganz vollständig seinen Lesern hier wieder aufgetischt. Diess würde ihm zwar kein Mensch übel nehmen, wenn er die alten verworfenen Meinungen durch gründliche Versuche und gesammelte Beobachtungen und Erfahrungen irgend zu retten gesucht hätte; aber desshalb scheint er sich nicht die geringste Mühe gegeben zu haben: sondern er trägt alles mit einer solchen Gemüthsruhe vor, als wenn über die Irrthümer noch keinem Menschen ein Wort entfallen wäre. Rec. kann nicht anders urtheilen, als Hr. *L.* wollte nur ein Bienenbuch schreiben, weil er es am Schlusse des zweyten Bandes vom *Agricola* als einen Anhang zu jenem Buche zu geben versprochen hatte. Es soll hauptsächlich für ländliche Bienenwirthe in Thüringen bestimmt seyn. Aber sollten diese wirklich von der Bienenzucht nicht mehr wissen und richtigere Kenntnisse haben als in diesem Buche gelehrt wird? Denn von dem Geschlechte der Bienen sowohl, als von der Brut, welche, so viel Rec. weiss, heutiges Tages von gemeinen Bienenvätern unter den Landleuten besser gekannt werden, als sie Hr. *L.* und seine Naturforscher, welchen er nur nachbetet, gekannt haben, lehrt er handgreifliche Irrthümer. z. B. S. 13 sollen die Arbeitsbienen geschlechtslos seyn, ob sie gleich unter sich bey der Mutterlosigkeit häufige Eyer zu Drohnen legen, und die Mutterbiene lege dreyerley Eyer, zu Arbeitsbienen, zu Drohnen und auch zu Königinnen. Diess glaubte *Riem* nicht. Vor der hier gegebenen Anweisung, Ableger zu machen, zu welcher er die Brut nicht kennt, die zur Erzeugung einer jungen Mutterbiene nöthig ist, und die Bienenstöcke zu beschneiden, will Rec. einen Jeden warnen, wenn er nicht seine Stöcke verderben will. Das Beschneiden ist gerade die Hauptsache bey der Bienenzucht. Nur das Capitel vom Schwärmen ist zu gebrauchen. Doch weiss der Vf. auch nicht, wie die Stöcke, so geschwärmt haben, vom weiteren Schwärmen abzuhalten sind. Möchte Hr. *L.* statt solcher Bücher lieber eine Geschichte von der Bienenzucht, wovon er S. 21 Art. 2 eine Probe gegeben, schreiben! Dann würde er gewiss mehr Dank verdienen.

Ks.

Berlin u. *Leipzig*, b. Nauck: *Taschenbuch für Ökonomen, Separationscommissarien und Bonitirer* von *Joh. Heinr. Reyne*, Generalpachter des Königl. Amts Trebbin. 1817. XV u. 99 S. 12. (16 gr.)

Das Büchlein führt auch den Titel: *Versuch zur Aufstellung von Grundsätzen (?) bey Abschätzung der Äcker, Wiesen und Holzungen auf einer Feldmark und zur Festsetzung eines verhältnissmässigen Werthes gegen einander* u. s. w. Es wäre zu wünschen, dass alle Bonitirer und Commissarien, die für Separationen und neue Steuerverfassung arbeiten, mit gleicher Um- und Einsicht, wie Hr. *R.* zu Werke gingen. Leider aber haben sehr Viele verworrene oder vielmehr gar keine Ansichten von ihrem Geschäfte. Viele Länder, wo man gegenwärtig mit einer neuen Steuerverfassung beschäftigt ist, möchten desswegen eine sehr buntscheckige Abschätzung erhalten. Hr. *R.* will den daher entstehenden Übeln wenigstens in seinen nächsten Umgebungen durch sein Taschenbuch abhelfen, und das müssen seine Landsleute ihm Dank wissen. So viel Rec. in der Entfernung und bey der Unbekanntschaft mit den Localitäten der Provinz, für welche der Vf. schrieb, beurtheilen kann: so sind seine Angaben mit Fleiss und Umsicht richtig entworfen. Möchte doch er oder ein anderer der Sache kundiger Mann *Meiers* etwas zu breite und gelehrte Formeln — denn dieser bleibt doch immer in diesem Fache Hauptführer — der Fassungskraft gewöhnlicher Bonitirer in einer populären Schrift näher bringen!

d. m.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

BOTANIK.

Breslau, b. Korn: *Von der Sexualität der Pflanzen.* Studien von Dr. *August Henschel*, Privatdocenten an der Universität zu Breslau u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das dritte Buch bestreitet die Idee des Geschlechts der Pflanzen. Die so oft gemissbrauchte Analogie mit dem Thierreich hat zuerst die Lehre vom Geschlecht der Pflanzen veranlasst, und doch widerstreitet es aller Analogie, dass die Trennung der Geschlechter sich bey den Pflanzen höchst selten durch einen allgemeinen Ausdruck der Bildung zu erkennen giebt. Nur bey den eigentlichen Diklinisten, wie sie *Smith* annimmt, ist ein verschiedener Bau der Blüthen auffallend. Sonst aber, und diess widerspricht ebenfalls dem Begriff des Geschlechts, welchen wir aus der Thierwelt entlehnen, ist in vielen Gattungen ein beständiges Schwanken zwischen hermaphroditischer, medrogynischer, monöcischer, diöcischer und polygamischer Beschaffenheit der Blüthen. Ja, wenn selbst die Staubfäden, nach neuern Beobachtungen, sich in Pistille verwandeln können: so ist diese Erscheinung wenigstens in offenbarem Widerspruch mit der herkömmlichen Idee vom Geschlecht. Der Einfluss der Witterung, der Luftbeschaffenheit und des Bodens auf das vermeintliche Geschlecht ist so gross, dass wir beym Hanf, beym Spinat und bey unzähligen diklinischen Pflanzen häufig androgynische, ja selbst Zwitterblüthen bemerken, welches sonst wohl als Einwurf gegen die Richtigkeit der *Spallanzani*schen Versuche benutzt worden ist. Vergleichen wir bey getrennten Geschlechtern die weibliche mit der männlichen Blume: so erscheint die letztere mehrentheils früher, sie besteht aus mehreren Organen, ist höher gestellt, in grösserer Anzahl und aus mehreren Theilen bestehend. Ihr fehlt seltener die Corolle: wie sie häufiger Nectarien hat. Der Vf. sagt: sie ist also weniger vollendet. Eigentlich ist sie doch vollkommener in Rücksicht auf die Vegetation, da sie eben aus mehreren Theilen besteht; aber sie ist allerdings unvollkommener in Beziehung auf die Vermehrung der Pflanze. Denn die weibliche Blüthe, die später herankommt, tiefer gestellt und gedrängt ist, auch aus wenigeren Theilen besteht, eilt zur Fruchtbarkeit, ohne sich mit der Ausbildung der Nebentheile aufzuhalten. Darum kann nun eine Menge von günstigen oder ungünstigen Einflüssen das Geschlecht bestimmen, und weibliche Blüthen oder männliche zur Entwickelung bringen. Daher bringt die jugendliche Erde der Inseln der Südsee mehr diklinische Pflanzen hervor, welche im Ganzen genommen auch in Südamerika häufiger sind.

Aller Einfluss des Pollens auf die Fruchtbildung wird von dem Vf. keineswegs geleugnet, sondern dergestalt angegeben, dass er die Natur des Pollens und seine Mischung mit dem Vorgange bey der Fruchtbildung vergleicht, und daraus den Schluss macht, dass der Pollen sowohl die Vegetation beschränke, als auch ansteckend auf den Fruchtknoten wirke. In dem Pollen nämlich sey die Pflanzenmasse aus einander gerissen, und kehre in den ursprünglichen Zustand der organischen Grundschläuche zurück. Er sey, wegen seines Überflusses an Stickstoff und wegen seiner Neigung zur Fäulniss, mit den Schwämmen zu vergleichen: er sey eigentlicher Auswurf des Gewächses, und erzeuge, als Ansteckungsstoff, im Fruchtknoten eine gleiche Lostrennung der Substanz, einen gleichen Übergang in den Aggregatzustand der organischen Grundschläuche, welches die Eyerchen des Fruchtknotens seyen. Nur, wenn die Vegetation aufhöre oder beschränkt werde, entwickle sich die Frucht, und das Leben des Einzelnwesens werde dem Leben der Gattung geopfert. Hierüber findet Rec. zu bemerken, dass gerade in diesem Zeitpunct die stärkste Anziehung der Pflanze gegen die Nahrungsstoffe des Bodens Statt findet, welches wahrscheinlich durch die Spannung hervorgebracht wird, die eine Folge des Überganges von dem Wachsthum zur Fruchtbildung ist. Unrichtig ist es, wenn der Vf. S. 432 behauptet, das Rippennetz verschwinde in den Corollentheilen höherer Pflanzen gänzlich. Gerade das Gegentheil findet Statt: denn die Corollen der Rosaceen und der Obstbäume lassen sich vortrefflich skelettiren, und die Schraubengänge, aus denen die Rippen bestehen, sind nirgends deutlicher nachzuweisen, als gerade in diesen Blüthen.

Hierauf wendet sich der Vf. zu der Frage, ob der Pollen die Form des Embryons und also der künftigen Pflanze bestimme, und also hierin mit dem männlichen Saamen der Thiere zu vergleichen sey. Bekanntlich haben *Kölreuters* Versuche Beweise für die bejahende Beantwortung dieser Frage hergeben müssen. Indessen zeigt der Vf., dass die durch den Pollen einer anderen Art erzeugten sogenannten Bastardpflanzen keine eigentlichen Bastarde seyen, weil sie nicht wahre Mittelformen zwischen

der mütterlichen und natürlichen Pflanze, sondern ganz fremde Bildungen darstellen. Der Grund dieser Veränderung der Bildung wird von ihm darin gesetzt, dass solche Pflanzen durch Beraubung des eigenen Pollens und durch sorgfältige Cultur schon zur Entartung der Bildung geneigt werden. Diess sey auch der Grund, warum solche Bastardpflanzen bisweilen unfruchtbar werden. Eigentlich seyen sie es nicht, und darin liege ihr Hauptunterschied von den thierischen Bastarden, deren Unfruchtbarkeit jedoch keineswegs so allgemein ist, wie hier behauptet wird. Schon *Aristoteles* (*hist. animal.* (6, 24.) *Plinius* 8, 69.) und *Columella* (6, 37.) führen es als bekannte Thatsache an, dass nicht bloss die männlichen, sondern auch die weiblichen Mäuler in Syrien und Afrika fruchtbar seyen. Die Erzeugung der Bastarde gelingt nach dem Vf. nicht, wenn man den Pflanzen den eigenen Pollen lasse, und bloss seinen Zutritt zum Stigma hindere, dann aber das letztere mit anderem Pollen bestäube.

Die Betrachtung der weiblichen Organe macht den Schluss dieses Buchs, und wird im vierten fortgesetzt, um die Theorie der Vermehrung der Pflanzen darauf zu gründen. Der kurze Inbegriff dieser Theorie ist folgender. Der Fruchtknoten ist mit einer Knospe oder der festen Grundlage der letzteren zu vergleichen. Die Blüthe ist der Schopf der Knospe. Griffel und Narbe sind nur unvollendete Triebe, und das Stigma besonders ist mit denselben feinen Wärzchen und Härchen überzogen, die sich auf der zarten Oberfläche der Corolle finden. Es bildet sich oft gar nicht aus, wie bey *Cerinthe*, *Cyclamen* und *Galanthus* (doch ist es bey dem letzteren sehr bestimmt.) Das Stigma wird knopfförmig, spaltet sich und erscheint als Beweis seiner eigentlichen Bedeutung blattartig in den Irideen. Daher können nun alle diese Theile bey üppiger Vegetation in Corollenblätter, in Stammblätter und selbst in Triebe übergehen, wie wir diess bey dem sogenannten Rosenkönig bemerken. Daher erscheinen bey den Laucharten die Zwiebeln oft abwechselnd mit dem Fruchtknoten in derselben Dolde. So nun zeigt der Vf. durch Untersuchung der Saamen selbst, dass diese bloss veränderte Knospen seyen. Er geht die niederen Thierreiche durch, um in denselben die Ähnlichkeit der Fortpflanzung in den Gewächsen darzuthun, und es ist ihm dieses so vollständig gelungen, dass man nicht anders als befriedigt und dankbar für die erhaltene Belehrung das Buch weglegen wird.

K. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, in der Henningschen Buchhandlung: *Weltansichten mit naher Beziehung auf Preussen*, von *August Gebel*, Vice-Präsidenten der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt und Director der Königl. Regierung (daselbst). 1820. 152 S. 8. (18 gr.)

Es sind fünf Reden, welche der Vf. theils in der auf dem Titel genannten Akademie, theils in der Freymaurerloge gehalten hat, sämmtlich zur Feyer des Geburtstages des Königs von Preussen, seines Landesherren, in den Jahren 1816 bis 1819, und die er nun dem grösseren Publicum durch diese Schrift mittheilt. In der That verdienen sie diese weitere Bekanntwerdung. Form und Inhalt erheben sie über gewöhnliche Gelegenheitsreden. Ist gleich nicht die letzte Feile an den Vortrag gelegt worden: so ist derselbe doch durchaus edel, fliessend und eindringlich. Man fühlt, dass der Redner von seinem Gegenstande ergriffen gewesen ist; aber die Wärme, womit er sich selbst seinen Empfindungen überlassen hat, thut der Klarheit seiner Vorstellungen und dem Zusammenhange der Entwickelung keinen Eintrag. Dürften gleich einzelne Ideen schwerlich den Beyfall aller Leser erhalten: so sind doch die höchsten Grundsätze, aus denen die übrigen Begriffe hervorgezogen worden, von unbestreitbarer Richtigkeit. Rec. selbst ist in mehreren einzelnen Stücken der ganz entgegengesetzten Ansicht mit dem, was dem Vf. rühmens- und empfehlenswerth erschienen ist. Dahin gehört die Anpreisung der Geschwornengerichte, die Verdammung der collegialischen Form der Provinzial-Verwaltungsbehörden, die unumschränkte Selbstständigkeit der Kirche im Staate, wobey die Spiritualien von den weltlichen Angelegenheiten der Corporation nicht sorgfältig genug unterschieden sind, besonders aber die gänzliche Verwerfung aller Provinzialstände, welche einen abermaligen babylonischen Thurmbau zu Wege bringen sollen. Provinzialstände, welche für jede Provinz die höchste, unabhängige, gesetzgebende Macht ausübten, könnten allerdings den Gesammtstaat nur zerreissen, und würden die Quelle des Unfriedens und der Eigensucht werden. Aber es heisst in das andere Extrem verfallen, wenn man einen grossen Staat, dessen einzelne Provinzen von der höchsten Verschiedenheit sind, lediglich durch einen allgemeinen Reichsrath will vertreten lassen, in welchem die einzelnen Interessen einer jeden Provinz auch dann verschwinden, wenn sie ohne Nachtheil der übrigen beachtet werden und bestehen könnten. Die Geschichte der Niederlande zeigt am besten, wie die Stände einzelner Provinzen unter und neben den Generalstaaten nicht nur sehr wohl haben bestehen können, sondern von entschiedenem Nutzen gewesen sind. Es kommt Alles nur darauf an, das Verhältniss sachgemäss zu bestimmen, um überall Leben, welches ohne Selbstthätigkeit nicht existirt, in immer engeren Kreisen von der Allgemeinheit bis zum Individuum zu erhalten. Aber das Individuelle dem Allgemeinen bloss um der Allgemeinheit willen aufzuopfern, heisst das Leben zerstören und der Natur ungetreu werden, welche in der allergrössten Mannichfaltigkeit dennoch die Einheit bewahrt.

Indessen würde man überhaupt bey jeder Schrift unrecht thun, wenn man sie mehr nach einzelnen Äusserungen beurtheilen wollte, als vielmehr nach

dem Geiste und der Darstellung des Ganzen. Es wurde eine solche Beurtheilung doppelt ungerecht seyn bey Reden, in denen die Ausführung jedes einzelnen eingewebten oder hingeworfenen Gedankens nicht gestattet ist. Der Zweck einer jeden Rede ist Gewinnung der Zuhörer für den Gegenstand, der behandelt wird. Man müsste von vorgefassten Ansichten bereits durch und durch besessen seyn, wenn man sich den Ansichten des Vfs. sollte versagen können. Freye Entwickelung jeder Anlage der Menschheit in ihrem geselligen Zustande; Unterordnung jeder geselligen Verbindung, mithin auch des Staats, unter diesen höchsten Zweck; Unverletzbarkeit der Pressfreyheit, und Unentbehrlichkeit freyer Repräsentation der Völker bey Aufstellung der Gesetze, nach welchen sie leben sollen, als Mittel zur Erfüllung eben dieser Bedingung: das sind die allgemeinen Ansichten, welche der Vf. für die ganze Welt, für die ganze Menschheit geltend darstellt, und wovon er die Nutzanwendung auf die besondere Gestaltung der Verfassung des Preussischen Staates macht. Hiezu kommt die Anerkennung der Nothwendigkeit der Vereinigung des ganzen Deutschen Volkes zu einem einzigen Staate, welche nicht durch Gewalt oder Unterdrückung bewerkstelligt werden, sondern aus unvermeidlicher Naturbestimmung nach und nach von selbst hervorgehen soll.

Eine etwas sonderbare Idee ist es, dass der Vf. das Buch seinen und des Vaterlandes Feinden gewidmet hat. Unstreitig wird der Vf. durch diese seine Vorträge selbst sich Feinde erworben haben, die zugleich Feinde der Sachen sind, für welche er gesprochen hat. Aber der Vf. bemüht sich vergeblich, diese Leute für seine Ansichten zu gewinnen. So wenig Christus die Pharisäer und Schriftgelehrten zu bekehren vermochte; so wenig ist ein Aristokrat zu überzeugen, dass nur aus einer verhältnissmässigen Mischung des Königthums, der Aristokratie und Demokratie, eine allen Theilen Sicherheit, Freyheit, Würde und Glück gewährende Verfassung des Staats zu erlangen ist. Zwar haben schon Aristoteles und Cicero diess gesagt; aber das waren Heiden. Wer nur sich selbst achtet, kümmert sich nicht um die Würde und das Glück Anderer; wer trunken ist von dem Glanze der gegenwärtigen Macht, sieht das Schwert nicht, das an einem Pferdehaare über seinem Haupte hängt; und wer gewohnt ist, dem Ansehn zu huldigen, läfst die Narren schwatzen, die weder Excellenzen sind, noch einen Stern tragen, und sich doch mitzureden erlauben. Man wäscht keinen Mohren weiss; und wer nicht empfänglich ist für die Wahrheit, den wird auch der Vf. nicht überreden, noch ihm gefallen, so viel wirklich schöne Stellen sich in dem Buche finden. Eine, für alle, möge zum Belege dienen, in welcher der Vf. das eben Gesagte selbst bekennt: (S. 139) „Wir wollen nicht richten! Wem der himmlische Vater in seiner Weisheit die Fähigkeit versagt hat, das helle Licht der Sonne zu ertragen, der wandle in der Dunkelheit, bis jenseits sein Auge einem höheren Lichte sich aufschliesst; hier wäre doch jedes Bemühen, seine geringfügigen Organe zu erweitern, eine nutzlose Anstrengung. Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen, waren die Grundsätze, durch welche Jesus sein Reich stiftete; diese Grundsätze der Liebe sind es, durch welche auch wir die Besserung der Welt und des Vaterlandes bewirken wollen. Geht diese Besserung langsam von Statten: so trösten wir uns mit der grossen Wahrheit: dass die Zeit nur entsteht durch die sinnliche Wahrnehmung, dass sie in dem reinen geistigen Wirken nicht vorhanden (ist), und dass Jahrhunderte und Jahrtausende noch keinen Tropfen der Zeit gewähren, die zur Vollendung der Entwickelung des Menschengeschlechtes bestimmt ist; wir trösten uns damit, dass keine zweckdienliche Vernunftidee in der Zeit untergeht, sondern alles gedachte Grosse, Edle und Wahre auch sich einst in der Wirklichkeit darstellt. Steigert aber je die menschliche Thorheit ihre Einrichtungen bis zu dem Puncte, wo sie der vernunftgemässen Entwickelung, der Urbestimmung des Menschengeschlechtes, selbst nachtheilig werden: so wird die Vorsehung, die über die Leitung der Menschheit wacht, durch die Folge der Thorheit schon eine Änderung herbeyzuführen wissen."

Rvl.

Karlsruhe u. Baden, b. Marx: *Friedrich Schillers Briefe an den Freyherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781 bis 1785.* Ein Beytrag zu *Schillers* Lebens- und Bildungs-Geschichte. Nebst einem *Fac simile* von *Schillers* Handschrift. 1819. XIV und 139 S. 8. (22 gr.).

Diese Briefe, welche, als ein unbeachteter Theil von *Dalberg's* Nachlasse, durch den Hn. Hofr. *Hecker* und den Hn. Secretär *Walther* dem Untergange entrissen, zusammengestellt und dem Lyceum zu Karlsruhe zur Bekanntmachung geschenkt wurden, enthalten wirklich, was der Titel und die Vorrede des Verlegers davon versprechen, Beyträge zur Entwickelungsgeschiche *Schiller's* und seines dramatischen Lebens und Strebens, da sie in der Zeit geschrieben wurden, in welcher seine schriftstellerische Laufbahn sich entschied, und an den, welcher ihr Richtung und Haltung gab, und erleichtern das richtige Urtheil über seine ersten dramatischen Erzeugnisse. Auch geben sie Zeugniss von der fortschreitenden Veredlung der Schreibart des Vfs., der zunehmenden Klarheit und Bestimmtheit seiner Gedanken, seinem wachsenden Muth und seinem steigenden Selbstgefühle, das ihn zu immer grösseren Werken begeisterte. Dieses sprach sich im Aug. 1784 so aus: „Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, dass ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld, und für mich, möcht' ich

sagen, *da* ist; da ich in diesem Fache gröſser und glänzender erscheinen, und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem anderen, da ich hier vielleicht nicht *erreicht*, in anderen übertroffen werden könnte." In den letzten Briefen herrscht gerechter Unwille über eine schlechte Vorstellung eines seiner Werke und über das Betragen einiger durch sein Urtheil gereitzter Mitglieder der Manheimischen Bühne. Sonst bey aller Lebendigkeit überall Milde, bey allem Selbstgefühl überall Bescheidenheit. Und wie uns dieses Werkchen nicht nur um des Mannes willen, den wir hören, sondern auch um des Inhalts willen achtungswerth und erfreulich seyn muss, thut es zugleich wohl durch die Erinnerung an den edlen Deutschen Mann, dessen Aufmerksamkeit auf vaterländisches Verdienst, dessen Unterstützung und leitendes Kunsturtheil so viel Gutes wirkte.

HJKL.

FREYBERG, in Comm. b. Craz und Gerlach: *C. F. Gellerts aufgefundene Familienbriefe mit einem Anhange.* Herausgegeben von *August Theodor Leuchte*, Pfarrer in Haynchen. Zum Besten der Gellertstiftung in Haynchen. 1819. XXVIII und 162 S. 8. (21 gr.)

Der gröſsere Theil dieser Briefe war an *G's.* ältere Schwester, verehlichte *Biehle*, geschrieben. In dem Nachlasse ihres Sohnes, des Buchbinders *B.*, den der Rector *Weber* zu Haynchen für seine Tochter, *B's.* Erbin, in Empfang genommen hatte, fanden sie sich nach langem Suchen. Die meisten der Fremden, welche *Gellert's* Geburtsort besuchten und welchen der Herausg. sie zu zeigen Veranlassung hatte, wünschten sie gedruckt. Noch einige andere Briefe kamen ihm in die Hände, welche er beyfügte. Eine Bereicherung der Literatur ist diese Sammlung nicht, da unter den früher gedruckten Briefen *G's.* sich schon manche ähnliche finden; auch lernt man von seinem Leben und Charakter nichts Neues daraus. Aber wer den Mann, der nicht vergessen und vernachlässigt zu werden verdient, lieb gewonnen hat, wird ihn hier nicht ohne Vergnügen wieder finden. Der Herausg. hat einige erläuternde und die Familie *G's.* betreffende Anmerkungen hinzugesetzt.

J. C. F. D.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. 1) *München*, b. Fleischmann: *Erstes Elementarbuch im richtigen Sprechen und Lesen für die Anfänger.* 1819. 59 S. 12. (1½ gr.)

2) Ebendaselbst: *Neue Fibel für Kinder* oder *A, B, C- und Lesebuch für Bürger- und Landschulen*, von *Augustin Engelbrecht*. Erste Abtheilung. 1818. 28 S. Zweyte Abtheilung. 32 S. 8. (2 gr.)

3) Ebendaselbst: *Naturgemäſse und gründliche Leselehre oder Anleitung zum richtigen Gebrauche meines Ersten Elementarbuchs im richtigen Sprechen und Lesen*, von *Mathäus Zeheter*, Lehrer in Wasserburg. Mit einer Vorrede begleitet von *Anton Heilingbrunner*, Lehrer in Wasserburg. 1819. XVI u. 95 S. 8. (8 gr.)

4) *Hannover*, b. Hahn: *Schulbuch für den ersten Unterricht im Buchstabiren und Lesen.* Nach den neueren Methoden bearbeitet. 1819. 142 S. 8. (6 gr.)

Statt der Vorrede lieset man in No. 1 folgende Anmerkung: „Um dieses erste Lesebuch ganz richtig und zweckmäſsig zu gebrauchen, ist unumgänglich nothwendig: Die naturgemäſse und gründliche Leselehre oder Anleitung zum richtigen Gebrauche des Ersten Elementarbuchs im richtigen Sprechen und Lesen u. s. w. von demselben Verfasser." Wer dieser Verf. sey, erfährt man erst, wenn man No. 3. zur Hand hat. Übrigens kann diese Fibel richtig gebraucht werden, ohne dass man eine besondere Anweisung zum richtigen Gebrauche derselben besitzet. Sie stellt die einzelnen Buchstaben hin, dann Sylben, dann Worte von Einer und mehreren Sylben, zuletzt zusammenhängende Sätze.

In No. 3 findet man übertriebene Lobpreisungen der Lautmethode. Übertriebene Lobpreisungen nennen wir sie deſswegen, weil die Lautmethode nicht bloſs die Fertigkeit im Lesen schneller befördern, sondern auch die Selbstthätigkeit und andere Kräfte der Schüler in Anspruch nehmen und bilden soll, was bey anderen Methoden nicht der Fall sey. Aber wir sind überzeugt, daſs das „Eintrichtern in das Gedächtniſs" bey der Lautmethode eben so gut, wie bey anderen Methoden die Hauptsache ausmachen muſs. Denn bey der Lautmethode muſs dem Schüler die Lautfigur, und der Laut in Verbindung mit der Figur, so lange vorgesagt und dem Gedächtniſs eingeprägt werden, bis der Schüler bey der Figur sich sogleich an den Laut erinnert und denselben ertönen läſst. Geht dieses Erinnern an den wahren Laut bey jeder Figur so schnell von statten, daſs die Töne von den Figuren, die zu einem Worte gehören, gleichsam in einander verschmelzen: so ist die erste Stufe des Lesens von dem Leseschüler erstiegen, und zwar durch die Hülfe seines Gedächtnisses ohne besondere Selbstthätigkeit. Was S. 5 §. 4. von der Leselehre, als einem wichtigen Bildungsmittel für den Verstand des Zöglings, gesagt wird, leidet bey der Buchstabiermethode eben so gut Anwendung, als bey der Lautmethode. Übrigens wollen wir gern zugeben, daſs die Buchstabiermethode der lange, die Lautmethode aber der kurze Weg zum Ziele sey. Auch die Anweisung, welche Lehrer hier finden, wie sie ihren Unterricht in der Lautmethode geben sollen, ist nicht unzweckmäſsig.

No. 2 unterscheidet sich von anderen dadurch, daſs am Ende jeder Seite unter einer Linie Striche, Ziffern und Buchstaben stehen, zum Nachzeichnen auf einer Schiefertafel. Übrigens ist auch der richtige Stufengang vom Leichten zum Schwerern in dieser Fibel beobachtet. Die Eintheilung in zwey Abtheilungen ist aber ohne Nutzen.

No. 4 wird als Leitfaden bey dem ersten Unterricht im Buchstabieren und Lesen mit Nutzen gebraucht werden.

K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halberstadt, b. Vogler: *Der Lindenhain.* Erzählungen und Spiele für heitere Seelen. Erstes Bändchen, von *Chr. Niemeyer*, Verfasser des Heldenbuchs und Deutschen Plutarch's. 1818. 231 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nach dem Vorbilde des grossen Meister's *Boccaz* haben in neueren Zeiten viele Schriftsteller einzelne Erzählungen und Novellen zu Einem Kranze verbunden, der als solcher, nach Form und Anordnung, als ein Ganzes betrachtet werden muss, indess auch die einzelnen darin aufgenommenen Blumen und Zweige besondere Berücksichtigung erheischen.

Die Art und Weise, wie der Vf., — dessen auf dem Titel genannte frühere schriftstellerische Arbeiten einem anderen Felde der Literatur, dem rein historischen, angehören, — hier einen Kreis von Freunden sich im Lindenhain versammeln, und die einzelnen Glieder desselben als Erzähler auftreten läfst, hat viel Gefälliges; die Übergänge selbst sind so leicht und gemüthlich ansprechend, dass hieraus eine gar günstige Erwartung für die Erzählungen selbst erwächst.

Das erste Gemälde: „*Der Hasenschütze*" überschrieben, erzählt, wie um des Burgemeister Strassmanns Tochter der Gerichtsamtmann Schmächtler warb, jene aber, wider des Vaters Willen, den Stadtschreiber Ehrenhold lieber hatte. Jedoch wird am Schlusse, wie vorherzusehen war, des Burgemeisters Sinnesänderung bewirkt, und die glückliche Verlobung der beiden Liebenden erfolgt. Die Lösung dieses in der ganzen Anlage so alltäglichen Knotens geschieht dadurch, dass der Vater dargestellt ist, als ein leidenschaftlicher Jagdfreund, der aber noch *nie etwas* geschossen hat; um ihm eine Jagdfreude zu machen, ist ein Hase eingefangen, der bey einer feyerlichen, im Garten veranstalteten Jagd losgelassen und geschossen werden soll. Der Gerichtsamtmann giebt den Rath, damit der Hase nicht zu schnell durch die Hecken laufe, ihn etwas Behinderndes anzuhängen; dazu wird in der Eile ein Beutel gewählt, worin wichtige Magistratsdocumente, die Stadtschlüssel und das Dienstsiegel verwahrt sind. So wird der Hase entlassen, der Burgemeister schiesst, fehlt, und jener entläuft. Die mitgenommenen Urkunden werden von den vorgesetzten Behörden in demselben Augenblicke eingefodert, der Burgemeister, in gröfster Verlegenheit, zürnt auf den Amtmann, der den unglücklichen Rath ertheilt hatte, und giebt dem Stadtschreiber, da er den Hasen und die verlorenen Documente zurückbringt, versöhnt und glücklich seine Tochter. Ob diese Zusammenreihung der Umstände wahrhaft humoristisch sey, oder ob sie von einem gänzlichen Mangel an verständiger Überlegung, die der Humor vor allen erfodert, zeige, mag jeder Leser selbst beurtheilen.

Die zweyte Erzählung, mehr im historischen Novellentone, und von ernsterem Charakter, ist dem Vf. besser geglückt, als jene erste; wir entsinnen uns ein Vorbild gelesen zu haben, wonach sie gearbeitet ist, können es aber in diesem Augenblicke nicht nachweisen.

In dem dritten Gemälde, welches recht leicht versificirt, und nach S. 104, aus dem Ricciardetto des *Fortinguerra*, entlehnt ist, travestirt Hr. *N.* die durch *Wieland* den Deutschen zuerst recht bekannt gewordene, und nachher von *Nicolai, Alxinger*, u. a. fortgebildete, phantasiereiche Weise des romantischen Heldengedichts. Wenn wir mit Recht in *Fortinguerra's* fast planlosem Gedichte den immer lebendigen Spott über die Entweihung des Christenthums durch die entartete Priesterschaft bewundern: so treffen wir dagegen in den hier gegebenen Stanzen verfehlte Späfse, die nichts von dem gefälligen Witze des Vorbildes haben; man höre nur (S. 95):

„Der Herr von Montalban, als er diess höret,
Verzieht er jämmerlich das Angesicht,
Vergleichbar einem, der aus Zwang verzehret
Von *Quitten* oder *Schlehen* ein Gericht.
So will ich, seufzt er, was dein Sinn verwehret,
Aufsparen: aber keinen *Rettich* nicht
Ist mir das werth, was Kunst zur Schönheit füget.
Was die Natur mir gab, o das genüget!" —

„*Das unterbrochene Opferfest in Sachsen*", die dann folgende Unterhaltung der Versammlung in Lindenhain, in den Zeiten Karls des Grossen spielend, erinnert an die eine kurze Zeit hindurch Mode gewordenen Ritterromane, deren Vff. in dieser Sphäre ihr Musenross gar bald müde tummelten, und nun doch, ohne die Theaterdecorationen, die man dem Ritterwesen und dem früheren Zeitalter zutheilt, aufzutreten, nicht gerathen halten. Jedoch ist die Einfachheit der historischen Mittheilung, die des müssigen Schmuckes des Geisterwesens nicht bedarf, in Hinsicht der vorliegenden Erzählung zu loben. Weniger glücklich ist Hr. *N.*, wenn er ko-

misch seyn, oder wenn er scherzen will, wie dieses die nächste Erzählung beweist, wo er denn sogar die vielfach abgedroschene Anekdote von „*Casimir* und *Casimich*" (S. 150) aufwärmt, um die jämmerliche Personalität des Drosten Banko zu zeichnen. Die Art und Weise, wie er weiterhin die Schattenseite des Landlebens festhält, und wiederholt den widerlichen Eindruck schildert, welchen im Verfolg der Landwirthschaft die Geruchsorgane erhalten, z. B. S. 204, wo August „*über und über bespritzt, und dabey gar unwonnig duftend vom Schafstalle und den Salben, begeistert seine nette Therese in die Arme schliesst*, oder S. 205, wo Hr. *N.* in der „*Käsekammer*" ausruft: *Hilf Himmel! welch ein Geruch! welche Legion ekelhafter Maden!*" — oder S. 206, wo Theresen „*das wohleingerichtete Institut der jungen Borstenträger in einem Tutti das Zetermordio aus den vollgepfropften, finsteren, alle bisher erprobten Düfte bey weitem übertreffenden Ställen entgegen krieschte;*" ist wohl keine sonderliche Gabe „für *heitere Seelen.*" — Vor Allem der Schriftsteller, der für die allgemeine Unterhaltung schreibt, muss seine Leser in den Spielen des Scherzes und Frohsinns zu sich heraufziehen und sie für das Reine, Hohe und Schöne gewinnen, nicht aber in den Schmutz des gemeinen Lebens herabsinken, und dort verweilen und die Seligkeit der Liebe vorkommen lassen.

Der Vf. bezeugt durch diese Ausstellung unbezweifelt, dass er mehr Beruf habe für geschichtliche Compilationen, oder für frey erzählende Dichtungen; für Humor, Witz und Satire verräth er gar kein Talent.

W. W.

Dresden, b. Arnold: *Sämmtliche Schriften* von *Gustav Schilling*. 41 Band. 1817. Enthält: *Freudengeister*. 175 S. (21 gr.) 42 Band. 1817. Enthält: *Die Bedrängten*. 245 S. (1 Rthlr. 8 gr.) 43 Band. 1818. Enthält: *Der Roman im Romane*. 44 Band. 1 Th. Zweyte verbesserte Auflage. 198 S. 2 Th. Zweyte verbesserte Auflage. 198 S. (2 Rthlr.) 45 Bd. 1818. Enthält: *Die Heimsuchung*. 176 S. (21 gr.) 46 Band. 1818. Enthält: *Blätter aus dem Buche der Vorzeit*. 208 S. (1 Rthlr. 3 gr.) 47 Band. 1818. Enthält: *Orangen*. 2te Aufl. 272 S. (1 Rthlr. 8 gr.) 48 Band. 1818. Enthält: *Flämmchen*. 198 S. (1 Rthlr.) 49 Band. 1818. Enthält: *Die Versucherinnen*. 2te Aufl. 192 S. (1 Rthlr.) 50 Band. 1819. Enthält: *Das Teufelshäuschen*. 168 S. (20 gr.) II Sammlung. 1819. 1 Band. Enthält: *Der Mann wie er ist*. 3te Aufl. 256 S. (1 Rthlr. 6 gr.) 2, 3, 4 Bd. Enthält: *Verkümmerung*. 1 Th. 222 S. 2 Th. 218 S. 3 Th. 211 S. (Alle 3 Theile 3 Rthlr. 6 gr.) 5 Band. Enthält: *Heimchen*. 164 S. (21 gr.) 8.

Die Manier des Hn. *S.*, eines unserer anmuthigsten und beliebtesten Erzähler, ist so bekannt, und auch in diesen Blättern (1818. No. 51 und 1819. No. 229) bereits so gewürdigt, dass diese Sammlung einer weitläuftigen Anzeige nicht bedarf. Wir heben nur Einiges aus.

Die Flitterwoche, ein niedlicher Ehestands-Schwank. *Das seltsame Brautgemach*. In einer Eiche nämlich, wo die Liebenden auf der Flucht zusammentreffen. Ebenfalls ein Schwank, in dem der satirische Theil das Vorzüglichste ist. *Der Fressdreier* hat uns etwas zu trivial und geleckt geschienen, und ist ohne bedeutendes Interesse. *Die Commandantinnen*. Ein Beytrag zur Geschichte von Krähwinkel, hat uns am wenigsten angesprochen.

Der Roman im Roman (im 44 Bande) ist eine der gelungensten Arbeiten des Dichters. Die Abentheuer Angelos, der Prinzessin Auguste und der Amalie, sind mit den Liebes-Begebenheiten des Autors, Malchens, Röschens, des von Eschen, durcheinander laufend erzählt. In jener Geschichte ist der erhabene, düstere Ton, in dieser der leichte, gefällige vorherrschend. Beide sind höchst anziehend; ja die erste tief ergreifend. Der Vf. bedurfte nicht der oft etwas romanhaften und unwahrscheinlichen Ereignisse, um dennoch Interesse zu erwecken. *Die Heimsuchung*. Mehr von der scherzenden als ernsten Gattung. Obwohl auch Hr. *S.* in jener Meister ist: so ist doch die eigentliche Hauptgeschichte, die natürliche Entwickelung einer anscheinenden Gespenster-Geschichte, mit zu grellen Unwahrscheinlichkeiten angefüllt, und das Ganze mit zu losen Fäden verknüpft. Bey der hier eingewebten wahren Ahnungs-Geschichte, die sich übrigens ebenfalls ziemlich natürlich erklären läfst, kommt man auf die Idee, warum bey der jetzigen, von Fouqué und Consorten angeregten Spectromanie nicht einem unserer vielen rüstigen Schriftsteller eingefallen ist, eine Sammlung von *Ahnungs-Geschichten* zu liefern, wozu man beynahe selbst in jeder Gesellschaft Beyträge erhalten kann, da der Glaube an Ahnungen noch so allgemein verbreitet ist, und Psychologen selbst über das menschliche Ahnungs-Vermögen noch nicht im Klaren sind, indess durch kritische Beleuchtung so vieler dergleichen Ereignisse doch mehr Licht darüber verbreitet werden würde.

Der 48ste Band enthält mehrere kleine Erzählungen, unter denen *Hänschens Engel* und *das Gebet des Herrn*, ein Seitenstück dazu, wie zwey Edelsteine hervorstrahlen. Wahre Meisterstücke in der rührenden, alle Seiten des Herzens mit wehmüthiger Harmonie ergreifenden Gattung.

Das Teufels-Häuschen dagegen im 50sten Bande ist an Verwickelung, Begebenheiten und Charakteren zu arm, um durch irgend etwas anderes, als *Schillings* launigen Erzählungston, zu unterhalten.

Der 1ste Band der zweyten Sammlung enthält: *der Mann wie er ist*; eine sehr interessante Hof- und Weltgeschichte, der 2te 3te und 4te Band: *Verkümmerung*. Ohne Zweifel in Absicht der Charakterschilderung, der Lebensweisheit und der zart gesponnenen Ökonomie, die Krone aller *Schillingi-*

schen Romane. Mit welcher Tiefe der Menschenkenntniss ist nicht Victor, Marder, Lina, Gertrud, Victorine, ja selbst die unbedeutendsten Neben-Charaktere gezeichnet! Welchen Reichthum, welche Tiefe dieser Menschenkenntniss entfaltet der Vf. nicht in Marders Gesprächen mit Gertrud! Eben so reich ist das Ganze an ergreifenden Situationen. Nur hat uns die allzu rasch abgebrochene Entwickelung, vorzüglich in Absicht des auf Gertrud gefallenen Verdachts der Vergiftung ihrer Vorgängerin, nicht befriedigt. Auch die moralische Tendenz dieses Romans, nachdem Victor in der 3ten Ehe mit seiner sanften, stillen, einfachen ersten Geliebten, Victorine, gegen die Schicksals-Stürme gesichert wird, ist trefflich. Wir können diese interessante Lectüre nicht dringend genug empfehlen.

Der 5te Band enthält *die Kammersänger*, eine allerliebste Erzählung der Liebschaft eines armen Studenten mit einem gegenüber wohnenden armen Mädchen, welche durch ihren Kanarien-Vogel und seinen Hänfling angeknüpft wurde. Weniger hat uns die *Fürsprecherin* angezogen, in der von Erzens Charakter nicht gehörig gehalten zu seyn scheint. Rührend und ergreifend ist dagegen: *Trudchen und Gustel;* das kurze Leben und der Tod eines reichen und eines armen Kindes; nur erscheint der Eingang der Schulstunden mit dem Reste ganz ohne Zusammenhang. Das letzte: *die Kränze der Mime*, die Geschichte eines talentvollen Mädchens von Stand, das, zum Unterhalt ihrer Mutter, sich der Bühne weiht, ist ebenfalls interessant.

Welche Nation hat wohl einen Schriftsteller aufzuweisen, der, wie *G. Schilling*, seiner erstaunenswerthen Fruchtbarkeit ungeachtet, sich nie erschöpft, nie wiederholt, und wenn auch seine Producte unmöglich alle von gleichem Gehalte seyn können, doch immer neue und frische Blüthen in seinen Kranz flicht?

Was übrigens die spielenden und kindischen *Neben*-Titel, *Heimchen*, *Flämmchen*, *Freudengeister*, welche diese Schriften führen, bedeuten sollen, begreifen wir nicht wohl. I — S.

COBLENZ, b. Hölscher: *Sämmtliche dramatische Werke* von D. *Georg Reinbeck*, Königl. Würtembergischem Hofrathe und Professor. Nebst Beyträgen zur Theorie der Deutschen Schauspieldichtung und zur Kenntniss des gegenwärtigen Standpunctes der Deutschen Bühne. Vierter Band. 1819. XLIX u. 350 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1820. No. 13.]

Den Anfang macht eine Französische Beurtheilung der *Schillerischen Maria Stuart*, und des Hn. *R.* Beleuchtung dieses Urtheils, in der er vorzügliche ästhetische Kenntnisse beurkundet. Dann folgt *Gordon und Montrose*, Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Hr. *R.* beklagt sich in der Nachschrift S. 187 über ein von Hn. *Böttiger* in der Abendzeitung über dieses Stück gefälltes Urtheil; unserer Ansicht nach aber grösstentheils mit Unrecht. Hr. *B.* hat das Stück nach der Darstellung zu Dresden beurtheilt, und da sind ihm manche Dinge allerdings unrichtig als Versehen aufgefallen, z. B. die *weinumrankte Hütte*. Montrose meint in der angezogenen Stelle die Schweiz, wohin er mit Jenny flüchten will; spricht diess aber nicht so klar aus, dass man *von der Bühne* diess nicht hätte missverstehen können. Dagegen sind Hn. *B.* viele Mängel des Stücks entschlüpft, welche die meisterhafte Darstellung verschleyert hat. So ist z. B. die Einleitungs-Scene der Diener im 1 Act doch so *trivial* als möglich. Sie sprechen nur vom *Essen* und zwar auf die gemeinste und pöbelhafteste Art. So z. B. *Puk*.

„Weisst du was? Wir wollen uns hinter sie stellen, und wenn sie sich die köstlichen Bissen vorlegen, und sich nur umsehen, flugs nehmen wir den Teller weg, und essens auf, damit sie's nicht bekommen.

Starve.

Da hast du recht, das lass uns thun, und wenn wir *platzen*, was thuts! Wer *platzt* nicht für Altschottland gern."!!!

Der Zweck dieser Scene soll wohl seyn, die Volksstimmung zu bezeichnen. *Dazu* hätten aber nicht so ekelhafte Conversationen gewählt werden sollen. Das Urtheil *Bs*. über die 8te Scene des 4ten Actes S. 137 zwischen Jenny und Robert müssen wir allerdings unterschreiben. Mag nun diese Scene wirklich eine Nachahmung der Mortimerischen Scene in Maria Stuart seyn, oder nicht; so ist sie doch hier durchaus ausser Roberts Charakter, und gerade diess beglaubigt die *Böttigerische* Ansicht.

So wenig wir übriges im Ganzen die Ökonomie des Stücks tadeln, oder den Werth einzelner Situations-Anlagen verkennen: so gehört doch offenbar unter die Mängel, die Hn. *R.* bey der Darstellung entschlüpft sind, ein Theil der Charakterzeichnung und die Sprache. Der Charakter der Sara ist ganz verzeichnet; sie soll eine gutmüthige Amme vorstellen, wie etwa die in *Shakespeares* Roman, ist aber gemein und zwar ekelhaft gemein. Man sehe nur z. B. S. 61:

„Werd ich wirklich
als *süsse* Braut, mein *süsses* Kind bald grüssen?
und dieses Herzchen
wie's *hammert*.

S. 67: *Sara* zu dem Knaben.

„bist du es kleiner *Mehlwurm?*
Sieh doch! bist du nicht in das *gute Brot*
von unserer Ehre so mit *eingebacken*
Und hast dich dann daraus *hervorgenagt*,
dass es *zerbröckelt*, auseinander fiel u. s. w.

Die ganze Scene ist übrigens widerlich. Dass Tiefe und innere Wahrheit in der Charakterzeichnung fehlen, hat Hr. *B.* ganz richtig ausgesprochen. Überhaupt bietet sich kein einziger Charakter dar, den man nicht in Romanen schon angetroffen hätte; an Individualisirung ist also nicht zu denken. Auch Douglas, den Hr. *B.* ausnimmt, möchten wir nicht ausnehmen. Noch eher Robert, wenn er auch in den letzten Acten mehr schwankt, als er selbst bey seiner Leidenschaft für Jenny dürfte.

Am meisten schadet aber diesem Stücke theils die allzugrosse Geschwätzigkeit, theils die überhäuften, grösstentheils unedlen und incorrecten Gleichnisse und Bilder; theils die unreine Sprache und nachlässige Versification.

Beyspiele: S. 14. *Milford.*

Ist wohl die Luft in einer Stunde rein hier?

Karl.

Ich lasse räuchern, wenn sie draussen sind.

S. 16. *Monk.*

Ein Aderlass zur rechten Zeit.

Mylord

Verhindert, dass nicht alles Blut verdirbt.

S. 19. *Vane*

Ist süss sein Sekt, mag sauer seyn die Miene.
Man nimmt den Honig und erstickt die Biene!!

Ebendas. *Douglas.*

Ihr seyd nicht bey der besten Laune, Graf.

Robert.

Seyd's, wenn die todten Mauern euch angrüssen!

S. 74. *Jenny.*

Warum strömt der Todesschauer zu dem Wonne-Becher mir?
Lass *mich* doch erst *mich* darin berauschen u. s. w.

S. 75.

Dieser Silberbach, er flüstert *süss* schweigend in der Liebe *süss* Geschwätz, —
wie deine Silberwelle hüpft ihr Fuss
und ihre Zunge flüstert *süss* wie du!!!

S. 77 erscheint wieder der *schwatzende* Bach, und die *Felsen* sollen sogar zu *Furien* werden! Der S. 78 eingeflickte Barde ist doch, wie *B.* mit Recht bemerkte, ein Anachronismus, der hier nur zur Verbrämung und Verstärkung des Effects dienen sollte. Zu den übertriebenen und unnatürlichen Bildern gehört z. B. S. 91, wo Jenny sich durch 19 Zeilen, mit einem Reh vergleicht.

S. 99.

„so eine von den Grillen
die, *gleich* der *Mott*, aus *Moder*
sich erzeugen!" — Pfui!

Doch genug! Wir würden nicht diese Beyspiele angeführt haben, wenn uns nicht Hn. *Rs.* äusserste Reizbarkeit bekannt wäre, der sogar S. 205 dem würdigen *Böttiger* hämischen Geifer Schuld giebt, mit dem er den *bespritze*, den er misshandeln wolle. Ist das die Sprache, die einem gebildeten Manne, die unter Gelehrten sich ziemt? Die vielen Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. S. 158:

Unendlich Mitleid fasst um *euch* die Brust mir;

die *vielen* Härten und Nachlässigkeiten im Versbau anzuzeigen, fehlt es an Raum. Hr. *R.*, der schätzbare ästhetische Kenntnisse besitzt, wird sie bey nochmaliger Durchsicht leicht selbst finden.

Der Dichter, Lustspiel in einer Abtheilung. Diess kleine Stück ist recht artig dialogisirt und versificirt. Diese Gattung scheint Hn. *Rs.* Talent weit mehr, als das tragische zuzusagen. Warum es übrigens der *Dichter* heisst, sieht man nicht; denn *diese* Eigenschaft Walters hat übrigens gar keinen Einfluss auf die sehr leicht gesponnene Intrike. *Unbesonnenheit* und *gutes Herz.* Lustspiel in einer Abtheilung nach einer Erzählung von Sarazin. Eben auch ein ganz artiges Nachspiel, leicht durchgeführt und unterhaltend. Die Unwahrscheinlichkeiten kommen bey dieser Gattung nicht in Anschlag.

Wenn übrigens Hr. *R.* mit uns so wie mit Hn. *Böttiger* grollen will: so geschehe es mindestens auf eine humanere und mit dem bekannten *didicisse fideliter* u. s. w. vereinbare, den gelehrten Stand nicht den Laien preisgebende Weise. Er bedenke, dass man nicht nur ein sehr rechtlicher, sondern auch ein sehr gelehrter, einsichtsvoller und kenntnissreicher, also der öffentlichen Achtung in mehr als einer Hinsicht werther Mann seyn kann, ohne für den Kothurn besonderes Talent zu besitzen, oder überhaupt als Dichter sich über das Mittelmässige zu erheben.

C —

ZERBST, b. Füchsel: *Die Versuchung* von *Karl Friedrich.* 1818. Erster Theil 140 S. 8. Zweyter Theil 152 S. 8. (1 Rthlr.)

Den Titel dieses Romans kann man im Inhalte nicht wohl erklärt finden. Linden, der Held des Romans, verführt S. 29 ein edles Mädchen Marie; was in seinem, so wie ihrem Charakter durchaus nicht gehörig motivirt ist. Diese Begebenheit schürzt eigentlich den ganzen Knoten, der aber durch die zwey Theile so wunderbar verschlungen ist, dass selbst der aufmerksamste Leser Mühe hat, sich aus dem Labyrinthe zu finden, in das ihn der Vf. führte. Nataliens Charakter ist noch am besten gehalten. Die Sprache ist rein; übrigens das Ganze nichts anderes als eine Masse von Begebenheiten ohne belebenden Geist.

R. S.

LEIPZIG, in der Dyk'schen Buchhandlung: *Die Feierabende in Mainau.* Von *Friedrich Jacobs.* Erster Theil. 1820. 269 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein durch Spuk- und Gespenster-Geschichten oder durch mystische Träumereyen verwöhnter Leser wird an diesem nüchternen und heiteren Büchlein keine Freude finden: wem aber ein gesunder Sinn, eine reine Phantasie, unbewölkte Beobachtung der Dinge in der Welt, wie sie sind, und wie sie, mit Verstand benutzt, des Menschen edelste Zwecke befördern — noch etwas werth sind, und wer eine einfache, würdevolle Sprache dem Bombast gewöhnlicher Romanschreiber vorzieht, der wird diese Lectüre für sich, und noch besser für seinen stillen häuslichen Cirkel wählen, und sich vielfach ermuntert, belehrt, gestärkt fühlen. *Vossens* Luise und diese Feierabende in Mainau sind Schriften so verwandten Zweckes, dass wir nur an jene erinnern dürfen, um diese, ohne dem Interesse des Lesers vorzugreifen, bestimmter zu charakterisiren.

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

THEOLOGIE.

Maynz, b. Kupferberg: *Der Apologet des Katholicismus.* Eine Zeitschrift zu Berichtigung mannichfaltiger Entstellungen des Katholicismus. Für Freunde der Wahrheit und der Bruderliebe. Herausgegeben von Dr. *Gratz*, Prof. an der kathol. theol. Facultät der Preuss. Rheinuniversität zu Bonn. 1 Heft. 1819. 92 S. 8. (12 gr.)

Rec. ist, so gewiss, wie die Redaction dieser A. L. Z. selbst, nicht geneigt, diese beginnende Zeitschrift in der Beurtheilung ihres eigenen Werthes je entgelten zu lassen, dass sie, nach einer einzigen, soliden und im würdigen Tone der Überzeugung redenden Abhandlung, das Übrige des Heftes S. 71 bis 72 mit einem transcendent-polemischen *Anhange* füllt. Denn ist es nicht bey zehnfacher Protestation gegen Polemisiren und bey vielem Berufen auf (die immer allzu zweydeutige) Nüchternheit nur ein um so auffallenderes Kriegsgeschrey, dass dieser Anhang schon in seiner Überschrift die nur allzuwahre Schrift von *Voss* gegen die Art und Weise, *wie und warum Friedr. Gr. v. Stolberg* mehr zum Papstthum als zum Katholicismus übertrat, und in der Folge durch eine, häufig die Geschichtwahrheit verfälschende sogenannte Religionsgeschichte und durch mancherley, allerdings bey Beschwörung des neuen Glaubensbekenntnisses ihm zur Pflicht gemachte Proselytenmacherey dafür gearbeitet hat, im Tone der Alleinrechthaberey eine *Lästerschrift* zu nennen sich herausnimmt, und dennoch, nicht einmal worin das Unwahre, noch weniger worin das Lästernde bestehe, anzeigt? Ist dieses die angepriesene Toleranz und gar Bruderliebe? oder heisst dieses nicht zuerst Injurien, Invectiven und Ehren-Angriffe aussprechen? was des neuen Apologeten sogar dann unwürdig wäre, wenn er, (wie er mit keinem Worte thut,) Mehreres zu widerlegen und als unrichtig zu überweisen, sich fähig gezeigt hätte. Nicht jede Schrift, welche Laster entdeckt, lästert. Nicht einmal gegen das Papstthum hat *Voss* (wie doch Hr. *G.* S. 74 ohne allen Beweis und, leider! im Tone der Felderisch-Mastiauxischen, bey allen gutdenkenden Katholiken berüchtigten Blätter, gegen Ihn die katholischen Leser bereden will) „*niedrige Schmähungen*" ausgesprochen. Ein ächter Protestant kann diess nicht. Er ist nicht polemisch und zum Alleinrechthaben erzogen. Nur wer die sichere Gemüthsruhe freyer Überzeugung *nicht* hat, wird leidenschaftlich, und schimpft Laster-Rügen als Lästerschriften. Noch weniger hat *Voss* die *katholische Kirche* gelästert, welche vielmehr Er und wahrheitliebende Forscher von dem Papstthum, das in ihr ist, aber nicht sie selbst ist, zur Ehre des Katholicismus genauer unterscheiden lehren, und in mehreren Stellen nachdrücklich und weislich warnend unterscheidet. Oder sollte vielleicht der neue Apologet Lust haben, das, wodurch das Papstthum für seine historisch und rechtlich unhaltbare Anmassungen kämpft und streitet, als etwas der katholischen *Kirche* Nöthiges und Wesentliches unter die Flügel seiner Apologetik zu nehmen? Hätte er dann nicht die dringendste Veranlassung gehabt, wenn er je die Vertheidigung dessen, was insbesondere *den Convertiten Stolberg* betrifft, ihm selbst und seinen Particularfreunden überlassen wollte, mit der Gewissenhaftigkeit eines Kirchenhistorischen Forschers zu erklären, ob dasjenige historisch unrichtig sey, was Dr. *Paulus* in der III Beylage des III Sophronizon-Heftes über alle die unwahren Wendungen klar deducirt hat, mit denen *Stolberg* unter dem Titel: „*Vorrang* des Bischofs von Rom" endlich unvermerkt „*alle die wesentlichen Rechte der Nachfolger des heil. Petrus*, welche kein Kaiser und König zu schmälern, noch zu vergrössern vermöge", als etwas durch die älteste Tradition, ja *selbst durch den Sohn Gottes festgesetztes* gefunden zu haben, den Gläubigen auf historische Treue und Glauben versichert. Nicht weil *St.* nach Überzeugung zur katholischen Kirche übertrat, wurde und wird strenge gegen ihn gesprochen, sondern weil er durch Verdrehungen und Verfälschungen der Geschichte, von denen er selbst nicht überzeugt seyn konnte, und durch Vorwürfe gegen den Protestantismus (als Weg zur Atheisterey u. dgl.) wie er sie gewiss selbst nicht glaubte, seinen Übertritt beschönigen und mit andächtelndem Redeprunk als Halbwisser die noch Unwissendern übertäuben zu wollen nicht aufhörte.

Nichts ist leichter, aber auch nichts ungenügender, als der, nur eines Controverspredigers, nicht eines Apologeten, würdige polemische Kunstgriff, eine Schrift, welche, wie die *Vossische*, classisch im Vortrag und unvergesslich im Inhalt bleiben wird, und deren ganze Form und Haltung schon eine Stufe von Sprach- und Geistes-Bildung, wie Luther sie,

aber nicht in der Unfreyheit, zu erreichen lehrte, beweist, in einer beweislosen Declamation unter die „*neuesten Lästerschriften* und Predigten des *Vernunft-Unglaubens*" (welch ein ungestaltes Lieblingswort der Unvernunft!) setzen zu wollen, und dadurch gläubig-unwissende von der Aufmerksamkeit auf den unwiderlegbaren Hauptinhalt zum Voraus abzulenken.

Dieser Hauptinhalt ist, um mit einem Worte alles kurz zu sagen, das Nachweisen der Intentionen, das Wasser trübe zu machen, damit die seit dem Mittelalter allmählich gewordene erbverdienstliche Oligokratie und erbtraditionelle Römische Kirchenmonarchie desto gemächlicher mit einander im Trüben fischen können!

Der katholischen *Kirche* selbst kann ein Apologet keinen schlimmern Dienst thun, als wenn er eine Schrift, welche von jenen Intentionen und Attentaten des Römischen Papstthums die neueren Spuren nachweist, und selbst nicht einmal gegen diese Verderbnisse im Tone einer Lästerschrift, sondern mit unabweislichem Nachdruck und mit unwiderstehlicher Würde redet, wie eine Lästerschrift, und zwar gegen die *katholische Kirche*, zu verschreyen und verhasst zu machen, für erlaubt und räthlich hält.

Bedenklich genug und sehr zu bedauern ist schon dieses, dass *innerhalb* der katholischen Kirche ein *solches* Papstthum, dessen Geschichte der religiöse Katholik lieber wie eine traurige Zulassung Gottes, wie eine jetzt hoffentlich nicht mehr mögliche Ausartung der Vorzeit vergessen lassen möchte, sich bis zu solchen Übertreibungen ausbilden und forterhalten konnte. Hat selbst *Stolberg* da, wo er bald von dem eigentlichen Werden des Papstthums hätte erzählen müssen, seine angeblich kirchenhistorischen Decorationen und Ausschmückungen der Tradition doch zu schliessen für räthlicher gehalten. Und der in der ersten Abhandl. so behutsame neue Apologet nimmt es sogar auf sich, die Nachweisungen von Fortdauer jener *päpstlichen* Übertreibungen, ungeachtet *Voss* dieselbe von der *Kirche* sorgfältig scheidet und unterscheiden lehrt, als etwas, das *gegen die Kirche selbst* gerichtet sey, anzugeben, und seine Kirche mit Vertheidigung derselben, als ob sie zu ihr wesentlich gehörten, zu belasten.

Sollte denn etwa der Herausg. des neuen Apologeten, welcher sich bisher durch kritisch-biblische Forschungen rühmlich bekannt gemacht, und dazu eine temporäre, der consequenteren Beschränkung von Rom, sobald es thunlich ist, gewiss wieder wie bey Isenbiel, Thaddäus u. dgl. ausgesetzte Zulassung glücklich benutzt hat, auf die politisch-historischen neuen Vorschritte des im Stillen sich gleich bleibenden Papstregiments allzuwenige Aufmerksamkeit gerichtet haben? In der Vorrede S. 11 ist er so unschuldig, zu bemerken: So stark in unseren Zeiten solche Gährungen (andere durch menschl. Überredungen zu gewinnen) in anderen Religionsgesellschaften seyn mögen: „*so gewahrt man doch von* (auf) *Seiten der Katholiken nicht das mindeste Bestreben, sich die Zeiterscheinungen zu Nutzen zu machen*". Hr. Gr. hat also nicht erlebt, dass die neuen Concordate dem höheren Klerus und durch ihn der Aristokratie wieder die Begünstigung von Rom sehr wichtig machen, dass man gegen das Geltendwerden des Diöcesanklerus die *Canones*, nämlich die neuen, seit Leo X. mit K. Franz einseitig gemachten, hervorruft?. Er hat die Missionen, welche Frankreich wie ein Heidenland durchstreifen, die Toleranzbeweise zu Nismes u. dgl. nicht erlebt? Er hat nicht erlebt, wie in Concordaten man die, der Hierarchie missfälligen Schriften wieder zu verfolgen sich einen Weg bahnte; nicht erlebt, wie vieles in den vortrefflichen „*Grundzügen über die Verhältnisse der kathol. Kirche in den Deutschen Bundesstaaten*", allzudeutsch und nicht Römisch genug von dem Haupt der *chiesa romana* erfunden worden ist? Freylich ist es eine sonderbare, jenen beharrlichen Übertreibungen nur allzu vortheilhafte Angewöhnung, dass so viele Weltliche und Geistliche, besonders die von der Pflicht als Grund der Rechte nicht ausgehenden, gern nach Convenienzen und Umständen regierenden Politiker und Diplomatiker, auch die seltsamsten und den Zeiteinsichten widerstreitendsten An- und Aussprüche, welche man von dem mächtigsten Monarchen nicht ohne Gegenrede sich gefallen lassen würde, doch, wenn sie unter dem Namen Sr. päpstlichen Heiligkeit von Rom ausgehen, wie eine Herkömmlichkeit, die man nun eben zu ertragen habe, zulassen, und höchstens etwa durch Unterscheidung der Römisch-päpstlichen Curie von Sr. päpstlichen Heiligkeit selbst zu mildern oder abzulenken suchen; wie wenn nicht doch alles, was diese Curie sich herausnimmt, unmittelbar unter den Augen und mit Genehmigung des Römischen Oberhauptes geschähe, welches zwar im Kirchenstaate Regent, im Kirchenregiment aber nur oberster Bischof, *Summus Pontifex*, nicht Souverain oder Regent ist.

Um so wichtiger ist es, dass Zeitbeobachter und vornehmlich solche Apologeten, welche gegen Enthüllungen des Papalismus und des oligarchischen Pfaffismus wie gegen „niedrige, die katholische *Kirche* herabsetzende Schmähungen" aufzutreten sich rüsten, zuvörderst die auffallendsten Vorschritte, durch welche ebendasselbe Kirchenregiment das Schlimmste voriger Zeiten aufs neue geltend zu machen trachtet und wie unverlierbare heilige Maximen ausspricht, mehr in Zusammenhang überblicken lernen. Welchen Stoff zu fast endlosen apologetischen Abhandlungen, die aber freylich nicht mit dem Ausruf: Lästerschrift! alles gethan zu haben wähnen dürfen, wird der neue Apologet und alle seine Mitarbeiter in folgender, durch unkluge Parthey-Ausbrüche gegen das *Vossische* Sophronizon-Heft hervorgerufenen Bestätigungsschrift finden:

STUTTGART, b. Metzler: *Voss und Stolberg, oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und*

Verdunkelung, zur richtigeren Unterscheidung zwischen Katholicismus und Papstthum. Von D. *C. F. A. Schott.* 1820. 458 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine Schrift, die in verdeutlichender Gesprächsform, nicht lästernd, aber urkundlich überweisend vieles Dunkle und Verdunkelnde ans Tageslicht hervorzieht. Vieles Particuläre in dieser Schrift beleuchtet nämlich alles das, was *Voss* durch ein lebendiges, mit Namen gegen Genannte durchgeführtes Beyspiel aus dem ganzen Betragen *Stolbergs* und seiner Associirten nach der Wirklichkeit an den in das Unheil verwickelten Individuen nachgewiesen hat. Hierüber erscheinen mancherley biographische, physiognomische, poetische und ironische Abfertigungen dieser und jener gegen *Voss* unkräftig versuchten Abfertigung. Alle diese bestätigenden Beleuchtungen so mancher Particularitäten mögen zwar den neuen Apologeten, hoffentlich, noch mehr bereuen lassen, dass er eine Schrift, die allerdings über das Betragen eines gepriesenen Convertiten vieles nicht Rühmliche entdecken musste, trotz ihrer Wahrhaftigkeit eine Lästerschrift und sogar eine Lästerschrift gegen seine Kirche genannt hat. Umfassender aber und bleibender als alle Particularitäten sind die damit unzertrennlich verbundenen, urkundlichen Darstellungen der neupäpstlichen Grundsätze, Maximen und Thathandlungen, welche dem Apologeten und seinen Mitarbeitern eine nicht allzu leichte Aufgabe machen, so dass sie zum voraus zu wählen haben, ob sie den guten Rath, redlichen Katholicismus vom factischen Papismus weit zu unterscheiden, annehmen wollen, oder aber, ob sie über die Rügen gegen das Papstregiment und seine Ausflüsse, wie über Schmähungen gegen die kathol. Kirche, statt der Apologie ein polemisch leeres Klagegeschrey zu erheben für das räthlichste halten. Wollen sie das Papstthum, wie es nach hier aneinander gereihten unleugbaren Manifestationen wirklich ist (nicht: wie es etwa nach einigen transcendentalen Idealisten seyn sollte), wie eine Kirchensache unter die Fittige ihrer Apologie nehmen: so will ihnen Rec. nach dem über alle Individualitäten hinaus historisch unleugbaren Kampfe der Zeit nur einige von den in der Schrift: *Voss* und *Stolberg*, vollständiger erörterten Fragen zum Vorschmack geben. Wie kommt es, dass das von Paul IV 1564 vorgeschriebene, für alle Kirchenbeamten gültige, aber auch auf Convertiten ausgedehnte Glaubensbekenntniss in 7 Sätzen des ersten Paragraphs das Symbolum der einst apostolisch genannten katholischen Kirche angiebt, in diesem aber alle weiteren, in 16 hinzugefügten Paragraphen, als unentbehrlich angegebenen Dogmen und Lehrbehauptungen noch nicht enthalten sind? Wie kommt es also, dass der Römische Papst selbst die Römischen Lehrzusätze von den altkatholischen so handgreiflich unterscheiden lehrt? wie, dass diese Lehrzusätze dennoch zu *dem* Glauben (S. 36. 70) gerechnet werden, „*ausser dem Keiner selig werden kann?*" wie, dass einer genannten Frankfurter Proselytin das Gelübde abgenommen wurde, allen Fleiss anzuwenden, damit jener wahre, katholische Glaube von *denen, die etwa ihrer Aufsicht anbefohlen werden*, gehalten werde? wie also, dass eine Proselytin, auch wenn sie etwa Erzieherin ist, die Proselytenmacherey an ihren Pfleglingen zu versuchen verpflichtet wird? Wie kommt es namentlich, dass im *Symbolum apostolico-catholicum* nur von einer heiligen, allgemeinen, *apostolischen Kirche* (S. 33 g) ohne alle Erwähnung der *Römischen* Autorität, und dann erst in dem *päpstlichen* Zusatz §. 15. S. 35 von einer *Römischen* Kirche als *Meisterin* aller anderen, und §. 16 von einem *Römischen* Pontifex, auch von wahrem Gehorsam, dem man ihm als Statthalter Jesu Christi zu schwören habe, die Rede ist? da doch die Römische Autorität jetzt der Gipfel der Tradition seyn soll. Ferner: wie wollen wohl die neuen Apologeten apologetisiren, dass der Griechisch-Russischen Kirche, wenn sie sich nur irgend zur Union mit der Römischen Papstmacht bereden lassen wollte, nichts von allem dem weitern „Ausdehnen" der päpstlichen Rechte (S. 12), nichts von dem *jus hodiernum circa episcoporum electionem, confirmationem etc.* angesonnen werden sollte? Und doch will so eben die Römische Papstmacht, nicht bloss als Curie, sondern wie apostolischer Pflichten halber, dasselbe den geduldigen katholischen Deutschen, auch denen, welche unter protestant. Regierung freyer athmen können, aufbürden und aufgelastet erhalten, auch den minder sachbelehrten protestantischen Regenten als *vigentem ecclesiae disciplinam* einreden, wie sie sich dieses in der allzu lange der richtenden Öffentlichkeit vorenthaltenen Exposition der päpstlichen Grundsätze (Rom von 1819) zur höchsten Angelegenheit macht! Welche Apologie wird dafür möglich seyn, dass Papst Pius VI erst noch 1778, und sogar von Justinus Febronius, d. h. von dem alternden Weihbischof von Gontheim, ein monarchisches Kirchenregiment (S. 329) für die Papstmacht in einem Sinn anerkannt wissen wollte, welchen sogar der Erzbischof von Trier nicht anerkannte, und den Grundsätzen nicht nur der Gallicanischen Kirche, sondern auch der meisten Deutschen Kanonisten entgegen fand? Mögen uns doch die neuen Apologeten klar und deutlich heraussagen, ob es möglich sey, dass der Papst selbst die Rechte seines Amts nicht genau wisse, und sie überspanne! Mögen sie uns sagen, wie gross und beruhigend die Eintracht einer Kirche sey, in welcher das Oberhaupt des Kirchenregiments weit mehr Rechte prätendirt, und wo es thunlich ist, ausübt, als ihm ein grosser Theil freyerer Kirchen- und Rechts-Gelehrten zugestehen zu können überzeugt ist? Dass die protestantischen Selbstdenker diese und jene Lehrauslegung anders, als in unwissenderen Zeiten, entwickeln, ist wenigstens ohne praktische Folgen, also höchstens für Schwachköpfe, welche noch meinen können, dass die Beseligung vom Dogmenglauben abhange, wirklich oder vergeblich beunruhigend. Wahrhaft beunruhigend aber muss doch der Kirchenzustand seyn, wo das Oberhaupt des Kirchenregiments, welches, so lange kein Concilium

anders entscheidet, interimistisch entscheiden soll, seine Amtsrechte viel anders auslegt und auszuüben sucht, als es Nationalconcilien, Kanonisten und Regierungen anzuerkennen vermögen. Hier ist die wahre Materie zu neuen, offenen Apologieen, wenn nicht des Kirchenglaubens, doch der noch weit wichtigeren Kirchenverfassung, deren so ungeheuere Differenzen und Ungewissheiten am Ende doch auch auf das Dogma von der alles entscheidenden Tradition und Kirchen-Infallibilität zurückfallen. Wie kann sich die Kirche infallibel über Lehren und Sitten gegen eine Menge solcher Differenzen aussprechen, wenn kein allgemeines Concilium mehr möglich ist, das doch nach den grosen, halbfreyen Kirchenversammlungen von Constanz und Basel alle 10 Jahre nicht fehlen sollte, um durch den heil. Geist die Reformation in Haupt und Gliedern unablässig fortzusetzen und deren Ausübung zu beaufsichtigen? Wozu ferner ein fortdauernder Entscheider über Glauben und Disciplin, wenn so viele Gutkatholische überzeugt sind, und wichtige Beweise geben, dass er zuviel sich selbst zuspreche und seine Curie nach diesen Grundsätzen forthandeln lasse? Macht man auch fernerhin die in der Noth erfundene Unterscheidung zwischen dem Papst und der päpstlichen Curie, wie unterscheidet man in jenem selbst den seine Rechte kennenden und beobachtenden, von dem, der die Übertreibungen theoretisch und praktisch zulässt, und sie jederzeit systematisch sanctionirt, auch wider die kirchliche Aristokratie des Episkopats sie behauptet, und eben desswegen die 4 Artikel der Gallican. Kirche (S. 341) und die doch auch dem Österreichischen Kirchenrecht gemäsen organischen Gesetze bey dem Concordat von 1801 immerhin verfolgt und desavourirt; wogegen die Kaiserl. Österreichische Regierung die Festhaltung der Landesfürstl. Genehmigung, *placetum regium*, damit nicht der geistliche Monarch allgemein einwirke, 1814 (S. 336), kräftig erneuerte. Mögen ferner die neuen Apologeten es etwa nur als eine temporäre, oder temporisirende, Defectibilität betrachten lehren, dass der päpstliche Cardinal-Legat seit 1806 in dem allgemeinen *Catechisme* für Frankreich und Italien *bey Strafe der ewigen Verdammung* dem Volke den strengsten Gehorsam gegen Napoleon *und seine Familie* auf die Seele band, weil dieser durch die von dem *Souverain Pontife*, den Chef der *eglise universelle* erhaltene Consecration ein *Gesalbter des Herrn* geworden sey (S. 355. 56). Apologetisiren werden sie denn doch müssen, warum der Oberaufseher des Glaubens und der Sitten diese grose Defectibilität nicht zum Heil der Seelen ohne Menschenfurcht sogleich berichtigt habe, ja warum Er nicht wenigstens seit 1814 das Verdammungsurtheil über die gegen Napoleon und seine Familie Ungehorsame, zur Ehre der Wahrheit und Legitimität, offenkundig revocirte. Noch schwerer wird die Apologie werden, dass die neueste Papstmacht wieder das Beyspiel gab, einen „Gesalbten Gottes", weil er weltlich sich am Kirchenbesitz vergriff, mit der geistlichen Strafe des Bannes und Fluchs, *excommunicationis et anathematisationis*, aus Gewalt des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus zu belegen, damit — „*Sie* erkennen, dass sie *unserer Herrschaft* und *unserem Stuhle* unterworfen seyn". (S. 358.) Dadurch wenigstens, dass dieses Anathema gegen den *ungebesserten* Napoleon wieder 1811 stillschweigend aufgehoben oder von Pius VII ignorirt, ja der immer gewalthätiger gewordene Napoleon (S. 367) doch als *geliebtester Sohn* Sr. Heiligkeit wieder anerkannt wurde, möchte die Apologie eines factisch erneuerten Bannrechts gegen Regenten nicht erleichtert werden. Die bey den Protestanten Toleranz und Bruderliebe so sehr vermissenden neuen Apologeten werden weiterhin, wenn sie die Papstansprüche mit den Regentenrechten in Harmonie gebracht haben werden, auch wohl dem Laienvolke klar zu machen haben, wie viel Toleranz und Bruderliebe darin liege, dass Pius VII noch 1809 S. 378 die Ehe mit „solchen, die sich zu einer ketzerischen Lehre bekennen", als von der wahren „katholischen Kirche (!) *verabscheut*", *beynahe wie die Ehe mit Ungläubigen* (welche doch der Apostel Paulus 1 Kor. 7, 13 nicht missbilligte) untersagt, und dass das Römerthum in Deutschen Ländern, welche den kathol. Mitchristen völlige Rechtsgleichstellung gewähren, zwar nicht Wessenberge, aber solche apostolische Generalvicare haben mag und wirklich hat, die (S. 382) nach dieser Römischen Toleranz und Bruderliebe die Gewissen binden, auch zum Voraus wenigstens der Alleinkirche die armen Kinderseelen durch Accorde erwerben und gewinnen wollen. Eben so augenscheinlich werden hoffentlich die neuen Apologeten die der Papalität eigenthümliche Toleranz und Bruderliebe aus der Erklärung Sr. päpstlichen Heiligkeit (S. 234. 240) zu deduciren wissen: *il est également faux et calomnieux, que le Concordat ait consacré la tolerance des autres cultes.* Diese sind vielmehr *condamnés et proscrits par l'Eglise Romaine.* Den Apologeten wird also nur die Wahl bleiben, ob diese Verdammung und Proscribirung der übrigen Culte in Frankreich (und folglich auch in Deutschland) ein von der katholischen Kirche zu unterscheidender Papismus und bloss Päpstlich-Römisches Kirchenthum sey, oder ob sie katholische Kirche und Römisches Kirchenthum mit einander vermischt zu apologetisiren für unvermeidlich halten.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

THEOLOGIE.

Maynz, b. Kupferberg: *Der Apologet des Katholicismus.* Herausgeg. von Dr. *Gratz* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Rec. erklärt offen, dass er die alt- und ächtkatholische Kirche zu lästern glauben würde, wenn er nicht den neuen Apologeten und allen katholischen Mitchristen die Wahl dieser wichtigen Unterscheidung zwischen Papismus und Katholicismus frey liesse, ja vielmehr sie ihnen als das einzige Hülfsmittel, um für den Katholicismus Apologieen möglich zu machen, in seiner äussersten Wichtigkeit zeigte. Wenn es die *katholische Kirche* selbst wäre, welche alle anderen Culte (Gottesverehrungen) proscribirte, und die Ehen mit protestantischen Mitbürgern zu verabscheuen befähle; wenn es den Ächtkatholischen als solchen obläge, alle Deutschen Religions-Friedens-Verträge vom Westphälischen bis auf den Wiener Congress als päpstlich annullirt und mit Protestation zurückgewiesen (S. 428) zu betrachten, und dagegen die Bulle *in Coena Domini* gegen Ketzer- und Klosterguts-Secularisirer als geltend zu verehren (S. 392); wenn es die katholische Kirche wäre, welche jede nicht vor einem kathol. Priester geschlossene Ehe (S. 389) für eine Nichtehe erklärte, alle von Priestern consecrirten Ehen aber nur von priesterlicher Gerichtsbarkeit abhängig machte (S. 390), also diese Hierarchie zur einzigen Richterin aller Familienbande erhöbe: welche Staatsverfassung wäre nicht genöthigt, alle solche Maximen für etwas mit den Pflichten und Rechten der nichtkatholischen Staatsbürger unverträgliches zu erklären, und also direct auf die Nothwendigkeit, Katholicismus vom Papismus streng und redlich zu unterscheiden, hinzuweisen und darüber einen festen Entschluss zu verlangen! Hat nicht das constitutionelle Baiern eben deswegen sich bewogen gefunden, seinen meist erst acquirirten protestantischen Unterthanen zuzusichern, dass das Concordat (in welches allerdings die Römischen Canonisten dem Baierischen Diplomaten und nachherigen Cardinal allzu vieles ultra-katholisches eingerückt haben) nicht gegen die Rechtsgleichheit der Protestanten ausgelegt und angewendet werden solle? Wer von dem Anderen verabscheut, proscribirt, verdammt, der Staatsvertragsrechte verlustig geachtet werden müste, der könnte und dürfte dem, welchen seine Religion und Kirche zu solchen antisocialen Gesinnungen nöthigte, nicht als Mitbürger sich gleichstellen. Der Katholicismus mag es immer dem Papismus lassen, dass dieser (S. 375) die Erhebung Preussens zu einem Königthum für eine Verletzung der Rechte des päpstl. Stuhls erst noch 1701 erklärte, und diese Behauptung, wie überhaupt keine seiner Übertreibungen, nie mit offener, würdiger Rechtsliebe revocirte. Aber sehr deutlich werden die neuen Apologeten alsdann zu erforschen haben, wie sich der ächte Katholicismus in allen diesen bedenklichen Puncten von dem Papismus wahrhaft rein und ungetrübt zu erhalten vermöge. Denn ein sonderbares Verhältniss entsteht allerdings, wenn eine Kirche in der Verlegenheit steht, entweder von den Maximen und Amtshandlungen des ersten Aufsehers ihres Kirchenregiments sich selbst gewissenhaft und sehr ernstlich zu unterscheiden, oder von so Vielem, was nicht zu vertheidigen ist, die Last des Vorwurfes nicht allein, sondern auch den eigenen Druck und Schaden zu übernehmen. Nur die Rückkehr des Kirchenregiments zu einer grösseren Autorität der Bischöfe, aber *unrömisch* gewählter Bischöfe wird diese auffallende Verlegenheit mindern können. Übergehen wir hier nun in Aufzählung dessen, was nach den in „*Voss* und *Stolberg*“ gehäuften Beweisen grosser Apologie bedarf, den eilfertigen, nur durch ein gewiss unerweisliches Verlangen der katholischen Welt (S. 411) motivirten Wiederherstellungsversuch für den *Jesuitenorden*. Bemerken wir nur, dass die Repristinationsbulle ihn nicht nur *nicht verbessert*, sondern *verschlimmert*, nämlich von den Bischöffen noch unabhängiger und den ordentlichen Seelsorgern entgegengesetzter, wiedergeben will. Nicht nur Portugall (s. Sophronizon III. IV Heft), nicht nur Spanien, auf dessen Katholicität die Apologetische Zeitschrift S. 88. stolz ist, sondern auch der religiöse milde Beherrscher des dem Orden so lange noch offengewesenen Schutzortes, Russlands, hat über dieses die Unverbesserlichkeit des Papismus charakterisirende Recidiv vor den Augen der ganzen katholischen Welt sehr unpapistisch, und doch für den Katholicismus desto wohlthätiger entschieden. Möchte es auch, da die päpstlichen Archive nicht mehr zu Paris sind, nicht undenkbar seyn, dass die wahrhaft staatsverbrecherische Instruction an den Nuncius zu Wien, welche in der Schrift: *Voss* und *Stolberg*, als in einer bleibenden Sammlung der meisten vorhandenen Belege S. 431 aus dem *Essay historique sur la puissance temporelle des Papes* (Paris 1818) zum Theil nach Italiänischem Texte, an-

geführt ist*), irgend desavourirt werde. Zu den vielen schon nachgewiesenen unleugbar officiellen neuen und fortdauernden Manifestationen des Papismus kommt auch das zu Rom selbst erneuerte, jetzt endlich in ihrem Ursitz, Spanien, als geheime Polizey verabscheuete *Inquisitionsgericht*, dieses Tribunal, welches das Aufspüren durch Angeberey und Spionerie, mit dem Torquiren und aller ersinnlichen Kerkerquaal, und endlich mit der Vollmacht, auch heimlicher Aburtheiler und Urtheilsvollstrecker zu seyn, vereinigt, und wo bald die Kirchenherrschaft, bald der Despotismus gegen einander das Sprichwort: eine Hand wäscht die andere, ausübt (S. 309).

Indem wir auf diese ganze Wolke von Zeugnissen und Thatsachen zurück schauen, haben wir, da der neue Apologet S. 83 *auch die Recension dieser A. L. Z.* (Jänner No. 11. 12), welche allerdings die *Vossische* Anklage des von der Oligarchie gebrauchten Papismus in Schutz nimmt, und aus dem wahresten Gesichtspunct betrachten lehrt, als einen „bitteren Gallenausguss *gegen den Katholicismus*" verdächtig und verhasst zu machen trachtet, das grösste Recht, eben diesen Apologeten zu einer unumwundenen, unjesuitischen Erklärung mit Ja oder Nein darüber aufzufodern: ob er die, in dem Sophronizonheft von *Voss* und *Paulus*, und die in der neueren, die Zeit- und Kirchen-Geschichte durch noch allgemeinere Data beleuchtenden Bestätigungsschrift: *Voss* und *Stolberg*, nachgewiesenen Maximen, Foderungen und Vorschriften des *Papismus* für ächten *Katholicismus* halten und vertheidigen wolle. Die Folgerungen werden sich dann von selbst ergeben.

Der Vf. des Anhangs (gern unterscheiden wir denselben vom Hrn. Prof. *Gratz*, dem Herausgeber) nimmt S. 83 die Miene an, wie wenn *die Katholiken* (die Römlinge? die nach Hildebrand, Bonifacius VIII, Innocentius III, Alexander VI sich bildenden, oder die seit Polycarpus bis auf den heil. Bernhardus gegen Römisch-geistlichen Übermuth und Papokratie eifernden redlichen Katholiken?) „die gute Meinung gehegt hätten, dass wohl niemand die *Vossische Invective* auf *Stolberg* und auf den *Katholicismus* (!) in Schutz nehmen würde". Dennoch habe sich dieses unser gelehrtes Institut „*zum Vossischen Schildknappen*" gemacht, so dass, wenn sich ein halbes Dutzend tapfere Ritter hinzuschlage, man in unserem humanen, klassisch-gebildeten Jahrhundert, sich *in die Zeiten barbarischer Controversen* versetzt zu sehen befürchten müsse. Der hier genommene Schild ist für das Bessere des Katholicismus gegen das unverbesserlich Schlimme des Papismus erhoben; er ist gegen die aus der vorgeblichen Infallibilität zur eigenen Strafe (nach dem unfehlbaren Gang der Nemesis) entstandene Imperfectibilität und Vervollkommnungsscheu gerichtet. Wird der Schild des Apologeten gross und stark genug seyn, um fürs erste nur all den neuesten Papismus zu decken, wie wir dessen Merkmale und Malzeichen so eben aus den authentischen Darstellungen in „*Voss und Stolberg*" angedeutet haben? Seit der Protestantismus sich seinen Standpunct errungen hat, war er es, der auch dem Katholicismus zur Rettung und allmählichen Reinigung vom Papismus half. Oder war nicht, durch Scheu vor dem immer vorgehaltenen Spiegel, die Wiedererscheinung solcher Gestalten auf Petrus Stuhle, wie Johann XXIII, Alexander VI, Julius II bis auf die Reformationszeit hin mit seltener Unterbrechung darauf vicariirt hatten, kräftiger, als die Concilien von Constanz und Basel, und wirksamer, als die höfisch schmiegsame Humanität des Erasmus vermochten, zurückgeschreckt, und in dem obersten Kirchenregiment wenigstens vielmehr Decenz, in allen Kirchenwissenschaften aber viel mehr gelehrte Nacheiferung und Betriebsamkeit erweckt? Diesen Medusenschild trägt der Protestantismus auch jetzt, und wird, wie schon viele hundert edlere, nach Forschungsfreyheit seufzende Gemüther unter unseren katholischen Mitchristen seine Wohlthätigkeit im Stillen gefühlt und dankbar erkannt haben, denselben nicht sinken lassen. Oder dachte denn wohl der neue Apologet, dass man, als die Generalvicariate von Münster etc. anderen katholischen Facultäten neuerlich (s. *Voss* und *Stolberg* S. 383-104) die künftigen Hirten ihrer Heerden zur Bildung nicht überlassen, vielmehr um ihren Sprengel mit der Formel: wie sich von selbst versteht, eigene Hürden ziehen wollten, gegen diese

---

*) Der *Essay historique sur la puissance temporelle des Papes* (*Paris ed. II.* 1818), dessen Vf. das unter Napoleon nach Paris gebrachte päpstliche Archiv zu benutzen hatte, giebt aus diesem die Italiänischen, auch S. 38. 39. in den *Beyträgen* zur Gesch. der kathol. Kirche im XIX. Jahrhundert — (Heidelb. 1818) abgedruckten Stellen aus einer *Instruction*, welche dem *Nuncius* zu Wien zwischen 1803 und 5 folgende bleibende Grundsätze ans Herz legte:

„Nicht nur hat sich die Kirche bemüht zu verhindern, dass die *Ketzer* sich *nicht der Kirchengüter bemächtigen*, sondern sie hat noch weiter, *als Strafe gegen das Vergehen der Ketzerey*, die Confiscation und den Verlust der Güter welche die Ketzer besitzen, festgesetzt. Diese Strafe . . . ist beschlossen, was die Güter der Privaten betrifft, durch eine decretale Bulle von Innocenz III, welche im Capitel *Vergentis X. de Haereticis*, enthalten ist. In *Rücksicht der Fürstenthümer und Lehne* ist es eine reine Regel des canonischen Rechts im Capitel: *Absolutos* XVI *de Haereticis*, dass die *Unterthanen eines offenbar* ketzerischen *Fürsten von aller Pflicht gegen ihn*, von aller Treue und Lehenspflicht *losgemacht bleiben*. Wer auch nur wenig in der Geschichte bewandert ist, dem können die von Päpsten und Concilien gegen in der Ketzerey beharrende Fürsten ausgesprochene *Absetzungssentenzen* nicht unbekannt seyn. In Wahrheit, wir sind in so unglückliche Zeiten gefallen, in eine solche Erniedrigung der Braut Jesu Christi, dass es ihr nicht möglich ist, ihre *heiligsten Maximen gerechter Strenge* gegen die Feinde und Rebellen des Glaubens auszuüben, und mit Nutzen daran zu erinnern. Aber wenn sie *ihr Recht* nicht *ausüben* kann, die Anhänger der Ketzerey *von ihren Fürstenthümern abzusetzen* und *sie ihrer Güter verlustig zu erklären*, könnte sie jemals zugeben, dass sie selbst durch Hinzufügen neuer Fürstenthümer und neuer Güter beraubt werde?

Welch ein Gegenstand des Spottes würde sie nicht den Ketzern selbst seyn und den Ungläubigen, welche, ihren Schmerz verhöhnend, sagen würden, dass man endlich die Mittel gefunden habe, sie tolerant zu machen."

Proscribirungen etwa zu Rom, *provolvendo se ad sanctissimorum pedum deosculationem*, eine oberhirtliche Hülfe erhalten haben würde, wie der eines nichtdrostischen Religionsunterrichts bedürfende Katholicismus bald von den protestantischen Staatsbehörden, und von Berlin aus dagegen eine vernunft- und staatsrechtliche Hülfe und Beschirmung erhalten hat?

Sogar dem (äusserst apokryphischen) *Briefwechsel zwischen Asmus und dem Vetter* — *Essen* 1820 — wird im neuen Apologeten für mancherley vergebliches Gerademachen (S. 81) der humane, tolerante Dank, als die *zweyte Lästerschrift gegen den Katholicismus* (!) in einem, dem Asmuston noch viel witzloser nachäffenden Epistelchen eines Pastor Fenebergs ins Reich der Todten, bekannter gemacht zu werden. Das Sinnreichste in diesem Todtenbriefchen möchte (S. 79) seyn, dass „wohl allenthalben (und folglich auch in dem „neuen Kirchlein" des Protestantismus) *Unglauben* Statt finde, wo *jeder bloss selber Einsicht glaubt*". Sogar der Bote mit dem gebrochenen Stelzfuss würde Tit. Sr. Hochw. Herrn Pastor Feneberg zu berichten die Einsicht haben: Wo jeder *seiner Einsicht glaubt*, da ist doch gewiss *Glauben!* Muss es denn gerade das mit Furcht und Zittern aufgefasste, oder das aufgenöthigte, oder das in mystischer Träumerey eingegossene Glauben an all das Unglaubliche seyn? Unglauben, Nichtsglauben scheint Ew. Hochw. überall zu seyn, wo nicht um der Einsicht oder Unwissenheit anderer, d. h. um des Tradirten willen, geglaubt wird. Wird denn aber dieses alles nicht eben desswegen selbst vom Gläubigen mehr gemeint, oder aus Resignation zugegeben, als mit Bewusstseyn geglaubt?

Eingedenk des Spruchs: die Todten ihre Todten begraben zu lassen, wendet sich Rec. zu einer genauen Beurtheilung der einzigen, in diesem Anfangsheft des neuen Apologeten gelieferten Abhandlung. In seiner Einleitungsrede bey Eröffnung hermeneutischer Vorlesungen, *Bonn* d. 29. Oct. 1819, hat Hr. Dr. *Gratz* nicht nur das bekannte Decret des Concils von Trident, Sess. IV so exegesirt, dass doch auch dem katholischen Universitätslehrer eine, wenigstens begrenzte, Erlaubniss zu exegesiren übrig sey. Er hat zugleich sogar auch schicklich gefunden, gegen seinen Collegen, Hn. Dr. *Lücke*, dabey *namentlich* zu sprechen, was doch zur Sache, die *angegriffene Ehre* (?) seiner Wissenschaft öffentlich zu vertheidigen, schwerlich nothwendig war. Rec. wird nichts als die Sache beleuchten. Das Concilium *ad coërcenda petulantia ingenia decernit, ut nemo, suae prudentiae innixus, in rebus fidei et morum ad aedificationem doctrinae christianae pertinentium, sacram scripturam ad suos sensus contorquens, cantra eum sensum, quem tenuit et tenet sancta mater ecclesia, cujus est judicare de vero sensu et interpretatione scripturarum sanctarum, aut etiam contra unanimem consensum Patrum ipsam scripturam sacram interpretari audeat, etiamsi hujusmodi interpretationes nullo unquam tempore in lucem edendae forent. Qui contravenerint, per Ordinarios declarentur et poenis a jure statutis puniantur.*

Offenbar ist der Sinn dieses Decrets, dass ein gehorsamer Tridentinist, auch wenn er seine exegetischen Gedanken nie lehren, nie bekannt machen wollte, nicht einmal für sich irgend andere hegen solle, als die mit dem dogmatischen Urtheil der Kirche, ob der *sensus* wahr, das heisst, kirchlich-orthodox sey, und mit der einmüthigen Übereinstimmung der Kirchenväter unumwunden zusammentreffe. Um dieses zu erfüllen, müsste der einzig sichere Weg dieser seyn, erst bey jeder für Glauben oder Sitten erbaulichen Schriftstelle den einmüthigen Consens der Kirchenväter, und das wenigstens negative Urtheil der heiligen Mutter Kirche, das nicht heraus exegesirt werden dürfe, authentisch vorgezeichnet vor Augen zu haben. Alle solche Schriftstellen wären dann ein für allemal exegesirt. Wer könnte straflustig und unfolgsam genug seyn, auch nur privatissime, ob denn eine andere Exegese davon möglich wäre, zu versuchen? Er müsste ja doch, wenn er zum Unglück eine andere wahrscheinlicher fände, vor sich selbst erschrecken, und vor einer *petulantia ingenii* zurückschaudern. Kurz, vom Exegesiren, vom Suchen des Sinnes aus Sprach- und Sachkunde, dürfte nicht angefangen werden, sondern vom Sammeln des kirchenväterlichen Consenses, wo der heilige Augustinus und viele andere, ohne griechisch zu verstehen, aus der Vulgate sich ihre dogmatische Exegese schufen, und von dem Vorzeichnen des verneinenden Urtheils der heiligen Mutter Ecclesia. Hätte das Decret recht tüchtig erfüllt werden sollen: so hätte das Concil, neben der heilsamen Congregation für den *Index libros prohibitorum*, welche auch Übersetzungen nur aus der Vulgate, und nur mit Vorzeichnung der erlaubten Sinnerklärungen, zu verbreiten zulässt, noch eine Congregation für authentische Sammlung des *unanimen* Consenses der Kirchenväter und des verneinend-exegetischen Urtheils der *Kirche* zurücklassen sollen.

Diess zum Verhüten so mancher „Seelengefahr" Nöthige ist nicht geschehen. Dadurch ist wenigstens die Möglichkeit, einiges Exegesiren in der Stille anzufangen, und es dann erst mit allen jenen Hemmungen zu vergleichen, für Mitglieder der kathol. Kirche, wenn sie einen besonderen Hang dazu haben, übrig geblieben, nicht aber ein von der Kirche ausgehender Antrieb. Die, welche dann doch eigenes Exegesiren und Kritisiren wagen wollen, müssen, wenn sie consequent seyn wollen, sofort alles nicht patristisch Consentirte oder kirchlich Negirte, wieder aufgeben, und, wie nicht gedacht, von sich wegschaffen. So sind, weil nun einmal die *ingenia* sich durchaus nicht ganz zurückhalten lassen, kritische Exegeten, wie *Richard Simon*, Dr. *Gratz* und andere, verhältnissmässig äusserst wenige, nicht ganz unmöglich geworden.

Hr. *Gratz* kämpft demnach mit Recht *pro aris et focis*, aber mehr für seine Studien, als für die Kirche, welche auf jeden Fall viel Hemmendes dagegen enthält. Er kämpft dafür so scharfsinnig und so gemäſsigt, als die Sache es zuläſst. Das Decret müsse aus seiner Entstehungsgeschichte beleuchtet werden. Dieſs ist eine richtige Regel bey Gesetzen, die nach Menschen Weise entstehen. Sollte denn aber nicht ein unter besonderem Beystand des heil. Geistes verfaſstes Decret des wahrscheinlich letzten groſsen Conciliums so hell und bestimmt gefaſst seyn, daſs nicht das Gesetz über das Exegesiren erst selbst des Exegesirens bedürfte? Allerdings waren, nach Sarpi und Pallavicini, die Conciliumsväter über das Zuviel und Zuwenig des Freygebens der Exegese bis dahin sehr verschieden, und noch gar nicht einmüthig in ihrer Orthodoxie. Ohne Zweifel aber hatte der Franciscaner, Richard Mans, der Fassungskraft der Meisten entsprochen, da er, wie S. 6 angiebt, offenherzig aussprach: Die Glaubenslehren seyen von den Scholastikern gegenwärtig (April 1546) so trefflich dargestellt, daſs es gar nicht mehr nöthig wäre, sie aus der heil. Schrift zu erlernen. „*Die Lutheraner hätten bey Niemand Eingang gefunden, als solchen, die die Schrift forschten*". Vielen Dank für des Bruders Franciscaners naive Entdeckung des Hauptgrundes zu allen seitherigen Bibelverboten und Hemmungen freyer Befolgung des Wortes Jesu: Durchforschet die Bibelschriften! —

Ein groſses Heilmittel für die Möglichkeit eines eigenen exegetischen Forschens findet Hr. *Gr.* doch darin, daſs das Decret nur eine Disciplinar-Verordnung, ohne Anathema, sey. Es sey also nicht „dem Katholicismus absolut inhärirend". S. 14. Wie gerne lassen wir ihm diesen Trost! Zu bedauern ist jeder, welcher, was dem Menschenverstand frey und der Selbstüberzeugungspflicht ungehemmt überlassen seyn sollte, nur durch allerley solche Distinctionen einigermaſsen zu retten versuchen muſs. Aber was hilft selbst dieser Trost, strenger genommen? Auch ein bloſses Zuchtgesetz muſs ja doch befolgt werden, bis es durch eine gleichstarke Autorität aufgehoben ist, oder wenigstens der angegebene Gesetzes-Grund notorisch aufgehört hat. Über diesen hatten die Meisten (S. 9) dem Card. Pacheco beygestimmt, „daſs, da die neuen Ketzereyen insgesammt aus den neuen Auslegungen der Schrift entstanden seyen, die *Frechheit der jetzigen Köpfe* zu bezähmen, sie an die Leitung der Alten und der Kirche zu knüpfen sey, und wenn ein besonderer Kopf aufstehe, er seine Meinung für sich zu behalten gezwungen werden müsse." Daſs doch nur der liebe Gott die alte Mutter, Herkömmlichkeit, immer vor besonderen Köpfen, wie Rich. Simon u. s. w. oder vor der Genialität bewahren möchte! Da nun aber doch dieser heilsame Wunsch nicht so ganz und gar erfüllt zu werden scheint, und da wenigstens die Gleichzeitigkeit der vielen ketzerischen Auslegungen noch fortdauert, ja die Beyspiele, daſs besondere Köpfe mitten in der katholischen Kirche von den Ketzern auch etwas Kritisiren, Exegesiren, Philosophiren zu erlernen pflegen und herübernehmen: wie wird es dem Herrn Apologeten möglich seyn, zu glauben, daſs die Hauptursache des tridentischen Zuchtgesetzes, folgl. das Gesetz selbst, cessire? Damals nur, deutet er S. 15 an, habe man des *ruhig besessenen* (!) Gebäudes-Einsturz befürchten müssen. In den *Ruinen* hätte man sich ferneres Heil (der katholischen Religion? oder des päpst. Kirchenregiments?) nicht versprechen können. Was immer nur von weitem Gefahr bringen konnte, habe schlechterdings untersagt werden müssen; „wie ein Regent bey Gefahren des Vaterlandes selbst Gerechtsame seiner Unterthanen in Anspruch nehme!" Jetzt aber sey keine fernere Beeinträchtigung des Kirchenheils mehr zu befürchten, und man trete *in unseren Tagen, wo ein tiefer Forschungsgeist sich über das Bibelstudium verbreitet habe*, in die natürlichen Rechte zurück, deren Suspension bloſs gewisse Umstände nothwendig gemacht hätten. — So, auf Räsonnements aus der Natur der Sache gestützt, mag der Protestant in natürliche Rechte sich zurück versetzen. Der Protestant kann sich sagen, daſs temporäre Zuchtgesetze seiner Kirchengesellschaft stillschweigend und durch Einsicht der Einzelnen aufhören, wenn der Grund solcher Gesetze, *ratio legis*, notorisch aufgehört hat. Der Katholik aber, wozu hätte er einen bleibenden Statthalter Christi auf Erden, wenn er nicht von diesem die Aufhebung solcher suspensiven Zuchtgesetze erwarten oder erbitten sollte? Warum begehrt man also nicht von Sr. päpstl. Heiligkeit und dem Römischen Kirchenregiment eine authentische Erklärung hierüber, *wenn eine dem Zeitgeist gemäſse zu hoffen ist?* wenn dieſs nicht, warum gesteht man nicht die nöthige Unterscheidung zwischen Papismus und Katholicismus? Soll doch (S. 7) der Cardinal von Cusa — eben der, welcher bereits auch in den Pseudodecretalien das Pseudos merkte — bemerkt haben, das Lateranische letzte Concil habe zwar verordnet, daſs die Schrift nach den Kirchenlehren oder nach der wohlhergebrachten alten Gewohnheit zu erklären sey; allein das Concil habe vorausgesetzt, daſs *die Kirche selbst sich nach der Zeitcultur richte, und die heil. Schrift zu einer Zeit anders als zur anderen* erkläre. Wo erfährt denn der Katholik, wie weit nunmehr die Kirche, nach der Zeitcultur sich richtend, anders exegesire, wenn er es nicht aus dem lebendigen Centrum des Kirchenregiments erfährt? Rec. aber wünscht von ganzem Herzen nicht, daſs Hr. *Gr.* und andere brave Männer es je von dorther erfahren müssen. Welche Musterproben sind nicht unter dem 2 Sept. 1817 aus den Gemächern des Quirinals gekommen! s. Denkschrift des Badischen Hofs über das Verfahren des Röm. Hofs gegen Wessenberg. fol. 17 ff.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

THEOLOGIE.

MAYNZ, b. Kupferberg: *Der Apologet des Katholicismus.* Eine Zeitschrift — — von Dr. *Gratz* u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Gar viele Hülfe zur (gewissenhaften) Freyheit des Schrifterklärens findet Hr. *Gr.* darin, dass das Trident. Decret „wohlbedächtlich" (S. 30) nicht das Schrifterklären selbst, *interpretari*, sondern das *judicare de vero sensu*, das Urtheilen, ob der wahre Sinn getroffen sey, der Kirche zuschreibe. Wer die Kirche als *sponsa Christi* ansieht und daher folgert, dass der *sponsus* auch der *sponsa* Manches zu ordnen überlasse, müsste dieser nicht voraussetzen, dass, wenn man eben diese *sponsa* zur *Richterin* über Bibelerklärung *innerhalb der Kirche* machen will, sie besonders bey der Stelle: *mulier taceat in ecclesia*, über ihre Richtergewalt etwas verlegen werden müsse? — Hr. *Gr.* hofft für Rettung einiger exegetischer Freyheit noch mehr (S. 22) davon, dass, da die Katholiken nebst der Bibel noch *eine eben so authentische* Erkenntnissquelle des Glaubens anerkenne, *die vollständiger als die der Bibel sey* (!) *die katholische Lehre nicht gefährdet* wäre, *wenn je auch ein Bibelforscher aus Gründen etwa die einzige Stelle der Bibel, die für irgend eine Lehre sprechen sollte, in Zweifel zöge.* Betrachte man dieses genau: so könne ein katholischer Schriftforscher wirklich mit weniger Ängstlichkeit verfahren als der Protestant, der bloss die Bibel als die einzige Erkenntnissquelle der christl. Lehre erkenne, wo dann, mit dem Schriftbeweis für solche, auch *die Lehre selbst verloren* gehen müsse. — Gewiss sieht Rec. mit Vergnügen, wie der Vf. sich alle ersinnliche Mühe giebt, exegetisch-kritische Denkfreyheit zu retten. Nur zu bedauern ist er, da er nach seinem Dogmensystem allein dadurch die Hände frey zu behalten suchen kann, dass er schon auf eine andere Weise gl. an an den Füssen gefesselt, und zum unverrückten Stehenbleiben in der *Professio fidei* Pauls des IV genöthigt zu seyn versichert. Darauf nämlich kommt man endlich mit dieser scheinbaren Befreyung der Exegese: die Tradition bewirke dieses nothwendige Stehenbleiben nicht bloss bey dem sogenannten *Symbolum apostolicum*, dem Anfange jener *professio*, sondern auch bey allen folgenden so vielen Römischen Mehrungen desselben, hinreichend. Die Exegese auch zu fesseln, sey folglich überflüssig. Aber, geben wir auch dieses Abwenden des einen Übels durch ein vorhandenes anderes Übel zu: so müssen wir dennoch fragen: worauf ruht jener Glaube an Entscheidungskraft und Vollständigkeit der Tradition? Etwa darauf, dass sie es von sich selbst behauptet? oder dass sie wie der Advocat, Tertullian, den, nur in irdischen Dingen und Besitzthümern anwendbaren, Verjährungsbegriff (S. 34) auch auf Wahrheiten und Einsichten überträgt? Dieses Tertullianische Provociren auf *Verjährung* (Präscription) *im Reich der Wahrheit* ist offenbar mehr nicht als ein lächerlicher Advocateneinfall, Einsichten wie ein Besitzthum processartig durchfechten zu wollen. Das erstere aber, dass die Tradition um der Tradition willen geglaubt werden sollte, wäre ein Versuch, Richter zugleich und Zeuge in seiner eignen Sache zu seyn. Dass man die Autorität, die man sich selbst gerne zuschreiben mag, desswegen wirklich habe, weil man sie sich zuschreibt, wäre doch gewiss auch für die Kirchen-Überlieferung ein Beweis ohne gleichen. Vielmehr wird nach katholischem System der Tradition geglaubt, weil man, um nicht wie ein Heide oder Publicaner (Zöllner) zu seyn, *der Kirche* glauben müsse, nach Matth. 18, 17. Kommt also nicht am Ende der Glaube an Tradition dennoch wieder auf Exegese zurück? Gesetzt nun aber, der gesunde Menschenverstand, als historischer Exegete, müsste bemerken, dass in der so oft vorangestellten Matthäusstelle nicht vom Entscheiden der Ecclesia *über Lehren*, sondern *über Beleidigungen* (ἁμαρτήσῃ) eines Christenbruders gegen den anderen (wie die Apostel so eben Vs. 1 einander durch Eifersucht über irdische Autorität beleidigt hatten) die Rede sey: kann alsdann der gesunde Menschenverstand aus eben dieser fast einzigen Beweisstelle schliessen, dass die Tradition *über Lehren* infallibel sey, da nicht einmal *die Kirche* dort *als über Lehren* entscheidend genannt ist? Bald möchte dann ferner der gesunde Menschenverstand, wenn er bloss den Zusammenhang der Texteswortte erwägt, unleugbar finden, dass unter der *Ecclesia*, welche über Versündigung eines christlichen Bruders gegen den andern alsdann, wenn Privaterklärungen nicht von dem Beleidiger geachtet werden, aburtheilen solle, nicht die *allgemeine* Kirche, sondern (vgl. 1 Kor. 6, 1—6) die nächste *Ecclesia*, die nächste Christengemeinde zu verstehen sey, welche zunächst über Streitigkeiten zwischen einem Christenbruder und dem andern, weil sie die Umstände sieht und kennt, urtheilen kann. Findet aber die Exegese des gesunden Menschenverstandes und Contextes, dass

bey Matth. 18, 17 Jesus nicht von einem Urtheilen der *Ecclesia universalis*, sondern *localis*, und nicht von einem Urtheilen *über Lehren* spricht, dass sein Sinn vielmehr sagt: wenn ein Christ den Christen beleidige, und nicht einmal nach dem Zureden der mit der Sache genau bekannten *Gemeinde* die Beleidigung zurücknehme, der Beleidiger nicht als würdiges Mitglied der Christengemeinde zu betrachten sey, welche Folgerung muss dann die nächste seyn? Offenbar diese, dass in dieser Stelle von Jesus nicht die allgemeine Kirche zur Glaubensentscheidung berechtigt wurde, dass folglich auch die Tradition, in sofern ihre Autorität auf dem infallibeln Lehr-Entscheidungsrecht der allgemeinen Kirche gegründet seyn soll, durch die freygelassene Exegese sogleich Stütze und Fundament verliert. Will also Hr. *Gr.* das Exegesiren für den Katholiken dadurch zwangsfrey machen, dass ja die Tradition und durch sie das Lehrsystem dennoch feststehe: so ist vielmehr nicht zu verkennen, dass, sobald die Exegese so weit, um dem Menschenverstand zu folgen, frey wird, dagegen das Fundament des Tradition-Glaubens als nichtseyend erkennbar werden muss. Und so folgt jenes unglückliche Verhältniss, welches auch Hr. *Gr.* nicht verneinen kann, dass das Exegesiren (und diess ist doch das Streben nach richtiger Sinnerklärung alter Aussagen), nur negativ-frey, nur insofern zulässig sey, als es der Tradition über Lehre und Sitten nicht widerspreche. Ist es denn der Mühe werth, auf Exegese derjenigen Bibelstellen grosses Studium zu verwenden, welche mit Glauben und Sitten in keiner Verbindung stehen? Ist nicht selbst bey Stellen dieser Art das Exegesiren nach dem Menschenverstand gefährlich geworden? Hat denn die Römische Kirche erlaubt, dass man die Bibelstellen vom Umlauf der Sonne nach der Wahrheit, eben deswegen aber anders, als die unter unmittelbarem Einfluss des Papstes gestandene Röm. Inquisition erkläre, welche den freylich über allen *unanimis consensus Patrum* wegsehenden grossen Geist, Galiläi, darüber zur Kirchenbusse, im Namen der Kirche, und zu Gefängniss verurtheilt hat? Vgl. *Voss* u. *Stolberg* oder *Kampf zwischen Licht und Verdunkelung*. S. 84 — 99. Und wie kann der, welcher einmal solche bloss historische Stellen zu verstehen die nothwendige Sprach- und Sach-Kenntniss sich erworben hat, seinen Menschenverstand so gefangen nehmen, damit er in den der Tradition hingeopferten wichtigeren Stellen nicht das Unrichtige der Erklärungen bemerke? Ist es klarer gewordenen Augen möglich, was sie sehen, dennoch nicht zu sehen? z. B. in der zuvor exegesirten Matthäusstelle, statt jeder einzelnen *Ecclesia* zu Korinth, Ephesus u. dgl. doch noch eine Autorität der *allgemeinen* Kirche, und statt eines ihr zukommenden gesellschaftlichen Friedensgerichtes über Beleidigungen ein infallibles Richteramt über Glaubenslehren zu erblicken?

Sagt denn aber vielleicht die dem Vf. um der Befreyung des Exegesirens willen so wichtige Autorität der Tradition, dass sie auf einer anderen Schriftstelle, auf der den Römischen Nachfolgern des Petrus von Jesus vermittelst des Petrus ertheilten Machtvollkommenheit, Grundstein der ganzen Kirche zu seyn, auf alle Fälle fest ruhe: so lässt die herrschende Tradition gewiss deswegen die Exegese nicht frey von der Fessel, durchaus nichts dem Glauben bedenkliches als exegetisch-wahr ergreifen und behaupten zu dürfen. Denn das Glauben, dass *den Nachfolgern Petrus* der Vorzug, vermöge dessen Jesus seine *Ecclesia* auf sie gründe und baue, zukomme, ruht doch am Ende nicht auf Tradition (da diese nicht einmal gewiss weiss, wer der erste unmittelbare Successor von Petrus zu Rom gewesen sey), sondern auf der bekannten Stelle von Petrus und Petra und dem Bauen der Ecclesia über der Petra, Matth. 16, 18. 19. Lässt man aber, etwa weil die Traditionsautorität der Römischen Bischöfe auf der Tradition selbst sicher genug ruhe, die Exegese frey: so lege man ihr nur sogleich (S. 63) die *verneinende* Pflicht auf, nicht etwa den gesunden Menschenverstand fragen zu lassen, wo denn in jenen Worten Jesu von einer anderen Person, als allein von Petrus, und wo denn irgend von seinen Nachfolgern in einem Bisthum die Rede sey, theils dort, theils bey jenem Anempfehlen der älteren und neueren Heerde Joh. 21, 15—18. Die Exegese, sobald sie denken und reden darf, kann nicht anders, als erklären: da, wo ich von Petrus lese, lese ich nichts von Nachfolgern des Petrus, von denen doch, wenn ihnen so wichtige Pflichten und Rechte vom Sohne Gottes gewährt sind, ausdrücklich gesprochen seyn müsste. Still, still also lieber mit allem Freylassen der Exegese!

S. 89 wird unserer A. L. Z. vorgeworfen, es sey ein *Ausfall* gegen das katholische Kirchenwesen, dass der Rec., welchen der Apologete einen *Vossischen* Schildknappen nennt, bey der Stelle von Petrus und Petra an die sogleich folgende, Matth. 16, 14. erinnert, und andeutet, dass, wenn das, was zu Petrus V. 19 gesagt ist, auf dessen nicht mit Einer Sylbe angedeutete bischöfliche Nachfolger ginge, auch das V. 24 ausgesprochene: gehe hinter mich, Satan, nicht allein auf das Individuum Petrus zu beziehen seyn würde. Der apologetische Exeget sagt, gleichsam ganz unschuldig, dagegen: „Diess Beyspiel des Petrus beweist doch bloss, dass auch *gute Seelen* irren können." O, die gute Seele von Exegeten, welcher so unschuldig den Hauptpunct übergeht, dass, wie V. 24. Petrus als Individuum angeredet ist, eben so auch V. 18 *ihn als Individuum* angeht, so gewiss in beiden Stellen von der Röm. Succession, die der Sohn Gottes hauptsächlich gemeint haben soll, kein Jota vorkommt.

Der Vf. selbst sagt zwar S. 31: die kathol. Kirche mache einem Exegeten die Zumuthung nicht, dass er, mit Hintansetzung der hermeneutischen Grundsätze, eine Stelle *mehr* sagen lasse, als was streng im Buchstaben liegt. Allein, so bald die freygelassene Exegese sagt, dass sie die Successoren des Petrus in

dem Petrus selbst, und in der Petra, auf welcher Christus allerdings die Ecclesia baute, nicht erblicke, und dass man in einer so wichtigen Sache der Kirchengesetzgebung doch nur das bestimmt Gesagte für gesagt erklären könne: so hat ja die Exegese aus freyem Menschenverstand erklärt, dass der Anfang der Römischen Traditionsautorität dort nicht zu sehen sey, wo er doch als Fundament liegen soll. Zwar hat nun freylich neuerlichst Pius VII in der „Exposition der Gesinnungen Sr. Heiligkeit über die Declaration der vereinten protestant. Fürsten und Staaten des Deutschen Bundes" wörtlich erklärt: Die Bischöfe wurden zuverlässig vom heiligen Geiste bestellt, um die Kirche Gottes zu regieren (*governare*). Aber Jesus Christus, der göttliche Begründer dieser Kirche bestellte *in der Person des heil. Petrus* den „*Romano Pontifice*" zu seinem Vicar auf Erden, und übertrug ihm *den Primat* nicht allein der Ehre, sondern *auch der Jurisdiction* (Rechtsprechung), kraft dessen er die universale Kirche als höchstes Haupt verwaltet und regiert — *il Primato non solo di onore, ma anche di Giurisdizione, in virtu del quale governa e regge come Cavo Supremo la Chiesa Universale.* Diess erklärt die Exposition Pius des VII, vom August 1819, um bey den Worten der Declaration: *ut Episcopatus, quibus Ecclesia Catholica regitur,* diesem Beysatz: *quibus — regitur,* seine Sanction zu verweigern, ungeachtet sein Episcopat doch auch unter dem Plural: *Episcopatus, quibus etc.* begriffen wäre. Er will aber nicht diesen gleich, nicht bloss der Erste unter ihnen, er will *Episcopus Episcoporum* und nicht bloss *Servus Servorum Dei* seyn. Gesetzt nun aber, dass ohne klare Unterscheidung des Papismus vom Katholicismus, nach Hn. *G.* Apologie, die katholische Exegese frey und mehr, als im Buchstaben liegt, zu finden nicht genöthigt würde: was könnte sie hindern, bey Matthäus 19, 28 (nicht ohne kritische Verwunderung, dass dergl. Stellen in Matthäus *allein* stehen) zu finden, dass Jesus Christus in einer Antwort gegen Petrus selbst nur von 12 Thronstühlen für alle 12 Apostel und nur von seinem Sitzen auf seinem Throne (über ihnen), nicht aber von einem Throne des Petrus, noch weniger von einem Thronstuhle der bischöflichen Nachfolgerschaft des Petrus, etwa zu Antiochien fürs erste, und darauf auch zu Rom rede, welcher höher als die der anderen Eilf seyn sollte. Und so würde die Erklärung der Deutschen Regierungen: *Episcopatus, quibus .. ecclesia regitur,* wenn die Bischöfe überhaupt an die Stelle der Apostel treten, völlig biblisch und dem Wort des Sohnes Gottes entsprechend, der *höhere* Thron aber unter den zwölf Thronen exegetisch nicht zu finden seyn, wie er doch als Bestellung Jesu Christi anders nicht als exegetisch zu finden seyn müsste.

Nach diesen und anderen leicht zu vermehrenden Stellen ist klar, dass, sobald man, etwa weil die Tradition dennoch fest stehe, die Exegese (noch vor genauer Unterscheidung des Katholicismus und Papismus) frey liesse, durch eine gar nicht gelehrte Anwendung des gesunden Menschenverstandes (sogar ohne alle Apellation an die Pflichtideen der Vernunft) die buchstäbliche Entdeckung entstehen müsste, dass das angeblich Älteste und Wichtigste der Tradition — wie die Infallibilität der allgem. Kirche über Glaubenslehren, das Übertragen der Auszeichnung des Petrus auf Römische Bischöfe, das Erhöhen des Römischen Apostelstuhls über die übrigen Eilf und dgl. — gerade dort, wo es sich in der Schrift nothwendig ausgesprochen finden müsse, sich nicht, ja vielmehr eine numerische Gleichstellung aller 12 Apostelstühle ausdrücklich finde. Es wird also, was Rec. sehr bedauert, ohne Sonderung der Papstansprüche von dem, was in der Natur der katholischen Kirche gegründet ist, dabey bleiben müssen, dass die Exegese nicht etwa desswegen frey gegeben werden könne, weil man doch durch die Tradition schon genug an gewisse Kirchenlehren oder Gesellschaftsätze gebunden sey, da vielmehr auch diese letzten Bande los werden müssen, sobald nur dem exegetischen, nicht gelehrten, sondern nur gesunden Menschenverstande ein Recht zugestanden wird.

Leicht wäre freylich die Emancipation der katholischen Exegese zu bewirken, wenn das Tridentinische Decret nur gegen den *einmüthigen* Consens der Kirchenväter zu exegisiren verboten hätte. Denn selbst an dem ernsthaften Vf. ist ein gewisses sachkundiges Lächeln nicht zu verkennen, wenn er S. 36 sagt: „dass diese Erklärungsnorm, *unanimis consensus Patrum*, einen katholischen Schriftforscher *nicht sehr* beschränke, wird wohl ein Jeder leicht ermessen." Wäre nur erst die Exegese so lange frey, bis eine Einmüthigkeit der Schrifterklärung aus den Kirchenvätern sie unfrey machte: so wäre sie *usque ad graecas Calendas* frey; so wie ein Jeder, katholisch werden zu wollen, versprechen darf, wenn man ihm nichts Anderes zu glauben und zu thun zumuthet, als was — nach der gewöhnlichen Formel des Commonitoriums — zu allen Zeiten, an allen Orten und von allen (Katholischen) geglaubt worden sey. Dergleichen Formeln klingen vielsagend, weil sie zuviel sagen. Wer auf dem Concilium konnte nur sagen, wer denn Alles zu den Kirchenvätern gehöre? Doch wohl auch noch der heil. Bernhardus, trotz seiner Ermahnung *ad Eugenium, Papam?* Wer die Sache ernstlich nimmt, wundert sich nur, wie ein nicht unwissendes Concilium eine Formel, deren Unmöglichkeit es wissen musste, als eine verneinende Norm im Decrete nennen konnte. Die Absicht, den so verschiedenen Ansichten seiner Mitglieder, welche Hr. *Gr.* S. 4 — 11 gut angeführt hat, wohlbedächtlich einen offenenen Ausweg zu bahnen, wird man doch den heil. Conciliums-Vätern nicht zuschreiben dürfen?

Um die Scriptur und Exegese frey zu machen, stellt Hr. *Gr.* endlich den Katholicismus fast ganz auf das, was lebendig gegeben sey, bloss durch mündlichen Unterricht und durch denselben allgemein fortgepflanzt. Bedarf aber nicht auch das von

Mund zu Mund Gelehrte wieder der Exegese, der Sinnauslegung nach Sprache und Umständen? Bedarf es nicht noch weit mehr, als das geschriebene Überlieferte der Kritik? Zwar fährt Hr. *Gr.* fort: dieses *lebendig Mitgetheilte* sey in der kathol. Kirche *rein* erhalten, sey *der tüchtigste Zeuge* dessen, was Jesus und die Apostel gelehrt, und sey daher auch *norma directrix* wissenschaftlicher weiterer Erforschungen und selbst der Schriftforschung, um diese nach dieser lebendig erhaltenen Lehre und dem lebendig fortgepflanzten Glauben zu beurtheilen (S. 43). — „Lebendig erhalten"? Diess klingt vortrefflich. Besonders unserem Zeitalter, das überall von Leben und Lebendigkeit wiederhallt, je todter es im Rechtdenken und Rechthandeln ist. Rec. aber will kaum ein Wort davon sagen, wie lebensunerfahren derjenige seyn muss, der sich bereden lassen kann, das nur mündlich Mitgetheilte könne — ohne ein immerwährendes Wunder — auch nur auf die dritte Generation *rein* fortgepflanzt werden. Nicht einmal Jesu Geburts-, Lehr- und Todes-Jahr weiss die Römische Tradition richtig. Nicht einmal die Zeit, wann und wie lange Petrus zu Rom gewesen seyn soll. Wer war Bischof oder Papst zu Rom, als Clemens Rom. nur im Namen der Gemeinde, ohne ein Wort von bischöflicher Autorität, an die Korinthische Gemeinde schrieb? Und eine subtile Glaubenslehre sollte sicherer, reiner, mündlich fortgepflanzt und überliefert worden seyn? Für diessmal jedoch will Rec. dem Vf. vorzüglich nur zu bedenken geben, wie sehr seine gepriesene Fülle lebendiger Mittheilung dem *Consensus patrum* widerspreche. Origenes, dessen Geisteswerth und Kenntnisse Hr. *Gr.* als Kritiker weit besser kennt, als eine ganze Curie von Romanisten, was sagt uns schon dieser vor dem Jahr 254 von der lebendigen Mittheilung der Lehren, und auf was verweist er da, wo er schon zu seiner Zeit, in der Mitte des 3ten Jahrh., keine lebendige Mittheilung der Lehrauslegung zu haben bekennt? In seiner Übersicht dessen, was durch die apostolische Verkündigung (*praedicatio apostolica*, lebendige Mittheilung) tradirt werde, hatte schon damals Origenes, nach der *Praefatio de Principiis* §. 4 ff. mehreres nicht aus der Tradition so bestimmt, wie es die Kirche nachher doch apostolisch tradirt besitzen will; mehreres gar nicht. Wie aber kann, was schon im dritten Jahrhundert nicht mehr lebendig, mündlich tradirt war, was der gelehrteste Kirchenvater schon so frühe nicht mündlich überliefert erhalten konnte, wie kann es dem 6, 8, 10 Jahrhundert, wie dem Concilium von Trident richtiger, vollständiger mündlich überliefert gewesen seyn? Schriftliche Data können im 3 Jahrh. unbekannt, unrichtig verstanden gewesen seyn, und das 18 Jahrh. kann sie (trotz jenem Sophisma vom Verjährungsrecht des herkömmlichen Glaubens gegen die Fortschritte der freyen Forschung) entweder auffinden, oder ihren Sinn richtig entdecken. Aber was bloss mündlich tradirt seyn soll, kann, wenn es im 3 Jahrh. nicht, oder nicht mehr tradirt war, auch nicht mehr im späteren Jahrhundert mündlich überliefert seyn; und wenn es spätere Dogmatisten für mündlich lebendige Überlieferung geben: so behaupten sie, Wasser aus einer Quelle zu schöpfen, die schon ihre Ur-Urgrosseltern für versiegt erklärt hatten. So ists klar aus Origenes. Er sagt über die Lehrtradition seiner Zeit: dass der heil. Geist an Ehre und Würde dem Vater und Sohn *zugesellt*, *sociatus*, sey, haben sie überliefert, *tradiderunt*. „Dabey aber, sagt er, wird nicht deutlich unterschieden, ob er, der heil. Geist, für geboren oder ungeboren, oder auch für einen Sohn Gottes zu halten sey oder nicht". Diess war also in der mündlichen Lehrverkündigung, *praedicatio apostolica*, *ecclesiastica*, schon vor dem Jahr 254, nicht überliefert. Wie kann und will denn doch die Kirche von 300 — 1800 die unterscheidende Bestimmung darüber *aus lebendiger Mittheilung von Jesus und den Aposteln her haben*?

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Sulzbach*, in Seidels Kunst- und Buchhandlung: *Früchte meines Nachdenkens und Lesens in Erholungsstunden.* Ein Beytrag zur Beförderung guter Sitten und angenehmer Unterhaltung für alle Stände, auch zum Gebrauche als nützliches Prämienbuch, herausgegeben von *J. B. Schenkl*, kön. baierschem Stadtrathe u. s. w. in Amberg. 1818. 52 S. (5 gr.)

Diese Schrift, über deren Inhalt der viel zu unbestimmte Titel nichts errathen lässt, behandelt in acht Abtheilungen folgende Puncte: 1) Von der Freyheit. 2) Ein Gespräch über Reichthum und Armuth. 3) Ein Mittel, recht lange gesund und froh zu leben. 4) Ein Mittel, mit jedem Tage glücklicher zu werden. 5) Schöne Denksprüche zur Erbauung eines edlen Herzens. 6) Maximen vermischten Inhalts. 7) Gemeinnützige Entdeckungen von 1432 bis 1798. 8) Historische Merkwürdigkeiten. Früchte des Lesens in Erholungsstunden können diese Dinge, die hier gegeben worden, allerdings seyn; aber wie und aus welchem Grunde sie Früchte des Nachdenkens genannt werden, begreift man nicht. Man findet hier nichts, was nicht in hundert und tausend Schriften schon eben so gut und besser gesagt worden wäre. Selbst manches Schiefe und Unbestimmte findet sich hier z. B. S. 27. „Thee, heisst es hier von jemanden, trank er häufig mit Rosoli und Zuckerkand, und auf diese Art wurde er so alt." Also Thee mit Rosoli und Zuckerkand soll ein Mittel zur Lebensverlängerung seyn??

— R —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

THEOLOGIE.

Maynz, b. Kupferberg: *Der Apologet des Katholicismus.* Eine Zeitschrift — — von Dr. *Gratz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Leere Nothhülfe ists, zu sagen, manche Dogmen hätten sich erst später entwickelt. Diess findet Statt, wenn sie aus schriftlichen Quellen zu schöpfen sind. Aber die Überlieferung hat nichts zu entwickeln, sie hat nur das Apostolische zu geben, wie es war. Was nur *mündlich lebendig* aus dem ersten Jahrhundert gekommen seyn soll, das kann ins 10 Jahrhundert nicht mehr mündlich gekommen seyn, wenn es im 3 nicht mündlich mitgetheilt war. Und Origenes! Wohin verweist er alsdann, da er aus mündlicher Überlieferung nichts darüber, ob der heil. Geist geboren oder ungeboren sey, zu wissen versichert hat? Weiss denn der kenntnissreichste aller Kirchenväter nicht, wo der Statthalter Jesu Christi auf Erden ist, dessen Glaube nicht aufhören, nichts ermangeln kann? Und wie? Verweist Er dann nicht nothwendig an die *ecclesia Romana, mater et magistra omnium?* Aber nein! *Sed inquirenda iam ista pro viribus sunt*, sagt er, *de sacra scriptura, et sagaci perquisitione investiganda.* Woraus also anders als *aus der heiligen Schrift und deren scharfsinnigen Erforschung* hofft er *Vervollständigung* und genauere Bestimmung der mündlichen Lehrüberlieferung, welche Hr. *Gr.* für vollständiger als die Bibel preist, und welche freylich auch — nur nicht zu ihrem Preis — viel vollständiger geworden ist. Wie konnte denn nun die Kirche in spätern Jahrhunderten aus mündlicher, lebendiger Überlieferung von den Aposteln her wissen, dass der heil. Geist vom Vater *und Sohn* ausgehe, wie durfte sie hintennach das *filioque* in das Apostolische Symbol einrücken, wie sich deswegen gegen die Griechische Kirche mit unverbesserlicher Infallibilität rechthaberisch erklären, da im 3 Jahrh. der gelehrteste aller Kirchenväter in einer förmlichen Aufzählung der seiner Zeit bekannten kirchlichen Lehrüberlieferungen erklärt, dass die Art, wie der heil. Geist dem Vater und Sohn zugesellt, *sociatus*, sey, seinem Zeitalter nicht überliefert war, und dass sie, wenn sie nicht aus der heil. Schrift zu erforschen sey, nicht bekannt sey? Wie ganz anders Origenes als Hr. *Gr.*, nach welchem, da er gerne die Schrifterklärung im Dogmatischen freygelassen haben möchte, die mündliche, lebendige Mittheilung *rein* von den Aposteln her so vollständig ist, dass alles, was die kathol. Kirche über Lehre und Sitten behauptet hat, bliebe, wenn auch die Schrifterklärung dafür nicht spräche. Auch noch in mehreren anderen Beziehungen erklärt Origenes, was durch die kirchliche Lehrverkündigung bestimmt, oder nicht *definitum* sey. Nicht einmal wusste man aus der lebendigen Mittheilung, ob Gott als körperlich gestaltet, oder von anderer Natur als die Körper sey. *Quod utique in praedicatione nostra manifeste non designatur.* Sogar *von allen Geistern* sey die Frage: ob sie unkörperlich seyen, erst noch zu untersuchen, *requirendum*, selbst von Christus und dem heil. Geist. Ja sogar am Schluss, da er, wie mancherley Dogmatisches man erst wie aus Elementen und Grundlagen erforschen müsse, zusammenfasst, giebt dieser Kirchenväter des 3 Jahrhunderts (welcher nur gar zu gewiss dem *unanimis consensus* eines ganzen, z. B. Florentinischen Concils, das alle ungetauften Kinder zu verdammen aus der Tradition zu folgern wusste, aufwägt!) nur die heil. Schrift und nur die daraus zu machenden richtigen Folgerungen als weitere Berichtigungsmittel an. Er endigt, nachdem er noch einiges, was in der mündlichen Lehrverkündigung, *in praedicatione nostra*, nicht deutlich angezeigt werde (*non satis in manifesto designatur* — *manifeste non traditus*) angeführt hat, mit der Weisung, dass, wenn man ein Ganzes der Lehre haben wolle, man diess zusammenbringe durch Beyspiele und Behauptungen, entweder solchen, welche man *in der heil. Schrift* finde, oder welche man *durch Aufspüren der Folgerung selbst und durch ein Festhalten an das Richtige* entdecke. *Oportet igitur — omnem, qui cupit seriem quandam et corpus ex horum omnium ratione perficere, ut manifestis et necessariis assertionibus de singulis quibusdam, quid sit in vero, rimetur et unum — corpus efficiat exemplis et affirmationibus, vel his quas sanctis in scripturis invenerit, vel quas ex consequentiae ipsius indagine et recti tenore repererit.* Wie, um alles willen, konnte der unterrichtetste der Kirchenväter den *unanimis consensus* so vergessen, dass er nicht vielmehr alles darauf setzte, und wie Hr. *Gr.* aussprach: wer ein Ganzes der Lehre haben will, der kann die Schrifterklärer ihre Wege gehen lassen, weil denn doch, wenn man ihnen, was sie herausfinden oder nicht finden dürften, ferner vorzeichnen wollte, die bösen Ketzer dieses gar zu leicht lächerlich machen. Wer noch vollständiger als in der Bibel (S. 22) das Ganze der Lehre finden will, der hat sich (S. 43) an

den mündlich gegebenen und auf diese Weise allgemein fortgepflanzten Unterricht im Gegensatz vom gegebenen *Buchstaben, der an und für sich nicht lebt* und mühsamer Erforschung bedarf, als an einen durch 18 Jahrhunderte hindurch ganz rein und lebendig erhaltenen Zeugen zu halten. Oder kürzer: er hat nur die lebendige Mittheilung der Kirche zu Rom statt aller zur Meisterin für die gesammte übrige katholische Kirche anzunehmen... Wunderbar, dass der erste gelehrteste Erforscher der Kirchenlehre von dieser Lehrmeisterschaft der Römischen Tradition gar nichts sagt, von der Übervollständigkeit der Lehrüberlieferung über die h. Schrift hinaus gar nichts weiss, ja vielmehr, wo schon zu seiner Zeit das lebendig Gegebene nicht deutlich war, nicht zureichte, über die Tradition hinaus an die heil. Schrift und die daraus mit Sinn für das Richtige selbst zu machende Folgerungen hinweist. Der arme Origenes! Er muss nicht *römisch-*, nicht *päpstlich-*, nicht genug traditionell-katholisch gewesen seyn. Er muss noch einmal verdammt werden, wie einst aus getäuschter Allwissenheit des Byzantinisch-Römischen Geisterbezwingers, Justinians, welcher Dogmen, wie Gesetze, zu dictiren, für eine souveraine Regenten-Prärogative achtete.

Noch wie Vieles dieser und ähnlicher Art wäre für den neuen Apologeten des Katholicismus zu erinnern, so dass, so lange er nicht Römisches und Katholisches genau sondern kann und darf, leicht aus Einem apologetischen Hefte zu zehn anderen ein reicher, der Apologie bedürftiger Vorrath sich lebendig genug entwickeln möchte. Was im Grunde nicht zu vertheidigen ist, damit wird es, sobald man davon zu reden anfängt, zusehends bedenklicher.

Fast mehr, als der Raum für eine Recension erlaubt, gab Rec. indess, weil allerdings die Lebemänner unserer Zeit für diese des ruhigen Nachdenkens über philologisch- und philosophisch-theologische Kenntnisse bedürfenden Forschungen und Überzeugungen allzu todt geworden zu seyn scheinen. Hr. *Gr.* nennt den Buchstaben (der Schrift) an und für sich todt und der Forschung bedürftig. Lebt denn aber ein Lehrsatz an und für sich dadurch, dass man ihn *mündlich* fortpflanzt? ist nicht bey dem mündlichen eben so sehr Erforschung des Sinns erst das Belebende? ist nicht bey mündlicher Forschung, wie weit er noch ächt sey, nöthiger und schwerer, als beym schriftlich überlieferten? Nur allzu häufig aber sind freylich für solche schwerere Forschungen die Lebemänner der Zeit todt, denen, wenn nur sie selbst geistiger lebten, der Buchstabe der heil. Schrift nicht todt seyn würde. Abzuthun, meinen solche, sey die Sache durch einige allgemeinhin gewagte Idealisirungen, wovon S. 90. 91 ein allerdings sehr auffallendes Beyspiel eines öffentlich und mit einiger Autorität vorgebrachten grossen Missverständnisses aus einer bey Errichtung des Braunsberger Gymnasiums von einem Protestanten gehaltenen Feyerlichkeitsrede anführt. Der Redner beklagt, dass die *Idee des Priesterthums* von unseren Reformatoren verworfen worden sey. Dass alle Laien nur durch geweihte Mittelspersonen Gottes Gnade vermittelst der Sacramente erhalten können, diess ist des Priesterwesens Basis. Und diesen Afterglauben nennt ein denkender Mann eine Idee? Dadurch, dass Männer, welche wussten, Petrus selbst habe alle Christen für Priester erklärt, jene ausschiessende Mittlerschaft aufgaben, meint er, wäre das himmlische Reich dem irdischen unterthänig geworden, „wenn nicht in der alten Kirche (vielmehr in der Mittelalters-Kirche) diese Idee, von einer Gemeine Jesu, die ein selbstständiges, von aller weltlichen Macht unabhängiges Leben unmittelbar von Gott habe — durch die unter ihrem gemeinsamen Oberhaupte verbundene geweihte Priesterschaft in ihrer Majestät und Klarheit sich noch darstellte." Wie wenig Wahres ist hier unter vieles Unächte gemischt! Statt alles dessen, was sonst noch daran zu berichtigen wäre, nur dieses Eine. Hat der Redner geschichtlich, seitdem der Röm. Bischof Victor die Orientalen wegen der Osterfeyer aus Starrsinn für das Römische, der Natur der Sache, nicht gemässe Herkommen excommunicirte, bis auf die neuesten Concordate herab, ein einziges Datum nachzuweisen, dass jene *Römisch* vereinigte Priesterschaft für das Leben der Christen, wie es unmittelbar aus Gott kommt, das ist, für die Gesinnungsreligion und religiöse Rechtschaffenheit, auch für diejenigen Überzeugungen, welche der allgemeinen Religion die wichtigsten sind, für die Bildung der Geister und Herzen, für das Rationelle mehr, als für das nur Mechanische in Wissenschaften und Kenntnissen irgend etwas Bedeutendes, oder nur den tausendsten Theil soviel gethan habe, als sie für Subtilitäten, Ceremonien und vernehmlich für Pfründen, Annaten, Dispensationstaxen, Dignitäten u. s. f. gethan hat? — Das *Lebenwollen für die Wahrheit* erfodert es, solche Fragen, so unwillkommen sie seyn mögen, laut aufzuwerfen. Die Beantwortung, wenn sie möglich ist, müsste den Apologeten leicht seyn. — Übrigens ist die gepriesene Braunsberger Einweihungsrede, welche Rec. nur aus der hier gegebenen Stelle kennt, und zuvor aus Gegenbemerkungen von *Nebe*, in Hn. Dr. *Tschirners* Memorabilien für Prediger III Bds. VI Nr. einigermassen kennen lernte, (vgl. auch diese A. L. Z. Ergänzbl. 1814. No. 10. S. 78) bereits nicht mehr so recht der Tagesordnung gemäss. Sie stammt aus jener heilsam, aber nicht immer bedachtsam, regegewordenen Zeit, wo sich alle Feinde fremder Unterdrückung unter das *einfache* Kreuz christlich zur Freysinnigkeit vereinigt hatten. Selbst die ächte geistige und weltliche Freysinnigkeit aber war, wie wir allbereits in der lebendigsten Erfahrung hievon leben, nicht einmal durch das einfache Kreuz sicher gegeben. Noch weniger ist das *einfache Kreuz* das *dreyfache*, am allerwenigsten *die dreyfache Krone!*

Δ.

SULZBACH, in Seidels Buchhandlung: *Synodalreden*, gehalten von protestantischen Districts-Decanen im Königreiche Baiern, gesammelt und herausgegeben von D. *Gottlob Wilhelm Meyer*, und D. *Christian Ernst Nicolaus Kaiser*. Zweyter Band. 1816. 8. VIII u. 196 S. (12 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1814. No. 162.]

Dieser zweyte Band wurde, wie der erste, anfänglich von Hn. Dr. *Meyer* in Erlangen besorgt, und, da diesen während der Sammlung der Tod übereilte, die Fortsetzung von Hn. Dr. *Kaiser* veranstaltet. Recht schön sagt Ersterer in der Vorrede zu diesem zweyten Bande, die sich noch unter seinen hinterlassenen Papieren gefunden hat, dass die Bekanntmachung dieser Reden, als Aussprüche der Wortführer in der protestantischen Kirche Baierns, nicht allein einen Beweis ihrer rühmlichen Thätigkeit und ihres zeitgemässen Strebens abgeben, sondern auch zur Ermunterung der protestantischen Geistlichen überhaupt mitwirken, und ein immer festeres Anschliessen der einzelnen Glieder der evangelischen Glieder Baierns und ihrer Wortführer an einander befördern solle. „Wozu aber, heisst es S. V, dieses immer festere Anschliessen der evangelischen Gemeinden und ihrer Wortführer unter einander? Nicht gegen einen gemeinschaftlichen Feind, da diess unter der liberalen Regierung — nicht nöthig ist. Aber wünschenswerth bleibt ein solches Anschliessen der Gemeinden unter sich, um durch die Einheit, die unter den Wortführern herrscht, die Einheit der evangelischen Kirche überhaupt zu bewirken." Die hier gelieferten Synodalreden sind 1) über den Zustand und die Verhältnisse der neuen protestantischen Theologie und der Religionslehrer, von D. *Chr. E. N. Kaiser*. Schade, dass diese gedankenreiche Rede nicht die neuesten Zeiten begreift, sondern schon im Jahre 1814 gehalten worden ist! Sie schliesst mit der schönen Ermahnung: „Die Krisis der neuen Theologie wird vielleicht noch Menschenalter und mit manchem Zwischenspiel fortdauern. Lassen sie uns — stets bereit seyn, von unserer Überzeugung Rechenschaft zu geben — als *Theologen*, die ihre Wissenschaft kennen und lieben, als *Religionslehrer*, die in ihrem Streben nie den grossen Zweck aus den Augen (durch einen Druckfehler steht hier: ausser Augen) verlieren können, den Zweck menschlicher Erleuchtung, Veredlung, Seelenruhe und Glückseligkeit, als *Pfarrbeamte*, welche ihren Gemeinden durch gutes Beyspiel in allen Stücken vorangehen, als *Gottes- und Menschenfreunde*" u. s. w. Was an dieser Rede zu tadeln wäre, ist die zu lange Einleitung über die Geschichte der Theologie in den letzten drey Jahrhunderten, die eigentlich zum Thema nicht gehört und der Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Theologie zu viel Platz weggenommen hat. II. Über die Einheit des Glaubens in der Kirche und die Einigkeit der Lehrer bey der Verschiedenheit des Glaubens von D. *Vogel*. Sehr liberale Ideen! Es wird behauptet, sogar bey deistischen und pantheistischen Lehrern könne die Einheit des Glaubens mit den christglaubigen in der Kirche erhalten werden. „Es kann sogar, heisst es S. 49, die Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit durch sie (die pantheistischen Lehrer) kräftig gefördert werden, da es ihr System mit sich bringt, das Ewige, Heilige und Göttliche als dasjenige darzustellen, das allein wahrhaft ist, das das Wesen des Menschen ist, und so ihn beherrschen soll, dass er stets aus sich selbst göttlich handle, ohne eine Rücksicht auf die ungöttlichen Begriffe und Vorschriften der Sittenlehre zu bedürfen, dass ihm alles Irdische Nichts werde, und er sich ganz mit Gott vereinige; und es ist den Wohlgesinnten von dieser Partey zuzutrauen, dass sie das mit warmer Herzlichkeit, wenn gleich etwas einförmig, thun werden." Nimmermehr ist aber diess Einheit des Glaubens, wiewohl, wenn die Andersdenkenden sich hinter Worte verstecken, die äusserliche Einheit der Kirche dadurch freylich nicht gestört wird. Und welch eine missliche Sache ist es für den, der sich so verstecken, und gleichsam immer die Kappe umnehmen muss! III. Dass der Friede in der Gemeinde des lebendigen Gottes gar nicht in Gefahr ist, sondern überall feststeht. Von dem Decan *Johann Wilhelm Schnitzlein*. So wie schon der Hauptgedanke oft nicht klar ausgedrückt ist: so schwebt manches Dunkle über das Einzelne. So heisst es z. B. von Jesu S. 60: „Dessen Ermordung, sein Hervorgehen aus dem Grabe, sein Zurückkehren von dieser Erde machte seine wahre und liebevolle Predigt vom Reiche Gottes der unwissenden und im Aberglauben und Unglauben versunkenen Welt immer wichtiger." Wie? die Ermordung Jesu soll seine Predigt wichtiger gemacht haben? Und einer unwissenden versunkenen Welt? Wenn dieser die Predigt Jesu wichtig war: so war sie ja nicht so versunken? Kurz so gut Alles gemeint ist: so giebt es doch viele Stellen, an welchen man Anstoss nimmt. IV. Über den Einfluss des Zeitgeistes auf den Protestantismus. Von *Friedrich Christian Thomasius*, Districtsschulinspector und Pfarrer zu Ehingen. Dieser Einfluss wird sehr gut geschildert, nur mehr der Einfluss auf Religion überhaupt, als was der Hauptsatz besagt, auf Protestantismus. Bey Gelegenheit der Schilderung der unter Napoleon erlittenen Drangsale heisst es S. 97: „Ach Religion warst du nicht bald auf dem Puncte, für die Menschheit nichts weiter zu seyn, als das Opium, womit sie das Schmerzensgefühl der unsäglichen Leiden betäuben sollte?" Warum schreibt der Vf. mehreremale Palläste statt Paläste? V. Ansichten unserer Zeiten in Beziehung auf Religion und der christlichen Predigt in ihnen. Von D. *Christian Ernst Nicolaus Kaiser*. Diese Rede behandelt eigentlich zwey ganz verschiedene Materien. Im ersten Theile wird des Drucks gedacht, dem auch der Religionslehrer unter Napoleons Alleinherrschaft ausgesetzt war. Der zweyte Theil schildert die wahren Eigenschaften einer christli-

chen Predigt, worin unter anderen sehr schön und richtig gesagt wird S. 139: „Das Eigenthümliche und die Nutzbarkeit einer Predigt ist an Bedingungen gebunden, die, wie Zeit, Ort und Menschen, nicht von uns gemacht werden.“ VI. Über den Mysticismus. Von dem Decan *Prinzing*. Recht interessant für unsere Zeiten! Nachdem noch manches Beherzigenswerthe über die zweckmäſsige Einrichtung der öffentlichen Vorträge von dem Vf. gesagt worden ist, äussert er am Schlusse seiner Rede den Wunsch, dass auch das Äussere der Kirche zur Belebung sittlich-guter Gefühle beytragen möge, so wie der Katholik beym Besuch seiner Kirche durch eine edle Bauart, durch künstliche Gemälde, durch die sanften Töne der Harmonie, durch den süſsen Geruch des Weihrauchs, durch Glanz und Reinlichkeit in seinem Inneren ergriffen wird. Wie weit darin die protestantische Kirche zum Theil nachstehe, ist bekannt, und der Vf. hat ganz Recht, wenn er klagt S. 157: „Die kunstlosen und buſswürdigen (?) Kirchensitze, die bunten groſssprecherischen Bedeckungen der Kanzeln und Altäre, die flittergoldnen Todtenkränze, die klappernden und keuchenden Orgeln, der lauttönende Klingelbeutel, die oft so wundersam geschnitzten Leichenkreuze, der kolossalische Taufstein, die Frescogemälde und Fratzengesichter — keineswegs in Raphaels oder Dürers Geschmack gearbeitet, die künstlichen Arbeiten der Spinnen, die Nesterverzierungen der Sperlinge und Schwalben, die Staubfelder auf der Höhe und in der Tiefe, alle diese Dinge tragen gewiss nichts dazu bey, wenn gute Rührungen erfolgen.“ Freylich fragt man, woher das Geld kommen soll. Aber woher kommt denn zu viel unnöthigeren Dingen das Geld? Läſst doch der ärmste Handwerker wenigstens nach ein paar Jahren seine Stube einmal ausweiſsen! Und für die Kirche, den Ort der Herzen und Seelen, soll nichts, gar nichts geschehen? — VII. Über Lieblingsgegenstände zur Beschäftigung für Prediger in Musestunden, von dem Decan *Muck*. Es fällt auf, wenn man hier (S. 168) liest: „Ohne Steckenpferd gedeiht kein Prediger. Er wird entweder ganz gemeines Gut, oder er ist es schon. Er wird entweder sich, geschweige erst andern zur Last, oder er ist es schon“. Das soll so viel heiſsen, als: ohne ein nützliches edles Bestreben. Aber nennt diess der gemeine Sprachgebrauch ein Steckenpferd? „Es thut jedem Beobachter wohl, Prediger zu sehen, die noch etwas mehr können, als predigen“, damit schlieſst der Vf. seine Rede, und wer wird nicht gern mit einstimmen? Nur nicht in dem Sinne, in dem es der Vf. nimmt, der darunter versteht, dass der Prediger noch ein aufheiterndes Lieblingsgeschäft kennen und treiben gelernt haben soll. Wir fragen dagegen: Wie viel muss der können, Berufswegen können, der gut predigen kann? Wie viel Wissenschaften gehören dazu? Auch kann man damit nicht zufrieden seyn, dass er unter andern den Rath giebt (S. 167): „Wer nicht dichten kann, der reime für sich in seinem Kämmerlein. Besser, er treibt diess als ein ihn unterhaltendes Geschäft, als wenn er den Advocaten oder Medicaster macht“. Also elendes Reimgeklingel wäre besser, als seinen Kirchkindern in ihren Bedürfnissen guten Rath zu ertheilen?? — VIII. Über das Strafamt der Geistlichen. Von *M. Rabus*. Wir glauben, der Ausdruck Strafamt ist gar nicht passend, weil es der Geistliche gar nicht hat. Denn auch des Vf's. Definition ist *latior definito*. Hr. R. sagt S. 175: „Das Strafamt ist die Beschäftigung des Seelsorgers, nach welcher er verpflichtet ist, die Übertreter der Gesetze von ihrem Unrecht durch Christi Lehre zu überführen“. Sonach wäre ja beynahe jede Predigt eine Strafpredigt! Denn in welcher werden nicht Gesetzübertretungen als unrecht dargestellt? Will man ja von einem Strafamte sprechen: so würde es in der Pflicht bestehen, vor Unrecht durch lebhafte Schilderung seiner schrecklichen Folgen zu warnen. Dass diess letzte aber nie mit Übertreibung geschehen dürfe, versteht sich von selbst. — Als Zugabe ist noch angehängt eine Gedächtniſspredigt auf Hn. Prof. Meyer von Dr. *Bertholdt* über den Text: Reichet dar in eurem Glauben Tugend. Der Sinn, die Kraft und der Segen dieser Vorschrift wird recht gut entwickelt. — Es ist zu wünschen, dass diese Synodalreden fortgesetzt werden mögen, wozu der Herausgeber Hoffnung macht. Unangenehm ist es bey diesem Bande, dass mehrere Reden ein zu nahe verwandtes Thema behandeln, als dass die nöthige Abwechselung dabey Statt finden könnte.

—R—

NEUE AUFLAGEN.

Königsberg und *Leipzig*, b. Unzer: *System der gerichtlichen Arzneywissenschaft*, entworfen von *D. Johann Daniel Metzger*. Nach dem Tode des Vfs. verbessert und mit Zusätzen versehen von *D. Christian Gottfried Gruner*. Erweitert und berichtigt von *Wilhelm Hermann Georg Remer*, der Arzneykunde und Weltweisheit Doctor, Königl. Preussisch. Medicinal-Rathe und erstem Professor der Medicin an der königl. Universität zu Breslau u. s. w. Fünfte Auflage. 1820. XIV und 615 S. 8. (2 Rthlr.) Die wiederholten Auflagen dieses Werkes sprechen für seinen Werth. S. auch die Rec. Jahrg. 1817. No. 29.

Berlin, b. Franke: *Elementar-Unterricht in der Naturlehre und Naturgeschichte, für Schulen und den Selbstunterricht.* Zuerst herausgegeben von *K. A. Baumann*, Conrector zu Töplitz bey Potsdam. Nachher ganz umgearbeitet und ergänzt von *Friedrich Franke*. Vierte, durchaus verbesserte Auflage. 1819. 112 S. 8. (6 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
AUGUST 1820.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Schade: *De causae probatione.* Dissertatio, auctore *Aug. Bethmann-Hollweg,* J. V. Doct. 1820. IV u. 119 S. gr. 8. (12 gr.)

Der Vf. dieser akademischen Probeschrift ist durch die so eben vollendete Ausgabe der lange erwarteten ächten *Institutionen* des *Gajus,* wo in den Noten von seiner Theilnahme an der Entzifferung des Veronaër Exemplars dieser Institutionen zahlreiche Beyspiele enthalten sind, dem gelehrten Publicum vortheilhaft bekannt geworden, und auch die anzuzeigende Schrift ist ganz geeignet, von den Talenten und den gelehrten Kenntnissen desselben ein vortheilhaftes Zeugniss abzulegen.

Es war ein löblicher Plan des Vfs., an dem bisher so dunkeln Institute der *causae probatio* zu zeigen, wie reich die Ausbeute sey, welche wir uns aus der neueröffneten Quelle, nämlich den ächten Institutionen des Gajus, für die Geschichte des Römischen Rechts zu versprechen haben. Es wird aber in dieser Schrift die *causae probatio* in ihrer Beziehung auf den Erwerb der väterlichen Gewalt aufgefasst, und in vier Capiteln abgehandelt. In dem *ersten* sind allgemeine Bemerkungen über die Ehe nach Röm. Recht und über den rechtlichen Zustand der Kinder vorausgeschickt; im *zweyten* werden die Berichte der bisher allein zugänglich gewesenen Quellen des Röm. Rechts über die *causae probatio* zusammengestellt; im *dritten* aber wird gezeigt, was des Gajus neu entdeckte Institutionen darüber enthalten; worauf das *vierte* eine Bearbeitung dieser sämmtlichen Materialien folgen lässt, und die Resultate der ganzen Untersuchung in systematischer Form liefert. Rec. hat hierin manches Lobenswerthe gefunden; statt aber den Leser mit der Aufzählung davon zu unterhalten, glaubt er folgenden Bemerkungen hier eine Stelle anweisen zu dürfen.

S. 2 fg. wird dem ältesten Recht der Römer nur *eine* Form des *matrimonii* beygelegt, nämlich die *strenge,* durch *Confarreation* eingegangene Ehe, und dieselbe als ein *Hetrurisches* Institut geschildert; die Form der freyen Ehe aber den später nach Rom versetzten Lateinischen Colonisten als eigenthümlich zugeschrieben. Eine ganz entsprechende Ansicht findet sich schon in *Schrader's rechtsgeschichtlichen Bemerkungen* (in *Hugo's Civilist. Magazin,* Bd. 5. S. 141 fgg.) indess wir vermissen hier, so wie dort, eine hinreichende Begründung dieser Conjectur. S. 12 heisst es: wenn die Vermuthung des Editors der *Institutionen* des *Gajus* Realität habe, dass in Lib. 1. §. 78. 79 dieser Institutionen von der *Lex Mensia* die Rede sey, alsdann die Worte des §. 79 cit. „die *Lex* habe sich auf diejenigen *Latinen* bezogen, *qui proprios populos propriasque civitates habebant, et erant peregrinorum numero,*" über das bisher ganz unbekannte Zeitalter dieses Gesetzes und dessen spätere Modificationen Licht verbreiten würden. Es gehe nämlich aus diesen Worten hervor, dass die *Lex Mensia* vor der *Lex Julia de civitate,* welche die alten Latinen in Italien aufhob, entstanden seyn müsse; zugleich erkläre sich dann auch weit einfacher, wie Hadrian veranlasst worden sey, durch mehrere *S. Cte* Bestimmungen über den *status* der von *Latinen* und *Peregrinen,* oder Römischen Bürgern, erzeugten Kinder aufzustellen, indem es zweifelhaft scheinen konnte, in wiefern die *Latini coloniarii* und *Juniani,* an welche die *Lex Mensia* nicht gedacht hatte, unter die Vorschrift dieses Gesetzes zu ziehen seyn. Rec. hält die Annahme von *Göschen,* dass die *Lex,* deren *Gajus* a. a. O. gedenkt, die *Lex Mensia* sey, für bedenklich; indem der Jurist von §. 76—82 sich mit der Anwendung der Regel beschäftigt, dass die in einer gültigen Civilehe erzeugten Kinder dem Vater, alle anderen Kinder aber der Mutter folgen; und erst in §. 83 die Ausnahmen des positiven Rechts von dieser Regel, zu welchen auch die *Lex Mensia* gehörte, berührt. — Der Vf. äussert sich ferner S. 16 fgg. näher über die Veranlassung der *Lex Mensia,* und über den Zusammenhang mit demjenigen, was in der Folge *Hadrian* daran änderte. Er glaubt, die *Lex Mensia* sey zu einer Zeit gegeben worden, da man in Rom die Heirathen Römischer Bürger und Peregrinen benachtheiligte, und den Hass gegen dieselben auf den *status* der aus dieser Verbindung erzeugten Kinder glaubte übertragen zu müssen; wobey sich der Vf. auf den von *Ulpian Fragm.* Tit. 5. §. 8 gebrauchten Ausdruck: *quoniam Lex Mensia — natum deterioris parentis conditionem sequi iubet,* stützt, welcher ihm eine Strafsanction des Gesetzgebers anzudeuten scheint. Später sey der Staat den Ehen zwischen Römern und Peregrinen eher förderlich gewesen, und Hadrian, der in dem Zustande der Provinzen manches verbesserte, soll die aus einer solchen Geschlechtsgemeinschaft erzeugten Kinder der *conditio patris* haben folgen lassen, wenn die Ehe der Ältern nach dem Recht ihrer Heimat gültig vollzogen worden war; wobey auf die Institution des

Gaius Lib. 1. §. 92 Bezug genommen wird. Diesen Schlussfolgerungen kann Rec. nicht seinen Beyfall geben. Zunächst hält er es für eine *petitio principii*, dass man in Rom unter der Republik den Heirathen zwischen Römern und Peregrinen abgeneigt gewesen sey, dagegen unter der Kaiserregierung dieselben begünstigt habe. Sodann ergeben die Zeugnisse von *Ulpian* und *Gajus* nicht das, was der Vf. aus ihnen abstrahirt. Die Bezeichnung *deterior parens* bey *Ulpian* ist sicher nicht durch *parens poena dignior* aufzulösen, sondern durch *deterioris conditionis parens* zu umschreiben. Die Worte des *Gajus*: *cui (sc. peregrino) secundum leges moresque peregrinorum conjuncta est civis Romana*, sind schwerlich als eine durch das *S. C.* von Hadrian zuerst vorgeschriebene bedingende Form solcher Heirathen, sondern als die genaue Bezeichnung eines gültigen *matrimonium juris gentium* überhaupt zu betrachten; denn die Römer liessen die Wirkungen eines Rechtsgeschäfts nach *Jus gentium* wohl von jeher nur alsdann eintreten, wenn das Geschäft mindestens denjenigen Vorschriften Genüge leistete, welche das einheimische Recht des contrahirenden Peregrinen in Bezug auf dasselbe enthielt. Rec. hätte auch gewünscht, die Vermuthung von *Savigny* und *Niebuhr* (in des letzteren *Röm. Gesch.* B. 2. S. 167. not. 75) über die Anwendung des der *Lex ..ensia* zum Grunde liegenden Princips auf die Gewissensehen zwischen Patriciern und Plebejern, von dem Vf. näher geprüft zu sehen. — S. 46 äussert der Vf. gelegentlich, dass die Übereinstimmung zwischen den *Institutionen* des *Gajus* und den *Fragmenten Ulpians* in der Anordnung einzelner Lehren, die Vermuthung gar sehr bestätige, dass das zuerst genannte Werk bey der Abfassung des letzteren zugezogen worden sey. Allerdings liegt diese Conjectur scheinbar sehr nahe, indem wir mehrmals den *Ulpian* sich der nämlichen Ausdrücke bedienen sehen, welche *Gaius* bey der Abhandlung desselben Gegenstandes anwendet: allein Rec. glaubt, diese Übereinstimmung, welche fast ausschliesslich bey der Ableitung einzelner Rechtssätze aus bestimmten Gesetzen sichtbar ist, auf folgende, auch von dem Vf. S. 85 a. E. angedeutete, Weise erklären zu können. Die classischen Juristen der Römer schlossen sich in ihren kürzeren Rechtssystemen bey jedem Institute möglichst genau an die positive Quelle desselben an, und suchten den Inhalt des Institutes da, wo es irgend anging, durch eine treue Relation der *verba legitima* dieser Quelle zu versinnlichen. Es sind daher nicht die *eigenen* Worte des *Gajus*, sondern die Ausdrücke der von ihm behandelten Gesetzesurkunde, welche wir bey *Ulpian* wiederfinden: und was von den Ausdrücken, dasselbe gilt gewissermassen auch von der systematischen Anordnung, wenigstens bey solchen Instituten, welche, gleich der *causae probatio*, nicht zunächst durch die Disciplin ihre Ausbildung erhalten hatten, und daher auch wissenschaftlich in derjenigen Reihenfolge der Anwendungsfälle, welche ihre positive Quelle selbst bezeichnet hatte, erörtert werden konnten. — Im vierten Capitel nimmt die Betrachtung einen vorzüglichen Platz ein: wie es zu erklären sey, dass diejenige *causae probatio*, welche auf Eingehung einer Heirath vor Zeugen und auf der Begünstigung der Kinderzeugung beruht, von *Gaius* a. a. O. Lib. 1. §. 29 aus der *Lex Aelia Sentia*, dagegen von *Ulpian Fragm.* Tit. 3. §. 3 aus der *Lex Junia* abgeleitet wird? wobey die Untersuchung über das Zeitalter der *Lex Aelia Sentia* und der *Lex Junia Norbana* vorausgeschickt wird. Der Vf. verficht die Ansicht, dass die *Lex Junia Norbana* jünger als die *Lex Aelia Sentia* sey; derselbe nimmt ferner den Text von *Ulpian* gegen alle Anfechtungen der Kritik in Schutz, und indem er das Zeugniss von *Gaius* für nicht minder beweisend hält als das von *Ulpian*, vereinigt er beide dahin, die *Lex Aelia Sentia* habe dem *non juste* manumittirten Sclaven durch die Ehe einen Weg eröffnen wollen, um der Civität und der väterlichen Gewalt über die zu erzeugenden Kinder theilhaftig zu werden, und diess sey von der späteren *Lex Junia Norbana* bestätigt worden. Wenn daher *Gaius* die *causae probatio* aus ihrer ältesten Quelle, der *Lex Aelia Sentia* ableite, während *Ulpian* dieselbe auf ihre neueste Quelle, nämlich auf die *Lex Junia Norbana*, beziehe: so erkläre sich beides ganz einfach. Diese Darstellung hält Rec. zwar für sinnreich, aber durchaus nicht für wahrscheinlich. *Gaius* und *Ulpian* reduciren nicht bloss die Anerkennung des Instituts der *causae probatio* im Allgemeinen, sondern auch die dataillirten Voraussetzungen desselben, auf verschiedene *Leges*, und bezeichnen diese Requisite mit fast wörtlicher Übereinstimmung, wahrscheinlich durch *verba legitima* ihrer positiven Quelle. Wir würden also, um des Vfs. Ansicht zu retten, annehmen müssen, dass die *Lex Junia* die Bestimmungen der *Lex Aelia Sentia* über die *causae probatio* wörtlich in sich aufgenommen habe; was wohl keine Wahrscheinlichkeit für sich hat. Rec. hält daher das Zeugniss der höchst fehlerhaften *Vaticanischen* Handschrift des *Ulpian* in diesem Punct für ganz unerheblich, so wie er auch überzeugt ist, dass die Aufschlüsse, welche *Gaius* über das Verhältniss der Bestimmungen der *Lex Aelia Sentia* und *Lex Iunia Norbana* giebt, um so weniger einen Zweifel darüber lassen können, dass die *Lex Junia Norbana* vor der *Lex Aelia Sentia* erschienen ist, da die entgegengesetzte Meinung keine stringenten Argumente für sich hat, und überdiess den Worten des *Gaius* Gewalt anthut.

Der Vf. hat sich in seiner ganzen Darstellung auf die Erörterung des im Zeitalter von *Gaius* und *Ulpian* praktischen Rechts beschränkt, und nicht auf die Untersuchung der Frage eingelassen: welche Schicksale die *causae probatio* später erfahren, und ob dieselbe erst unter *Justinian's* Regierung mit der *Lex Aelia Sentia* und *Junia Norbana* zu Grunde gegangen, oder ob deren frühere Auflösung zu vermuthen sey.

P. J. Rm.

Leipzig, b. Weygand: *Friderici Adolphi Schilling*, Jur. Doct. et Prof. Halens. *Dissertatio critica de Fragmento iuris Romani Dositheano, denuo graece et latine edito.* Pars prior. 1819. X u. 63 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Vf., welcher sich in der sehr wohl geschriebenen Zueignung an den Hrn. O. H. G. R. *Haubold* als einen dankbaren Schüler dieses gefeierten Romanisten zu erkennen giebt, zeigt in der vorliegenden Probeschrift ein so ungemeines Talent für historische Kritik, dass die Wissenschaft sich von den gelehrten Bestrebungen desselben unfehlbar erheblichen Gewinn zu versprechen hat.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher einiges zur Vertheidigung der juristischen Kritik gesagt ist, erklärt der Vf. sich näher über den Gegenstand seiner Abhandlung. Dieser besteht nämlich nicht in der gewöhnlich dem *Magister Dositheus* beygelegten Sammlung von *Sententiis et Epistolis Hadriani*, sondern in dem von *A. Schulting* sogenannten *Fragmentum regularum ex vetere Icto*, welchem *Röwer* auch den Titel *Fragmentum de juris speciebus et manumissionibus* gegeben hat. Der Vf. setzte sich vor, diess Fragment kritisch zu behandeln, und zu dem Ende zunächst eine Recension des Textes zu geben; sodann aber auch die ganze Geschichte der Entstehung desselben in ein helleres Licht zu setzen. Davon handelt der bis jetzt erschienene erste Theil; in der Fortsetzung haben wir die exegetische Behandlung des Textes zu erwarten.

Den Text liefert der Vf. Griechisch und Lateinisch, im Ganzen zwar nach der Ausgabe von *Röwer*, doch mit seinen eigenen Verbesserungen untermischt. Der Apparat der Conjecturen von *Röwer* und der Varianten des Lateinischen Textes bey *Schulting*, welchen die Berliner Ausgabe des *Jus civile Ante-Justinianeum* aufgenommen hat, vermissen wir hier, eben so wie die specielle Begründung der Emendationen des Vf's. Wahrscheinlich wird uns beides in der Fortsetzung geliefert werden, denn die Nachweisung der zuletzt erwähnten Motive ist unerlässlich, um ein Urtheil über des Vf's. Recension zu fällen, indem manche Emendationen desselben, ungeachtet der in ihnen zu Tage liegenden Kenntniss der Griechischen Sprache, ungleich verwegener erscheinen, als die von *Röwer*.

Von S. 26 an beginnen die eigenen Untersuchungen des Vf's. über die Bildung des Textes in dem vorliegenden Fragment, und über die Person seines Vf's. Die hier vertheidigte Ansicht, dass der Griechische Text nicht das Original, sondern eine Übersetzung desselben aus dem Lateinischen enthalte, und dass der auf uns gekommene Lateinische Text hinwiederum eine Reversion dieser fehlerhaften Griechischen Übersetzung sey, ist freylich nicht ganz neu, indem sich dieselbe zum Theil schon bey *P. Pithoeus* findet; allein dem Vf. bleibt das Verdienst, die Conjectur seines Vorgängers durch hinreichende Gründe unterstützt zu haben. Über die Person des Urhebers von diesem Fragment stellt der Vf. die ihm ganz eigenthümliche Vermuthung auf, es enthalte dasselbe nicht eine vollständige Übersetzung, oder einen Auszug aus dem Werke eines *einzelnen* Römischen Juristen, sondern eine Compilation aus den juristischen Schriften *verschiedener* Verfasser. Wiewohl Rec. in diesem Theile der Abhandlung dem Scharfsinne des Vf's. alle Gerechtigkeit widerfahren lässt: so glaubt er doch, dass derselbe seinen Beweis nicht vollständig geführt habe. Den Gründen, auf welche der Vf. am meisten baut, nämlich dass in unserem Fragment der *manumissio per censum* im Präsens Erwähnung geschieht, während *Ulpian* derselben, als eines absoluten Institutes, im Imperfectum gedenkt; ferner dass diese Manumissionsform mit anderen ungleichzeitigen Einrichtungen als Gegenstand des praktischen Rechts verbunden wird; endlich dass überhaupt die abgehandelten Gegenstände in sehr ungleichem Masse ausgeführt, und nach einem fehlerhaften System zusammengestellt sind: diesen Gründen dürfte, nach des Rec. Dafürhalten, der Vf. selbst ihre volle Beweiskraft durch die Annahme entzogen haben, dass wir nicht das Original dieses Werks, sondern die Arbeit eines unwissenden Übersetzers vor uns haben, bey dessen Verfahren Inversionen und Verwechselung der *Tempora* (welche letztern ja auch die Abschreiber sich zu Schulden kommen lassen), nicht unerhört seyn dürften. Auch scheint das verschiedene Mass in der Ausführlichkeit der Darstellung nicht unbedingt gegen die gemeine Ansicht zu streiten, nach welcher diess Fragment die Arbeit *eines* Verfassers enthält; denn auch die jetzt bekannt gemachten ächten *Institutionen des Gajus* zeigen an mehreren Stellen ein ähnliches Missverhältniss. Eben diese Institutionen hat der Vf. noch vor deren Publication in einer, dem Hn. O. H. G. R. *Haubold* zugehörigen Abschrift benutzen können, und er äussert S. 42 gelegentlich, dass dieselben zwar dem grösseren Theile nach unter *Marc Antoninus* Regierung entstanden seyen, das *erste* Buch aber unter *Antoninus Pius* verfasst zu seyn scheine, weil darin keine Constitution eines späteren Kaisers erwähnt, auch *Antoninus Pius* nicht, wie in den *drey* folgenden Büchern, mit dem Beynamen *Divus* bezeichnet, sondern entweder *Imperator Antoninus* schlechthin, oder *Optimus Imperator Antoninus* genannt werde. Das erste Argument beruht wohl auf einem zufälligen Umstand, das letzte aber beweist zu viel, da in dem nämlichen ersten Buche (§. 47) der, bey Abfassung des Werks gewiss schon verstorbene Kaiser *Hadrian* auch nicht *Divus*, sondern *Hadrianus* schlechthin genannt wird.

Diese Einwendungen haben übrigens durchaus nicht den Zweck, den Werth der Schrift, deren Fortsetzung Rec. mit Verlangen entgegensieht, herabzusetzen.

P. J. Rm.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Petri: *Feindliche Freunde und freundliche Feinde.* Roman von *A. v. Schaden.* Mit einem Vorwort von *J. v. Voss.* 1820. VIII u. 325 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ein junger liederlicher Officier wird von Cameraden, Tänzerinnen u. s. w. gemissbraucht und arm; er verbessert seine Umstände durch Heirath mit einer Caricatur, kommt zur Besinnung, macht aber aus Hypergenialität in der Civilverwaltung dumme Streiche, wird von allen Schmeichlern verlassen, und von einem freundlichen Feinde durch 100 Louisd'or einigermaßen aus der Misere gerissen. Die heillose Genialität hindert darauf lange den gesuchten Eintritt in eine fremde Armee; ein Zufall bewirkt sie, er zeichnet sich als Partisan aus, wird Oberfeldherr und von dem dankbaren Herrscher endlich gar in den Fürstenstand erhoben. In dieser Qualität heirathet er dann endlich eine Prinzessin, in die er sich bereits als Lieutnant — versteht sich ohne ihren Rang zu kennen — ausserordentlich verliebt, und die er in ihrem wahren Verhältniss erst kennen gelernt hat, als er als Brautwerber für seinen Monarchen vor sie tritt.

Dass hier wenigstens die Erfindung den Künstler nicht gross gemacht, liegt auf der Hand; aber auch die Ausführung überschreitet nicht die gewöhnliche Mittelstrasse. Der Vorredner, welcher dem Vf. versprechen musste „nichts zu loben" hätte diess schon füglich aus Bescheidenheit unterlassen müssen, da er fast überall alten Bekannten aus seinen eigenen Productionen begegnet ist, die sich freylich von ihm dargestellt immer noch besser ausnehmen.

L.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Das unbesorgte Mädchen.* Eine Geschichte für *Frauen und Jungfrauen.* Zwey Bändchen. 1819. 244 u. 304 S. 8. (2 Rthlr.)

Was unseren Frauen und Jungfrauen hier dargeboten wird, ist ein Französischer Roman, der moralisch seyn soll, aber mit unter sehr leichtfertige Grundsätze, wenn auch nicht empfiehlt, doch nicht für das giebt, was sie sind, — ein Roman voll Französischer Ansichten, vorgetragen in einer ungebildeten, nachlässigen Sprache, nicht ohne Abgeschmacktheiten in Gedanken und im Ausdrucke. Es soll dargethan werden, dass ein schönes Mädchen auch ohne Aufsicht den Gefahren der verführerischen Welt entgehen, ein aufgewecktes, freysinniges und sorgenloses Mädchen gar wohl auch ein tugendhaftes seyn könne. Die Idee ist nicht ganz übel, und manches Einzelne hätte, anders und zu einem anderen Ganzen verarbeitet, recht angenehm werden können. Nun aber werden unsere Frauen und Jungfrauen wohlthun, bessere Gesellschaft zu suchen, als dieses unbesorgte Mädchen.

HIKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Leipzig*, b. Metzler: *Ex constitutione Imperatoris Antonii quomodo, qui in orbe Romano essent, cives Romani effecti sint?* 1819. 16 S. 4.

Ebendaselbst: *Juris Romani testimoniis de militum honesta missione, quae in tabulis aeneis supersunt, illustrati specimen scripsit,* et — praeside Dr. *Christ. Gottl. Hauboldo* etc. ad disputandum proposuit *Theod. Alex. Platzmann, Lipsiensis.* 1818. 55 u. XXXII S. gr. 4. mit 2 Kupferplatten.

Beide Programme haben den berühmten Civilisten Hn. O. H. G. R. Ritter *Haubold* zum Verfasser, und schliessen sich den früheren, durch Wahl fruchtbarer Gegenstände und sorgsame Behandlung gleich ausgezeichneten, akademischen Gelegenheitsschriften dieses Gelehrten in jeder Hinsicht würdig an.

No. 1. verbreitet sich über die in *L.* 17. *de Statu homin,* erwähnte Kaiserliche Constitution, welche den Einwohnern des *orbis Romanus* den Genuss des Römischen Bürgerrechts zusicherte; sie lässt jedoch die Untersuchung über den Urheber dieser Constitution bey Seite liegen, da dieselbe als abgeschlossen betrachtet werden kann, und sie hat es bloss mit der ungleich schwierigern und bisher nicht genügend gelösten Frage zu schaffen, auf welche Subjecte sich die Wohlthat der genannten Constitution erstreckt habe. Dass nämlich dieselbe nicht allen freyen Unterthanen des Römischen Kaiserreichs zu statten gekommen seyn kann, geht daraus hervor, dass in denjenigen Quellen, welche entschieden später sind als die angeführte Constitution von Caracalla, noch der *Latinen* und *Peregrinen,* so wie der Verleihung der Civität an einzelne Personen, gedacht wird. Nach einer summarischen Prüfung der bedeutenderen Erklärungen seiner Vorgänger spricht der verdiente Verf. seine Ansicht dahin aus: die Constitution habe sich nur auf den Zustand der Inviduen, nicht aber auf das politische Verhältniss ganzer Gemeinden bezogen; dieselbe sey ferner nur auf Freygeborne, nicht auf Libertinen gegangen, und habe bloss eine temporäre Tendenz gehabt, nämlich, gleich der früheren *Lex Plautia* und *Lex Papiria de civitate sociorum,* (A. U. 665) sich auf diejenigen *Ingenui* beschränkt, welche zur Zeit der Sanction dieses Gesetzes dem Römischen Reiche angehörten, so dass das Fortbestehen einer bedeutenden Anzahl von Freygelassenen und spätern Freygeborenen, welche des Römischen Bürgerrechts nicht theilhaftig waren, leicht erklärt wird. Allerdings bleibt der letzte, dem Vf. eigenthümliche, Punct dieser Ansicht blosse Conjectur; allein derselben kann ein hoher Grad innerer Wahrscheinlichkeit nicht abgesprochen werden.

No. 2 hat es mit den auf Inschriften erhaltenen und von *Marini* zusammengestellten Urkunden der ehrenvollen Verabschiedung Römischer Soldaten zu thun. Im *ersten Capitel* wird das Zeitalter der, im Anhange mit diplomatischer Treue abgedruckten, Documente, deren Zweck und die Übereinstimmung ihres Inhalts näher beleuchtet. Das *zweyte Cap.* enthält die Resultate, welche aus der Form, so wie das *dritte* diejenigen, welche aus dem Inhalt der genannten Urkunden für die Erklärung der Römischen Rechtsquellen gewonnen werden. Überall stösst man auf neue interessante Bemerkungen, z. B. über die zur Verhinderung von Verfälschungen eingeführten *perforatio tabularum,* welche weder bey Wachstafeln, noch bey Testamentsurkunden allein vorkam; ferner über die Begünstigungen der ehrenvoll verabschiedeten Soldaten; über das *Jus Quiritium*; über die Soldatenehen, u. s. w. auf welche letztere auch dasjenige hinzudeuten scheint, was die ächten *Institutionen* des *Gajus* (Lib. 1. §. 93 — 97 Lib. 3. §. 20) über die Ertheilung der Civität durch den Kaiser an verheirathete Männer, deren Frauen und Descendenten enthalten.

P. J. Rm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

MEDICIN.

Leipzig, b. Kummer: *Ernst Platner's Untersuchungen über einige Hauptcapitel der gerichtlichen Arzney-Wissenschaft, durch beygefügte zahlreiche Gutachten der Leipziger medicinischen Facultät erläutert.* Aus dem Lateinischen übersetzt und geordnet herausgegeben von Dr. *Karl Ernst Hedrich*, Physicus bey dem Königl. Sächs. Amte Frauenstein. 1820. XXIV u. 494 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Unter dem Titel *Quaestiones medicinae forensis* gab der verewigte *Platner* in Leipzig binnen ungefähr zwanzig Jahren eine Reihe von Abhandlungen als Programme heraus, deren mehrere in der gelehrten Welt ein bedeutendes und verdientes Ansehen erhalten haben. Dennoch waren diese Abhandlungen, da sie nicht in den Buchhandel kamen, selten und schwer zu erlangen, und nur diejenigen Gelehrten, welche mit Leipzig in sehr naher Verbindung standen, konnten sich einer vollständigen Sammlung derselben erfreuen. Diesem Mangel ist durch die vorliegende Sammlung abgeholfen, deren Erscheinung also nicht nur keiner Entschuldigung bedarf, sondern grossen Dank verdient. Die Sammlung ist nach des Herausgebers Versicherung vollständig; nur zwey Programme *de inanibus clementiae erga medicos spurios excusandae argumentis* vom Jahre 1807 und ein Programm *publice curandae valetudinis praesidia, in civitate, jure pleno desiderari ostenditur* vom Jahre 1814 sind ausgelassen, weil sie medicinisch-polizeylichen Inhalts sind. Wir billigen diese Auslassung nicht, da die Sammlung dadurch unvollständig geworden ist. *Platner* selbst hatte im Sinne, diese Abhandlungen umgearbeitet herauszugeben, und es ist zu bedauern, dass der Herausgeber nicht mit Bestimmtheit weiss, ob sich in dem literarischen Nachlasse eine Arbeit zu diesem Behufe vorfindet. Allerdings wäre eine solche sehr wünschenswerth gewesen, nicht als ob man dabey bedeutende Veränderungen und Zusätze hätte erwarten können, sondern weil dadurch die häufigen Wiederholungen vermieden worden wären, die bey der ursprünglichen, immer rhapsodischen Erscheinung dieser Untersuchungen, die jedes Mal auf den Raum eines Bogens eingeschränkt seyn mussten, nothwendig entstanden waren, und bey der jetzigen Ausgabe unverändert wieder erscheinen. Nur die Ordnung, in welcher die Abhandlungen erschienen, ist verändert und zwar auf recht zweckmässige Weise. Mit wahrem Bedauern aber vermissen wir die Lateinische Sprache, in welcher *Platner*, offenbar durch die innigste Bekanntschaft mit Cicero's philosophischen Schriften, sich meisterhaft auszudrücken wusste. Die Übersetzung, durch den Wunsch nach einem möglichst grossen Publicum entstanden, wirkt auf den Leser um so unangenehmer, weil sie, dem Originale allzutreu, in jedem Satze den Lateinischen Ursprung erkennen lässt, so dass man oft in das Lateinische sich versetzen muss, um die Deutschen Worte zu verstehen. Beyspiele hiezu finden sich auf jeder Seite, sowohl in ganzen Sätzen, als in einzelnen Worten; zu letztern gehören das eingeschobene Lateinische *quasi*, welches sich in dem Deutschen „so gleichsam" wunderlich ausnimmt, die Übersetzung des S. 92 vorkommenden *sapientissimus Rex* mit „der Allerweiseste König," wo *Pl.* bestimmt nichts, als einen starken Positiv ausdrücken wollte, und vielleicht nicht einmal diesen, sondern nur ein gewöhnliches Römisches Compliment, wie es den Namen bedeutender Menschen immer zugesetzt zu werden pflegt. Auch ist der Deutsche Ausdruck überhaupt nicht angenehm und oft mit übelklingenden, zum Theil neugebildeten Worten versehen, z. B. Wagniss, Empfindniss, Ge- und Verbote u. s. w. Auch hätte der Vf. bey Worterklärungen, wo es gerade auf das bestimmte Wort ankommt, welches in der anderen Sprache zuweilen nicht vollkommen wiedergegeben werden kann, immer die Lateinischen Worte des Originals hinzusetzen sollen. Doch wir gehen nunmehr zu den einzelnen Abhandlungen selbst: 1) *Über den Unterschied zwischen Vernunft und Verstand, in Bezug auf die Zeichen des Wahnsinns. Platner* bezeichnet *mens* mit Vernunft, *animus* mit Verstand, und hält diese Bezeichnung für ächt-Römisch. Rec. ist hiemit nicht ganz einverstanden, überlässt jedoch die Entscheidung den Philologen. Da der Vf. keine kurze Erklärung beider Thätigkeiten gegeben hat, sondern vielmehr eine Beschreibung: so können wir, um den Raum zu schonen, die aufgestellte psychologische Ansicht nicht mittheilen. Wir stimmen ganz mit dem Vf. überein, wenn er Vernunft als das Höhere, Verstand als das Niedere bezeichnet; aber nicht, wenn er sie nun beide gänzlich zu scheiden sucht. Indem wir nur Eine geistige Grundthätigkeit anerkennen, dürfen wir die verschiedenen Formen derselben nicht für absolut verschieden halten, und wir müssen zu Künsteleyen unsere Zuflucht nehmen, wenn wir dennoch eine

solche Scheidewand aufzurichten versuchen. Der Zweck dieser Unterscheidung beruht darin, dass man genöthigt wird, einen Zustand des Wahnsinns anzuerkennen, wo der Verstand scheinbar ungestört ist. — 2) *Über versteckten Wahnsinn.* Sehr interessant, zumal durch das beygefügte Beyspiel mit dem trefflichen Gutachten. Vor 50 Jahren würde der unglückliche Ziegelstreicher höchst wahrscheinlich nicht als wahnsinnig anerkannt, und demnach mit der Todesstrafe belegt worden seyn. „Versteckter Wahnsinn ist demnach ein Drang und Bestreben des belästigten Gemüths nach einer gewaltsamen Handlung, wobey es diese Handlung heimlich begehrt und vorbereitet, als sey sie ein Mittel zur Erleichternng und Befreyung von ihrem Drucke." Wenn nun auch hiebey ein *scheinbar* ungestörter Gebrauch des Verstandes Statt finden kann: so können wir doch nicht beystimmen, wenn es S. 22 heisst: „weder in der Weise und Ordnung des Denkens, noch in denen des Handelns, sey je ein zuverlässiges Zeichen eines ungestörten und gesunden Verstandes zu finden." Wenn die Gesammtheit des Denkens und des Handelns richtig ist, so kann kein Wahnsinn vorhanden seyn. 3) *Anderweite Beobachtung von versteckten Wahnsinn.* Dieser Fall ist in sofern von dem vorhergehenden verschieden, als bey jenem der Drang nach einer bestimmten Handlung gerichtet war, bey diesem aber nur ein Streben nach einer gewaltthätigen Handlung überhaupt Statt fand, nach deren Vollbringung das Individuum sich befriedigt fühlte, und nun der Handlung selbst einen Grund unterlegte, der ihr in der That fremd war. Jedoch konnte hier nicht mit Bestimmtheit, sondern nur mit Wahrscheinlichkeit, Wahnsinn angenommen werden. *Pl.* beklagt sich mit Recht darüber, dass die Juristen mit Aussprüchen, die nur Wahrscheinlichkeit geben, nicht zufrieden sind, da ja vermöge unserer beschränkten Einsichten nicht immer Gewissheit erlangt werden kann, und es gewissenlos wäre, wenn wir gegen unsere Überzeugung von Gewissheit sprechen wollten, während wir mit Recht nur von Wahrscheinlichkeit reden dürfen. — 4) *Über zweifelhaften Wahnsinn.* Das Gutachten, welches, wie die meisten anderen, von *Pl.* selbst verfasst zu seyn scheint, ist wohl zu gelinde. — 5) *Über leere Beweisgründe für Wahnsinn. Pl.* beweist hier den Defensoren, dass sie oft einen ganz falschen Weg zur Vertheidigung ihrer Clienten einschlagen, indem sie dieselben durch Leidenschaft, Temperament u. s. w. zu entschuldigen suchen, während der Jurist von dem Grundsatze ausgeht, dass der Mensch frey sey, und also durch Leidenschaft u. s. w. keine Entschuldigung finde. Die einzige Enschuldigung einer verübten That ist bey dem Juristen nur die durch physische Verhältnisse herbeygeführte Unfreyheit, welche nur dann angenommen wird, wenn nach allgemeinen und medicinischen Grundsätzen Wahnsinn vorhanden ist. Man muss also die moralische Zurechnung, die nächst unserem eigenen Gewissen nur bey Gott steht, von der juridischen trennen, und bey der Vertheidigung beide Gesichtspuncte nicht verwechseln. — 6) *Beobachtung einer Entschuldigung durch Wahnsinn.* Dass das Gefühl des Mitleids hier zu sehr auf das Gutachten eingewirkt habe, möchten wir fast behaupten. Zweydeutig ist der Ausdruck „dreyssigjähriger Arzt", in dem man viel eher glauben möchte, dass dadurch ein erst 30 Jahr alter Arzt gemeint sey, als ein Mann, der bereits seit 30 Jahren der Arzt eines bestimmten Menschen gewesen ist. — 7) *Gewaltthätigen Handlungen Epileptischer kommt, wenn selbige schon in der Absicht, Böses zu thun und sich zu rächen, begangen worden, die Entschuldigung durch Geistes-Unfreyheit zu statten. Pl.* sucht aus pathologischen Gründen darzuthun, dass bey der Verwandtschaft der Epilepsie mit dem Wahnsinn angenommen werden müsse, dass die an jenem Übel leidenden Individuen, wenn sie auch nicht anhaltend wahnsinnig sind, dennoch leicht in Wahnsinn verfallen, und einzelne Handlungen verüben können, die bey allem Scheine der Verständigkeit dennoch in jenem körperlichen Leiden ihren Grund haben, folglich nicht als freye Handlungen betrachtet werden können. Rec. ist überzeugt, dass diess zwar von manchen Fällen gelte, aber durchaus nicht von allen. Es ist daher nothwendig, dass bey jedem einzelnen Falle das ärztliche Gutachten verlangt werde, damit darüber entschieden werde, ob in dem besonderen Falle wirklich Geistes-Unfreyheit Statt gefunden habe, oder nicht. — 8) *Beobachtung von versteckter Melancholie bey Greisen.* Es gehört der vorliegende Fall zu denen, wo wir unsere Unfähigkeit, die Tiefen des Geistes ganz zu erkunden, anerkennen müssen. Denn wenn uns auf der einen Seite Alles dahin weist, dass der Mangel an Vertrauen zur Vorsehung die greuelhafte Handlung erzeugt habe: so wird man auf der andern Seite zu dem Ausspruche der Facultät geneigt, eben diesen Mangel einem krankhaften Zustande zuzuschreiben. — 9) *Die Heilung der Melancholie ist nie ganz zu verbürgen.* Wenn auch die angeführten Gründe, welche die grosse Schwierigkeit der Prognose der Heilung der Melancholie beweisen, ihre vollkommene Richtigkeit haben: so kann man doch daraus nicht schliessen, dass man *nie* die Heilung verbürgen könne; es giebt im Gegentheile gewisse Fälle, wo man dieselbe vollkommen verbürgen kann, wie sich diess aus wissenschaftlichen Gründen leicht darthun lässt. — 10) *Über Verstandes-Unfreyheit bey Trunkenen.* Der Vf. unterscheidet den Zustand der eigentlichen Trunkenheit von demjenigen, in welchem Personen, die durch häufigen Trunk eine anhaltende, nicht mehr willkührliche Verstimmung des Nervensystems erhalten haben, sich gewöhnlich ausserhalb der Trinkzeit befinden. Er behauptet nun, dass, wenn auch der erstere Zustand bey dem Richter keine Entschuldigung abgebe, der andere allerdings entschuldigend wirken müsse. — 11) *Beobachtung eines wuthartigen Zorn-Entbranntseyns.* Auch in diesem Falle ist zu keiner Gewissheit darüber zu gelangen, ob die Handlungsweise eines Menschen aus reiner Bosheit entstanden, oder ob

dabey Wahnsinn wirksam gewesen sey. Es giebt gewiss Übergangspunkte zwischen Wahnsinn und Vernunftgebrauch, zu denen wohl auch der vorliegende Fall gehört. — 12) 13) 14) *Mit Recht und mit Unrecht verdächtige Beweisgründe für Wahnsinn.* Der Vf. sucht zuerst Dummheit von Blödsinn zu scheiden, worin wir ihm zwar beystimmen, jedoch überzeugt sind, dass hohe Dummheit und beginnender einfacher Blödsinn so in einander übergehen, dass in einzelnen Fällen eben so gut das eine, wie das andere angenommen werden kann. In einem merkwürdigen Gutachten wird zugleich gezeigt, wie auch der gewöhnlich leicht zu entdeckende Blödsinn zuweilen nur durch scharfsichtige Beurtheilung des Ganzen erkannt werden könne. In dem folgenden Gutachten zeigt sich dasselbe wiederum auf eine andere Weise. Das dritte Gutachten endlich gehört zu denen, wo es kaum der angewendeten Mühe bedurft hätte, um das Vorgeben des Wahnsinns zu entkräften. — 15) 16) 17) *Über die Entschuldigung durch Blödsinn, namentlich greisenhaften und kindischen.* Zuerst wird darauf aufmerksam gemacht, dass es einen nicht vollendeten Blödsinn gebe, dessen Erkenntniss, eben weil er nicht beständig vorhanden ist und sich nicht gleichmässig äussert, viele Schwierigkeiten habe. Zu diesem Zustande geben die Kinderjahre, das Greisenalter, manche chronische Krankheiten, und endlich hitzige Fieber Veranlassung. Besonders in Hinsicht des Kindesalters wird erwiesen, dass, da die Ausbildung der geistigen Kräfte mit der Entwickelung des Körpers fortschreite, diese aber sich an kein gewisses Jahr binde, auch für jene kein bestimmter Zeitraum angenommen werden könne. Da nun ferner der Sinn für die Verhältnisse des Lebens besonders erst durch die Geschlechtsreife angeregt wird: so ist es auch billig, dass erst mit dem Eintritte dieses Zeitpunctes Verantwortlichkeit Statt finde. Nun bestimmt aber das Sächsische Feuer-Mandat, dass mit Ablauf des 14 Jahres die volle Strafe Statt finden solle. Da man nun unmöglich einen Menschen, dessen Verstand noch nicht vollkommen reif ist, mit dem Tode zu bestrafen willens seyn kann, in unseren Ländern aber, zumal auf dem Lande, mit dem 14 Jahre selten völlige Geschlechtsreife Statt findet: so ist es billig, dass in jedem einzelnen Falle das Alter zur Bestrafung nicht genüge, sondern vorher ärztliche Untersuchung über den Grad der körperlichen und geistigen Entwickelung Statt finde. Zu den hier aufgestellten Grundsätzen werden in 18) und 19) Belege gegeben. — 20) *Beobachtung über den fieberischen Blödsinn in Bezug auf die Fähigkeit, ein Testament zu machen.* In hitzigen Fiebern, wo das Gehirn angegriffen ist, dürfe man die Zeiträume, wo das Gehirn dem Anscheine nach frey ist, nicht immer für wirklich frey halten. Indem diess zugleich durch eine angeführte Beobachtung erwiesen wird, ersieht man deutlich, wie nothwendig es sey, dass der Vorschlag des Vfs, in solchen Fällen durch ärztliches Zeugniss die Geistesfreyheit bezeugen zu lassen, von den Regierungen beachtet werde. — 21) 22) 23) 24) *Über die Gutachten der Physiker. Pl.* rügt die vielfachen Fehler, welche sich Physiker oft zu Schulden kommen lassen, und beweist dieselben durch einzelne Beyspiele. Er gründet eben hierauf, zum Theil aber auch darauf, dass wohl die Angabe der aufgefundenen Thatsachen einzelnen Individuen überlassen werden dürfe, die Beurtheilung wichtiger Gegenstände hingegen dem Urtheile eines Vereins mehrerer Männer unterworfen seyn müssten, den Satz, dass alle Gutachten von einiger Bedeutung niemals dem Physicus, sondern sogleich einem ärztlichen Collegium übergeben werden müssten. Obwohl diese Foderung viel für sich hat: so würde doch Rec. weniger auf Erfüllung derselben dringen, da einerseits in dem Lande, wo derselbe lebt, bedeutende Verstösse der Physiker selten vorkommen, andrerseits aber jeder Einseitigkeit der ärztlichen Gutachten durch die Defensoren entgegengearbeitet wird. — 25) *Ob es den ärztlichen Collegien nicht frey stehe, über etwas weiter als das corpus delicti zu begutachten,* wird, wie natürlich, bejahet, wobey jedoch mit Unrecht behauptet wird, dass den Physikern die Acten nicht mitgetheilt werden sollen. Wenn die Physiker Gutachten erstatten sollen, so müssen ihnen ja wohl eben so gut, wie den Collegien, alle Mittel zur Führung des Beweises offen stehen. 26) *Vorsichtsmassregeln bey Beurtheilung solcher Verletzungen, welche beym Handgemenge und Ringen entstehen.* Es ist nämlich oft sehr schwer, zu entscheiden, ob eine bestimmte Verletzung wirklich durch den Gegner entstanden ist, da beide Theile zugleich thätig wirkten, und also leicht eine Verletzung durch eigne Schuld, z. B. durch heftiges Anrennen an den Gegner oder an die Wand entstanden seyn kann, welches durch ein beygefügtes Beyspiel verdeutlicht wird. — 27) *Einige hingeworfene Meinungen über den Unterschied nothwendig und zufällig tödtlicher Verletzungen.* Das chirurgische Princip bey Beurtheilung der Wunden, und die Annahme einer Tödtlichkeit an sich, werden verworfen, dem zu Folge also nur nothwendig und zufällig tödtliche Verletzungen anerkannt, die ersteren aber einer dreyfachen Abtheilung unterworfen. Besonders wird auf den neuerlich durch den trefflichen *Henke* festgestellten Grundsatz, dass der Gerichtsarzt nicht *in abstracto*, sondern *in concreto* den einzelnen Fall beurtheilen müsse, hingewiesen. — 28) *Einige Paradoxen über Giftmord, namentlich durch Arsenik.* Um Vergiftung durch Arsenik zu beweisen, bedürfe es nicht einer bestimmten Menge von Arsenik, sondern selbst eine sehr geringe Quantität könne in einzelnen Fällen tödten. Ja selbst ohne Auffindung des Arseniks im Körper sey die Vergiftung dann als ausgemacht anzunehmen, wenn nach anderweitig zuverlässig ausgemittelter Darreichung des Arseniks die Zufälle der Vergiftung, bey denen übrigens die Anwesenheit oder Abwesenheit eines einzelnen Zeichens nicht entscheiden, eingetreten sind. — 29) 30) *Beobachtungen vom Giftmorde mittelst Arsenik.* In beiden Fällen erleidet die Vergiftung keinen Zweifel, wobey der Grund-

satz aufgestellt wird, dass in Betracht der Abscheulichkeit des Giftmordes die unterlassene Eröffnung der Schädelhöhle bey anderweitiger Gewissheit der Vergiftung, dem Giftmischer nicht zum Vortheil gereichen dürfe. — 31) *Beobachtung über eine eilfmonatliche Geburt.* Indem der Vf. auf die wirklich vorhandenen Thatsachen von verspäteter Geburt aufmerksam macht, und darlegt, wie thöricht es sey, glauben zu wollen, dass die organische Natur, die sich sonst niemals unabänderlich an eine bestimmte Zeit knüpfe, diess gerade immer in der Schwangerschaft thue, theilt er ein Gutachten mit, worin ein im Anfang des eilften Monats gebornes Kind als möglicherweise gesetzlich anerkannt wird. — 32) *Über das nicht animalische Leben der Leibesfrucht in Bezug auf Kindermord.* Wir halten diesen Aufsatz für den am mindesten gelungenen im ganzen Werke, indem der Vf. darin den durchaus unhaltbaren Satz früherer Zeit, dass der Embryo unbelebt sey, und dass das Leben mit dem Athmen beginne, zu vertheidigen sucht, weshalb die Tödtung eines Kindes, das nicht geathmet habe, wenn auch Wärme und Blutlauf vorhanden sind, nicht als Mord bestraft werden solle. Auf gleiche Weise müsste auch Ermordung von Ohnmächtigen und Scheintodten nicht als solche bestraft werden. — 33) *Von der Bewusstlosigkeit bey Gebärenden, in Bezug auf Entschuldigung des Kindermords.* Da die Geburt selbst ohne Bewusstseyn der Gebärenden erfolgen kann, unmittelbar nach der Geburt aber oft Zustände von Bewusstlosigkeit eintreten: so dürfen diejenigen Beschuldigungen, die auf Unterlassung irgend einer Pflicht gegen das Kind z. B. Unterbinden der Nabelschnur u. s. w. beruhen, in denjenigen Fällen, wo man sich auf Bewusstlosigkeit beruft, nicht geltend gemacht werden; hingegen können offenbare Handlungen in Beziehung auf das Kind, z. B. mechanische Gewaltthätigkeiten jeder Art, durch jene Bewusstlosigkeit, welche ja an sich Unthätigkeit voraussetzt, keine Entschuldigung gewähren. Allein sollte man nicht auch die Möglichkeit eines plötzlich entstehenden und dann in Ohnmacht übergehenden Wuthanfalles in Anspruch nehmen können? Die zunächst folgende Beobachtung scheint fast das Daseyn solcher Zustände zu bestätigen. — 34) *Geschichte eines schlafwachenden Zustandes bey Gebärenden, in Bezug auf den Verdacht des Kindermords erzählt.* Ein Mädchen, welches heimlich geboren hatte, wurde in einem Zustande von Bewusstlosigkeit angetroffen, aus welchem man dasselbe nicht erwecken konnte, und der sodann in äussere Krämpfe und in eine Art von Wuth, zuletzt aber in Ruhe bey vollkommener Gefühllosigkeit überging. Am dritten Tage beginnt die Kranke sich zu ermuntern, erhält aber erst nach vielen Tagen ihren Verstand wieder, ohne dabey sich irgend der Entbindung zu erinnern. — 35) *Von zweifelhafter Ursache in Betreff des Kindmordes.* Es wird hier mit grosser Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, dass bey einem bestimmten Falle trotz des Geständnisses der Tödtung dieselbe dennoch nicht Statt gefunden habe, der Tod vielmehr bereits vor Anwendung der Gewalt durch anderweitige Umstände veranlasst worden sey. 36) *Mit Unrecht verdächtig gemachte Entschuldigungsgründe des Kindmordes,* und 37 bis 41) *Fürbitte für das Verbrechen des Kindmordes* stellen alle Gründe auf, die zur Entschuldigung des Kindermordes irgend dienen können, wobey auf die Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur, die Missverhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, und die von den Gesetzen viel zu gelind behandelten Schwängerer Rücksicht genommen wird. Wir möchten jedoch nicht für alle Fälle den Wunsch des Vfs. theilen, dass der Kindermord niemals die gewöhnliche Strafe des Mordes erhalten möge. Ja wir begreifen nicht, wie er bey der von ihm angeführten grausamen Kindesmörderin mildernde Gründe irgend anwenden mochte. Die auf diese Abhandlungen sich beziehende Bemerkung des Herausgebers in der Vorrede, „dass nämlich der Kindermord jetzt mehr, als je, häufig erscheine", ist dem Rec., der eher das Gegentheil behaupten zu können glaubt, sehr aufgefallen. Oder sollte Sachsen hier eine ungünstige Ausnahme machen? — Schliesslich dürfen wir diese Sammlung nicht noch besonders empfehlen, da die mitgetheilten Auszüge, noch mehr aber *Platners* berühmter Name ihr gewiss viele Leser verschaffen werden. Aber den Wunsch können wir nicht unterdrücken, dass doch eine Sammlung sämmtlicher kleiner Schriften (Programme, akademischer Reden u. s. w.) als *Opuscula academica* des sel. Vfs. recht bald erscheinen möchten, da sie nicht bloss des Inhaltes, sondern vorzüglich auch der meisterhaften Form und schönen Latinität halber unter den philosophischen und medicinischen Monographieen unserer Tage einzig und unübertroffen dastehen. Sollte zu einer solchen Sammlung nicht vor allen der würdige Schwiegersohn des Verewigten, der Buchhändler Hr. *Gerhard Fleischer* in Leipzig, willig die Hände bieten?

Rud.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Marburg: De capitis foetus humani pelvim intrantis situ vario, varioque ejusdem pelvi exeuntis* Specimine inaugurali — agit *Petrus Josephus Roberti*, St. Trudonis Pano-Belga. *Sectio altera*, vel conspectus varii capitis situs ejusque mutationum variarum ex observ. Scholae Marburgensis, nec non doctrina de vario cap. situ applicata ad praxin., 1818. 38 S. 8.

Eine gut geschriebene Diss., die um so mehr unseren Dank verdient, als Dissertationen über Gegenstände der Geburtshülfe immer seltener zu werden scheinen.

m.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, in der Dieterichschen Buchhandlung: *Über die Gefahren, welche Deutschland bedrohen, und die Mittel, ihnen mit Glück zu begegnen.* Von *Georg Sartorius.* 1820. 487 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Wir wollen mit dem Vf. nicht rechten, dass er etwas zu weit ausholt in Aufsuchung der Ursachen, um die neueste staatsbürgerliche Stimmung eines grossen Theils der Europäer, vorzüglich aber der Deutschen, zu erklären; dass er, nach Aufzählung vermischter geschichtlicher Umstände, bey Friedrich II, Joseph II, Burke, Bonaparte, bey Frankreich, England, Portugal, Spanien, der Schweiz, den Niederlanden, dem gesammten Norden und Italien, verweilt. Richtig entworfen sind allerdings die Züge des Gemäldes; aber der Gegenstand erfoderte diese Vorbereitung nicht. Jene Ursachen liegen viel näher, sind einfacher. Unseres Erachtens hätte sich der Vf. sogleich anfänglich des Lesers weit nachdrücklicher bemächtigt, wenn er, da das Werk blos Deutschland betrifft, unmittelbar von dem höchsten Standpuncte aus begonnen hätte: von der Begeisterung, die alle empfänglichen Deutschen ergriff, als unerwartet die Hoffnung der Befreyung von einer mehrjährigen erdrückenden Last und zerknirschenden Schmach aufging. Sie ward errungen, die unschätzbare *völkerrechtliche* Freyheit Deutschlands: was war natürlicher, als das Erwachen des Wunsches, dass auch die alte *staatsrechtliche* wiederkehren möchte, die in den meisten Gebieten vor dem Jahre 1806 bestanden hatte, dass überhaupt der Geist des Verhältnisses der Staatsgewalt zu den Staatsbürgern den bewiesenen Aufopferungen und Anstrengungen entspräche? So weit war Alles einfach, unschuldig, löblich, angemessen dem Gange menschlicher Dinge. Wäre es nicht so gewesen, man würde die Deutschen ein stumpfsinniges, verächtliches Volk nennen müssen. Nun erfolgte aber, was in solchen Zuständen gewöhnlich nicht ausbleibt: unter denen, die sich über diese grosse Angelegenheit äusserten, waren nicht wenige Unberufene, die, ohne Kenntniss der Wirklichkeit, blos von der Einbildungskraft fortgerissen, sich in gedankenbildlichen Foderungen an den Staat überboten. Dass aber solche nicht als Stimmführer der Mehrzahl anzusehen sind; dass von ihnen nichts zu besorgen ist, dass es grausam wäre, aus einer oder zweyen Greuelthaten, die vorgefallen, die Beabsichtigung anderer folgern zu wollen; dass von innen für Deutschland keine Gefahr obwalte: davon sind wohl die Kenner des Deutschen Volkscharakters, die unbenommenen Zuschauer der geistigen Bewegungen in Deutschland, überzeugt.

Und wer es noch nicht seyn sollte, der lese mit Aufmerksamkeit, ohne vorgefasste Meinung, das angekündigte Werk. Glücklich schlägt der Vf. den einzig richtigen Weg ein, zu zeigen, dass gerechte Wünsche nicht zu verwechseln sind mit gefährlichen Planen. Nachdem er zu seinem eigentlichen Gegenstande gelangt ist, führt er den Leser durch alle Gebiete von Deutschland. Manchem wird bey diesem Verfahren ein ähnliches des Sokrates einfallen, wodurch dem Alcibiades die Furcht benommen wurde, vor der Athenischen Menge aufzutreten. Es ist ein wohlthätiges Gefühl, nach so vielen Schriften von geräuschvollem, gesuchtem Vortrage, die vorliegende zu lesen, abgefasst mit so vieler Ruhe und Sachkunde. Bey jedem Lande, auf das sich die prüfende Übersicht erstreckt, werden die Bedürfnisse, die Ansprüche, die Ursachen entstandener Unzufriedenheit, bündig zusammengestellt: nirgend aber wird eine Spur von Stoffe zur Empörung entdeckt. In Beurtheilung mancher einzelner Zustände werden nicht alle Leser mit dem Vf. übereinstimmen, z. B. kein grösseres Deutsches Volk entrichte, Alles in Anschlag gebracht, so geringe Abgaben, als die Österreicher (S. 98). Mit Zartheit ist behandelt, was, in der Ausführung über diesen Staat, von Tyrol vorkömmt. Von den Preussischen Landen werden die vorzüglichsten und zusammenliegenden einzeln abgehandelt. An den Polen im Grossherzogthum Posen geht der Vf. blos vorüber; von den braven Preussen nur Gutes. Bey Schlesien, Pommern, der Mark Brandenburg kömmt S. 108. 109 folgende Stelle vor: „poëtische Mystiker, Zeitblätter und Theegesellschaften machen allein keine Umwälzung, wenn das Volk nicht, aus ganz anderen Gründen, dazu geneigt ist. Mit jener besorglichen Stimmung aber können Vernünftige den Wunsch nicht verwechseln nach einem Verfassungsgesetze, um mit dessen Hülfe besonders *der Willkühr der Beamten* zu entgehen, einen Wunsch, auf den alle Gebildeten sich beschränken, da sie wohl wissen, dass eine grössere Freyheit nur das Werk der Zeit und einer fortschreitenden Entwickelung des Volks selbst sey." Wenn in dem Preussischen Herzogthum Sachsen „ein Stoff zur Unzufriedenheit" nicht zu verkennen ist, so ist doch keine zur

Umwälzung geneigte Stimmung vorhanden. Freymüthig und richtig ist der Geist sowohl der Bewohner von Westphalen, als der von Rhein-Preussen geschildert: am Schlusse dieselbe beruhigende Bemerkungen. Vorzüglich beschäftigt sich der Vf. mit den letzten; mit dem Spiegel, den er ihnen vorhält, dürften sie wohl nicht zufrieden seyn. — Wenn er in die Verhältnisse von Altbaiern weniger tief eingeht: so ist die natürlichste Ursache, dass viel weniger zu beweisen ist, wie von gewissen widerwärtigen Umständen doch keine Gefahr zu befürchten sey. Misslicher, schwerer ist seine Aufgabe bey den Landen, die neuerlich diesem Staate einverleibt worden, mehr jedoch in Franken, als in Rhein-Baiern. Von Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, die zusammen genommen werden, nur wenig, und Bekanntes. Umständlicher dagegen werden die Verhältnisse von Nassau zergliedert. Was überhaupt von den Ansprüchen der Bewohner des südwestlichen Deutschlands gesagt ist, S. 148, ist übertrieben, und wohl entnommen aus unüberlegten Äusserungen einiger überspannter Köpfe, deren es auch im nordöstlichen giebt. In Kurhessen allenfalls die Beschwerden über die zu grosse öffentliche Sparsamkeit. Wo sollte sich im königlichen Antheile von Sachsen Stoff zu gefährlichen Gährungen finden? Man glaubt hier in dem Vf. einen tüchtigen *Meissner* sprechen zu hören. Von Hannover werden gewisse Unebenheiten nicht verkannt; „was aber am Buchstaben mangelt, hat der Geist oft ersetzt" S. 167. — In Holstein und Meklenburg ebenfalls keine bedenkliche Stimmung; eben so wenig in den kleinen Deutschen Gebieten, in den freyen Städten. Ja wohl hat Bremen einsichtvolle, höchst ausgezeichnete Männer in nicht geringer Zahl in seiner Mitte, und wir setzen hinzu biedere. Eine Vergleichung des Geistes von Hamburg und Frankfurt würde viel Anziehendes gehabt haben.

Was im zweyten Haupttheile, der von den Mitteln zur Wiederherstellung der öffentlichen Zufriedenheit handelt, zuvörderst von den nachtheiligen Folgen der Zerstörung des bisherigen staats- und völkerrechtlichen Besitzstandes, seit der Theilung Polens, und seit den Französischen Gewaltthätigkeiten, desgleichen von dem Deutschen Bundestage, gesagt wird, ist Alles wahr; nur gehört es noch zu den Ursachen der Unzufriedenheit. Mit Mässigung, aber treffend, werden hiebey eben so gewisse Träume von einer strengen Staats-Einheit Deutschlands gewürdigt, als die Nachtheile einer Vereinzelung der Deutschen Gebiete dargethan. Je näher der Vf. seiner Aufgabe rückt, desto lehrreicher wird er, desto mehr steigt die Theilnahme des Lesers, schon wegen nicht weniger Stellen von Wärme und schöner Beredsamkeit. Bey den Handelsverhältnissen der Deutschen mit dem Auslande geschieht des Vorschlags Erwähnung, an den Grenzen Deutschlands Ein- und Ausfuhr-Zölle durch Beamte, vom Bunde ernannt, heben zu lassen, und den Ertrag entweder zu gemeinsamen Zwecken zu verwenden, oder in gewissen Verhältnissen unter die Bundesglieder zu vertheilen. Dass hiemit unübersteigliche Schwierigkeiten verbunden seyn würden, entwickelt der Vf. vollständig; zuletzt aber meint er doch, über gewisse Ein- und Ausfuhr-Gebühren sollte sich der Bund vereinigen, nur sollte jeder Theil sie für eigene Rechnung heben, auch einseitig, doch mässig erhöhen dürfen. Noch einige wohl durchdachte Vorschläge sind hinzugefügt. Eine Rücksicht aber, eine wichtige, wird dabey vermisst: die, auf die Landstände. Man wird diese doch als einen wesentlichen Theil eines Staates anerkennen. Da aber ihre Theilnahme an der Landesgesetzgebung mit dem Deutschen Bunde in gar keine staatsrechtliche Berührung gesetzt ist: so folgt in Ansehung desselben zweyerley: 1) Deutschland ist weder ein Bundesstaat, noch ein Staatenbund, sondern jener Verein ist ein *Fürstenbund*, wie er auch im ersten und im sieben und funfzigsten Artikel der Schlussacte der Ministerial-Conferenzen vom 15. May d. J. genannt wird; 2) die Staatsgewalt desselben kann, dieser Natur nach, sich bloss auf Massregeln der Regierungsgewalt der Bundesglieder beziehn. In so fern nun den Landständen wenigstens das Recht zukömmt, bey der Festsetzung von Ausfuhr-Zöllen mitzuwirken, kann dem Bundestage kein Einfluss auf diese Handlung der Gesetzgebung zustehn. Man kann hier nicht einwerfen, nach dem früheren Staatsrechte Deutschlands habe ja auch die Territorial-Zollgesetzgebung in einer gewissen Abhängigkeit von dem Reichstage gestanden. Da war das Grundverhältniss ein ganz anderes. Der König von Deutschland galt immer noch als Reichsoberherr, und die Kurfürsten, Fürsten und unmittelbaren Städte waren eigentliche Reichsstände. Ein Irrthum ist es daher auch, wenn *Behr* (über die rechtlichen Grenzen der Einwirkung des Deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten, zweyte Aufl. S. 24—29) das vormalige Deutschland für einen Völkerstaat hält, so wie das heutige für eine Völker-Gesellschaft oder einen *Staaten-Bund*. Zufolge aber der zweyten von den obigen Folgerungen ist die Staatsgewalt des Bundes in Kriegs- und Friedens-Angelegenheiten ein Recht, das ihm ausschliesslich gebührt, da dasselbe, nach einfachen, staatsrechtlichen Grundsätzen, die das Nachdenken und einen Schatz von Erfahrungen für sich haben, von der regierenden Gewalt allein ausgeübt werden soll. Folgerecht ist es auch dem Bunde im 35sten Artikel der angeführten Schlussacte beygelegt.

Über den freyen Verkehr Deutschlands, und über das damit zusammenhängende Steuer-, Post- und Münz-Wesen, werden die Mittheilungen eines Mannes, der eine Reihe von Jahren der Erforschung und Anschauung des Staates gewidmet hat, vielen willkommener seyn, als was eine nicht selten zu hoch angeschlagene Ausübung darüber vorbringen dürfte. Den unverständigen Lärmern, welche die Verkümmerung des unveräusserlichen Gutes der

Druck- und Lehrfreyheit grossentheils verschuldet haben, wird die Sprache des Vfs. da, wo er auf diesen misslichen Gegenstand kömmt, nicht stark genug seyn; alle dagegen, die eine gute Sache auch gut geführt wünschen, d. i. mit Anstand, Würde, Besonnenheit vorgetragen, werden es, wie dem wackern *Köppen*, so unserm Vf. Dank wissen, dass sie sich für ein verlornes Gut auf eine Art verwenden, die vielleicht manche, in deren Hände zur Zeit die Macht gelegt ist, bewegt, es zurück zu geben, wenn sie sich überzeugen, dass eine eigentliche Gefahr in Deutschland nicht vorhanden gewesen. Fast sollten wir glauben, dass Stellen, wie S. 284, 285, 287, von diesem Erfolge seyn müssten. Sehr beachtenswerth ist, was, in der Betrachtung des Zustandes der Kirche, von dem Mangel an würdigen, gebildeten, unterrichteten Geistlichen, und von der Armuth der Kirche, als Ursachen ihres Verfalls, gesagt wird; nicht weniger sind es die kurzen, aber von Sachkenntniss zeugenden Bemerkungen über die Stimmung der Mehrheit unter den katholischen Geistlichen in Deutschland gegen die Römische Curie. Dass aber in Ansehung der Lehrsätze, so wie des hierarchischen Systems an sich selbst, kein Zwiespalt unter den sogenannten Curialisten und Episcopalen Statt habe (S. 301), ist nicht allgemein richtig. Die Ausführung über die Landtage hätte entweder kürzer ausfallen dürfen, wenn es bloss darauf ankam, diesen, jetzt so lebhaft und so häufig verhandelten, Gegenstand nicht zu übergehen; oder sie hätte vollständiger seyn müssen, wenn die Meinung war, den Gegenstand wissenschaftlich zu beleuchten. Soll die Rede bloss von dem seyn, was einmal besteht: so muss es allerdings sein Bewenden dabey haben, dass unbewegliches und bewegliches Vermögen der Gesichtspunct bey der Anlage der landständischen Verfassung sey, dem zufolge also den Land-Eigenthümern und den Bürgerschaften der vorzüglichste Antheil zukomme, auch, dass in den grösseren Gebieten in zweyen Kammern berathschlagt werde. Ob aber an der Stelle dieses Gesichtspunctes, der grossentheils bey den früheren Landständen zum Grunde lag, jetzt, da das Wesen der obern beiden Stände wegfällt, ein anderer dem heutigen Zustande angemessener wäre, verdiente wohl, wissenschaftlich, mit geschichtlicher Vergleichung untersucht zu werden. — Wie der Adel es selbst verschuldet habe, dass in der neuern Zeit ein Hass gegen ihn entstanden; wie dagegen ein gewisser Adel, besonders der auf Erb-Eigenthum gegründete, so unvermeidlich als unanstössig sey; wie Entartungen und Nachtheile zu verhüten seyen; wie besonders der käufliche und Brief-Adel wegfallen müsse: das ist mit Umsicht und Mässigung dargethan. Von dem Bauernstande hat der gutsherrliche Adel wegen der gesetzlichen Leistungen keinen Hass, keinen Aufstand zu befürchten, so lange dieselben Dienste und Abgaben auch an die fürstlichen, geistlichen und bürgerlichen Grundherrschaften geleistet werden müssen. Worte zu ihrer Zeit sind es, die über die Zerstückelung der Ländereyen, so wie über deren Zusammenlegen, vorkommen. Staatswirthschaftliche Bemerkungen über die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den Grundherrschaften und den Untersassen. Dass bey dem höchst schwierigen Gegenstande von der Verschiedenheit der Rechtsbücher und der Rechtspflege, besonders von dem, am linken Rheinufer fortbestehenden, Gebrauche des Französischen Rechts und der Gerichtsverfassung, der Vf. mit einer gewissen Schüchternheit verfährt, bringt der Gegenstand mit sich. Die Grenzlinie zwischen Justiz- und Policey-Sachen, das öffentliche und mündliche Verhandeln der Rechtssachen, die Abschaffung des bevorrechteten Gerichtsstandes und der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, die Geschwornen, die Sachwalter: wer sich hievon im Rheinischen Deutschland selbst unterrichtet hat, wird dem Vf. ganz beystimmen. Man übersehe dabey nicht, was S. 407 von der hohen Wichtigkeit herkommlicher gerichtlichen Formen, so wie davon gesagt ist, dass, indem bey dem öffentlichen und mündlichen Verfahren die Richter oft den Muth haben müssen, sowohl einer irrigen Volksmeinung, als dem Einflusse der Regierung zu widerstehn, ihre Stellung eine der ehrwürdigsten ist. Mit dem, was sich über die Geschwornen gesagt findet, vergleiche man, was der Freyherr *v. Vincke* über die in England äussert.

Der letzte Abschnitt, von dem öffentlichen Haushalt, ist der fruchtbarste. Zuerst von den Ersparungen, besonders durch die, seit kurzem möglich gewordene Verminderung der bewaffneten Macht, ferner durch allmählige Tilgung der öffentlichen Schulden, durch Vereinfachung der Verwaltung. Darauf von den Einkünften. Wie in den meisten Ländern die Natur des Gewerbes über das Vorwalten der mittelbaren oder der unmittelbaren Besteurung entschieden habe, wird lehrreich gezeigt. Nachdrückliche Worte S. 459 über die schnelle Einführung unmittelbarer Steuern an der Stelle bisheriger Abgaben von dem Verbrauche. Dass der Vf. bey aller Besteurung die Rechtsidee vor Augen hat, ist rühmlich; streitig ist ihm aber zu machen, dass bey der mittelbaren Besteurung diesem Begriffe ganz entsagt sey, S. 473. Führt man dieselbe auf ihren Ursprung zurück: so findet man viele einzelne Theile vereinbar mit dem Recht. Von dem Schlusse des Werkes theilen wir den Kerngedanken mit: die äussere Einheit ist uns Deutschen versagt, wir müssen nach der innern streben, sonst ist der Untergang unseres herrlichen Vaterlandes unvermeidlich; unsere Mannichfaltigkeit aber hat das Gute, dass sie uns schützt vor den verderblichen Folgen einer gewissen Einheit.

N. N.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung: *Delectus sententiarum et historiarum ad usum tironum accommodatus.* Auswahl von Sinnsprü-

chen, Erzählungen und anderen Stücken aus den Römischen Classikern, nebst grammatischen und historischen Erläuterungen. Zur Erleichterung des Studiums der Lateinischen Sprache bey dem Schulgebrauch und bey Privatübungen; nach dem Englischen herausgegeben von *E. F. Michaelis*. Mit einer Vorrede von *C. G. Bröder*, Superintendenten und Pastor zu Beuchte und Weddingen im Fürstenth. Hildesheim. 1819. VIII. u. 152 S. (12 gr.)

So viel auch schon für die Verbesserung und Erleichterung des ersten Unterrichts im Lateinischen geschehen ist: so wird doch immer noch ein zweckmässiges Lateinisches Lesebuch für die ganz ersten Anfänger vermisst. Man darf nur entweder selbst die ersten Anfangsgründe lehren, oder auch nur den Unterricht darin leiten sollen, und man wird sogleich fühlen, dass die Bücher, welche gewöhnlich gebraucht werden, viel zu schwer sind, da sie viel zu viel voraussetzen, was den Schülern noch nicht bekannt ist. So kommen in den Büchern von *Bröder* und *Jacobs*, die am häufigsten gebraucht werden, gleich nach wenigen kurzen Sätzen, nicht nur unregelmässige Zeitwörter, sondern selbst *accusativi cum infinitivo*, *ablativi absoluti* und andere Participial-Constructionen, von dem Deutschen ganz abweichenden Anwendungen des Conjunctivs u. dgl. mehr vor. Wenn also die Schüler im Stande seyn sollen, den Sinn selbst zu finden, oder auch nur nach Erklärung des Lehrers nach seinen Gründen einzusehen: so ist es offenbar, dass alle diese Bücher für sie so lange unbrauchbar sind, bis sie nicht nur den ganzen analytischen Theil der Grammatik, sondern selbst die schwersten syntaktischen Regeln kennen gelernt haben. Wollte man aber das Übersetzen so lange verschieben, so würde nicht nur zu spät Übung darin erlangt werden, sondern das blosse Einüben der Formen und Regeln, ohne zugleich den Nutzen derselben durch Übersetzen bemerklich machen zu können, ist auch höchst ermüdend. Es sollte daher ein Buch vorhanden seyn, das in strenger Stufenfolge dem ganzen grammatischen Unterricht parallel liefe; also von blosser Verknüpfung zweyer Substantiva der ersten Declination in gleichen oder verschiedenen Casibus (mit Zuziehung einiger einfacher Präpositionen) ausgänge; die übrigen Declinationen theils getrennt, theils mit den früheren verbunden allmählich durchnähme, dann Adjectiva mit Substantiven verknüpfte, um theils die Abwandlung jener, theils die Lehre von den Geschlechtern einzuüben, und so Schritt für Schritt der Grammatik durch die ganze Formenlehre und die ganze Syntax folgte — kurz ein Buch, wie es zum Behuf des Übersetzens aus dem Deutschen ins Lateinische zum grossen Theile schon durch *Gröbel* geliefert worden ist. Dem Übersetzen aus dem Lateinischen in das Deutsche aber ist eine solche Hülfe noch nicht zu Theil geworden, obgleich manche Vorarbeiten dazu geliefert worden sind. Wir rechnen dazu besonders die Bücher von *Rosenberg* und *Reuss*. Beide beobachten einen weit allmähligeren Fortschritt von dem Leichten zu dem Schweren, als die oben genannten Lesebücher; aber theils fangen auch sie nicht bey den ersten Elementen an, theils fehlt dem von *Rosenberg* ein kleines Wortregister, das für den Anfänger, der doch nicht auf Lexica verwiesen werden kann, unentbehrlich ist, und statt dessen er die Grammatik des Verf. unnöthiger Weise mit kaufen muss; *Reuss* aber hat die Wörter und Redensarten immer unmittelbar unter jede Aufgabe gesetzt, wodurch es dem Schüler zu leicht gemacht wird, und er, ohne sich vorbereitet zu haben, bloss in der Stunde selbst die Wörter abzulesen und dann gleich wieder zu vergessen veranlasst wird. Ganz dasselbe haben wir an dem Buche zu rügen, das wir hier anzeigen, und das, nach der Vorrede, zuerst in London 1818 erschienen ist. Auch hier wird nicht bey den ersten Elementen angefangen, da gleich die ersten Sätze: *ego amo*, *tu mones*, so einfach sie sind, doch schon Kenntniss der Verba und Pronomina voraussetzen. Hinten aber ist statt eines alphabetischen Wortregisters eine den Seiten und Zeilen folgende Erklärung, eine wahre Eselsbrücke, beygefügt. Z. B. über *ego amo*: „*Ego, mei, Ich*, der Nominativ zu *amo*. *Amo*, *ich liebe*. Erste Conjugation, *amo*, *amas*; *amavi*; *amatum*: *amare*. *Indicativus modus tempus Praesens*, *numerus Singularis*, erste Person, in Übereinstimmung mit ihrem *casus nominativus ego*.“ Das ist doch handgreiflich! In anderen Stellen reicht es dem Vf. hin, bloss die Casus, Personen, Zeiten u. dergl., wie sie dastehen, anzugeben. Z. B. „*In media sede mundi*, mitten in der Welt, *volvitur*, dreht sich“ u. s. w. Ohne diese unzweckmässige Einrichtung würde das Buch wegen der Auswahl der Sätze und Erzählungen zu loben seyn. Wir hätten daher gewünscht, dass der Deutsche Herausgeber, statt eines blossen Abdrucks und einer Übersetzung der Englischen Erklärungen in das Deutsche, lieber eine Umarbeitung versucht hätte. Da dieses nicht geschehen ist: so hoffen wir, dass sich bald einmal ein tüchtiger Schulmann der freylich mühsamen und nicht anziehenden, aber sehr nützlichen Arbeit, ein zweckmässiges Lateinisches Elementarbuch zu verfassen, unterziehen wird.

* O * O.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Hülfsbuch zur Schön- und Rechtschreibung und zum schriftlichen Gedankenvortrage, für die obern Classen in Bürgerschulen*; von *M. Johann Christian Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. Sechste, durchgesehene Auflage. 1820. XIV u. 160 S. 8. (9 gr.) Die erste Auflage erschien 1801. Die zweyte 1803. Die dritte 1806. Die vierte 1810. Die fünfte 1813, und die öftern Auflagen dieses Buches bürgen für die Brauchbarkeit desselben. S. auch die Recens. Jahrg. 1806. No. 220.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

GESCHICHTE.

London, b. Murray: *Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour, et du regne de Napoléon en* 1815. Par M. *Fleury de Chaboulon*, Ex-Secrétaire de l'Empereur Napoléon et de son Cabinet, Maître des Requêtes au Conseil d'Etat etc. etc. Nouvelle Edition. Tom I—IV. 1820. 8.

Wie Napoleon Bonaparte zu den denkwürdigsten Erscheinungen des Menschengeschlechts und der Staatengeschichte gehört: so bleiben die literarischen Berichte über ihn höchst charakteristische Denkmale der Denkart und Geistesbildung unseres Zeitalters. Unter diesen nimmt das vorgenannte Werk eine ausgezeichnete Stelle ein, sowohl nach dem Standpuncte, aus welchem der Vf. seine Beobachtungen machte, als nach dem Geiste, den seine Darstellungen ausspricht. Nimmt man hiezu die Gerüchte, welche sehr viel entscheidende Zeugnisse der Authenticität in Umlauf bringen, und achtet man darauf, wie es noch niemanden beygekommen ist, als Widerleger dieser mit so vielen neuen Thatsachen und Ansichten bereicherten Schrift aufzutreten: so erscheint der Werth derselben in immer günstigerem Lichte.

Hr. *Fl. de Chaboulon* findet sich nicht berufen, eine vollständige Geschichte des letzten Hervortretens Napoleons auf der Bühne der Europäischen Staaten zu schreiben; seinen Zweck giebt er bestimmt dahin an: „*j'ai voulu seulement mettre Napoléon en scène, et opposer ses paroles, ses actions et la vérité, aux assertions erronées de quelques historiens, aux mensonges de ces écrivains de circonstance habitués à insulter dans la malheur ceux qu'ils ont honorés dans la postérité*" — Er beginnt seine Darstellung mit einem den wohlunterrichteten, scharfsinnigen Beobachter bezeugenden Gemälde Frankreichs in den Jahren 1814 und 1815. Während des Königs selbst mit schonender Achtung gedacht wird, tritt der Contrast hervor, welcher zwischen der Französischen Nation, den zurückgekehrten Ausgewanderten und den nur die verjährte Ordnung der Dinge im Sinne habenden Altadlichen sich bildete. Die Regierung schien ein Gleichgewicht zwischen beiden Theilen zu bewirken und die Verpflichtung fest zu halten, die zwischen dem neuen Regenten und der Nation Statt fand; aber — beherrscht von einem hohen, keinen Widerstand verstattenden Einfluss, umgeben von Ränken, von den Drohungen und finsteren Andeutungen der Emigranten überzeugt, dass die neue Ordnung der Dinge unverträglich sey, mit der Sicherheit des Thrones der Bourbons, änderte die Regierung ihre Maximen. Sie glaubte, dass die Gleichheit der Rechte eine Frucht der Revolution sey, hielt die Nationalfreyheit für eine Usurpation, die Verfassungsurkunde für einen Frevel gegen die Selbstständigkeit des Regenten; sie entschloss sich die sogenannten „gefährlichen Menschen" von ihren Posten zu entfernen, und die Verwaltung in die Hände des alten treuen (??) Adels zu geben; dieses hiess dann am Ende nicht mehr und nicht weniger, als die Charte vernichten und Frankreich, freywillig oder mit Gewalt, unter die Herrschaft der monarchischen Willkühr bringen. (S. 11 u. 12.) Bonaparte, an den man oft erinnerte, hatte ja schon erkannt die Gefahr, einer repräsentativen Verfassung, und die Nothwendigkeit, die Franzosen eigenwillig zu beherrschen; aber Bonaparte, welcher Thron, Recht und Religion wieder herstellte, treffliche Einrichtungen traf, Frankreich im Inneren beruhigte, und aussen furchtbar machte, hatte durch seine Thaten und Siege ein mächtiges Übergewicht und, so zu sagen, ein Recht zum Despotismus erworben, welches den Bourbons nicht zu Theil wurde und werden konnte. Die Regierung des Kaisers, sie mochte seyn, wie sie wollte, einen wirklichen, oder angeschuldigten Despotismus üben, hörte nie auf volksthümlich zu seyn, welches die der Bourbons weder war, noch zu werden sich bemühte. (S. 13.) Es kam darauf an, einen dichten Schleyer über jenen Zeitabschnitt der Revolution zu ziehen, in welchem alle Franzosen Verirrte oder Strafbare waren. — Doch dieser Schleyer wurde nur anfänglich hingestellt, um ihn nach und nach, mit desto sichererem Erfolge, bey Seite zu schaffen (S. 34 ff.) Längst verbürgte Thatsachen erhalten hier ihre Stelle, und brachten die Franzosen zur entschiedensten Abneigung, zum Misstrauen und zur Verachtung der bestehenden Staatsverwaltung; ja sie wirkten noch weiter: die Franzosen, so geneigt ihre Ansichten und Meinungen zu verändern, gingen von dem gegen Napoleon gehabten Vorurtheile über zur höchsten Bewunderung; sie verglichen den Zustand der Unordnung, der Schlaffheit und Demüthigung, in den Frankreich unter dem neuen Könige verfallen war, mit der Hoheit, der Kraft und der Einheit der Napoleonischen Regierung; Napoleon, den sie vor Kurzem als den Urheber aller ihrer Leiden anklagten, erschien ihnen in seiner ganzen Grösse, als ein un-

glücklicher Heros. (S. 54.) — Diese ganze Darstellung ist trefflich, reich an bewährten staatswissenschaftlichen Lehren; doch mag der Leser nie vergessen, dass der wohlunterrichtete Franzos, der redet, aus seiner Nationalität nicht heraustritt, und, um der heimischen Eitelkeit ein Sühnopfer zu bringen, zuweilen mit leichtfertigen Machtsprüchen weiter eilt. Als er z. B. nicht umhin kann, die Niederlagen zu erwähnen, welche die Französischen Heere erlitten bey Lützen, bey Bautzen, bey Dresden und Leipzig, wird Alles abgemacht mit den Worten: *On sait que les malheures de cette journée et du reste de la campagne furent causés par la trahison des Saxons et par la défection des princes de la Confederation du Rhin.* (S. 2.) — Hienächst wird episodisch die Geschichte eines M. Z. bezeichneten, späterhin bey Waterloo gebliebenen Officiers eingewebt, der getrieben von Widerwillen gegen die Königliche Regierung, belebt von neuerwachter Verehrung für den Kaiser, sich entschloss, nach Elba zu reisen, um dort die Wünsche des Französischen Volkes auszusprechen und seine Dienste anzubieten. Der Reisebericht ist etwas weitläufig gehalten, um so interessanter werden die Mittheilungen von dem Augenblicke an, wo er das verhängnissreiche Eiland betritt. Es wird klar, dass eine Verschwörung der Anhänger Bonaparte's in Frankreich auf keine Weise existirte, wohl aber allgemeine Hoffnung auf *ihn*, allgemeiner Widerwille, Misstrauen, Verachtung gegen das Emigranten - Regiment. — Dieser Officier ward nach Frankreich zurückgesendet, um der Freunde Hoffnung zu beleben, nahe Hülfe zu verheissen. Ehe er sich dieses Auftrages entledigte, erfuhr er Bonaparte's Landung bey Fregus, die Allen, selbst seinen vertrautesten Anhängern, so schnell und unerwartet erfolgte (S. 156). Mit der Geschichte der Überfahrt von Elba nach Frankreich schliesst der erste Band. — Wenn der folgende in der Erzählung des Siegeszuges Bonaparte's von den südlichen Küsten Frankreichs bis zur Hauptstadt hin, in der Mittheilung der Proclamationen und der Decrete viel Bekanntes enthält: so mag man sich dadurch nicht verleiten lassen, einzelne wichtige, bisher noch unbekannte Züge zu übersehen, die auf jene Tage und ihre Verfechter ein neues Licht werfen. Der historische Glaube zu dem Vf., der immer in der Nähe des Kaisers, demselben eine an Anbetung grenzende Verehrung zollt, gewinnt unendlich, wenn man sieht, wie seine Huldigungen mit den grossartigsten Thatsachen gleichen Schritt halten, und wie er selbst der Gegenpartey so unbefangen redlich Gerechtigkeit widerfahren lässt. So erzählt er: „Der König begab sich in die Kammer der Abgeordneten, in der Hoffnung ihre Ergebenheit zu befestigen und, um durch ein feyerliches Gelübde die Zweifel zu vernichten, welche seine Minister geweckt hatten, rücksichtlich seiner Anhänglichkeit an die Charte und seines Willens, sie aufrecht zu erhalten. Es konnte kein gröfsere Ehrfurcht gebietendes, rührenderes Schauspiel geben. Welches Herz konnte verschlossen bleiben, beym Schmerze des ehrwürdigen Greises, bey den Lauten seiner Klagestimme! Die verhängnissreichen Worte: „Ich fürchte nichts für mich; aber ich fürchte für Frankreich; kann ich Sechzigjähriger meine Laufbahn besser schliessen, als indem ich für die Vertheidigung des Staates falle?" — diese Königlichen Worte weckten rege Theilnahme und Aller Augen füllten sich mit Thränen. Des Königs eidliches Versprechen, die Charte aufrecht zu erhalten, wurde sogleich wiederholt vom Grafen von Artois, der bisher geschwiegen hatte. Wir schwören, sagte er, auf unsere Ehre, ich und meine Familie, treu zu leben und zu sterben unserem Könige und der Verfassungsurkunde, die Frankreichs Glück sichert. — Doch diese späten Zusicherungen konnten den Nachtheil nicht beseitigen, welcher den Bourbons und ihrer Sache durch das gesetzwidrige Verfahren der Minister zugefügt war. Vergeblich lauteten die Worte: Vaterland, Freyheit, Verfassungsurkunde in allen Reden, allen Bekanntmachungen; vergeblich gelobte man feyerlich: sobald das Unglück abgewendet sey, die Wünsche der Französischen Nation zu erfüllen, und volle Pressfreyheit einzuführen; vergeblich versprach man der Ehrenlegion alle geraubten Vorrechte, allen Glanz wiederzugeben; vergeblich überhäufte man die Armee mit prunkvollen Lobsprüchen und glänzenden Versprechungen — *es war zu spät*; die Minister hatten dem Könige das Vertrauen geraubt, den ersten Hebel, der den Fürsten über seine Völker ein Übergewicht giebt; geraubt die Kraft, welche allein das Vertrauen ersetzen und Gehorsam und Furcht gebieten kann." — (S. 28 — 30.) Ferner: „Selbst die Bonapartisten einen grossen Unterschied machend zwischen dem Könige und seiner Familie, waren nicht empfindungslos gegen die Thränen des ehrwürdigen, unglücklichen Monarchen, und hegten die redlichsten Wünsche, dass seine Flucht ohne Beunruhigung und gefahrlos vollbracht werden möchte." (S. 93.) — S. 136 bemerkt man folgende Äusserung: „*Les favoris d'Apollon ne manquèrent point d'offrir leur encens banal au Dieu du jour. Nous reçumes de Madame la Comtesse de G. *** de fort jolis vers, en l'honneur de la violette. Une autre femme, plus célèbre encore, Madame la Baronne de S***, provita de quelques mots flatteurs dits pour elles à M. B. C., pour écrire à l'Empereur une épître qu'il seroit curieux de faire imprimer en tête de son dernier ouvrage.*" — Je leichter die Anfangsbuchstaben dieser Namen zu errathen sind, um so dringender möchte man den Vf. anmahnen, diese und ähnliche Actenstücke, zur Würdigung gar zu hochgepriesener Personen, der Bekanntmachung nicht vorzuenthalten. — Die S. 232 bis 239 in einer ausführlichen Anmerkung mitgetheilte Geschichte der Gefangennehmung und der Hinrichtung des Herzoges von Enghien enthält mehrere bisher noch unbekannte Thatsachen.

Der 3te Theil umfasst die Geschichte Napoleons und des von ihm beherrschten Frankreichs, vom 1.

May 1815, bis zum Verlust der Schlacht bey Belle-Alliance d. 18. Juny, und bis zur Rückkehr Bonaparte's nach Paris. Jeder Schritt des eminenten Mannes wird genau beachtet, nicht ohne vorwaltende Verehrung für ihn, aber ohne blinde Hingebung in seine Maſsregeln. An wichtige Ereignisse werden scharf gezogene Charakteristiken der berühmtesten Männer, des Herzogs von Otranto, Murat's, Lavalette's u. s. f. gezogen, Bonaparte's eigene Worte über Menschen und Thatsachen, über Maſsregeln und ihre Folgen werden beygebracht, so wie sie niemand ersinnen kann, ohne einer gleichen Individualität zu gebieten, und endlich erhält man noch Nachrichten, die bis dahin unter dem Schleyer eines tiefen Geheimnisses verborgen wurden, z. B. die Erzählung von den Verhandlungen, welche zu Basel zwischen den Geschäftsträgern des Fürsten Metternich und des Herzogs von Otranto Statt fanden, deren Resultate vielleicht einen blutigen Krieg und viel nachfolgendes Unheil hätten verhindern können, wenn nicht der letztere, um seine zweydeutige Rolle nicht entlarvt zu sehn, diesen Weg gegenseitiger Mittheilungen abgeschnitten hätte. — Die Geschichte der *Acte additionnel* (vom 14. April 15), enthält in jeder Zeile die wichtigsten Lehren für die Verfertiger von Verfassungsurkunden, denen nicht genug anzuempfehlen ist, daſs die neuerlich so oft in Erwägung gezogenen historischen Grundlagen nur in so fern brauchbare Resultate liefern, als die Monumente der Vorzeit in der Nation selbst noch *leben*; sind sie aber nur noch in den Archiven vorhanden, und müssen aus den Aktenstöſsen hervorgesucht werden: so ist solche Erneuerung ein gar unnützes, müſsiges, oder verhängniſsvoll schädliches Bestreben. — Man braucht übrigens nicht Bonapartist, Ultra oder Franzos zu seyn, um das Gewicht der Ausstellungen anzuerkennen, die gegen Declarationen der verbündeten Mächte gemacht werden; je mehr man aber die Nationalität der transrhenanischen Nachbarn berücksichtigt, um so mehr überzeugt man sich, daſs jene Worte keine gute Aufnahme finden konnten, wie dieses bekanntlich auch der Fall war mit jener früheren Kriegserklärung, die zu Anfang der Revolution der Herzog von Braunschweig zu unterzeichnen verleitet wurde. — In der Geschichte des Marsfeldes können sich ähnliche Staatsactionen spiegeln. — Je willfähriger wir so manche verdienstliche Seite des vorliegenden Werkes bemerklich machen, um so mehr fühlen wir uns auch gedrungen, darauf hinzuweisen, daſs der Vf. im Kriegskampfe und auf dem Schlachtfelde nicht an seiner rechten Stelle zu seyn scheint; denn hier stoſsen wir nicht selten auf Züge, die an den berüchtigten Ton der Französischen Armee-Bulletins erinnern, z. B. „*Si nos succès n'eussent point été interrompus par la marche de Bulow — — il ne serait point échappé un seul homme de l'armée du duc de Wellington.*" (S. 177). — Auf dem Schlachtfelde sind ihm die Preussen die verhaſstesten; was sie sich gar wohl gefallen lassen können. Nur verliert er selbst allen Glauben, wenn er da, wo die gröſste historische Genauigkeit all die Wahrheit verbürgen konnte, die gräſslich Beschuldigungen hinwirft. So heiſst es S. i „*Les Prussiens, acharnés à notre poursuite, t taient avec une barbarie sans exemple les m heureux qu'ils pouvoient attendre. — Quatre Pr siens tuèrent de sang froid le général . . . apres lui avoir arraché ses armes; un autre géné dont le nom n'est pas non plus présent à ma memoi se rendit à un officier, et cet officier eut la läch encore plus que la cruauté, de lui passer son sa au travers du corps*". — Warum nannte der Vf. d Namen des Generals nicht, da er, nach der St lung der Erzählung und im Gegensatz der Bem kung beym mitgetheilten zweyten Falle, wo er a drücklich sagt, „daſs ihm der Name nicht mehr innerlich sey" — denselben nennen konnte? W um gab er nicht Zeit und Ort an, wo solche Gra samkeit vorgefallen? — Die Menschheit bebt zurü vor den Gräueln eines Schlachtfeldes, welche a Höchste gesteigert werden, wenn, wie bey Bel Alliance, mit so groſser wechselseitiger Wuth g fochten wird; aber noch schrecklicher ist es, b ruhigem Blute und mit kalter Überlegung gräſslic Beschuldigungen Nationen und Heeren zuzuwerfe Wo es Haſs um Haſs gilt, darf in dem Schlachtg wirr die That des Einzelnen nicht dem ganzen Hee aufgebürdet werden; denn wäre dieſs, was lie sich empörenderes erzählen als folgender Zug ein Franzosen, dessen Wahrheit der Vf. als Augenzeu vertritt: „*un cuirassier au fort de la bataille ave eu les bras hachés à coup de sabre; je vois me fai panser, dit-il, en écumant de rage, si je ne puis servir de mes bras, je me servirai des mes dents je les mangerai*".

Den letzten Abschnitt der verhängniſsvoll *hundert Tage* umfaſst der vierte Theil, welcher m der Einschiffung Bonaparte's zu Rochefort und m seiner Abführung nach St. Helena schlieſst, und a Ende des Werkes die gar richtige, durch Philos phie und Moral bestätigte Bemerkung enthält, da Napoleon, indem er verschmähte durch Selbstmo sein Leben zu beenden, wahre Seelengröſse offe barte. — Die Umtriebe der Parteyen in Pari nach dem Wiederauftritt des Kaisers, und beso ders nach dem Verluste der entscheidenden Schlach erhalten hier neues Licht, und führen zur rechte Erkenntniſs der Menschen, die durch Stellung und T lent unmittelbaren Einfluſs auf das Schicksal Fran reichs hatten. Oft wird man schmerzlich dar erinnert, daſs schöne Zwecke nicht im Stande sin das Verhängniſs zu versöhnen. Wird der Leser u endlich eingenommen für den Vf. durch die zart innige Anhänglichkeit für seinen kaiserlichen Wo thäter, durch eine schonende Liebe, welche m dem einherziehenden Miſsgeschick sich steigert: erinnern zahllose Begebenheiten früherer Jahre, da Chaboulon seinem Kaiser selbst das Urtheil fällt, i dem er für ihn den Grundsatz geltend zu mach sich bemüht: „*Le respect pour le malheur fut to jours placé au premiere rang des vertus militaire*

— Unter den grossen Staatsmännern, die Frankreich aufzuweisen hat, und die in der ganzen Revolutionsgeschichte immer eine entschiedene Consequenz, ruhige Überlegung und Vaterlandsliebe bekundeten, verdient *Carnot*, dessen auch hier immer mit Verehrung gedacht wird, eine der ersten Stellen. Bey dem allen ist zu verwundern und wird sichtbar, dass er in seinen Ansichten zwar grosse Festigkeit offenbart; aber weder jetzt noch früher mit derselben eine Stellung zu nehmen im Stande war, die ihnen Wirksamkeit giebt und die Katastrophe entscheidet. Was half sein Rath, den Kaiser, während der Katastrophe, mit einer grösseren, ehrfurchtgebietenden Macht zu versehen, und so einstweilen die Bestimmungen der Nachtragsurkunde zu suspendiren? (S. 10). Was seine Mitgliedschaft der Gouvernements-Commission, wo der Herzog von Otranto, als Präsident, den grössten Theil des Unglücks verschuldete, das mit den Parteyungen, den müssigen Berathschlagungen und dem zweydeutigen Schwanken über Frankreich sich ergoss? — War irgend ein Zeitpunct, wo er seine Grösse zeigen, dem allgemein ihm zusagenden Vertrauen entsprechen musste: so war es dieser, und — so fragt nur der Geschichtsforscher — was that er entscheidendes auf seinem hohen Standpuncte, als dass er schlechten An- und Absichten ein besseres Raisonnement entgegenstellte? — Selbst die ihm zum Verdienst anzurechnende Thätigkeit, das Heer und das Kriegsmaterial zu reorganisiren, konnte erst dann dem Reiche erspriesslich werden, wenn der richtige Gebrauch dieser Rettungsmittel eine feste nationelle politische Basis erhalten hatte. — Man wird daran erinnert, wie Carnot früher, auf eine sehr leichte Weise, sich von seinem, tief unter ihm stehenden Collegen Barras stürzen liess (1797). — Je höher übrigens in dem verhängnissvollen Zeitpuncte der zweyten Eroberung Frankreichs die Krisis für dasselbe stieg, um so leichter, um so reitzbarer giebt sich der Vf. der Nationaleitelkeit hin, indem er den Franzosen *alles*, den Heeren der Verbündeten *nichts* zutraut; doch solche untergeordnete Schwachheiten sind um so leichter zu verzeihen, wenn sie von hervorragenden Verdiensten und Einsichten, wie hier der Fall ist, überflügelt werden.

Mehrere Menschenalter hindurch war bekanntlich des ehrwürdigen *Fenelons* Prinzen-Erziehungsroman, der Telemach, die Brücke, vermittelst welcher lernlustige Knaben zur Französischen Literatur und Sprache geleitet wurden; auf ähnliche Weise möchten wir die vorliegenden Memoiren unserm und dem folgenden Zeitalter empfehlen als eine Brücke, um in das Feld der Staats- und Regierungskunst zu gelangen, um dort Wissenschaft und Lehre zu pflegen, und That und Lohn in dem wiedergewonnenen Vertrauen, in dem wiederbegonnenen Glücke der Völker ärndten zu können.

O. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Altona*, b. Hammerich: *Velia in Lucanien.* Eine Beylage zu Hegewisch über die Colonien der Griechen. Von Dr. *Friedrich Münter.* 1818. 74 S. gr. 8. (10 gr.)

Es ist zu erwarten, dass dieser Schrift kein Leser so viel Unrecht thun werde, als ihr der Vf. selbst thut, indem er sie eine Beylage zu dem bekannten Buche des verstorbenen *Hegewisch* nennt. Das Verdienst jenes achtungswerthen Mannes soll damit nicht geschmälert werden. Allein *Hegewisch* hat in einem Werke von sehr mässigem Umfange die gesammten Colonien der Griechen umfasst, und ist daher von Vollständigkeit sehr entfernt geblieben. Hr. *M.* hingegen hat, in einer eigenen Schrift über das blosse Velia, mit grossem Fleisse zusammengetragen, was seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit die alten Schriftsteller, Inschriften, Münzen, und freundschaftliche Mittheilungen sowohl als die Nachrichten der Reisebeschreiber über die Ruinen und die Gegend von Velia darboten. Er hat sich durch diese vorzüglich genaue und schätzenswerthe Monographie Anspruch auf unsern Dank erworben. Im historischen Studium wird gewiss am meisten mit den Extremen gewonnen, entweder durch das genaue Detail einzelner Gegenstände, welches eine bestimmtere Kenntniss und eine lebendigere und klarere Anschauung, oder durch allgemeine Ansichten, welche einen tieferen Blick in das Innere Wesen des Ganzen gewähren; was in der Mitte liegt, ist weniger fruchtbar. In den Inhalt selbst können wir hier nicht genauer eingehen, weil er zu sehr in einzelnen Thatsachen besteht. Die Überschriften der Abschnitte werden zeigen, welche Ausdehnung der Vf. dieser Schrift gegeben hat, in welcher unsere Leser ohne unser Erinnern Gründlichkeit, Tiefe und Schärfe der Untersuchung voraussetzen werden. 1) Einleitung. 2) Phokäa, der Mutterstaat von Velia. 3) Gründung von Velia. 4) Lage. 5) Namen Velia's. 6) Religion der Eleaten. 7) Staatsverfassung. 8) Die eleatische Schule. 9) und 10) Ältere Geschichte. 11) Velia unter den Römern. 12) Geschichte Velia's im Mittelalter.

TT.

Vermischte Schriften. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Der Hausfreund auf dem Lande*, oder Sammlung erprobter Rathschläge, Recepte und Mittel zur eigenen Berathung und Selbsthülfe, vorzüglich beym einsamen Landleben für Hausväter und Hausmütter. Gesammelt und im Druck gegeben von *Fr. Röver*, Prediger zu Calvörde. 1819. XVIII und 317 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die in den vorstehenden Titel erwähnten Rathschläge, Recepte und Mittel betreffen viele Gegenstände: die Krankheiten von Menschen und Thieren, die Zubereitung von mancherley Arzneymitteln, ökonomische Gegenstände in der Haus- und Landwirthschaft u. s. w.; aber alles steht bunt unter einander, so wie es der Herausgeber vielleicht in seinem Collectaneenbuche nach und nach eingetragen hatte. Nur die letzten sechszig Seiten haben zwey allgemeine Rubriken, nämlich: Diätetische Regeln bey Krankheiten, und Zubereitung der diätetischen Mittel. Es ist zwar eine Inhaltsanzeige vorhanden, aber beschwerlich bleibt es immer, bey einem vorkommenden Falle die ganze Inhaltsanzeige zu durchlaufen. Obgleich nicht alle von diesen Recepten und Mitteln erprobt zu seyn scheinen, denn mehrere sind nicht bestimmt genug angegeben: so trägt Rec. doch kein Bedenken, diese reichhaltige Sammlung denen zu empfehlen, welche sich selbst berathen und von der Erfahrung Anderer Nutzen ziehen wollen.

K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

AUGUST 1820.

GESCHICHTE.

Paris, b. Normant: *Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort de S. A. R. Monseigneur Charles-Ferdinand-d'Artois, Fils de France, Duc de Berry*, par M. *le Vicomte de Chateaubriand*. 1820. 299 S. 8.

Louvel's schreckliche, an den Herzog von *Berry* verübte Mordthat erfüllt jedes rechtliche Gemüth mit Abscheu, und wirft auf das Opfer derselben einen Lichtschein, welcher im Stande wäre, selbst ein sehr schuldvolles Leben im Gefühle des Mitleides zu verklären. Um so begieriger werden viele Leser zu der vorgenannten Schrift greifen, deren auf dem Titel enthaltene Verheissungen noch bedeutend gehoben werden durch den in der Schriftstellerwelt sehr berühmten Namen des Vfs. So beeilen wir uns den Lesern der Allg. Lit. Z. von dieser interessanten Erscheinung der Französischen Literatur Kunde zu geben.

Die Stellung der Bourbons zu der Französischen Nation erhält ihre fortwährende Eigenthümlichkeit durch ein gegenseitiges Misstrauen, dessen unmittelbare Folge macht, dass die Regentenfamilie und die Nation nicht ein und dasselbe Reich bilden innerhalb dem Staate. — Von dieser traurigen Trennung hat selbst der roheste Ausbruch der Parteyungen immer, mit einer frommen Schonung, den König persönlich ausgenommen, um desto härtere Beschuldigungen auf die Gesammtmasse der mit den Bourbons heimgekehrten Emigranten und die Überbleibsel der alten Feudalkaste zu häufen, an deren Spitze die Namen *Angoulême* und *Berry* stets genannt wurden. Es ist ganz entschieden, dass, ausser der gegen das Ganze der Nation höchst unbedeutenden Kaste, diese Prinzen die allgemeine Stimme wider sich haben, welches um so mehr zu verwundern ist, da den den glanzvollen Thronen nahe stehenden Fürstensöhnen so unendlich viele, weit durchgreifende, leicht in Wirksamkeit zu setzende Mittel zu Gebote stehen, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Dass Letzteres ein wichtiger Theil der Staats- und Regierungs-Kunst sey, wird jeder unbedingt einräumen, der die traurigen Folgen des Hohnsprechens der Nationalwünsche und der Nationalmoral zu würdigen versteht. —

Weit entfernt, den schändlichen Mord des Herzogs von Berry, den ein einzelner Verworfener im politischen Wahnsinn verübte, der gesammten Französischen Nation aufbürden zu wollen, halten wir es für eine wichtige Aufgabe, nach dem Tode des Herzogs in seiner Biographie parteylos und freymüthig zu entwickeln, welches eigentlich die Züge seines Charakters und seiner Lebensweise waren, die so grosse Nationalabneigung wider ihn aufregten. — Solche Untersuchung würde jeder biographischen Arbeit einen pragmatisch historischen Charakter verleihen, und zu geschichtlichen Aufschlüssen führen, deren Ertrag für Völker und Staaten vielleicht mehr der Zukunft, als der Gegenwart, verheissen werden darf. — Gar willfährig möchte man dem Vf. den Beruf zu Mittheilungen dieser Art zuerkennen, da er den Gang der Revolution selbst beobachtete, und aus demselben, als Resultat seiner gegenwärtigen Stellung, eine grosse Liebe für die Bourbons rettete. Von solch einem Manne lässt sich das Erkennen der Revolution, ohne ein Verkennen der legitimen Regentenfamilie erwarten. Jedoch täuscht diese Hoffnung. Der Vf. gefällt sich vom Anfang bis zu Ende seines Buches so sehr in der Rolle eines höchstbefangenen Lobpreisers des Herzogs von Berry, dass er ihm alle nur möglichen Tugenden, glänzende Eigenschaften und Verdienste alter und neuer Heroen biblischer und profaner Helden zutheilt, und so bey dem Leser die Überzeugung weckt: den Herzog für ein Ideal der Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit in Menschengestalt halten zu müssen, wenn auch nur der hundertste Theil von dem als wahr erscheint, was alles gepriesen wird. Den Franzosen gereicht es hier noch zum argen Vorwurfe, in unbegreiflicher Stumpfsinnigkeit und Verblendung einen Fürstensohn nicht angebetet zu haben, der in manchem Betracht den so hochgefeierten Heinrich IV, den wahren Nationalabgott, noch übertreffen soll. Bey dem Übermasse des in diesen Denkwürdigkeiten gespendeten Lobes, enthalten dieselben eine wahre Ährenlese für Fürstenlob, so dass jeder, der um Farben zu glänzenden Fürstengemälden in Verlegenheit ist, hier nicht sowohl volle Pinsel, sondern volle Farbentöpfe findet. Wenn so auf einer Seite der Vicomte seiner Schrift Einen historischen Werth nimmt, so wächst ihr auf der anderen Seite ein anderer zu: man erfährt nämlich, auf welche Weise die Partey der Französischen Ultra's und der Emigranten ihre Idole in Farben setzt, und Licht und Schatten in grossen Massen hinwirft, unbekümmert um Schicklichkeit und Wahrheit, wobey der Vf. von seinem bekannten Schriftstellertalente, seiner vielseitigen Belesenheit rüstigen Gebrauch macht;

aber freylich bezweifeln läſst, ob er mit der ganzen Arbeit ſeiner Partey einen ſonderlichen Dienſt erwieſen habe.

Unter Beybringung einiger biographiſcher, den Herzog von Berry betreffender Notizen, wollen wir hierüber die Belege unſern Leſern vorlegen, mit den Worten der in Rede ſtehenden Denkwürdigkeiten. Der Vf. holt weit aus, und beginnt ſeine Lobrede der Bourbons mit Blicken in die graue Vorzeit: „Die übrigen Europäiſchen Herrſcherfamilien waren noch Unterthanen, als die Capétinger bereits regierten. Die Vaſallen unſerer Könige ſind Könige geworden; einige eroberten England, andere herrſchten in Schottland; dieſe vertrieben die Sarazenen aus Spanien und Italien, jene bildeten die Staaten Portugal, Neapel und Sicilien. Navarra und Kaſtilien, die Throne von Léon und Aragonien, die Königreiche Armenien, Conſtantinopel und Jeruſalem hatten Capetingiſche Prinzen inne. Dieſe einzige Familie hat hundert und vierzehn Herrſcher hervorgebracht; ſechs und dreyſsig Könige von Frankreich, zwey und zwanzig Könige von Portugal, eilf von Neapel und Sicilien, vier von Spanien und Indien, drey von Ungern, drey Kaiſer von Konſtantinopel, drey Könige von Navarra, ſiebenzehn Herzoge von Bourgogne, zwölf Herzoge von Bretagne, zwey von Lothringen und Bar." (S. 7 u. 8.) — Frankreich kann vom Herzog von Berry, den es lange Zeit beweinen wird, ſagen, was, nach Plutarchs Bericht, Griechenland vom Philopömen ſagte: „Ihn liebte Griechenland als den letzten Tugendhaften, den es im Greiſenalter erzeugte"! (S. 10.) — Der Herzog von Berry, Sohn Karl Philipps, Grafen von Artois, jetzt Monſieur genannt, und der Maria Thereſia von Savoyen, ward zu Verſailles den 24. Januar 1778 geboren. Die Gräfin von Laumont war ſeine erſte Gouvernante; im ſechſten Jahre ward er der Aufſicht eines achtungswürdigen Greiſes, des Herzogs von Sérent, anvertraut, mit welchem er das einſame Schloſs von Beauregard, in der Nähe von Verſailles, bezog. Seine Unter-Gouverneurs waren Bufferont, Bourdonnaye und Arbouville, ſeine Lehrer die Abbé's Maria und Guénée. Letzteres Andenken ehrte ſpäterhin der Prinz durch Errichtung eines Denkmals zu Fontainebleau. Während ſein älterer Bruder, der Herzog von Angoulême, Neigung für die Wiſſenſchaften zeigte, ſoll er für die Künſte ſich entſchieden haben: *Celui-ci offroit comme un mélange de l'esprit des Bourbons et des Valois: par sa mère et par ses aïeules, il tenoit quelque chose du génie de l'Italie. — Il étoit fougueux, comme l'élève de Fénélon, mais plein de sailles d'esprit et d'effusions de coeur.* (S. 13.) — Der Herzog von Sérent führte im October 1789 ſeine beiden Zöglinge zu ihrem Oheim, den König von Sardinien, nachdem ihr Vater, der Graf von Artois, ſchon im Julymonat Frankreich verlaſſen hatte — auf Befehl des Königs (??? — S. 16). — Der Prinz in Turin: *On retrouvoit en lui, à cette époque, quelques unes des singularités des divers personnages, que l'on avoit vus briller à Turin, depuis ce compagnon du comte de Grammont, qui croyoit que les Allobroges etoient venus dans le Piémont à l'epoque où M. M. de Guise, avoient introduit les lansquenets en France, jusqu'a ces Vendômes, braves, spirituels, insoucians, qui négligeant tout dans la vie, ne soignoient que leurs victoires.* (S. 19.) — Beide Prinzen erhielten Unterricht in der Kriegskunſt, und gingen im Auguſt 1792 zur Emigranten-Armee: *pour faire sous les ordres de Monsieur, et sous ceux de leur auguste père, cette campagne qui devoit tout finir, et qui commença tout.* (S. 23.) — Berry machte ſein erſtes Gefecht bey Thionville mit; nach dem Rückzuge aus der Champagne blieb er mit ſeinem Bruder bis 1794 zu Ham: *Rien n'étoit agréable comme voir Mr. le duc de Berry, si jeune encore, manier avec adresse des cheveaux fougueux.* (S. 27.) Er ging zur Öſterreichiſchen Armee nach Flandern, dann zum Condé'ſchen Corps. *Tout soldat français a ses lettres de noblesse écrites sur sa cartouche. L'armée de Condé, souvent contrainte de se replier avec les grandes armées dont elle subissoit les fautes, ne fut jamais défaite. — Pendant neuf campagnes elle n'eut pas une nuit de sommeil; cent mille guerriers dormoient en paix derrière elle. Qu'avoint-ils à craindre? trois Condés etoient à leurs avant-postes.* (S. 29 u. 30.) — *Mr. le duc de Berry se trouvoit à un grande école: amis et ennemis lui offroient egalement des exemples: c'étoit partout des Français; les uns défendoient le Roi; les autres, la France. Dans les deux camps étoit la gloire, également attirée par l'éclat des succès, et par la noblesse des revers.'* (S. 32.) — So künſtlich wird das Verhältniſs zwiſchen den Franzöſiſchen Heeren und dem Emigranten-Corps angedeutet, um den Inbegriff aller militäriſchen Tugenden dem jungen Prinzen zuzuſchreiben, *doué par le Ciel des plus heureuses dispositions.* Als Berry auf der Parade einen General öffentlich hart beleidigt hatte, bot er ihm Genugthuung durch Zweykampf an: *l'officier tombe à genoux, et baise cette noble main qui voulait non faire une blessure, mais panser celle de l'honneur: c'est Henri IV et Schomberg!* (S. 39.) — Nach dem Friedensſchluſſe zerſtreuten ſich die Emigranten, einige durchirrten die Schweiz, *les autres s'enfonçoient dans l'Allemagne, accueilles dans les cabanes, repoussés dans les châteaux, chassés de la porte de ces Rois* d o n t i l s d é f e n d o i e n t l e s t r o n e s. (S. 47.) — Der Prinz Berry ſtudirte die Völker, in deren Mitte die Vorſehung ihn verſetzt hatte. „Er erkannte, daſs die in viele Staaten getrennten Deutſchen noch dieſelben ſind, wie zu Tacitus Zeiten; das heiſst: ſie ſind nicht ſowohl ein Volk, als der Stamm und die Grundlage anderer Völker. Nach dem Hervorſchreiten aus ihren Wäldern, verſetzt unter einen günſtigeren Himmel, entwickelt ſich ihre urſprüngliche Fähigkeit, ſie werden bewundernswerthe, faſt unvertilgbare Nationen. Die Franken, Britten, Viſigothen, Gothen und Longobarden haben dieſes in Frankreich, England, Spanien und Italien bewie-

sen. So lange aber die Germanischen Stämme ihre eigentliche Heimath bewohnen, erscheint bey ihnen alles, wie in eine Grube eingeschlossen, oder durcheinander geworfen im Chaos. — Eine Thatsache entging dem Scharfblicke des Prinzen nicht. Mit einem mit Unwillen gemischten Interesse erkannte er, dass die zu den Deutschen gelangten Lehren des Zeitgeistes in gewissen Köpfen Irrthümer hervorgerufen, ohne die eingewurzelten Urwahrheiten in dem ungünstigen und wilden Himmelsstrich ausrotten zu können. Daraus war eine wunderliche Mischung von Unsinn und gesundem Verstande, von Christenthum und Deismus, von Freygeisterey und Mysticismus, von kalter Begeisterung und überspannter Metaphysik, von Geschmack und Barbarey, von Entartung und Rohheit entstanden. Wie die Katten, Brukterer und Chauken in ihren Wäldern ein unbestimmt geheimnissvolles Schreckbild verehrten: so beten viele ihrer Nachkommen schwärmerisch ein dusteres Unding an, das sie nicht zu bezeichnen, nicht fest zu stellen wissen." (S. 49.) Sollte der Vf. hier nicht wunderliche Irrthümer hingeschrieben haben, an die der hochselige Prinz nie gedacht hat? — Nachdem das Condé'sche Corps 1797 nochmals aufgetreten, wurde es dem Russischen Kaiser übergeben und nach Volhenien verlegt. Der Herzog von Berry erliess ein Belobungsschreiben an dasselbe, und ging nach Blankenburg zum König, dann zu seinem Vater nach Edinburg, späterhin über Mietau nach Volhenien zu seinen Waffengefährten, wo es Freude vollauf gab über die glücklich zu Stande gekommene Vermählung des Herzogs von Angouleme mit Madame. *Qui eût osé se plaindre d'un malheur, que partageoit la fille de Henri IV et de Marie-Thérèse? — M. le Duc de Berry ne se trouva point étranger en Pologne. — Les Polonois sont les Français du Nord — Les émigrés retrouvèrent au milieu des forêts de la Pologne de grandes dames qui leur donnèrent l'hospitalité comme au temps de la Chevalerie. Ce qui ajoutoit à l'illusion, étoit une certaine mollesse de l'Asie introduite dans les vieux manoirs polonais, ou des femmes charmantes ont l'air d'être enfermées par des Enchanteurs et des Infidèles.* — Bey der Errichtung eines Emigranten-Cavallerie-Regiments zeigte der Herzog von Berry Talente, die in ihm einen der besten Cavallerie-Officiere Europa's ankündigten. (S. 57.) Er erschien mit dem Condé'schen Corps 1799 wieder auf dem Kriegsschauplatze; Kostanz wurde besetzt; aber die Republikaner drangen in die Stadt; man rief: *Vive le Roi! Vive Condé! Vive la Republique!* — und das Letzte scheint gegolten zu haben; denn: *ce fut la première et la dernière affaire de cette campagne pour Mr. le Duc de Berry*, der, vom Kaiser Paul mit dem grossen Maltheser-Kreutz beschenkt, über Linz und Klagenfurt nach Neapel geht, dort um die Hand der Prinzessin Christiane wirbt, und sich anschickt, im Neapolitanischen Heere Dienste zu nehmen. *Il fut singulièrement frappé de la variété de personnages qu'il rencontra sur les chemins de l'Italie: des Anglais et des Russes voyageoient à grands frais dans d'élégantes voitures — une famille italienne cheminoit avec économie dans un chariot du temps du Leon X — un moine à pied traînoit par la bride sa mule chargée de reliques etc. etc. — des femmes en jupon court, en corset ouvert, la tête voilée comme des madonnes, ou cheveux bizarrement tressés, insultoient le Prince en riant.* — Gar bescheiden sagt der Vf. von sich: *nous ne sommes pas Tacite; mais nous écrivons la vie d'un homme fort au-dessus d'Agricola.* (S. 75.) — Des Prinzen Aufenthalt in Italien weckte seinen Kunstsinn; er widmete sich der Musik und der Malerey. Mit mehreren Instrumenten vertraut, spielte er dieselben mit Geschmack; er sang trefflich. Seine Zeichnungen, besonders von militärischen Scenen, waren sehr gefällig; seine Gemälde-Kenntniss ward von den Geübtesten nicht übertroffen. (S. 77.) — Er ging wieder (May 1800) zum Condéschen Corps: „der Bearner entzog sich dem Waffengetümmel, um die schöne Gabriele zu besuchen; sein Nachkomme trennte sich von einer grossen Fürstentochter und eilte auf das Feld der Ehre". (S. 80.) — Die Französischen Heroen, nämlich die unter den Fahnen Condé's, ziehen sich zurück und werden verabschiedet; „wohin sollen sie nun den Wanderstab, den man ihnen kaum verstattete in den Deutschen Wäldern abzuschneiden, setzen"? (S. 89.) — Der Herzog von Berry hielt sich bald in Wien, bald in Klagenfurth bey seiner Mutter auf, und suchte zu Neapel seine Heirathsangelegenheit wieder in Gang zu bringen, ward aber durch den Minister Acton (*homme qui n'étoit propre aux affaires humaines, que par leur côté commun*) verhindert. Er reiste nun nach England und Schottland; auf eine sehr pomphafte Weise wird an die Vorzeit erinnert, und der Verbindung gedacht, die zwischen den Bourbons und den Stuarts Statt fand, ohne irgend darauf einzugehen, wie verderblich solche für letztere und für ihr Reich wurde. In London hatte der Prinz Liebesverbindungen, wovon die lebendigen Früchte jetzt in Paris leben. *Il seroit inutile de taire ce que la mort chrétienne et héroique (?) du Prince a revélé. Il y a deux espèces de fautes qui, toutes graves qu'elles doivent être aux yeux de la réligion, sont traitées avec indulgence dans la patrie d'Agnes et de Gabrielle. En condamnant trop sévèrement dans ces Rois les foiblesses de l'amour et le penchant à la gloire, la France craindroit de sa condamner elle-même.* (S. 105 u. 106.) — Der lobenswertheste Zug im Leben Berry's scheint uns die Vatertreue zu seyn, mit der er sich auf dem Sterbebette seiner unehelichen Kinder erinnerte, und sie den Seinigen empfahl. — Bey den Reisen in England ärndtete der Prinz alle nur möglichen Früchte; er lernte die Verfassung des Reichs kennen, die „auf Gothischem Grunde erbaut, die verfassungsmässige Freyheit auf Feudalgesetze gründet; er unterrichtete sich über das Wesen der Brittischen Industrie, vervollkommnete seine Kunstkenntnisse, trieb Musik, und fand

in Glasgow die Literatur der Barden, in Oxford die des Homers und Virgils, in Cambridge Neutons Wissenschaft". — Alle Plane und Verschwörungsversuche, die den Bourbons die Rückkehr nach Frankreich bahnen sollten, misglückten, bis endlich die Stunde schlug und sich für sie die erzenen Thore öffneten. — Monsieur ging nach der Schweiz, Angouléme nach Spanien, Berry nach Jersey, wo sich Meer, Wind und Politik (S. 126) einige Monate hindurch seiner Ungeduld, nach Bourdeaux überzufahren, widersetzten.

Mit der *zweyten Abtheilung* dieser *Denkwürdigkeiten* betritt der Herzog von Berry 1814 Frankreich wieder, wo ihm die weisse Fahne aus Cherbourg's Hafen entgegenflaggte. Feyerlichkeiten, Vivats und Erleuchtungen (der Häuser) giebt es vollauf. — Die Bourbons treffen zusammen in Paris: *Le Roi donna à son peuple les institutions que le siècles avoient préparées. Mais l'ouvrage de sa sagesse fut mal compris. Il fallait suivre le dessein de l'habile architecte; bâtir sur son plan un nouveau palais, dont les fondemens auroient été antique. Au lieu de cela, on se contenta de reblanchir des ruines, et de s'y loger; on se crut en sûreté dans les débris qui devoient tomber au souffle de la première tempête.* (S 143.) — Der Herzog von Berry, zum General-Obrist der Chasseurs ernannt, bereiste die nördlichen Departements, besichtigte die Festungen im Elsass, in Lothringen und der Franche-Comté, und streifte zu kurzem Besuche nach England hinüber. Kaum zurückgekehrt, wurde er, wie die ganze Familie Bourbon, von der Katastrophe des Jahres 1815 übereilt. Von ihr redet der Vf. also: *La providence, pour nous donner une dernière leçon, rendit un moment la puissance de Bonaparte. Il sort de la mer, traverse la France, arrive à la demeure du père de famille absent, court à Waterloo, et passant rapidement par le trône et par la gloire, va se replonger dans la mer ou bout du monde. Les cent-jours ne furent qu'une orgie de la Fortune. La république et l'empire se trouvèrent en présence, également surpris d'être évoqués, également incapables de revivre. Tous ces hommes de terreur et de conquêtes, si puissans dans les jours, qui leur étoient propres, furent étonnés d'être si peu de chose. En vain l'anarchie et le despotisme s'unirent pour régner: epuisée par ses excès avec le crime, la révolution étoit devenue stérile.* (S. 147 u. 148.) *La vieille France, qui se retiroit, conservoit encore ses forces, après douze siècles, tandis que la nouvelle France se trouvoit déjà caduque au bout de trente ans.* — Berry begleitete den König nach Gand, dann nach Paris zurück: *au premier moment de la seconde restauration, on parut vouloir profiter de la leçon reçue.* (S. 151). Die Prinzen der Königlichen Familie wurden zu Präsidenten der schnell zusammenberufenen Wahlcollegien ernannt; Berry erhielt den Vorsitz im Norddepartement. Seine Rede bey der Eröffnung derselben (S. 152—154.) Seine Verheirathung mit der ältesten Tochter des Kronprinzen von Neapel. Bis S. 187 werden Briefe mitgetheilt, welche die Brautleute gegenseitig wechselten, in der That recht artigen und galanten Inhalts. Bey der Vermählungsfeyer wird bemerklich gemacht: *Tout s'y passa avec les mêmes cérémonies et les mêmes étiquettes qu'au mariage de Louis XV. Dans cette famille de France rien ne change, quand même le royaume est changé: c'est ainsi qu'elle ramène à la longue, par son immobilité, les institutions à un point fixe et donne au gouvernement une forme impérissable.* (S. 188.) Dabey liegt kein verhaltener Spott im Hintergrunde; dieses ist höfischer und höflicher Ernst.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Göschen: *Buch für Kinder gebildeter Stände.* Erstes Bändchen. Schauspiele, Mährchen, Romanzen und Erzählungen von *Ernst von Houwald.* Mit fünf Kupfern von Böhm, H. Schmidt und Schwerdgeburth nach Ramberg. 1819. 276 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Unter den vielen Büchern, welche zur Unterhaltung für Kinder bestimmt sind, wird auch das gegenwärtige seinen Dienst nicht versagen. Es sind in demselben zwey Schauspiele, zwey Mährchen und fünf Erklärungen von Kupfertafeln enthalten. Die Schauspiele haben die Titel: der Weihnachtsabend und der Geburtstag der Mutter. Beide nehmen ihren Stoff aus der Kinderwelt, erwecken bey Kindern Theilnahme, und werden nicht ohne Einfluss auf sittliche Bildung gelesen werden. Die beiden Mährchen, betitelt: die Brandhexe und Rübezahl und seine Schwestern, sind weniger zweckmässig für Kinder, da Mährchen überhaupt in pädagogischer Rücksicht keine Lectüre für Kinder sind. Die fünf Kupfer haben folgende Überschriften: 1) die Erde. 2) Madonna della Sedia. 3) Der Seegreis und die Fischerin. 4) Begeisterung. 5) Karl der Grosse und Wittekind, und sind im Ganzen schön und ausdrucksvoll. Nur ist die Maria, von welcher Raphael die Grundzüge zu seiner Madonna della Sedia kopirt, nicht schön genug, und auf dem letzten Kupfer hat sich der Maler einen groben Anachronismus zu Schulden kommen lassen. Karl der Grosse steht da mit dem Rosenkranze in der Hand. Bekanntlich ist der Rosenkranz eine Erfindung des eilften Jahrhunderts.

K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

GESCHICHTE.

Paris, b. Normant: *Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort de S. A. R. Monseigneur Charl. Ferd. d'Artois, Fils de France, Duc de Berry* etc., par Mr. le Vicomte *de Chateaubriand* etc. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Des Prinzen Wohlthätigkeitssinn, wie seine Dankbarkeit werden gerühmt, mit entsprechenden Anekdoten belegt, und jeder Abschnitt der Erzählung wird mit einer zierlichen Lobrede geschlossen. *Cette vie simple n'étoit point perdue pour le trône. On s'apercevoit d'un progrès sensible dans la raison du Prince, d'un adoucissement graduel dans son caractère. Ses idées se fixoient; à l'écart des hommes, il les voyoit mieux. La première partie de ses jours s'étoit passée tout en expériences, la seconde tout en reflexions: il recueilloit pour son règne le fruit de ses malheurs et le résultat de ses jugements.* (S. 213.) — Zwey Kinder des Herzogs starben unmittelbar nach der Geburt; bey der Erwähnung dieser Unglücksfälle wird bemerklich gemacht, wie die Zahl 14 für die Bourbonische Familie immer sehr verhängnissvoll gewesen ist. (S. 215 u. 216.) Gleich Heinrich IV erhielt der Prinz in der letzten Zeit seines Lebens mehrere Warnungen. Der Vf. sagt: Es lebt in Frankreich eine Art Menschen oder Revolutions-Missgeburten, die man nicht schildern kann; sie ist, wenn man will, die lebendige, nur für Verbrechen Sinn habende Verworfenheit. Solche Menschen müssen, unter einer wohlgeordneten Regierung, in Verachtung begraben verstummen, und nehmen, um ihrem bösen Sinne Worte zu verleihn, zu anonymen Briefen ihre Zuflucht; diese Briefe sind, so zu sagen, die Abschrift der Seitenbezeichnungen des ewigen Buches, welches die Verbrechen der Gedanken enthält. — Ähnliche Briefe wurden dem Herzoge oft zugeschickt; immer häufiger in der letzten Zeit, und immer bitterer ward ihr Inhalt. Der Prinz, mochte er eine geheime Ahndung seines Schicksals haben, oder mochte er darin die Vorzeichen einer Zerrüttung des bürgerlichen Lebens erkennen, ward dadurch sehr beunruhigt." — — Hier, am Schlusse des ersten Buches der zweyten Abtheilung sind wir auf eine Äusserung gestossen, die uns von grosser historischer Wichtigkeit zu seyn scheint, so, dass die königlich Französische Familie, die ganze Französische Nation und alle Zeitgenossen, besonders die Londner Polizey, darüber öffentliche Rechenschaft von dem Vf. zu fodern berechtigt sind; er sagt nämlich S. 220: „*Auch der Tod des Herzogs von Berry* (wie der Heinrichs IV) *ist* vorher *bekannt gemacht durch Reisende, durch Briefe und durch Eilboten. Acht Tage vor der Begebenheit ging das Gerücht davon öffentlich in London.*" — Wer die verständige Sorgfalt kennt, mit der die Pariser Behörden bemüht waren, zu erforschen: ob und welche Mitschuldige Louvel hatte, wer weiss, wie alle Untersuchungen zu der Überzeugung führten, dass Louvel ein moralisch entarteter, nur für sich selbst dastehender und Verbrechen verübender, politischer Fanatiker war, muss über solche Behauptung des Vicomte erstaunen; denn in sofern er sie bewahrheiten kann, sind ja die untrüglichsten Indicien zur Entdeckung von Mitverschwornen vorhanden — und kann er es nicht; so muss ihn die Strafe der boshaften Anfeindung treffen. — Wir wiederholen hier nichts aus der Erzählung des Mordanfalles, den Louvel am 13 Febr. d. J. an den Herzog verübte, nichts von den letzten Stunden seines Lebens, von seinem Tode und von dem feyerlichen Begräbnisse, da diese erst kürzlich durch alle Zeitungen verbreiteten Nachrichten noch in neuem Gedächtnisse sind; *Chateaubriands* Darstellung aber nur das schon wiederholt Gesagte mittheilt, und mit Klagen über den grossen Verlust, wie mit Lobsprüchen des Verstorbenen durchwebt ist. Zu diesem Zwecke fehlt es ihm nicht an geschickten Wendungen und an Beziehungen. Als der Herzog, verwundet daliegend, seiner Gemalin sagt: *Mon amie, ne vous laissez pas accabler par la douleur: ménagez-vous pour l'enfant, que vous portez dans vôtre sein!* — bemerkt er: *Ce peu de mots fit un effet surprenant sur l'assemblée: en présence de la douleur on sent naître malgré soi un mouvement de joie: l'attendrissement redouble en même temps pour le Prince, qui laisse à la patrie pour dernier bienfaite cette dernière esperance. Il s'en va ce Prince; il semble emporter avec lui toute une monarchie, et à l'instant même il en annonce une autre.* S. 240 am Schlusse, stellt der Vf. *une leçon utile, comme la morale de cet écrit sui*, woraus hier das Wesentliche mitgetheilt werden soll, weil solche Herzensergiessungen von Parteygängern den Ideenkreis der ganzen Partey bezeichnen: „Es erhebt sich, sagt er, nach uns eine Generation, ungeduldig gegen jeden Zwang, feindselig allen Königen; einen Freystaat verlangt sie, und ist doch sittlich unfähig für republikanische Tugen-

gen, und eine andere an den Pranger treten muſste, und welches Vergnügen es den Knaben machte, dieſelbe mit Gaſſenkoth werfen zu dürfen! — Ach, die meiſten Menſchen freuen ſich noch, wenn ſie Zuſchauer einer Hinrichtung ſeyn können! Und alle dieſe Menſchen nennen ſich Nachahmer, Nachfolger Jeſu, welcher lehrte: Es wird allgemeine Freude ſeyn über einen Sünder, der Buſse thut!" — Man begreift nicht, in welcher Beziehung dieſe Bibelſtelle mit dem Angeführten in dieſem Zuſammenhange ſteht? Auch dürfte der Ausdruck: *arme Diebin*, ſehr ungeſchickt gewählt ſeyn, indem das Laſter des Diebſtahls der Jugend immer in ſeiner abſcheulichen Geſtalt dargeſtellt werden muſs, und die Perſonen, welche demſelben ergeben ſind, kein Mitleid verdienen. Überhaupt iſt die Neigung der Jugend, dergleichen Schauſpiele mit anzuſehen, nicht gerade eine Folge von Schadenfreude und einem böſen Herzen, ſondern wird vielmehr durch Neugierde veranlaſst. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Nürnberg*, b. Lechner: *Handbüchlein für Volksſchulen.* Von *Johann Peter Gerlach*, Pfarrer zu Burk im Rezatkreiſe des Königreichs Baiern. 1819. 148 S. 8. (9 gr.)

Dieſes Handbüchlein iſt für Sonntagsſchulen beſtimmt und deſswegen in 50 Lectionen abgetheilt. Die Lectionen haben folgenden Inhalt: Zuerſt wird der Menſch in fünferley Rückſichten betrachtet, als einzelnes Weſen, als Menſch und Erdbewohner, als Familienglied, als Weltbürger und als Staatsbürger, wo zugleich auf die beſondere Beſchaffenheit des Baieriſchen Staats Rückſicht genommen wird. Dann wird vom Himmel und von der Erde gehandelt. Der Himmel wird in 4 Lectionen abgefertiget, und dabey das Nöthige von der Zeitrechnung und dem Calender beygebracht. Unter der Rubrik Erde, wird Naturlehre, Naturgeſchichte, Erdbeſchreibung und Geſchichte gelehrt. Alles ganz kurz, jedoch daſs daraus eine Überſicht über das Ganze entſteht. Rec. glaubt daher, daſs dieſes Handbuch mit Nutzen zu dem angegebenen Zweck gebraucht werden wird. K.

München, b. Fleiſchmann: *Unterhaltungen auſser der Schule.* Oder geſellſchaftliche Jugendſpiele zur Beförderung körperlicher Stärke und zur Übung des Scharfſinnes und des Nachdenkens. Allerley Merkwürdiges von Menſchen und Thieren nebſt belehrenden Erzählungen. Zu einem Prüfungsgeſchenke gewidmet von *Auguſtin Englbrecht*, Elementar-Volkslehrer. Mit 1 Kupfer. 1818. 176 S. 8. (12 gr.)

In dieſen Unterhaltungen auſser der Schule ſind 24 geſellſchaftliche Spiele beſchrieben. Dann folgen Räthſel und Charaden. Hierauf allerley Merkwürdigkeiten von einzelnen Menſchen und Thieren, und zuletzt Erzählungen. Alles iſt auf eine angenehme Unterhaltung der Jugend berechnet. Am wenigſten zweckmäſsig hat Rec. die Merkwürdigkeiten von Thieren gefunden. Es findet bey dieſen Geſchichten das ſtatt, was am Ende der Geſchichte „das Geſpenſt im Speſſart" Seite 119 geſagt wird. Die Liebe zum Wunderbaren und Unbegreiflichen erzählt das als Thatſachen und reine Wahrheit, was vielleicht nur in der Einbildung oder im Traume ſtatt gefunden hat. Die Erzählungen ſind zweckmäſsig gewählt; ſie erregen Intereſſe und geben Warnung und Belehrung. Nur die ſechſte: „Mariana, oder einem Mädchen kann der zu vertraute Umgang mit jungen Leuten gefährlich werden," ſchickt ſich nicht für Kinder. K.

Erbauungsschriften. *Gotha*, b. Becker: *Tugend aus Gottesfurcht, die höchſte Erhebung eines Volkes.* Predigt am Neujahrstage 1815. Von Dr. *Joſias Friedrich Chriſtian Löffler*, General-Superintendenten in Gotha. 32 S. gr. 8. (6 gr.(

Am Anfange des Jahres, das den verbundenen Deutſchen Völkerſtämmen eine neue Ordnung und eine neue Verfaſſung verhieſs, ſchien es dem würdigen *L.* vorzüglich wichtig, ſeinen Zuhörern diejenige Geſinnung zu empfehlen, die, ſeiner Überzeugung nach, die allein wahre und Gott gefällige iſt, die man zu jeder Verfaſſung mitbringen ſoll, ohne die auch die beſte Verfaſſung kein Volk beglückt, und mit der ſelbſt Mängel unſchädlich und minder fühlbar werden. Strenge genommen, beweiſet der Vf. nicht, was das Thema ankündigt; er beweiſet nur, daſs ſich das Volk erhebe, wenn Jeder an ſeinem Platze das Unrecht ſcheuend ſeine Pflicht mit Gewiſſenhaftigkeit thut, und daſs die Gottesfurcht die Tugend unterſtütze und erleichtere. Auch lieſse ſich gegen einige Puncte in dem Beweiſe des zuletzt genannten Satzes (der im 2 Theile ausgeführt wird) Etwas erinnern. Es wird nämlich als ein Dienſt, ja als der wichtigſte Dienſt, den die Gottesfurcht unſerer Tugend leiſtet, vorgeſtellt, daſs ſie uns in der Gottheit das Bild der Vollkommenheit vorhält, der wir uns nähern ſollen, das Bild, durch deſſen Betrachtung wir unſere Tugend von Neuem entzünden, reinigen, beleben können. Der Verfaſſer ſpricht hier die Wahrheit aus, die dem paradoxen Ausſpruche Mancher zum Grunde lieget, die Religion ſey Poeſie. Die Religion ſchafft aus der Idee der Vollkommenheit ein Ideal, vereinigt alle Vorzüge in einem Bild der Gottheit. Offenbar iſt es die Phantaſie, durch deren Thätigkeit dieſes Bild in uns zu Stande kommt, und durch welche die Vernunftideen in das Leben eingreifen. — Wenn aber *L.* unter andern ſagt: „Geſetzt, daſs die Tugend unter uns ſich zu mindern und zu verſchwinden drohte, daſs unſer Geſchlecht ausartete und verwilderte, wo wollten wir ihr Bild wieder finden? wo anders als in dem Gemüthe des Frommen, der in dem Bilde der Gottheit das Urbild aller Vollkommenheit in ſich aufbewahrt?" — ſo liegt die Frage nahe: Setzt nicht das Daſeyn dieſes Bildes in dem Gemüthe etwas Anderes voraus, das ein Bild der Tugend darbietet? und würde unſer Geſchlecht ſeine Tugend an dem Bilde der Gottheit entzünden und beleben können, würde dieſes Bild da ſeyn, wenn die Idee der Tugend untergegangen wäre? — Dieſer Erinnerung hätte jedoch der Vf. durch eine kleine Veränderung der Darſtellung entgehen können. Im Ganzen hat dieſe Predigt die Vorzüge, die wir an des ſel. *Löfflers* Arbeiten gewohnt ſind: Klarheit, Beſtimmtheit und Gründlichkeit, und wiewohl er den Verſtand zu befriedigen ſucht, wirkt er auch auf Herz und Gefühl, und Rec. geſteht, daſs er noch immer der Meinung iſt, auf dem Wege, den *L.* ging, werde im Ganzen mehr Gutes gewirkt, als durch überladene Bilderſprache, in der ſich ein Theil unſerer heutigen Kanzelredner gefällt, und durch die myſtiſche Sprache oder die Zurückführung zu Anſichten früherer Zeiten, welche Andern das Eine, ſo Noth iſt, ſcheint. Doch iſt Rec. weit entfernt, von Allen einerley Art und Kunſt zu fodern, und die ſchätzbaren Eigenſchaften Mancher zu verkennen, die ganz verſchiedene Wege gehen. Trefflich iſt in der vor uns liegenden Predigt die Folgerung für die Regierenden und für die, welche regiert werden, die daran ſich anſchlieſsende nähere Anwendung auf das Land, in welchem *L.* lebte. Ungemein ſchön wird die Geſchichte deſſelben benutzt, und beſonders *Ernſt's* des Frommen Beyſpiel erwogen. Zuletzt kommt der Redner ganz ungezwungen auf den verdienten Mann, der am Tage nachher ſeine funfzigjährige Amtsführung feyerte (den Geheimen Rath *von Frankenberg*), dem auch der Abdruck der Predigt gewidmet iſt. Beide Edle ſind unterdeſſen verſtorben; aber es ſchien zweckmäſsig, die durch zufällige Umſtände verſpätete Anzeige dieſer trefflichen Predigt noch jetzt nachzuholen. HKL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paris, b. Debure: كتاب پند نامه شيخ فريد الدين عطار *Pend-Nameh, ou le livre des Conseils, de Ferid-eddin Attâr*; traduit et publié par *M. le Baron Silvestre de Sacy.* De l'imprimerie Royale. 1819. LXIV (Einleit.) 320. (Übers. u. Not.) 134 S. (Pers. Text.) 8. (7 Rthlr.)

Schon vor mehr als dreyssig Jahren beschloss Hr. *S. d. S.* des Persischen Dichters *Ferid eddin attâr* religiös-moralische Dichtung, welche den Namen *Pendnameh*, d. i. *Rathbuch* führt, herauszugehen, entwarf auch zu dem Ende eine Französische Übersetzung, ward aber in der Folge von der Ausführung des Unternehmens abgehalten. *Hindley* liess 1809 zu London den Persischen Text des Werkes, nach einer in der ehemaligen Bibliothek des *Tippu Sahib* befindlichen Handschrift, drucken, jedoch in so hohem Grade fehlerhaft, dass dieser Text fast für unbrauchbar erklärt werden muss. Hr. *S. d. S.* liess hierauf im zweyten Bande der Fundgruben des Orients seine Französische Übersetzung erscheinen, so wie er sie 1787 geschrieben hatte, glaubte jedoch, es den Herausgebern der Zeitschrift nicht zumuthen zu dürfen, auch den ganzen Persischen Text mit aufzunehmen, ohnehin die nachlässige Correctur der Fundgruben fürchtend. Da er seit der Zeit entdeckte, dass jene ältere Übersetzung, abgefasst zu einer Zeit, als er sich mit der Persischen Literatur erst wenig beschäftigt hatte, manche Unrichtigkeiten enthalte, und im Ganzen ziemlich nachlässig gearbeitet sey: so schritt er nun zu einer vollständigen Ausgabe des Ganzen, bestehend in dem Texte, der durchweg berichtigten Übersetzung, und sehr reichhaltigen Anmerkungen. Er bemerkt, dass er diese Arbeit zugleich als eine erheiternde Erholung von seinen überhäuften Amtsgeschäften gewählt habe. Der berühmte Vf. ist nämlich, seit Wiederherstellung der Bourbons, Mitglied der aus fünf Personen bestehenden Commission, welcher die Aufsicht über das gesammte Unterrichtswesen in ganz Frankreich übertragen ist, hat ausserdem das ganze Jahr sowohl im *Collège de France*, als auf der *Ecole speciale des langues orientales vivantes* Collegia zu lesen, einen die Orientalischen Schriften betreffenden Posten bey der Königlichen Druckerey zu verwalten, und stehende literarische Arbeiten bey den *Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi*, und dem *Journal des Savans*. Den Persischen Text liefert Hr. *S. d. S.* hier nach sieben Handschriften, welche theils der Königl. Bibliothek, theils ihm selbst und Hn. *Chezy* gehören, und deren eine, No. 329 der Königl. Bibl., mit einer Übersetzung und einem Commentare in Türkischer Sprache begleitet ist, einem bey dem Studio Persischer Dichtungen immer sehr erwünschten Hülfsmittel, besonders in Bezug auf religiöse Ideen und Ansichten der Moslemen. Bey der Wahl der Lesearten, so wie bey der Anordnung und Eintheilung der Capitel, befolgte der Herausgeber nicht vorzugsweise eine Handschrift, berücksichtigte auch weniger die Anzahl und die Vollkommenheit der Handschriften, als den Sinn und das Ganze der Ideen. Er fügt S. XVI hinzu, dass er dieses in Hinsicht auf Herausgabe Persischer Dichtungen, für die einzig richtige Methode halte, und beruft sich auf das Zeugniss aller derjenigen, welche Gelegenheit gehabt haben, mehrere Handschriften des *Bustan* von *Saadi*, des *Schahnameh* von *Firdusi*, des *Diwan* von *Hafis* mit einander zu vergleichen. Rec. stimmt auch seiner Meinung hierin im Ganzen bey, besonders in Hinsicht auf die poetischen Schriftsteller; bey den Prosaischen tragen die einzelnen Handschriften schon viel mehr einen entschiedenen Charakter an sich; so wie z. B. unter der ziemlich beträchtlichen Anzahl von Handschriften der Persischen Dichtergeschichte von *Dewletschah*, die auf der Pariser Bibliothek sich findet, die eine, durch ihre feine und wenig zierliche Schrift ausgezeichnete, von Anfang bis zu Ende durch ihre besseren Lesearten ihren höheren Werth behauptet. Bedeutende Varianten hat Hr. *S. d. S.* übrigens in seinen Anmerkungen immer angeführt. Diese Anmerkungen erläutern nicht nur alles Schwierige in Sprache und Inhalt des *Pendnameh*, sondern enthalten ausserdem auch eine grosse Anzahl von Auszügen aus den Werken von *Attâr*, *Saadi*, *Hafis*, *Dschami*, *Schahi*, *Hossein Waës*, und anderen, immer mit dem Originaltexte und den nöthigen Erläuterungen begleitet, so dass das ganze Werk mit Recht, wie der Vf. in der Vorrede sagt, als eine Persische Anthologie betrachtet werden kann. Die Liebhaber der Morgenländischen Literatur können hier, ohne irgend durch Schwierigkeiten aufgehalten zu werden, den Geist Persischer Dichter aus der lautersten und zuverlässigsten Quelle kennen lernen, da sie schwerlich einen sicherern Gewährsmann als den Vf. finden dürften; die der Arabischen und Persi-

schen Sprachstudien Beflissenen aber erhalten zugleich einen reichen Vorrath der schätzbarsten Sprachbemerkungen, die in den gewöhnlichen Wörterbüchern vergebens gesucht werden; daher das Buch für das grössere Publicum sowohl, wie für das kleinere gelehrte, gleichen Werth hat. Was es ferner besonders auszeichnet, sind die vielen darin gegebenen Aufklärungen über die religiösen Begriffe der Moslemen, vornehmlich über die ascetisch-mystischen Ideen der *Sofis*, zu welchen auch *Ferid eddin attâr* gehörte. Es ist diess ein Feld, auf welchem der Vf. unter den Europäischen Gelehrten fast allein zu Hause ist; obgleich einige Kenntniss desselben für höchst nothwendig gehalten werden muss, da diese religiösen Ideen in der ganzen Moslemischen Literatur überall zum Vorschein kommen, und wer mit ihnen nicht vertraut ist, dann immer nothwendig anstossen, und zu seltsamen Missgriffen verleitet werden muss. Aus classischen und Rabbinischen Schriftstellern sind manche Parallelstellen angeführt. Der Persische Text des *Pendnameh* ist mit einer Arabischen Schrift mittlerer Grösse sehr sauber gedruckt, mit rother Randeinfassung und rothen Capitelüberschriften; nur brechen in dieser Schrift beym Abziehen öfter Züge einiger Buchstaben ab, wie z. B. der obere Theil des ک *initiale;* der Text der in den Anmerkungen aufgeführten Stücke, mit der kleinsten Pariser Arabischen Schrift, gleichfalls höchst deutlich. Der auf dem Orientalischen Titelblatte befindliche vollständige Persische Titel der Ausgabe ist:

کتاب پند نامهٔ شیخ فرید الدین عطار که
طبع شد باهتمام کمترین بندگان خدا بارون
سلوستره دساسی در مدینهٔ محروسه پاریس به
مطبعهٔ خانهٔ پادشاهانه در سنه ۱۸۱۹ عیسوی
مطابق سنه ۱۲۳۴ هجری

d. i.: „das Buch *Pendnameh* des *Scheich Ferîd eddîn attâr*, welches gedruckt ward durch die Besorgung des geringsten der Knechte Gottes, Baron *Silvestre de Sacy*, in der bewachten Stadt Paris, in dem königlichen Druckhause, im Jahr Jesu 1819, welches entspricht dem Jahr 1234 der Hedschra." Dem Texte des Gedichtes hat der Herausgeber eine von ihm selbst verfasste Vorrede in Persischer Sprache, und das aus *Dewletschahs* Dichtergeschichte gezogene Leben des *Ferîd eddîn attâr* vorangesandt, und beiden Stücken gleichfalls Französische Übersetzung beygefügt.

Die von Hn. *S. d. S.* hier gelieferte, im rhythmischen Prachtstil geschriebene, Persische Vorrede zeigt, wie innig er mit dem Geiste und der Sprache der Persischen Schriftsteller vertraut ist, so wie die Arabische Vorrede des Buches *Kalila we Dimnah* für seine Gewandtheit im Schreiben des Arabischen vor kurzem ein ähnliches Zeugniss abgelegt hatte. Der Anfang der Vorrede selbst ist, nach der Sitte der meisten Persischen Schriftsteller, Arabisch, in rhythmischer Prosa geschrieben; in der Folge sind viele Arabische und Persische Verse eingestreut, die Hr. *S. d. S.* entweder unverändert von ihren Vff. entlehnte, oder mit geringen Änderungen zu seinem Gegenstande passend einrichtete. Es ist übrigens in der Vorrede nicht bloss die Sprache, sondern auch der Ideengang und der Ausdruck ganz Persisch, wie es nothwendig seyn musste; denn ein Europäisch gedachter Inhalt, in Persischen Worten vorgetragen, würde etwas ganz todtes und charakterloses geben. Der Vf. beginnt demnach mit der Lobpreisung Gottes, und der Wunder seiner Schöpfung; bemerkt hierauf, wie er selbst von Jugend auf den geistigen Beschäftigungen und den Studien sich ergeben, insbesondere aber der Erlernung der Arabischen und der Persischen Sprache sich beflissen habe, und aus dieser Veranlassung mit dem Buche *Pendnameh* bekannt geworden sey. Er rühmt sodann die Vorzüge dieses Buches, als eines treuen Führers auf dem Wege des Heiles, erwähnt, dass er die Herausgabe desselben versprochen habe, als die unglücklichen Kriegeszeiten eingebrochen seyen, und die Welt mit Angst erfüllt hätten, bis endlich die Freundschaft der Herrscher den Tigern ihre Wuth benommen, und bemerkt dann: این ضعیف بشتافت تا پیش از
نزول قضای آسمانی وغروب آفتاب زندگانی که

عمر برفست وآفتاب تموز
اندکی ماند وخواجه غره هنوز

آنچه مقصود او بود بکار آورد واز عهدهٔ عهد
که می داشت بیرون آید که حکما گفته اند
الوعد علی الحر دین d. i. „da eilte dieser Geringe, dass er vor der Erfüllung des himmlischen Verhängnisses, und vor dem Untergange der Sonne des Lebens, denn:

Unser Leben ist ein Schnee
In der Sonne des Augusts;
Wenig nur blieb übrig noch,
Und doch täuscht sich noch der Mensch,

das von ihm Beabsichtigte ins Werk richten, und der wegen seines Versprechens ihm obliegenden Verbindlichkeit sich entledigen möchte; denn die Weisen haben gesagt: das Versprechen ist dem Edlen eine Schuld." Der Vf. giebt hierauf die Grundsätze an, nach welchen er den Text geliefert habe, und schliesst mit dem Lobe des Schattens Gottes, des Strahles der himmlischen Gnade, Ludwigs von Bourbon, unter dessen Schutze das Werk vollendet worden. Hier sind zuletzt mit Veränderungen die Verse angewendet, mit welchen Saadi im *Bustan* seinen Schutzherrn *Abubekr ben saad sengi* preiset, und deren Anfang z. B. hier so lautet:

بناز اي فرانسا بدورش چنان
که ایران بدوران نوشیروان
جهانبان دین پرور وداد گر
نیامد چو لوییس والا گهر

d. i.: „Blüh', o Frankreich, während seiner Zeit,
Wie zur Zeit Nuschirwans Iran einst!
Recht und Glauben hat kein Fürst geschirmt
Gleichwie Ludwig, der aus edlem Stamme."

Auf die Vorrede des Herausgebers folgt die Lebensgeschichte des *Attâr*, so wie sie uns *Dewletschah* überliefert. *Mohammed ben ibrahim*, mit dem Ehrennamen *Ferîd eddîn*, d. i. *Perle des Glaubens*, und den Beynamen *Attâr*, d. i. *der Gewürzhändler*, und *Nischabûri*, d. i. *der Nischaburite*, ward geboren zu *Kerken*, einem Dorfe im Gebiete der Stadt *Nischabur*, *Ao.* 513. *H.* 1119. C. unter der Regierung des *Sultan Sandschar ben melikschah*. Bis in sein dreyssigstes Jahr hielt er sich zu *Nischabur* auf, und begab sich dann mit seinen Eltern nach der Stadt *Schadbâch*, wo sein Vater das Gewerbe eines Gewürzhändlers trieb. Als dieser gestorben, setzte *Ferîd eddîn* das Geschäft des Vaters fort, und lebte im Wohlstande, bis er bewogen ward, sich von der Welt zurückzuziehen, aus folgender Veranlassung. Er sass einst vor der Thüre seiner, mit kostbaren Specereyen, und hurtigen Dienern wohl versehenen Bude, als ein Derwisch hinzutrat, lebhafte Blicke in die Bude warf, dann einige Thränen fallen liess, und anhub zu seufzen. *Ferîd eddîn* sprach: „Was blickst du so wild her? es wäre besser, du gingst schnell vorüber." Der Derwisch antwortete: „O Herr, ich führe ein leichtes Päckchen, und habe nichts als diesen Kittel; du aber, o Herr, mit den Säcken voll Specereyen, wenn nun die Stunde des Scheidens kommt, wie hilfst du dir? Ich kann diesen Markt schnell verlassen; du aber, nimm in Erwägung deine Säcke und dein Gepäck, und denke weise über deinen Zustand nach!" Diese Worte machten solchen Eindruck auf *Ferîd eddîn*, dass, wie *Dewletschah* sich ausdrückt: „sein Herz kalt wie Kampher ward" und er fortan der Welt entsagte, und sich in das Kloster des *Scheich Rokn eddîn akaf* zurückzog. Er überliess sich dort den geistlichen Betrachtungen, machte die Wallfahrt nach Mekka, und arbeitete eine grosse Anzahl poetischer und prosaischer Werke aus. Seine Dichtungen wurden wegen ihrer anfeuernden Kraft genannt: die Geissel der Frommen, تازيانه اهل سلوك. *Dewletschah* sagt: „Tausende von Jungfrauen der göttlichen Geheimnisse entschleyerten sich in der Einsamkeit seiner Klause vor ihm, und die Bräute der tiefsten, himmlischen Wahrheiten weilten bey ihm in seiner Celle vertraulich." Dewletschah führt einige Bruchstücke aus Gedichten des *Attâr* an, deren Gegenstand das *Tawchid*, gleichsam: *unificatio*, توحيد ist, d. i. nach dem Sprachgebrauche der *Sofis*, die Verehrung Gottes, als eines über alle Vorstellungen des menschlichen Geistes und der Einbildungskraft erhabenen Wesens; z. B. folgende Verse:

„Wenn gleich alle Wesen Tausende von Jahren
Über Gottes Herrschaft und Natur stets dichten,
Würden zagend sie zuletzt bekennen: „Gott!
Diess nur ward erkannt hier, dass wir nichts erkannt!"
Wo das grenzenlose Meer die Wogen schlägt,
Darf dorthin ein Tropfen Nachtthau's noch sich wagen?
Da wo Donnerschall des Himmels Ohr zersprengt,
Kann dort in der Flasche noch die Fliege summen?"

Dieses *Tawhid* der Sofis ist wohl zu unterscheiden von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes *Tawchid*, in welcher es das Bekenntniss des Monotheismus, die Grundlehre des Islams, bezeichnet. *Attâr* war ein betagter Greis, als zu den Zeiten *Dschengischans* die Mogolen in Persien einbrachen; unter dem Schwerdte derselben fiel er, selbst den Tod suchend, „da der Papagey seiner heiligen Seele es müde war, in dem Käfichte des Leibes zu weilen, und sich sehnte zu gelangen auf das Zuckerfeld der Vereinigung mit Gott; also trank er den Becher des Martyrthums am zehnten Tage des zweyten Dschomadi 627 *A. H.* „Er hinterliess sechszehn bekannte Werke, von denen nur eines in Prosa geschrieben ist, nämlich die تذكرة الاوليا *Tedskeret el ewlija*, d. i. *das Andenken der Gottesfreunde*, eine Sammlung von Lebensbeschreibungen heiliger Männer, in der vorzüglich einzelne Anekdoten von ihnen, und merkwürdige Worte derselben erzählt werden. Unter den poetischen Werken enthält der *Diwan* die Sammlung der kleineren Gedichte, nämlich die *Kasidas*, *Ghaseljât*, *Mokattaât*, u. s. w. Die übrigen poetischen Werke sind *Mesnewis*, d. h. längere Dichtungen, in denen immer die beiden unmittelbar auf einander folgenden Hemistichien reimen, und meistens historisch-allegorischen Inhaltes, wie z. B. die berühmte Dichtung *Mentek ettair* منطق الطير, d. i. *das Gespräch der Vögel*, das *Bubulnameh*, بلبل نامه, d. i. *Nachtigallenbuch*, *Gül u Chosrew*, گل وخسرو, d. i. *die Rose und Chosrew*. Das *Pendnameh* ist rein didaktisch-ascetisch. Eine vollständige Sammlung dieser sechszehn Werke befindet sich zu Paris. *Dewletschah* sagt, *Attâr* solle im ganzen vierzig poetische Bücher geschrieben haben, von denen aber viele verloren gegangen; die noch vorhandenen betrügen über hunderttausend *Beits*, oder Doppelverse: er ruft aus: „Welch ein Meer! dessen Wogen so viele Perlen der Gedanken an das Ufer des Lebens warfen!"

Das *Pendnameh* selbst ist ein didaktisches Gedicht, enthaltend religiös-moralische Vorschriften, in kurzen Sätzen, ähnlich den Sprüchen Salomos, und den Catonischen Distichen, doch sind diese Sätze hier mehr ausgeführt, und zusammenhängender an einander gereiht. Das Werk wird, wie alle Moslemische Schriften, eröffnet durch die Lobpreisung Gottes, worin der Vf. besonders verweilt bey den Wundern, welche Gott zu Gunsten seiner Diener in der Vorzeit gewirkt hat, und bey den grossen Erscheinungen der Schöpfung; er sagt z. B.:

„Preis ohn' Ende jenem heil'gen Gotte,
Der der Hand voll Staub den Glauben gab!
Der dem Adam eingehaucht die Seele,
Und den Noah aus der Fluth befreyt; —
Welcher kund gethan hat seine Liebe,
Für den Freund aus Gluthen Rosen schuf;
Jenem Gotte, der an frühem Morgen
Einst das Volk des Lot in Grund vertilgt; —
Hiobs Leib dem Wurme gab zur Speise,
Jonas von dem Fisch verschlingen liess.

Der Freund خليل, für welchen Gott aus Gluthen Rosen schuf, ist Abraham, welchen, nach der Sage des Koran, der grausame Götzendiener Nimrod in die Flammen werfen liess, worauf aber Gott diese Flammen in blühende Rosen verwandelte. Hiob führt hier den Namen صابر *der Duldende*. Diese biblischen Personen sind den Moslemen aus dem Koran bekannt, und gelten ihnen für grosse Diener Gottes und Propheten, deren Reihe durch Mohammed beschlossen ward. Nachdem der Vf., nach der Verehrung Gottes, auch das Lob Mohammeds und der ersten vornehmsten Lehrer des Islams, nämlich des Abubekr, Omar, Othman, Ali, Hamsa und Abbâs, ausgesprochen, handelt er ohne bestimmte Ordnung von dem Charakter der wahren Frömmigkeit, von der ungeheuchelten Andacht, von der religiösen Vollkommenheit, von der Geringachtung der weltlichen Güter, von den Tugenden und Lastern, den Wirkungen und Kennzeichen derselben. Er richtet seine Worte dabey immer an einen geliebten und lehrbegierigen Schüler, welchen er seinen Freund, seinen Bruder, noch öfter seinen Sohn nennt. Die Vorschriften, welche zum Theil unter verschiedener Form wiederholt werden, betreffen mitunter auch die Weltklugheit, Reinlichkeit, Gesundheitskunde, den Anstand und die Höflichkeit. Das Ganze des Gedichtes zerfällt in dieser Ausgabe in 79 Abschnitte, deren jedem in der Übersetzung die dazu gehörenden Anmerkungen des Herausgebers folgen. Die Versart ist, wie gewöhnlich in den längeren Persischen Dichtungen, *Mesnewi*, und das durchweg herrschende Metrum:

فاعلاتن فاعلاتن فاعلن

d. i. — ◡ — — — ◡ — — — ◡ —

In den Anmerkungen zum 52sten Capitel des Pendnameh, überschrieben: *Von der Erkenntniss Gottes*, theilt Hr. *S. d. S.* ein interessantes Bruchstück des grossen allegorischen Gedichtes *Mentek ettair* von *Attâr* mit, in welchem eine Wanderung der Vögel zu dem Wundervogel *Simurg* beschrieben wird; letzterer ist nämlich das Bild des *höchsten Wesens*, oder der geistigen Vollkommenheit, und die Vögel sind die Menschen, die auf verschiedenen Wegen der Vollkommenheit, oder dem höchsten Wesen sich zu nähern streben. Das hier gelieferte Bruchstück enthält eine Rede des weisen Vogels Wiedehopf, welcher *sieben Thäler* schildert, die man durchwandern müsse, ehe man zur Heimath des *Simurg* gelange, das ist, sieben Stufen geistiger Erhebung und Abstraction, zu welchen der Wiedergeborne nach und nach fortschreiten müsse. Wir finden bey den Morgenländischen Ascetikern fast dieselben Ansichten und Ausdrücke, deren sich die christlichen Mystiker, wie z. B. die *Guyon* und *Bourignon*, bedienen. Die erste jener sieben Stufen ist وادي طلب *das Thal des Suchens*, in welchem die Seele sich aufrafft zum Streben nach dem Ewigen, die zweyte وادي عشق *das Thal der Liebe*, welches unbegrenzt ist, und in welchem die Seele den Flammen gleicht, die dritte وادي معرفت *das Thal der Erkenntniss*, die vierte وادي استغنا, *das Thal der Genügsamkeit*, in welchem die göttliche Liebe genügt für alles andere, die fünfte وادي توحيد *das Thal der Vereinfachung*, die sechste وادي حيرت *das Thal des Staunens*, die siebende وادي فقر وفنا *das Thal der Armuth und der Vernichtung*, in welchem die Seele untergeht in dem Ewigen. Da Rec. Gelegenheit gehabt, eine Handschrift von Dewletschahs Persischer Dichtergeschichte, in welcher zugleich die Varianten der zu Paris befindlichen Handschriften bemerkt sind, zu vergleichen: so hat er den von Hn. *S. d. S.* hier gelieferten Text der Lebensgeschichte *Attârs* etwas genauer prüfen können. Im Eingange wird im Ms. *Attâr* genannt غواص دریاي تبيان; am Rande aber steht als Variante دریاي ايقان; letztere Leseart hat *S. d. S.* angenommen, da dann der Sinn ist: *Taucher des Meeres des Glaubens*. Das Wort تبيان könnte wohl *Offenbarung* bedeuten, ist aber allerdings in diesem Zusammenhange ungleich seltener als ايقان. S. 17 Z. 6 liest *S. d. S.* تدبير اثقال واحمال خود كن, d. i. „Sorge für dein Gepäck und deine Bürden!" Das Ms. hat statt اثقال *Gepäck*, انتقال *Abschied*, *Tod*, welches zwar in den Zusammenhang passt, aber dem Parallelismus mit احمال *Bürden* weniger angemessen ist. Man spürt bald, mit welchem sicheren Tacte der Herausgeber seinen Text zu wählen wusste. *Hadschi Chalfa* soll, nach Hn. *v. Hammers* Angabe, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, S. 140 noch einige Werke *Attârs* nennen, welche *Dewletschah* nicht anführt. Das Leben des *Attâr* hat Hr. *v. Hammer* a. a. O. um ein Jahrhundert zu spät angesetzt, da er den Dichter *A. H.* 613 *A. C.* 1216 geboren werden, und *A. H.* 727. *A. C.* 1326 getödtet werden lässt. Die Pariser Mss. und der Text des Hn. *S. d. S.* sagen alle, *Attâr* sey geboren *A. H.* 513 und getödtet *A. H.* 627; und dass diess die richtige Angabe sey, erhellt unwidersprechlich aus den von *Dewletschah* beygefügten historischen Bestimmungen, *Attâr* sey geboren *unter Sultan Sandschar-Melikschah*, welcher *A. H.* 552 starb, *Abulf. tom.* 3 *pag.* 559, und getödtet durch die unter *Dschenghis-chan* in Persien einbrechenden Mogolen, welche bekanntlich im siebenten Jahrhundert der *Hedschra* erschienen.

G. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: Μαξίμου Φιλοσόφου περὶ καταρχῶν. Recensuit et cum annotationibus criticis edidit *Eduardus Gerhardius*. 1820. 35 S. gr. 8. (7 Gr.)

Unter dem Namen des Philosophen *Maximus*, wahrscheinlich eines Zeitgenossen und Lehrers *Julianus* des Abtrünnigen, erschien das hier neu abgedruckte Bruchstück eines astrologischen Lehrgedichts zum erstenmal in *Johann Albert Fabricius Bibliotheca Graeca*, Buch 5, Cap. 25 aus der einzigen bis jetzt bekannten Mediceischen Handschrift in einem höchst mangelhaften und verdorbenen Zustande, mit nichts anderem ausgestattet, als mit einer lächerlich schlechten lateinischen Übersetzung von *Johann Rentdorf*, und wenigen Bemerkungen des Herausg. So ging das freylich sehr geringfügige Büchlein mit einigen unbedeutenden oder von Anderen entlehnten Bemerkungen, ja durch neue Druckfehler noch mehr entstellt, in die neue Ausgabe der *Bibliotheca Graeca* von *Harles*, T. 9 p. 322 über, obgleich, besonders durch *Wesselings* und *Dorvilles* Bemühungen, schon eine Menge der gröbsten Fehler getilgt war, die nicht hätten fortgepflanzt werden sollen.

Da wir so dieses Gedicht einmal besitzen, ist es allerdings zu wünschen, dass wir es auch in einem möglichst lesbaren und leicht anzuschaffenden Abdruck besitzen mögen. Hr. *Gerhard* hat einen solchen unternommen. Die Anlage des Ganzen ist so, wie wir sie bey Ausgaben dieser werthlosen Spätlinge wünschen müssen: ein kritisch berichtigter Text und dazu weiter nichts als Angabe der Abweichungen von *Fabricius* und *Harles*, hie und da auch Verbesserungsvorschläge früherer Philologen und des Herausgebers, ohne allen Aufwand von Gelehrsamkeit und Belesenheit. Möchten wir nur der Bearbeitung im Einzelnen dasselbe Lob ertheilen können! Diese zeugt aber von allzugroser Nachlässigkeit; ja wir haben nicht leicht in einem so engen Raum, und bey so wenig Gelegenheit zu straucheln, soviel Editorensünden beysammen gefunden.

Dass keine Zeile Vorrede oder Einleitung von der früheren Geschichte des Gedichtes Nachricht giebt, würde vielleicht damit entschuldigt werden, dass man das bey *Harles* gesammelte nicht habe wiederholen wollen. Aber auch abgesehen davon, dass ein solcher Abdruck billigerweise den Besitz der kostbaren *Bibl. Graeca* hätte entbehrlich machen sollen, liegen durchaus bey *Harles* nur rohe Materialien, die ein zugleich sorgfältiger und kenntnissreicher Herausgeber benutzt und verarbeitet haben würde. Besonders zu zwey nicht unwichtigen Untersuchungen enthalten sie den Stoff und die Anregung: Einmal über das Alter dieses Bruchstücks, das kein geringerer Mann als *Ruhnken* bis in das Zeitalter des Kallimachus und Apollonius hinaufrücken wollte; dann über das Verhältniss desselben zu den Werken und Tagen des Orpheus, aus denen einige uns erhaltene Überreste wörtlich mit Versen des *Maximus* zusammenstimmen. *Wesseling* und *Tyrrhitt* hatten sich zwar für die Identität beider Gedichte erklärt: aber durch *C. G. Lenz* ist so manches Triftige dagegen erinnert worden, dass die Untersuchung noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, und dass sie von einem Herausgeber, der etwas Höheres kennt, als die Anfertigung einiger Dutzend Conjecturen, wieder aufzunehmen gewesen wäre.

Um die wichtigen Notizen in *Bandinis Catal. cod. Graec. Laurent. T. 2. p. 61.* hat Hr. *G.* sich eben so wenig gekümmert. Hätte er sich zum Nachschlagen dieses Buches entschlossen: so würde er daraus nicht nur gelernt haben, was eigentlich und wieviel jetzt an der Integrität des Gedichtes fehlt, und dass wenigstens dem Inhalt nach das für uns verloren Gegangene ganz bestimmt angegeben werden konnte; sondern er würde seinen Text auch mit folgenden drey Versen, vielleicht den Anfangsversen des Ganzen, vermehrt haben:

Εἰ δ' ἄγε μοι Κούρη Πιμπληϊὰς ἔννεπε Μοῦσα
Μήνην ἱερόφοιτον, ὅπως ἄνδρεσσιν ἕκαστα
σημαίνει, σκολιωπὸν ἐπιστείχουσα κέλευθον. —

aus denen nebenbey die Wörterbücher mit dem zusammengesetzten Adj. *ἱερόφοιτος* bereichert, und die bey Manethon, 4, 78 noch gegen *σκολιωπός* gehegten Zweifel gehoben werden können.

Ebenso zeugt es von wenig Gewissenhaftigkeit, dass die Überschriften der auf uns gekommenen neun Capitel stillschweigend weggelassen sind, während der Herausgeb. doch die am Schluss hinzugefügten wenig bedeutenden Worte treulich wiedergegeben hat. Er scheint nicht gewusst zu haben, dass das Orphische Gedicht von den Steinen und das namenlose von den Heilkräften der Pflanzen, sowie das Bruchstück des *Marcellus Sidetes*, auch in solcher Capitelabtheilung verfasst sind, und dass diese Form von einsichtsvollen Bearbeitern keineswegs verwischt wurde, weil sie offenbar zu den unpoetischen Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Bildungsstufe des Griechischen Lehrgedichtes gehört.

Vor allem anderen aber erwarteten wir, was zu leisten das leichteste war, der Herausg. werde wenigstens die *Fabricius-Harlesischen* Drucke, die ihm als erste und einzige diplomatische Urkunden gelten mussten, genau ansehen, und nicht Unrichtigkeiten über ihre Lesarten in Umlauf setzen: aber gleich die ersten Seiten überzeugten uns vom Gegentheil. So wird V. 22 σελήνη für ein vorgebliches σελήνῃ als eigene Verbesserung aufgeführt; der Dativ ist aber blosser Druckfehler bey *Harles*, und in der ersten Ausgabe, die natürlich Grundlage jeder neuen seyn muss, alles in guter Ordnung: ebenso findet sich V. 164 κορσύνουσαν schon bey *Fabricius* vor. Noch ärger ist es, wenn V. 65 δυσερῆν abermals als Correctur des Herausg. aufzieht, obgleich das angeblich berichtigte διερῆν sich nirgends als in der *Gerhard*schen Note findet, und *Fabricius* und *Harles* einstimmig δυσερῆν schreiben. So ist es freylich eine leichte Sache, eine und die andere haltbare Conjectur anzufertigen!

Mit nicht geringerer Achtung und Bedachtsamkeit sind die Beyträge früherer trefflicher Gelehrten benutzt. Wo so wenig zu thun war, und noch weniger zu thun gleich im Plane lag, hätte der Herausgeber dann mindestens etwas nützliches geleistet, wenn er zerstreut herumliegende Bemerkungen gewichtiger Männer gesammelt, und unter seinem Text zusammengeordnet hätte. Jeder könnte sich dann selbst nach Kräften helfen, wo ihn der Herausg. im Stich liess, und man wusste, wie viel oder wie wenig vorgearbeitet ist. Wer dergleichen hier erwartet, ist übel berathen: die wichtigen Beyträge von *Wesseling* und von *Dorville* sind nur theilweis berücksichtigt und mitgetheilt, die minder zahlreichen, aber eben so gehaltvollen bey *Valckenär* zum Euripides und bey *Schneider* zum Nikander, so wie in einigen anderen Büchern, die freylich keine *Indices auctorum* haben, blieben von diesem Editor ganz unbemerkt: nicht einmal das kannte er, was *Schäfer* hie und da beygesteuert hat!

Mehrere Bemerkungen und Verbesserungen ist man anfangs geneigt dem Herausg. zuzuschreiben, die aber Anderen zugehören, auch solchen, welche gekannt zu haben er nicht leugnen kann. Ob zu diesen auch *Schneiders* Wörterbuch gehört, wissen wir freylich nicht zu sagen, sollten es aber doch fast glauben, wenn schon manche Stellen es bedauern lassen, dass das Lexicon nicht fleissiger befragt ist. Soviel ist indess gewiss, dass die Verbesserung zu V. 165 ἐτερήρεα dort bereits *sub v.* seit zwölf Jahren zu finden ist. *Dorvillen* gehört jedoch die erste Verbesserung an zu V. 3. δίῃ, (zum Charit. p. 660), ferner V. 43 aus Charit. p. 659. V. 82 ὁμὴν aus Charit. p. 655. zu V. 164 aus p. 662: ebenso erneuten wir die Bekanntschaft mit *Wesselingschen* Emendationen aus den *Probabil.* p. 279 und 338 bey V. 95 und 184 ἀρτεμίησι: die Tilgung des γέ, V. 207 wurde schon von *Jacobs* zur *Anthol. Palat.* T. 3. V. 183 vorgenommen.

Wie unschuldig der Herausg. zu dem fremden Gut gelangt, zeigt recht deutlich, was er zu V. 107 108. beybringt. Hätte er die von ihm gemachte gute Änderung: μύθῳ ὀνειδείῳ καί τε κλ. aus *Meineckes Quaest. Menand.* gekannt, woselbst sie S. 22 zu lesen ist: so würde er vermerkt haben, dass bey ihm der vorhergehende Vers sinnlos ist, und dass auch dort mit *Meinecke* οὐδ' εἴ κε geschrieben werden muss.

Doch der Sinn scheint ihn überall nicht sehr zu bekümmern: das erhellt besonders daraus, dass er keine der Lücken bemerkt, die das Gedicht an mehr als Einer Stelle zerreissen. Ein recht auffallender Defect dieser Art findet nach V. 93 Statt, wo offenbar das Zeitwort nebst dem ganzen Hauptsatz zu ἦτε verloren gegangen ist. — V. 60 hätte wenigstens εὔνιν statt εὐνιν, hergestellt werden sollen: oder fehlte es hier nicht sowohl am richtigen Verstehen des Sinnes, als an hinlänglicher Kenntniss des Accentes? Er hätte doch, wenn auch nicht *Alberti* zum Hesych. T. 1. p. 1516 wenigstens *Dorville* zum Charit. p. 678 kennen sollen.

Seine Hauptthätigkeit richtet sich auf die Anwendung derjenigen grammatischen Regeln, die er aus *Buttmann* erlernt hat, und nach denen sich nun auch der arme *Maximus* zusammencorrigiren lassen soll. Aber auch dieses bey einem solchen Poeten übel angebrachte Bestreben ermangelt aller Consequenz, und indem es dadurch seine eigene Unzulässigkeit aufs genügendste darthut, zeigt es nebenbey, dass der Herausg. nicht einmal in seinem kleinen und dünnen Autor Bescheid gewusst hat. Das erhellt bereits auf der ersten Seite aus der Verbesserung des 11ten Verses; dieser lautete bisher so: εἰ δ' ἐν ὀπωρινοῖς ἐνὶ γλήνεσιν αὐγάζοιτο. Dass die Wiederholung der Präposition hier nicht zu dulden sey, erkannte schon *Dorville*, und corrigirte desshalb: εἰ δ' ἂν ὀπ. Damit ist aber Hr. G. nicht zufrieden, er schlägt εἰ δέ κ' ὀπ. vor, und nimmt es auch sofort in den Text. Wäre jene Partikel hier richtig: so verstände sichs, dass man sich mit *Dorvilles* leichter Änderung begnügen müsste. Wer aber den *Maximus* auch nur einmal mit Bedacht durchgelesen hat, der weiss auch, dass sich dieser Eingang mit εἰ und dem Optativ *ohne* ἂν oder κεν an die *vierzigmal* bey ihm findet; es bietet sich aber auch diesem aus V. 127. 150. 257. 425 die richtige und zuverlässige Änderung εἰ δέ τ' ὀπωρινοῖς ἐνὶ γλήνεσιν αὐγάζοιο. von selbst dar: denn εἰ δέ γ' ὀπ. wäre zwar gleichfalls nach V. 231 und 350 in unseres Schriftstellers Art: doch erscheint es seltener, und gestattet daher nur dann die Einführung durch Conjectur, wenn nichts Wahrscheinlicheres vorhanden ist. Wo möglich noch unglücklicher ist der Herausgeb. mit seinem grammatischen Bemühen, den Optativ nach ἢν fortzuschaffen: mit V. 337. 340 ist er glücklich zwar fertig geworden, aber V. 422 und 561 stehen mit ein Paar so unverwüstlichen Optativen da, dass sie das Feld behauptet haben. Dasselbe gibt von dem naiven Versuch, einen Versmacher, der im Ganzen ein sehr schlechter ist, in Einzelheiten zu einem guten zu machen: so soll er καί vor einem Vokal nicht lang

brauchen! Bey V. 63 und 521 geht das mit unschwerer Änderung, die sofort den Text ziert: aber V. 312 wird der Herausg. selbst stutzig, und bleibt mit seinem Einfall unter den Zeilen.

Doch genug! Niemand kann von dem *Maximus* eine geringere Meinung haben als der Rec. Doch hält er ihn noch für viel zu gut, um ihn zu dergleichen kritischen Ergötzlichkeiten zu missbrauchen.

W. J. B.

BRESLAU, b. Max: *Commentationum Aeschylearum specimen* scripsit *Aug. Wellauer*, Phil. Doct. Semin. Reg. Padag. sodalis. Adjecta est varietas lectionis Aldinae. 1819. XIV und 88 S. 8. (10 gr.)

Des Vfs. Absicht war nicht, ein einzelnes Trauerspiel ergründend in allen seinen Theilen zu behandeln, oder gewisse kritische oder grammatische Untersuchungen durch den ganzen Schriftsteller vollständig hindurchzuführen; sondern nach der Freyheit, die kleineren philologischen Schriften dieser Art zusteht, giebt er anspruchlos, was ihm zur Hand ist, wodurch er dem Dichter im Einzelnen förderlich zu seyn hofft, was er von Anderen geprüft wünscht, ohne die vier Capitel seiner Commentationen durch ein strengeres inneres Band unter einander zu verknüpfen. Aber das rühmliche Bestreben, den Dichter so viel möglich sich selbst wiederzugeben, ihn mehr durch sorgfältiges Hinwegnehmen dessen, was ihm im Lauf der Zeit fremdartiges angeflogen, als durch Auftragung neuer Farben, durch Ansetzung neuer Gliedmassen herzustellen, und den vorhandenen Text vor allen Dingen auf dem Wege gründlicher Kenntniss der Sprache zu verstehen, leuchtet aus dem ganzen Büchlein hervor, und kann als das alle Einzelheiten verknüpfende Band betrachtet werden.

Hiebey ist mit Recht die sowohl von *Schütz* als von dem Englischen Herausgeber *Buttler* äusserst nachlässig verglichene *Aldinische* Ausgabe zum Grunde gelegt, die bey sehr vielen Druckfehlern dennoch den reinsten, am wenigsten verfälschten Text enthält; und bey ihrer Seltenheit verdient es Dank, dass Hr. *Wellauer* ein vollständiges Verzeichniss ihrer abweichenden Lesarten mitgetheilt hat, wie *Heinr. Voss* früher bey dem Glasgower Abdruck that. Anderweitige Hülfsmittel von Bedeutung standen dem Vf. nicht zu Gebot.

Im ersten Capitel beschäftigt ihn zunächst der Anfang des *Agamemnon:* V. 2 wird φρουρᾶς ἐτείας μῆκος mit Recht gegen *Stanleys* μῆχος vertheidigt; doch ist unseres Bedünkens die etwas im Schatten gestellte Erklärung: *jährig an Dauer*, die einzig sinn- und sprachgemässe: einzig sinngemäss, weil auch eine φρουρὰ ἐτεία διαδοχήν, eine alljährig *wiederkehrende*, gedacht werden kann, welches durch den Zusatz μῆκος, auf welchen Begriff hier alles ankam, verhindert wird; einzig sprachgemäss, weil μῆκος schwerlich die adverbiale Bedeutung von μεταξὺ annehmen kann. Eben so wenig wie hier scheint uns Suppl. 749 dieselbe Änderung nöthig, wo wir überdiess die alte Lesart:

πολυδρόμου φυγᾶς ὄφελος εἴ τί μοι,
περοίχεται, πάτερ, δείματι. —

für besser halten als alle versuchten Nachbesserungen: „hat uns bisher unsere Flucht etwas genützt: so schwindet das nun in unserem Zagen (oder vor der Schreckenserscheinung) wieder dahin". — Durch Agam. 12 wird Hr. *Wellauer* veranlasst, einen Wahn zu rügen, der eine Menge unnützer Hariolationen, sowie über andere alte Schriftsteller, so besonders über den Äschylus gebracht hat, jenes falsche Streben nach Mannichfaltigkeit, das sogleich Verdorbenheiten im Text wittert, wenn ein Wort nach kurzem Zwischenraum wiederholt erscheint. Hiedurch wird eine fleissige Aufzählung solcher Stellen aus dem *Äschylus* veranlasst, die alle mit Einsicht und richtiger Beurtheilung der Redeweise dieses Dichters als ächt verfochten sind. Wir bedauern dabey das Eine, dass der Vf. bey der Erscheinung und der einzelnen Erfahrung stehen geblieben ist, anstatt auf den Grund davon zu gehen, und dadurch das Verkehrte jener ästhetisirenden Unkritik im Ganzen ans Licht zu ziehen. Die Äschyleischen Stellen würden alle unter zwey Abtheilungen zu bringen seyn: in denen der ersten Classe ist das wiederholte Wort ein so wenig hervortretendes, dass das reine dichterische Mitleben gar keiner Wiederholung inne wird, und die strenge Grossartigkeit Äschyleischen Ausdrucks kein Herumsuchen nach einem anderslautenden Synonymum zuliess; in denen der zweyten aber, zu denen wir *Prom.* 765. *Sept. adv. Theb.* 377. 448. 483. *Choeph.* 30. 160. u. a. rechnen, liegt in der Wiederholung ein solcher Nachdruck, dass mit ihr eine wesentliche Zier des Ausdrucks verloren gehen würde. Natürlich fodert hier aber jeder bedeutende Dichter sein eigenes Gesetz, und soll das eben Bemerkte allein vom *Aeschylus* gelten. — Nicht ganz glücklich finden wir hiebey die drey wahrscheinlich Äschyleischen Verse bey *Aristophanes* in den Fröschen, 1468 behandelt, wo Hr. *Wellauer* eine Art Dittographie annimmt, und den mittleren Vers tilgt, was schon *Brunk* angerathen hatte. Wir möchten aber die Steigerung in dem σκύμνος λέοντος und dem λέων selbst uns keineswegs entziehen lassen:

Nicht frommts, des Leuen *Junges* in der Stadt zu ziehn,
Und minder nach den *Leuen* in der Stadt zu ziehn:
Zogt ihr ihn doch gross, dann euch seiner Art gefügt!

Den Schluss des ersten Capitels macht die gelungene Wiederherstellung der Interpunction im Ag. 22. *Choeph.* 93. 658. und *Prom.* 462.

Das zweyte und dritte Capitel richtet sich vorzugsweise auf Zurückführung des Textes zur *Aldinischen* Ausg. Es ist diess unstreitig der gelungenste Theil der ganzen Arbeit, der vielen Stellen des Dichters wahrhaft erspriesslich geworden ist, während er von dem Scharfsinn des Vfs. die mannichfaltigsten Beweise giebt. Sind wir hier mit den Ergebnissen seiner Kritik fast ohne Ausnahme einverstanden: so können wir doch nicht dasselbe von allen den Abschwei-

fungen auf allgemeine Sprachgegenstände sagen, die diesem Theile eine an sich löbliche Mannichfaltigkeit verleihen. Dass die nicht eigentlich Attische Form δυοῖν S. 20 auch den Tragikern zugesprochen wird, billigen wir ganz: dagegen ist S. 22 der Diäresis, die doch immer nur als metrisches Aushülfsmittel gelten kann, ein viel zu weites Feld eröffnet, indem sie sogar durch keineswegs nothwendige Änderungen in Verse gebracht wird, welche sie in den Handschriften nicht haben: in dem Bruchstück des *Euripides* bey Lucian wird noch dazu durch einen solchen Vorschlag Ἀΐδης zum Anapäst, da wir doch diese Form, wo wir sie bey Tragikern finden, nur als Kretikus kennen. Auch *Sept. adv. Theb.* 224. glauben wir, dass so wenig Hr. *Wellauer*, als *Seidler* und *Erfurdt*, die wahre Lesart getroffen hat: hier haben die Ausgaben:

ποταίνιον κλύουσα πάταγον ἄμα,

worin, wie die Strophe lehrt, der Rhythmus dochmisch seyn muss, aber eine kurze Sylbe zu wenig vorhanden ist: *Seidler* schlug desshalb, durch die Lesart des *Cod. Medic.* ἄμμιγα, bewogen, πάταγον μέγαν, vor, und diess billigt unser Vf., wenn man nicht mit *Aldus* sich zu πάτταγον ἄμα entschliessen wolle. Diess μέγαν aber ist willkührlich und nichtssagend, zudem der Begriff des ἄμα für den Sinn unentbehrlich. Wir vermuthen daher, gleichfalls nach der Lesart des *Cod. Medic.*, die wir als brauchbare Glosse der wahren Schreibung betrachten:

ποταίνιον κλύουσα πάταγον μίγα κτλ.

Denn an der Zulässigkeit der Synizesis in ποταίνιον haben auch wir keinen Zweifel, obgleich Hr. *Wellauer* bey dieser Gelegenheit abermals in der Anwendung einer solchen, immer nur als Ausnahme gültigen Freyheit die nöthigen Grenzen hie und da überschreitet. Am allerwenigsten aber hätte in *Soph. Aj.* 1395 auf die gewaltsame Diäresis λωΐονι gerathen werden sollen; schon darum nicht, weil der anapästische Vers dadurch gänzlich zerstört wird, indem die Cäsur nach der ersten Dipodie gerade zwischen die erste und zweyte Sylbe des auseinander gezogenen Wortes, also mitten in die Diaeresis, hinein fallen würde, die in allen sicheren Beyspielen nach Möglichkeit verschmolzen und unmerklich gemacht ist: die Verlängerung der kurzen Schlusssylbe durch das folgende θν wollten wir zumal in einer anapästischen Stelle gern zugeben.

Die hiedurch herbeygeführte, sehr fleissig gearbeitete Digression über die schwache Position durch die *muta cum liquida*, welche den Tragikern mit Recht zugesprochen wird, ermangelt der deutlichen und bestimmten Unterscheidung der einzelnen Fälle, durch welche sich sonst diese Schrift vorzüglich empfiehlt. Dahin rechnen wir besonders den S. 33 ausgesprochenen Satz, dass πλ. dieselbe verlangernde Kraft haben müsste, wie βλ: denn hier widerspricht nicht bloss der Griechische Sprachgebrauch, der die Production vor der *media cum liquida* bey den Attikern zum Gesetz gemacht hat, sondern es liegt auch der Grund davon in der sehr materiellen Natur der *mediae* deutlich zu Tage. Auch hätten wir eine genauere Prüfung der Beyspiele gewünscht, in denen jene bestrittene Position wirklich Statt findet. Es würde sich gezeigt haben, dass sie meist nur da eintritt, wo die so verlängerte Sylbe mit dem die Verlängerung bewirkenden Worte in unmittelbarer grammatischer oder logischer Verbindung steht, und dass also hier dasselbe Sprachgesetz obwaltet, wonach jene Position in der Commissur zusammengesetzter Wörter wie ἄφρων, ἀπότροπος, ἐπιδραμεῖν u. s. w. längst zugestanden ist.

Das vierte Capitel hat besonders die metrische Herstellung dreyer Chorgesänge, *Choeph.* 779, *Suppl.* 1019. f. und *Pers.* 79. f. zum Gegenstande. Auch hier sind einzelne Stellen mit Glück und Geist behandelt; nur scheint auch Hr. *Wellauer*, wie achtbare Vorgänger, zu begierig auf die Entdeckung antistrophischer Stellen auszugehen, wodurch er denn ganz natürlich zu manchen sehr gewaltsamen kritischen Operationen verleitet wird. So sind wir z. B. völlig überzeugt, dass Choeph. 813 — 40 nicht Strophe und Gegenstrophe sind, sondern Epodos: dasselbe glauben wir von der aus den Persern behandelten Stelle annehmen zu dürfen, bey der überdiess nicht *Lachmann*, der die alte Lesart fast ganz beybehält, den Vorwurf starker Veränderung verdient, sondern *Seidler*, dem unser Vf folgt. Auch hätte S. 62 der *gen. plur.* εὐσεβῶν und *Suppl.* 855. nicht als *partic. masc.* in femininer Beziehung gefasst werden sollen. Die dafür beygebrachten Zeugnisse selbst reichen hin, diese Meinung umzustossen.

W. J. B.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Sommerbrodt: *Taschenbuch für Technologen, Architekten, Kaufleute, Maler, Zeichner und Liebhaber dieser Wissenschaften und Künste, oder zuverlässige Anweisung zur Zubereitung der vorzüglichsten schwarzen, rothen, grünen, gelben, blauen, violetten und weissen Dinten; der Gold- und Silberdinten; der Metalldinten; der unauslöschbaren Dinten; der chinesischen Dinten oder Tusche; der geölten und gefirnissten Papiere; der Copierpapiere; der Öl-, Miniatur-, Gouache-, Aquarell-, Fresco- und Pastellfarben; der farbigen Siegellacke, des Siegelwachses, nebst vielen anderen Experimenten, welche zur Maler-, Zeichen- und Schreibekunst gehören;* von Dr. D. Korth. Zweyte vermehrte Auflage. 1817. 548 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Wir wünschen dem nützlichen Buch auch ferner fleissigen Gebrauch. Tr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *M. T. Ciceronis de Officiis libri tres.* Recensuit et scholiis *Jac. Facciolati* suisque animadversionibus instruxit *Aug. Gotth. Gernhard.* 1811. XXIV u. 464 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ebendaselbst: *M. T. Ciceronis Cato maior seu de senectute et Paradoxa.* Recensuit et scholiis *Jacobi Facciolati* suisque animadversionibus instruxit *Aug. Gotth. Gernhard*, Ph. D. AA. LL. M. Gymnasii Fribergensis Rector, Societatis Latinae Jenensis sodalis. 1819. XXXX u. 324 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Beide Ausgaben sind nach einer und derselben Art eingerichtet; beide enthalten viel Gutes und für angehende Humanisten Brauchbares. Wir behalten uns vor, von der Ausgabe der Bücher von den Pflichten noch einmal besonders zu sprechen, and beschränken uns jetzt auf das zweyte Werk, wiewohl auch aus diesem schon die Behandlungsweise und das Verdienst, das Hr. *G.* sich um die erste Schrift erworben, hinlänglich hervorgeht.

Auf die *Vorrede*, woraus man die Mittel kennen lernt, deren Hr. *G.* sich bedient hat, wovon wir besonders die auf dem Titel nicht genannten trefflichen *Dictate* von *Arnold Drakenborch*, die Oxforder Ausgabe von 1783 und die Lesarten dreyer MSS. anführen, folgen *Prolegomena* zuerst zum Cato, dann zu den Paradoxen, worin ausser allerley anderen Notizen der Inhalt und Ideengang Cicero's übersichtlich mitgetheilt wird. Hierauf der Text der beiden Schriften Cicero's selbst, dann eine *Variantensammlung* aus *Olivets* Ausgabe und aus 8 MSS. der Oxforder, ein *Excurs über inscientia und inscitia*, der *Index notarum*, und endlich 5 Blätter *Addenda et Corrigenda.* Alles ist zweckmässig geordnet und mit Fleiss und Genauigkeit bearbeitet; fast glauben wir mit noch mehr Liebe als die *Officia.* Wenn wir daher hin und wieder einige Zweifel erheben und Ausstellungen machen: so haben wir dabey keine andere Absicht, als, dem Herausgeber dadurch unsere Hochachtung zu beweisen, zur Vervollkommnung des Werkes bey einer etwanigen zweyten Auflage beyzutragen und Manches zu weiterer Untersuchung im Gebiete der alten Philologie anzuregen. Wir fangen hier bey dem *Cato maior* an.

In einer Einleitung zu den Prolegomenen, oder sonst wo an einer Stelle beysammen, würden wir die nöthigen Nachrichteu über Cato, so weit es für diese Schrift erfoderlich ist, gesammelt haben. Jetzt sind sie in dem ganzen Werke zerstreut. Dann hätten wir auch, vielleicht am Ende der Proleg., in einem besonderen Abschnitte Einiges über Cicero's Kunst der Darstellung gesagt, welche wir besonders darin finden, dass er dem Cato so viele feine Züge absichtlich leiht, um ihn sich selbst so darstellen zu lassen, wie er als groser historischer Charakter in der Tradition und Geschichte lebte. Dahin gehört namentlich die überall durchschimmernde Ruhmredigkeit, deren auch Plutarch gedenkt. Besonders that Cato sich gern auf seine Polyhistorie, auf seine Origines u. s. w. etwas zu Gute. Nur auf diese Art kann man sich die umständlichen, oft nicht zur Sache gehörigen chronologischen Angaben erklären. Dieses selbstgefällige Auskramen von Kenntnissen macht auch die sonst mit Recht tadelnswürdige Episode über die Landwirthschaft (c. 15—17) nicht nur erträglich, sondern sogar zu einem schönen histor. Zuge in dem Gemälde des berühmten Greises. Im Gefühle dieser Kunst bey Haltung der Charaktere und der daraus entstandenen täuschenden Wahrheit konnte daher auch Cicero seinerseits (Lael. 1, 4) wohl sagen: *Itaque ipse mea legens, sic afficior interdum, ut Catonem, non me loqui existimem.* Gewiss geht aus dieser Ansicht mehr für einzelne Stellen hervor, als aus Hn. *G.* Bemerkung am Anfange des 15 Cap.: *Sermonis familiaritati hoc tribuendum est, quod Cicero explicatius — disserit de agricultura.*

Was die *Noten* betrifft: so enthalten sie nicht allein viel Treffliches für die Kritik, sondern auch feine grammatische und synonymische Bemerkungen. Und wenn Hr. *G.* S. IV der Vorr. wünscht: *ut aequis indicibus iustum modum servasse videatur*: so können wir nicht sagen, dass er das Mass überschritten hätte. Gern hätten wir auch noch mehr aus seiner Hand empfangen. Ganz überein stimmen wir mit dem Herausg. über *certe* und *certo* S. 6, über *usu venire* und *usu evenire* S. 17, über *laborare* und *elaborare* S. 46, über *ne quidem* und *nec quidem* S 50, über *quorsum* und *quorsus* S. 76, über *tum* und *tunc* S. 132, über *nec* für *non* vor einem Vocale, über die Unterscheidung von *inscientia* und *inscitia* in dem schön geschriebenen Excurse und Mehreres. Anderes würden wir noch etwas mehr ausgeführt wünschen: bey Manchem sind wir auch anderer Meinung. Von Beidem wollen wir daher hier Einiges mittheilen.

ergiebt sich aus den Worten *correctioni* (*quam Verburgius etiam Lambino tribuit*), dass Hr. *G.* die *Lambinsche* Ausgabe nicht selbst zur Hand hatte, so wie sie denn auch S. IX der Praefat. nicht mit angegeben ist. Das können wir aber nicht billigen. *Lambin* gehört auf jeden Fall zu den feinsten Kennern der Cicer. Latinität, und muss von einem Bearbeiter Cicero's, der besonders so viel Rücksicht auf die Kritik nimmt, als unser Herausg., für unentbehrlich gehalten werden. Ja *Lambins* Noten verdienen in solchen Ausgaben, wie die vorliegende, ganz wiederholt zu werden. — Bey *in quincuncem* (17, 59) hätte wohl vor Allen verwiesen werden sollen auf *Voss* zu Virgils Landbau 2, 277—287, wo die Sache sehr anschaulich gemacht ist. — Bey *elogium unicum* (17, 61) hatte *Reiz* sich an den Rand geschrieben: *elogium:* UNO ORE QUEM PLURIMAE *Ita Gul. Canterus N. L.* 6, 10 *ex ipso Cic. Fin.* 2, 35, 116. Hr. *G.* führt nur *Lambin* an, ohne jedoch der *Lambinschen* Erklärung des Wortes *Elogium* zu gedenken. — Zu 19, 67 ist das Elliptische bey *quamquam* sehr gut nachgewiesen. Doch ist nicht angedeutet, ob es immer so ist, wenn *quamquam* in dieser Bedeutung vorkommt. Es ist aber wirklich immer der Fall, wie z. B. auch bey *etsi* c. 9, 29. Wir würden das als etwas Allgemeines dargestellt und durch Vergleichung der ähnlichen, bey *enim* häufig vorkommenden Ellipse verdeutlicht haben. — Zu *vitae reliquum* (20, 72) würden wir als Beyspiel von *reliquum* mit dem Genit., wovon Hr. *G.* meint, dass es bey Cic. nicht leicht vorkomme, noch *reliquum eiecit* (*Tusc.* 1, 40, 96) anführen. Zwar steht der Genit. selbst nicht dabey: man muss aber aus dem Vorhergehenden *veneni* suppliren. *Reliquum vitae* selbst ist Verr. 2, 5, 34, 89. — Ebendas. §. 73 hatte *Reiz* für *elogium* sich an den Rand geschrieben *elegium* (ἐλέγειον.) Dasselbe hat auch, wenn wir uns recht erinnern, *Becher* in s. *obs. critt.* vorgeschlagen, dessen Hr. G. sonst gedenkt, hier aber nicht. Die Conjectur ist wahrscheinlich die richtige Lesart, da das Fragment, das *Cic. Tusc.* 1, 49, 117 mittheilt, aus Solons Elegieen ist. Übrigens ist weder hier noch C. 17, 61, das Wort *elogium* erklärt, welches auch *Tusc.* 1, 14, 31 in der Bedeutung *titulus, inscriptio* vorkommt. — *Artes tantae scientiae* (21, 78) hat auch schon *Reiz* als Genit. angemerkt. — Ebendas. hat derselbe für *esset* und *haberet* geschrieben *sit* und *habeat*. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT. *Leiden*, b. Mortier u. Sohn: *Specimen literarium inaugurale* exhibens *collectanea Euripidea, argumenti moralis et politici*, quod pro gradu doctoratus . . . . . . in academia Lugduno-Batava defendet *Cornelius Johannes van der Palm*. 1817. 44 S. 8.

Eine elegant geschriebene Schrift, deren Anzeige nur der Vollständigkeit willen geschieht, schon nach dem Titel zu urtheilen ethischen Inhalts, sich damit beschäftigend, in einzelnen Capiteln die in den Euripidischen Tragödien niedergelegten Ansichten *de Diis* (cap. Pars prior 1. p. 5) *de vitae humanae fragilitate* (c. 2. p. 14) *de virtutibus civilibus ac domesticis* (c. 3 p. 21) *de humana indole, vi educationis* (c. 4 p. 19) anzugeben, denen noch 2 Capitel von p. 34, die politischen Ansichten des Euripides enthaltend, angehängt sind. Dieses wird dadurch versucht, dass die dahin gehörigen Stellen ohne gehörige innere Ordnung neben einander gestellt werden, wodurch die ganze Schrift zu nichts wird, als zu einer Lobrede auf den moralischen und politischen Charakter des Euripides. Neue, eigenthümliche Ansichten hat der Vf. nicht. Der Kritik einzelner Stellen enthält er sich ganz. Die einzige dahin bezügliche Bemerkung betrifft S. 26 Orest. 1155 und 1162, wo gelehrt wird, man müsse doch ἔστιν statt ἐστὶν schreiben. Specielleren Inhalts, aber in demselben Geist abgefasst ist folgende Schrift:

Utrecht, b. Paddenburg: *Disputatio inauguralis de naturae simplicitate in Euripidis Oreste*, quam . . . . . examini submittit *Casparus Bax*. 1816. 103 S. 8.

Eine flache Auseinandersetzung des Orests des Euripides in ethischer Beziehung, unter verschiedene Gesichtspuncte gestellt, die in einzelnen Capiteln abgehandelt werden, auf eine Art, die weder etwas Eigenthümliches hat, noch sonst den Foderungen entspricht, die man an eine philologische Behandlung eines solchen Gegenstandes machen muss. Rec. beschränkt sich darauf, nur die Überschriften von ein Paar Capiteln herzusetzen, um Deutsche Leser sogleich zu überzeugen, dass sie hier nichts Neues zu suchen haben. So führt eins den Titel: *de Orestis amabilitate in summa levitate et saevitia;* ein anderes: *de mutua caritate fratris et sororis in tragoediis Euripidis;* ein anderes: *latissime patent per totam antiquitatem amicitiae sensus.*

V. P.

Ohne Angabe des Druckorts: *Examen critique de la fable d'Hercule* par M. *Ouvaroff*. 1820. (Extraits des Mémoires de l'Academie de St. Petersbourg). 24 S. 4.

Die Hauptabsicht des geistvollen Vfs. ist, die vorzüglich von Dupuis durchgeführte Erklärung des Herakles als des Sonnengottes zu widerlegen, was ihm bey diesen Gegner auch nicht schwer werden konnte, der zu dergleichen Ungereimtheiten herabsinkt, dass er, um Ein Beyspiel anzuführen, die zwölf Arbeiten des Herakles mit den 12 Aposteln identificirt (S. 5). So vollkommen auch dem Vf. die Widerlegung gelungen, so wenig befriedigt der zweyte positive Theil der Untersuchung, in welchem Rec. nichts Neues gefunden hat: es wird der Mythos des Herakles nach den verschiedenen Zeitaltern der Referenten geordnet, wobey Rec. sich gewundert hat, dass auf keine Vorhomerische Dichterschule Rücksicht genommen, die sich mit Herakleien abgegeben, worauf viele Mythen mit Gewissheit schliessen lassen, und wo man nicht einmal nöthig haben würde, sich an das bestimmte Zeugniss des Philostratos zu erinnern, der Heroic. p. 667. (p. 24. ed. Boissonade) von der Vorhomerischen Zeit ausdrücklich sagt: Ποιητικὴ μὲν γὰρ ἦν περί τε τὰ μαντεῖα, περί τε τὸν Ἀλκμήνης Ἡρακλέα, καθισταμένη τε ἄρτι καὶ οὔπω ἡβάσκουσα. Eben so wenig sind die Zeiten der kyklischen Dichter berührt.

V. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

AUGUST 1820.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *M. T. Ciceronis Cato maior seu de senectute et Paradoxa.* Recensuit — — *Aug. Goth. Gernhard* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Warum (22, 81) *colitote* dem *colite* vorgezogen sey, ist eben so wenig angegeben, (als 22, 79) bey *creditote.* Die alten Grammatiker nennen diese Form den *Imperativus futuri.* Und in der That kommt sie immer in Gesellschaft von *Futuris* vor, wie hier und c. 1, 3. *attribuito.* — *Si quis Deus* (23, 83.) Hiebey hätten wir wohl gewünscht, über *quis* und *qui* etwas zu vernehmen. Durch eine grosse Menge gesammelter Beyspiele sind wir zu der Überzeugung gekommen, dass *quis* nur substantivisch, *qui* nur adjectivisch, also neben einem Substantivo gebraucht werde. Eben so *aliquid* und *aliqui.* Zwar kommen bisweilen Stellen vor, wo alle MSS. gegen diese Regel sind: doch halten wir dafür, dass man hier eben so wenig an MSS. gebunden sey, als unser Herausg. S. 108 es bey *haud scio an ullus* und *nullus* für nöthig zu halten scheint. Weder *Ruhnken* z. Jul. Rufin. p. 201, noch *Ducker* zu Flor. 1, 18, 20, noch *Drakenborch* z. Liv. 3, 17, 7 haben auf das Substantivum dabey Rücksicht genommen. *Wolf* scheint zuerst in den *Tusc.* diesen Unterschied beobachtet zu haben, wo er zwischen verschiedener Lesart wählen konnte, z. B. *aliqui terror* 4, 16, 35 und 5, 21, 62, nicht aber, wo die MSS. entgegen zu seyn scheinen, wie 1, 34, 82 *aliquis dolor,* und 2, 11, 23 *Deus aliquis,* doch hat auch da *Davies aliqui,* wiewohl ohne Rechenschaft. Übrigens ist *nisi qui Deus* bey Cic. ep. ad fam. 16, 12. — Bey *ad Catonem* (23, 84) hätte Plin. Hist. N. 7, 14 angeführt werden sollen, woraus man die Entstehung der Licinianer und Solonier erfährt.

Aus den *Paradoxen* heben wir nur die Stelle *non modo non repugnanti* (2, 17) aus. Da ist das zweyte *non* auf jeden Fall unrichtig. Ein diesem gleiches Beyspiel ist (Tusc. 1, 38, 92): *nec sues quidem id velint, non modo ipse,* wo wir nicht einzusehen gestehen, wie *Lambin* und *Nissen* an *non modo ipse* Anstoss nehmen konnten. Die dort von *Davies* angeführte ähnliche Stelle (De fin. 5, 20) muss einen Druckfehler in der Angabe enthalten: denn wir können sie nicht finden. Es herrschen hiebey unter den Philologen noch grosse Missgriffe. So macht der treffliche *Bremi* zu Nep. 20, 3, 6 die Bemerkung, dass *non modo* für *non dico,* (das heisst doch wohl für *non modo non*) stehe, ganz am unrechten Orte, da dort *nullius* vorhergeht, welches das zweyte *non* wirklich enthält. So bemerkt auch *Matthiae* zu Cic. Catil. 1, 3, 8 zur Unzeit: *Alterum non saepe omitti sq. sed etiam monuit Ern.,* da ja *sed non,* also eine Negation folgt: denn die Stelle heisst: *Nihil cogitas, quod ego non modo audiam, sed non videam.* Es ist aber einerley, ob nach *sed* die Negation durch *ne — quidem,* oder *non, nemo* u. drgl. ausgedrückt ist. Ja ein *vix* reicht schon hin. Doch wir müssen uns begnügen, an die allgemeine Regel zu erinnern, welche wir darüber vorläufig in dieser Literaturzeitung (*Apr.* 1818. *No.* 73. *S.* 124) aufgestellt haben. In der von unserem Herausgeber aus Cic. ad Att. 14, 19 angeführten Stelle würden wir das zweyte *non* auch gegen alle Handschriften streichen.

Bey *rusticus Romanus* (Cato mai. 7, 24) giebt Hr. *G.* auch den Deutschen Ausdruck *Landrömer,* und wir billigen das sehr. Wenn es aber da geschah, so wäre es anderwärts bisweilen viel nöthiger gewesen, z. B. bey *eleganter* (5, 13), das *Wolf* ganz falsch durch *unsträflich* übersetzt für *anständig, fein gesittet;* bey *fervor* (*Feuer,* 13, 45); bey *motus* (14, 46. *Thätigkeit,* cf. 21, 78 und Tusc. 1, 23, 53); bey *acutus* (14, 50. *was Kopfarbeit macht, Geistesthätigkeit fodert*); bey *ratio* und *imperium* (15, 51. *Rechnung, Bearbeitung*); bey *vagina* (ebendaselbst *Schossbalg,* nach *Wildenow* Blattscheide); bey *viviradices* (15, 52. *Setzlinge*); bey *corruisse* (18, 64. *durchfallen,* welches auch *Wolff* nicht hat); bey *constantia* (21, 77. *Regelmässigkeit*); bey *honores* (22, 80. *Verehrung, Achtung,* welches *Wolff* nicht hat); bey *pertinere* (23, 82. *in Verbindung, Beziehung stehen, angehen. Olivet* in den Eclog. Cic. S. 135 giebt es mehr dem Sinne nach durch *Genuss haben,* und hat da wohl Cic. Tusc. 1, 15, 35 für sich.)

Der *Stil* des Herausg. ist rein und gut. Bloss das τὸ und τῷ (S. 36 und 149) würden wir herauswünschen und (S. 86 und 107) *occurrere,* z. B. *dici apud Livium occurrit,* welches schwerlich ächt ist, wenn auch *Ruhnken* in seinem *Umbrat.* so sagt. Doch ist der Vortrag bisweilen etwas dunkel und unverständlich, z. B. S. 50. in der Anmerkung über *nec quidem;* S. 86 — *quia illa vulgo probro vertuntur.* — Einiges dieser Art haben wir schon oben berührt. In der *Orthographie* haben wir hin und wieder noch zu viele Commata bemerkt, z. B. 1, 2:

senectutis, et te, et, wo beide unnöthig sind. Vor dem Accus. mit d. Infin. steht es bisweilen, bisweilen nicht. Die *oblique* angeführte Äusserung des Archytas (c. 12) würden wir nicht durch das Anführungszeichen bezeichnet haben, besonders da *oratio directa*, wie *fingere animo iubebat*, darin vorkommt. *Quod si* für *Quodsi* kommt immer vor.

Gut wäre es gewesen, wenn die Verse aus alten Dichtern, die oft schwer zu lesen sind, eine zur Erleichterung beym Lesen dienende Bezeichnung erhalten hätten. Hat doch *Bentley* es nicht verschmäht, beym Terenz und Phaedrus die Ictus anzugeben. — Die Vorrede rühmt zwar *Schäferi singularem curam in typis plagularum corrigendis;* nichts desto weniger haben wir eine grosse Menge Druckfehler bemerkt; z. B. S. XIII sind die Zahlen 15. 14. falsch. S. 37 steht *scripsissit;* S. 82 *quia siquid;* S. 86 *Tac. Ann. I.* f. *XIV*, und bey *Excurs.* fehlt *A.;* S. 87 *Wolfad*, und 6 Zeilen weiter 27 f. 28; S. 96 *Graevis;* S. 108 *Liv. XXXVIII* f. *XXXVII;* S. 117 *mihi quidam* f. *quidem;* S. 119 *nescio an ulli* f. *nulli*, und bald nacher *Lambus* f. *Lambinus;* S. 128 im Texte *beatius* f. *beatus;* S. 133 im Texte *euique* f. *cuique.* — ϱυ —

1) Breslau, b. Meyer: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium imperatorum.* Mit erläuternden Anmerkungen für die Schuljugend von *J. C. Friedrich.* 1817. IV u. 343 S. 8. (12 gr.)

2) Ulm, in der Stettinischen Buchhandlung: *Cornelii Nepotis Vitas excellentium imperatorum* cum annotationibus grammaticis in usum juventutis praesertim scholasticae altera vice edidit *M. Sim. Er. Wurster*, ecclesiae Groeningensis prope Tubingam parochus. 1817. XIV u. 440 S. 8. (20 gr.)

Beide Ausgaben haben denselben Zweck (No. 2 hat übrigens nur einen Lateinischen Titel und Lateinische Vorrede, die Noten sind Deutsch); jedoch nimmt Hr. *F.* auch auf die Lehrer Rücksicht: denn in der Vorrede, sagt er, als er davon spricht, dass Cornelius von anderen Geschichtschreibern abweiche: „die Stellen, wo der Widerspruch der für wahr angenommenen Geschichte bedeutendern Eintrag zu thun schien, hab ich nach dem Vorgange früherer Herausgeber, besonders des Dionysius Lambinus, kurz angegeben, und für die Jugendlehrer, welche sich dieser Ausgabe bedienen wollen, häufige Winke zu weiteren Erläuterungen hinzugefügt. Für sie sind insbesondere die Citate aus anderen Autoren bestimmt, welche diejenigen gern nachschlagen werden, welche den Schlendrian des Stumpfsinnes verachtend, die Erläuterung unseres Vfs. ihren Schülern so fruchtbar als möglich zu machen suchen." Was indess das Abweichende in der Erzählung des Cornelius betrifft: so darf man denn doch wohl voraussetzen, dass sie dem Lehrer nicht unbekannt sind, abgesehen davon, dass sie nicht wesentlich einen Gegenstand von Wichtigkeit bey der Erklärung des Schriftstellers in Tertia ausmachen. Eben so wenig darf man annehmen, dass dem Lehrer nicht sollten Parallelstellen gegenwärtig seyn, deren es übrigens in sofern nicht bedarf, als ein Anfänger sich allein auf seinen Lehrer zu verlassen hat, dessen Erklärung er annimmt, ohne dass ihm Cicero oder Terenz als Gewährsmänner angeführt werden. Betrachten wir nun das, was der Vf. für die Schüler gethan hat, so äussert er sich in der Vorrede so darüber: „Diese neue Ausgabe des Cornelius Nepos ist zunächst für die Schuljugend bestimmt, um ihr bey der so nöthigen Vorbereitung zu Hülfe zu kommen, und ihr das Verstehen dieses so anziehenden Autors zu erleichtern. Man muss aber selbst Lehrer des so gemischten Kreises der Schuljugend seyn, oder wenigstens gewesen seyn, um dasjenige zu fühlen, was für sie schwierig und dunkel ist, wo sie sich also nach Hülfe und Erläuterung umsieht." Uns scheinen Noten kein passendes Hülfsmittel zur Vorbereitung zu seyn, denn es wird den Lernenden Alles vorgesagt, es wird ihnen alle Gelegenheit genommen selbst zu urtheilen; ein zweckmässig eingerichtetes Lexicon über einen solchen Schriftsteller, der mit der Jugend gelesen werden soll, reicht vollkommen bey der Vorbereitung hin, die nöthige Erklärung muss der Lehrer geben. Im Ganzen genommen kann man den Noten des Vfs. Zweckmässigkeit nicht absprechen; sie sind von der Art, wie sie ein Lehrer zu geben pflegt, der es sich angelegen seyn lässt, seine Schüler mit dem Originale bekannt zu machen, nur bleibt dem jedesmaligen Lehrer doch noch viel hinzuzusetzen übrig, und im Gegentheile erklärt der Vf. da, wo dem Schuler nichts dunkel seyn konnte. Wir heben Einiges aus der Vorrede aus: bey *non dubito* steht: „statt *scio, intelligo.*" Bey *plerosque:* „*scil. Romanos*, Cornels Landsleute, für die er schrieb;" bey *relatum:* „erzählt, angeführt," von *referre;* bey *in ejus virtutibus:* „statt *inter;*" bey *si didicerint:* „von *discere*, wenn sie werden gelernt haben;" bey *majores:* Vorfahren;" bey *propositum:* „Vorhaben, Zweck:" wozu soll eine blosse Angabe der Bedeutung eines Wortes dienen? warum sagte Hr. *F.* nicht, dass *propositum* ganz das Deutsche *Vorsatz* sey? das giebt dem Anfänger Einsicht in die Sprache, und erleichtert das Behalten der Wörter. Der Vf giebt zuweilen die eigentliche Bedeutung der Wörter an, nur nicht immer ganz passend; z. B. von *persona* heisst es: „eigentlich eine Larve, Maske für die Schauspieler, zur Bedeckung des ganzen Vorder- und Hinterkopfes: alsdann Mensch, Person." Abgesehen davon, dass der Schüler schwerlich verstehen wird, was es mit der Bedeckung besonders des ganzen *Vorderkopfes* für eine Bewandniss gehabt hat, fehlt die Angabe, warum es gerade *persona* hiess; in solchen Gegenständen des Alterthums reicht eine blosse Andeutung nicht hin; wenn man dem mündlichen Unterrichte das Mehrste überlassen zu können glaubt,

dann darf man ihm auch eigentlich Alles überlassen. Von *institutum* wird gesagt: „Zweck, Vorhaben, im *plur.* aber Gewohnheiten, Gebräuche, Gesetze:" warum nicht: etwas Eingesetztes, (Eingeführtes) dann, was man sich vorsetzt, wie *propositum?* „*exponere*, beschreiben, erklären;" warum nicht geradezu: auslegen, auseinandersetzen; „*ordior*, anzetteln, den Rocken anfangen;" hier wäre an das Deutsche *ur* in *Ursprung*, zu erinnern gewesen. — Wir heben noch einige Bemerkungen anderer Art aus: warum hielt es der Vf. für nöthig, bey, *cum legent*, zu sagen: „statt *si*, wann?" Kann *soror germana* nicht *überhaupt* heissen eine „leibliche" Schwester? und wie soll der Anfänger eine „rechte" und eine „leibliche" Schwester unterscheiden? Der Schüler wird überhaupt nicht wissen, was es heissen soll, wenn von den *amatoribus adolescentulorum* gesagt wird: „der Wüstling missbrauchte sie freylich zu seinen Lüsten": wozu aber überhaupt dergleichen Sachen jungen Leuten geflissentlich bemerkbar zu machen? Bey *Olympiae victorem citari*, heisst es: „In Griechenland bestand ein grosser Ruhm darin, als Sieger zu Olympia, am Fusse des Berges Olympus und Ossa, im Peloponnes ausgerufen zu werden." Wozu macht der Vf. bey: *esse spectaculo*, „vor dem Volke auftreten"; den Zusatz: „wie z. B. Äschines in Athen?" Bey „*Quem enim Romanorum pudet*" heisst es: „*pudet me tui*, ich schäme mich deiner;" muss nicht der Anfänger glauben, dass er zu übersetzen habe: wer schämt sich der Römer?

Der Herausgeber von No. 2 hat besonders die Sprache vor Augen; man kann wohl billigen, was er thut, um dem Anfänger die Umsicht in der Römersprache zu erleichtern, nur dass jeder Lehrer dergleichen selbst bemerken kann. Einen grossen Theil der Brauchbarkeit verlieren die Anmerkungen dadurch, dass Hr. *W.* theils auf andere Stellen in dem Buche, theils auf Schriften Anderer verweist. Zur Erleichterung der Einsicht in den Sinn des Schriftstellers liefert er eine Art von Paraphrase des Textes, die wohl eigentlich dem Lehrer überlassen bleiben sollte. Da übrigens schon die zweyte Auflage des Buches erschienen ist, und wir im Allgemeinen seine Beschaffenheit hinlänglich bezeichnet zu haben glauben: so bedarf es eines weiteren Anführens von Einzelnheiten nicht. P. K.

SCHÖNE KÜNSTE.

AARAU, b. Sauerländer: *Emmi oder die zerbrochenen Eyer, von Julius Graf von Soden.* 1819. 141 S. 8. (16 gr.)

Diese halb romanhafte, halb idyllische, halb prosaisch, halb poetisch verfasste kleine Geschichte enthält wohl manchen artigen, der Natur abgelauschten Zug, manche geistreiche, edel gedachte, gefühlvolle Stelle; aber das Ganze fällt doch zu sehr ins Materielle, ins Gewöhnliche eines im bürgerlichen Leben nur zu oft vorkommenden Ereignisses des Leichtsinns und der Verführung, als dass es in der Poesie einen bedeutenden Rang einnehmen, und dem reineren Kunstgeschmack Genüge leisten könnte. Ein Officier verliebt sich in die junge, reizende Tochter seines Wirths, und über beider Umarmung im Walde werden die *Eyer*, womit das Mädchen vom Markte zurückkehrt, *zerbrochen.* Diess giebt dem Buche den Titel und zunächst den Inhalt. Aber die Umarmung hat noch andere, ernsthaftere Folgen, und der Officier — ist schon versprochen. Solches liesse nun eigentlich etwas Tragisches, wenigstens etwas Leidendes erwarten, das über den idyllischen Ton, den der Vf. wider ästhetisches und moralisches Recht als herrschend zu erhalten gesucht hat, weit hinausgeht; indess die frühere Geliebte ist so gut, ihre Rechte an die spätere abzutreten, und zwar mit einer artigen Wendung, indem sie — als eine Russin — ihm ein künstliches *Osterey*, worin das neugebohrne Blondköpfchen sitzt, zum Geschenk macht, und sagt:

Zerbrich's! doch nur *Eyer* brich künftig, nicht *Herzen.*

So kommt alles wieder in Ordnung.

Eine artige Nebenrolle spielt in der Geschichte ein treuer Hund, der auf das Schicksal der Personen einigen Einfluss hat.

Spitz sprang herbey, der alte treue Gefährte,
Bellend und wedelnd; er hoffte, es gehe ins Freye.
Und es wollt' auch der Vater entgegen der Tochter,
Der Zögernden; doch es schien nun zu spät ihm.
Da rief er sorglich: „Spitz, Spitz!" Und es horchte
Der verständige Hund. — „Spitz!" sprach sein Gebieter,
„Sieh, es neigt sich die Sonne; wo ist unsre Emmi?"
— Spitz winselt und heult. — „Das Kind hat vielleicht
Sich im Gehölze verirrt; mein Spitz wird sie finden."
Fort rannte der Treue. u. s. w.

Der dampfenden Pfeife wird aber zu oft gedacht, und zu viel Gewicht auf sie gelegt.

Jacob langt nach der Pfeife.
„Nehmens nicht übel, Herr Lieutnant, dass ich zum Frühstück
Rauche mein Morgenpfeifchen; bin's so gewohnt!" —
Vater, auch ich rauche, und leist' Euch Gesellschaft.
Der Traulichkeit Band scheint mir's. Es werden zwey Fremde
Leichter sich binden bey den vereinigten Wölkchen. —
Wohl, erwiederte Jacob, es kann die zerrissene Menschheit
Der Bande zu viel nicht besitzen. Der Leidenden Freundin
Ist Pfeife und Taback. Als Maria mir starb,
War die Welt für mich todt; *nur die Pfeife blieb mir*,
Zur Lindrung des Schmerzes.

Die Naivität des edel seyn sollenden unbefangenen Mädchens ist nicht ganz in reiner Unschuld erhalten.

— — — einst spät Morgens, als leicht
Er noch schlummert, trat die sorglose Emmi
Leise herein, schlich auf den Zehen zum Lager.
Geschlossen waren die Augen; es lächelt der Mund.
Er träumte von *ihr* — „O Emmi!" seufzte der Träumer.

Nun, sollte man glauben, liefe sie fort; aber nein!

Emmi ist hier! rief nun das Mädchen, und kindlich (!)
Drückt sie den Kuss auf die lächelnden Lippen,
Den ersten!

Auch find die Regungen des Herzens immer ziemlich nahe aus der Sinnlichkeit hergeleitet.

Schlaflos wälzte fich Edmund die Nacht auf dem Lager.
„Flieh, o flieh! fprach fein Schutzgeift: „foll dein Erfcheinen
Überfüllen die Unglücksfchale der Edlen?,‘
Doch am Morgen kam Emmi *im leichten Korfette*,
Das den keimenden Bufen bezeichnend verbarg,
Edmund entgegen, wehmüthig fragend, warum
Schon fo früh er in die Kühle fich wage?
Und verfchwunden war der Gedanke an Trennung und Flucht.

Und dem gemäfs ift auch die Scene im Walde gefchildert:

Und als das liebliche Kind ihm an der Bruft lag, —
Vom letzten Strahl des Abendlichtes vergoldet, —
Da wirkte (oder *winkte*) der *Dämon des Kuffes*; ihm fchwanden die Sinne. — —
— — — länger nicht vermag ich dir's zu verbergen:
Ich liebe dich, Emmi! unausfprechlich! — „das freut mich!“
Erwiedert lächelnd (!) das Mädchen: „Und fo ich auch dich!“
Du liebft mich? Und er umfchlang fie fefter und fefter,
Und es glühte Lippe auf Lippe von brennenden Küffen. — — —
Und fie erwachten. — O, wären fie nie mehr erwacht
Aus dem himmlifchen Traume! — Emmi fprang auf:
„*Böfer Bruder!*“ (!!) — Auf den Korb fiel ihr Blick.
Ach, die Eyer, die Eyer!“ — Sie waren zerbrochen.

Diefe angeführten Stellen können jeden in den Stand fetzen, fich fowohl von dem Werth oder Unwerth diefer Halbpoefie, als von der Art des fünffchlägigen Rhythmus, den der Vf. fich gewählt, eine hinlängliche Vorftellung zu machen.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kunstgeschichte. *Breslau: Über die Gemählde-Sammlung zu Maria Magdalena.* Zur Ankündigung der öffentl. Prüfung am 30ten Sept. 1819, von *Joh. Casp. Friedr. Manfo*, Rector und Prof. 1819. 18 S. 8.

Albrecht von Sebifch, geboren in Breslau 1685, geftorben 1748 als Präfes des Rathscollegiums und des ftädtifchen Evangelifchen Confiftoriums dafelbft, nicht blofs Kenner und Freund der Kunft, fondern im landfchaftlichen Fach auch ausübender Künftler, hatte auf feinen Reifen durch Deutfchland, die Niederlande und Italien, 1709 bis 1712, eine bedeutende Anzahl von Gemälden gefammelt. Sein Erbe, *Ernft Wilhelm von Hubrig*, urtheilte richtig, dafs fie ein öffentliches Befitzthum zu werden verdienten: er trug dem Rath von Breslau 1767 eine Schenkung unter Lebenden auf Bedingungen an, die allein die ftete Erhaltung und die zweckmäfsige Benutzung diefes Schatzes betrafen: am 28. Apr. 1768 erfolgte die gerichtliche Beftätigung und diefer nach die Übergabe. Die Sammlung beftand aus 341 Gemälden, vorzüglich landfchaftlichen, aus 56 Bänden Kupferftiche, und mancherley Kunftfachen aus Wachs und Elfenbein.

Den Gefahren der Belagerung von 1806 glücklich entgangen, blieb Alles in dem von dem Schenker dazu auserfehenen Local auf dem Magdalenen-Gymnafium, ohne dafs weiter etwas dafür gefchah. Im Frühjahr 1817 erbot fich der gefchickte Künftler, *Karl Auguft Wizani* aus Dresden, die Gemälde zu fäubern, zum Theil auch neu aufzuziehen: der Magiftrat, die Nothwendigkeit einer Herftellung durch geübte und treue Hand erkennend, nahm fein Erbieten an, und war auch anderweitig bedacht, diefen Kunftwerken für die Zukunft den wohlverdienten Schutz von aufsen und angemeffene Umgebungen zu verfchaffen. Aber eher *Wizani* ein Drittel der Arbeit beendet hatte, entleibte er fich: das fo Unterbrochene führte nun der Breslauer Künftler *Franz Friedrich Felder* mit Vorficht und Sorgfalt zum Ziel, ftellte die neu eingerahmten Bilder nach den Gefetzen der Beleuchtung in vier Zimmern auf, und erwarb fich auch das Verdienft, mehrere Irrthümer zu berichtigen, und einige Meifter mit Gewifsheit oder Wahrfcheinlichkeit zu beftimmen. Einen neuen Katalogus mit den nöthigen gefchichtlichen Bemerkungen arbeitete der verdiente Prof. *Vogel* aus, der als gefälliger und unterrichtender Vorzeiger fortwährend Dank erndtet.

Einzelnes ift feit der Stiftung hinzugefchenkt, doch nichts von grofser Bedeutung: fehr wichtig aber ift die Vermehrung durch 24 Bildniffe, die lange, zum Theil in fehr übeln Zuftande, auf der Magdalenen-Bibliothek verborgen gewefen waren, nun aber durch *Wizani* und *Felder* gereinigt in der Gemälde-Sammlung aufgeftellt find. Diefs find meift fchätzbare Stücke, wenn auch gröfstentheils von unbekannten Meiftern, aus der altdeutfchen Schule: doch befindet fich auch ein Luther und ein vorzüglich fchöner Melanchthon von *Lucas Kranach* darunter.

Unter den von *Sebifch* gefammelten Bildern glaubt man hiftorifche Gemälde von *Lucas Kranach*, *Paul Veronefe*, *Palma*, *Anton Carraccio*, *Lanfranc*, *Laravaggio*, *Tintorett*, *Andreas Sacchi*, *Piazetta*, *Guido*, *Canlaffi gen. Cagenacci*, *Rubens* und *Plazer*, Thierftücke von *Hamilton*, *Woudermann* und *Berghem*, Landfchaften von *Chriftoph Ludw. Agricola*, den beiden *Brand*, *Merian*, *Berghem*, *Schinnagel* und *Tempefta* zu erkennen. Dürften auch manche Namen ftreitig bleiben: fo ift es doch nicht zu leugnen, dafs die Sammlung befonders an Bildniffen und Landfchaften mehrere vorzügliche, des Studiums und der Betrachtung würdige Werke befitzt, die zu den Zierden der Stadt Breslau gehören.

Sowohl über das Gefchichtliche als über den Kunftwerth diefer fchönen Befitzthümer hat Hr. *Manfo* fich ohne die bey folchen Nachrichten faft zur Gewohnheit gewordene Ruhmredigkeit und Anpreifungsluft in der ihm eigenen gefälligen Darftellungsweife verbreitet, ohne den Gegenftand, was auch nicht feine Abficht war, zu erfchöpfen. Es war ihm genug, die Aufmerkfamkeit auf diefe Sammlung zu lenken, und ihrem Urheber und ihrem Schenker ein anfpruchlofes Denkmal zu ftiften.

Ungefähr um diefelbe Zeit erfchien von demfelben Gelehrten ein in zierlichem Latein gefchriebenes Programm als Einladung zur Antrittsrede des Prof. *Staats*, dem nach Ernennung des Dr. *Linge* zum Director des Gymnafiums in Ratibor die dritte Lehrerftelle am Magdaleneum conferirt war. Er klagt darin über den fchlechten Erfolg, den — nach feiner Meinung — die Bemühungen der Staatsbehörden für das Unterrichtswefen in Bezug auf wiffenfchaftliche und fittliche Bildung haben: wir würden ihn zu erfreulicheren Anfichten zu bringen fuchen, wenn nicht zu beforgen wäre, dafs Erfahrungen aus feinem nächften Wirkungskreife feiner Unzufriedenheit mit der Zeit Stoff und Nahrung gegeben haben. Er theilt dann eine kurze Lebensbefchreibung des Prof. *Staats* mit, und fetzt feinem vieljährigen, um das Magdaleneum hochverdienten Collegen *Linge* ein Denkmal, wie es von feiner Humanität, feinem Zartgefühl für alles Schickliche und feiner richtigen Beurtheilung fremdes Werthes nicht anders zu erwarten war.

V. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Beck: *Die nordischen Gäste, oder der neunte Januar des Jahres* 1814. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von *Georg von Gaal.* 1819. 224 S. 8. (2 Thlr.)

Die Idylle, die das Leben unschuldiger Menschen noch in Eintracht mit der Natur schildert, nimmt zwischen dem Tragischen und Komischen die behagliche Mitte ein, wo die handelnde Freyheit sich mit der Natur noch in keinem Widerspiel, noch in keinem Kampfe befindet. Nicht die Beschränktheit an sich, nicht die Noth des Behelfs, nicht das Aufzählen einzelner, dienlicher Dinge macht ihren Bestand; das friedliche Schaffen der Menschen muss sich mit dem Wirken der Natur zu einem frohen Gedeihn vereinen, und man kann sie nicht nur in die niedrigste Hütte hinab, sondern auch bis in das prachtvollste Schloss hinauf leiten, wenn man nur die rechten Menschen, die gehörigen Umgebungen oder die schicklichen Tage und Stunden dazu wählt.

Es ist kein Zweifel, dass das Schweizerische Landleben sich ganz vorzüglich zur Idylle eignet, da hier das Wirken der Natur mit dem Schaffen der Menschen so enge, so unmittelbar verbunden ist, und so gross und mannichfaltig erscheint; aber dann müste man hauptsächlich mit dem Sommer sich auf die Berge hinaus begeben, die Alpwirthschaft, das Hirten- und Jägerleben, die weite Nachbarschaft der Hütten, die Vereinigung ganzer Gemeinden zu hoch her winkenden Tempeln Gottes betrachten — welche Fülle von edler Einfalt und friedfertig genügsamer Thätigkeit!

Dieses hat nun der Vf. dieses merkwürdigen Gedichts nicht gerade vor Augen gehabt, sondern die Erscheinung des erhabenen Kaisers Alexander mit seiner höchstverehrten Schwester, der Königin von Würtemberg, am Rheinfall, und beider Einkehr im nahegelegenen Neuhausen, hat ihm Veranlassung gegeben, einen Tag des Winters im Hause eines Küfers oder Böttichers zu beschreiben, so dass wir nur das innerliche häusliche Leben zu Gesicht bekommen, was ihm indess auch zu einem herrlichen idyllischen Gemälde gelungen seyn würde, wenn er es noch edler und einfacher aufgefasst, und es noch enger mit dem fürstlichen Besuche verbunden hätte. — Der *erste Gesang* schildert den Sonntagmorgen im Hause des Küfers, das Aufstehen, die Besorgung einiger Geschäfte, vermischt mit dem Geplauder über die Zeit. Hier trifft man auf schöne, und dann wieder auf zu niedrig gehaltene Stellen, die mit der Wahl gerade *übel* klingender Schweizerwörter auf die Beschränktheit fast ein komisches Licht werfen, und sie beynahe so erscheinen lassen, wie ein Vornehmer, der das innere Leben der niedern Stände nicht genug kennt, sie aufzufassen und zu belächeln pflegt. Von der Art ist das Gezänk des Wirths mit seiner Frau, da sie durch ein Gespräch mit dem Sohn ihn zu früh im Schlaf stört.

> Ei, so beginne, zum Saperament, schon wieder den Prügel!
> Weder bey Tage, noch Nachts läſst dieses *Gefätze* mir Ruhe.
> Künftig, das wisse nun, Weib, so wahr mein ehrlicher Name
> Riech ist, lass' ich zur Nacht mich betten auf dem Gemeindhaus!
> So der Gatte, und *kehrt' unwillig im Bett' ihr den Rücken.*

In der Idylle muss die Beschränktheit nicht nur für den Dargestellten, sondern dem Darsteller selbst auch beglückend erscheinen, wenn seine Auffassung genügen soll. — Hansli, ein dreyzehnjähriger Knabe, spielt mit seinen näckischen Streichen, die manchen feinen Zug, aber auch manche unpassende Störung herbeyführen, eine drollige, belustigende Figur. Hier macht er mit dem Beleuchten der gefrornen Fensterscheiben zum folgenden Gesang, zum Eintreten des Dorfwächters einen guten Übergang; nur wäre es idyllischer gewesen, wenn gerade jetzt seiner rein kindlichen Freude an der Natur die Vorstellung von *List* nicht beygemischt wäre.

> Aber ihn neckte Hansli; hinweg ihm tragend den Lichtstock,
> Kroch an der Fensterbank er hinauf, und beschaute die Fluren,
> Welche, gefroren am scheibigen Glas, ein holdes Gemenge,
> Silbergeweben ähnlich, am Strahle des Lichtes erglänzten.
> Und es bedurfte der Bruder des Lichts, und fordert es zweymal;
> Doch als höret' er nichts, verweigert' es listig (?) der Kleine,
> Lächelnd der niedlichen Blümli, und jeglichen Sträusschens der Eisflur.
> Aber als er in sich verloren, und ganz sich verlugend,
> Alles schien zu vergessen, die Duftgestalten nur schauend,
> Strahlte von aussen mit Macht ihm entgegen ein schwebender Lichtstrahl,
> Und es erdröhnte zugleich von Gepöpper die Scheibe des Fensters,
> Dass er Stoob' erschrack, und schnell ihm der Leuchter entstürzte.

Zweyter Gesang. Meister Riech, Vorsteher des Dorfs, soll auf das Gemeindhaus kommen. Er und der Wächter politisiren und trinken — behaglichen *Schlucks.* Die Kuh, die lange die Melkerin von

sich gestoßen, giebt heute willig und in grossem Überfluss, was nachher sehr gut auf die Bewirthung des fürstlichen Besuchs hinüberdeutet. Hansli Traum von goldenen Nüssen („da du des Nachts so froh und behaglich — — *aus vollem Halse gegaxelt*"), ist gleichfalls ein solches Vorzeichen, und hätte nur ohne den überflüssigen Eingang und noch kindlicher vorgetragen werden sollen. — Unrichtig ist die Verbindung: *Greis und Wächter* des Dorfs. — Der *dritte Gesang* enthält Hansli Frühstück, Morgengebet, Aufräumen, Störung Jökebs (Jacobs) bey dem Probiren seiner Clarinette, und wie der Insass Fleisch bringt, damit die Alten den Jahrestag ihrer Verlobung feyern können, also nur wenig, was auf den Hauptzweck der Geschichte Beziehung hat. — Der *vierte Gesang* bleibt mit dem Gespräch über den Insass, Hansli Thätigkeit und der Mutter an ihren Sohn Bernet (Bernhard) gerichtete Ermahnung zur Heirath auch ziemlich leer. — Der *fünfte Gesang*, worin Berart kocht und seine Geliebte ihm hilft, liefert, besonders was das Gekose der Liebenden betrifft, manche vortreffliche Scene. *Sechster Gesang*. Bernet holt Wein aus dem Keller; Hänsli benascht das Essen in der Küche, der gehobene Deckel fällt entzwey, die Mutter prügelt ihn durch, zerreisst sich dabey die Schürze, der fliehende Knabe stösst einen Korb mit Eyern um, Bernet gleitet über eine weggeworfene Kartoffel und verschüttet einen Theil des Weins — alles das eignet sich mehr zu einer komischen, als zu einer idyllischen Darstellung. Auch sind die Kochgeschäfte zu ausführlich beschrieben, und gleichen einem Kochbuche, in Verse gebracht. — Der *siebente Gesang* mit dem Mittagsmahle und dem Gespräch (S. 95—138) ist offenbar zu lang und zu weitschweifig. — *Achter Gesang*. Wie Bernet dem Hansli einen Schlitten fertigt. Gespräch der Nachbarn auf der Strasse, nach dem Durchmarsch Russischer und Ungarischer Truppen. Gut Schweizerisch scheint uns die launige Neckerey des Schneiders. — Der *neunte Gesang*, mit der Beschreibung des Rheinfalls bey der Beschauung des fürstlichen Paares, beurkundet mit vielen sehr schönen Stellen das wirklich ausgezeichnete, nur noch nicht ganz ausgebildete poetische Talent des Vfs. auf das glänzendste, wobey man nur noch eine bessere Anordnung, mehr Steigerung im Gebrauch der Ausdrücke, und weniger Wiederholung derselben Sache mit andern Worten wünschen möchte, besonders, da hier der Vf. nach grosser Genauigkeit in Beschreibung des Einzelnen strebt.

Fünf Felstrümmer, gerundet im tausendjährigen Kampfe
Mit der schlagenden Wogen Gewalt, entragen der Tiefe;
Pfeiler, entgegen gethürmt dem allbedrohenden Aufruhr
Rasender Elemente, Koloss' urzeitigen Alters
Moos, verdorrete Sträuch' und eisige Kronen bekränzen
Jeglichen Fels, der verschieden an Höhe, Gestalt und Entfernung,
Einer vom andern, sich hebt aus dem wild aufbrausenden Abgrund,
Drüber ergeusst der Strom der Allmacht heilige Wunder. —
Wo der staunende Blick, entrafft dem zermalmenden Eindruck,
Auf zur Höhe sich schwingt, dem Schoss der Wundergeburten,
Siehe, da rauschen die Wasser, und schäumen empöreten Sträubens
Wild, und wilder empor, sich in tückische Wirbel verschlingend;
Und noch eh' die Gewalt sie ergreift der drängenden Strömung,
Bäumet Zagen des Falls sie auf zu Wogengebirgen,
Scheu, zu folgen dem Schwalle des reissenden Wellenergusses.
Aber gereizete Wuth beschwingt den berstenden Fluthstrom;
Furchtbar eilenden Sturzes erfasst er die rollenden Wirbel,
Schlägt vom ragenden Fels sie zu Fels, von Klippe zu Klippe,
Schaumaufwühlend, und fällt mit Gewitterrasen die Tiefe.

Im *zehnten Gesange* folgt nun der hohe Besuch selbst der nordischen Gäste im Hause des Küfers, da eben am Sonntagnachmittag der Sohn seiner Mutter eine Stelle aus der Bibel vorliest, die sehr gut auf das Ereigniss passt. Auch die Anknüpfung mancher vorher erwähnter Dinge, wie z. B. des Traums von den goldnen Nüssen, da der Kaiser zwey Goldstücke auf die Probeschrift des Knaben legt, ist sehr zu loben, so wie überhaupt das Gedicht gegen das Ende ein weit edleres Ansehn gewinnt, wobey man nur bedauern muss, dass die vorhergegangene zu grosse Ausführlichkeit damit in keinem gehörigen Verhältnisse steht. — Der *eilfte Gesang* enthält Gespräch der Leute über den Kaiser, mit muntern Scherzen, die den Ton des ächten Volkswitzes zum Theil recht gut treffen. — Der *zwölfte Gesang* endet mit sehr anmuthreichen Liebesscenen. Der Küfer kommt spät aus Schaffhausen, wohin er beschieden war, mit einem Säckchen Gold vom Kaiser zurück, die Verlobung der Liebenden wird gefeiert, und das ganze Haus ist voll jubelnder Freude.

Da dem Vf. so viele wohlklingende Hexameter gelungen sind, wollen wir der ungeregelten und schlechten keine Erwähnung thun, vielmehr uns der Hoffnung überlassen, dass er bald mit noch besserer, mit noch mehr gehaltener Poesie uns angenehm bewirthen werde. T. Z.

Leipzig, b. Brockhaus: *Saladdin*. Romantisches Gedicht in vier Gesängen von *Friedrich Tescher*. Preisgedicht aus der Urania 1819. (Besonderer Abdruck.) Mit vier Kupfern. 1819. 123 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer dieses kleine Werk billig und mit Nachsicht beurtheilen will, muss es nicht als ein *Preisgedicht*, welche Benennung eine zu hohe Vorstellung erweckt, sondern als ein *Probegedicht* betrachten, worin ein junger Dichter seine Kräfte versucht, und von seiner Anlage zur Poesie Beweise gegeben hat. Allerdings zeigt sich hier Talent, das Ermunterung verdient, doch tritt dieses nur erst in schönen Einzelnheiten, in anmuthigen Anklängen glühender Liebesgefühle und besonders in glänzenden Schilderungen äusserer Reize hervor; in der Verknüpfung des Ganzen hat der Vf. noch nicht den rechten Weg gefunden, oder seine Phantasie hat überhaupt noch mit Dunkelheiten zu kämpfen, und, was ihm vorschwebt,

will sich ihm noch nicht zu deutlichen Bildern gestalten. Wohl mag er sich den Plan in einem guten Zusammenhange gedacht haben, aber in der Abgerissenheit, worin er das Ganze vorträgt, erleichtert er dem Leser so wenig den Überblick, dass dieser darüber gar leicht die Geduld verlieren, und auch den Verdacht der *ursprünglichen* Verworrenheit auf ihn zurückwerfen kann. Vielleicht hat er durch die beständigen Unterbrechungen, unausgeführten Beschreibungen und unvollkommenen Anknüpfungen die Geschichte noch mehr in ein romantisches Halbdunkel versetzen, oder so die Erwartung des Lesers noch mehr reizen, spannen und überraschen wollen, womit er alsdann aber das rechte Maß überschritten hat, indem es bey einer *poetischen* Erzählung mehr auf das *Wie*, auf Vollendung in Darstellung und Ausdruck, als auf das materielle *Was* ankommt, und das Romantische durch die Dichtung und durch die Gestalten selbst erreicht werden muss. — Wir wollen durchs Gewebe einen Gang versuchen.

Vor Mecca's Thoren im dichten Palmenhain erwacht ein Pilger vom Schlaf, dessen Traum nur sehr wenig von ihm verräth. Er hat sich verirrt, fürchtet sich, entschläft wieder, beschützt von unsichtbaren Händen, wie es heisst. Nun springt die Erzählung gleich nach Stambul über, wo in einem Garten ebenfalls eine Schlummernde träumt. Sie klagt sich der Härte gegen den Geliebten an. Ihr alter Diener Nuresmann ist nach ihm ausgesandt, den Verschmähten zurückzubringen. Wir ahnen, dass jener Pilger vor Mecca der Geliebte sey. Aber die Erzählung des Alten führt in neue Dunkelheiten. Übers Meer geschifft hat er vergebens geforscht, bis ein Pilger nämlich wieder ein anderer, eine neue Erscheinung — ihn mit starker Hand erfasst; *und* — erzählt er nun —

> Und weiter gehts in vogelschneller Hast.
> In eines Thales kühlem Schattenraume
> Erwach ich (?) wie aus einem dunkeln Traume.

Also wahrscheinlich eine schnelle Versetzung, eine Entführung durch die Luft. Hier im Walde sieht er, so wie der Pilger spricht, die Bäume gehorsam gehen und kommen, was die Zauberkraft seines Führers ein wenig zu stark bezeichnet. In einer Laube wird zunächst ein prächtiges Mahl gehalten.

> Als wir geendet, bricht der Unbekannte
> Zum erstenmal des langen Schweigens Damm.

Darauf wandern sie in eine Eiche hinein, durch Felsenschlünde ans Licht. Hier verwandelt sich der greise Pilger:

> Nicht mehr der Alte ist's im Pilgerkleide;
> Ein Jüngling steht vor mir in Gold und Seide,
> Blauseiden war das Kleid; ein goldnes Band
> Muss folgsam sich um seine Hüften schlingen,
> Und eben so läuft um des Turbans Rand
> Ein goldener Streifen mit smaragdnem Ringe.

Er winkt ihn auf eine Felsenspitze:

> Da öffnet in der Ferne seine Hand,
> Wie auf des Spiegels Fläche ausgebreitet, (?)
> Ein weites, mir sehr wohl bekanntes Land. (?)

der Kundschafter sieht Mecca, und — endlich, endlich — im Walde den ersehnten Geliebten Pesitan, traurig, halb todt, viele um ihn bemüht. — Nach dieser Erzählung und mancher Bedenklichkeit entflieht die Geliebte, Mirza, mit Nuresmann, den Geliebten aufzusuchen. — Im *zweyten Gesange* erblicken wir Pesitan wieder schlafend, und erwachend — aber im Pallaste einer Fürstin, welche Liebesblicke auf ihn richtend, ihn labt und erquickt. Ein heimliches Gespräch im Garten führt ihn zu zwey Unglücksgefährten, Murin und Zuliro. Sie sind, wie er, durch Zauberey hieher — nämlich nach *Ägypten* versetzt. Sie bereiten sich zur Flucht, und wie Pesitan den Riegel zerhaut, befindet er sich plötzlich auf einem Hügel ruhend vor Mecca. Wieder ein stark Stück von Zauberey. — Im *dritten Gesang* kommt Nuresman mit Mirza in eine Zauberhöhle, beide essen und trinken, und schlafen ein. Das Zelt in der Höhle wird zum Zauberwagen, der sie durch die Lüfte führt. — Pesitan hören wir jetzt auf der Reise seinen Gefährten von seinem früheren Geschick erzählen, wovon wir gern schon eher etwas vernommen hätten. — In einem Gefecht mit Räubern findet er darauf seine Geliebte. — *Vierter Gesang*. Das Zelt, das zum Luftwagen gedient hat, wird von den Liebenden entdeckt, dabey der alte Nuresmann in Räuberbanden, die sie ihm lösen. Er vor Freude über den Anblick der Liebenden

> Springt *wie besessen* auf und tanzt und singt.

Alle kehren nach Bagdad zurück. Unterwegs führt aber Murin sie in einen Zaubergarten, und er erzählt, wie ihm der Zauberer Kulu einst seine Tochter versagt, die ihm nur zu Theil werden sollte

> Wenn einst das *Unerhörte* (!) sich begiebt,
> Dass ungerührt bey eines Jünglings Flehn
> Ein Mädchen bleibt und doch den Jüngling liebt,
> Und ihn, den sie verstossen und betrübt,
> Ihn, der der Reize Lockung sich entwindet,
> Auf ferner Bahn noch treu und liebend findet.

Diese Verknüpfung des Schicksals zweyer Liebenden erinnert, wie manches Andere, an den Oberon. — Murins Erzählung hat die meiste Ausführlichkeit und der Hauptheld steht hierin gegen ihn zurück. — Im Pallaste des Gartens erblickt er seine Geliebte schlafend — der Pallast verschwindet, und der unbekannte Führer, der öfters, bald jung, bald alt, erschien, steht plötzlich als *Saladdin* da:

> Saladdin ist's in dem gewohnten Kleide,
> Saladdin ist's, den Stambul Vater nennt.

Er fügt nun die liebenden Paare zusammen.

> *Beständigkeit!* tönt es aus Aller Munde,
> *Beständigkeit!* klingt's aus den Zweigen wieder,
> Und oben blickt aus dunkelblauem Grunde
> Ein funkelnd Sternlein wie mit Lächeln nieder,
> Und um den Stern schwebt in gehaltner Runde
> Ein keuscher Schwan mit glänzendem Gefieder,
> Und All' erkennen freudig die Gewalten,
> Die in der Liebe Götterreiche walten.

Indess unseres Erachtens hat der Held, um zum *Muster* der Beständigkeit zu dienen, besonders bey der Zauberey in Ägypten, der Prüfungen noch zu wenige zu bestehen gehabt, ein Gegenstand, der dem Zauberpinsel Wielands immer der willkommenste und der leichteste war.

Einzelne Unvollkommenheiten zu rügen, dazu ist das Werk von dem Grade der Vollendung, der eine strenge Prüfung verträgt, noch zu weit entfernt. Mehrere Verse sind als malerisch-schön, lieblich, feurig und wohlklingend zu loben, und wenn der Vf. seine Phantasie erst mehr aufgehellt und durch Gedankenfülle mehr genährt und gestärkt hat, können wir in so reizendem Gewande noch manches Gute und selbst Genügendes von ihm erwarten. T. Z.

BERLIN, in Sommerbrodts Buchh.: *Epigramme und vermischte Gedichte* von *Joh. Fr. Sommerbrodt*. 1816. 408 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

„Man ist schon gewohnt", sagt der Vf. in der Vorrede, „Tadlern und Spöttern ein schlechtes Herz zuzuschreiben, ohne Rücksicht zu nehmen, ob der Spott *gerecht* sey oder nicht, ob er die Grenzen des Spotts überschreite und in das Gebiet der Verläumdung streife. Das Bedürfniss, fährt er fort, seinem *Unmuth* und seiner *Galle* Luft zu machen, und diejenigen, welche den Mysticismus, den Unsinn und Obscurantismus in unserer heutigen Literatur herrschend gemacht haben, von Herzen zu verlachen, diess Bedürfniss, welches seine Gedichte schuf, hat ihn (den Vf.) auch zur Bekanntmachung derselben vermocht." Solches, meinen wir nun, ist für die Satire ein sehr würdiges Ziel, und eine Verspottung dieser Dinge verdient eher Ermunterung als Tadel. Aber es fragt sich nur: hat der Verfasser auch immer richtig gesehen, hat ihm der Zorn nicht das Auge getrübt, und, wenn er recht zielte, hat er auch immer getroffen? und da möchten wir behaupten, dass er nicht immer das Rechte ins Auge gefasst hat, oft nur die Sprache einer gewissen Parthey, den Ingrimm, der ihn partheylich macht, hören lässt. Wenn er sich bestimmt gegen die sogenannte Schule erklärt: so möchte das hingehen, ja sogar in vieler Hinsicht verdienstlich seyn, wenn er nur die Schwächen derselben aufsuchte, und das Einseitige vom Richtigen zu unterscheiden wüsste. Aber wer kann es billigen, wenn er z. B. sagt:

Was man vom Professor Schlegel lernen kann.

Du tadelst Schlegel, ihn, den grundgelehrten Mann,
Von dem du doch, wenn du den Ruhm ihm gönntest,
Gestehn musst, dass du noch so manches lernen könntest, —
„Sehr recht! zum Beyspiel diess, wie man
Ganz ohne Kopf Professor werden kann."

Gleichen Schlages ist

Vossens Anruf der Muse.

Voss schreyt: o Muse, singe du . . . .
„Und sang die Muse ihm?" — Sie hielt die Ohren zu.

Eben so ungerecht und unmässig fällt auf der anderen Seite das Lob aus.

Kotzebue.

Geschraubten Dialog und gleichen Plan,
Empfindeley, Theatercoups kann man
In jedem Stück von Kotzebue entdecken. —
„O Freund, die Sonne selbst hat Flecken."

Eher ginge schon, weil es sich verschieden deuten lässt:

Was mir, o Kotzebue, ganz unerklärlich ist,
Ist diess, dass du aus Weimar bist.

Auf Weimar aber muss der Vf. seinen ganzen Hass geworfen haben, denn er dichtet

Auf die Deutschen Kleinstädter.

In Weimar hab' ich sechstausend Köpfe gezählt.
„So hast du sechstausend Mal gefehlt."

Wo ist hier auch nur ein Schein von Wahrheit?

Von ungerechten Aussprüchen, die Epigramme seyn sollen, kann man wenigstens verlangen, dass sie witzig sind, und dass sie durch eine artige Wendung ergötzen. In dieser Hinsicht kann man sich schon gefallen lassen

Das Testament des Herzogs von Gotha.

Der Fürst von Gotha macht ein Testament,
Wonach er will von Prosa und Gedichten,
Was man von ihm noch fände, zu (?) vernichten;
O Schlegel! wenn machst du dein Testament?

Oder

Die Schl.g.lsche Ananas.

Herr Schl.g.l meint, der Lakrimas
Schmeck' ihm wie eine Ananas;
Da nun der Lakrimas nur eine Distel ist,
So weiss man, was Herr Schl.g.l ist.

Auch in *Alarkos und Lakrimas* ist die Wendung nicht übel, so wie in

Röschlaub.

Als jüngst am Krankenbett der Tod Röschlauben sah,
Rief er: Was soll *ich* hier, mein Röschlaub ist ja da.

Sehr ungleich sind auch die Epigramme auf verschiedene Lebensverhältnisse; ein launiges, wie das S. 52: *der Geheime Rath und der Bauer*, welches Lachen macht, findet man fast weiter nicht, indem Heiterkeit und leichter Witz nur zu oft fehlen. Zu den guten rechnen wir noch *den besten Hochzeitwunsch*, *Erklärung*, die *Nachmittagspredigt*, besonders, wenn statt des Volks, das zur Mittagsruhe eilt, ein bestimmter dicker Mann gesetzt wäre, *den neuen Diogenes*, *Gemal und Mann*. Zu plan und gewöhnlich ist; *der Bankrutt*, zu gemein: *die Probe*. *Das Geschenk* enthält einen guten Gedanken, aber dieser kommt nicht durch die rechte Schlusswendung zur gehörigen Wirkung. — Störungen durch unvollkommene Reime erleidet man nicht selten, denn der Vf. reimt unter anderen *Lassen und bestrafen*, *ist* und *siehst*, *zielte* und *brüllte*, *kriegt* und *nicht*, *jährlich* und *herrlich*, *Schönen* und *nennen*, *Fleisse* und *Beweise* u. dergl. Auch noch manche andere Freyheiten gegen die Regeln der Verskunst erlaubt er sich, z. B. wenn er *seinen — Töchtern* von einem Vers zum anderen hinüberzieht, oder gar *Reben-Saft* durch den Vers und Reim trennt, so wie *leisen — Tönen*, und zwar im letzten Wort die erste lange Sylbe an die Stelle einer kurzen gesetzt. An Härten wie *quälst*, *seys!* und Sperrungen wie *wäre es* fehlt es auch nicht, so wie denn in den Hexametern gegen das Gewicht der Sylben oft auf das gröblichste gesündigt ist. Diess abgerechnet beweist der Vf. in den vielen hinzugefügten *Übersetzungen* und *Bearbeitungen* nicht wenig Geschick, so dass sich Manches recht angenehm liest. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

ERDBESCHREIBUNG.

Breslau, b. Max: *Briefe in die Heimat, aus Deutschland, der Schweiz und Italien*, von D. *Friedrich Heinrich von der Hagen*, ordentl. Professor an der Universität zu Breslau. In drey Bänden. Erster Band. Mit zwey Abbildungen. 1818. 305 S. Zweyter Band. XVIII u. 346 S. Dritter Band XXVI u. 258 S. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Es bleibt immer eine sehr schwierige Aufgabe, über Länder, worüber von neueren Reisenden (und ganz neuerlich von unserem *Goethe*) bereits so viel Schönes und Geistreiches gesagt und geschrieben worden, neue Darstellungen und Reiseberichte zu liefern, die selbst für das belesenere und ausgewähltere Publikum noch Reiz und Interesse haben könnten. Daher nahmen wir denn auch die vorliegenden neuerschienenen Briefe des Herrn *von der Hagen*, worin dieser um das vaterländische Mittelalter auch sonst schon hochverdiente Forscher die Ausbeute und die Ergebnisse seiner neuesten, für wissenschaftliche Zwecke und Untersuchungen unternommenen Reise, in gedrängter Übersicht darzulegen sucht, mit einiger Bedenklichkeit in die Hand, wenigstens nicht ohne die Besorgniss, hier neben manchem Neuen und Anziehenden, doch auch manches Alte, Bekannte und Oftgesagte, wenn gleich in einer neuen Verkleidung, wiederzufinden. Allein eine sorgfältige Durchlesung dieses Werkes hat uns zu der vollkommenen Überzeugung gebracht, dass dasselbe als ein durchaus eigenthümliches und selbstständiges Product eines reichen Geistes, als eine der bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der neuesten vaterländischen Literatur betrachtet und beurtheilt werden müsse. Was nämlich dem Buche diesen entschiedenen innern Werth allein schon zusichern würde, ist die Neuheit, Ursprünglichkeit und Tiefe der einzelnen Beobachtungen und Ansichten sowohl, als der im Ganzen vorwaltenden Grundrichtung, so wie andererseits das reiche und tiefe Gemüth des Vf's. selber, das sich in jeder einzelnen Schilderung abspiegelt, und der ganzen Darstellung einen unnachahmlichen harmonischen Klang und Farbenton verliehen hat, der selbst noch in der klaren, anmuthigen und feingebildeten Sprache und Schreibart des Buches vernehmlich und erkennbar ist. Doch den höhern, wissenschaftlichen Werth dieser Briefe setzen wir gleichwohl in die Reichhaltigkeit und Gediegenheit der hier mitgetheilten Nachrichten, Ansichten, Untersuchungen, Schilderungen und Darstellungen der bedeutendsten Denkmale altdeutscher Baukunst, Bildnerey, Malerey und Dichtkunst, und ihres geschichtlichen Ursprungs und Zusammenhangs, — alles vom Vf. an Ort und Stelle aus eigner Anschauung, oder aus alten Chroniken, Handschriften und Urkunden geschöpft und gesammelt, zu geistvollen, für Kunst und Geschichte gleich wichtigen Darstellungen verarbeitet, und hie und da mit den anmuthigen, buntwechselnden Scenen des beweglichen Reiselebens durchwoben und durchflochten. Mit einem Worte das Deutsche Mittelalter und dessen noch vorhandene Denkmale, sind der Hauptgegenstand und zugleich der Hauptzweck gegenwärtiger Reise; sie bilden den Mittelpunkt, den der Vf. nie aus dem Auge verliert; an den er alles übrige, schöne Natur, Sitten, Trachten, Leben und Sagen der Menschen episodisch anreiht und anknüpft, und zu dem er immer wieder mit freudiger Begeisterung zurückkehrt. Besonders aber sind es die Denkmale der Altdeutschen Baukunst, als worin sich der tief geheimnissvolle, mit heiliger Sehnsucht himmelan strebende Geist des Mittelalters am erhabensten geoffenbart und ausgesprochen; jene ehrfurchterweckenden Gothischen Thürme, Münster, Kirchen, Gotteshäuser, Stifter und Klöster, deren Ursprung, allmählige Entstehung und Geschichte hier urkundlich erforscht und entwickelt, und deren äussere Form, Bauart und Gestaltung mit umständlicher Genauigkeit beschrieben und untersucht wird. Und gerade diess eben giebt diesen Briefen einen hohen, geschichtlich-vaterländischen Werth, und sichert ihnen einen Platz unter den trefflichsten Hülfsmitteln und Vorarbeiten für eine künftige ausführlichere Geschichte Deutscher Kunst, deren Abfassung und Ausführung wohl nicht eher möglich oder denkbar ist, als bis die Kunstdenkmale aller Deutschen Lande mit gleichem Eifer und Fleisse, wie hier, bereiset, aufgezeichnet und untersucht seyn werden.

Die Reise selbst geht von Breslau aus über Prag, Karlsbad, Eger, Baireuth, Erlangen, Nürnberg, Regensburg, Landshut, Freysingen, München, Augsburg, Ulm, Schafhausen, Konstanz, St. Gallen, Zürich, Luzern, Bern, Freiburg, Lausanne, die Simplon-Strasse, den Lago maggiore, Como nach Mailand, wo sich der erste Band schliesst. Die Darstellung ist, obwohl Eine Farbe und Grundton im Ganzen vorherrscht, doch im Einzelnen sehr manichfaltig, und, je nachdem es der Gegenstand mit

sich brachte, bald mehr ausführlich, bald mehr skizzenhaft, bald nur in zarten und leichten Umrissen entworfen. Als Probe geben wir hier eine kürzere Stelle bey Gelegenheit der Fahrt über das Riesengebirge (S. 3): „Der Weg geht diesseits ziemlich eben so herab, wie jenseits hinauf, und der Anblick und die Art des Gebirges bleibt dieselbe. Im Ganzen ist das Riesengebirge milde und sanft, grün bis an die höchsten Waldgipfel, und angebaut; nicht wild und schauerlich und erhaben, ohne gewaltige Ströme, Wasserfälle und Seen; also mit den Alpen gar nicht zu vergleichen; es hat etwas Schwermüthiges. Vielleicht ist es anderswo anders; doch waren wir ziemlich auf der vollen Höhe, und sind um die Koppe fast rings umher gefahren, die wir sehr deutlich mit ihrer Kapelle sahen. Sie gleicht dem Brocken; dieser aber sammt dem ganzen Thüringergebirge sind mir weit lieber als das Riesengebirge, viel romantischer, auch sagenreicher und bedeutender für die eigentliche Deutsche Geschichte." — In Prag wird am ausführlichsten von dem alten prächtigen Dom (begonnen von Matthias aus Arras um 1343, vollendet von Peter Arler aus Bologna um 1386) gehandelt, dann von den übrigen Alterthümern, Handschriften und Kunstschätzen aus der Zeit Karls des IV, dieses wahrhaft kaiserlichen Beschützers und Beförderers Deutscher Kunst und Wissenschaft; woran sich denn gar mancherley Betrachtungen über das Wesen und die tiefe Bedeutung unserer altdeutschen Baukunst knüpfen. Von der Stadt Prag selber heisst es (S. 7): „Ihre Lage ist ausserordentlich herrlich, und wohl mehr als die irgend einer grossen Stadt in Deutschland: an beiden hohen Ufern der Moldau, über welche eine der schönsten, längsten und breitesten Steinbrücken, in 16 Bogen, mit 29 kolossalen Bildern, führt. Der *Hradschin*, oder das kaiserliche Schloss, mit vielen anderen Palästen, und über diesen allen der Dom, prangt auf dem jenseitigen Gipfel des hohen Berges, an dem sich die sogenannte *kleine Seite* der Stadt emporzieht, und daneben mit dem herrlichsten Grün und schönen Bäumen geschmückt ist, aus denen weisse Schlösser, Klöster, und Lusthäuser hervorblicken. Die Menge der grossen Gebäude, die freylich jetzt nicht so wie sonst von den Fürsten und Baronen des Landes bewohnt werden, verkünden die ehemalige königliche und kaiserliche Residenz, und die vielen Kirchen und Klöster und Thürme, die altkatholische Stadt." — Da es unmöglich seyn dürfte, aus e[illegible] so reichhaltigen und anziehenden Ganz[illegible]en auch nur d[illegible]as Bedeutendste im Auszuge m[illegible]itzutheilen: so müssen wir uns damit begnügen, b[illegible]oss Einzelnes, was uns beym Lesen besonders auffie[illegible], hier für unseren Leser auszuheben, und [illegible]e in Hinsicht des übrigen auf das Buch selbe[illegible] zu verweisen. Diess gilt besonders von de[illegible] reichen Schätzen aus dem Gebiet der altdeutschen Literatur, die der Vf. an den verschiedenen Orten theils in alten Drucken, theils in seltenen und bisher wenig gekannten Handschriften entdeckte und ganz oder theilweise abschrieb und benutzte. Wir nennen von den vielen Seltenheiten hier nur eine, bisher ungekannte Handschrift des jetzt so vielfach bearbeiteten *Platon* in der Fürstl. Lobkowitzischen Bibliothek zu Raudnitz bey Leutmeritz in Böhmen, die unsere Philologen nicht länger unverglichen und ungenutzt lassen sollten (S. 22), und die in anderer Hinsicht merkwürdigen Säulenverzierungen an der Kapelle zu Eger, wo der Vf. die altgothischen Zwerggestalten mit dem Lingam sehr sinnreich von den altägyptischen und altindischen Bauwerken herleitet, und zugleich über den frühsten Ursprung und die Abstammung unserer altdeutschen Baukunst aus dem fernen Osten sehr scharfsinnige Folgerungen zieht (S. 25 und 198). „Auf solche Weise ist unsere heilige Baukunst zugleich eine uralte, öfter von aussen und innen angefrischte, und doch, wie die eigentlich sie belebende Offenbarung des Christenthums selber, zugleich eine ganz neue und ganz eigenthümlich ausgebildete: noch nie und nirgend ist die ewige Sehnsucht des demüthig auf Erden knieenden und anbetenden Menschen nach der himmlischen Heimat so sichtbar und wunderbar durch alle Gebilde und Züge unaufhaltsam emporgestiegen, wie hier." — Eben so ist manches andere, z. B. die Schilderung des gemüthlichen Scharfrichters *Huss* zu Eger, der Nachmittagsbesuch bey dem humoristischen *Jean Paul* in Baireuth, und die merkwürdige Unterredung mit dem tiefsinnigen *Kanne*, keines Auszuges fähig. Nur andeuten wollen wir, was der Vf. über die Alterthümer und Kunstmerkwürdigkeiten *Nürnbergs*, über den herrlichen Bau der Sebaldus- und Laurentius-Kirche, über die schönen Zeiten Karls des IV, und über die darauf folgende Kunstblüthe der alten Reichsstadt, ausführlich beybringt (S. 37—61). Nicht minder reichhaltig ist der Brief über die handschriftlichen Schätze und uralten, zum Theil vorgothischen, Bauwerke Regensburgs, Landshut's, und Freysingens (S. 63—86). Am ausführlichsten aber geht der Vf. auf die in *München* versammelten Antiken und Gemälde ein. Von den vorzüglichsten derselben giebt er hier geistreiche Skizzen, und von einem sehr anziehenden Gemälde (von *Francesco Francia*) hat er sogar zwey schön gestochene Umrisse diesem ersten Bande beygefügt. „Maria, in einem langen lichtgrauen Gewande mit goldenem Saume, steht in einer blumigen Landschaft, mit etwas zusammensinkenden Knieen, kreuzweis über die Brust gelegten Händen, und schaut mit einem unaussprechlichen Engelsangesicht nieder zu dem unter Blumen auf einem Teppich liegenden nackten Christkinde, welches wunderschön, mit halb lächelnder, halb ernster Miene, den Finger an den Mund haltend, aus seiner goldenen Glorie aufblickt". (S. 97). — Nachdem von de[illegible] [illegible]er Pracht und Herrlichkeit des vormals reichsstädtischen *Augsburgs* ein flüchtiger Überblick gegeben worden, geht die Reise weiter nach *Ulm*, wo das gewaltige Münster (es ist der grösste und höchste Gothische Bau) von dem Vf. mit grosser Liebe geschildert, und die Geschichte dieses Riesenbaues aus urkundlichen und archivalischen

Quellen dargelegt wird (S. 119—128). — Dann der Eintritt in die Schweiz über Schafhausen, wo der Vf. bey dem mächtigen Eindruck des Rheinfalls, so wie bey dem Andenken an Johannes v. Müller, mit zartem Gefühl verweilt, hin nach *Sanct Gallen*, der uralten Wiege Deutscher Kunst und Wissenschaft. Die Ausbeute an alterthümlichen, und besonders handschriftlichen Schätzen aus dem Kreise des Nibelungenliedes und unserer alten romantischen Ritterdichtung war an dem letzteren Orte sehr bedeutend; besonders wichtig scheint uns die Entdeckung mehrerer unbekannter, für die älteste Geschichte und Grammatik unserer Sprache unschätzbarer Werke *Notker Labeo's*. Da Hr. *v. d. Hagen* hier, um seiner Untersuchungen und Forschungen willen, sich mehrere Tage aufzuhalten genöthigt war: so ist der Bericht über Sanct Gallen ganz besonders ausführlich und reichhaltig, und hie und da selbst mit den anmuthigsten Sagen (z. B. aus dem Leben Tutilo's und dem der schönen Wendelgard) anziehend durchwoben. — Von *Zürich*, wo ausser dem grossen und dem Frauen-Münster noch manche andere Überreste und Erinnerungen aus der Blüthenzeit Deutscher Poesie und Kunst den Vf. beschäftigten, wandte sich dieser über Luzern, Bern und Freyburg nach Lausanne. Sehr interessant ist die gemüth- und phantasiereiche Schilderung von der Reise des Vf's. in das Thal von *Chamouny*, um dessen feenhafte Naturwunder und Eisthürme zu betrachten. „Sie haben die mannichfaltigsten und wunderbarsten Gestalten. Pyramiden, Obelisken, Säulen, ganze Eispaläste, Brustbilder, Bildsäulen, Menschen- und Thier-Fratzen erscheinen hier, ganz wie manchmal in den Wolkengebilden, und gewährten in der magischen Beleuchtung der Abendsonne das heiterste und freyeste Spiel der Einbildung. Diese wie vom Medusenhaupt erstarrten Gestalten selber aber wechseln und verwandeln sich unaufhörlich, wie der stets fortrückende Gletscher sie einstürzt, und neue bildet aus den zerrissenen und übereinander gethürmten Eisblöcken, aus welchen die Sonne, je tiefer im Thale, je schärfer und eckiger, die seltsamsten Gebilde hervorleckt: gleichsam eine umgekehrte Tropfsteinhöhle" (S. 236).

Die Simplonstrasse führte dann unseren Reisenden über Como nach *Mailand*. Der weltberühmte Dom wird hier mit musterhafter Genauigkeit und Sachkenntniss beschrieben, und die interessante Geschichte dieses unter zahlreichen Baumeistern seit 1386 mit längeren und kürzeren Zwischenpausen Jahrhunderte lang fortgesetzten Riesenbaues aus *Giulini's* urkundlichen *Denkwürdigkeiten von Mailand* mit historischer Umständlichkeit erzählt. Merkwürdig für die vaterländische Kunstgeschichte ist der bedeutende Antheil, welchen Deutsche Baumeister (*Johannes von Fernach* aus Friburg und *Heinrich von Gemünden* 1391, und der hochberühmte *Ulrich von Fissingen* aus Ulm um 1394) an den vielfältigen Berathungen sowohl als an der Leitung und Aufführung des ungeheueren Werkes genommen haben. Bekannt ist nunmehr die hier mitgetheilte Nachricht, dass der unermüdet thätige Bibliothekar *Mai* noch zwey alte Handschriften von *Ulfilas Bibelübersetzung*, die ausser den *sämmtlichen Briefen des Paulus* auch noch die *Ergänzung* der im silbernen Codex mangelhaften 4 *Evangelien* und mehrere Bruchstücke aus *Esra* und *Nehemia* enthalten, entdeckt hat. — Ausser den wenigen noch vorhandenen altrömischen Denkmalen Mailands wird besonders die uralte, noch aus der Longobarden-Zeit herstammende Ambrosiuskirche ausführlich beschrieben. Sie ist älter als die bekannte Zerstörung Mailands durch Friedrich Barbarossa, aus dessen Zeit der Vf. noch manche ergötzliche Sage und Erinnerung, und auch wohl noch manches merkwürdige Denkmal übrig fand.

Hier schliesst das erste Bändchen der Reise. Im 2 und 3ten hat der mit altdeutscher Kunst und Geschichte vertraute Vf. besonders auf das Italiänische Mittelalter, welches für unsere altdeutsche Kaisergeschichte so merkwürdig geworden, und sofort auch alles das, was sich dort aus den Zeiten der Hohenstaufen in Schrift, Metall oder Stein erhalten hat, sein Augenmerk gerichtet. Wir behalten uns aber vor, über diesen interessanten Theil der Reisebeschreibung, welcher von der Karthause bey Pavia beginnt und mit der Oster- und Weihnachtsfeyer in Rom schliesst, noch einen besonderen Bericht zu erstatten. Fc.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Reise von Livorno nach London, im Sommer und Herbst* 1818. Herausgegeb. von *Christian August Fischer*. 1819. II S. Vorr. XIV S. Inhaltsanz. u. 491 S. 8. (2 Rthlr.)

Diesem Werke liegt das Reisetagebuch eines jungen Mannes zum Grunde, der im Sommer und Herbst 1818 seine Reise von Livorno über Genua, Turin, Chambery, Genf, Bern, Luzern, Zürch, Schafhausen, Basel, Karlsruhe, Darmstadt, Frankfurth, Mainz, von hier den Rhein herab nach Koblenz, Neuwied, Bonn, Kölln und Aachen, dann weiter nach Spaa, Lüttich, Löwen, Brüssel, Mecheln, Antwerpen, Gent, Vliessingen, Middelburg, und hier, auf Walchern, sich einschiffend, die Insel Wight berührend, nach Portsmouth, und von da nach London machte. — Dieses Tagebuch wurde nun von dem achtbaren Herausg. in der von ihm durch andere Werke bereits bekannten Art bearbeitet, und so dem Publicum eine Schrift geliefert, die des Interessanten und Wissenswürdigen Vieles enthält, und eine sehr angenehme, belehrende Lectüre gewährt. Wer indess eine gleichsam regelrechte, mit geographischen, statistischen und topographischen Nachrichten reichlich ausgestattete Reisebeschreibung hier sucht, wie unsere Literatur derselben in ansehnlicher Menge hat, der irrt; was gegeben wird, ist eine leichte Übersicht jener Länder und Städte, die der Reisende durchzog, verwebt mit einer (fast zu) grossen Menge Notizen über andere, oft sehr entfernt liegende Gegenstände, welche dem Reisenden im Gespräch theils an den Wirthstafeln, theils von zufälligen Begleitern im Wagen, theils in Gesellschaften u. s. f. von Andern mitgetheilt wurden, und die, zwar häufig nicht ohne Interesse, doch nur zu oft, durch

ihr zu vielfaches Vorkommen, den Blick von dem eigentlichen Hauptfaden des Buches abziehen, und dadurch dasselbe gewissermaßen zu einer Olla Potrida machen, in welcher man im eigentlichen Verstande vom Hundertsten aufs Tausendste geführt wird, und auf Dinge stößt, die schwerlich ein Mensch versucht ist in einer Reise von Livorno nach London zu suchen.

Ein anderes ist es mit den Bemerkungen und Ansichten, die der Vf. selbst über die berührten Orte und Länder, deren Verfassung, Einrichtung, bürgerliches oder wissenschaftliches Treiben, öffentliche Anstalten u. dgl. aufstellt. Diese sind durchgehends mit einem hellen Blick aufgefasst, und zwar nur kurz, aber bezeichnend hingestellt, dennoch unstreitig der den mehresten Werth habende Theil des Buches. So verdient z. B. das, was der Reisende bey Luzern, und nachher noch an mehreren anderen Stellen des Werks, über die Umtriebe sagt, welche seit einigen Jahren von Seiten des Papismus (nicht Katholicismus) und der Jesuiten, so recht wieder in Gang gekommen sind, die allgemeinste Beherzigung, um so mehr, da der finstere Geist des Rückwärts, in einer mühsam genug errungenen Aufklärung, auch in anderen Gegenden, wo man, vielleicht allzusicher, kaum an eine Möglichkeit der Umkehr in solchen Dingen dachte, leider, wie bekannt, genugsam zu spuken anfängt, und übelverstandener, auf die Spitze getriebener, zum Herrenhuthismus und Pietismus sich heftig neigender Mysticismus, der sich gefällt, mit Worten und Bildern zu spielen und dem Verstande schlechthin den Krieg zu erklären, nur zu bedeutend um sich greift. Der Abschnitt, wo der Vf. kurz, aber kräftig, das Treiben der Curialisten in Luzern schildert, wie nichts von ihnen gespart wird, weder Lehren, noch Papier (Tractätchen), noch Aussendung von Emissären nach allen Gegenden, ist wahrhaft wichtig, wenn gleich nicht sonderlich erfreulich zu lesen.

Nicht mindere Berücksichtigung verdient das, was der Vf. über den sinkenden Handel und Verkehr, vorzüglich in den berührten Deutschen Städten, sagt, über die denselben beschränkenden und verwundenden zahllosen Mauth- und Sperr-Verordnungen, wahre Hemmschuhe des Handelswagens, über das dadurch, namentlich auf den niederländischen Grenzen, ordentlich systematisch emporwuchernde Schmuggelwesen, und über die, auf eben jenen Grenzen sich findende, zum Theil bis ins lächerlich kleinliche gehende Plackerey der Reisenden, und Wichtigmachung der *dii minorum gentium* vom Zollwesen (eine Sache, die sich auch anderwärts findet).

Des Reisenden Aufenthalt auf der Insel Walchern gab ihm Gelegenheit, sich über die daselbst vorgefallenen Kriegs-Ereignisse des Jahres 1809 vollständig zu unterrichten, und der Leser findet im 40 und 41 Briefe eine ziemlich umständliche Beschreibung jener, für Vliessingen, dessen Gegend und Bewohner so traurigen, schauderhaften Katastrophe, wo in kurzer Zeit nicht allein das Glück, die Ruhe, der Wohlstand und zum Theil auch das Leben so vieler arbeitsamer und thätiger Menschen, sondern auch von Seiten Englands allein, nicht weniger als 25,000 Mann und 20 Millionen Pfund Sterling aufgeopfert wurden, ohne dass man den beabsichtigten Zweck erreichte, bloss dadurch, weil man das Ganze verkehrt angriff, und an der Spitze der Engl. Expedition ein Anführer stand, dessen Indolenz — wie der Vf. sagt — dem Unternehmen gleich den Todesstoss gab. Wie schrecklich der Greuel der Verwüstung in der unglücklichen Stadt endete, erhellt schon daraus, dass, als der Französische Commandant, nach langer und tapferer Gegenwehr, mit einem kleinen, aus allen Nationen zusammengestoppelten Haufen, von dem gleich anfangs ein Theil zum Feinde überging, die Festung endlich an die beynahe sechsmal stärkeren Engländer übergeben musste, ganze Strassen niedergebrannt waren, sich kaum noch 20 unbeschädigte Häuser vorfanden, und viertehalb hundert Einwohner der Tod, zum Theil in den Flammen, hinweggerafft hatte.

So schrecklich, wie dieses grosse Bild des Jammers und der Thränen für den Freund der Menschheit ist, ebenso, ja fast noch empörender, ist ein anderes, kleineres, mehr auf ein einzelnes, unglückliches Individuum sich beschränkendes, welches der Vf. in dem folgenden Briefe, bey Erwähnung der Engl. Privat-Irrenhäuser, giebt. Er erzählt hier nämlich die von einem Mitgliede der —* Humanitätsgesellschaft ihm mitgetheilte Geschichte einer Wittwe, deren Vermögen die Habsucht nichtswürdiger Menschen, bey welchen sie lebte, denen sie vertraute und grosse Wohlthaten erwies, erregte und die in Verbindung mit dem Vorsteher einer Privat-Irren-Anstalt, die Unglückliche für wahnsinnig ausgaben, sie in die Anstalt unter wirklich Wahnsinnigen einsperrten, wo sie aufs Entsetzlichste behandelt, gegeisselt, in einen Sack gesteckt, in eisiges Wasser getaucht u. dgl. wurde, so lange bis die dem Tode nahegebrachte, endlich durch einen Zufall zwar erlöst, dennoch aber sehr bald darauf an den Folgen der furchtbaren Misshandlung verschied. Eine Geschichte, die abermals ein schreckliches Licht auf das nur zu oft über alle Gebühr gepriesene sogenannte Land und Volk der Freyheit und guten Institutionen wirft, das denn aber nun endlich doch anfängt, in seinem Treiben und Wesen, im Grossen und Allgemeinen, wie im Einzelnen, in seinem Thun nach Aussen und Innen, erkannt zu werden.

G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Mainz, b. Kupferberg: *Von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte.* Als Ankündigung der Zauber-Bibliothek und Verständigung mit dem Publicum über diess literarische Unternehmen. Von *Geo. Conr. Horst*, Grossh. Hess. Kirchenrathe. 1820. IV u. 83 S. gr. 8. (geh. 8 gr.)

2) Ebend.: *Theurgie, oder vom Bestreben der Menschen in der alten und neuen Zeit, zwischen sich und der Geisterwelt eine unmittelbare reale Verbindung zu bewirken.* Von *Geo. Conr. Horst* u. s. w. 1820. IV u. 81 S. gr. 8. (geh. 9 gr.)

Beide Schriften haben einen und denselben Zweck: aufmerksam zu machen auf die Zauber-Bibliothek, welche der Vf. im Begriffe ist herauszugeben, einen Beleg zu liefern, wie er die dahin einschlagenden Gegenstände behandeln werde, und wenigstens einzelne Stimmen über die Zweckmässigkeit seines Unternehmens zu hören. Je wichtiger dieses Unternehmen ist, je vorsichtiger Hr. *H.* dabey zu Werke geht, und je mehr er seine Tüchtigkeit dazu durch seine *Dämonomagie* (vgl. J. A. L. Z. 1818. No. 115 u. 116) bewiesen hat: um so mehr ist es Pflicht der Kritik, diese Schriften bald anzuzeigen und unparteyisch zu würdigen.

No. 1 giebt gewissermaſsen eine Übersicht des Stoffes, welcher in der Zauber-Bibliothek ausführlicher dargestellt werden soll, und hat vier Abschnitte, deren Inhalt schon der Titel andeutet. I. Vom *Ursprung* des Zauberglaubens und der Magie, wo die Anlagen in dem Menschen zu dem Glauben an Magie und an gute und böse Geister, wie auch die Allgemeinheit dieses Glaubens, nachgewiesen werden soll. Auf dem engen Raume (S. 1—13) konnte Hr. *H.* nicht einmal alles hierher Gehörige andeuten; daher will Rec. nur bemerken, dass es wohlgethan seyn wird, wenn der Vf. in der Zauber-Bibliothek schärfer zwischen dem theoretischen und praktischen Zauberglauben unterscheidet und tiefer in das Wesen des mensch. Geistes und Gemüthes eindringt, um die ersten Quellen zu erforschen. Dann würden auch das Bedürfniss, die Ursachen der Dinge zu ergründen, die Neigung zur Speculation, der Hang zur Excentricität in der Erkenntniss und zu dem Wunderbaren, das Übergewicht der Phantasie, die Täuschungen des Gefühles und der äusseren Sinne, so wie die sittliche Gesinnung überhaupt und namentlich der Hang zum Bösen, das Streben nach Macht und Einflusse u. s. w. ihre Stelle finden. Selbst die physischen Ursachen, insbesondere gewisse krankhafte Zustände des menschlichen Körpers, dürfen nicht übersehen werden, wenn Hr. *H.* eine ihm mögliche Vollständigkeit bey dem Nachweisen der fraglichen Anlagen erreichen will. Dann ergiebt sich auch von selbst, dass schwerlich ein Mensch sich je ganz frey von Versuchungen zu irgend einer Art des Aberglaubens erhalten kann. II. Als *Hauptidee* des Zaubergl. wird (S. 14) angegeben das Bestreben, „vermittelst der Magie nicht allein zu einer tieferen Einsicht in die Natur an sich und überhaupt zu gelangen, sondern sich dieselbe, in Mitwirkung höherer Mächte, nach ihren geheimen Kräften und Wirkungen selbst zu unterwerfen, um sich dadurch zum Herrn von seinem und Anderer Schicksal zu machen," und dann die Eintheilung in schwarze, weisse und theosophische Magie gemacht und auseinandergesetzt. Wer es selbst versucht hat, den Zauberglauben genau zu definiren, wird sich nicht wundern, dass Hr. *H.* nur eine Beschreibung, statt einer Definition, giebt, und dass auch in jener nicht die Glieder scharf begrenzt sind. Das Streben nach tieferer Einsicht in die Natur ist an und für sich kein Merkmal des Zauberglaubens, und der Zusatz, „vermittelst der Magie" nimmt das Definiendum in die Definition selbst auf. Auch möchte sich kein Grund zu der dreyfachen Eintheilung der Magie finden, da das Theilungsprincip nur entweder auf die Kenntniss der geheimen Naturkräfte, oder auf Herrschaft über die Naturkräfte durch mächtigere Geister führt. Schwarze und theosophische Magie gehören also zu Einer Classe, welche sich in zwey Gattungen trennt, indem jene helfenden Geister entweder a) Gott selbst und seine Engel (Theosophie), oder b) der Teufel mit seinen Dienern sind (schwarze Magie). III. Den *Umfang* des Zaubergl. thut Hr. *H.* dar, indem er den Einfluss andeutet, welchen er auf Astronomie, Chemie u. Physik, Naturgeschichte, Medicin, Rechtslehre und Theologie äussert, und als besondere, aus diesem Glauben hervorgehende Wissenschaften das Wahrsagen und Nativitätstellen, Nekromantie, Bauchrednerkunst (?), Alchymie, die Kunst Sonnen- und Mond-Finsternisse hervorzubringen, so wie alle Gesetze und Kräfte der Natur willkührlich aufzuheben und zu verändern, und endlich die Kabbala aufzählt. Da der Zweck der Zauberbibliothek ist, auch in wissenschaftlicher Hinsicht Licht über die mannichfaltigen Arten, wie der Zauberglaube sich

an das Leben angeknüpft hat, zu verbreiten: so ist wohl nothwendig, auch hier ein Eintheilungs-Princip aufzusuchen, aus und nach dem sich diese Arten ableiten und ordnen lassen. Um die Grenzen einer Recension nicht zu überschreiten, werde nur bemerkt, dass die Engastrimythen der alten Welt wohl mehr Betrüger, als Betrogene waren, und ihre Kunst kaum als eine besondere Gattung der Zauberkunst aufgeführt werden darf. Auf die Anfrage, ob es von *Olai Magni* Schrift *de gentibus septentrional.* noch eine andere Ausgabe, als die von Rom 1553 gebe (S. 42), nur so viel. In *Vogt's catal. librr. rarr.* S. 430 wird noch eine andere *cur. Ad. Henr. Petri. Basil.* 1564 fol. und in einem Bücherverzeichnisse eine Frkf. a. M. 1622 angeführt. Ausserdem besitzt der Rec. selbst die *Epitome* dieser Schrift (611 S. in 12.), welche leider keinen Titel hat, aber nach Druck und Papier in Holland herausgekommen ist. In der Vorrede dazu bemerkt der Buchhändler, dass diese *Epitome* auch schon von *Forster* und dann in der *Plantin*'schen Druckerey sey herausgegeben worden. IV. Dieser Abschnitt liefert bloss einige Bemerkungen über die *Geschichte des Zaubergl.*, und verspricht, was sehr zu loben ist, Materialien zu einer allgem. Geschichte dieses Glaubens. S. 61—83 findet sich eine ausführlichere Ankündigung der Zauber-Biblioth. Hier verspricht Hr. *H.* seine Materialien mit der grössten Vorsicht mitzutheilen, damit nicht der Aberglaube befördert werde. Diese Vorsicht erscheint um so dringender, je mehr ein Theil unserer Zeitgenossen zu einer phantasierenden Philosophie Hang hat, und je weniger die Erfahrungen, welche Hr. *H.* über die Wirkungen seiner Dämonomagie gemacht hat, in allen Gegenden dieselben sind. Zugleich theilt der Vf. den Inhalt der 2 Theile des ersten Bandes der Zauber-Biblioth. mit. Jeder Theil enthält 5 Abtheilungen, wissenschaftliche Abhandlungen, gedruckte oder ungedruckte wichtige Zauberschriften ganz oder im Auszuge, Actenstücke zur Revision des Hexenprocesses, denkwürdige Geschichten zur Charakterisirung des Zaubergl. Die fünfte Abtheilung soll ähnlichen Inhalts mit der vierten seyn; nur die Literargeschichte des Zauberglaubens noch berücksichtigen. Man sieht daraus, wie reichhaltig und interessant diese Zauber-Bibl. werden wird. Möge Hr. H. ausdauern und reiche Unterstützung finden!

Um eine Probe von dem Geiste und der wissenschaftlichen Behandlung des Ganzen zu geben, hat Hr. *H.* No. 2, welche für den ersten Theil der Zauber-Bibliothek bestimmt ist, besonders drucken lassen, Die hier mitgetheilten 6 Abschnitte umfassen nicht ganz den auf dem Titel angegebenen Gegenstand, sondern machen, nach einigen Bemerkungen über die Dämonen, als die Mittelglieder zwischen Gott und den Menschen, mit den Ansichten über Theurgie bekannt, welche sich in den Schriften Philo's, der ältesten Kirchenväter, und der Neu-Platoniker, Plotin, Porphyr und Jamblichus finden. Was Hr. *H.* in dieser Beziehung beybringt, beweist, dass er nicht bloss *Tennemann's* Gesch. der Philosophie benutzt, sondern auch selbst geforscht hat, und das Gefundene klar darzustellen weiss. In Hinsicht der Literatur scheinen dem Vf. entgangen zu seyn: *Schreiter's* Abhandl. über den Philo in *Keil's* und *Tzschirner's* Analekten, die Schriften von *Neander* und *Lewald* über die Gnostiker, und *Keil's* Progr. de doct. vet. eccl. culpa corruptae per Plat. sent. Theol. liber. Wie die Ausdrücke S. 26 gestellt sind, könnten manche Leser auf die Meinung kommen, dass Philostrat, der Vf. von dem Leben des Apollonius, erst nach Hierocles geschrieben habe, da bekanntlich jener ein ganzes Jahrhundert früher als dieser lebte. Nach S. 75 ff. machen es dem Vf. seine literarischen Erfahrungen gerathener, kein Wort zur Verständigung und Vermittelung dem Geschichtlichen beyzufügen. Macht aber die Vorsicht, welche er versprochen hat, nicht zuweilen Worte der Verständigung nothwendig? Die dieser Abhandlung beygefügte Inhaltsanzeige des ersten Theils weicht von der in No. 1 angegebenen darin ab, dass die vierte Abtheilung die Überschrift hat: Beyträge zur Geschichte und Kritik des Gespensterglaubens u. s. w.; die fünfte aber: Denkwürdige Geschichten u. s. w. zur Charakterisirung des Zauberglaubens (was zweckmässiger scheint), und eine Geschichte vom Glauben an Vampyr-Gespenster die Stelle anderer Erzählungen einnimmt. Der S. 87 erwähnte Bericht in der Leipziger Zeitung vom J. 1725 ist auch in *Heydenreich's* psycholog. Entwickelung des Aberglaubens. Leipz. 1798. S. 213—216 abgedruckt zu lesen. Für die Literatur des Zaubergl. zu Ende des 17 und zu Anfange des 18 Jahrh. findet sich manche Ausbeute in (*Tenzel's*) monatlichen Unterredungen. Zuletzt möchte Rec. Hrn. *H.* ermuntern, sich auch das Verdienst zu erwerben, dass er sorgfältig die einzelnen Strahlen der Vernunft auffasste, welche selbst in der dickesten Nacht des Aberglaubens scheinen. Hier nur eine Stelle aus *Philostorgius* hist. eccles. l. 8. §. 10. S. 115 ed. Jac. Gothofredi, Genev. 1643, wo er den Posidonius als den vorzüglichsten Arzt unter der Regierung des Valens und Valentinianus nennt, und dann tadelnd von ihm sagt: *λεγειν δε αὐτον ὁμως οὐκ ὀρθως, οὐχι δαιμονων ἐπιθεσει τους ἀνθρωπους ἐκβακχευεσθαι, ὑγρων δε τινων κακοχυμιαν ἐργαζεσθαι· μη δε γαρ εἰναι το παραπαν ἰσχυν δαιμονων, ἀνθρωπων φυσιν ἐπηρεαζουσαν.*

O. P. B.

FRANKFURT a. M., bey Andreä: *Deutsches Handbuch für Erwachsene.* Eine Vorschule für edlen Stil und Geschmack, von *Christ. H. Hänle*, Professor und Rector des Pädagogiums zu Idstein. 1819. 436 S. 8. (1 Rthlr.)

Jeder Mensch, dem seine Lage es erlaubt, soll schicklich, zu seiner Zeit auch mit Gefühl zu reden und zu schreiben, seine Gedanken würdig vorzutragen wissen, dabey die Classiker seines Vaterlandes verstehen, ihre Schönheiten zu würdigen, zu geniessen, nachzuahmen vermögen, sich durch sie

erheben. Das zu befördern, darauf vorzubereiten, ist die Absicht dieses Buches, welche der Vf. zu erreichen sucht, durch „ausgewählte, planmäsig verbundene Muster der Hauptgattungen des edleren Vortrags mit rhetorischen Regeln und Winken, den wichtigsten ästhetischen Bemerkungen, mit Anleitung zu Übungen in prosaischer Rede, in schnellem mündlichem und schriftlichem Vortrage, und ganzen schönen Stellen für Declamation und anständige Mittheilung"; und da gute Muster noch mehr bilden, wenn sie mit schlechten Beyspielen zusammengestellt werden: so hat er, es auch an diesen nicht fehlen lassen.

Nach einer Hinweisung auf einige Hauptbegriffe und Sätze der Logik, (die weder einem Lehrlinge, noch einem Leser, der nicht schon mit ihnen bekannt ist, und darum hier derselben nicht bedarf, verständlich sind, die also nur dienen können, einen Lehrer an das zu erinnern, was er etwa vorzutragen hat), und etlichen Beyspielen verworrenen Vortrages kommt der Vf. auf die Erzählung, deutet mit wenigen Worten die Haupthindernisse einer guten Erzählung und die gewöhnlichen Fehler der Erzähler an. Darauf folgen Beyspiele fehlerhafter Erzählung mit kurzen Hindeutungen auf das Fehlerhafte, insonderheit auf unedle Ausdrücke. Beyspiele guter Erzählung von mancherley Art und Kunst, mit vielen Andeutungen und Hinweisungen, die freylich hin und wieder etwas bunt durcheinander liegen.

Dann handelt der Vf. von der Übersetzung, und giebt viele gute Winke, besonders auch über den Unterschied der Sprachen, durch Beyspiele erläutert; darauf stellt er verschiedene Nachbildungen und Übersetzungen einzelner Stellen neben einander mit kurzen beurtheilenden Anmerkungen, und weiset endlich Stellen nach, an welchen der Jüngling sich im Übersetzen nach den angedeuteten Grundsätzen üben möge.

In dem folgenden Abschnitte, von Briefen, ist *Gellert* sehr benutzt, ohne anderswo, als bey Einem der mitgetheilten Beyspiele genannt zu seyn. Der Muster sind hier verhältnissmäsig zu wenige.

Jetzt wird von der Wortfügung und Wortverbindung, von der Benennung und Erklärung, von Schilderungen und Beschreibungen gehandelt. Dann folgen: die schöne Rede, die feyerliche Rede, der (mündliche) Vortrag. Idyllen von *Gessner* und blosse Hinweisung auf einige andere; in den Anmerkungen Etwas von der Idylle überhaupt. Es folgen Parabeln. Dann werden etliche Fabeln und Erzählungen von *Burcard Waldis* mit neueren Bearbeitungen der nämlichen Stoffe zusammengestellt. Dann kommt Hr. *H.* auf das Wesen der Poesie, und handelt darauf (nach *Lessing*) von der Fabel. Dabey vom Sylbenmasse. Bey der S. 194 ff. eingerückten und beurtheilten Fabel von *Gellert* hätte nicht unangezeigt bleiben sollen, dass sie zu seinen frühesten Versuchen gehört, und dass die strenge Beurtheilung von ihm selbst ist.

Unter der seltsamen Aufschrift: „das angenehme Gedicht" beginnt der Vf. die Untersuchung, die nachher unter der Aufschrift: „Wodurch, warum und wann ist die gute Poesie, oder ein gutes Gedicht schön"? — fortgesetzt wird. Die Beyspiele der albernen Poesie sind aus *Brockes* genommen, und ihnen nahe gestellt hat Hr. *H.* „ein Stück aus dem, von Einigen so hoch gepriesenen, übrigens meistens leeren, matten, unpoetischen Lied der *Nibelungen*, dessen Werth mehr im Alter besteht". Dagegen läst er *Hebel's* allemannischen Gedichten volle Gerechtigkeit widerfahren.

Die schöne Wortstellung, Wortverbindung und Beywörter. *Klopstock's* Frühlingsfeyer giebt Gelegenheit, Etwas von der Ode zu sagen; ihr folgen aber, „zur Vergleichung zugleich", die vorzüglichsten Stellen aus *Kleist's* Frühling, und Gedichte, deren Gegenstand der Frühling ist, von *Goethe*, *Uz*, *Salis*, dann *Klopstock's* Zürchersee. Gemälde des Todes von *Gessner* und *Klopstock*, das Grab von *Salis*, der Sensenmann von einem Dichter des 16. Jahrhunderts, verschiedene Abendgemälde u. s. w. *Schiller's* Ode an die Freude und Götter Griechenlands. Bey dem zuletzt genannten Gedicht bedauert Hr. *H.*, dass *Schiller* durch die falschen Beurtheilungen von Leuten, die keine Poesie verstehn, sich habe bewegen lassen, Änderungen vorzunehmen, wodurch manche poetische Schönheit verloren gegangen sey. *Sch's.* Gesichtspunct fasst er so: „Der Dichter denkt sich einen sinnlichen Menschen, dessen Geist sich nicht zu Einem Wesen zu erheben weiss, das die ganze Welt geschaffen hat und erhält; ihm gefiel die Lehre des Griechischen Heidenthums besser, das die Welt mit vielen Göttern anfüllte; er meint dadurch sich den göttlichen Wesen näher zu sehen, besonders da die Götter des Alterthums die Menschen öfter besuchten". Da möchte denn doch Hr. *H.* den rechten Punct schwerlich getroffen haben. — Noch eine Anzahl von Gedichten verschiedener Art und verschiedener Zeiten, auf gleiche Weise behandelt.

Der Dialog oder das Gespräch. Der Vorleser. Sinngedichte und Denksprüche zur Erweckung des Nachdenkens und zur Schärfung der Urtheilskraft.

Der Titel des Buches läst vermuthen, dass der Vf. solchen, die sich selbst ausbilden wollen, ein Hülfsmittel anzubieten beabsichtigte; die Ausführung aber zeigt, dass er ein Lehrbuch geben wollte und überall auf den hinzukommenden Lehrer rechnete. Wenigstens muss der, welcher der Hülfe dieses Buches zu seiner Bildung bedarf, ohne Erklärer vieles dunkel finden. Vieles ist auch offenbar nur Wink für Lehrer. Zweckmäsiger wäre wohl gewesen, wenn Hr. *H.* aus seinem Buche zwey gemacht hätte, eins für Lehrlinge, das andere für Lehrer. Sollte der Abdruck vieler Beyspiele die Anschaffung anderer Werke ersparen: so musste nicht auf manche Stücke bloss verwiesen werden; rechnete Hr. *H.* aber darauf, dass andere Sammlungen

mentlich Zähne von Elephanten und Rhinoceros, Kinnbacken von zwey grofsen Bären-Arten u. f. w. Hier beschreibt Hr. *D.* vorzüglich einen von ihm bey Melsbroek, nahe bey Vilvorde, gefundenen Elephantenzahn. Dieser Zahn war so versteinert, dafs Stückchen davon, ins Feuer geworfen, auch nicht den geringsten Geruch von verbrennenden thierischen Substanzen gaben. Nach Hr. *D.* hat der Zahn weder die Charaktere, die bey unseren noch in der lebendigen Welt vorkommenden Elephanten Statt finden, noch auch die Charaktere, die man sonst den Zähnen des nordischen Elephanten (der ganz untergegangenen Species) beylegt. Ein Kupfer stellt den Zahn dar. — *Lamouroux über fossile Seethiere, die sich bey Caen finden.* Nicht blofs Madreporen, Tubiporen etc., sondern auch *alcyonium*, *spongia* und andere weiche Thiere, nebst manchen, die mit keinem jetzt noch vorkommenden Thiere übereinstimmen, finden sich da. Hr. *Lamouroux* ist Willens, eine *histoire des polypiers fossiles, trouvées aux environs de Caen* herauszugeben. — *Drapiez Beschreibung von 8 neuen Insecten-Arten*, von denen er auch Abbildungen hier mittheilt. — *Bory de St. Vincent*, über die *Visnea mocanera.* Er hält für nöthig, die über diese Pflanze herrschenden Irrthümer zu berichtigen, indem er beweist, dafs weder in *Linnés* noch *Jussieu's* System ihr bisher die richtige Stelle angewiesen sey. Nachdem der Vf. sie mehrmals (im botan. Garten zu Brüssel und an anderen Orten) blühend gesehen hatte, ward er immer mehr überzeugt, dafs man die Pflanze nach den von den Botanikern angegebenen (von unvollständigen, getrockneten Exemplaren hergenommenen) Charakteren gar nicht würde erkennen können. Er giebt daher hier eine umständliche Beschreibung, mit einer, die einzelnen Theile der Blume darstellenden Zeichnung. Die Guanchen sollen aus der Frucht der (auf den Canarischen Inseln wild wachsenden) *Mocanera*, einen Syrup von vorzüglichem Wohlgeschmack bereitet haben; doch scheint es noch ungewifs, ob sie wirklich diese, und nicht vielleicht eine andere Frucht dazu benutzten. Die Beschreibung des Vfs. zeigt, dafs diese Pflanze nicht unter *dodecandria trigynia* gehört, indem sie meistens mit 20, oder wenigstens 18 Staubfäden vorkommt. — *Van Mons über die Précoce*, eine in Louvain cultivirte Kirsche. Eine sehr vorzügliche Kirsche, die den Namen Frühreife verdient und auch ungemein reichliche Frucht trägt. — *Tatum über die elektrischen Eigenschaften der Metalle* etc. — *Van Mons: über die Fähigkeit der Blasen und anderer thierischer Substanzen, Wasser durchzulassen*, und über die Anwendung dieser Eigenschaft, um den Alcohol zu rectificiren. *Sömmering* beobachtete (vgl. *Gilb.* Ann. 1819) dafs Weingeist von etwa 40 Grad des Aräometers, mit Papier zugebunden, nach einiger Zeit geringeren Gehalt wegen der Verdunstung zeigte, mit Blase zugebunden hingegen ward er stärker, indem bey der Verdunstung durch Blase vorzüglich nur das Wasser verloren ging. Der Vf. theilt hier eigene Versuche üb diesen Gegenstand mit, die nicht durchaus jene Behauptung bestätigen; es scheint dabey noch auf mehrere Umstände anzukommen. — *Taddei sur le Gliadin et le Zimome.* Untersuchungen über die Gährung bewogen Hn. *T.* anzunehmen, dafs der Gluten des Kornes zwey Bestandtheile enthält, *le Gliadin auquel le Gluten doit sa contractilité et le Zimome, qui constitue son ferment.* — *Brandenbourg über die Chrom-Oxyde.* — *Van Mons über die Bereitung des Salpeter-Äthers.* Methode, wodurch die Gefahr der Explosion sehr vermindert wird. — *Grotthus: anthrazothionate de Cobalt.*

Zweytes Heft *Crivelli* (Prof. in Mailand) *Apparat zur Reinigung des zum Erleuchten dienenden Gas.* Der Vf. fand bey dem Gebrauch von *Accums* Apparat einiges nicht ganz genügend, und giebt hier eine umständliche Beschreibung und Zeichnung eines neuen Apparates. — *Gossart* (Apotheker in Mons) *über einen natürlichen Ofen.* Bey Vasmes, einer Commune in Hainaut, die durch den Reichthum an Steinkohlen und durch die dort häufigen Explosionen der entzündbaren Gasarten bekannt ist, bemerkt man am Geruch ein aus der Erde hervordringendes schweres brennbares Gas. Ein dortiger Einwohner, Tanvoye, benutzte dieses, um auf die Stelle, wo es hervordrang, eine Art Ofen zu setzen, und bey dem angezündeten Gas zu kochen. Diese im July 1819 bey der grofsen Dürre entdeckte Gasentwickelung hörte auf, als diese Dürre sich endigte, und man weifs noch nicht, ob sie bey neuer Trockenheit wieder eintreten wird. — *Drapier über den Bernstein, der zu Trahenières in der Provinz Hainaut gefunden wird.* Schon vor 40 Jahren entdeckte man ihn dort. Die Arbeiter, welche dort Ziegel bereiteten, fanden nämlich oft, nach dem Brennen, Löcher in ihren Ziegeln, und bemerkten endlich, dafs diese daher entstanden, weil in der ungebrannten Masse sich kleine Stückchen eingemischt fanden, die man für Bernstein erkannte. Man hat dieser Entdeckung lange Zeit keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; da aber die einzeln eingemischten Bernsteinmassen ziemlich häufig, und selbst bis zu der Gröfse eines Hühnereyes vorkommen, da diese Masse alle Eigenschaften des Bernsteins hat, und sich vortheilhaft würde verarbeiten lassen: so scheint es der Mühe werth, dem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Der Vf. theilt dann seine chemischen Untersuchungen des Bernsteins, und einige Zweifel über den vegetabilischen Ursprung desselben mit. — *John* (Prof. in Berlin) *über die Bildung der Bernsteinsäure bey der Essiggährung.* — *Drapiez Beschreibung von 8 neuen Insectenarten*, mit Abbildung. — *Döbereiner über die thierische Kohle.* — *Bory de St. Vincent über ein künstliches Mittel, das Entfalten der Blumenkronen von zwey Oxalis-Arten zu befördern.* Diese Oxalis fordern, um völlig aufzublühen, eine vorzüglich heitere, wolkenlose Sonne. Sehr oft welken die Blumen hin, ehe sie sich geöffnet ha-

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

PHYSIK.

Brüssel, b. Weissenbruch: *Annales générales des sciences physiques*, par Mss. *Bory de St. Vincent*, correspondant de la première classe de l'instit. de France etc.; *Drapiez*, Professeur de Chimie et d'histoire naturelle, et *Van Mons*, de l'institut royal des Pays-Bas, corresp. de celui de France etc. Tome prémier. 1819. 386 S. 8. (4 Thle. 18 Rthlr.)

Die Vorrede giebt ziemlich umständlich den Zweck und Plan dieser neuen Zeitschrift an. Sie soll Schriftstellern aller Nationen, wenn sie geneigt sind, ihre Arbeiten mitzutheilen, Gelegenheit geben, diese schnell unter einem sehr ausgebreiteten Publicum bekannt zu machen; sie soll aber zugleich auch Arbeiten, die in den Zeitschriften anderer Nationen schon gedruckt sind, aufnehmen, um die in ihnen enthaltenen Kenntnisse allgemeiner zu machen. Der ganze Plan dieses Werks, sagen die Herausgeber, soll ganz übereinstimmen mit dem Plane der Sammlungen, die von *Linné* und andern unter dem Titel *amoenitates academicae* herausgegeben sind. Sie werden Abhandlungen aus dem ganzen Gebiete der Naturkunde aufnehmen, worin neue Thatsachen dargelegt oder neue Anwendungen gegeben sind; die Beschreibungen minder bekannter Thiere und Pflanzen; die Anleitung sie zu ziehen; Nachrichten von wichtigen Reisen u. dgl. werden in den Plan der Annalen gehören. Es sollen darin ferner neue Werke, welche die Naturkunde betreffen, angezeigt, und Auszüge des Wichtigsten daraus gegeben werden. Die Herausgeber führen dann eine lange Reihe von Zeitschriften und Sammlungen der Akademien an, aus denen sie Stoff zu ihren Annalen hernehmen werden. Wir Deutschen erhalten da das Lob (möchten wir es nur auch ganz verdienen!) *en aucun pays les sciences physiques ne sont cultivées avec plus de zèle et de succès!*

Der übrige Theil der Vorrede entwickelt die sehr einleuchtenden Gründe, warum man die Französische Sprache gewählt hat, in welche auch die in anderen Sprachen eingesandten Aufsätze übertragen werden. Sie verweilt dann lange bey den Verdiensten der Niederländer um die Naturwissenschaften, und führt hievon manches Merkwürdige an, wobey wir hier nicht verweilen können.

Wir gehen zu den Abhandlungen selbst über, deren Gegenstände freylich zu mannichfaltig sind, um alle von *einem* Rec. beurtheilt zu werden; wir werden daher einen grossen Theil derselben nur kurz anführen.

Erstes Heft. *Chevremont* (commissair roy. des mines à Mons): *Über einige Verbesserungen der Davyschen Sicherheitslampe*. Die seit anderthalb Jahren dort eingeführten Davyschen Lampen gewähren völlige Sicherheit; aber an dem obern Theile wird das Drathnetz leicht durch die Hitze schadhaft, und die geringste Beschädigung reicht hin, um schon die Möglichkeit von Explosionen zu gestatten. Da nun der Bergmann es unbequem findet, täglich mit so ängstlicher Sorgfalt nachzusehn, ob noch alles im Stande sey: so läfst Hr. *Ch.* den obern Theil aus durchlöcherten Kupferstreifen machen. Hr. *Ch.* versichert, dafs auch da, selbst wenn das Gas in der Lampe sich entzündete, keine Explosion entstand (was man sonst bey der Erhitzung stärkerer Metallmassen wohl besorgen dürfte, wenigstens wenn die Kupferstreifen zum Glühen kämen). — Um das Licht zu verstärken, wendet man in der Gegend von Mons, auf den Vorschlag eines Apothekers Gossart, einen an der Lampe angebrachten parabolischen Reflector mit mehr Nutzen an, als die von den Engländern gebrauchten Convexgläser. — Mehrere andere Vorschläge, die der Vf. mittheilt, müssen wir übergehen, so wie auch seine Bemerkung über die Vorzüge der Davyschen Sicherheitslampe vor andern zu gleichem Zwecke vorgeschlagenen. — *Van Mons über die hydraulische Presse von Graf Réal.* Nachrichten von dem nützlichen Gebrauche, die Trommsdorff u. a. davon zu Bereitung von starken Extracten u. s. w. gemacht haben. — *Von Sömmering, Nachricht von einem neuen optischen Instrument*, welches eben die Dienste, wie *Wollastons camera lucida* leistet. — *Drapiez, Beschreibung einiger neuer oder weniger bekannter Mineralien.* Diese sind: Crichtonit, Helvin, Albin, Pelium, Gehlenit. — *Dekin* (Prof. und Direct. des botan. Gartens in Brüssel), *über einen fossilen Backenzahn vom Elephanten*, der in der Gegend von Brüssel gefunden ist. Der Vf. giebt zuerst die Schriftsteller an, die in geologischer und mineralogischer Beziehung die dortigen Gegenden untersucht haben. Alle diese Schriftsteller haben nicht erwähnt, dafs man auf dieser wenig über den Ocean erhabnen, ein wenig nach Nordwest geneigten Ebene Reste grosser Säugethiere aus der Vorwelt findet. Man hat solche Überreste von Thieren, die wenigstens in unserm Clima nicht mehr leben, nach und nach mehrere gefunden, na-

Versuchen und aus Beyspielen im Grossen, wo Mischung verschiedenes Erdreichs den Boden sehr verbesserte, zieht der Vf. den Schluss, dass man durch dieses Mittel das Bedürfniss des Düngers vermindern könne u. s. w. Diese Resultate scheinen uns eben nichts Neues zu enthalten, obgleich die Versuche interessant sind. — *Wurzers Beschreibung einer Pumpe, mit welcher man die Feuchtigkeiten von chemischen Niederschlägen abheben kann.* Eine Saugepumpe ist mit einer Kugel verbunden, die unten eine, zu einem Haarröhrchen hinüberführende Öffnung hat. Indem man nun die Pumpe einsaugen lässt, kann man, wegen der Feinheit des Haarröhrchens, selbst den letzten Tropfen Flüssigkeit wegschaffen. — *Van Mons über den Holzessig.* — *Bucholz und Brandes über die Bestandtheile des gelben Wachses.* — *Fox über Licht-Entwickelung bey Verbindung der Platina mit andern Metallen.* — *Meinecke über Erleuchtung durch elektrisches Licht.* Wenn man die Einrichtung so macht, wie bey der Blitztafel, dass der Funke sehr oft überschlagen muss: so erhält man, da sich dieses Überschlagen sehr vervielfältigen lässt, bey hinreichend trockener Luft schon eine sehr bedeutende Erhellung. Diese Erleuchtung lässt sich noch sehr verstärken, wenn man den Funken durch verdünntes, reines Wasserstoffgas schlagen lässt; — und mit Hülfe dieser oder ähnlicher Mittel liesse sich wohl eine Erleuchtung durch Elektricität denken. — *Wurzers Beschreibung einer tragbaren Küche.*

Diese Inhaltsanzeige wird zureichen, die Mannichfaltigkeit der abgehandelten Gegenstände zu übersehen. Ein unangenehmer Fehler dieses Journals ist es, dass die Herausgeber nirgends angeben, ob die mitgetheilten Aufsätze hier zum ersten Mal gedruckt erscheinen, oder ob sie aus andern Schriften entlehnt sind. Mehrere der hier vorkommenden Aufsätze, namentlich von *Meinecke*, *Grotthuss*, *von Sömmering*, sind aus *Gilberts* Annalen übersetzt, ohne dass dieses irgend erwähnt wird.

Das Äussere dieser Zeitschrift ist sehr empfehlend. Die Steindrücke meistens sehr gut. Der Ankündigung zu Folge soll diese Zeitschrift monatlich, in Heften von 8 Bogen erscheinen. Sie hat mit dem July 1819 ihren Anfang genommen; uns sind aber bis jetzt nur 3 Hefte zugesandt worden.

i. e. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Maurer: *Car. Mülleri*, Regi Borussor. a. cons. aulic. *Carminum neo-latinorum specimen.* 1820. 30 S. 8. (4 gr.)

Aus dem einfachen Zueignungsblatte: *Afrae sacrum*, und aus dem Dedicationsgedichte selbst erhellt, dass der Vf. seine hier schön beurkundete poetische Bildung der Fürstenschule Meissen verdankt. Grosse Ehre macht es überhaupt den Sächsischen Fürstenschulen, dass sie diese Art gelehrter Ausbildung, welche für das jugendliche Alter so vorzüglich geeignet ist, und durch welche *Klopstock* sich schon in Pforte, *Lessing* in Meissen auszeichneten, noch heut zu Tage nicht vernachlässigen, während man auf manchen anderen Schulen, wo es mit der Römersprache weder in Prosa noch in Poesie fort will, sein Heil in Griechischen, oder (wie sie es lieber nennen) Hellenischen Exercitien sucht. Der Vf. dieser Gedichte hat nicht ohne Erfolg das Horazische Plectrum versucht; mehrere Gedichte empfehlen sich durch lyrische Gedanken- und Sprach-Form. Wir heben ein Paar der kürzeren zur Probe aus. Auf des F. Hardenberg Reise ins Karlsbad:

O tu Bandusio fonte celebrior,
Mortis qui insidias et febrium luem
Curarumque furores
Blanda diluis undula,
Jam promes latices quos coquis optandos,
Mitisque excipies quem tibi mittimus,
Nostrum non sine fastu,
Votis quem sequimur piis.
At vero incolumen reddere, et ocyus,
Unus memmineris! Nam tibi creditum
Magni regis amicum
Debes et populi decus!

Auf dessen Rückkehr von den Heilquellen:

Principem Divi reducem dedere
Sospitem nobis; pia iam per Urbem,
Compotem voti, levibus susurrant
Gaudia pennis.

Pone quos urget nimius labores
Et diem lucro Tibi fac mihique;
Cras inexhaustos iterabis alter
Sisyphus orbes.

Coena nos simplex variusque pictis
Regibus lusus tacitos habebit,
Et notae undenae pia testa, fundens
Pocula Rheni.

Damit *tacitos* (welches auf *Whist* anspielt, so wie *notae undenae testa* den *Elfer-Wein* bezeichnet) einen besseren Gegensatz gewinne, würden wir zu Anfange der Strophe setzen: *Coena nos laetos.* — Auf Blüchers Tod:

Mortuum dicas cave, qui relictis
Ire plus ultra voluit statiris;
Emori nescit, domuit ferum qui
Nappoleonta!

Warum *Nappoleonta?* Die Verdoppelung des *m* in *memminerint* im ersten Gedicht ist noch härter, aber doch prosodisch erklärbar. — Nicht gut nehmen sich in der Ode S. 21 *Pietzker* et *Buchholz*, *nec ob acta sudans publica Lessing* aus. Hat doch der Dichter seinem eigenen Namen die Lateinische Form selbst auf dem Titelblatte nicht versagt.

A. O. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

MATHEMATIK.

Stuttgart, in d. Sattlerschen Buchh.: *Bezouts Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie u. Trigonometrie.* Übersetzt und bearbeitet von *F. v. Kausler*, Königl. Würtemberg. Artillerie-Hauptmann, Ritter u. s. w. Mit Vorrede von Hofrath u. Prof. *Kausler*. (Mit 6 Stein-Abdrücken.) 1820. 424 S. 8. (2 Rthlr.)

Ein als sehr brauchbar anerkanntes Buch übergiebt Hr. *v. K.* hier dem Deutschen Leser, indem er die richtige Überzeugung hegte, dass es allerdings verdiene, auch jetzt noch von Anfängern, denen es sich durch seine Klarheit sehr empfiehlt, gelesen zu werden.

Wir halten für unnöthig, eine umständliche Beurtheilung dieses Buchs zu geben. Denen, die es nicht schon kennen, wird es genügen, kurz den Inhalt zu übersehen. Die Arithmetik. — Die vier Species; die Lehre von Brüchen; Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln; Lehre von Verhältnissen; Progressionen; Logarithmen. — Alles ist ohne Buchstabenrechnung vorgetragen und mit vielen Beyspielen erläutert. Die Lehre von den Logarithmen scheint uns in einigen neueren Lehrbüchern besser behandelt zu seyn, und hier kömmt sogar etwas unsystematisch der Gebrauch negativer Grössen vor (S. 165), über deren Anwendung der Leser noch gar nicht unterrichtet ist. Hier fehlt auch die so interessante Anwendung auf die Zins-Rechnung.

Die Geometrie ist nicht so sehr wie die Arithmetik zu empfehlen. Ihr fehlt die Euclidische Strenge, indem sie mehr eine klare *Darstellung* der geometrischen Lehren enthält, und diese glaublich zu machen sucht, als strenge Beweise liefert. — Wer also blos sich eine Übersicht der geometrischen Sätze erwerben will, oder wer das schon gründlich Erlernte noch einmal in einer leichten Zusammenreihung übersehen will, der wird diesem Vortrage mit Nutzen folgen; aber zum rechten gründlichen Studium, um den Verstand an vollkommene Strenge der Beweise zu gewöhnen, ist das Buch nicht brauchbar, daher auch als Lehrbuch in Schulen keineswegs anwendbar. Übrigens findet man hier die wichtigsten Lehrsätze der ebnen sowohl, als der körperlichen Geometrie abgehandelt.

In der Trigonometrie ist ebenfalls jener Mangel an Strenge bemerkbar, und zugleich ist es dem Vortrag nachtheilig, dass hier nothwendig das Negativwerden der trigonometrischen Functionen erwähnt werden musste, ohne dass bey dem Leser eine deutliche Kenntniss der Natur der entgegengesetzten Grössen dürfte angenommen werden.

Um dieser sehr erheblichen Mängel willen können wir diesem Buche keineswegs einen Vorrang vor den bessern Deutschen Lehrbüchern zugestehen; aber nützlich kann es dennoch immer, namentlich zur Wiederholung des schon Erlernten, werden.

Die Übersetzung ist, bis auf geringe Übereilungen, gut. Als solche glauben wir anmerken zu müssen: S. 158 den dritten Absatz (in 28 ist die 4 sieben Mal Factor, — dabey denkt man an 47); S. 106 unten (die jedesmalige Wurzel u. s. w. — ist undeutlich); S. 360 die Erklärung, was Tangente sey. (Der Theil — nach dem Vorhergegangenen denkt man da nothwendig an, Theil des Radius.) Auch sollte S. 55 wohl der Ausdruck: beide Glieder eines Bruches (statt Zähler u. Nenner) vermieden seyn. Diesen Kleinigkeiten, deren sich allenfalls mehrere sammeln liessen, fügen wir nur noch bey, dass die Orthographie einige unangenehme Eigenthümlichkeiten hat, z. B. drüken, statt drücken; Geschüze, Saz, statt Geschütze, Satz u. s. w. — Diess sind Geringfügigkeiten, die wir nicht aus Tadelsucht anführen, sondern weil wir überzeugt sind, dass der Vf. unserem Wunsche, dass in unserer Orthographie eine regelmässige Gleichförmigkeit herrschend werde, beystimmt. Wenn wir statt mit einem gründlichen, kenntnissreichen Manne, wie wir Hn. *v. K.* kennen lernen, mit einem von den Herren sprächen, die kein anderes Verdienst haben, als eine neue, oft absurde Orthographie erfunden zu haben: so würden wir freylich Bedenken tragen müssen, ihr grosses Verdienst, die Sprachenverwirrung befördert zu haben, anzutasten.

i. e. e.

Berlin, b. Mittler: *Lehrbuch der reinen Mathematik.* Besonders zum Gebrauch in den Militär-Brigadeschulen des Königl. Preussischen Staats und in den mittleren Classen der Gymnasien ausgearbeitet von *Heinrich Bauer*, Doct. der Philosophie, Conrector am Gymnasium in Potsdam. 1ter Band. Mit 10 Kupfertafeln. 1818. 348 u. 204 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dieser Band, dem, laut des Vorberichts, noch 2 folgen, enthält in 2 Theilen die *Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie*, so weit ihre Kenntniss nach der Königl. Preussischen Verordnung von 1805

und 1816 bey der Prüfung zum Portd'epeefähndrich verlangt wird, und soll vorzüglich als Leitfaden für die unteren Classen der Königl. Brigadeschulen dienen. Diesen Zweck ins Auge gefasst, wird man den Vf. nicht tadeln können, dass er Manches aufgenommen, was für den öffentlichen Unterricht der mittleren Classen der Gymnasien, wie sie gewöhnlich sind, für welche dieses Lehrbuch zugleich mit bestimmt ist, nicht geeignet seyn dürfte, und der verständige Lehrer wird dieses von dem Fleisse seines Bearbeiters zeugende Buch auch da mit Nutzen gebrauchen können, wo er Manches zu übergehen sich genöthigt sieht. Diess gilt, wie der Vf. selbst bemerkt, sogleich von der 67 Seiten langen sehr ausführlichen *Einleitung*, welche *allgemeine Erklärungen* und *Grundsätze* enthält. Dem Lehrer wird sie vielfache Veranlassung zu fruchtbaren Erläuterungen geben, hie und da auch wohl zu Berichtigungen. Warum §. 5 als Beyspiel einer *falschen* Erklärung angeführt wird: ein Thlr. sey eine Münze, die 24 gr. gilt, sehen wir nicht. Abweichend von der gewöhnlichen Eintheilung nimmt der Vf. 6 einfache Rechnungsarten oder Species an, indem er das *Potenziren* und *Depotenziren* als solche mit aufführt. Diess möchte wohl, und nicht ohne Grund, von Mehreren gemissbilligt werden; mehr vielleicht, als diess, dass die *Phorometrie* oder *Phoronomie* — die *reine Bewegungslehre* — und die *reine Chronologie* oder Zeitlehre, als besondere Wissenschaften der reinen Mathematik aufgestellt werden, was allerdings Vieles für sich zu haben scheint.

Von der *physisch-angewandten* Mathematik unterscheidet der Vf., was zu billigen ist, die *technisch-angewandte* oder *praktische* Mathematik, in sofern nämlich die Mathematik auf Werke von Menschenhand und auf Geschäfte und Verrichtungen des gemeinen Lebens angewendet wird.

Was §. 78 über die *Nullpotenz* gesagt wird, dünkt dem Rec. nicht genugsam deutlich; aber gut und genügend ist das Wesen und die Bedeutung der *entgegengesetzten Grössen* §. 87 u. folg. erläutert, das dazugenommen, was weiter unten, S. 200, darüber bemerkt wird; nur wo von der *dreyfachen* Bedeutung des *plus*- und *minus*-Zeichens die Rede ist, S. 62, schien ihm das, was über die angenommene 3te Bedeutung gesagt wird, nicht ganz klar.

Auf die *Erklärungen* folgen §. 93 die *Grundsätze*, deren 31 aufgestellt werden. Ihre Zahl hätte aber, und wir glauben, zum Vortheil des Anfängers, der sie leichter übersehen und behalten kann, vermindert werden können, wenn mehrere, was füglich geschehen konnte, in *einen Hauptsatz* zusammengefasst worden wären. Dann folgen die 4 Species in ganzen unbenannten und benannten Zahlen, nebst dem Resolviren und Reduciren derselben; ferner die Rechnung mit Brüchen, mit entgegengesetzten Grössen und Buchstaben, von den Potenzen und Wurzeln, zuletzt von den Verhältnissen und Proportionen und den sich darauf gründenden Rechnungen.

Wenn der Vf. von der *Multiplication benannter Grössen mit benannten* spricht, und als solche z. B. die geometrischen Berechnungen anführt: so hat er zwar den gewöhnlichen Sprachgebrauch für sich; aber Rec. möchte doch, um besonders Anfänger vor Missverständnissen zu bewahren, lieber mit anderen Mathematikern den Satz als allgemein gültig aufstellen: *Nur Ein Factor sey benannt.* Könnte es doch bey der Regel de Tri dem Anfänger auch scheinen, als würde Waare mit Geld multiplicirt. Wie aber hier die Multiplication lediglich den Zahlen als Zahlen gilt: so ist auch bey der Berechnung einer Rectangelfläche die eine Seite als blosse, unbenannte Zahl zu denken. Von der sogenannten *Neunerprobe* hätte der Vf. doch etwas mehr sagen sollen, da er selbst bemerkt, dass sie in wissenschaftlicher Hinsicht merkwürdig sey; dagegen wünschten wir, dass der an sich ganz unverständliche, ja widersprechend scheinende Satz: *Unmögliche Grössen geben bey der Multiplication ein mögliches* oder *wirkliches Product* — lieber ganz weggeblieben wäre.

Die *Anfangsgründe der Geometrie* enthalten bloss den 1ten Abschnitt, nämlich die *Planimetrie.* Die Lehre von den *Parallelen* wird besonders ausführlich, und, wie es Rec. scheint, deutlich und gründlich vorgetragen, und der Vf. führt ausserdem die verschiedenen Theorieen mehrerer Mathematiker auf, namentlich die von *Lacroix*, *Michelsen* und *Ide*, bemerkt aber selbst, dass keine derselben eine vollkommene strenge Evidenz gewähre, was überhaupt hier nicht möglich zu seyn scheint. Bey dem *pythagorischen Lehrsatz*, wo mehrere Beweise aufgeführt werden, wünschten wir, dass der seiner Einfachheit wegen so vorzüglich schöne Beweis mit aufgenommen wäre, dem das *Doppelquadrat* zum Grunde liegt, welches durch das viermal an einandergesetzte rechtwinklige Dreyeck gebildet wird, von dem der Satz bewiesen werden soll. Zum Schluss macht Rec. noch auf die *neue Formel* aufmerksam, welche laut der Vorrede S. IX, der Vf. schon vor 10 Jahren in einer eigenen Abhandlung öffentlich bekannt gemacht hat, betreffend *die Auflösung aller numerischen Gleichungen jedes Grades.* Der Vf. findet es sonderbar, dass diese seine Entdeckung noch immer so vielen Deutschen Mathematikern ganz unbekannt zu seyn scheine; sie werden indess bald Gelegenheit bekommen, sie kennen zu lernen und prüfen zu können, da im 3ten Theile dieses Werkes, der die höhere Algebra enthalten wird, jene Abhandlung mit erscheinen soll.

S. P.

DRESDEN, b. Hilscher: *Lehrbuch zum ersten Unterricht in der Geometrie für das Geschäftsleben.* Von *G. A. Fischer*, Prof. der Mathematik an der Königl. Sächs. Ritter-Akademie. 1818. 231 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Lehrbuch steht in Beziehung auf ein früher von demselben Vf. herausgegebenes Lehrbuch der Zahlen- und Buchstaben-Rechnung. Da es für

das *Geschäftsleben* bestimmt ist: so sind häufig auf das Praktische sich beziehende Anwendungen der Lehrsätze angebracht, die zugleich für die Lernenden das Vorgetragene anschaulicher und anziehender machen sollen; und um überhaupt die Aufmerksamkeit mehr zu beschäftigen und den Jüngling an Selbstdenken zu gewöhnen, sind, was wir zweckmäsig finden, jedem Hauptabschnitte *Fragen* beygefügt, die zugleich zur Übersicht des Vorgetragenen und zur Wiederholung des Merkwürdigsten dienen können.

Deutlichkeit und *Bestimmtheit* ist gewiss in einem Lehrbuche für den *ersten Unterricht* ein Hauptерforderniss; auch hat der Vf. diess wohl gefühlt, und ist bemüht gewesen, ihm zu genügen. Doch möchte man §. 9 die Erklärung dessen, was man *parallele* und *nicht parallele Linien* nennt, noch etwas deutlicher und bestimmter wünschen; auch dürfte mit Recht der Ausdruck: 2 Linien, die sich mit einem ihrer Endpuncte berühren, bilden eine *Figur*, welche ein *Winkel* genannt wird: Anstoss geben; doch giebt der Vf. selbst §. 10 die richtige Erklärung dessen, was man in der Geometrie eine Figur nennt. In dem Verzeichniss der verschiedenen Fussmasse, verglichen mit dem Paris. F., S. 7, ist wohl in der Angabe des Constantinopolitan. und Russischen Fusses ein Fehler.

S. 12 (wo es auch statt, *rechtwinkel*, heissen muss, *rechtwinklig*) wäre neben den fremden Wörtern, normal und perpendicular, füglich das deutsche, so gewöhnliche *senkrecht* zu erwähnen gewesen. Wenn auch nicht zu tadeln wäre, dass §. 13, wo die verschiedenen Theile des Cirkels angegeben werden, sogleich der *trigonometrischen Linien* mitgedacht wird: so sollten doch bloss die wichtigsten erwähnt seyn, um nicht ohne Noth den Anfänger mit Kunstwörtern zu überladen, die er nicht versteht und nicht brauchen kann. Des *Quersinus* bedarf doch der Anfänger selbst in der Trigonometrie nicht. Überhaupt sollte nicht für den *ersten Unterricht* Manches, was der Vf. in dieses Lehrbuch aufgenommen, zu schwer und mithin auch zu viel seyn? Z. B. wenn er S. 68—76 zum Theil ziemlich schwierige und verwickelte Formeln, mit Anwendung der Logarithmen, mittelst der Gleichungen berechnen lässt. Folgt wohl mathematisch streng, was S. 35 oben aus §. 22 gefolgert wird? Dem Rec. schien diess nicht so, obwohl der Satz selbst, der bewiesen werden soll, seine vollkommene Richtigkeit hat. Vorzüglich ausführlich ist das Capitel von der *Cirkelquadratur* abgehandelt; vielleicht dürfte Mancher sagen, zu ausführlich für ein Lehrbuch dieser Art; indess hat der Vf. manche schätzbare Notiz beygebracht, und die verschiedenen Berechnungen gut zusammengestellt, woraus hervorgeht, dass ein Deutscher, Vega, das Verhältniss des Diameters zur Peripherie am genauesten berechnet hat, nämlich bis auf 143 Decimalstellen. Müsig ist das Beywort *perpendicular*, was bey der Höhe des Dreyecks und Parallelogramms mehrmals vorkommt, da es doch an andern Orten nicht steht; ja es könnte den Anfänger wohl auf den Gedanken bringen, als gebe es eine *nicht perpendikulare* Höhe.

Zuletzt bemerkt Rec. noch, dass mehrere *Tabellen* angehängt sind für die Berechnung der Flächen und Körper, mit den dazu gehörigen Formeln, auch 6 *Kupfertafeln*, was auf dem Titel nicht angegeben ist.

S. P.

PHYSIK.

Leipzig, b. G. Fleischer: *Neue Ansicht über den merkwürdigen Naturbau der Kometen; und besonders derjenigen von 1811 und 1819, wie auch über die Beschaffenheit ihrer Bahnen und die einstige Zerstörungsart unseres Wohnortes von denselben.* Von Dr. *Aug. Heinr. Christ. Gelpke*, Prof. der Mathematik und Astronomie am Herzogl. Colleg. Carol., und Lehrer am Martineo in Braunschweig. Zweyte, verbesserte und vermehrte Aufl. Mit 2 Kupfertaf. 1820. 176 S. 8. (16 gr.)

Diese kleine Schrift enthält manche gute Nachrichten über Cometen, vermischt mit andern Bemerkungen, die minder Beyfall verdienen. Der Stil ist pathetisch, aber nicht correct, und der ganze Vortrag zu wenig tief eindringend.

Der Vf. durchläuft eine Menge von Betrachtungen, die er aber theils zu flüchtig, theils nicht ohne Unrichtigkeiten, und theils mit viel zu entschiedener Zuversicht vorträgt. Eigentliche Gründlichkeit war zwar bey dem Zwecke dieser Schrift eben nicht nothwendig; aber eine etwas genügendere Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang dieser Untersuchungen hätte Hr. *G.* doch seinen Lesern geben können. — Unrichtigkeiten kommen manchmal vor; z. B. S. 58 sagt Hr. *G.*: „da die Cometen noch unausgebildete Weltmassen zu seyn scheinen: so kann auch ihr Lauf noch nicht gehörig geordnet, und muss abhängig von grösseren Weltmassen seyn, denen sie in ihrem Laufe nahe kommen." Diese Störungen hängen also, nach der Meinung unseres Vf's. davon ab, dass die Cometen noch unausgebildet sind; — diess ist nicht der Fall, sondern ein kleiner, fester Planetenkörper, in der Bahn des Cometen von 1770, würde ähnliche Störungen erlitten haben, und könnte durch den mächtigen Einfluss des Jupiter eben so gut gezwungen werden, eine sehr veränderte Bahn zu durchlaufen.

Was der Vf. S. 67 sagt: „wenn die Schwungkraft eines Weltkörpers von der Sonne immer mehr geschwächt und endlich ganz *vernichtet* wird: so muss er zu ihr hinfallen", — ist uns durchaus unverständlich. Auch das, was der Vf. S. 69 äussert, ist unrichtig, „dass die Schwungkraft der Planeten durch die *geraumvolle* Zeit, seit welcher sie das Sonnengebiet durchwandern, geschwächt worden sey; denn jede Körperkraft nehme durch den Gebrauch ab und werde schwächer, also auch die Schwung-

kraft der Welt". — Keine Theorie und keine Beobachtung führt zu einem solchen Schlusse. Kleinere Unrichtigkeiten, die Hr. *G.* bey eignem Nachrechnen wohl würde gefunden haben, kommen auch vor; z. B. Hr. *G.* meint (S. 45), der Comet von 1618 habe einen an sich längeren Schweif gehabt, als der von 40 Mill. Meilen, der dem Cometen von 1769 beygelegt wird. Der Schweif des Cometen von 1618 war selbst in den Tagen, da er am längsten war, nicht über 10 Mill. Meil. lang. — Dass der Comet von 1819 in Petersburg schon am 26 Juny (nach S. 106) konnte gesehen werden, ist auch eine übereilte Behauptung, die mit S. 108, wo gesagt wird, dass er an eben dem Tage vor der Sonne vorüber ging, nicht zusammenstimmt.

Was die allzu entschiedenen Behauptungen betrifft: so kommen diese sehr zahlreich vor. Schon die ganz genauen Angaben der Umlaufszeiten der Cometen gehören hieher; denn so genau, auf einzelne Jahre, kennen wir diese nicht. Eben so ist es eine höchst gewagte Behauptung, dass der Comet von 1811 bey seinem Wiedererscheinen sich minder gross zeigen werde, weil er sich während der Umlaufszeit von 3400 Jahren mehr zu einem festen Körper ausbilden werde. — Wir wissen viel zu wenig von der Natur der Cometen, um so etwas entschieden zu behaupten, und daher wünschten wir, der Vf. hätte sich nicht so ausgedrückt, als ob wir hievon sichere Kenntnisse besäsen.

Zu diesen kühnen Behauptungen gehört auch die Beantwortung der Frage, wann denn unsere Erde die grosse Veränderung erleiden wird, von welcher der Titel des Buches redet. S. 146 sagt der Verf.: „die Zeit, wo unser Wohnort nicht mehr die nöthige Fülle von Nahrungsstoffen wird darbieten können, wird dann eintreten, wenn die Erdaxe in eine senkrechte Stellung gegen den Sonnenkörper (soll heissen gegen die Ebene der Erdbahn) wird erhalten haben". Diese Zeit wird nach *Vega* und *Laplace* ausgerechnet, unter der ganz unstatthaften Voraussetzung, dass die Schiefe der Ekliptik gleichförmig abnehme. Da wir viel mehr Grund haben, die Abnahme der Schiefe der Ekliptik als etwas Periodisches anzusehen, und anzunehmen, dass sie nur bis zu einem gewissen Zeitpuncte dauern, dann aber eine Zunahme eintreten wird, so fällt diese Berechnung ganz weg.

Auch nach des Vf's. Berechnung läge dieser Zeitpunct noch 160,000 Jahr entfernt; aber er macht uns besorgt, dass ein Comet uns schon weit früher ins Verderben stürzen wird. Wir wollen die Möglichkeit eines solchen Anstossens nicht leugnen; aber bemerken müssen wir doch, dass auch hier wieder eine irrige Behauptung vorkommt. S. 150 heisst es: *Olbers* habe berechnet, dass in einem Zeitraum von 88000 Jahren ein Comet der Erde so nahe kommen *wird*, als der Mond ihr ist. — So etwas konnte *Olbers* weder berechnen noch behaupten, sondern die ganze Rechnung war nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, die bekanntlich nie angiebt, was geschehen *wird*, sondern was als Mittelzahl aus unzähligen Fällen geschehen sollte. Wenn ich mit einem Würfel, dessen Seiten mit 1, 2, 3, 4, 5, 6 bezeichnet sind, würfle: so sagt die Wahrscheinlichkeitsrechnung, es solle in jeden sechs Würfen einmal die 6 oben zu liegen kommen, und wirklich wird man auch in 600 Würfen ziemlich nahe auch 100 mal die 6 oben rechnen können; aber dennoch wird Niemand sagen: ich werde in den sechs ersten Würfen einmal die 6 erhalten, denn darin könnte man sehr irren.

Von dem sonderbaren Vortrage des Vf's. müssen wir doch wenigstens eine Probe geben, und dem Vf. mehr Sorgfalt auf Stil und Darstellung zu wenden, anrathen. — Wer sollte wohl glauben, dass der Vf., indem er von der Entstehung der Himmelskörper redet, folgende Betrachtung (S. 112) einmischte: „Der erste Zustand aller Dinge ist ein flüssiger gewesen. Wer verkennt dieses, wenn er an die Entstehung des erhabenen Menschen aus einem kleinen, einem Senfkorn an Grösse gleichenden, Eye denkt? Und wer würde es glauben, wenn es nicht die Erfahrung bestätigte, dass aus demselben der grosse, erhabene Mensch entstehe, der mit einer Messruthe in der Hand die ungeheuren Weiten der Welten, welche der Lichtstrahl erst in Jahrtausenden, und die Weite von dem von *Herschel* zuletzt entdeckten Weltgebiete in 1½ Millionen von Jahren durchläuft, auszumessen, und die Gesetze, wodurch sie in dem grossen Weltraume schwebend erhalten und umher geführt werden, auszuforschen vermag?"

Die Anmerkung S. 78 und andere Stellen könnten uns gleichfalls zu Beyspielen dienen; aber diess eine mag genügen.

i. e. e.

DRUCKFEHLER.

In der Recension von *Nietsch* über verborgene Entzündung No. 82. S. 185. Z. 18 v. oben statt *Harngefäfse* l. *Haargefäfse*. S. 187. Z. 13 v. ob. st. *Reizempfänglihen* l. *reizempfänglichen*. Z. 14 v. ob. st. *Zusammenziehung empfänglicher* l. *zusammenziehungsempfänglicher*. Z. 11 v. unt. st. *Harngefäfsen* l. *Haargefäfsen*. Z. 8 v. unt. st. *Wendungen* l. *Wandungen*. S. 188. Z. 87 v. ob. st. *des* l. *denn*. Z. 29 v. ob. st. *Wendungen* l. *Wandungen*. Z. 4 v. unt. st. *ihr* l. *ihm*. S. 189. Z. 2 v. ob. st. *dargebotener* l. *dargebotenen*. Z. 15 v. ob. st. *solcher* l. *solchen*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1820.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Paris, b. Levrault: *Annuaire de l'Etat Militaire de France pour l'année MDCCCXX*, publié sur les documens du Ministère de la Guerre, avec autorisation du Roi. 1820. X und 600 S. 8. (5 Franks in Paris, 1 Rthlr. 20 gr. in Deutschland.)

Dieser Militairalmanach beschäftigt sich bloss mit der Landmacht Frankreichs, jedoch ohne die Nationalgarden — die unter dem Ministerium des Innern stehend, nicht zum Militairetat gerechnet werden; die Einrichtung des Buchs ist dem Zwecke völlig entsprechend, da es aber den Leser unstreitig mehr interessirt etwas über die Stärke und Eintheilung der Fränzös. Armee, als über die Anordnung des Almanachs zu erfahren: so wollen wir hier einen Umriss jener geben, und der bequemen Übersicht halber den Inhalt verschiedener Capitel in einander verschmelzen.

Frankreich ist in 21 Militairdivisionen eingetheilt; gewöhnlich führen Generallieutnants den Titel als Gouverneurs derselben (die aufgeführten 16 Marschälle haben kein Commando) in jeder ist ausserdem 1 Generallieutenant und einige *Marechaux de Camp* angestellt; jede Waffe hat eine Anzahl Generale zu Inspecteurs.

Der *Generalstab* zählt 8 Generallieutenants, 16 *Mar. d. C.*, 60 Obersten, 30 Oberstlieutenants, 90 Bataillonschefs, 270 Capitains, 125 Lieutenants, und in der für ihn bestimmten Schule 71 Eleven, Souslieutenants. Die *maison militaire du roi* hat 4 Compagnieen *Gardes du Corps*, 1 Comp. *G. d. C. a pied*; und 2 Escadr. *G. d. C.* von *Monsieur*. *Die Garden* bestehen aus 8 Infant. Regim. (wovon 2 Schweizer) zu 3 Bataillons, 2 Regtr. *Gren. a cheval*, 2 Regt. Cuirassier, 1 Regt. Dragoner, 1 Regt. *Chasseurs a cheval*, 1 Rgt. *Lanciers*, 1 Rgt. Husaren, zu 6 Compagnieen; 1 Rgt. Fussartillerie zu 2 Bat., 1 Rgt. reut. Artill. zu 4 Comp., 6 Comp. Artill.-Train. *Die Infanterie* ist nicht in Regimenter, sondern Legionen formirt, die sich durch Nummern und die Namen ihrer heimathlichen Departements unterscheiden. Die Zahl der Bataillone ist bey den einzelnen Legionen verschieden 2 bis 4; einige (9) Legionen aus gebirgigen Departements sind leichte Infanterie, ausserdem ist bey jeder Legion das 3 oder — wenn es existirt — das 4 Bat. als leichte Infanterie formirt. Es existiren 94 Legionen, da 8 Departements deren zwey stellen, die aber nur eine Nummer führen; sie *sollen* haben 85 leichte, 173 Linien-Bat., haben aber bis jetzt nur 65 leichte, 147 Linien-Bat. Drey Comp. *Fusiliers* und ebensoviel *Pionniers de discipline* scheinen Correctionsabtheilungen zu seyn, — für die grosse Armee sehr wenig. Hiezu kommen noch 4 Regimenter Schweizer zu 3 Bat. und die aus Ausländern zusammengeworbene Legion Hohenlohe zu 3 Bat. *Die Cavallerie* zählt 1 Rgt. Carabiniers (*de Monsieur*) 6 Regtr Cuirassier (haben Namen von Mitgliedern des Königl. Hauses, während die übrigen Regt. nach Departements benannt sind) 10 Regt. Dragoner, 24 Regt. *Chass. a cheval*, 6 Regt. Husaren, jedes Regim. zu 8 Compagnieen. *Die Artillerie* hat 8 Regt. Fussartillerie zu 4 Bat., 4 Regt. reut. Art. zu 6 Compagnieen; 12 Comp. *Ouvriers*, 1 Comp. *Artificiers*, 8 Escadrons Train. Zu dem Corps wird noch gerechnet 1 Bat. Pontoniers und der *Train des equip. milit.* von 2 Parcs mit 1 Escadron (2 Comp.) Train und 2 Comp. Ouvriers. *Das Ingenieur-Corps* besteht ausser den für die Fortificationen nöthigen Officieren aus 3 Regtn. zu 2 Bat. und einem Depot (das Bat. zu 1 Mineur 5 Sapeur-Compagnieen) und einer Compagnie Train. Getrennt von ihm ist das *Corps der Ingenieur-Geographen*, bestehend aus 1 General-Inspect., 6 Obersten, 2 Oberstlts., 5 Escadronschefs, 34 Capitains, 22 Lieutenants und 11 Eleven, Souslieutenants. Die Abtheilungen zur Versorgung nicht mehr felddienstfähiger Soldaten, sonst *Veteranen-Comp.*, jetzt *Comp. sedentaires* genannt, sind 45, nämlich 10 Comp. Sousofficiers, 35 Comp. Fusiliers. In der Königl. Ordonnanz vom 25 März 1818, welche die neue Benennung bestimmt, wird zwar auch der 12 *comp. de canoniers sedent.* gedacht, sie sind aber in dem Buche nicht aufzufinden. *Die Gensd'armerie* zählt in 6 Generalinspectionen 24 Legionen.

Zu erwähnen ist noch das Corps der *Intendans milit.* von 35 *Int. mil.*, 180 *Sous-Int.*, 35 *Adjoints-Sous-Int.* und 10 Eleven; der *Service de Santé* zerfällt in Ärzte (7 *Med. en chef etc.*), Chirurgen (7 *Chir. en chef*), Apotheker (6 *Pharmac. en chef etc.*), das *Invalidenhaus zu Paris*, dessen Gouverneur der Marschall *Duc de Coigny*, ein Gen.-Lieut., Commandant ist; das zu *Avignon* mit einem Mar. d. C. als Commandanten.

In dem Buche finden sich ausserdem noch die Übersicht des Kriegsministeriums, die namentliche Liste aller angestellten und inactiven Generale, das Personal der Commendanturen in den festen Plätzen,

das Perſonal der verſchiednen Schulen, die namentlichen Verzeichniſſe der Groſskreutze und Commandeurs des Ludwigsordens, ſo wie der Groſskreutze, Groſsofficiers und Commandeurs der Ehrenlegion, die ſich in der Franz. Landarmee finden, — der Milit. Verdienſtorden (für Proteſtanten die den Ludwigsorden nicht erhalten können) ſcheint in der Franzöſ. Armee noch nicht wieder ausgegeben worden zu ſeyn. Bey allen Officieren, vom Marſchall an, iſt nicht allein das Datum des Patents bemerkt, ſondern es ſind auch die Officiere (bey der Infant. und Cavallerie, bis *incl.* Capitains, bey der Artillerie und den Ingenieurs auch die Lieutenants) jeder Waffengattung noch appart nach ihrer Anciennetät aufgeführt; die Lectüre dieſer Liſten möchten wir allen Malcontenten der übrigen Armeen empfehlen.

L.

Berlin, b. Dieterici: *Rang- und Quartier-Liſte der Königl. Preuſſiſchen Armee für das Jahr* 1820. Mit Genehmigung Sr. Maj. des Königs. Redacteur, Kriegsrath, *Müller* v. d. Geh. Kr. Canzley. 308 S. 8. (20 gr.)

Die Vergleichung dieſes Buches mit dem eben angezeigten würde zu ſehr intereſſanten Discuſſionen über Militairorganiſation führen, da wir hier einen Staat ſehen, der bey 10½ Million Bevölkerung wenigſtens eben ſo viel Truppen ſtellt, als der Franzöſiſche, den man zu 29 Millionen annimmt; indeſs ſolche Vergleichungen geſtattet der Raum nicht, und wir müſſen uns begnügen, bey Darſtellung des Inhalts vorliegenden Buches eben ſo wie bey dem vorigen zu verfahren.

Die Armee iſt in 9 Armee-Corps eingetheilt, deren jedes ein General-Commando und zwey Diviſions-Commando's hat, die Diviſion beſteht aus 1 Infanterie- 1 Cavallerie- 1 Landwehr-Brigade; dieſes iſt eine der Hauptveränderungen des letzten Jahres, da bisher Provinzial-General-Commando's und unter dieſen ſelbſtſtändige L. W. Inſpectionen exiſtirten.

Das *Kriegsminiſterium* (deſſen Chef ebenfalls gewechſelt hat) beſteht aus 5 Departements, und mit ihm ſtehen in Verbindung das *Departement für die Invaliden*, das *General-Auditoriat* und die *General-Militair-Caſſe*. *Das Garde- und Grenadier-Corps* beſteht aus 2 Garde-Regt. zu Fuſs, 2 Grenadier Regimentern, 1 Garde Jäger- und 1 Garde Schützen-Bat; 4 Garde L. W. Inf. Regt., 1 Cuiraſſier, 1 Dragoner, 1 Huſaren, 1 Ulanen, 1 Garde L. W. Cavallerie Regt., 1 Brigade Garde-Artillerie, 1 Garde-Pionier-Abtheilung, 6 Garniſon- und 2 Invaliden-Compagnieen. Die *Infanterie des ſtehenden Heeres* zählt 40 Regt. (32 zu 3, die letzten 8, welche *Reſerve-Regimenter* hieſsen, zu 2 Bat.) 2 Jäger, 2 Schützen-Bataillone, auſserdem ein ſogenanntes *Lehr-Infanterie-Bataillon*, das aus Commandirten aller Regimenter zuſammengeſetzt, bey der Garde mit Dienſt thut. Die *Cavallerie* beſteht aus 8 Cüraſſier-, 4 Dragoner-, 12 Huſaren-, 8 Ulanen-Regimentern zu 4 Escadrons; und einer *Lehr-Escadron*, die unter Führung einiger permanent angeſtellter Staabsofficiere durch Commandirte der Regimenter gebildet wird. Die *Artillerie* zählt 8 Brigaden, jede von 3 Abtheilungen, welche zuſammen 12 Fuſs- u. 3 reitende Compagnieen bilden, wozu noch eine Handwerks-Compagnie kommt. *Ingenieur-Corps.* Es zählt 8 Pionierabtheilungen zu 2 Compagnieen und 3 Ingenieurs-Brigaden (die letzteren bloſs aus Officiers beſtehend). *Garniſon-Truppen* beſtehen aus 32 Regiments- u. 16 Diviſions-Garniſon-Compagnieen. *Invaliden.* 16 Inval.-Compagnieen, das Invaliden-Bataillon zu Berlin, die Invalidenhäuſer zu Stolpe und Rybnick. *Landwehr*, hat ſeit dem letzten Jahre bedeutende Organiſationsveränderungen erfahren, und zählt jetzt 32 Regimenter zu 3 Bat., 3 Escadrons 3 Artillerie-Compagnieen des 1 und 2 Aufgebots, und 4 combinirte Landwehr Reſerve Regtr. zu 2 Bat. Hienach wird nun die Eintheilung in Corps verſtändlich; die Diviſion beſteht aus 2 Linien-Infanterie-Regt., den beiden dazu gehörenden Landwehr-Regtn., 2 Linien Cavallerie-Regtn., 2 Regiments-1 Diviſions-Garniſon-Compagnie und 1 Invaliden Compagnie; zwey Diviſionen bilden ein Armee-Corps, zu dem noch 1 Reſerve-Infant.-Regt. mit ſeinem Reſerve-L. W.-Bataillon, 1 Artillerie-Brigade, und 1 Pionier-Abtheilung gehört. Eine dem Buche beygefügte Tabelle gewährt ſehr deutliche Überſicht dieſer Eintheilung.

Die *Armee-Gendarmerie* zählt nur einen Officier (ſie iſt im Ganzen 150 Pferde ſtark und zum Ordonanz-Dienſt bey den General-Diviſions- und Brigade Commando's vertheilt) die *Gendarmerie* eine dem Perſonal nach zum Militäretat, ihrer Beſtimmung gemäſs zum Civiletat gehörende Truppe beſteht aus 1 Chef, 10 Ober Brigadiers, einer nicht unbeträchtlichen Zahl Kreis-Brigadiers und einer noch bedeutenderen Kreis Officiere. — Wir finden auſserdem noch aufgeführt eine *Ober-Militair-Examinations-Commiſſion, Examinations-Commiſſionen für Port d'Epée Fähndriche, eine Artillerie-Prüfungs-Commiſſion, eine Prüfungs-Commiſſion für Artillerie-Premiers-Lieutenants* und eine für *Ingenieur-Capitains 1ter Claſſe;* ferner die *Allgemeine-Kriegsſchule, Militair-Studien-Commiſſion, Artillerie- und Ingenieur-Schule, Diviſions-Schulen*, das *Cadetten-Corps*, eine Überſicht des Perſonals vom *Militair-Medicinal-*, vom *Proviant- und Fourage-Weſen*, vom *Train.*

Die Armee hat jetzt verhältniſsmäſsig wenig überzählige (aggregirte) Officiere, eine nicht unbeträchtliche Anzahl iſt mit Inactivitätsgehalt — eine Erſparungsmaſsregel — ausgeſchieden; dagegen ſind die beurlaubten Landwehr-Officier-Corps noch lange nicht überall vollzählig. Der einzige Feldmarſchall iſt nach des Fürſten *Blücher* Tode noch — der Herzog von Wellington; alle Prinzen des Königl. Hauſes dienen in der Armee, der jüngſte davon Prinz

Albrecht als Second-Lieutenant im 1 Regt. Garde; wieviel adeliche und nichtadeliche Officiere existiren, wieviel Orden diese und jene haben, diess aufzuzählen haben wir keine Lust, und überlassen es Anderen, die daran Vergnügen finden.

L.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Kriegs-Handwörterbuch, oder Erklärung der vorzüglichsten und gebräuchlichsten in dem Kriegswesen vorkommenden Gegenstände und Kunstausdrücke.* Von *Th. Hildebrandt*, Königl. Baier. Oberlieut. Mit 8 Kupfertafeln und 2 Tabellen. 1820. IV u. 380 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Buch dürfte ein ganz anderes und weit ausgebreiteteres Publicum finden, als dasjenige, für welches es der Vf. bestimmt hat. Er will damit dem Gedächtnisse des Officiers *im Felde* zu Hülfe kommen; da aber in so beschränktem Raume erschöpfende Darstellung der einzelnen Gegenstände nicht zu verlangen ist: so wird auch dadurch wenig gewonnen; im Frieden, wo dem Officier grössere Werke über die einzelnen Fächer zugänglich sind, muss er unbedingt zu diesen greifen, wenn er sich unterrichten will. Scheint so der eigentliche Zweck des Vfs. nicht erreichbar, so hat er dagegen einem Bedürfniss abgeholfen, das in unserer Zeit, wo Jeder, und am liebsten über den Krieg liest, fühlbarer als je ist. Wir haben die grosse Zahl Nichtmilitairs im Auge, denen bey ihrer Lectüre alle Augenblicke militär-technische Ausdrücke aufstossen müssen, die sie nicht verstehen, und über welche sie auch das berühmte Conv. Lexikon meist in Ungewissheit lässt. *Diesen* muss ein solches Buch ungemein willkommen seyn, und da es ihnen zunächst auch nur darum zu thun ist, für den Ausdruck einen Begriff zu gewinnen: so schadet es durchaus nichts, dass die Sache nicht so erschöpft ist, wie es der Officier wünschen muss, der vielleicht nach dem aufgefassten Begriff handeln wollte. In dieser Beziehung müssen wir auf das Buch aufmerksam machen, und können es besonders allen Gesellschafts-Vorstehern als eine nothwendige Bereicherung der Bibliotheken empfehlen, welche die verehrlichen Mitglieder, die jetzt überall so gern auch militärische Raisonnements führen, vor mancher Bêtise sichern wird.

Was die allgemeine Einrichtung betrifft: so hätte durch sparsameren Druck, durch grössere Zusammendrängung der Worte, wo bloss auf andere verwiesen wird, durch Unterordnung der zu einem Hauptworte gehörenden zusammengesetzten Worte sehr viel Raum gewonnen und nutzbar verwendet werden können; zweckmässig ist allemal der Französische Ausdruck beygefügt, und ein Französisch-Deutsches Register erleichtert das Nachschlagen derselben ausserordentlich; eben so müssen wir es billigen, dass auch auf den Seekrieg, aber in gewisser Beschränkung, Rücksicht genommen worden ist. Die Schwierigkeit des *zu viel* oder *zu wenig* bezeichnet der Vf. selbst, und wenn diess das weiteste Feld ist, auf welchen man im allgemeinen mit ihm rechten könnte: so begeben wir uns dessen doch gern, da wir jene Schwierigkeit nicht verkennen, und begnügen uns, zu einigen Artikeln Bemerkungen beyzufügen, welche zum Theil die beym Anfange dieser Anzeige geäusserte Meinung rechtfertigen mögen.

Abstecken kann, wie es hier steht, den Officier nichts nützen. *Anciennetät* fehlt hinter *Zeit* der Zusatz: in demselben Grade. *Bewaffnung.* Sollte hier nicht auch die verschiedene Bewaffnung der Festungen (gegen den gewaltsamen oder regelmässigen Angriff) erwähnt werden? *Bombardement.* Der Hauptzweck ist wohl Zerstörung der Festungs-Magazine. *Bonnet.* Um einem Irrthum vorzubeugen, hätte wohl hier oder unter *Pfaffenmütze* des *Bonnet a pretre* erwähnt werden sollen. *Debordiren.* Hier fehlt die factische Bedeutung des Wortes. *Evolution* mag von einer Brigade oder Compagnie ausgeführt werden, ist doch nur Schulübung der Elementar-Taktik; Manövren-Anwendung derselben gegen einen supponirten Feind. In diesen 5 ersten Buchstaben des Alphabets fanden wir ausserdem noch folgende Worte: *Abdankung, Abführen, Abmarsch, Abschneiden, Anwerben, Anzünden, Ausheben, Ausreissen, Behaupten, Brandschatzung, Durchschlagen, Einhauen, Einquartieren, Exercieren, Exercier-Platz, Execution*, welche, in einem zunächst für Officiere bestimmten Wörterbuche, wohl wegbleiben konnten, weil es hoffentlich keinem nöthig scheinen wird, sie nachzuschlagen. Rücksicht auf den Raum nöthigt uns, hier unsere Bemerkungen abzubrechen, die für den Vf. hinreichend seyn werden, und deren weitere Ausdehnung dem Leser wenig nützen dürfte.

bb.

Stuttgart, b. Metzler: *Die Kunst der grossen Kriegs-Operationen.* Nach den besten Quellen frey bearbeitet von *General von Theobald.* 1820. IV u. 110 S. 8. (12 gr.)

Der Erzherzog Carl, General Rogniat und überhaupt alle einsichtsvollen Männer, welche es versucht haben, die Kunst der Kriegführung als Wissenschaft zu lehren, setzen dabey voraus, dass der Krieg nach der ehemaligen Methode, nämlich mit Magazinen geführt werde (Rogniat nennt es, wenn wir nicht irren, den *regelmässigen* Krieg), und unser Vf. scheint auch von diesem Gesichtspunct auszugehen. Da nun aber diese Verpflegungsweise bey dem grössten Theile der Europäischen Heere dem Requisitions-System gewichen ist, und auch, nach der Lage der Dinge, nicht wieder eingeführt werden *kann:* so fällt mit dem Fundamente der Wissenschaft auch natürlich der ganze Bau zusammen. Wie vortrefflich daher auch viele Einzelnheiten des vorliegenden Buches seyn mögen, dem Ganzen, dem darin aufgestellten System können wir nicht bey-

pflichten, es erscheint uns für die jetzige Zeit völlig unhaltbar. Unbegreiflicher scheint es aber, wie nach drey Feldzügen Buonapartes, 1796 in Italien, 1806 in Deutschland, 1809 in Baiern und Österreich, nach drey so bestimmten Beyspielen, wo stets die eine Armee aus Magazinen, die andre von Requisitionen lebte, und dadurch zunächst ihre glänzenden Erfolge erhielt, weil sie in ihren Bewegungen nicht gebunden war, wie man nach diesen noch eine Strategie-Wissenschaft aufrecht erhalten will.

bb.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Lehrbuch der Kriegswissenschaftslehre, oder Grundsätze zur Verwaltung des Kriegswesens, im Frieden und im Kriege;* von *C. M. Morin*, vormals Oberbeamten bey dem Kriegsrechnungswesen etc. Nach der zweyten Ausgabe der Franz. Grundschrift frey übersetzt, mit einer Einleitung, berichtigenden Zusätzen und Anmerkungen versehen von *Ferdinand v. Schmid*, quittirtem Officier des K. B. Generalstabs. 1819. LXXX u. 308 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir haben bis jetzt immer geglaubt, die Einrichtungen zu Erhaltung der Heere im Allgemeinen, können nicht nach generellen Ansichten gemodelt, sondern müssen den Eigenthümlichkeiten jedes Staates besonders angepasst werden, aus welchen sich dann die Form der Verwaltung, Rechnungslegung etc., wie von selbst entwickelt, allein die Wissenschaftswuth des Zeitalters gestattet einen so sehr auf die einfache Natur der Dinge begründeten Gedanken nicht, und bald wird die „Kriegswirthschaftslehre" als eine Art Facultäts-Wissenschaft figuriren. Wir zweifeln indess gar sehr, dass diese je praktische Wichtigkeit gewinnen dürfe, da die Gouvernements im Frieden ihre localen Verhältnisse schwerlich den Theoremen aufopfern werden, im Kriege aber das Bedürfen ohnehin immer den kürzesten Weg zeigt, das jetzt allgemein angenommene Requisitions-System überdem nur sehr einfache, in der Natur der Sache begründete Combinationen erfodert.

Diese Bemerkung schien bey dem vorliegenden Werke nöthig; unbekannt mit den Zwecken, welche der Vf. des Originals hatte, halten wir uns an den Deutschen Bearbeiter, der es ganz ernstlich auf eine wissenschaftliche Begründung der Kriegswirthschaftslehre anlegt. Er bringt dazu eine gelehrte Bildung und Belesenheit mit, die uns Achtung einflösst; sie scheint uns aber an dem Gegenstande verschwendet. Denn wer möchte es nicht Vergeudung nennen, wenn in der einen Hälfte der 80 Seiten betragenden Einleitung, durch fast unzählige Citate erwiesen wird, dass man ohne Lebensmittel nicht füglich Krieg führen könne, während sich die andere nicht minder gelehrte Hälfte mit der Frage befasst: ob Geld ein Haupterforderniss zum Kriege sey oder nicht.

Es wurde den beschränkten Raum dieser Anzeige weit überschreiten, wollten wir eine Darstellung der Ideen des Vfs. auch nur im Umrisse wiedergeben, oder uns auf Erörterungen einzelner einlassen. Wer zu wissen begehrt, wie Hr. *M.* die Kriegswirthschaft eingerichtet haben will, den müssen wir auf das Buch selbst verweisen, das durch die oft berichtigenden Anmerkungen des Übersetzers sehr gewonnen hat; Anmerkungen, in denen er eine Gelehrsamkeit beurkundet, die man im Militärstande nicht oft vorfindet, die aber, wie es uns scheinen will, für den vorliegenden Zweck des praktischen Nutzens entbehrt.

Könnte man sich von der Idee trennen, den Staaten allgemeine Militärverwaltungs-Regeln aufzustellen (die so wenig ins Leben übergehen werden als die Ideen so vieler neuer Staats-Theoretiker), so liesse sich allerdings etwas sehr nützliches für diese Branche leisten, einmal durch ein aus den bestehenden Verordnungen gezogenes System der Form der Verwaltung und Rechnungslegung in jedem Staate (statt dass jetzt z. B. für die Kriegs-Commissarien der Preussischen Armee bereits 8 — 10 Bände Verordnungen existiren, von denen eine immer wieder die andere modificirt), welches dann gleichsam als Reglement für diesen Zweig dienen könnte; dann durch eine Art von Lehrbuch für die Verpflegung im Kriege. In diesem müsste von sehr einfachen Dingen die Rede seyn; z. B. vom Brodbacken, von der ungefähren Schatzung des noch auf dem Halme stehenden Getreides; auch wären da vielleicht statistische Details über die wahrscheinlichsten Kriegstheater, in soweit sie nämlich die Subsistenzmittel betreffen, an ihrem Orte. So kleinlich diess klingen mag: so würde doch eine nicht geringe Kenntniss dazu gehören, ein solches Buch zu schreiben; es würde aber auch gewiss gar vielen Unterbeamten sehr willkommen und nützlich seyn, die dagegen völlig rathlos bleiben, wenn man ihnen (wie es geschehen ist) ein Buch in die Hände giebt, wo zuvörderst der Unterschied zwischen öffentlichem und Privatkrieg demonstrirt, und als erstes Beyspiel des letztern das traurige Ereigniss aufgestellt wird: wie Kain den Abel todtschlug.

Ld.

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Elementarbuch für Stadt- und Landschulen, nebst praktischen Erläuterungen desselben für Lehrer.* Von *Joh. Christ. Fr. Gutsmuths.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1820. 259 S. 8. (9 gr.). S. die Rec. Jahrg. 1815. Erg. Bl. No. 50.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

THEOLOGIE.

Giessen, b. Heyer: *Katechetik* oder *Anleitung zu dem Unterricht der Jugend im Christenthum.* Als gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage von Religiosität, was sie seyn soll und wodurch sie befördert wird. Von Dr. *Friedr. Heinr. Chr. Schwarz*, Grossherz. Badischem Kirchenrath und ord. Prof. der Theol. in Heidelberg. 1818. 370 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. gab im J. 1793 ein kleines Buch unter dem Titel: *Religiosität, was sie seyn soll, und wodurch sie befördert wird*, heraus, welches, wie er sagt, eine günstige Aufnahme fand, so, dass bald eine neue Auflage gewünscht wurde, die sich aber wegen der Kriegszeiten verschob. Als er nun während seiner akademischen Wirksamkeit von mehreren Seiten aufgefodert wurde, eine Katechetik zu schreiben, so glaubte er, dass sich jene Schrift in ein solches Lehrbuch umwandeln lasse, weil dort dieselbe Idee zum Grunde lag, welche er in seinen katechetischen Vorlesungen bestimmter bearbeitet hatte. Zugleich enthielt auch jene Schrift manches, das noch immer zur Sache zu dienen schien, welches hier aufgenommen werden konnte. Das Buch zerfällt in drey Theile, in einen historischen, der die Geschichte des katechetischen Unterrichts enthält; in einen theoretischen, der die christliche Religion als Gegenstand für die Belehrung der Jugend betrachtet; in einen praktischen, der die Methodik der Jugendbildung in der christlichen Religion zeigt. Zuvor wird von dem Grundbegriffe der Katechese gesprochen, die von Alters her in der christlichen Kirche einen Unterricht in der christlichen Lehre anzeigt. „Das Wort wurde aber bald in dem bestimmteren Sinne gebraucht, als Unterricht in derselben für die Anfänger, als Einführung in die Lehren des Christenthums. Katechetik würde also die Anweisung heissen, wie man diesen Unterricht ertheilen soll. Aber man hat in der neueren Zeit, wo überhaupt erst die Wissenschaften gebildet worden, mehr die Anweisung zur Katechisirkunst darunter verstanden, d. h. zu einer Lehrform durch Frage und Antwort zu unterrichten. Wir verstehen in diesem Buche unter Katechetik die Anweisung, wie man auf die beste Weise die Kinder in die Religion, insbesondere in die christliche einführen möge; oder: die Lehre von der ersten Bildung zur Gottseligkeit. (Hier erklärt sich der Vf. über Katechetik bestimmter, als in der Aufschrift des Buchs, wo bloss gesagt wird: *Anleitung zu dem Unterrichte der Jugend im Christenthum*, ohne die Form oder Kunst und Geschicklichkeit dieses Unterrichts auszudrücken, welche doch in dem Worte oder Begriffe der Katechetik (Katechisirkunst, Unterrichtskunst) liegt. Ein anderes ist es in einer Sache Unterricht geben, ein anderes, auf eine gehörige Art, nach gewissen Regeln der Kunst; welches der Vf. im dritten Theile selbst durch das Wort *Methodik* zu erkennen gegeben hat.“

Der historische Theil handelt von den Lehrern, von der Lehre für das Volk, von dem Unterrichte für die Anfänger und Kinder. Zuerst wird von der Lehrmethode Jesus geredet, wo aber weiter nichts gesagt ist, als, er habe die göttlichen Dinge enthüllt, wie es bisher noch nicht geschehen sey; habe nicht bloss durch das Wort gelehrt, sondern auch im Thun und Leben seine Lehren dargestellt. — Das Übrige bezieht sich auf seine Jünger und ihre Bestimmung und auf den von ihm empfangenen Geist. Von ihrer Lehrart selbst wird bemerkt, dass sie nicht wieder Jüngerschaften um sich her, wie Jesus, bildeten, sondern vielmehr auf den Einen Herrn und Meister hinzeigten, und dass sie auch nicht mehr so ganz lehrten, wie Jesus, im Leben und Geist, sondern mehr in historischen und dogmatischen Sätzen, in Verbindung von Begriffen, kurz, auf eine mehr didaktische Weise, besonders, wo sie schriftlich die Lehren den Christen zusandten. Indessen fehlte doch nicht jener morgenländische religiöse Stil, auch behielten sie gerne das Gnomische, das Typische und besonders das Symbolische in einigen Gegenständen bey — ausser den Aposteln verkündigten andere Christen das Evangelium. Manche wurden von ihnen zum Lehrgeschäfte gewählt, z. B. Timotheus. — Auch gab es schon vom Anfange Stufen unter den Lehrern. Übrigens herrschten Gleichheit und brüderliche Gemeinschaft in der jungen Kirche. — Aber schon in der zweyten und dritten Generation d. i. im 2 Jahrhunderte erfolgte eine bestimmte Ausscheidung (Auszeichnung), so, dass der Unterschied zwischen Lehrern und den Gemeindsgliedern, oder zwischen Klerikern oder Laien befestigt war. Ueber diesen Unterschied scheint sich der Vf. zu sehr verbreitet, und dadurch von dem Zwecke dieses Buchs zu weit entfernt zu haben. Uebrigens ist die Geschichte, die bis auf die neueren Zeiten geht, gründlich, doch nicht vollständig, fortgeführt. So vermissen wir in ihr, unter anderen, die Verdienste der Reformatoren vor Luthers Zeiten um die christ-

liche Volks- und Jugendbildung. Der zweyte und dritte Abschnitt dieser Geschichte liefert schätzbare Beyträge zu dem christlichen Unterrichte. Der letzte enthält manches Neue und Specielle, und verdient vorzüglich gelesen zu werden.

Der zweyte Theil des Buchs ist theoretisch, und stellt Betrachtungen über die christliche Religion, als Gegenstand für die Belehrung der Jugend, an. Hier wird im ersten Abschnitte von der Religion gehandelt, wo vorbereitende Betrachtungen aus der ersten Ausgabe in 5 Capiteln vorausgeschickt werden; auf welche die Bestimmung des Begriffs von Religion nach dem jetzigen Zustande der Wissenschaft, und eine Abhandlung über Irrthum in der Religion, und das Entgegengesetzte derselben folgt. Die Religion wird weder in blosse Gefühle noch in *blosses kaltes Vernünfteln*, sondern in etwas Festgegründetes gesetzt. (Wir dächten, die Religion schlösse alles Vernünfteln aus, und die Worte: *blosses, kaltes*, wären überflüssig.) „Sie sey zwar durch die seligen Gefühle, die sie hervorbringe, verehrungswürdig, aber als eine göttliche Stimme im Gewissen: *thue, was recht ist*, sey sie es noch mehr. Das Gewissen treibe uns an, die Wahrheit zu suchen, und wenn wir aus dem heiligen *Urborn* schöpfen wollten: so müssten wir unparteyisch, und durch keine blinden Gefühle berauscht, hinzutreten: dann aber wenn wir das, was recht ist, nüchtern geprüft hätten, wenn wir dabey uns zur demüthigen Unterwerfung unter dem höchsten Willen zur wahren Würde des vernünftigen Wesens erheben wollten, dann würden alle die Gefühle, welche uns den Aufschwung der sittlichen Thätigkeit erleichtern, durch jene Stimme geheiligt. Nur durch den Weg der ruhig überlegenden Vernunft sey es möglich, *alle Menschen zu Einem Glauben, zur Einstimmung der religiösen Gefühle zu führen.*" Dahin wird es wohl nie kommen, so lange die Menschen nicht blofs vernünftige, sondern auch sinnliche, nicht blofs denkende, sondern auch empfindende und leidenschaftliche Wesen sind, und nicht einerley Vernunft, einerley Vorstellungen, Ansichten, Wünsche und Bestrebungen haben. Hierauf thut der Vf. einen unerwarteten Ausfall, der weder vorbereitet, noch zweckdienlich ist: „bist du etwa stolz auf deinen Enthusiasmus für gewisse religiöse Ideen, die dich mit innerer Wonne begeistern? so stolz, dass du darum den, dessen Temperament bey seiner Geburt nicht so gemischt wurde, um die Stärke deines Gefühls zu erreichen, beneidest? Oder den, dessen Vernunft nicht mit der deinigen in die Schule ging? (ein sonderbarer Ausdruck!) — Was kannst du, Glücklicher, aber dafür, dass du in einem milderen Klima erzeugt, die Früchte einer weisen Erziehung genossest? Oder konnten der Guineaner, der Japanese, der Kannibale in einem Deutschen Athen ihre Natur abstreifen? — O zeige die Vorzüge deiner Bildung und verdamme nicht darum andere Menschen, weil sie nicht so glücklich sind, so zu denken und zu fühlen, wie du denkst und fühlest — (und in diesem Tone spricht der Vf. noch eine ganze Seite fort, ohne dass man sieht, woher diese Ausfälle kommen, und wohin sie zielen. Die Überzeugung, dass die Religion nicht auf blosse Gefühle sich gründen dürfe, sondern durch Vernunft geprüft und beglaubigt seyn soll, muss schon im Anfange sich uns aufdringen. Aus blossen Gefühlen, ohne darüber gründlich nachzudenken, entsteht Schwärmerey und Fanatismus. Jene besteht in der blinden Anhänglichkeit an dunkle Ideen, wobey der Verstand kein Geschäft hat, als etwa die einmal angenommenen Vorstellungen zu ordnen. (Aus dieser Anhänglichkeit geht zwar wohl Schwärmerey hervor, aber sie ist die Schwärmerey nicht selbst; vielmehr ist diese ein herrschendes Denken und Handeln nach solchen Ideen, oder nach verworrenen Vorstellungen und Einbildungen, zum Nachtheil klarer und deutlicher Vorstellungen. *Kant* nennt sie eine, nach Grundsätzen unternommene Überschreitung der Grenzen der menschlichen Vernunft, und bezieht sie auf übersinnliche Ideen.) Noch gefährlicher ist diese Schwärmerey, wenn sie mit religiösen Vorstellungen verbunden ist, die Religionsschwärmerey, (welche aber nicht erklärt, sondern nur nach ihren Folgen geschildert ist)." „Wenn die Religionsschwärmerey Handlungen veranlasst, die nicht mit der Moral bestehen können, keine Legalität haben, so heisst sie Fanatismus." (Das charakteristische Kennzeichen des Fanatismus ist hier übergangen, welches in der Einbildung von göttlichen Eingebungen und Wirkungen, oder von höheren Antrieben zum Handeln, besteht. Fanatiker wurden *numine afflati*, ενθεοι und θεοφορουμενοι genannt, weil sie sich, wie sie meinten, in ihren Gedanken und Handlungen nicht selbst bestimmten, sondern von einer höheren Macht bestimmt würden, gleich der Cumäischen Sibylle des Virgil). — Nachdem sich nun der Vf. über das blosse Gefühl, ohne Verbindung desselben mit der Vernunft, als unzulänglich, ja sogar als schädlich und gefährlich in der Religion, umständlich verbreitet hat, so spricht er auch eben so umständlich über das *blosse kalte* Vernünfteln in der Religion, und sagt: Kaltes Vernünfteln ist das Speculiren über einen Gegenstand, welches man theils mehr um der Theorie, um des Wissens willen, als wegen der Praxis unternimmt (das letzte kömmt wohl hier in gar keinen Anschlag), theils blofs auf das obere Begehrungsvermögen des reinen Willens anwendet, ohne auf das untere Rücksicht zu nehmen. (Sollte das ein kaltes Vernünfteln seyn? Ist denn das obere Begehrungsvermögen kein Gefühl?) Und bey allem dem Vielgesagten ist doch das *kalte Vernünfteln* und *das Vernünfteln* selbst nicht erklärt worden, welches seiner Natur nach nicht anders als kalt seyn kann, und ein blosses zweckloses Speculiren ist. So viel wir wissen, ist Vernünfteln ein vorwitziges Forschen nach Dingen, die nicht zu erforschen sind, und deren Erforschung unnütz seyn würde. Und vorwitzig ist, wozu man keinen vernünftigen Grund und Beruf hat. „Wären wir Vernunftwesen, wel-

che keine Sinnlichkeit, und *somit* kein unteres Begehrungsvermögen hätten, so würde ein blosses kaltes Prüfen der Wahrheit für unsern Willen und unser praktisches Leben hinlänglich seyn." (Ist es wohl möglich, die Wahrheit kalt zu prüfen, zumal wenn sie praktisch ist? Erwärmt nicht jede Wahrheit den Geist und nimmt ihn ein? Und hat nicht der Geist seine eigenen Gefühle? Wahrheits-, Schönheits- und Tugendgefühle? Die sinnlichen Gefühle können zwar den Geist unterstützen und stärken; aber nicht jene Gefühle erzeugen. Sie haben also ihren Werth, aber keinen solchen, als ihnen der Vf. beylegt). Wir waren nun begierig zu vernehmen, worauf denn eigentlich die Religion gegründet seyn müsse, oder was das Feste sey, worauf sie ruhen solle; aber der Vf. sagt weiter nichts, als das Gefühl allein sey unzureichend, um einen festen Grund in der Religion abzugeben, nicht aber, was dieser feste Grund sey. Anstatt dessen giebt er eine weitläuftige Erzählung von einem Menschen von gutem Herzen und Gefühl; weil er jedoch ohne gehörige Geistesbildung gewesen sey, so wäre er mit seinem Gefühl in grosse Gefahr gekommen.

Dergleichen Erzählungen kommen in diesem Buche mehrere vor, nicht bloss als Belege sondern sogar, wie hier, als Beweise. Aber *exempla illustrant, non probant.* Hierauf wird auch der Eigennutz als Bestimmungsgrund zur Religion verworfen (und das mit Recht). Aber wie wird er erklärt? „Eigennutz, oder, um feiner zu reden, Trieb nach Glückseligkeit, denkt man vielleicht, ist etwas, das sich nie aus der menschlichen Natur herausreissen lässt; es mögen Revolutionen in Systemen und Veränderungen in dem Gefühl vorgehen, wie sie wollen, so bleibt doch dieser Trieb immer; auf ihn sollte man die Religion gründen, mit dem zeitlichen Glück des Menschen sie auf das engste vereinigen, sie zur Sache der Politik machen, dann wäre sie Jedermanns Sache, und von unzerstörbarer Dauer." (Gegen diese Vorstellung ist zu erinnern, einmal, dass der Vf. eigennützigen Trieb mit Glückseligkeitstrieb verwechselt, welcher doch ganz etwas anderes ist, und den Eigennutz ausschliesst, wenigstens nicht nothwendig einschliesst. Das Glück, wonach der Eigennutz strebt, ist etwas Äusseres, die Glückseligkeit aber ist etwas Inneres: Seelenruh, Zufriedenheit, Freudigkeit, Hoffnung, Töchter der Tugend. Und wenn, nach einem weiten Begriffe, in die Glückseligkeit auch das äussere Glück und Wohlseyn mit eingeschlossen werden soll: so schliesst doch dieses Wort oder dieser Begriff die Gemeinnützigkeit nicht aus. Und wer hat denn wohl noch geglaubt oder behauptet, dass die Religion auf Eigennutz gegründet werden könne? Ein anderes ist es, den Eigennutz zur Beförderung der Religion gebrauchen, ein anderes, sie darauf gründen zu wollen. Der Vf. spricht von einer politischen Religiosität, und verwirft dieselbe mit Recht, so wie jeden Eigennutz in und bey der Religion, der mit ihr nicht bestehen kann. Hier gilt auch keine politische Macht. Denn die Religion ist eine freye Sache, die unter keinen Zwangs- sondern unter moralischen Gesetzen, unter denen der Vernunft und des Gewissens steht, und die niemanden verantwortlich ist, als dem inneren und höheren Richter. Und wenn die Politik sich in die Religion mischt, so verdirbt sie alles, und was sie gut machen will, wird böse.) Hierauf versucht der Vf. den Begriff der Religion nach dem jetzigen Zustande der Wissenschaft zu bestimmen, und geht alle die Begriffe durch, welche von ihr gegeben zu werden pflegen, selbst mit Beyfügung ihrer etymologischen Bedeutung. Nach Aufzählung aller dieser Begriffe, fragt er: sollen wir nun selbst eine Erklärung geben? Aber wir *stehen* eben so gut in unserer individuellen Ansicht, wie jeder andere, und würden also mehr die eine Seite, etwa die des Herzens hervorheben (ist uns nicht klar genug gesagt): wir möchten daher lieber nur geradezu auf den göttlichen Lehrer des Göttlichen verweisen, und *somit* von der Anbetung Gottes, als des höchsten geistigen Wesens reden, die sich von Grund der Seele durch das ganze Leben darlegt. Mit Farben kann man nicht das Licht malen, das sie selber erst entstehen lässt, nach *J. P. Fr. Richter.* Jeder muss die Religion in sich selbst tragen, wenn er nur irgend etwas, das darüber gesprochen wird, verstehen will; wer aber hat sie so vollkommen in sich, dass er sie vollkommen darstellen könnte? Das konnte nur Einer. Und auch er konnte es nicht durch blosse Worte, sondern nur durch sein ganzes Leben. Darum verweisen wir Christen auf Christum. (Diese Vorstellung kommt uns ein wenig gedehnt und gesucht vor). „Indessen verweist auch der Lehrer der Religion jeden auf sein Herz. Erwartend, dass jeder in sich selbst die Anschauung von dem erhalte, was wir Religion nennen, bemüht er sich, dieses *nach allen Richtungen des menschlichen Gemüths* in Begriffe zu fassen, und in seinem tieferen Grunde aufzuzeigen. Die Religion ist das Innerste, Tiefste und Heiligste, was jeder Mensch in seinem Gemüthe trägt, das setzt er mit Recht voraus. Denn wer *das nicht so hielte*, würde nicht mit uns von einem Princip ausgehen, und alles, was ein solcher Religion nennt, würde in unseren Augen etwas ganz anders seyn (unbestimmt und dunkel.) Wer es aber *so hält*, wird bey näherer Beleuchtung folgendes finden. (Unsere Erwartung ist hier sehr gespannt, die Sache wird sich doch aufklären?) 1) In der Religion liegt die strengste Gewissenhaftigkeit; 2) das Bewusstseyn der Abhängigkeit von Gott; 3) die Hingebung an Gott, mit Festhalten an ihm und treuer Befolgung seines heiligen Willens. Er wird finden, dass sie in der Erkenntniss als der höchste Gedanke, in dem Willen als der höchste Entschluss, in dem Gefühl als die höchste Wonne erscheint, dass aber dieses alles in der Tiefe des Gemüths doch nur Eins ist, und dass wir dieses Eins bald als Glaube, bald als Liebe, bald als Hoffnung bezeichnen, nämlich in Beziehung auf das Höchste, auf Gott. Wir nennen dieses tiefere Wesen der Re-

ligion am schicklichsten für unseren jetzigen Zustand Glauben, da die Liebe das Vollkommene ist, wohin wir es durch den Glauben zu bringen suchen. Niemand kann, ohne unbescheiden zu seyn, sagen: ich liebe Gott in vollem Sinne: (aber kann auch Jemand mit Grunde sagen: ich glaube an Gott im vollen Sinne? Schliesst nicht jeder menschliche Glaube Zweifel ein? Übrigens ist der Glaube nur dann Religion zu nennen, wenn er lebendig ist; denn die Teufel glauben, nach Jac. 2, 19 auch, und zittern:) — der Glaube ist das erste Gute, das Grundgute in dem Menschen. Er ist die Wurzel, die Liebe ist die Blüthe, die Hoffnung die treibende Kraft, als geistiger Bildungstrieb." (ist die Liebe diese treibende Kraft nicht auch? und eine weit edlere?) Der Vf. nimmt drey Stufen des Glaubens an. Auf der untersten ist er noch die unbestimmte Annahme des Guten überhaupt, zugleich mit einer kindlichen Hinneigung zu demselben. Auf der zweyten Stufe das Bewusstseyn des Ewigen in uns, also die Annahme der Unsterblichkeit, (die Hoffnung der Unsterblichkeit oder vielmehr das Verlangen nach ihr) mit eifrigem Streben nach immer höherer Gottähnlichkeit; (warum der Comparativ, ohne vorhergegangenem Positiv?) auf der Stufe als (?) seliges Bewusstseyn der Vereinigung mit Gott (doch nicht mystischen? Überhaupt ist bey diesen Stufen viel Willkührliches angenommen und nicht gezeigt worden, wie gerade diese Ideen und Gefühle sich so und nicht anders entwickeln sollen. — Und in diesem Tone fährt der Vf. bis zum Ende des Abschnittes fort. Wir können nicht sagen, dass wir hiedurch eine klare Idee gewonnen, oder unsere Ideen von der Religion auch nur mit einer neuen bereichert haben. Wir übergeben, was hierauf vom Irrthum in der Religion und dem Entgegensetzten in derselben, von der Religion als Gegenstand der Bildung betrachtet, von der Grundkraft der Religion, von Glaubenstugenden, von Gesammtheit der Tugenden u.s.w. gesagt wird, wo ebenfalls sehr viel Willkührliches vorkommt. Auch scheint uns diese Abhandlung nicht in eine religiöse Katechetik zu gehören, wo dieses Alles schon billig vorausgesetzt wird.

Der dritte und letzte Theil des Ganzen handelt von der Methodik der Jugendbildung in der christlichen Religion, der eigentliche Katechetik ist. Der erste Abschnitt dieses Theils beschäftigt sich mit der Bildung zur Religion nach dem Erkenntniss-Willens- und Gefühls-Vermögen. Bey dem Erkenntnissvermögen wird vom Religionsstoffe für die Katechisirkunst, von der katechetischen Form und von dieser Form für den Religionsunterricht gesprochen. Zu diesem Stoffe rechnet er alle christlichen Glaubens- und Pflichten-Lehren, in die er auch die Versöhnunglehre hineinzieht, die, unseres Erachtens, in einen Religionsunterricht nicht gehört, der aus lauter erweislichen Vernunftlehren bestehen soll. In den christlichen Religionsunterricht könnte sie gehören, wenn sie aus den Schriften des N. T. zu erweisen wäre. In Ansehung der Form des Katechisirens folgt der Vf. dem *Gräffischen* Lehrbuche der Katechetik, und theilt daraus ganze Stellen mit. Was er selbst hinzusetzt, betrifft die katechetische Kunst zu fragen, wobey er die materiale und formale Beschaffenheit der Fragen unterscheidet. Jene verlangt im Allgemeinen, dass man der verlangten Antwort gewiss sey (ist diess immer möglich, und warum muss man die Fragen so oft verändern?) Diese schliesst folgende Eigenschaften in sich, welche jede katechetische Frage haben soll: 1) Deutlichkeit, der Schuler muss die Frage verstehen (können). 2) Bestimmtheit, sie muss zur richtigen Antwort hinweisen; 3) Zweckmässigkeit, sie muss zur Einsicht des Ganzen führen. Was hierauf von ästhetischen, dialektischen, disjunctiven, kategorischen Fragen gesprochen wird, scheint uns für gewöhnliche Leser zu gelehrt und zu kunstreich zu seyn, unter welchen sich der Vf. Lehrer, Erzieher und Eltern gedacht hat, für die das Buch, nach der Vorrede, bestimmt ist. Rec. kann nicht leugnen, dass das Werk viel Gutes und Treffliches enthält; aber er muss auch gestehen, dass Vieles in dasselbe hineingezogen ist, das nicht dahin gehört, dass Vieles zu sehr nach einer neueren Philosophie schmeckt und zu geschmückt vorgetragen ist, und dass das Ganze mehr eine kritische als eine belehrende Katechetik zu seyn scheint. Schon die Anlage ist zu verwickelt, und nicht leicht mit einem Blicke zu übersehen.

Φ.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Texte und Materialien zu Religionsvorträgen bey Sterbefällen, in allgemeiner und besonderer Beziehung* bearbeitet von *Adolph Georg Kottmeier*, Dompastor in Bremen. Zweyter Band. Nebst einer Abhandlung: *Über die extemporäne Redekunst*. Dritte abermals verbesserte und vermehrte Auflage. 1820. IV u. 236 S. u. 180 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1809. No. 220.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Der praktische Bienenvater in allerley Gegenden*, oder: *Allgemeines Hülfsbüchlein fürs Stadt- und Landvolk zur Bienenwartung in Körben, Kästen und Klotzbeuten; mit Anwendung der neuesten Erfindungen, Beobachtungen und Handgriffe*. Bearbeitet vom Commissionsrath *Riem* in Dresden, Pastor *Werner* in Nöda, und von einigen Bienenfreunden berichtigt. Vierte Auflage. Mit 1 Holzschnitt. 1820. XXXII u. 242 S. 8. (16 gr.) Die erste Auflage dieses empfehlungswerthen Buches erschien 1798. S. die Rec. Jahrg. 1817. No. 217.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

JURISPRUDENZ.

Würzburg, b. Nitribitt: *Über die Verwaltung der Justiz durch die administrativen Behörden.* Eine juridische Skizze, als ein Beytrag zur Revision der Gesetzgebung in Baiern; seinem lieben Vaterlande dargebracht von Dr. *J. Rudhart*, ord. Professor an der Universität zu Würzburg. 1817. 35 S. 8. (4 gr.)

Lange schon hatten Gelehrte und Staatsmänner sich beschäftigt, die bürgerlichen Processsachen von den Regierungs- Polizey- Cammer-Sachen u. a. zu trennen. Um diesen Unterschied treffender, als es von den Gelehrten geschehen, zu bezeichnen, schlug Hr. *v. Gönner* in seinem Entwurfe eines Gesetzbuches über das gerichtliche Verfahren vor, die streitigen Rechtssachen auf die in Baiern schon seit 10 Jahren gewöhnliche Weise in reine Civiljustizsachen und in administrativ contentiose Sachen zu trennen: die ersten sollten jene Rechtsgeschäfte bezeichnen, welche rein civilrechtlich und aus dem Civilgesetzbuche zu entscheiden wären; die zweyten jene Rechtssachen, welche zwar auch streitige Rechte und Verbindlichkeiten in Privatrechtsverhältnissen anzeigen, aber theils die Staatsverwaltung mit berührten, theils nach besonderen administrativen Normen und Verordnungen zu entscheiden wären; die ersten sollten von den gewöhnlichen Civilgerichten, die zweyten von den Verwaltungsbehörden entschieden werden. Gegen diesen neuen Vorschlag erklärt sich der Vf. obiger Schrift kräftig. Nachdem er mit Recht bemerkt hat, dass das wahre Bedürfniss der Völker nicht die Redaction eines neuen Gesetzbuches, sondern eine alle Rechte sichernde Verfassung sey, fodert er S. 6 vorzüglich eine gute Processordnung, bey welcher es auf drey Puncte ankomme: 1) dass die Hülfe von den Gerichten schnell gegeben, und das Verfahren in Rechtsstreitigkeiten möglichst abgekürzt werde, 2) dass das Recht gegen jeden, der es stört, geschützt werde, und zwar 3) frey von jeder fremdartigen Impulsion in allen Rechtssachen. Der Vf. glaubt, dass diess erreicht würde: 1) durch stäte Aufsicht auf die Gerichte, 2) durch energische Leitung der Kanzleyen, 3) durch die Feststellung peremtorischer Termine, und 4) durch Verbindung des Beweisverfahrens mit dem ersten Verfahren. Die Erfüllung der Foderungen wegen sicheren Rechtsschutzes gegen Jeden soll nach S. 9 häufig durch die Justizverwaltung der sogenannten administrativen Behörden vereitelt werden. Um die Zulässigkeit derselben zu prüfen, geht der Vf. S. 11 vom Begriffe einer Rechtssache aus, tadelt *Gönner*, nach welchem Rechtssache nur das seyn soll, was Rechte und Verbindlichkeiten im Privatverhältnisse angeht, zeigt, dass auf diese Weise kein Schutz gegen Rechtskränkungen in öffentlichen Verhältnissen Statt finde. Der Vf. nennt dagegen Rechtssache jedes die Rechte überhaupt betreffende Verhältniss, wobey es gleichgültig seyn soll, ob dieselben auf den Antheil an der Verfassung und Verwaltung des Staates, oder auf das Privatverhältniss der Einzelnen unter sich gehen. So tadelt der Vf. S. 17 auch die *Gönner'sche* Eintheilung in civilrechtliche und administrativstreitige Sachen, indem das Wort: civilrechtlich gleichbedeutend mit: privatrechtlich seyn müsse, jeder privatrechtliche auch wieder administrativer Gegenstand seyn könne. Noch unzweckmäsiger scheint es dem Vf. S. 21, wenn man blos auf die Gesetze sehen will, nach welchen ein Verhältniss zu entscheiden ist. Gegen diese ganze Einrichtung aber, die Justizverwaltung den administrativen Behörden zu überlassen, erinnert der Vf.: 1) dass dadurch leichter Rechte verwirrt, als entschieden werden; 2) dass die Justizverwaltung nichts gewinne, und die übrigen Staatsverwaltungszweige verlieren, weil die Einfachheit des Geschäftsganges durch die Anhäufung so verschiedenartiger Geschäfte leide. 3) Nach S. 26 soll man die Anordnung besonderer Gerichte für bestimmte Rechtssachen mit der unbedingten Hinweisung derselben an die Verwaltungsbehörden verwechselt haben; 4) häufig wären die Verwaltungsbehörden Partey und Richter zugleich in den zur Entscheidung überwiesenen Stellen, so dass man, wie der Vf. bemerkt S. 28, die Stelle, welche man verklagen möchte, bey ihr selbst verklagen muss. 5) Durch die neuere von *Gönner* gemachte Trennung würde der Grenzstreit nicht bloss nicht berichtigt, sondern noch mehr verwirrt. 6) Es sey irrig, dass in solchen administr. contentiosen Fällen die Regierung doch ihre Verwaltungsbehörden als Sachverständige zum Gutachten auffodere, und dadurch die Civilgerichte zu blossen Maschinen der Regierungsbehörden machen müsste; denn in den meisten Fällen sey ein solches *Parere* überflüssig, z. B. in Culturstreitigkeiten, und in den übrigen müsse man es der Partey und dem ordentlichen Gerichte überlassen, die Gutachten einzuholen. 7) Wenn man sich darauf be-

rufe, dafs die Regierungsbehörden in folchen Rechtsftreitigkeiten auf adminiftrativen Wegen nachhelfen könnten, fo deute diefs gerade auf das Einwirken der Willkühr und auf die Gefahr der Vermifchung der richterlichen und der nicht richterlichen Function. — So wenig Rec. Hn. *v. Gönner* unbedingt beyftimmen möchte, fo wenig kann er aber auch alle Behauptungen des Vf's. unterfchreiben. 1) Gewifs ift es, dafs durch das Einmifchen ftrenger Juriften, und vorzüglich der Advokaten, in gewiffe Fälle der wahre einfache Standpunct verrückt wird, und das wahre Recht unter Formen untergeht; befonders dann, wenn zur Leitung des Gefchäftes vorzügliche adminiftrative Kenntniffe gehören, wenn das nämliche Gefchäft nur zum Theil rechtliche Beurtheilung fodert, dem Hauptgefichtspunkte nach aber Verwaltungs-Gegenftand ift; z. B. bey Vertheilung von Gemeindegründen. Juriften, welche begreiflich ohne Rückficht auf Localitäten und individuelle Verhältniffe der Gemeinden, nach ftrengen unabänderlichen Rechtsbeftimmungen als Theilungs-Commiffäre die Vertheilung über Gründe leiteten, haben gewöhnlich fehr gefchadet, was um fo begreiflicher ift, als das Recht dem entfcheidenden Richter keine individuellen Berückfichtigungen erlaubt, ohne welche Verwaltungs-Gegenftände nie zweckmäfsig gefchlichtet werden können. Der Jurift, als folcher, hat die technifchen und adminiftrativen Kenntniffe nicht; zieht er fie doch herein, fo wird feine Entfcheidung, weil diefe Kenntniffe häufig nur oberflächlich find, gleichfalls nicht gründlich, und ift dann doch keine juriftifche. Beffer überläfst man daher folche Gefchäfte geradezu den erfahrenen adminiftrativen Beamten, gegen deren Gefchäftsleitung wenigftens die Staatswirthfchaft nicht fo viel einzuwenden hat. 2) In Rechnungs-Angelegenheiten, d. h. in folchen, die fich auf den Staat und feine Beamten beziehen, wird man eben fo wenig die adminiftrativen Stellen entbehren können; zur Beurtheilung diefer Verhältniffe gehört die genauefte Kenntnifs vieler Verordnungen, und eine vertraute Bekanntfchaft des Richters mit den Rechnungs-Manipulationen und Formen. Fodert man folche Kenntniffe von dem ohnehin mit feinem Fache und der rein juriftifchen Ausbildung hinreichend befchäftigten Civilrichter, fo ift diefe Foderung ungerecht, raubt dem Richter die ihm koftbare Zeit, und drückt feinen Geift nieder, während alles in Ordnung kommt, wenn man einem eigenen, mit anderen Gefchäften gar nicht überladenen Collegium wie z. B. in Baiern dem Ober-Rechnungshofe, die Beurtheilung diefer Rechnungsftreitigkeiten überläfst. 3) Auch die Überweifung der Poft-, Maut-, Auffchlags-Defraudationsfälle an die gewöhnlichen Civilgerichte ift nicht zu billigen, da das Juriftifche, das zur Entfcheidung gehört, gar unbedeutend, und die Hauptfache, das Urtheil über das Dafeyn der Defraudation oder die Entfcheidung der Thatfrage ohne genaue technifche Kenntniffe, z. B. bey dem Auffchlagswefen, nicht möglich ift, und das Civilgericht doch feine Zuflucht zu dem adminiftrativen Collegium nehmen mufs. 4) In Gewerbsfachen hat gleichfalls der ftrenge Jurift keine entfcheidende Stimme; in den meiften Fällen können die Entfcheidungen, für welche keine pofitiven Gefetze da find, nur nach den wechfelnden Rückfichten der Zweckmäfsigkeit fich richten; der Jurift als folcher kann es nicht wiffen, ob ein Gewerbe an einem beftimmten Orte ohnehin fchon zu viele Meifter habe, ob der Neuaufzunehmende einen ordentlichen Nahrungsftand zu erwarten habe; er kennt die technifchen Verhältniffe zweyer Gewerbe wenig, und kann daher auch die Grenzftreitigkeiten folcher Gewerbe nicht fchlichten, während der Polizeybeamte Kenntniffe, Erfahrungen und Beruf in fich vereinigt, um richtig entfcheiden zu können. Überhaupt haben einige unferer theoretifchen Juriften, denen die Kenntnifs des Gefchäftslebens fehlt (und zu diefen gehört auch nach feinem Amte der Vf.) eine ganz unrichtige Vorftellung von der Amtsthätigkeit adminiftrativer Beamten, welche nach ihrer Meinung immer nur nach Launen und Willkühr handeln, und blofse Werkzeuge der Regierung, oder Kreaturen eines Minifters find, und um den Schutz wohlbegründeter Rechte fich gar nicht kümmern. Rec. kann dem Vf. verfichern, dafs der Freyheit der Bürger und dem Rechtsftande die vorgeftellte grofse Gefahr nicht drohe, wenn man auch den adminiftrativen Stellen die Entfcheidung von adminiftrativ-ftreitigen Rechtsfachen überläfst, und es ift fehr zu wünfchen, dafs man nicht, betäubt durch das Gefchrey von der übertriebenen Sucht, alles nach ftrengem Rechte und nach den ziemlich langfamen Juftizformen verhandeln zu laffen, geleitet, die der Nation fo wichtigen Foderungen der Polizey und Landeskultur vernachläffige. Erhalten die adminiftrativen Stellen für die Entfcheidung der in Frage ftehenden Fälle gehörige allgemeine, und nicht erft für den einzelnen Fall gegebene Inftructionen, und garantirt die Regierung die gehörige Unabhängigkeit der Stellen; werden minifterielle Einmifchungen vermieden; werden die adminiftrativen Stellen nicht zu fehr mit Arbeiten überladen, und werden die Stellen mit redlichen, freyfinnigen Männern von juriftifcher Bildung befetzt: fo kann man fehr ruhig bleiben, wenn in einem Lande der *Gönner'fche* Vorfchlag ausgeführt wird.

Wz.

Greifswalde, b. Mauritius: *Die Lehre vom Pfandrecht*, nach Grundfätzen des Römifchen Rechts dogmatifch-polemifch dargeftellt von Dr. *F. C. Gefterding*. 1816. VI und 367 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Vergebens fucht man in diefer Schrift hiftorifche Erörterungen, ohne welche im Römifchen Rechte überhaupt, und vorzüglich in der Lehre vom Pfandrechte, nichts Gründliches geliefert werden kann;

der Vf. hat die ganze Lehre ebenso wie man in einem ausführlichen Collegium über Pandekten das Pfandrecht vorträgt, behandelt, nur sehr selten findet man neue Ansichten, und selbst das Bekannte ist nicht vollständig zusammengestellt. Rec. will jedoch dem Werke nicht den Werth absprechen, welchen dasselbe für Praktiker und Anfänger in der Jurisprudenz haben mag; der Praktiker ist ja zufrieden, wenn man ihn mit antiquarischen Untersuchungen, und unnützen Subtilitäten, wie er sich ausdrückt, nicht quält; er will für die wichtigsten vorkommenden Fälle Entscheidungen, will bey den Hauptcontroversen die Gründe *pro et contra*, bequem zusammengestellt erhalten; diesen Wunsch hat der Vf befriedigt. — Die ganze Lehre ist von ihm in VI Abschnitten vorgetragen: I. Vom Pfandrechte im Allgemeinen. II. Von der Entstehung des Pfandrechts. III. Von den Wirkungen der Verpfändung. IV. Von der Concurrenz mehrerer Pfandgläubiger. V. Vom Aufhören des Pfandrechts. VI. Von den Rechtsmitteln die sich auf den Pfandnexus beziehen.

Abschnitt I. Der Vf. giebt hier zuerst §. 1 ohne alle historische Untersuchungen, selbst ohne irgend eine Erwähnung, wie sich das Pfandrecht bey den Römern als ein *jus in re* aus dem Eigenthume herausgebildet, daher ohne Beziehung auf die bekannten Schriften von *Bergmann* und *du Roi*, einen trockenen Begriff vom Pfandrechte, und verweilt dann länger in §. 3 (accessorische Natur der Pfänder) bey der Untersuchung des für eine bedingte Schuld bestellten, und des unter Bedingung bestellten Pfandrechts. S. 9. Er bezieht hier alles auf die von der Zurückrechnung der Bedingungen geltenden Grundsätze, und zeigt, dass, wenn für eine bedingte Schuld ein Pfandrecht constituirt ist, und die Bedingung in Erfüllung geht, auf den Zeitpunct des geschlossenen Vortrages gesehen und alles so betrachtet werde, als wenn gleich Anfangs das Hauptrecht neben dem accessorischen rein und unbedingt erworben worden wäre (nach l. 11 pr. l 9 §. 1 *D. qui pot. in pign.*) Bey dem Pfandrechte für künftige Foderungen S. 23 exegesirt der Vf. S. 28 umständlicher die bestrittene l. 1 *p. D. qui pot. in pign.*, und untersucht hierauf S. 37, in wiefern das Pfandrecht auch auf die Nebenfoderungen und besonders die Zinsen sich erstrecke. In §. 4 (von den Gegenständen des Pfandrechts wird S. 58 die Controverse erörtert, welches *Datum* ein an *rebus futuris* bestelltes Pfandrecht habe. Der Vf. entscheidet mit Unrecht, die Frage dahin, dass das Pfandrecht erst mit dem Zeitpuncte seinen Anfang nehme, da der Schuldner das Eigenthum der verpfändeten Sache erwirbt, und nimmt daher an, dass wenn Mehreren zu verschiedenen Zeiten das Pfandrecht bestellt ist, und der Schuldner in der Folge Güter erwirbt, die Pfandgläubiger an den *postea acquisitis bonis* gleiche Rechte haben. Dieser Satz ist bey Generalhypotheken gewiss unrichtig; generelle Pfänder beziehen sich ja immer auf den ganzen Inbegriff aller Güter, welcher als mittheilbar so zu betrachten ist, dass in dem nämlichen Momente der Pfandvorzug im vollen Umfange entsteht. Man wendet die Lehre von den Bedingungen mit Unrecht hierauf zum Beweise an, dass das Pfandrecht erst im Momente der Erwerbung der Sache entstehen könnte; auch giebt l. 3. *pr. D. qui potior in pign.* klar demjenigen Pfandgläubiger, dessen Pfandrecht früher bestellt ist, den Vorzug in Ansehung der künftigen Güter vor jedem nachfolgenden Gläubiger, während l. 7 §. 1 von einem ganz anderen Falle spricht, und hieher nicht bezogen werden kann. In §. 6 S. 62 giebt der Vf. ziemlich kurz, die Natur des allgemeinen, und §. 7 des speciellen Pfandrechtes an.

II. Abschnitt. Bey der Entstehung des PfdR. und zwar §. 9. bey dem *pignore voluntario* wird die Frage erörtert, wer ein *p. vol.* bestellen kann. Befriedigend handelt der Vf. dabey von der Befugniss eines *non dominus*, *rem alienam* zu verpfänden, S. 77 von der Wirkung, wenn der *non dominus* Mehreren ein PfandR. in *re aliena* ertheilt, und in der Folge das Eigenthum erwirbt; S. 80 von dem Falle, wenn der wahre Eigenthümer Erbe des Schuldners wird, der das PfdR. von *re aliena* constituirte. In §. 13 werden die Begriffe ausdrückliches und stillschweigendes PfandR. entwickelt; in §. 14 findet sich Einiges über das testametar. PfandR. aber unbedeutend; denn *Meissners* Bemerkungen hierüber (in Darstellung u. Lehre v. stillschw. PfandR. II Thl. S. 466) scheinen dem Vf. unbekannt geblieben zu seyn. Bey dem *pignus necessarium* befriedigt der Vf. am wenigsten; an tiefere Entwickelungen ist gar nicht gedacht, und er verdient desswegen um so mehr Tadel, als *Meissner* in jenem Werke schon eine so treffliche vom Vf. aber unbenutzt gelassene Vorarbeit geliefert hat. Gerade in dieser mit Controversen, so sehr angefüllten und für den Praktiker so wichtigen Lehre kann man mit einigen allgemeinen Bemerkungen nicht zufrieden seyn; bey dem Pfandrechte des *fiscus* (S. 107) findet sich nicht einmal die wegen der Ausdehnung so wichtige durch das Wort *semper* in l. 46 §. 3 *D. de jure fisci* bewirkte und durch l. 10. f. *D. de pact.* zu lösende Schwierigkeit berührt; und die *privilegia* der Frauen sind mit unbegreiflicher Eile ganz oberflächlich behandelt.

Befriedigender dagegen ist wieder Abschnitt III von den Wirkungen der Verpfändung. Gut sind in §. 20 die Rechte des Pfandschuldners, in §. 21 die des Gläubigers abgehandelt, besonders gut S. 136 das Retentionsrecht des Creditors. Bey dem Rechte des Creditors, das Pfand zu verkaufen (§. 22), ist umständlich und klar von der Art, wie der Verkauf zu bewerkstelligen ist, gesprochen; gut sind auch §. 24 die Wirkungen und Folgen des Verkaufs, und §. 25 vorzüglich eines nicht förmlich oder ordnungsmässig geschehenen Verkaufs dargestellt. Desto weniger mag man dagegen wieder mit der oberflächli-

chen Darstellung des *pacti antichretici* (§. 27.) zufrieden seyn, bey der Frage über die *praestatio culpae* (§. 28) wobey der Vf. zwischen *culpa levis* und *levissima* unterscheidet, bemerkt man ungern wieder, dass der Vf. *Hasse's* Werk nicht berücksichtigt hat.

Am wenigsten ist Rec. mit Abschnitt IV über Concurrenz mehrerer Pfandgläubiger zufrieden. Die Unbekanntschaft des Vfs. mit *Meissners* Werke, und einigen anderen hieher gehörigen guten Schriften erzeugte die Oberflächlichkeit in der Behandlung. Bey der schwierigen l. 28. *D. de jure fisci* (im scheinbaren Widerstreite mit 21 p. *D. qui pot. in pign.* ist auf *Hennemanns* Schrift (über die bevorzugte Hypothek des Fiscus, Schwerin 1800) und auf die dem Rec. am richtigsten scheinende Meinung *Unterholzners* (in den jurist. Abhandlungen 1810 No. II.) gar keine Rücksicht genommen; mit ein Paar Zeilen und dazu noch unrichtig ist S. 228 die Frage entschieden: ob die *privilegia dotis* auch auf Jüdische Ehefrauen auszudehnen seyn; umständlicher ist wieder von den öffentlichen Pfandrechten (§. 32) gehandelt, während die bekannte Controverse über das Verhältniss der privilegirten Hypotheken zu den öffentlichen mit ein Paar Sätzen kurz abgethan ist. Zufriedener wird der Praktiker wieder mit den Erörterungen S. 257 über die Succession in die Stelle eines abgefundenen Gläubigers, S. 285 über das Aufhören des Pfandnexus, vorzüglich über die Frage seyn: welche Wirkung die Einwilligung des Gläubigers in eine Verpfändung der verpfändeten Sache an einen Anderen habe. Auch die Lehre von den Rechtsmitteln ist ziemlich gut vorgetragen, vorzüglich S. 345 die Controverse über das *beneficium excussionis reale*. Rec. will daher gerne von den Fehlern des Werkes absehen, und das Buch Anfängern oder Praktikern, welche nicht tiefere Untersuchungen verlangen, mit dem Wunsche empfehlen, dass der Vf. in Zukunft, wenn er als Schriftsteller wieder auftritt, mehr mit der Literatur sich bekannt mache, und lieber nur *Beyträge* zu einer Lehre liefere, als eine vollständige dogmatische Behandlung derselben übernehme.

Wz.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhard: *Gregorius von Zinkel Bischoff zu Hippen und Weihbischoff zu Würzburg.* Ein Beytrag zu dessen Charakterschilderung. 1818. 56 S. 8. (6 gr.)

Diese Biographie enthält die wesentlichen Züge von dem Charakter eines Mannes, der in aller Rücksicht ein Muster wahrer Religionslehren war. Sie verdient daher von jedem gelesen zu werden, der ein Freund der Tugend und des ächten Christenthums ist. Rec. hat den würdigen Mann selbst gekannt, und kann versichern, dass nur reine Wahrheitsliebe die Feder des Vfs. geleitet habe. *Zinkel* hatte sich von der niedrigsten Stufe des katholischen Klerus bis zur bischöfflichen Würde bloss durch seine ausgezeichneten Verdienste geschwungen. Nichts ist seltener und bewundernswürdiger, als die Bescheidenheit und die strengste Selbstbeurtheilung dieses Mannes, die ihn antrieb, die ihm von dem Fürstbischoffe *Georg Karl* angebotene bischöffliche Würde auf alle mögliche Weise von sich abzulehnen. Dass der Grund dieses Entgegenstrebens nicht kriechende Heucheley und Selbstsucht war, erhellet aus den hier eingerückten Briefen, die *Zinkel* an den Fürstbischoff schrieb, und in denen er alle seine Blössen in Rücksicht auf Geist und Körper mit der grössten Aufrichtigkeit aufdeckte. Den grössten, ausgebreitetesten Nutzen hat der vortreffliche Mann ohne Zweifel als Legens des Priesterseminariums zu Würzburg gestiftet. Durch seine rastlosen Bemühungen, unterstützt von seinem in aller Rücksicht musterhaften Beyspiele, hat sich im Würzburger Lande ein sehr achtungswürdiger Klerus gebildet. Das Priesterseminarium zu Würzburg wurde zum Muster aller übrigen im katholischen Deutschlande, und bewies zugleich die Nützlichkeit und Nothwendigkeit solcher Institute, die auch in jedem protestantischen Lande zur zweckmässigen Bildung der Religionslehrer eingeführt zu werden verdienten. Einen Beweis der edlen Denkart und Freymüthigkeit dieses Mannes geben vorzüglich die Predigten, die er in Verbindung mit *Berg* unter dem unvergesslichen Fürstbischoffe *Franz Ludwig* in der Hofkirche zu Würzburg zur Fastenzeit hielt, und die 1793 bey Stahel zu Würzburg unter dem Titel: *Predigten über die Pflichten der höheren und aufgeklärten Stände, bey den bürgerlichen Unruhen unserer Zeit*, erschienen sind. Diese Predigten sind auch aus dem Grunde sehr merkwürdig, weil der Fürstbischoff dieselben jenen beiden vortrefflichen Männern mit der Foderung auftrug, dass sie Alles, was an seinem Hofe und unter den höheren Ständen tadelnswürdig wäre, mit Freymüthigkeit rügen, ins Licht setzen, und dagegen zweckmässige Verbesserungmittel vorschlagen sollten. Ein nachahmungswürdiges Beyspiel für Fürsten!

Ms.

Jurisprudenz. *Breslau*, b. Korn d. ä.: *Über die Wissenschaft einer innern Geschichte des Römischen Privatrechts*, von D. *Theodor Maximilian Zachariä*, ordentlichem Prof. der Rechte auf der Universität zu Breslau. 1812. 28 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. erklärt sich in dieser kleinen, zur Ankündigung seiner Vorlesungen über die Rechtsgeschichte bestimmten Schrift, gegen die Idee einer *innern* Geschichte des Römischen *Privatrechts*. Er sucht zu zeigen, dass es dieser gänzlich an einem Object mangele, dass sich eine, alle Lehren auf gleiche Weise umfassende, passliche Periodisirung für sie nicht auffinden lasse, dass es ihr an den gehörigen Quellen fehle u. s. w., und hält dafür, dass sich die Geschichte des Römischen Rechts auf eine Darstellung der innern Geschichte des Staats- und Verwaltungs-Rechts der Römer, und auf eine äussere Geschichte ihrer Gesetzgebung und Rechts-Wissenschaft beschränken müsse. Die Verbindung der Rechtsgeschichte mit dem Vortrage der Institutionen scheint dem Vf. gleichfalls nicht empfehlenswerth. — Wir begnügen uns hier mit dieser Anzeige. Manches wird der Vf. gewiss jetzt schon anders ansehen. Manches würde er jetzt unstreitig besser und richtiger sagen, als vor acht Jahren. Die innere Rechtsgeschichte hat ihre Vertheidiger bereits gefunden. Am besten wird sie durch die Art gerechtfertigt, wie Hr. Ritter *Hugo* sie in der Reihe seiner immer mehrere neue Ansichten entwickelnden Versuche vorgetragen. Dass Hr. *Hugo* übrigens der Erste gewesen, der die Idee einer innern Rechtsgeschichte ausgeführt, ist falsch. Aber freylich hat er diese Idee sowohl für die Geschichte der Römer überhaupt und die Wissenschaft des Rechts insbesondere, als für seine übrigen Vorträge auf eine Weise benutzt, wie vor ihm und nach ihm von keinem andern Rechtslehrer geschehen ist.

F—n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

MEDICIN.

Halberstadt, b. Vogler: *Praktische Beobachtungen aus der Wundarzneykunst und Krankheitszergliederungskunde, durch Krankheitsfälle erklärt, nebst Zergliederungsberichten und Zeichnungen* von *John Howship*, Mitgliede des Königl. Amtes der Wundärzte in London, und der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft. Übersetzt durch *J. E. F. Schulze*, Med. Dr. und Physikus zu Ellrich. Mit acht Kupfertafeln. 1819. XXXII u. 456 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Eine sehr nützliche Sammlung von 121 Fällen, die sich über mehrere der wichtigsten Krankheiten verbreiten, von einem der berühmtesten Wundärzte Englands, der sich durch scharfen Blick bey der Diagnose, durch neue weit umfassende Ansichten in der Theorie und Praxis auszeichnet. Die Beobachtungen und Krankheitsgeschichten sind nach der natürlichen Stellung der Haupttheile des menschlichen Körpers geordnet. Wo die Untersuchung der Leiche vorgenommen werden konnte, da hat der Vf. sich bemüht Alles auf das Genaueste zu erforschen, und die Erscheinungen, welche er hier fand, mit den Zufällen, die während des Lebens beobachtet wurden, in möglichst vollständige Reihen zu ordnen: der einzige Weg, um eine für den praktischen Arzt wirklich nützliche pathologische Anatomie vorzubereiten.

Erstes Hauptstück. *Über Krankheiten des Kopfes.* 1. *Über einige Zufälle der Umgebungen des Hirnes*, enthält folgende Fälle. Heftige Kopfschmerzen und Gesichtsschwächung durch eine Balggeschwulst auf den Kopf; die Geschwulst wurde durch den Schnitt weggenommen, und der Kranke erhielt die Gesichtskraft vollkommen wieder. Es ist schwer zu erklären, wie jene Zufälle durch diese Geschwulst veranlasst werden konnten. — Eiterung unter den Schädeldecken. Kritische Eitersammlungen im Gesichte. Kritische Entzündung und Brand im Gesichte, nach Masern. Scrophulöse Gesichtsentzündung mit nachfolgender Verwachsung der Kinnladen. Scrophulöse Krankheit mit Ersterben eines Theiles vom Unterkiefer; ein merkwürdiges Beyspiel von Knochenersatz am Unterkiefer. Rec. hatte Gelegenheit einen ähnlichen Fall bey einem Manne zu beobachten, welcher nach einer Verletzung durch Nekrose den Gelenkfortsatz und neben demselben noch ein kleines Stück des Unterkiefers verloren hatte; die Knochenmasse wurde so vollkommen wieder erzeugt, dass der Kranke den Unterkiefer zu seiner Bestimmung vollkommen benutzen konnte. Abblätterung des Unterkiefers. Grosse Knochengeschwulst, bewirkt durch Krankheit der Kieferhöhlen, dem von *Sandifort* beschriebenen Fall ähnlich. Entzündung und Geschwulst des Oberkiefers, entstanden durch Erkältung. Theilweis erfolgte Einsaugung des Scheitelbeines von einem Stosse auf den Kopf. Dieser Fall beweiset, dass Knocheneinsaugung auch im krankhaften Zustand, ohne vorausgegange Eiterung, erfolgen kann. Theilweis erfolgte Schädeleinsaugung durch eine Wunde. Zwey Fälle von doppelten Hasenscharten mit tiefen Spalten der Gaumenknochen. — 2. *Über einige Krankheiten des Hirns und der Hirnhäute.* Blutergiessungen auf und in dem Gehirne, als Folge eines Kopfleidens, welches sich als rheumatische Kopfschmerzen zu erkennen gab. Die Blutergiessung hatte sich über die ganze Oberfläche des Gehirns verbreitet und Coagula gebildet, welche den Furchen zwischen den Hirnwindungen entsprachen. Blutschlagfluss. Mehrere Fälle von starken Blutergiessungen in verschiedenen Theilen des Gehirnes. In überwiegend vielen Fällen bringen solche Ergiessungen Schlagfluss hervor; Lymphergiessung oder Austretung seröser Flüssigkeiten hat, im Allgemeinen, mehr Neigung zur Verbindung mit starken Kopfschmerzen, was durch mehrere Fälle, nebst beygefügtem Befund in den Leichen, bestätigt wird. Angeborener innerer Wasserkopf bey einem Manne, welcher das 25 Jahr erreichte. Der grösseste Umfang des Kopfs betrug 28 Zoll, und die Entfernung der Ohren von einander 24 Zolle. Er hatte den vollkommenen Gebrauch der Sinne, seine Geisteskräfte waren aber sehr schwach, er wurde öfters von Epilepsie ergriffen, und starb in einem Anfalle von dieser Krankheit. — Der Schädel war beträchtlich dick, so fand ihn Rec. auch bey einem zwey und dreyssig jährigen Wasserkopf; auf der Grundfläche der Hirnschaale waren aber alle Erhabenheiten und Vertiefungen flacher, wie verstrichen. Im Innern des Gehirns fand man einen sehr grossen Wassersack. — Einsaugung des Hirnes, wegen einer benachbarten Geschwulst. Die Geschwulst hatte sich von der Orbita aus in die Hirnhöhle verbreitet; und ungeachtet 3 bis 4 Unzen Hirnmasse von dem untern und äussern Theil des linken vordern Hirnlappens weggesogen worden waren: so hatten die Seelenfähigkeiten doch gar nicht gelitten. Zuckungen mit grosser Schwäche durch Aderlassen und die Auslee-

rungen des Darmkanals befördernde Mittel geheilt. — Umschriebene Entzündung und Verwachsung des Hirnes und der Hirnhäute mit tödtlichem Ausgange. Lähmung von Verletzung des Rückenmarkes. Geringe Kopfverletzung mit nachfolgenden Zufällen und tödtlichem Ausgange, nach beynahe 40 Jahren. Eine Frau hatte in ihrem 15 Jahre einen leichten Streich an den Kopf bekommen und seit der Zeit fortwährend über Schmerzen an dieser Stelle geklagt; nach 30 Jahren fingen die Seelenkräfte an zu leiden, was sich allmählig vermehrte; endlich fiel sie in Schlafsucht und starb. Bey der Leichenöffnung fand man an jener Stelle das Hirn scirrhös, verhärtet und auf der Oberfläche schwarz. Geringe Kopfverletzung, inneren Schaden und nach 6 Jahren den Tod bewirkend. Lähmung mit unvollständigem Gichtanfall. Einige Fälle von Übertragung gewohnter Ausschläge auf das Hirn. Unterdrückter Fussschweiss mit Zufällen von Ergiessungen auf das Hirn. Blutausleerungen im Kopfe bey schwerer Geburt.

Zweytes Hauptstück. *Über einige Krankheiten des Halses.* 1. *Über Krankheiten des Kehlkopfes.* Mehrere Beyspiele von Kehlkopf- und Luftröhren-Entzündung. Krampf des Kehlkopfes, für Croup genommen. Geschwüre in der Kehlkopfshöhle. 2. *Über Anschwellung der Lymphdrüsen des Halses.* Vorzüglich beachtungswerth ist die Beschreibung einer grossen Halsgeschwulst, nach Queckfilbermissbrauch entstanden. 3. *Über die selten vorkommende Entzündung der Schilddrüse.* Die Krankheit war nach Erkältung entstanden, und Calomel mit gutem Erfolg dagegen angewendet worden.

Drittes Hauptstück. *Über einige Krankheiten der Brust.* 1. *Über Krankheiten der Umgebungen der Brust.* Mehrere Fälle von Entzündung und Eiterung zwischen den äusseren Muskeln der Brusthöhle. 2. *Entzündung und Geschwulst des Brustbeines.* Die schwammigen, gefässreichen Knochen nähern sich den weichen Theilen, daher sind sie auch öfters als andere Knochen durch Einflüsse der Witterung und andere Schädlichkeiten den Entzündungen ausgesetzt. — 3. *Über einige Krankheiten des Herzens.* Entzündung und ausgebreitete Eiterung im Herzbeutel. Erweiterung des Herzens, nebst Anhängen am Herzbeutel. Kranke Herzohrklappen. — Der Vf. hat nur drey Fälle von Missbildungen des Herzens gefunden, die in der Entstehung der Aorta aus beiden Herzkammern bestand. In diesen Fällen waren die Zufälle und Erscheinungen im Leben sehr ähnlich, wenn man den Unterschied im Alter die Kranken gehörig würdigt; es waren im Allgemeinen die Zufälle der Blausucht. 4. *Über einige Krankheiten der Lungen.* Verschiedene Fälle von Ergiessungen von Blutwasser und Eiteransammlungen in der Brusthöhle. Einzig ist wohl die Geschichte von einem in die Luftröhre gefallenen Nagel, der nach vier Monaten durch Husten ausgeworfen wurde, ohne dass in der Folge die Gesundheit des Kranken dauernd gelitten hat.

Viertes Hauptstück. *Über Krankheiten der Theile im Unterleibe.* 1. *Über Krankheiten des Bauchfells.* Beyspiele von Entzündung und Eiterung des Bauchfelles während und ausser der Zeit des Wochenbettes. Der Vf. glaubt, dass bey wirklicher Eiterung des Bauchfells nie Genesung erfolgt sey. 2. *Über einige Krankheiten der Leber.* Entzündung der Leber mit und ohne Eiterung. Lebereiterung mit Hydatiden. 3. *Über einige Krankheiten des Magens- und Darmcanals.* *Skirrhus* der obern Magenmündung. Magenentzündung nach dem Genuss von einer halben Tasse voll von der salzsauren Zinnauflösung. Der Tod war den dritten Tag erfolgt. Mehrere Krankheitsgeschichten und Leichenöffnungen über Entzündung und Eiterung in den Gedärmen. 4. *Über Brüche.* Enthält wenig Lehrreiches. 5. *Über Verengerung des Mastdarmes.* In einem Fall war die Genesung durch den Gebrauch der Kerzen bewirkt worden; in einem anderen Fall hatte man sie vergeblich angewendet. 6. *Über Krankheiten der Goldader.* Es ist im Allgemeinen richtiger die Blutungen bey der Goldader von einer kranken Beschaffenheit der Schleimhaut des Darmes abzuleiten, als aus Erschlaffung der Häute eines einzelnen Gefässes. Die Goldaderknoten bestehen nicht in einer Ausdehnung einer Vene, sondern aus ergossenem Blut, welches sich im Zellstoff einen Sack gebildet hat. Die Unterbindung hat für den Wundarzt den Vorzug, da bey dem Wegschneiden zuweilen gefährliche Blutungen entstehen; auch scheint die Entzündung, welche nach der Unterbindung entsteht, zu bewirken, dass die Knoten nicht so leicht wieder kommen.

Fünftes Hauptstück. *Über einige Krankheiten der Hoden.* 1. *Einige Beyspiele vom späteren Herabsteigen der Hoden und gänzlichen Zurückbleiben in dem Unterleibe.* 2. *Über Blutschwamm am Hoden.* (*fungus haematodes.*) *Howship* hat einen einzigen Fall dieser Art gesehen, der einen sehr unglücklichen Verlauf und Ausgang hatte, trotz allem, was nach den besten Vorschlägen zum Vortheil des Kranken gethan wurde. Man hatte die Ausrottung zwey Male unternommen und die Geschwulst war immer wieder gewachsen. 3. *Über Beschädigung des Hodens durch äussere Verletzung.* Gewöhnlich erfolgt heftige Entzündung, die bisweilen Eiterung innerhalb des Körpers des Hodens bewirkt. Seltener entsteht Eiterung in einem Theil der Zellhaut zwischen den äusseren Decken und der Scheidenhaut des Hodens. Durch eine Krankengeschichte werden die Zufälle bey diesem Zustande erläutert. — Die kräftige Reproduction in der Haut der Geschlechtstheile beweist die nach zwey Monaten schon erfolgte Wiedererzeugung des ganzen Hodensackes bey einem Manne von 53 Jahren. —

Sechstes Hauptstück. *Über einige Krankheiten des Fruchthälters und seiner Anhänge.* 1. *Über Eierstockwassersucht.* Wenn die Engbrüstigkeit zunimmt: so muss man abzapfen, aber auch darauf gefasst seyn, dass die in dem Sacke enthaltene Masse so gallertartig geronnen seyn kann, dass sie nach dem

Einstiche nicht ausfliefst. 2. *Über Krankheiten des Fruchthälters.* Nur eine Krankheitsgeschichte findet man hier von einer Frau, bey welcher sich 3 Pfund Blut in die Substanz der Gebärmutter ergossen hatten. 3. *Über einige Krankheiten der Scheide.* Undurchbohrte Scheide. Gänzlicher Mangel der Scheide; es hatte sich viel Blut in der Höhle der Gebärmutter angesammelt, die man durch den Mastdarm deutlich fühlte. Die durch jene Ansammlung verursachten Beschwerden bestimmten den Wundarzt *Perkins*, die Gebärmutter durch den Mastdarm anzubohren, worauf vollkommene Herstellung erfolgte, indem die monatliche Reinigung in der Folge durch diese Öffnung abflofs.

Siebentes Hauptstück. *Über Lendenabscesse.* Drey Fälle, die einen tödlichen Ausgang hatten und mit Knochenfrafs verbunden waren.

Achtes Hauptstück. *Über Hüftkrankheiten.* Drey Fälle, von Entzündung und Eiterung in und um das Hüftgelenk. Im ersten Falle waren die Knorpel und das runde Band im Gelenke gröfstentheils zerstört; im zweyten fand sich Caries in der Gegend der Umdreher; und im dritten war Anchylose die Folge gewesen.

Neuntes Hauptstück. *Über einige Krankheiten der Obergliedmafsen.* Beyspiele von Entzündungen und Eiterungen um die Gelenke, die in Anchylose übergegangen sind, und von Abblätterung beträchtlicher Knochenstücken an den Vorderarmknochen. Eine Krankengeschichte beweist, wie nachtheilig die Einimpfung von unreinem Eiter werden kann. Eine Frau wusch unreines Linnen, in welchem Eiter aus einem Geschwüre enthalten war, wobey sie ihren Finger an einer in der Leinwand verborgenen Nadel verwundete. Worauf eine heftige Entzündung entstand, die sich bis zum Ellbogen verbreitete und wobey auch die Achseldrüsen schmerzhaft wurden. In der Folge beschränkte sich die Entzündung vorzüglich auf den verletzten Zeigefinger, und bewirkte die Zerstörung des zweyten Gliedes desselben.

Zehntes Hauptstück. *Über einige Krankheiten der Untergliedmafsen.* 1) *Über Krankheiten der Schenkelschlagader.* Freywillige Heilung eines Aneurisma's in der Weiche. 2) *Über Knochenkrankheiten der Untergliedmafsen.* Mehrere Krankengeschichten übe Knochenentzündung und Abblätterung des Knochens, nach äufserer Verletzung entstanden. 3) *Über Verrenkungen und ihre Folgen.* Sehr lehrreiche Beobachtungen über die Bildung einer neuen Gelenkgrube nach Verrenkungen des Oberschenkelbeins. — Auf acht Kupfertafeln sind mehrere, vorzüglich für die Lehre von den Knochenkrankheiten wichtige, Präparate zwar in verjüngten Mafsstab, aber deutlich dargestellt.

In der Vorrede zeigt der Übersetzer durch mehrere Krankheitsfälle aus seiner Praxis, wie zweckmäfsig der von *Howship* nachdrücklich ertheilte Rath ist, bey Entzündungen solche Mittel, welche die Thätigkeit der Schlagadern herabstimmen, nicht allein zu benutzen, sondern sie auch kräftig und hinreichende Zeit anzuwenden. — Im Allgemeinen fehlt man jetzt in Deutschland wohl nicht mehr so sehr gegen diese Regel, als es vor einem Jahrzehend noch der Fall gewesen ist. Doch mag es immer nützlich seyn, solche heilsame Rathschläge öfters, als durch Erfahrung hinlänglich bestätigt, darzustellen.

Die Übersetzung ist im Ganzen treu, doch vermifst man an mehreren Stellen sorgfältige Wahl im Ausdruck und dem Genius der Deutschen Sprache angemessenen Periodenbau.

B. * *

Landshut, b. Krüll: *Über angeborne menschliche Mifsbildungen im Allgemeinen und Hermaphroditen insbesondere.* Ein Beytrag zur Physiologie, pathologischen Anatomie und gerichtlichen Arzneywissenschaft von Dr. *Johann Feiler*, K. Baier. Hofrathe, ord. Lehrer der Gebutshülfe u. s. w. Mit 2 colorirten Kupfern. 1820. VIII und 133 S. 8. (18 gr.)

Schon der etwas weitläuftige Titel hatte dem Rec. keine günstige Ansicht gewährt; denn wahre Bereicherungen der Wissenschaften kündigen sich einfach an: dennoch durchlas derselbe das Werk ohne Vorurtheil, fand aber in demselben weder eine wesentliche Entdeckung neuer Thatsachen, noch eine geistreiche Darstellung der bereits vorhandenen. Dem Vf. kann übrigens dieses Urtheil ganz gleichgültig seyn, da wir aufrichtig gestehen, dafs wir zu den Männern gehören, welche derselbe als Schänder ihres Zeitalters betrachten zu dürfen glaubt. Das Werk beginnt mit einem Tadel über den Einflufs der Philosophie auf die Naturwissenschaften und besonders auf die Lehre von den Mifsbildungen. Statt des Ausdrucks *acephalus* und statt des *Tiedemannschen aencephalus*, wird *acranius* vorgeschlagen, wogegen erinnert werden mufs, dafs diese Bezeichnug eben defswegen unpassend ist, weil die *basis cranii* und ein Theil der Gesichtsknochen nicht selten dabey vorhanden ist, folglich das *cranium* nicht ganz fehlt. Auch spricht der Vf. im Werke selbst oft von *Ohnekopf*, während er, um sich gleich zu bleiben, von *Ohneschädel* hätte sprechen müssen. Der Vf. erkennt eine Ordnung und Regel für die Mifsbildungen an, und behauptet, dafs sowohl der Mangel, als der Überflufs, der oft mit Mangel verknüpft ist, Gesetzen unterworfen sey, woran in unseren Tagen wohl schwerlich Jemand zweifelt. Der Vf., den Ausdruck *monoculus* statt *unoculus* mit Recht bestreitend, leugnet die Möglichkeit eines solchen, die er jedoch im Nachtrage, durch Erfahrung überwiesen, zugiebt. Die Möglichkeit des sogenannten Versehens der Schwangern wird ebenfalls heftig bestritten; nächst den gewöhnlichen Gründen wird auch die Gesetzmäfsigkeit der Mifsbildungen, der gleichmäfsige Eingriff derselben in die verschiedensten Organe, die Häufigkeit derselben bey den Thieren, besonders bey Rindvieh und Schweinen, und die Nothwendigkeit des im Keime liegenden Vorbildes dagegen angeführt. Allein wenn auch wirk-

lich ein grosser Theil der Missbildungen im Keime vorhanden ist, wo ruht der physiologische Beweis, dass nicht ebenso, wie nach der Geburt, auch nach der ersten Entwicklung des Keimes, bestimmte Einflüsse dem Ganzen eine andere Richtung geben können? „Wer an Versehen glaubt, schändet sein Zeitalter", behauptet der Vf.. Rec. hat sich durch Erfahrung von der Möglichkeit des Versehens überzeugt, und sieht in der Theorie keinen wesentlichen Gegengrund. Die Hemmungsbildungen sind dem Vf. ein wahrer Gräuel, weil in der Natur keine Verwandlung sondern nur Entwickelung statt finde, weil ein menschlicher Embryo niemals auf der Bildungsstufe einer niederen Thiergattung stehen könne, und weil auf jeder Stufe der Entwickelung der Unterschied zwischen einem menschlichen Embryo und einem Thiere gerade so gross sey, wie zwischen Thier und Mensch überhaupt. Ohne sich auf Widerlegung dieser Scheingründe einlassen zu können, gesteht Rec. durch die scharfsinnige Idee der Hemmungsbildungen viele Belehrung erhalten zu haben, obgleich er manches Einzelne, welches unter jenen Begriff gebracht worden ist, nicht dahin passend findet. Der Umstand, dass der Vf. keinen Grund der Hemmung auffinden kann, ist kein Gegenbeweis. Denn wenn der Vf. nur diejenigen Naturerscheinungen anerkennen will, deren ursächliches Verhältniss er bestimmt ausmitteln kann: so muss er noch sehr viele andere wegleugnen; denn Luft, Nahrung, Lebensart u.s.w. schlechthin als Ursachen der Missbildungen anzugeben, wie er thut, möchte bey gründlicher Untersuchung wohl nicht genügen. Auch was über die Doppelmenschen und über die *foetus in foetu* gesagt wird, findet Rec. anderweitig, zumal in *Meckels* pathologischer Anatomie, lehrreicher dargestellt. Auch die Vergleichung der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile und die Darstellung der Analogie derselben, welche von *Ackermann*, *Reil*, *Seiler* u. A. versucht worden sind, werden von dem Vf heftig getadelt, und die Wahrheit derselben geleugnet. Jedes menschliche Individuum sey Mann oder Weib; Übergang oder Vereinigung finde nicht statt. Der Vf. hätte keiner heftigen Polemik gegen den Ausdruck Hermaphroditen bedurft, da in unserer Zeit wohl Niemand behauptet, dass wirklich Ein Individuum männliche und weibliche Verrichtungen zugleich vollziehen könne; bey Ausdrücken, die so vollkommen eingebürgert sind, gilt das alte Wort: *in verbis sumus faciles.* Die gedachten Vergleichungen mögen ferner in einzelnen Beziehungen zu weit getrieben worden seyn; allein dennoch liegt ihnen viel Wahres zu Grunde; eben so läst sich wohl nicht leugnen, dass einzelne Männer sich dem Weiblichen nähern, einzelne Weiber aber dem Männlichen, so dass sich beym lebenden Individuum allerdings nicht immer ein vollkommen bestimmtes Urtheil abgeben lässt. Wenn der Vf. behauptet, dass man diess *immer* könne, und dass man nur bey mangelhafter Untersuchung und Unkenntniss in Ungewissheit bleibe: so schreibt er sich hiemit eine Fertigkeit zu, deren Bestehen wir auf sich beruhen lassen. Dass die Fähigkeit zur Zeugung und zur Vollziehung des Beyschlafs unterschieden werden müsse, indem diese von der Möglichkeit einer freyen Erection, jene aber von dem Eindringen des Saamens in den Fruchthälter, welches nur bey einer bestimmten Richtung geschehen kann, abhängt, ist ebenfalls längst anerkannt. — Auf den beygefügten Kupfertafeln finden sich einige Zeichnungen von verbildeten Geschlechtstheilen.

Rud.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *St. Petersburg*, b. Pluchart: *Untrügliches Heilmittel wider den Biss toller Hunde*, aus dem Russischen des Herrn *Paul von Swinjin* übersetzt von Dr. *August Wilhelm Tappe*. 1817. 20 S. 8. (6 gr.)

Der aus mehreren Zeitungen nun schon hinlänglich bekannte *Wasserwegrich* (*Alisma plantago*) ist das Mittel, welches als untrügliches Heilmittel gegen den Biss toller Hunde in dieser Schrift gerühmt wird; neueren Nachrichten aus Russland zu Folge, hat sich aber der Nutzen derselben bey dieser Krankheit nicht bestätigt, und man warnt schon vor dem Gebrauch desselben. Es dürfte also auch diesem Mittel sehr schnell so gehen, wie so manchem anderen gegen dieses gefährliche Übel empfohlene Heilmittel; es wird seinen Ruhm bald verlieren.

Ein verabschiedeter Soldat soll die gute Wirkung des Wasserwegrichs zufällig entdeckt haben; er sah einen tollen Hund, der schon mehrere Menschen angefallen hatte, die Wurzel jener Pflanze fressen und schnell genesen. Von dieser Zeit an gebrauchte derselbe diese Wurzel gegen den Biss toller Hunde, auf folgende Weise: Man sammelt die Wurzeln im September ein, und trocknet sie im Schatten; ein oder zwey, drey auch mehrere derselben, wenn sie klein sind, werden zu Pulver gestossen, auf Butterbrot gestreut und von dem Kranken gegessen. Zwey, höchstens drey Mal dieses Mittel gebraucht ist hinreichend, die Wirkung des Giftes aufzuheben, so stark es auch seyn mag, selbst dann noch, wenn der Kranke schon wüthend ist. Eine fünf und zwanzigjährige Erfahrung führte man zur Gewähr des Nutzens dieser Heilmethode an, die dem Obigen zu Folge doch nicht ganz treu gewesen seyn muss.

Am Schlusse wird noch erwähnt, dass es in England und Amerika besonders dazu bestellte Leute gebe, deren Handwerk es sey, den Hunden eine Art Würmer aus dem Maule zu schneiden, die man als die Hauptursache ihrer Wuth betrachtet. Dieses Ausschneiden des sogenannten Tollwurmes ist bey uns schon längst mit Recht vergessen, da es kein Wurm, sondern eine kleine Flechse war, die man den Hunden ehemals unter der Zunge auszuschneiden pflegte, in der irrigen Meinung, sie vor der Wuth zu schützen.

B . . .

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

GESCHICHTE.

Dresden, b. Arnold: *Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahr* 1813. Eine treue Skizze dieses Kriegs, des Franzöf. Kaisers und seiner Umgebungen, entworfen von einem Augenzeugen in Napoleons Hauptquartier O. v. O. (Obristl. *v. Odeleben* im K. Sächs. Gen. Staabe). 1816. VI. 429 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die zufällig sehr verspätete Anzeige dieses interessanten Buches kann kurz seyn, da der grössere Theil des lesenden Publicums dasselbe bereits kennt. Der Vf. wollte keine vollständige Geschichte des Feldzugs schreiben, sondern nur das mittheilen, was er aus eigener Anschauung in Buonapartes Hauptquartier weiss. Diess thut er auf eine Weise, die den gebildeten Mann und unterrichteten Militair unzweydeutig beurkundet; und wenn auch ein Theil seiner Mittheilungen nur das Interesse des Tags berührt: so enthält doch das Buch eine solche Menge Notizen über die Hauptpersonen der Franzöf. Armee und mehrere so geistreiche Bemerkungen, dass es auch für den künftigen Geschichtschreiber bedeutsam und beachtenswerth bleibt. Und diess ist immer die gröfste Empfehlung für solche, in das Gebiet der Memoiren gehörende Schriften, wenn sie sich besonders — wie die vorliegende, mit der Persönlichkeit der Feldherrn beschäftigen.

Wir haben nur äusserst wenige geringe Unrichtigkeiten gefunden, die zum Theil schon in der zweyten, ebenfalls noch im J. 1816 erschienenen Auflage verbessert worden sind; diese unterscheidet sich noch dadurch von der ersten, dass darin der leise Anhauch einer feinen Ironie, der sich dort fand, an mehreren Orten verwischt ist. Da ein so gebildeter Mann, wie der Vf., niemals in einen seiner selbst, wie der Sache unwürdigen Ton verfallen kann: so sind auch die Veränderungen oder Weglassungen, wie z. B. „das Enblem seines Moniteurs" so unbedeutend, dass nur der aufmerksamere Leser die Veränderung gewahr wird.

Es war wohl nur eine merkantilische Massregel des sonst sehr achtbaren Verlegers, die folgende, ebenfalls bey ihm erschienene Schrift:

Darstellung der Ereignisse in Dresden, im Jahr 1813. Von einem Augenzeugen. 1816. VI u. 272 S. 8. (1 Rthlr.)

als *Ergänzungsband* des obenangezeigten Buches zu bezeichnen, denn sie steht mit demselben eigentlich nicht in der mindesten Verbindung. Der Vf., als welchen man uns Hn. *Lindau* genannt hat, beschränkt sich darauf, die Ereignisse in und bey Dresden, von der Abreise des Königs von Dresden bis zur Übergabe dieser Stadt an die Alirten, einfach ohne militärische Gesichtspuncte darzustellen. Seine, in gefälliger Sprache gegebene Erzählung hat daher auch nur ein beschränktes Local-Interesse, man muss aber den Vf. nachrühmen, dass er sich weder durch pomphafte Schilderungen, noch rohe Ausbrüche der Parteysucht interessant zu machen sucht, durch welche Schriftsteller in ähnlichem Falle oft Patriotismus zu bezeigen, oder lebhaftere Theilnahme zu erwecken suchen. Die 61 Beylagen sind fast ohne Ausnahme schon bekannte Actenstücke von nicht grosser Bedeutsamkeit; insofern sie zur Vervollständigung des Gemäldes dienen, kann man ihnen schon ihren Platz gönnen.

Bm.

München, b. Lindauer: *Rück-Erinnerungen an die Jahre* 1813 *und* 1814 *oder Berichtigungen verschiedener Ansichten und Urtheile, die Schlacht von Hanau, die Gefechte bey Mormant und Bar-sue-Aube, die Schlacht von Arcis und das Gefecht bey Ferre Changenoise betreffend*, als Anhang zu des Oberst-Lieutenants von Plotho Werk: „Der Krieg in Deutschland und Frankreich" u. s. w. von *Ed. Frkerrn v. Völderndorff und Waradein*, Major im Königl, Baierischen Generalstaabe. 1818. 79 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Titel giebt den Zweck des Buches vollständig an; wir wollen über die Gefechte und Schlachten des Feldzugs v. J. 1814 hinweggehen, weil sie weniger discutirt worden sind, um bey der vielbesprochenen Schlacht von Hanau zu verweilen. Der Vf. sucht das Benehmen des F. M. Wrede zu rechtfertigen, und gewährt deshalb verschiedene Ansichten dieser Angelegenheit, die neu und bedeutsam sind. Wir haben uns daraus folgende Resultate abstrahirt: Die Verzögerung der Ratification des Rieder Vertrags war von bedeutendem ungünstigen Einflusse; der Aufenthalt der Wredischen Armee bey Würzburg ist durch ihre damalige Situation gerechtfertigt; der Feldmarschall war fast bis zum letzten Augenblicke durch unrichtige Mittheilungen und Meldungen im Irrthum über den Feind, den er zu bekämpfen haben würde, und musste sich deshalb im freyen Felde schlagen, wenn überhaupt geschlagen werden

sollte. — Die Gründe, welche der Vf., wie es scheint, ganz *in abstracto* gegen die Position bey Gelnhausen anführt, scheinen nicht befriedigend; die ganze retirirende Armee zu fangen, daran dachte wohl niemand, es kam allein darauf an, ihren Rückzug aufzuhalten, und ihr dabey den grösstmöglichen Verlust beyzubringen. Diess konnte in jener Position viel sicherer als im freyen Felde und eben so gewiss geschehen. Denn wendete Buonaparte auch nach einigen vergeblichen Angriffen seine Colonnen nach den angegebenen Seitenstrassen: so verlor er doch wenigstens bey den dortigen Wegen in der vorgerückten Jahreszeit den grössten Theil seines Materials. Betrachtet man den Fall, wie es wohl geschehen muss *in concreto*, so springt sofort ein in der Kriegsgeschichte freylich nur zu oft übersehenes Motiv in die Augen, das der Vf. vielleicht absichtlich ignorirt hat, — die Individualität des Feldherrn. Wer den entschlossenen Muth, die Energie und den lebendigen Eifer des Feldmarschall Wrede kennt, und einen Blick auf seine damalige Lage wirft, den kann es nicht befremden, wenn er die offene Feldschlacht dem Verstecken in eine Position vorzieht, in welcher das Spiel zwar nicht gewagt, aber auch nicht so entscheidend seyn konnte, wie er es wahrscheinlich erwartete.

bb.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Der Befreyungskrieg in Deutschland im Jahr* 1813. Zweyte stark vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 2 Planen von der Schlacht bey Leipzig. 1820. XXII u. 772 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses Buches, welches auch als dritter Band der in demselben Verlage erschienenen „*Kriegsbibliothek*" ausgegeben wird, erschien im J. 1816. Wenn, wie man dem Rec. versichert hat, der Vf. desselben Redacteur einer Modezeitung ist: so nimmt es ihm nicht Wunder, dass auch diese zweyte Auflage, für welche so viele gute Materialien zu Gebot standen, den billigsten Ansprüchen der Kritik an ein kriegsgeschichtliches Werk nicht genügt. Was von diesem gefodert wird, braucht den Lesern nicht erst gesagt zu werden; was sie hier finden, wollen wir kürzlich darstellen. Die Märsche sind nicht genau, sondern nur im allgemeinen angegeben, die Schlachten in höchst unsicheren Umrissen, oft mit Detail, das zur Verständigung nichts nutzt, dann bey jeder alle Berichte der Armeen, die daran Theil genommen, — eine höchst unnütze Verschwendung des Raums, welcher allemal hingereicht hätte, das vollständigste und klarste Bild jeder Schlacht zu geben, in soweit diess überhaupt und jetzt schon gegeben werden kann. Dazwischen liegen nun bisweilen Betrachtungen aus *Sarrazins* bekanntem Buche übersetzt; was man von diesem zu halten hat, der ohne den Kriegschauplatz auch nur gesehen zu haben, reinweg nach den blossen Armeeberichten schrieb und raisonnirte, ist bekannt; wahrhaft possierlich ist sein Excurs über die Taktik und Strategie (S. 432 f.). Endlich hat es der Vf. auch für angemessen erachtet, Tagebücher von Predigern und Schullehrern über ihre Kriegsdrangsale aufzunehmen, und damit 25 Seiten zu füllen. Dergleichen Betrachtungen sind bisweilen für den Geschichtschreiber wegen der Aufstellung einzelner Abtheilungen u. s. w. interessant; aber sie *in extenso* abdrucken zu lassen ist denn doch eine eigene Idee.

Alle Irrthümer oder Mängel dieser Darstellung hier anführen und berichtigen zu wollen, würde sich mit den räumlichen Bedingungen dieser Blätter nicht vertragen; es scheint auch insofern nicht nöthig, als es wohl keinem Historiker einfallen dürfte, das Buch als Quelle zu benutzen. Der Vf. nennt 4 Werke, die er zur Vervollständigung der zweyten Auflage gebraucht hat, *Plotho*, die *Beyträge* zur Kriegsgeschichte, *Jominis* (nicht *Butturlin*, den er als Vf. bezeichnet) Tableau u. s. w. und *Odeleben*; er hätte auf diese beschränkt schon etwas weit vorzüglicheres liefern können; aber es sind ihm eine Menge Schriften und Monographieen, theils einzeln gedruckt, theils in Zeitschriften enthalten, entgangen, die von Wichtigkeit sind und von denen wir nur einige angeben wollen. Journal der Russ. Armee; Feldzug an der Niederelbe; das Treffen bey Hagelsberg; *Nösselt's* Krieg in Schlesien (manches nützliche Detail); *Bertuchs* Besuch des Schlachtfelds bey Leipzig (der Anhang enthält eine ausserordentlich genaue Darstellung der Leistungen des 2ten Preuss. Armeecorps); die Aufsätze über die Schlachten an der Katzbach und bey Gr. Beeren, so wie über das Tableau in den *Denkwürdigkeiten für die Kr. K.*; einige Aufsätze in der Österr. Mil. Zeitsch. und viele andere bedeutende Quellen mehr. — Man muss freylich oft wegen einer einzigen Notiz ein ganzes Buch durchlesen, das ist nun aber bey der Kriegsgeschichte einmal nicht anders.

Wir müssen annehmen, dass dieses Buch sein Publicum in dem Theile der Lesewelt gefunden hat, welchem es nicht sowohl um deutliche Übersicht eines Kriegs, als vielmehr um Unterhaltung zu thun ist. Wer nur diese sucht, dem können wir es auch mit gutem Gewissen empfehlen; und er wird sich auch durch die angehängten Pläne der Schlacht bey Leipzig befriedigt finden. Wer die Kriegsgeschichte aus höherem Gesichtspuncte betrachtet, der muss sich schon, nachdem er die ersten Seiten gelesen, überzeugen, dass unser Urtheil über das Buch nicht zu streng gewesen.

bb.

Lausanne, b. Petillet: *Histoire de la vie et de la conversion de F. D....., Docteur en Droit. executé a Aarwangen en Conton de Berne, le 30 Septembre* 1817. Ecrité par lui-même dans sans prison. Traduit de l'Allemand. 1818. 173 S. 8.

Ein wichtiger Beytrag zur Psychologie. — Der Advokat Friedrich Desgouttes wurde am 30 Sept. 1817 im etlich und dreyssigsten Jahre seines Alters le-

bendig gerädert. Seine Verbrechen waren so mannichfaltig und so ungeheuer, dass die Acten seines Verhörs versiegelt ins Archiv zu Bern niedergelegt, und die Mitglieder der Untersuchungs-Commission zum Stillschweigen verpflichtet wurden. Der Hingerichtete hat die Geschichte seines Lebens und seiner Bekehrung *selbst* im Gefängniss niedergeschrieben. *Que voit-on*, sagt der Herausgeber, *dans ce qu'il ecrit de lui-meme? rien que bassesse, turpetude, corruption inveterée, egoisme, surete de coeur, cruauté, ingratitude, fausseté, hypocrisie, en un mot un composé de tous les vices sans aucune vertù; a coté de cela une imagination vive et dereglée, des lumières et des talens, dont il a fait le plus mauvais usage* etc. — Mit Diebstahl begann in seinem neunten Jahr die Kette seiner Ruchlosigkeiten. Wohlleben, Müssiggang und eine leichtbewegliche, durch das Lesen von Romanen erhitzte Einbildungskraft verlöschten immer wieder die Eindrücke, welche Entdeckung, Beschämung und der Kummer seiner Eltern auf ihn gemacht hatten, und immer auf's Neue verfiel er in gleiche Verbrechen. In Tübingen gewann ihn Ehrsucht sechsmonatlichem Studiren. Den Neckereyen von Kameraden über seine Mässigkeit zu entgehen, überliess er sich plötzlich dem unmässigen Genuss geistiger Getränke, welchem neue Ausschweifungen folgten. Hoffahrt, Trunk, Wollust, Diebstahl, romanhafte Grillen wechselten bey seiner Rückkehr in sein Vaterland. Im Begriff, seinen Oheim zu bestehlen, und von diesem entdeckt, verwundete er den Greisen. Hierauf Soldat geworden, überliess er sich aller Schändlichkeit, welche nur die verworfenste Menschenklasse verüben kann, und erfuhr als eingefangener Ausreisser alles Elend, welches das bittere Loos solcher Unglücklichen ist. Im Jahr 1809 wurde er wieder frey, erhielt Verzeihung von seinen Ältern, fasste den Entschluss sich zu bessern, betete eine Zeitlang, bald aber wurden die vorigen Leidenschaften, mit neuer Gewalt losbrechend, wieder Meister über ihn. Im Jahr 1810 kam Daniel Hemmeler, ein sittsamer, gutmüthiger, gelehriger Jüngling in das Haus seines Vaters, um die Rechtskunde zu erlernen. *F. D.* leitete seine Studien, wurde aber zugleich sein Verführer, und suchte durch schändliche Bücher ihn zu verderben. In dieser Zeit überliess er sich, nach neunmonatlicher Enthaltsamkeit, neuerdings dem Trunk, toller Verschwendung und jedem erfinnlichen Laster. *Le mensonge*, sagt er S. 44 selbst von sich, *la calomnie, les imprecations, les tromperies, l'hypocrisie, etoient mes vices d'habitude; seduire la jeunesse, faire des fausses signatures, rechercher les proces les plus injustes, les plus scandaleux, etoient des jeux pour moi.* Dazu gesellte sich dann, bey immer seltener werdenden Mitteln, die Sucht, durch Lotterien reich werden zu wollen, welche so weit ging, um Gott zu bitten, er möchte ihn zum grossen Loos verhelfen, wofür er Besserung angelobte. Seine üble Laune liess er an Hemmeler aus, ungeachtet seine ausschweifende Neigung zu ihm sich bis zur Eifersucht steigerte. Die Furcht, ihn bey baldiger Abreise zu verlieren, der Neid über seine Gesundheit trieben ihn so weit, um jenem Mittel beyzubringen, welche seine Gesundheit schwächen sollten, damit er ihn dann durch dargereichte Heilmittel unzertrennlicher an sich ketten, ja noch verruchtere Zwecke erreichen konnte. *Ensuite, voulant pervertir son ame, come j'affoiblissois son corps, je favorisai ses relations avec des personnes de la plus mauvaise conduite, afin que, seduit par leur exemple, il devint aussi immoral, aussi vicieux, que moi* (S. 50). Bald machte er wieder Entwürfe seiner Besserung, bald sann er auf die Ermordung seines Zöglings, und fasste dann wieder in Zwischenräumen den Entschluss, nach verübter That in das benachbarte Olten zu fliehen, die Religion zu ändern, Capuziner zu werden, und durch die strengste Lebensweise und die härtesten Bussübungen die vielen Verbrechen, womit er sein Leben besudelt, auszusöhnen. Zu einigen Versuchen, sein Schlachtopfer zu vollenden, fehlte ihm die Entschlossenheit; starke Getränke sollten diese ersetzen. „*Je bus toute une petite bouteille, remplie de liqueur; quelques instans après je sents un feu dans toutes mes veines*". — Er ermordete seinen Zögling und wurde bald darauf verhaftet.

In den ersten Tagen seiner Gefangenschaft sah er allerley Gesichte; bald hörte er liebliche Musik und Glockentöne, bald schreckten ihn höllische Gestalten. Während der Anwesenheit des Pfarrers von Aarwangen wichen diese, aber gleich nach dessen Entfernung traten sie wieder näher; er hörte Gassenjungen Spottlieder über ihn, und dann wieder das Lob des Ermordeten singen, sah auch dessen verklärten Geist. Alles was eine aufs höchste gesteigerte Einbildungskraft, ein überreitztes Nervensystem, ein geängstigtes Gewissen, ein geschwächter Körper, schlaflose Nächte, die furchtbare Einsamkeit eines Kerkers Seltsames und Schreckendes erzeugen können, stürmte in den ersten acht Tagen seiner Einsperrung auf ihn ein. Endlich stammelte er ein Gebet; heiterere Bilder, Engel, zuletzt Hemmeler mit tröstender Rede, naheten sich. Nachdem er eine ganze Nacht mit Inbrunst gebetet, hörte er am Morgen die Worte: „Triumph, Triumph! du hast gesiegt, Gott hat dein Gebet erhört." Von da an schwanden die höllischen Gesichter ganz, und der Verbrecher fühlte nun Reue, Zerknirschung, überliess sich dem Gebet, und ward emporgerichtet durch Hoffnung.

Dass der Verbrecher jene Visionen für von Gott gesandte, ausserordentliche Mittel zu seiner Erweckung hielt, wird ihm Niemand verargen; aber auch der Herausgeber verwahrt sich S. 8 ff. gegen jede, aus des Verbrechers Körper- oder Gemüths-Zustand hergeleitete Erklärung einer bloss subjectiven Existenz dieser Teufel, Engel, Schlangen, Stimmen, Töne u. s. w., und scheint ihnen wirklich eine objective Realität vindiciren zu wollen. Ohne sich hierüber in dogmatische Erörterungen einlassen

zu können, wird sich jedem aufmerksamen Leser eine natürliche Erklärung dieser Erscheinungen sowohl aus *D's.* Individualität, als aus den bestimmten Gestalten, die sie annehmen, von selbst aufdringen. In zarter Jugend religiös erzogen, auch nach den frühesten Verbrechen noch angeregt von Liebe zu Religion (die beym ersten Genuss des heil. Abendmahls zu einer an Fanatismus grenzenden Devotion ward S. 23, mitten unter den grössten Schandthaten vom Gewissen getroffen, und mehr als einmal den Entschluss fassend, sein Leben zu bessern (S. 26. 42) und ernstlich das Begangene abzubüssen, blieb immerfort ein, wiewohl fast verglimmender Funke des Besseren in ihm; dazu dann von Natur mit einer lebhaften Einbildungskraft ausgestattet, die durch phantastische Bücher und Anschläge stets gespannt erhalten; in den letzten Zeiten durch Trunk, grimmigen Neid, Mordlust, wirklichen Todtschlag zur Wuth geworden, beide Principien, das des Guten und des Bösen in ihm kämpfend, ein von den bittersten Vorwürfen zerrissenes Herz, bey lebhaftem Verlangen schwache Hoffnung der Verzeihung bey Gott, alles dieses in der Einsamkeit, Abspannung vereint auf ihn einstürmend, musste es nicht mancherley Gesichte erzeugen? Und dann was sah er? Was aus der Vergangenheit, was von der Zukunft am heftigsten ihn erschütterte. Abwechselnd Satan, die Gerichtsstätte, hohe Verwünschung, seinen geliebten Hemmeler, und immer wieder *ihn* unter den mannichfachsten Umgebungen. War *er* nicht lange schon der Gegenstand, mit welchem seine Gedanken sich beschäftigten, hatte nicht seine That, der letzte schmerzvolle Blick, den jener auf ihn warf (S. 54), dieses Bild mit unauslöschlichen Zügen ihm eingedrückt? Wenn Rec. der Meinung des Herausgebers hierin schlechterdings nicht beypflichten kann: so verhält es sich anders hinsichtlich des Glaubens des Verbrechers, dass Gott ihn habe zur Gnade rufen wollen. Die Wechselwirkung des inneren selbsteigenen Erwachens zu Reue und Besserung, und der zu Hülfe kommenden göttlichen Gnade ist allzu zarter Natur, als dass sie wie der Mechanismus einer Maschine auseinander gelegt, und dem Auge des Forschers in den einzelnen Theilen könnte gewiesen werden. Hier kann kein Wissen den Glauben ersetzen. Denn wiewohl die Psychologie meinen möchte, auch die auf jene Erscheinungen erfolgte Zerknirschung des Herzens, Bekehrung und inniges Vertrauen auf Jesum Christum, als den alleinigen Versöhner, aus den vorangegangenen Gemüthszuständen, verbunden mit den früheren Anlagen und Richtungen, so wie der damaligen besonderen Lage des Verbrechers, erklären zu können: so hält Rec. dafür, dass sie hier etwas auf sich nehme, dem sie nie gewachsen sey; dass, wie wünschenswerth der Versuch wäre, einen Verbrecher dieser Art nach allen solchen Versicherungen wieder frey, ungehindert und ungekannt ins Leben eintreten zu lassen, bey allen Zweifeln über den Fortbestand seiner Sinnesänderung die Menschenliebe gebiete, das Bessere anzunehmen, und dass endlich von Sterblichen der Wirksamkeit der göttlichen Gnade und Allmacht durch eitles Speculiren keine Schranken gesetzt werden dürfen. Auf jeden Fall bleiben diese Fragmente, die er im Kerker aufgesetzt, diese Briefe, die er dort geschrieben, und deren Öffentlichwerden er nie ahnen konnte, ein merkwürdiges, ja vollgültiges Zeugniss von der Kraft der reinen, ungefälschten Christusreligion. Hätte ein nach modernen Meinungen gestalteter Christus ihm das auch werden können, was er ihm bey dem Glauben an einen Mittler und Erlöser geworden ist?

P. T.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *München,* b. Lindauer: *Harmonia, Vaterlands- und Kriegs-Gedichte der Deutschen.* 1817. XVI u. 296 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine, wie dem Rec. dünkt, sehr unglückliche Buchhändler-Speculation! Der Vf. der Vorrede sucht zwar zu beweisen, „dass dem Soldaten ein durch Poesie erwärmter und durchglühter Sinn" gar sehr nothwendig sey; man möchte aber, diess anerkannt, gar sehr bezweifeln, ob zur Erzeugung dieses Sinnes eine Compilation von guten, mittelmässigen und schlechten Gedichten, die auf den Krieg Bezug haben, förderlich oder nothwendig sey. Den fördert wohl mehr das Lesen unserer grossen Dichter, deren Werke, dem Himmel sey Dank, so verbreitet sind, dass man sich dieselben leicht verschaffen kann.

Die Auswahl ist nichts weniger als streng, und doch fehlt wieder manches kräftige schöne Lied, wie z. B. Hn. *v. Kleist's* Deutschland; das beste in der ganzen Sammlung gehört am wenigsten hieher, es ist: *Goethe's* bekanntes: Mich ergreift ich weiss nicht wie u. s. w.

bb.

Altona, b. Hammerich: *Adolf Stelzfuss.* Ein Gedicht für Kinder und Kinderfreunde von *G. W. O. v. Ries.* 1818. 46 S. 8. (6 gr.)

Die Vorrede beginnt mit den Worten: „Seit mehreren Jahren hab' ich Kindern meiner Bekanntschaft *Geschichten aus dem Stegreif* erzählt, und bemerkt, dass nichts angenehmer und wohlthätiger auf die Bildung des Geistes und Herzens der Kleinen wirkt, als zweckmässige Erzählungen; dieses hat mir Anlass gegeben, einige meiner *mündlichen Unterhaltungen* mit den Kindern *in Vers und Reim* zu bringen; wovon hier der Stelzfuss als Probe." Hienach kann man sich von diesem kleinen Buche, das allerdings Kindern von etwa fünf oder sechs Jahren wohl zusagen mag, eine Vorstellung machen. Es ist *nicht* eine kleine abgerundete Erzählung, die sich künstlerisch nur den Schein des leichten Geplauders giebt, sondern es ist das Geplauder selbst, worin nicht nur der Erzählende spricht, sondern auch die Kleinen mit einreden. Da es nichts weiter hat seyn *wollen:* so ist darüber auch weiter kein Tadel auszusprechen, ob es gleich wohl mehr hätte seyn *können.* Zu loben ist in dieser Beschränkung noch manche lebendige Schilderung, wie z. B. die von der Feuersbrunst, die die Wirklichkeit sehr treu vor die Phantasie führt, worauf der Schluss erfolgt:

Er kam auf zwey Füssen lustig gesprungen:
„Umsonst hab ich nicht ein Tänzchen bedungen;
Ich habe mich heimlich selbst kurirt;
Der hölzerne Fuss der ist kassirt."

Aber werden nun die Kleinen, die *ausser* dem Buche der Erzählung zuhören, nicht fragen: was sind das für Kinder, die da vorkommen?

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, b. Arnold: *Der wilde Jäger*, von *Fr. Laun*. 1820. 251 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der fruchtbare Vf., seit einiger Zeit bald auf *Fouqués*, *Apels* oder *Hoffmanns* Bahnen wandelnd, hat in diesem Romane den Schatten des ehrlichen *Spiess* heraufbeschworen, denn das Vehmgericht — so sollte das Buch eigentlich heissen — ist seinen Grundstoffen nach völlig *Spiessischer* Natur. Dass der Roman nichts destoweniger sein Publicum finden werde, ist bey der Gewandtheit des Vfs. im Erzählen nicht zu bezweifeln; ob dadurch höheren Ansprüchen genügt, ob die Kunst überhaupt gefördert werde, können wir um so mehr auf sich beruhen lassen, da die Kritik bey solchen Productionen sich solcher Untersuchungen schon längst hat begeben müssen.

Dresden, b. Arnold: *Das Pfänderspiel*, von *H. Clauren*. 1820. 248 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die Erzählung stand schon in der Abendzeitung. — Über die Art oder Manier des Vfs. ist neuerlich in *Hermes* so streng aber gerecht gesprochen worden, dass wir hier darüber schweigen können und nur erwähnen müssen, dass die vorliegende Erzählung von den meisten der dort gerügten Fehler ziemlich frey und gewiss eine der besten des Vfs. ist. Sein unverkennbares Talent für den Roman aus der Welt *comme il va* macht es höchst wünschenswerth, dass er ferner immer auf diesem Pfade fortwandeln möge, zum Trost aller derer, die durch das ewige Rittern, Zaubern u. s. w. zwar höchst ermattet, aber doch noch nicht schwach genug sind, um an den Kraft- und Witz-Worten des gemeinen Lebens Gefallen zu finden, mit denen der Vf. sonst wohl zuweilen sein Publicum zu amusiren sucht.

Aarau, b. Sauerländer: *Eugenia von Nordenstern*. Von *M. v. Pfister*. 1820. Erster Theil 390 S. Zweyter Theil 366 S. 8. Mit 2 Kupfern. (3 Rthlr. 8 gr.)

Wir würden gar sehr in Verlegenheit kommen, sollten wir genau die Gattung bezeichnen, der dieses Buch angehört. Ein Roman im künstlerischen Sinne des Worts ist's nicht, eine sogenannte Familiengeschichte eigentlich auch nicht, noch weniger eine von den vielen Productionen, die alle Ansprüche, ausser den der Unterhaltung, aufgebend, die Leihbibliotheken bereichern. Was ist's denn? Eine vom gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht sehr abweichende Erzählung, die einen so grossen Zeitraum umfasst, dass der Vf. mit Bequemlichkeit eine Menge von Charakteren vor uns entfalten kann. Die grosse Mehrzahl derselben ist, obwohl verschieden nuancirt, edel und liebenswerth, und die beiden Hauptpersonen nehmen unsere Theilnahme in hohem Grade in Anspruch. Besonders wird kein weibliches Gemüth Eugeniens stilles klageloses Leid unbewegt an sich vorüber gehen lassen. Wir müssen überhaupt das Buch zunächst den Frauen empfehlen, denen es ohne Zweifel eine befriedigendere und heilsamere Lectüre gewähren wird, als viele andere Producte, die mit oder ohne Prätensionen erscheinen. Die Briefform, der historischen Darstellung ohnehin nicht günstig, hat hier allerdings zu einiger Breite geführt, und das Buch musste um so mehr anschwellen, da wir im Eingange die Heldin als sechzehnjähriges Mädchen, am Schlusse als Mutter mehrerer Töchter finden, deren älteste bereits wieder verlobt ist.

Altona, b. Hammerich: *Erna*. Kein Roman. Herausgegeben von *C.* 1820. 306 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein junger einnehmender Husaren-Officier gewinnt durch Künste der Koketterie das Herz eines für ihn bestimmten edlen Mädchens, stösst es vorsetzlich von sich, findet nach einigen Jahren die Verstossene als herrlich aufgeblühte Jungfrau wieder, liebt sie und wird abgewiesen, geht sodann auf Reisen, um sie bey der Rückkehr als Gattin eines eifersüchtigen Gatten wiederzufinden. Der Husar ist indess ein wackerer Mann geworden, den die Leidenschaft wenigstens zu nichts Unedelm verführt; Erna, der ersten Liebe noch treu, welkt dahin, und Jener findet in der Sorge für ihre verwaisten Kinder den Zweck eines verödeten Lebens, welches nicht von sich zu werfen er der Geliebten kurz vor ihrem Tode hat versprechen müssen. Diess ist der Inhalt dieser Darstellung, die man als Kunstwerk nicht über das Gewöhnliche stellen kann, ohne jedoch wegen ihrer Einfachheit und redlich gemeinten Tendenz ein abfälliges Wort über sie sagen zu mögen.

Berlin, b. Petri: *Mähren und Träume*. Von *Rudolf von Frauenstadt*, Vf. der Krokodileyer. 1820. 311 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf., welchem Talent nicht abgesprochen werden kann, macht sich's bisweilen etwas bequem,

wie die drey ersten Mähren: *Minnart der Sänger*, *Graf Lisbert*, und *Alfreds Rückkehr* beweisen, deren zweyte denn doch gar zu leer ist. Erfreulicher erscheinen uns seine Träume, obwohl bey ihnen Jean Pauls Einwirken unverkennbar ist. Wer indess so Gemüthliches und doch auch so Phantastisches schaffen kann, wie diese sechs Träume, der besitzt hinlängliche innere Kraft um gar bald selbstständig dazustehen, was in der Kunst wie im Leben eine herrliche Sache ist.

Mg.

Erfurt, b. Müller: *Erheiterungen*, mit Beyträgen von *Amalie Berg*, *Wilhelmine Willmar*, *Theodor Heyne* u. a. m. Erstes Bändchen. 1816. 264 S. *Zweytes Bändchen*. 259 S. *Drittes Bändchen*. 250 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

Diese Sammlung von Erzählungen und Gedichten ist von sehr verschiedenem Gehalte. No. I enthält a) *Romanzen und Balladen*. Bey diesen und allen übrigen in dieser Sammlung vorkommenden Gedichten müssen wir einmal für immer die allgemeine Bemerkung machen, dass sie durchgängig von keinem ausgezeichneten Werthe sind, und füglich im Pulte, oder in dem Cirkel der Freunde hätten bleiben können. Bey der Höhe, zu welcher sich bey uns die lyrische Dichtkunst geschwungen hat, ist es an sich schwer, etwas vorzügliches zu leisten: wie können nun solche Verse, wie z. B. 16:

Und auf der Insel, *so grün und klein*,
Stand *sanft* unter Ulmen versteckt,
Ein Hüttchen von Halmen gedeckt,
Da wohnte das einsame *Mägdelein*,
Und war so glücklich und *rein*.
Da *hüben* auf grauender Felsenwand
Die 'r'aus hangt in die See,
Beweidet vom *astigen* Reh u. s. w.

den Druck verdienen? Weit schlechterer Reimereyen gar nicht zu gedenken. 2) Die *Alliirten* vor Leipzig, ein kriegerisches Gemählde im 1 Act. Ein alltägliches Gelegenheits-Stückchen. 3) *Gustav und Elise*, von *Theodor Heyne*. Eine Erzählung, in welcher zwar des Unwahrscheinlichen und Romanhaften genug auf einander gehäuft ist, aber nirgends ein wahres Dichtertalent sich findet. 4) *Kriegslieder eines Preussischen Freywilligen*. 5) *Der gute Roger*. Eine Schweizer-Anekdote aus dem 14ten Jahrhundert, nach dem Französischen. Nicht schlecht, aber auch nicht von Bedeutung. 6) *Lieder der Liebe* von *Schier*. 7) *Der Bruderzwist*, oder *der Vaterfluch*, eine wahre Geschichte, die, mindestens, wenn sie wirklich wahr ist, eine bessere und psychologisch geordnetere, so wie mehr ausgearbeitete Darstellung verdient hätte. II. *Der Stöhrenfried* vom (ungenannten) Herausgeber. Eine ohne alle dichterische Kraft vorgetragene trockene Erzählung; wir bitten ja, sie, wie der Vf. am Ende droht, nicht zu einem Romane auszuspinnen. 1) a) *Gedichte*. 2) Der *Jokey*, von *Amalie Berg*. Abentheuerlich genug, aber auch nichts weiter. 3) *Vermischte Gedichte* von *Schier*. 4) *Die Betrogenen*. Novelle aus dem Italiänischen; die Geschichte eines Beutelschneiders, der einige höchst leichtgläubige Menschen auf die plumpeste Weise prellte. Hätte wohl unübersetzt bleiben können. 5) *Der rothe Mantel*; von *Wilhelmine Willmar*. Ein Mährchen, dem es aber an jenem höheren Schwunge der Phantasie gebricht, die jene Dichtungsart heischt. Wir wünschen daher, dass die Vf. in der Sphäre des häuslichen Lebens, des Einfachen und Natürlichen bleiben möge, das ihr weit besser gelingt.

III. 1) *Die Heimath aus Liebe*, von *Wilhelmine Willmar*. Wir vermissen hier durchaus den natürlichen, einfachen Gang, den diese wirklich talentvolle Dichterin sich sonst eigen gemacht hat. Sie wird bey ruhiger Prüfung selbst einsehen, dass hier das Wunderbare und Unwahrscheinliche mit allzulosen Banden zusammengeknüpft ist, als dass es Interesse erregen könnte; welches ihm bey einer natürlichen Motivirung der Begebenheiten ausserdem nicht fehlen würde. 2) *Weibliche Seelen-Stärke*, von *Amalie Berg*, steht an Imagination und Vortrag jener Erzählung weit nach, und ist eine nicht schlechte, aber doch auch nicht anziehende Darstellung eines weiblichen Wesens, das sich edelmüthig für die Familie ihres Bruders hingiebt. 3) *Scherz und Ernst*, von *Wilhelmine Willmar*. Hier finden wir die Dichterin wieder in der ihr von der Natur angewiesenen Laufbahn. Die Idee dieser Erzählung ist wirklich recht niedlich und psychologisch richtig. Luise und Ferdinand necken sich, stellen sich, um eine alte lauernde Tante zu täuschen und zu necken, in einander verliebt, und sind und werden es am Ende wirklich. Eben so ist der Charakter der alten Mamsell Christel neu, aber lebendig und kräftig gezeichnet. Wir ermuntern die Erzählerin auf dieser Bahn fortzufahren. 4) Abermals *Gedichte*. 5) *Die beiden Adolphinen*, von *Amalie Berg*. Zwar nicht von hohem poetischem Werthe, aber doch ganz angenehm erzählt. 6) *Proben aus Winfried*. Ein Deutsches Heldengedicht in 12 Gesängen. Wir haben an den Proben genug.

Dem ungenannten Sammler aber, rathen wir, in der Wahl etwas strenger zu seyn, und insbesondere die Gedichte ganz wegzulassen, wenn er seiner Sammlung Dauer versprechen will. Der Verleger hätte auch sorgen sollen, dass die Verdruckung der Bogen vermieden, und *jedem* Bändchen eine Inhaltsanzeige beygefügt worden wäre.

L. — n.

Heidelberg, b. Oswald: *Der umgekehrte Faust*, *oder Froschs Jugendjahre*, herausgegeben von *Wilhelm Seybold*. Erstes Bändchen. 1816. 132 S. 8. (12 gr.)

Man weiss freylich eigentlich nicht, was man aus diesem Product machen soll. Die ausgezeichnetste Tendenz desselben scheint *literarische Satire* zu seyn, und es ist nicht zu misskennen, dass Hr. S. deren Geissel mit vieler Gewandheit zu schwingen versteht. Doch hat es hie und da auch einen ächt

romantischen Schwung, und das Ganze verkündet, ausser einer nicht gemeinen Geistesbildung, Spuren von Genialität und Imaginationskraft, die uns in Hn. S. einen nicht unbedeutenden Schriftsteller versprechen, wenn erst sein Blut ruhiger, seine Phantasie keuscher geworden seyn, und er sich überzeugt haben wird, dass, den Genius vorausgesetzt, *Correctheit* allein der Weg zum *Classischen* sey. — Wir wünschen daher, dass er, statt dieses, bey allen Spuren von Genialität, doch allzugrelle und bunte Spiel fortzusetzen, seine Talente auf eine andere, den Leser freundlicher ansprechende und für das grössere Publicum geniessbare Dichtungsart, z. B. den Roman, in Yorks, oder auch Smollets Geiste u. s. w., anwendete; zumal er die Sprache in seiner Gewalt hat, ob sie gleich hie und da etwas zu derb ist.

T—a.

Schmalkalden, beym Herausgeber: *Gedichte* von *Arnoldine Wolf*, geb. *Weissel* mit dem Leben und einer merkwürdigen Krankheitsgeschichte derselben, herausgegeben von Dr. *Wiss*. 1817. XXIV und 230 S. 8.

Das Leben selbst, das hier mitgetheilt wird, enthält weiter keine Merkwürdigkeit, als eben die erwähnte Krankheitsgeschichte, die darin besteht, dass die Verfasserin dieser Gedichte in ihrem achtzehnten Jahre, von der *scabies humida* angesteckt, in den schlaflosen Nächten von sechs und zwanzig Wochen nach dem Trost der Verse ringend, die sie sang und sprach und sich vorsprechen liess, plötzlich selbst zur Dichterin wurde, indem sie, als die fremde Hülfe versiegte, in Versen sprach, und den Ausbruch ihrer Schmerzen in Reimen ergoss. Von der Krankheit genesen bildete sie diess entdeckte Talent weiter aus, und dichtete, wenn eben ein wichtiger Umstand sie erregte, und die vielen häuslichen Geschäfte ihr einen Augenblick Zeit liessen. Kraft und Wohlklang muss man ihren Gedichten nachrühmen, auch fehlt es ihnen nicht an guten Gedanken, aber im Ganzen herrscht doch das rhetorische Element vor, das Abhandeln allgemeiner abstracter Gegenstände und das blosse Einkleiden der Begriffe in ein äusserlich poetisches Gewand. Nicht immer glückt ihr diese Einkleidung, z. B., wenn sie sagt:

Reichthum, Ehre, Pracht und *Schimmer*
Bauen oft mit kühner *Hand*
Auf der *Ruhe* Felsentrümmer
Ihre bunte Breterwand.

Zuweilen verleitet sie das Streben nach Kraft und Erhabenheit zum Wortüberfluss, z. B. wenn sie vom Weisen singt:

Er achtet nicht des *wilden Weltgewühls*,
Wo *Katastrophen* sich in *Wirbeln* drehen.

Eine zu gewöhnliche Betrachtung enthält der *Rückblick* auf das Jahr 1812, und „*umfächelt* von der Wehmuth *Flügel* — statt voll Wehmuth — ist wieder keine glückliche Einkleidung. Auch *das Veilchen* giebt einen zu bekannten Gedanken. Die *unglückliche Heimkunft*, wahre Geschichte, behandelt einen schrecklichen Vorfall, wie er im vier und zwanzigsten Februar vorkommt. — Auszeichnung verdient das Gedicht *an Seume* voll Kraft und Würde. Unter den vielen Gelegenheitsgedichten tritt das der Bergleute S. 158 als charakteristisch hervor. — In den vier Jahreszeiten begegnet man mitunter angenehmen Bildern, die wirklich poetisches Talent verrathen, z. B. vom Winter:

Ha! du stäubst von Silberlocken
Weisse Flocken,
Und der Murmelbach gerinnt.

Dazu gehört aber nicht das folgende: *Weissgepudert* stehn die Haine. Eine der schönsten Dichtungen von ihr, und noch dazu im leichten Tone, ist *der Vogel, Idylle* nach *Gessner*. — Zuweilen wird man durch unvollkommene Reime, wie *gezeichnet* und *geeignet*, *stäte* und *Rede*, *Vater* und *Ader*, *Weisen* und *reissen* gestört.

Die beygegebene prosaische Erzählung: *Iranio* und *Cassandra* beweist auch in dieser Gattung der Pöesie das Talent der Verfasserin, aber auch eine überwiegende Neigung, das Leben von der düsteren Seite aufzufassen. Der Inhalt ist sehr anziehend; nur in der Ausführung sind zu viel theatralische Mittel aufgeboten, die freylich die Täuschungen zur Spannung der Aufmerksamkeit sehr leicht machen mussten.

T. Z.

Köln, in der W. Spitz'schen Buchh.: *Poetisches Lustwäldchen*, von *Friedrich Rassmann*. 1818. 116 S. 8. (14 gr.)

Keine Vorrede sagt, ob diess neue, früher noch nicht mitgetheilte, oder schon einmal gegebene Gedichte sind, die der Vf. nur gesammelt hat; von einigen erinnert sich wenigstens Recensent, sie schon irgendwo gelesen zu haben. Aus den meisten leuchtet hervor, dass sich der Geschmack des Vfs. in den letzten Jahren immer mehr verfeinert und vergeistigt hat; doch darf man von dem Büchelchen, das in seiner bescheidenen Form sich ganz nett ausnimmt, auch nicht zu viel sich versprechen: Unbedeutendes und Sinnvolles ist hier durch einander gemischt. Zu dem ersteren gehört ohne Zweifel:

Der Provinzialism.
An Jenny.
Immer klagst du mir vor, dass nur traurige „*Täge*" dein Loos sind;
Wandelst in *Tage* du sie, will ich dich trösten — sonst nicht.

So auch *Linksum*. — In dem Gedichte: *das Fräulein und der Holderstock* stimmt der einfach erzählende Ton nicht zu dem tragischen Umschwung, worin der Schluss plötzlich mit verändertem Sylbenmass übergeht. — In der *Frühlingstrauer* ist das gewählte Thema nicht frey und kühn genug verarbeitet, in der zweyten Abtheilung der wiederholte Vers nicht sprachgemäss angepasst:

Düfte ziehn *in weiten Runden* (!):
Doch wenn ich, den Schmerzen quälen,
Zum Gefilde mich will stehlen;
Düft' und Blüten sind verschwunden.

In der *Abgeschiedenheit* ist nach dem Masse des Anfangs: Wie wohl ist mir — das im nächsten Verse folgende: Siedle, Herz, an! eine grosse Härte. — Sehr sinnvoll und bey erscheinender Geringfügigkeit des Gegenstandes wirklich tragisch ist das Gedicht: *Ferdinand*; lieblich, anmuthig und einladend: *Lebenslust*; eine treffende Malerey in gedrängter Kürze: *der Winter*; mit assonirendem *o* und *i* im Tone des heiteren Ernstes gut vorgetragen: *An eine Zitrone*. Und so heigt sich hie und da noch manches Bäumchen, das gleich der säuselnden Birke uns angenehm anspricht.

T. Z.

Hamburg, b. Hoffmann und Campe: *Liederbuch für den Hanseatischen Verein in Hamburg.* 1819. 16 und 334 S. 8. (20 gr.)

Diese Sammlung, ihrer ursprünglichen Bestimmung und Einrichtung nach als Handschrift für die Mitglieder des H. V. zu betrachten, soll und kann doch auch Erinnerungsbuch für jeden seyn, der die Jahre des Deutschen Befreyungskrieges 1813 — 1815 mit Theilnahme, vielleicht selbst thätig mitwirkend für die heilige Sache des Vaterlands, verlebt hat. Darum sind nicht bloss solche Lieder aufgenommen worden, welche nach bekannten Weisen in heiterer Gesellschaft gesungen werden können, sondern, wie die Vorrede sich ausdrückt, auch solche Gedichte und Sprüche, die ein Jeder gern für sich durchlesen wird, da sie beziehungsreich an diese oder jene Erinnerung aus jener grossen Zeit sich anknüpfen. Allein Sprüche u. dgl. würden doch nicht in ein Liederbuch gehören. Wir haben aber wirklich kaum Etwas gefunden, was nicht singbar wäre, nicht als Lied gelten könnte. Die Namen der Verfasser sind, wenn sie dem Herausgeber bekannt oder leicht aufzufinden waren, beygesetzt. Die Kürze der Zeit, in welcher der Druck besorgt werden musste, wird als Entschuldigung angeführt, dass nicht noch mehrere andere Verfasser nachgesucht wurden. Indessen scheint es uns, dass es nicht gar schwer gewesen und keine lange Zeit erfodert haben würde, manches Liedes Verfasser zu erfahren. *Die Welt ist nichts als ein Orchester* — ist von *Kotzebue*; *Freut euch des Lebens* von *Usteri*; *Geboren war zum König der Getränke* von *Langbein*; *Üb' immer Treu' und Redl.*, was hier in *Übt* verändert ist, von *Hölty*; *Was frag' ich viel nach Geld und G.* von *Joh. M. Miller*; *Willst du frey und lustig gehn* von *J. G. Jacobi*; *Wir sind d. Könige d. Welt*, von *G. W. E. Starke*.

Das *Lied der Hamburger*, von *Röding*, hat unangenehme Härten, z. B. Gott *segn'* die gute Stadt. Überhaupt haben sich aber unter die vielen guten und zweckmässigen Lieder auch manche eingeschlichen, deren Stelle leicht mit besseren hätte können ausgefüllt werden. Dahin gehören: *Ça, ça, geschmauset*; *Crambamboli* u. a. Auch *Schiller's*: *Froh leben die Soldaten* — gehörte in *diese* Sammlung nicht.

Die Druckfehler, deren einige bedeutende eingeschlichen sind, hätten nicht unangezeigt bleiben sollen.

J. C. F. D.

Quedlinburg, b. Basse: *Gedichte* von *J. Fr. G. Nagel*. 1816. 201 S. 8. (14 gr.)

Wenn auch ein sanfter Anhauch von Gefühl und eine wohllautende Anmuth den Fluss der Verse des Hn. *N.* begleitet, und von dieser Seite nichts die Empfänglichkeit des Zuhörers zurückschreckt: so halten in den Gedichten doch die Einzelnheiten, die noch dazu ziemlich zahlreich an einander gereiht sind, und sich auch wohl in einem Umschweif von Worten gefallen, selten als Theile zum Ganzen zu einem Haupteindrucke zusammen, so dass sie einen vollen Genuss gewähren könnten. Am ansprechendsten und gefühlvollsten scheint uns das elegische Gedicht: *Elwire*: nur dass man nicht erfährt, warum der Geliebte verzweifelt, und sich in den Kampf stürzt. Zuweilen begegnet dem Vf., dass er verschiedene Vorstellungen unpassend verbindet, z. B.: wenn er sagt: *Engel* vereinen endlich uns wieder *im Schauer der Gruft*. In den Epigrammen ist der Witz zu nahe liegend, zu wenig überraschend. Der Vf. thut wohl, nicht nach Originalität zu streben, weil diese von selbst kommen muss, und es ihm hiemit am wenigsten gelingen würde, wie dieser Vers zeigt:

Harm zerriss die Herzenswunde
Und die Augen grub ein See.

Ganz an *Schiller* erinnert:

O wenn es ewig grüne bliebe.

Auch die Naivität sagt ihm selten zu, wenigstens in dieser Stelle nicht:

Da schleicht sich alle nasenlang
Ein alter Graukopf ein.

Bey Gedichten, die hauptsächlich nur auf äussere Vorzüge Anspruch machen, sollten unvollkommene Reime, wie Ross und Moos, Schritte und Güte, Eichen und steigen, gerade am sorgfältigsten vermieden werden. Bildung durch Dichterlectüre, und empfänglichen Sinn für poetische Schönheiten sieht man übrigens dem Vf. überall an.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
SEPTEMBER 1820.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KIEL, in der akademischen Buchhandlung: *Christlich biblisches Gebetbuch, zur Stärkung des kirchlichen Sinnes und zur Beförderung eines gottseligen Lebens,* von *B. A. Mau,* Prediger zu Propsteier-Hagen in Holstein. 1818. 207 S. (9 gr.)

Das Buch soll, nach dem Vorworte, eine Umarbeitung des ehemaligen unter dem Titel: Geistreiches biblisches Gebetbuch u. s. w. dem Schleswig-Holsteinischen Gesangbuche beygefügten Anhanges seyn. — Das Bemühen des Vfs. war dahin gerichtet, den Buchstaben und die Form zu ändern, ohne den Geist zu verwischen: ein schweres Unternehmen, sich in eines Anderen Geist zu versetzen, und denselben in einer neuen Form wiederzugeben! Es ist schon nicht leicht, seinen eigenen Geist in seine eigene Form zu giessen. Doch ist es dem Vf. ziemlich gelungen; denn seine Verse sind fliessend, zum Theil geist- und gedankenreich, obgleich der gute Geschmack hie und da Manches zu erinnern finden, und mehr Kraft und weniger Wortfülle wünschen wird. Den vierfachen Unterricht in diesem Buche hat er noch durch eine gemeine fassliche praktische Anweisung zur rechten Feyer der Feste vermehrt, welcher, das Überspannte einiger Foderungen ausgenommen, vortrefflich ist. Die gereimten Gebete suchte er in einem gefälligen Versmasse wieder zu geben, und fügte denselben Festgebete und andere, welche in der alten Ausgabe nicht vorhanden waren, gleichfalls in gebundener Rede hinzu. Wenn wir unser Urtheil über das Ganze, nach dem vorausgeschickten Unterichte vom andächtigen Gebete fällen sollten, so würde dasselbe nicht günstig ausfallen: denn dieser Unterricht ist nichts weniger, als unterrichtend, sondern ein Schwall von Worten über das Gebet, ohne Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit, mit einer Menge unerklärter und übel angewendeter biblischer Stellen, und mit crassen, unevangelischen Begriffen durchwebt, mit Wiederholungen bis zur Ermüdung ausgedehnt, und mit Dingen erfüllt, die nicht in einen Unterricht von andächtigem Gebet gehören. Einige Beyspiele hievon — Beten „ist die allerwichtigste und heiligste Verrichtung deines ganzen Lebens, (auch wichtiger und heiliger, als gut und edel handeln?) Bitte Gott allererst um die Gabe des Gebets und um seinen heiligen Geist, welcher ist ein Geist der Gnaden und des Gebets, dass er dich beten lehre, die Andacht erwecke und erhalte, deiner Schwachheit aufhelfen und dich *vertrete mit unaussprechlichen Seufzen* (?). (Wie viel wird hier Gott nicht zugemuthet! Und wenn er Alles diess aufs Gebet geben kann, warum giebt er es nicht auch ohne Gebet? Und warum giebt er es nicht allen Betenden? Und wenn er ein Gebet ohne Andacht nicht erhören kann, warum giebt er nicht auch die Andacht, oder erweckt sie nicht, wie der Vf. sagt? Und wenn die Andacht der Mensch sich nicht selbst geben kann, und Gott giebt sie nicht: so betet der Mensch umsonst, weil ohne Andacht kein Gebet erhört wird.) „Nimm deine Zuflucht zu Jesu Christo, und bitte ihn, als deinen Fürsprecher, dass er dein Wort rede und dich bey Gott vertrete." Ist diess evangelisch? Ist das dem Gott der Liebe gemäss? Bedarf dieser eines Fürsprechers? sagt Jesus nicht selbst: *ich habe nicht Ursache, den Vater für euch zu bitten, er selbst, der Vater hat euch lieb.* Joh. 16, 26. Dergleichen Bemerkungen könnten noch viele gemacht werden, wenn diese nicht hinlänglich wären. Die erste Probe von der Gebetsgabe des Vfs. verspricht nicht viel. Es sind Reime ohne Geist, Worte ohne Kraft, Bitten ohne Zahl, wie in der Litaney. Diese alle einzeln an Gott zu richten, heisst, ihm von den einzelnen Bedürfnissen Nachricht geben und ihn belehren wollen, welche Güter er geben solle. Und der Allmächtige würde, selbst bey aller seiner Macht, nicht vermögend seyn, sie alle zu geben, wenn er nicht gegen die Regeln der Ordnung und der Weisheit handeln will. Und widerstreitende und widersprechende Dinge kann auch die Allmacht nicht thun. So bat Jesus nicht, und so lehrte er nicht beten. Und was er bat, waren nicht sowohl leibliche, als vielmehr geistliche Güter. Die übrigen Gebete in diesem Buche sind grösstentheils gut, erbaulich, und zum Theil erhebend. Die Umschreibung des Vater Unsers trägt die Bitte gehörig, doch, wie es uns scheint, zu umständlich, und nicht in voller Klarheit, vor. In dem derselben beygefügten allgemeinen Morgengebete vermissen wir Einfachheit, Ordnung und Gedankenfülle gar sehr. Die darauf folgende Bitte ist schön und herzlich. Überhaupt sind sich die Gebete höchst ungleich. Einige sind gemein, andere vorzüglich, noch andere vortrefflich. Doch sprechen alle mehr den Verstand als das Herz an, und sind zugleich mehr nach der Dogmatik, als nach dem Geiste des Chri-

einen Sprung, eine andere an. „Auch die Urheber, heisst es weiter, des Glücks unserer Brüder, sollen wir werden" u. s. w. Kurz, wie das Volk im Evang. zu allen diesen Ermahnungen Veranlassung giebt, ist gar nicht abzusehn. Es wäre leicht, von vielen andern Predigten ähnliche Beweise zu geben, wenn der Raum nicht zu beschränkt wäre. Nur noch das erste beste Beyspiel aus dem zweyten Theile. S. 308 am 14. Sonnt. nach Trinit. wird das Thema aufgestellt: das Vertrauen auf Gott ist die Quelle unserer Ruhe und Zufriedenheit. Statt dass nun dieser Gedanke ausgeführt werden sollte, wird in den Theilen ganz vom Thema abgesprungen. Aber es muss 1) standhaft seyn, und wir dürfen 2) nicht mehr von Gott verlangen, als er uns geben kann. — So rein übrigens die Sprache des Vf's. ist: so nimmt man doch hier und dort einen Sprachfehler gewahr; z. B. S. 379, Theil I. „Wohlgefallen Gottes *mit* Jesu glücklich vollendeten Geschäfte".

—R—

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Ulm*, in der Stettinschen Buchhandlung: *Über Unsterblichkeit, Auferstehung und Wiedersehen.* Einige Reden zur Beruhigung und Glaubensstärkung für Christen von jeder Confession. Von *Johann Jacob Gradmann*, Stadtpfarrer in Ravensburg. 1817. 98 S. 8. (6 gr.)

Ob diese Predigten gedruckt zu werden verdienten, will Rec. nicht entscheiden, da doch immer alle Arten von Erbauungsschriften ein gewisses Publicum finden. Was ihnen zum Vorzuge gereicht, ist das, dass sie immer mit steter Rücksicht auf biblische Aussprüche abgefasst sind. Freylich wer neue Ansichten zu finden hofft, oder auch nur wer strenge Beweise und eine logische Genauigkeit der Begriffe sucht, dürfte hier nicht immer seine Befriedigung finden. Gleich die erste Predigt hat das Thema: Das menschliche Leben in dieser Welt als eine wahrhafte Fremdlings- und Pilgrimschaft. Rec. suchte nach den Beweisen, und fand die Sätze oberflächlich behandelt: wir haben hier keine bleibende Stätte, diese Welt ist nicht der Ort unserer Bestimmung, wir sind zu einem bessern Leben bestimmt, dort ist unser eigentliches Vaterland. Aber das sind ja keine Beweise, sondern nur *idem per idem* gesagt. Auch die herausgezogenen Folgerungen laufen durch einander. Dasselbe lässt sich von einigen andern Vorträgen sagen. Von welcher Art die Beweise des Verfs. oft sind, davon nur ein Beyspiel. S. 81. „Das Andenken an diess gegenwärtige Leben soll uns aus der Zeit in die Ewigkeit nachfolgen. Kann diess aber statt finden, wenn dem Geiste nicht das Werkzeug wiedergegeben wird, durch welches er hier wirkte? (Also die Erinnerung ist an das körperliche Werkzeug gebunden? wir erinnern uns mit dem Leibe!!) Lässt sich eine vollkommne Vergeltung des Guten und Bösen, die doch in der Schrift so bestimmt behauptet wird, denken, wenn Geist und Körper nicht wieder vereinigt werden." Welch ein Schluss! Weil es eine Vergeltung des Guten und Bösen geben muss, darum muss Geist und Körper wieder vereiniget werden. Und noch ein Beweis von des Verfs. Exegese. S. 93. heisst es: „Dass die Gläubigen des A. T. an Wiedersehn glaubten (?), ist ausser allem Zweifel, und wir ersehen es unter andern an David, von dem wir lesen, dass er nach dem Tode seines geliebten Kindes, für das er vorher trostlos jammerte, sagte: Um das Kind fastete und weinte ich, da es lebte. Nun es aber todt ist, was soll ich fasten? Kann ich es auch wieder holen? Ich werde wohl zu ihm fahren, es kommt aber nicht wieder zu mir. „Heisst denn aber: zu ihm fahren, es wiedersehen? — Auch ist der Stil oft uncorrect und unrein z. B. S. 8. „Ist unser Leben eine *pure* Reise nach der Ewigkeit."

—R—

Kiel, in der akademischen Buchhandlung: *Von der Wichtigkeit des Gebrauchs der Vernunft in der Religion.* Eine Predigt von *Joh. Chr. Johannsen*, der Philos. Dr. und des Predigtamtes Candidaten (jetzt Prediger in Glückstadt) gehalten . . . zu Kiel am 1 Adv. 1817. 24 S. 8. (3 gr.)

Zum Texte wählte Hr. *J.* 1 Thess. V. 20, 21 und zeigt die Wichtigkeit des G. d. V. in d. R. aus 4 Gründen: 1) durch die Vern. allein können wir die Bibel für göttliche Offenbarung erkennen; 2) durch V. allein vermögen wir die Bibel recht zu verstehen; 3) Jesus und die Apostel haben nie einen anderen Glauben gefodert, als der auf vernünftige Überzeugung gegründet wäre; 4) durch die Vernunft allein bewahren wir uns vor traurigen Verirrungen in der Religion. Um einer möglichen Missdeutung zu entgehen, hätte der Vf. wenigstens bey 2) lieber sagen mögen: Ohne V. v. wir nicht u. s. w.

Die Ausführung ist im Ganzen lobenswerth, obgleich in dem 1 Theile dem Einwurfe nicht hinlänglich vorgebaut scheint, dass die Vernunft die Wahrheit dessen nicht zu beurtheilen vermöge, was über die Vernunft ist. Sonst herrscht in dem Vortrage Klarheit; der Ausdruck ist grösstentheils bestimmt, und die Sprache überall einfach und edel.

C. F.

Sulzbach, b. Seidel: *Rede am Tage der Einweihung der neuerbauten Synagoge bey der Jüdischen Gemeine zu Floss* am 22sten August 1817, gehalten von Rabbi *Moses ben* Rabbi *Abraham*, dasigem Rabbiner. 1818. 32 S. 8. (4 gr.)

Nach einer Einleitung, worin der Vf. bemerkt, dass über Einweihung der Synagogen Nichts vorgeschrieben sey, und Etwas von der diessmaligen Feyer und den Zweck seiner Rede sagt, folgt diese selbst. Darin beschäftigt er sich zuerst mit dem Wort Synagoge. „Wahrscheinlich", sagt er, nachdem er die Geschichte des Tempels eingewebt hat, „nannten die (von den Makkabäern besiegten) fliehenden Griechen den grossen Tempel zu Jerusalem Versammlungshaus, weil die Makkabäer, als ihre Gegner, darin ihre Versammlungen und geheimen Zusammenkünfte hielten;" und als in der Folge „man den Israelitischen Exulanten, die so sehr um den Verlust ihres Tempels und wegen dessen Zerstörung trauerten, zum Andenken an diesen Verlust und zum Troste Bethäuser zu erbauen erlaubte: so nannte man auch diese Synagogen." Diese ganze Vermuthung hat Nichts für sich und die Geschichte wider sich. Synagogen waren ja schon früher da; und der Griechische Name ist ohne Zweifel nicht ihre erste Benennung gewesen. — Hienächst sucht der Redner „eine höchstwichtige Frage in der prophetischen Geschichte aufzulösen." Sie ist, warum bey der Erbauung des zweyten Tempels „die anwesenden Priester u. s. w. so laut weinten und schluchzten, dass das Freudengeschrey der übrigen vergnügten und freudigen Menschen, so wie die hiebey ertönten blasenden Instrumente nicht gehört werden konnten." Das kam daher, dass jene wohl wussten, die von der Nation begangenen Sünden haben seine Zerstörung herbeygeführt; „es waren Thränen der Reue wegen früherer Sündigung." Die Synagoge zu Floss war mit vielen anderen Gebäuden in Feuer aufgegangen; diese Plage mussten die Menschen verdient haben; „so müssen," sagt der Redner, „heute nicht Thränen der Freude, sondern Thränen der Reue über ehemals begangene Sünden fliessen." Segen über das Königliche Haus u. s. f. beschliessen den Vortrag, der durch das Absingen einiger Psalmen nach *Moses Mendelssohn's* Übersetzung unterbrochen wurde, welche hier, so wie das Hebräische Original, abgedruckt sind. Vom Werth und Zweck eines zu religiösen Versammlungen bestimmten Hauses findet sich Nichts in dieser Rede, der es an Geist und Kraft gebricht.

C. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

MEDICIN.

Leipzig, b. Cnobloch: *Physiologische Untersuchungen.* Von *W. Krimer*, der Med. u. Chir. Doctor, Hülfsarzt der med. Klinik u. Privatdocent an der Universität zu Bonn u. s. w. Mit 3 Kupfertafeln. 1820. 264 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Während mehrere Lehrbücher der Physiologie seit geraumer Zeit den Wahn zu verbreiten suchten, als stände diese Wissenschaft auf dem höchsten Puncte der Vollendung, erwachte allmälich das Bewusstseyn, dass wir nicht bloss noch Vieles auf dem Gebiete derselben nicht wissen, sondern dass sogar die wesentlichsten Grundlehren, auf welche das Ganze sich stützen muss, höchst mangelhaft sind. Man erkannte, dass sich *a priori* allein keine Physiologie bilden lasse, und wurde um so mehr zu dem entgegengesetzten Verfahren bewogen, als die lehrreichen Arbeiten der Engländer und Franzosen, besonders von *Le Gallois* und *Brodie*, vor Augen lagen. So wie nun aber Alles sich in Gegensätzen bewegt: so scheint auch jetzt ein Theil unserer Physiologen sich ganz auf die empirische Seite geworfen zu haben, alle höhere Begründung meidend. Es ist zu fürchten, dass man eben so jetzt dem Einzelnen zu sehr huldigen wird, wie in den letztvergangenen Jahren dem Allgemeinen; jedoch sind wir hoffentlich bey dem geistigen Umschwunge, den das ganze wissenschaftliche Leben gewonnen hat, gegen einen eigentlichen Rückschritt gesichert. Unser Vf. hält sich allerdings im Wesentlichen rein an die empirische Seite; jedoch thut er diess mit grosser Treue und ausgezeichnetem Fleisse, wovon er in dem vorliegenden Werke, dessen Inhalt zum Theil schon in einigen kürzlich zu Halle erschienenen Dissertationen mitgetheilt worden seyn soll, einen ausgezeichneten Beweis giebt. Eine sehr grosse Anzahl von Vivisectionen und anderweitige mit Sorgfalt angestellte Versuche werden von dem Vf. zur Lösung mehrerer physiologischer Aufgaben angewendet, und wenn man auch mit dieser Anwendung nicht immer übereinstimmen kann: so muss man ihm doch im Allgemeinen ein richtiges und bescheidenes Urtheil zuerkennen. Das Werk besteht aus folgenden fünf Abhandlungen: 1) *Versuche und Beobachtungen über die Harnabsonderung.* Nach Unterbindung der Nierenschlagadern hörte die Harnabsonderung jedes Mal vollkommen auf; und in Einem Falle dauerte sie fort, wo es sich aber bey näherer Untersuchung zeigte, dass zwey Schlagadern zu jeder Niere gingen, von denen aus einem bey der Schwierigkeit dieser Versuche leicht zu entschuldigenden Versehen nur Eine unterbunden war. Der Vf. selbst nahm zu verschiedenen Zeiten blausaures Kali, Rhabarber und Eisen zu sich, und entdeckte durch chemische Prüfung das erste nach zwey Stunden, das andere nach 15 Minuten, und das letzte nach 30 Minuten in seinem eigenen Harne. Dasselbe fand er bey Thieren, jedoch nicht ganz in derselben Zeit. Die ersten beiden Stoffe, Thieren in den Magen gespritzt, konnten nach 10 Minuten im Schlagaderblute, nach 15 Min. auch im Blutaderblute aufgefunden werden. (Rec. möchte jedoch hierauf nicht mit dem Vf. annehmen, als ob diese Stoffe nun immer so schnell ins Blut und sodann in den Harn übergingen, da so vieles Individuelle hiebey eingewirkt hat, und die Versuche an verschiedenen Menschen und an verschiedenen Thiergattungen hätten angestellt werden müssen, um eine gewisse Folgerung zu gestatten. Derselbe Einwurf lässt sich noch gegen viele ähnliche Folgerungen des Vfs. machen.) Die Unterbindung der Milzschlagadern war ohne allen Einfluss auf die Harnabsonderung. Die Unterbindung des Darmkanals gleich unterhalb des Pförtners, so wie der Bauchschlagadern und der obern und unteren Gekrösschlagadern gleich bey ihrem Austritt aus der Aorta, verhinderte die in den Magen gebrachten Stoffe, nicht ins Blut und in den Harn überzugehen; es schien daher in diesem Falle die Aufsaugung durch die Blutadern geschehen zu seyn. Jedoch glauben wir, dass der Vf. gar nicht berechtigt sey, hiedurch auf eine *beständig* durch die Blutadern erfolgende Aufsaugung zu schliessen. Die Durchschneidung der Nierennerven vereinfachte die Mischung des Harns, der zuletzt nur die näheren Bestandtheile des Blutes, aber nichts Harnhaftes zeigte. Nach Zerstörung des ganzen Gehirns hörte die Harnabsonderung vollkommen auf, selbst, wenn das Leben durch künstliches Athmen nach *Le Gallois* unterhalten wurde. Nach Durchschneidung des herumschweifenden Nerven dauerte die Harnabsonderung fort; der in den Magen gespritzte Rhabarber ging jedoch nicht mehr in den Harn über. Zerstörung des Rückenmarks veränderte die Harnabsonderung, die jedoch ganz aufhörte, wenn die Zerstörung bis zum verlängerten Rückenmarke fortgesetzt wurde. Überhaupt schien es, dass die Zerstörung des grossen und kleinen Gehirns die Harnabsonderung nicht aufhebe, wenn nur das verlängerte Rückenmark erhal-

den Vf. auf die Beziehung des Gehörs zur Leber aufmerksam gemacht, und spätere Beobachtungen an einigen Leberkranken schienen ihm dieselbe zu bestätigen. Er erklärt sich (ob mit Recht?) diese Erscheinung dadurch, dass der herumschweifende Nerve, von dessen Bauchtheile die Leber ihre wesentlichsten Nerven erhält, im verlängerten Rückenmarke mit dem Gehörnerven zugleich seinen Ursprung hat. Auch schien ihm nach einigen (nicht zuverlässigen) Versuchen, bey Durchschneidung des herumschweifenden Nerven, das Gehör zu leiden. — Die chemische Untersuchung des Wassers, im Labyrinthe bey Menschen und Thieren, zeigte keine wesentliche Verschiedenheit; dasselbe enthielt nur etwas Kohlensäure. Der Vf. findet hierin eine Bestätigung des von seinem Lehrer (auch früher schon von anderen) ausgesprochenen Grundsatzes, dass die Mischung der organischen Stoffe immer einfacher werde, je höher die Stufe ist, auf welcher sich die Wesen, denen sie angehören, befinden, und je höher zugleich die Bedeutung des Organes ist, dem diese Stoffe zunächst eigen sind. — Von den Kupfertafeln stellt die erste die Flüssigkeit des Labyrinths dar, wie sie sich unter dem Mikroskope zeigt, wo man viele Kügelchen erblickt. Die beiden folgenden Kupfertafeln stellen den Gehörnerven bey den vom Vf. untersuchten Thieren dar. Dem Rec. scheint es, als habe durch diese Kupfertafeln, die das Buch doch immer etwas vertheuern, das Werk nichts gewonnen — Der Stil ist gut; nur bedient sich der Vf. an mehrern Stellen, die wir am liebsten für Druckfehler erklären möchten, des Dativs statt des Accusativs, als S. 87 ich berührte ihm, und ebendaselbst ich brachte ihm, S. 149 auf ihm, u. a. a. O. Auch bedient sich der Vf. einiger schwerfälliger Worte, als: Lebensnaturlehre und Versuchsansteller. — Wir rechten ferner mit dem Vf., dass er die Stelle aus *Platon* Lateinisch angeführt hat; entweder Deutsch oder Griechisch musste sie angeführt werden. Rec. kann nicht begreifen, wie Jemand ein Werk des Platon, der seine Sprache auf eine so herrliche Weise anwendet, wie vielleicht keiner der Alten und der Unsrigen, in Lateinischer Sprache lesen möge. Allein wir müssen fast befürchten, dass der Vf. nicht sehr bekannt seyn möge mit hellenischer Rede, denn er schreibt immer Mykroskop. — Übrigens wünschen wir ihm zur Fortsetzung seiner Arbeiten Musse und Gelegenheit.

Rud.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Berlin*, in der Nicolaischen Buchhandl.: *Über die Trunksucht und eine rationelle Heilmethode derselben.* Geschrieben zur Beherzigung für Jedermann von *C. v. Brühl-Cramer*, Dr. der Med., Chirurg. und Philos., der med. phys. Gesellschaft zu Moskwa Mitgliede. Mit einem Vorwort von Dr. *C. W. Hufeland.* 1819. X u. 94 S. 8. (10 gr.)

Die Idee, dass das Laster der Trunkenheit, oder wie es der Vf. nicht unpassend benennt, die Trunksucht, eine Krankheit, und als solche auf physischem Wege heilbar sey, ist neu, und die Gründe dafür sind auf eine ziemlich überzeugende Weise dargestellt. Sie sind folgende: 1) Viele Trunksüchtige sehen das Nachtheilige und Verabscheuungswürdige dieser Gewohnheit ein, und doch vermögen sie dem Hang zum Trinken nicht zu widerstehen, und bitten zu gewissen Zeiten flehentlich um ein wenig Branntwein. 2) Die Trunksucht ist oft periodisch intermittirend, auch remittirend. 3) Ihren Anfällen gehen gewisse Vorboten vorher. 4) Die Dauer der Anfälle ist gewissen bestimmten Gesetzen unterworfen. 5) Jeder Anfall endigt sich mit Erscheinungen, die denen der kritischen anderer Krankheiten ähnlich sind. 6) Wenn man beym Eintritt, oder während eines Trunksuchtsparoxysmus dem Kranken den Branntwein gewaltsam und durchaus vorenthält: so entsteht nicht selten Wahnsinn, oft plötzlicher Tod. 7) Der Kranke kann durch physische Mittel von diesem Uebel befreyt werden. Ueber die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Gründe kann einzig nur die Erfahrung entscheiden. Inzwischen scheint es uns, der Vf. habe die Entstehung dieses Uebels von seinen Folgen nicht hinreichend unterschieden; jener kann gar wohl moralische Schwachheit zum Grunde liegen, während diese sich allmählich zur Krankheit steigern, die als solche denn auch durch physische Mittel geheilt wird.

Sehr gut ist das Bild dieses krankhaften Zustandes nach seinen verschiedenen Zeiträumen, sehr richtig, auch nach Rec. Erfahrungen, die verschiedene Wirkung berauschender Getränke in verschiedenen Individuen auf besondere Systeme, und daher die Verschiedenheit der Trunksucht geschildert: 1) Wo die Nervenaffection und die Auflösung der Säfte sich gleich deutlich aussprechen. Die hartnäckigste Gattung des Uebels. 2) Wo die Nervenaffection vorwaltend erscheint. 3) Wo die Zersetzung der Säfte vorwaltend erscheint. Das therapeutische Verfahren richtet sich natürlich nach diesen Verschiedenheiten. Besonders verdient die Anwendung der Säuren, welche der Vf. empfiehlt, alle Aufmerksamkeit.

Das Schriftchen hat, als Monographie über einen bis jetzt fast ganz übersehenen Gegenstand, besonderes Interesse, und zeigt ihren Vf. als guten und genauen Beobachter. Die von dem Vf. citirte Dissertation von Nicolai in Jena, über denselben Gegenstand, ist uns unbekannt. Oder sollte er die unter dessen Praesidio im Jahr 1763 von Scherer erschienene: *De genesi ebrietatis* meinen? Diese enthält aber nur eine pathologische Erklärung der verschiedenen beym Rausch vorkommenden Erscheinungen, und durchaus nichts, was auf den von dem Verf. geschilderten krankhaften Zustand Bezug hätte.

Hlph.

Würzburg, b. Nitribitt: *De Inversione Uteri.* Dissertatio inauguralis, quam — publ. erud. exam. submittit — *Ernestus Benjamin. Herzog*, Graedizio-Lusatus. 1817. 25 S. 8. (6 gr.)

Ausser dem Gewöhnlichen über die Entstehung, Erkenntniss und Heilung dieser Krankheit, enthält diese Diss. einen besonders merkwürdigen, vom Prof. Dr. *Outrepont* beobachteten Fall, wo die Umkehrung der Gebärmutter 26 Jahr dauerte, von einem unwissenden Chirurgen unterbunden und wenigstens in soweit geheilt wurde, dass die Kranke beym Gebrauch einer Binde noch lange am Leben erhalten wurde.

m.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Speculative Darstellung des Christenthums* von *M.* 1819. 184 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Richtig bemerkt der Vf. (Hr. *Nik. Möller*), die Wahrheit sey von der Darstellung derselben unabhängig, die Darstellung die endliche Form, unter welcher jene erscheine; das Wahre in ihr könne nie so untergehen, dass es nicht zu einer anderen Zeit wieder zum Vorscheine kommen sollte; das Irrige werde von selbst fallen, es könne aber, als Privatmeinung, zur Entdeckung der Wahrheit dienen, weil jeder Irrthum, wenn er nicht ein sich selbst aufhebender Begriff, ein absolutes Nichts sey, nur eine entstellte Wahrheit seyn könne; durch Bekämpfung solches Irrthums werde oft die Wahrheit enthüllet, daher sey ein ausgesprochener Irrthum ihr zuträglicher, als gänzliches Schweigen. Der Vf. hätte hinzusetzen können, dass das Irrige einer Darstellung oft nur in der Anmassung, für die Wahrheit selbst gelten zu wollen und abweichende Darstellung wegen ihrer Abweichung für irrig zu erklären, bestehe.

Ob des Vfs. Darstellung den Sinn des Christenthums, sofern dieses in der Lehre Jesu besteht, oder auf derselben beruht, getroffen habe, darüber möchten die Urtheile wohl nicht sehr getheilt seyn. Dass in ihr Wahres enthalten sey, so fern sie als philosophisches System betrachtet wird, das sich an einige Ausdrücke der Schrift und einige kirchliche Dogmen anschliesst, giebt Rec. gern zu; aber er findet sie für sich nicht befriedigend, und die grossen Fragen, auf die uns die Speculation führt, nicht besser beantwortet, als sie früher beantwortet sind. Trotz der Anstalten zur Lösung der bekannten Räthsel, und trotz der Verheissungen ist auch hier das Ergebniss, dass sie Geheimnisse sind.

In der Hauptsache sind es *Schelling's* Ansichten, denen der Vf. folgt. *Kant* fand, sagt er, die Philosophie in Knechtsgestalt, da sie einzig oder doch grösstentheils mit Betrachtung endlicher, zufälliger, wandelbarer Dinge beschäftigt war. „Dieser scharfsinnige Mann durchforschte streng alle Gegenden der Sinnlichkeit, bestimmte genau Alles, was zum sinnlichen Gebiete des Verstandes gehört, fand aber auch, wie natürlich war, nichts als Sinnliches, und leugnete daher geradezu den Übergang der Vernunft in eine höhere übersinnliche Welt als ein intellectuelles *Salto mortale*. Die Vernunft konnte unmöglich beym Sinnlichen und Endlichen stehen bleiben.“ Es ist, nach des Rec. Einsicht, eine falsche Vorstellung, die Hr. *M.* von *Kant's* Ansicht giebt. Die übersinnliche Welt war diesem eben so gewiss, als Hn. *M.*; nur war sein philosophischer Weg dazu ein anderer, und er nannte, was er von ihr glaubte, nicht Erkenntniss, weil er zum Erkennen mehr erfoderte. „*Fichte* suchte und fand das an sich Wahre in seinem eigenen Selbstbewusstseyn. Hier konnte kein Sinnentrug einschleichen, der Act des Selbstbewusstseyns ist ein innerer intellectueller Act, ausser Zeit und Raum.“ Hatte denn *K.* nicht auch da gesucht und gelesen, wo *F.* suchte und las? Wenn aber *F.* bald *Alles* aus dem Selbstbewusstseyn des Individuums erklären, bald das Selbstbewusstseyn, wie es im Menschen sich äussert, als die nothwendige Form alles Selbstbewusstseyns geltend machen zu wollen schien: so war eben die Frage, ob er dazu berechtigt sey. *Schelling* aber „war in unseren Tagen der Erste, der, das Subjective und Objective bey Seite lassend, sich zur klaren, bestimmten Einsicht in die Absolutheit und Identität Gottes erhob, als eines ewigen Ich's, worin Subject und Object ewig identisch sind, dessen Wesen zugleich die Form aller Dinge ist. Mit dieser grossen, unaussprechlich reichen Wahrheit ging in und durch *Sch.* eine Erkenntniss auf, die, zur Grundlage der Philosophie gemacht, dieser ewige Dauer zusichert, weil sie in der Idee der heiligen, unvergänglichen Dreyheit des göttlichen Wesens ruhet.“

Was hat denn nun unser Vf. gethan, den Sinn dieser Grundlage der Philosophie denen klarer zu machen, die ihn in den gewöhnlich gebrauchten Ausdrücken nicht finden, und denen als wahr darzuthun, die durch das blosse Hinstellen des Satzes noch nicht überzeugt werden?

Gott ist das Seyn, nicht ein Etwas (ein Endliches) das ist; Seyn ist Leben, Gott hat also nicht Leben, sondern ist das Leben; Gott ist also nothwendig, denn das Seyn kann nicht *nicht* seyn, und ewig, denn das Leben kann nicht aufhören zu leben. Aus der Idee Gottes, als reine(r) Identität des Seyns, folgt auch die Einheit und Individualität seines Wesens; denn wo Mehrheit, da ist Unterschied, wo aber Unterschied ist, hört die Identität auf. Da Gott das ewige Leben ist: so folgt, dass Gott nie directe tödten kann oder will; was stirbt, stirbt ohne Gott. Die endlichen Dinge sterben, weil Gott sich ihnen entzieht, und ihnen dadurch das Leben

wo gegründete Maximen zu ihrer Deutung mitbrächten.

Da es unseres Erachtens dem Vf. nicht gelungen ist, die Grundsätze und den Sprachgebrauch, denen er folgt, hinlänglich klar zu machen und zu rechtfertigen: so fehlt es auch dem Ganzen an Klarheit und Festigkeit, so viel Wahres darin auch enthalten seyn mag. Wir glauben aber, dass der Vf. wohl im Stande wäre, etwas Befriedigenderes zu geben, wenn er sich selbst über jede seiner Behauptungen und jeden Schritt von einer zur andern strenge Rechtschaffenheit abfoderte, und sich dann bey der Darstellung auf den Standpunct des Lesers versetzte, der noch nicht in der Philosophie wohnet, die dem Vf. für Wahrheit oder das anpassendste Gewand der Wahrheit gilt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Petersburg*, ohne Verleger: *De regno Dei, a Jesu servatore in terris condito.* Diss. theol., quam scripsit *Aug. Guil. Tappe*, Theol. et Philos. Doct. etc. 1819. IV u. 32 S. gr. 8. (4 Gr.)

Nachdem der Vf. einige Bemerkungen über die Ausdrücke βασιλεια των ουρανων, θεου u. Χριστου gemacht, und die Messianischen Hoffnungen der Juden aus dem alten Testamente kurz angegeben hat, geht er die Stellen des neuen Test. durch, in welchen Joh. der Täufer, Jesus selbst und die Apostel von diesem Reiche sprechen, und findet S. 28 folgendes Resultat: „*Regnum veritatis bonique* (Joh. XVII, 37) *strictius dixeris id quidem institutum religiosum, quo adducuntur homines, ad et deo et ipsis hominibus digniorem summi numinis cognitionem, cultumque a superstitione et praejudiciis aeque alienum* (αληθεια), *efformandi ad morum castitatem, animi probitatem* (αρετην), *mutuumque amorem* (αγαπην, *caritatem*)." Die Abhandlung selbst ist noch durch manche Digressionen unterbrochen. Wie es jetzt um dieses Reich stehe, sagt der Vf. S. 31: „*Proh dolor! non nisi paucissimos regni sui cives suos dixerit Jesus, maximam partem — gentilium sane similiores*"! — B.

Erbauungsschriften. 1) *Königsberg*, gedr. b. Hartung: *Abschiedspredigt*, am 11. Apr. 1819 in der Löbenichtschen Kirche zu Königsberg gehalten — von Dr. *Krause*. 32 S. 8. (4 Gr.)

2) *Mainz*, b. Kupferberg: *Predigt über die Epist. am 2. Sonnt. nach Ostern* 1818, in den letzten Tagen seiner Amtsverwaltung zu Lindheim gehalten von *Georg Conr. Horst*, Grossherzogl. Hess. Kirchenr. 1818. IV u. 32 S. 8. (3 Gr.)

3) *Zwickau*, gedr. b. Höfer: *Liebesopfer beym frühen Tode hoffnungsvoller Kinder*, ein ausführlicher Versuch für Trost und Pflicht zärtlicher Eltern, von *Joh. Heinr. Dan. Rudel*, Prediger zu Ebelsbrunn bey Zwickau. 1819. 31 S. 8. (2 Gr.)

4) *Ulm*, b. Ebner: *Das Pfarrjubiläum in Thannhausen.* Eine Predigt mit einem wichtigen Anhange, von *Joh. Aloys Hassl*, Pfarrer in Zöbingen. 1818. 32 S. 8. (4 Gr.)

No. 1. Der verdienstvolle Vf., welcher diese Predigt am Osterfeste hielt, ist selbst schon dahin geschieden; die Kritik hat daher keinen Theil mehr an diesem Vortrage. Der Inhalt ist, „dass der Rückblick auf unsere bisherige Verbindung durch mancherley tröstende Erfahrungen die Feyer des heutigen Tages noch erhöhe". Diese Erfahrungen beweisen, dass 1) der Sinn für das ewige Leben unter uns noch nicht ausgestorben ist, 2) die einfache Lehre Jesu immer noch hinreicht, diesen Sinn zu wecken, zu nähren und zu stärken, 3) wir also zur Hoffnung berechtigt sind: sie werde auch künftig diese göttliche Kraft bewähren.

Nach einer 30jährigen Amtsführung ist der Vf. von No. 2. seines Amtes mit einem Gnadengehalte von 1000 Fl. entlassen worden, und lebt nun bey seinem ältesten Sohne ganz den Wissenschaften. Noch nach Jahresfrist wünschte seine vormalige Gemeinde den Abdruck der letzten Predigt. Sie zeigt in einer ruhigen, zu Herzen gehenden Sprache, dass 1) der unbekehrte Mensch einem irrenden Schafe ohne Hirten gleiche, 2) der wahre Christ zu dem Hirten und Bischoffe seiner Seele bekehret sey. Eigen ist Hn. *H.*, der nun nicht mehr predigen wird, die Einmischung mehrerer Liederverse.

No. 3 ist die Rede, welche Hr. *R.* an dem Grabe seiner siebenjährigen Tochter gehalten hat, erweitert. Sie drückt den frommen, redlichen Sinn des Vfs. aus, zeichnet sich aber weder durch Inhalt noch Darstellung aus. Wie es dem Vater Beruhigung gab, dieses Liebesopfer niederzuschreiben: so kann auch das Lesen desselben Eltern, welche keine grossen Ansprüche an einen Verfasser zu machen gewohnt sind, Beruhigung geben.

No. 4. Hr. *Ulr. Demmte*, Pfarrer in Thannhausen und Kammerer des Land-Capitels Wallenstein in der Diöces Augsburg, feyerte das Fest seiner funfzigjährigen Amtsführung, und hatte Hn. *H.* zur Predigt an diesem Tage aufgefodert. Diese zeigt in ächt-katholischem, nicht papistischem Geiste die Ehrwürdigkeit des Pfarramtes. Die Gedanken nehmen keinen hohen Schwung, aber sie kommen von Herzen und gehen zu Herzen. In eben diesem Geiste ist auch der Anhang abgefasst, der eine Ermahnung an die Gemeinde enthält, sich allein in allen Lagen und Verhältnissen an Jesum zu halten. Mögen auf allen katholischen Kanzeln Predigten in solchem Geiste gehalten werden! 8 + 2.

Petersburg, b. Gräff: *Vom Göttlichen und Ewigen im Menschen, oder vom Reiche Gottes auf Erden*, drey religiöse Reden von *Aug. Wilh. Tappe*, Doct. d. Theol. und Philos., Prof. der Königl. Sächs. Forstakademie in Tharant u. s. w. Zweyte unveränderte Aufl. VIII u. 76 S. gr. 8. (8 Gr.)

Diese Predigten hat der Vf. noch in Petersburg in den Jahren 1813 u. 14 gehalten. Sie handeln folgende Themata ab: 1) Von der gewöhnlichen Liebe der Menschen zum Irdischen und Vergänglichen, welche sie abhält vom Himmlischen und Ewigen, über das Evang. am 2. Sonnt. n. Trinit. 2) Wie wir uns zum Gedanken des Unendlichen und Ewigen erheben, in ihm leben, und denselben für uns und andere heilsam machen können, über 2 Kor. IV, 8, 17. 18. 3) Über das Reich Gottes, das Christus, unser Herr, auf Erden stiftete, über das Ev. am 2. Weihnachtstage. Aus allen drey Predigten spricht den Leser eine schöne, blühende Sprache, Wärme für das Höhere, das das Evangelium in dem Menschen wecket, und ein oft sehr zweckmässiger Gebrauch der Bibel wohlthuend an. Dagegen fehlt zuweilen das nöthige Licht, so wie das strenge Festhalten des auszuführenden Gedanken, und die Bibelsprüche werden in manchen Theilen so aneinander gereiht, dass sie ihre ergreifende Kraft nicht äussern können. O. P. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Speculative Darstellung des Christenthums* von *M.* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir begnügen uns, nur noch Einiges auszuziehen, woraus erhellt, wie der Vf. seine Ansicht im Christenthume findet oder auf das Christenthum anwendet.

Gegen diejenigen Naturphilosophen erklärt der Vf. sich ausdrücklich, die da meinen, sie seyen mit Gott Eins, oder die einen Übergang in Gott annehmen. „Diese achten nicht auf ihre eigene Einheit im Selbstbewusstseyn. . . Sie sind ja nicht zwey, sondern Ein Wesen, daher Individuum, untheilbar, so wie auch Gott ein Individuum ist.“ Behaupten Gott sey „reine Identität“ (was er aber doch, nach dem bis dahin Gesagten seyn zu sollen schien) „und keine Zweyheit in Ihm,“ führt zu „Spinozismus und Atheismus: Gott könnte als reine Id. sich selbst nicht erkennen. Hier aber reicht uns die Religion die Hand und lehrt, dass Gott sich selber bewusst ist, sich selber erkennt ausser Raum und Zeit; dass in der ewigen Einheit und Ident. des göttlichen Wesens eine gleich ewige Zweyheit ist. Gott erkennt sich selbst . . .; das Erkennende nennen wir billig Vater, das Erkannte, das Ebenbild des Vaters, nennen wir Sohn, nicht als etwas Bewusstloses, etwa eine ewige Natur in Gott, sondern, wie im inneren, abstracten Act unseres Selbstbewusstseyns nichts Bewusstloses vorkommt: so erkennt auch der Vater den Sohn. Die Einheit beider, den Ausdruck der Identität des Wesens nennen wir den heiligen Geist. Diesem nach ist die ewige, heilige, einig anbetungswürdige Dreyfaltigkeit ein ewiges Leben in sich selbst, ausser allen endlichen Wesen. Alle Wesen tragen, einige auf bewusstlose, andere auf bewusste Weise das Wesen Gottes, die Id., an sich; aber zugleich die Form Gottes oder die Dreyheit in der Einheit.“ — „Wie aus der ewigen Dreyheit der göttlichen Liebe und des göttlichen Selbstbewusstseyns die endlichen Dinge hervorgehen, ohne dass das absolute Wesen Gottes aus sich selbst herausgeht,“ das erklärt der Vf. „für das grosse Mysterium aller Philosophie.“ — Ob wir uns gleich „durch das Selbstbewusstseyn von der Natur und von Gott losreissen, und in uns selbst die Freyheit, oder das absolute Leben Gottes erkennen:“ so sind wir doch „nicht im Stande, Gott zu entbehren, können uns aber nicht aus eigener Kraft Gottes bemeistern, oder uns des göttl. Einflusses theilhaftig machen, wenn uns das Absolute sich nicht selbst aus freyer Liebe mittheilte, welche freye Mittheilung aus Liebe die Kirche Gnade nennt. Das Bedürfniss Gottes drückt sich im Endlichen als Verlangen nach Gott aus. Dieses Verlangen, es mag sich in Worten aussprechen oder nicht, heissen wir Gebet.“ Wenn hinzugesetzt wird: „von Geben, weil es eine Bitte ist um Geben, als eine für Mittheilung von Seiten des Gebers, ohne Verdienst von Seiten des Empfängers;“ so ist das ein Beweis, dass der Vf. sich vor dem Etymologisiren hüten muss.

So wie mit dem Selbstbewusstseyn die Freyheit erwacht, ist auch die Möglichkeit eines absoluten Losreissens von Gott gegeben. Davon handelt der 3 Abschnitt. Das endliche Ich geht durch das Selbsterkennen in sich hinein. Wird es nun in diesem von Liebe zu sich selbst ergriffen: so wird es fürs Erste in dieser Richtung sein eigener Gegenstand, und verliert Gott aus den Augen. Das Verlangen nach Gott aber ist ein unvertilgbarer Trieb aller endlicher selbstbewussten Naturen; wendet nun das Endliche sein ganzes Verlangen auf sich selbst: so wird es suchen aus sich selbst einen Gott zu machen. Das Endliche wird also durch die Selbstsucht sein eigener Abgott. Indem es aber sein eigenes Wesen erhöhen will, beschränkt es sich selbst, und es erfolgt das Gegentheil von dem, was es beabsichtigte. Es empfindet diese neue Beschränkung seines Wesens. So entsteht ein innerer Zwiespalt, eine Disharmonie der Kräfte, eine fortwährende innere Beunruhigung. Dann erwacht ein neues, noch grösseres Verlangen nach dem Unendlichen, welches Verlangen das Endliche in seiner verkehrten Richtung auf sich selbst nicht zu befriedigen vermag; die Empfindung eines unendlichen Mangels, die, da die Intensität des Schmerzes allemal mit der Grösse des verlangten Gegenstandes im Verhältnisse steht, unendlicher Schmerz ist, und füglich ein ewiges Streben heissen kann, oder die Anschauung eines ewigen Todes des Endlichen in sich selbst. (Diess wird durch das Beyspiel eines Baumes, der aus der Erde gerissen ist, erläutert.) Das endliche Ich, mit dem Streben absolut zu seyn, muss alle endlichen Wesen nach Möglichkeit von sich abhängig zu machen suchen. Es kennt nur Knechte oder Feinde. Fällt es, im Gefühle seines Darbens, darauf, seine innere Dürftigkeit durch den Besitz

oder Genuss der Natur bereichern zu wollen: so wird es immer suchen und sammeln, und die Masse nie vollenden können, oder sich in den Genüssen der bewusstlosen Natur versenken und nie Befriedigung finden. — Alle endlichen freyen Wesen aber, die sich von Gott losreissen, trennen sich von der göttlichen Natur Jesu Christi, dem objectiven Wesen des Vaters; dadurch versiegt in ihnen die objective Quelle des Lebens; es bleibt in ihnen die dürstende Form des Lebens. Ihnen steht nun der Vater als eine ewige Gerechtigkeit, eine unendliche Strenge gegenüber. In dem gesonderten Ich ist die subjective, egoistische, negative Richtung überwiegend geworden, und es kann sich selbst aus diesem Zustande nicht befreyen; jeder Versuch dazu drückt den Stachel oder das Negative ihm immer tiefer ein; jeder Lebensversuch ist neuer Tod. In diesem Zustande ist es nicht einmal vermögend, einzusehen, worin der Grund seines Übels liegt; es kann das Vorhersehen des Subjectiven nicht wahrnehmen. Es bedarf dazu noch der Ansicht eines anderen Zustandes ausser ihm, wodurch die Unterscheidbarkeit möglich wird. Dieses Erkennen kann nur durch eine äussere Lehre als Moral oder Gesetz bewirkt werden, so, dass durch das Gesetz die Erkenntniss der Sünde erwacht. Dadurch wird aber uns die Form des Lebens dargestellt, nicht der vollkommene Zustand wieder hergestellt, oder die ewige Quelle des Lebens wieder eröffnet. Dieses kann nur Gott. Sollte in der abgefallenen menschlichen Natur das erste Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt, die Eigenliebe von der allgemeinen Liebe überwältigt werden, und zwar so, dass die menschliche Natur sich nimmermehr von der göttlichen Liebe losreissen könnte; so musste die objective Kraft Gottes, die unendliche Liebe und Erbarmung des Sohnes, welcher vom Vater geboren wird, die menschliche Natur wieder in und auf sich nehmen, und die zwey Naturen in die Einheit der Person verbinden. In J. C. stand die menschliche Natur in ihrer ursprünglichen Form und mit der unendlichen Liebe Gottes vereinigt, wie im Anfange. Die Liebe aber, die er seinen Jüngern gebot, ist nicht möglich ohne ihn; er ist auf eine geheimnissvolle Weise allen gegenwärtig, um das Reich seiner Liebe immer weiter zu verbreiten und fester zu begründen, und er lässt nicht zu, dass Jemand sich anmasset (dass es Jemanden gelinge, wollte der Vf. sagen), über die ganze Erde zu herrschen. Bis auf Christus findet der Vf. eine stufenweise Abnahme des Guten, seitdem eine st. Abn. des Bösen. Die historische Ausführung dieser Behauptung enthält manche gute Bemerkungen, woran es überhaupt dem Buche nicht fehlt. Dass aber der Zusammenhang der Erlösung (von welcher der 4 Abschn. handelt) mit der Vereinigung der beiden Naturen in Christus durch des Vfs. Darstellung begründet und klar geworden sey, finden wir nicht.

Der *Anhang* besteht aus 3 §§. mit der Überschrift: 1) Über Licht und Wärme; 2) die Pflanze und das Thier; 3) die Grundform des organischen Wesens.

Die Hypothese, dass sich unser Sonnensystem um eine höhere Sonne bewege, scheint dem Vf. unphilosophisch. „Unsere Sonne bedarf wohl, wie alle Sonnen," sagt er, „ein höheres absolutes Wesen, das ihr Licht belebt; dieses kann aber keine Sonne seyn. Denn wollte man annehmen, dass die Sonne in unserem System nicht die selbstständige Quelle des Lichts und Lebens sey, sondern eine höhere Sonne bedürfe: so würde der Progress unendlich seyn; denn die letzte Sonne würde dann eben so gut, wie die erste, unselbstständig seyn, es müsste nach demselben Gesetze immer eine höhere Sonne da seyn, um diese zu beleben". Kann uns das, was wir von dem Licht und der Sonne wirklich wissen, zu solchen Entscheidungen berechtigen? Zu kühn und willkührlich möchte auch manches andere hier Vorgetragene bey genauer Prüfung wohl gefunden werden.

HJKL.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Breslau, b. Max u. Comp.: *Perikles.* Aus dem Griechischen des Plutarchs mit Anmerkungen übersetzt von Dr. *I. G. Kunisch.* IV u. 71 S. 8. (10 gr.)

Dass Plutarchs Charakterschilderungen edler Griechen und Römer von unserer grösseren Lesewelt weniger beachtet und gewürdigt werden, als sie es verdienen, ist eine wahre und gültige Bemerkung, welche den Verfasser der anzuzeigenden Schrift allerdings vermögen konnte, durch einen neuen Versuch einer besseren Übersetzung dem hindernden Mangel abzuhelfen. Auch unter den Gelehrten, welche mehr als Worte behandeln, wurde seither Plutarch nur vernachlässigt, und nur *Heeren* hat neuerdings wieder auf ihn die Blicke der Geschichtsforscher und philosophischen Beurtheiler gelenkt. Als Biograph steht dieser Schriftsteller nicht auf so niederer Stufe, als man bisher annahm; denn wer so genau die Foderungen erwogen hat, und den innern Charakter, als seinen Hauptgegenstand, sich vor Augen stellt, wie Plutarch (m. s. Alexander c. 1, Nicias c. 1, Cimon c. 2), wird, wie oft er auch in der Leistung seinem vorschwebenden Ideal nicht nahe komme, doch stets die Kenntniss und Einsicht in die Regel bewähren. Allerdings geht der biographischen Darstellung des Plutarchs die geschlossene Einheit eines Ganzen ab, und das Einzelne reiht sich locker und ohne strenge Beziehung an einander; das Bild gewährt keinen Totaleindruck, und gewinnt daher auch kein ungetheiltes Interesse für sich, allein immer gewährt es eine Gallerie interessanter Scenen, und führt in das Leben der alten Welt unmittelbar ein. Mit geschickter Hand weiss er nicht selten der grossen Masse von Materialien

Herr zu werden, lässt aus den Werken der alten Zeit den unvergänglichen Geist uns zusprechen, wie er dem psychologischen Forscher durch seinen Pragmatismus eine reiche Summe des schätzbarsten Stoffes darreicht. Deshalb möchte der Vf. mit Fug und Recht die Vernachlässigung dieses Schriftstellers gerügt haben. Um den Mangel einer guten Übersetzung auszugleichen, gibt er die Verdeutschung einer Biographie als Probeschrift, und will aus den Urtheilen Anderer abnehmen, ob er in dem begonnenen Werke fortfahren solle.

Wir unserer Seits können den Vf. nur aufmuntern, was er zu geben Willens war, auszuführen, oder vielmehr eine vollständige Übersetzung der Plutarchischen Lebensbeschreibungen erscheinen zu lassen, insofern er seit der Erscheinung dieser Probe gewiss nicht Zeit und Mühe gespart haben wird, mit dem Geiste und den Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers vertrauter zu werden, und die da und dort noch sich findenden Härten abzuglätten. Der Vf. hat, wie wir gefunden, im Ganzen sein Original verstanden, es in einer gewandten und klaren Sprache wiedergegeben, und mit der erfoderten Treue auch eine zierliche Darstellung zu verbinden gesucht. Wie an allen Werken, und namentlich an Übersetzungen, lassen sich auch hier Stellen herausheben, welche einem Anderen auf andere Weise besser gegeben werden zu können scheinen, oder wo ein unsicherer Griff das rechte Wort nicht traf, oder wo selbst der Sinn nicht vollkommen richtig erfasst worden ist. Namentlich aber wird der Vf. stets zu berücksichtigen haben, dass er nicht sowohl Kenner des Griechischen Originals und Gelehrte als Leser voraussetzen dürfe, sondern die grössere Zahl derer, welche sich durch eine Verdeutschung das Original ersetzen wollen, mithin auf unbedingte Klarheit, auf Richtigkeit und Eleganz des Deutschen Ausdrucks sehen. Er wird daher Härten zu vermeiden haben, welche dem Leser, der Griechisch zu denken gewohnt ist, kaum auffallen, oder wo nur eine genauere Kenntniss des Alterthums den dunkleren Sinn aufhellt.

Wir wollen eine zufällig gewählte Stelle als Probe des jetzt Geleisteten ausheben. Cap. 39: „So erscheint *denn nun* dieser Mann wahrhaft bewunderungswürdig, nicht bloss wegen der Milde und Sanftmuth, die er unter so vielen Geschäften und so grossen Anfeindungen *bewahrte*, sondern auch *wegen jener Gesinnung*, dass er bey so grosser Macht nie seinem *Zornmuthe* im mindesten Raum gegeben, und keinen seiner Feinde *als Todtfeind behandelt*. Und schon diess einzige scheint mir *jenen* kindischen und eitlen Beynamen als untadelhaft und angemessen zu rechtfertigen, *dass* nämlich ein so liebreicher Charakter und ein bey aller Machtgewalt so reiner und unbefleckter Lebenswandel olympisch genannt worden; in sofern wir ja auch glauben, dass der Götter Geschlecht immerdar Gutes wirkend und rein von allem Bösen, das Weltall beherrsche und regiere. Freylich nicht so wie die Dichter, die uns durch ihre *kindischen* Vorstellungen verwirren, aber durch ihre eigenen Dichtungen widerlegt werden, indem sie den Ort, wo sie die Götter wohnen lassen, einen sichern und unerschütterlichen Wohnsitz nennen, der von keinen Stürmen und Wolken erreicht, sondern allezeit von sanfter Heiterkeit und reinem Lichte gleichmässig umglänzt *wird*, als ob sich für selige und unsterbliche Wesen ein solcher Aufenthalt allein nur *zieme*: während sie dagegen die Götter selber von Unruhe, Hass, Zorn und andern Leidenschaften erfüllt schildern, die nicht einmal vernünftigen Menschen wohl anstehen würden.“ Wollen wir diese Stelle genau beurtheilen, und uns Mühe geben, auf das Tadelnswerthe und Verbesserliche aufzumerken: so wird sich Manches, was zu ändern sey, finden lassen. Die Verbindung der Partikeln *denn nun*, nach vorausgegangenem *so*, statt οὖν, ist schleppend, und hinreichend die Eine. Auch mag *bewahren* statt *in sich bewahren* nicht gefallen. Die Structur: *wegen jener Gesinnung*, *dass* etc. ist hart und undeutsch, und die Griechische Fügung εἰ ἡγεῖτο konnte nur durch einen Relativsatz wiedergegeben werden. *Zornmuth* gilt für gesucht; *als Todtfeind behandelt* (wo *hat* fehlt) giebt das Griechische ὡς ἀνηκέστῳ χρήσασθαι nicht deutlich wieder. In der zweyten Periode macht die doppelte Structur durch *dass* einen Übelstand, die Worte *jenen kindischen Beynamen* werden nicht klar (statt den für kindisch *gehaltenen*, was in ἐκείνην angedeutet ist). In der Folge musste das wiederholte Wort *hiedurch* vermieden werden (ἀμαθέστατα δόξαι setzt Plutarch dem richtigen philosophischen Denken entgegen), wohl auch der Conjunctiv statt *umglänzt wird* stehen. Der *Aufenthalt ziemt sich* widerstrebt dem Sprachgebrauch. Solche Bemerkungen würden sich fortlaufend beyfügen lassen, und der Vf. wohl selbst bey der Beurtheilung fremder Arbeit dasselbe thun, wie diess gewöhnlich. Wir wollen ihn nur zur genauesten Sorgfalt ermuntern, und er wird das Seinige leisten, und den Text seines Originals mit philologischer Prüfung behandeln. In der ersten Periode des ersten Capitels findet sich z. B. ὡς ἔοικεν, was *Amyot* und *Kaltwasser* übergingen, *Reiske* als Zeichen einer Lücke ansah, der Vf. durch *glaub' ich* übersetzt. Der Redegebrauch des Plutarchs setzt diese Worte in dem Sinne von *wie man sagt*, oder *soll — haben*. M. s. *Wyttenbach* an dem schon von *Schneider* im Wörterbuche angeführten Orte. Dagegen hat der Vf. nach Plutarchs Sprachweise richtig ἆρ' οὖν als ἄρ' οὖν genommen und den Satz zur Frage werden lassen. — Die Worte τῶν δὲ κωμικῶν ὁ μὲν Κρατῖνος c. 3. konnten, da die griechische Verbindung nicht übertragen werden kann, nur übersetzt werden: *der Komiker Kratinus*. Cap. 4 ist ἄκρος ὢν σοφιστής, *ein feinsinniger Kopf*, durch *ein tüchtiger Sophist* gegeben worden; παρέσχε τοῖς κωμικοῖς διατριβήν, *gab den Komödienschreibern vielen Anlass zur Kurzweil*. Im Folgenden blieb in ὁ γοῦν Πλάτων καὶ

συνθανόμενον — πεποίηκεν die Partikel καὶ unübersetzt; in ihr aber liegt der Sinn unseres *geradehin, wirklich*. Im 5 Cap. folgt der Vf. einer falschen Interpunction, indem ὅλην ἡμέραν mit den folgenden Worten zu verbinden und zu übersetzen ist, *er ertrug den ganzen Tag hindurch — und am Abend* u. s. w. — Diese Art Rügen erscheinen kleinlich, und haben gewöhnlich das Schicksal von den Verfassern gemisdeutet, von andern Lesern nicht beachtet zu werden, obgleich die Kritik einer Übersetzung über den genau zu erfassenden Sinn des Schriftstellers am sichersten Auskunft ertheilt. Hr. *K.* wird im weiteren Verfolg seiner Studien auf Mittel, die noch hier vorkommenden Härten in Nachbildung der Participialconstruction, der in einander geschobenen Sätze und namentlich den Fehler, mit welchem die Übersetzer gewöhnlich das Participium Aoristi und Präsentis der Griechen nicht genau unterscheiden, zu vermeiden, von selbst kommen und Aller Dank durch seinen löblichen Eifer sich verdienen. Dieser Übersetzung sind einige das Historische und die Anspielungen erläuternde Noten beygefügt; wir wünschen sie vermehrt und bis zu einer Erklärung manches auf alter Denkweise und geschichtlicher Beziehung beruhenden und dadurch dem im Alterthum weniger heimischen Leser dunkelen Gedanken und Wortes ausgedehnt. Drey Beylagen geben die Stammtafel des Perikles, eine (nicht genügende) Beschreibung des Parthenon und eine zu dieser Lebensbeschreibung gehörige Zeittafel der Begebenheiten.

a.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. 1) *Sulzbach*, b. Seidel: *De sacerdotio Christianis nostrae familiae doctoribus, rectene an perperam vindicato.* Recitatio in synodo Onoldina habita Non. Septbr 1815 a D. *Chr. Ern. Nic. Kaisero*, Dioec. Onold. Dec., nunc a consiliis regis Bavar. ad rem sacram in Decanatu gen. circuli Maenani sup. regundam. 1818. 24 S. gr. 8. (3 Gr.)

2) *Baireuth*, b. Sachenreuter: *De quaestionibus synodalibus a gen. Decanatu circ. Moen. sup. et Regin. clero in Bavaria die IV. Apr. 1818 propositis commentatio* scripta a *Joh. Adamo Neuperto*, V. D. M. ad templ. Xenodoch. in oppido D. Georgii prope Baruthum. 1819. IV u. 51 S. 8. (4 Gr.)

No. 1. Der Vf. behauptet gegen *Marheineke*, dass protestantische Geistliche sich nicht Priester nennen sollen. Zu diesem Zwecke setzt er auseinander, was die Priester im alten Testament gewesen sind, beweiset, dass Jesus das Priesterinstitut aufgehoben, und die Apostel es allegorisch auf alle Christen gedeutet haben, vergleicht die Vorstellungen, welche Chrysostomus und die Reformatoren von den christlichen Lehrern und Seelsorgern aufstellen, giebt zu und belegt es mit einer Stelle aus seines Bruders Schrift (biblische Theologie u. s. w.), dass man mit dieser Benennung einen sehr guten Sinn verbinden könne, wünscht sogar (S. 19), dass man jeden ächt christlichen Hausvater damit, als einem Ehrentitel, auszeichnen möge, fürchtet aber doch Misdeutung und Misbrauch, wenn man die protestant. Geistlichen so nennen wollte. Gegen die Ausführung dieser Gedanken dürfte sich nur wenig erinnern lassen; sie entspricht dem Zwecke des Redners. Nur der Stil ist etwas schwer, und die Wendung, mit welcher der Vf. den *Viris maxime reverendis, fratribus conjunctissimis* S. 18 seine Ansicht mittheilt, sonderbar.

No. 2. Das Gen. Decanat des Ober-Main-Kreises hatte für das J. 1818 den Synodalen die beiden Fragen zur Beantwortung aufgegeben: 1) Begünstiget die Lehre und das Leben Jesu entweder die Schwärmer, oder die, welche das Nützliche und Legale, oder die welche Erfahrung, auf die höchsten Vernunftideen bezogen, zum Hauptstreben des Menschen machen? Welches sind die charakteristischen Kennzeichen der Seelengrösse Jesu? Welcher Beweis für die Wahrheit des Christenthums liegt in dieser Seelengrösse seines Stifters? 2) Wie hat der christliche Prediger und Katechet im Volksunterrichte die Einbildungskraft und das Gefühl für das Heilige in Anspruch zu nehmen, ohne den Hang zur Schwärmerey zu begünstigen; wie kann er dem Fehler der Kälte und Gleichgültigkeit für das Göttliche, so wie dem Hange zur Schwärmerey entgegen wirken, und wie soll er für beide Zwecke die Lehre und das Beyspiel Jesu benutzen und anwenden? Die erste Frage hat Hr. *N.* Lateinisch (S. 5—16), die zweyte Deutsch (S. 17—51) beantwortet, aber so, dass man sieht, er war seines Stoffes und auch der Lateinischen Sprache nicht ganz mächtig. Der Anfang der ersten Abhandlung wird dieses Urtheil schon hinlänglich beweisen: „*Non est dubitandum, quaestiones synodales hoc anno propositas, magnum atque excellens ingenium auctoris vitia atque virtutes aevi nostri perspicientis. Nam omnia, quaecunque illae quaestiones contineant, sunt auditu suavia, jucunda intellectu atque honesta susceptu, quod naturam et indolem aevi nostri subtiliter designant, quo res humanae nimium rebus divinis mutantur atque miscentur. Nec immerito nostra aetas cum matre fecunda conferenda est, quae jam tria peperit genera hominum, cogitando, judicando atque sentiendo plane inter se disparium et Gnosticis, Pharisaeis et Essenis judaicis sese simillimos praebentium*". Fehlte es denn dem Vf. ganz an einem Freunde, welcher ihn offen und wahr über den Werth dieser kleinen Schrift vor dem Abdrucke derselben berathen hätte?

8 + 2.

SCHÖNE KÜNSTE. *Gotha*, b. Ettinger: *Kleine Romane.* Erster Band. 1818. 236 S. 8. (20 gr.)

Diese kleinen Romane sind freylich nichts weniger als genialische Producte. Indess muss man bey dem jetzigen romantisch-mystischen Zeitgeist noch immer froh seyn, wenn die Romanschreiber auf der Erde bleiben. Es sind vier Erzählungen: *Gefahr und Rettung, die Freunde, Liebe und Edelmuth* und *der Flüchtling*. Die erste ist wohl etwas zu abentheuerlich, wiewohl es auch der zweyten am Romanhaften nicht fehlt. Übrigens ist die Sprache noch so ziemlich fliessend und rein, und die Tendenz sittlich.

S. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Ansichten von verschiedenen Gegenständen der Kriegskunst(,) besonders der Reiterey;* von *L. B. von Rottenburg*, K(önigl.) S(ächsischem) Major und Geheimen Kriegsrath. 1820. VIII u. 155 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf. ist eifrig bemüht, die Verbesserung des Zustandes der stehenden Heere, besonders der Reiterey, zu befördern, oder wenigstens darüber zu schreiben, und in dem, was er liefert, findet sich in der That so viel Gutes und Brauchbares, dass die Kritik, in ihren Anzeigen gewöhnlich auf einen engen Raum beschränkt, bey dem ersten Anblick dadurch in Verlegenheit geräth, weil sie, um alles gehörig herauszuheben und zu würdigen, ein fast eben so starkes Buch schreiben müsste, als das zu beurtheilende. Bey einer genaueren Prüfung des gegenwärtigen bietet sich ihr jedoch der richtige Massstab von selbst dar; sie wird mit Übergehung des schon vielfältig in anderen Werken vorgetragenen und abgehandelten sich nur mit dem beschäftigen, was der Vf. von dem Seinigen hinzugethan hat, und, obgleich nach einem alten Sprüchworte das Gute nicht zu oft gesagt werden kann, den Lesern dieser Blätter nicht zumuthen, die überflüssige Belehrung über Gegenstände, welche in den Schriften der Sachverständigen längst erörtert worden sind, noch einmal zu bezahlen.

Zu dem Neuen gehören vor allen Dingen die in No. 1: *Ueber die Erzeugung und Erhaltung des militärischen Geistes in den Heeren*, enthaltenen Vorschläge des Vfs. Er setzt diesen Geist „*hauptsächlich*" (was ausserdem noch dazu gehören soll, erfährt der Leser nicht) — „in den festen Willen aller Streiter, dem Zwecke des Kriegsherrn mit *Aufopferung* jeder physischen und *moralischen* Kraft ausdauernd zu entsprechen." Da aber der blosse Wille ohne körperliche Kraft dazu nicht hinreicht: „so muss die Erwerbung und stete Erhaltung der letzten Haupttendenz zur Bewirkung jenes Geistes seyn". — Zur *Bewirkung* des Geistes, d. h. ihn hervorzubringen, möchte sie wohl wenig beytragen; sie kann ihn nicht einmal wecken, sondern bloss unterstützen. „Meines Erachtens" — ein Lieblingsgrund des Vfs. — fährt er fort, indem er den traurigen Zustand eines in langem Frieden des Krieges entwohnten Heeres mit den lebhaftesten Farben schildert, „dürfte wohl kein besseres Mittel vorhanden seyn, diese Spannkraft rege zu erhalten und dadurch im Frieden den kriegerischen Geist zu nähren, als eine fortgesetzte körperliche Abhärtung, und eine immerwährende Versinnlichung des Kriegszustandes". Die gewöhnlichen Frühlings- und Herbstübungen verwirft er schlechthin, als zu diesem Zwecke untauglich, schon darum, weil sie zu kurz sind, und der Soldat nach Beendigung derselben wieder in den „unthätigen und verweichlichenden Zustand des Friedens" zurückfällt. — Sollte die saure Arbeit des Landmannes wirklich so sehr verweichlichen? Eher kann sie ungelenkig machen, und desshalb werden die Beurlaubten und Landwehrmänner jährlich geübt. — Alle Standquartiere sollen hinfort wegfallen (S. 3), „das Heer aber den grössten Theil des Jahres in *den* Lägern (in Lägern) und Bivouacqs erhalten werden, und nur in der ganz rauhen Jahreszeit Kantonirungen auf dem platten Lande beziehen". Hier soll nun eine *fortwährende Kriegsübung aller Vorfallenheiten und vorkommenden Ereignisse* Statt finden. (Was ist eine Kriegsübung von Vorfallenheiten?) — Ferner sind weite Märsche in immer abwechselnden *Stellungen und Positionen* (worin besteht der Unterschied zwischen beiden?) — und allem, was dazu gehört, anzuordnen. Um auch mitunter zu ruhen, wird gelegentlich einmal Entfernung vom Feinde oder Waffenstillstand *angenommen*, die Zeit aber zu Turnübungen benutzt. „Dabey muss (S. 4) die ganze übrige Lebensweise in Ansehung der Nahrung und der Lebensbedürfnisse des Kriegers eben so, wie im wirklichen Kriege, geführt werden, und daher auch, zu Zeiten, der *Mangel an diesen Dingen eintreten*". Der Soldat, *auf halbe Portionen gesetzt*, würde dadurch, an Hunger und Durst gewöhnt, Geduld und Ergebung lernen. — Eine herrliche Erfindung für die Verpflegungsämter! Und da die Bekleidung im Felde abgenutzt wird, kann man ja zu Zeiten auch die Soldaten zerlumpt einhergehen lassen, andrer, im Kriege nicht immer zu vermeidenden Unbequemlichkeiten nicht zu gedenken. Was aber werden die Wirthschaftsbeamten antworten, wenn die Subalternen für ihre auf den Bivouacqs schnell zu Grunde gerichteten Uniformen eine billige Entschädigung fodern? oder wenn gar alte Soldaten sich aus ihren Feldzügen erinnern, dass es auch Tage gegeben hat, wo sie im Überfluss lebten? — Indem man den Menschen Jahr aus Jahr ein zum Spielwerk der Launen und der Willkühr erniedrigt, will man den Geist

des veredelten Kriegers in ihm wecken! — Allerdings wird ein so geplagtes Heer den Krieg als eine Befreyung aus der unerträglichsten Sklaverey wünschen, aber so, wie Kinder, die zu Hause von den Eltern Schläge bekommen, damit sie gern in die Schule gehen. — Der Vf., der sein Buch dem General, Graf v. Bismark widmete, hat das treffliche, auch in diesen Blättern (Jahrg. 1819. No. 115) mit dem gebührenden Beyfall angezeigte Werk: *Vorlesungen über die Taktik der Reiterey* etc. gelesen; er versucht, es noch zu überfliegen, aber ihm mangeln die Schwingen.

Er führt jedoch seine Vorschläge mit vieler Umständlichkeit durch, und weiss die etwa möglichen Einwürfe geschickt zu beseitigen. Gleich anfangs machen ihm die im Kriege vorfallenden Verwundungen, Verstümmelungen, und sogar die Todten zu schaffen. Allerdings lassen sich solche Umstände nicht wohl versinnlichen, „doch dürften (S. 5) Verwundungen, wodurch die Gewöhnung an körperlichen Schmerz bewirkt würde, nicht so etwas Unausführbares seyn"!!! — Warum sollten auch die Wundärzte nicht unschädliche, bloss schmerzhafte Operationen an den gesunden Gliedern der Soldaten vornehmen können? Man erreichte dadurch den gedoppelten Zweck, die Einen in ihrer Kunst, die Andern in stoischer Ertragung des Schmerzes zu üben, und gewönne auch Narben; einen Artikel, den der Vf. ganz übersehen hat. — Wenn ferner grosse Kriegsscenen, als Schlachten u. dgl. sich im Frieden schwerlich verwirklichen lassen: „so würde man sich ihnen doch bis auf den Punct der Vernichtung nähern können, wenn die Truppen durch *wesentlichen* Angriff gegen einander kämpften, wobey der Sieg dem Theile zukäme, der den andern durch *körperliche Kraft* vom Platze getrieben, oder durch kühne, schnelle und richtige Manoeuvres den Vortheil des Terrains und der Stellung abgewonnen hätte". — Also auf Deutsch eine Prügeley! Dabey pflegt aber sonst das Manoeuvriren gewöhnlich aufgehört zu haben. — Doch wo bleiben nun die Kugeln? Die lässt der Vf. weislich aus dem Spiele, mit allem Übrigen wird er desto schneller fertig: „Infanterie könnte auf Infanterie, *jedoch ohne Wirkung des Feuergewehrs*, angreifen, eben so gegen die angreifende Reiterey sich vertheidigen, und sich dabey ausser dem blossen Pulverschuss, der allerdings auch eine gewisse Wirkung gegen letztere nicht verfehlt, des Bayonets und der Kolbe bedienen". — Es wird dabey nöthig seyn, auch die Pferde zu unterrichten, dass dieses zur Stärkung des Geistes gehöre, damit sie nicht, wenn sie von einem Flintenpfropfen getroffen worden sind, oder einen Kolbenschlag auf die Nase bekommen haben, das nächste Mal vor dem Fussvolke umkehren. — Den geistigen Unterricht sollen zu gleicher Zeit die Officiere besorgen, und *des Vfs. Ansicht nach* „wird es besonders wirksam seyn, wenn der Feldherr oder die ihm am nächsten stehenden Befehlshaber kräftige, anfeuernde, den Muth erhebende Anreden *bey gewissen Gelegenheiten* an das Heer halten". — Die gewissen Gelegenheiten hätten doch naher bestimmt werden sollen, damit der Redner, der mit kräftigen Worten den Muth der Krieger zu einem harmlosen Scheinangriff anfeuern wollte, nicht gar zu lächerlich als ein Theatergeneral auftrete.

Nachdem alle anderen Einwürfe leicht und siegend abgefertigt worden sind, bleiben doch ein Paar Schwierigkeiten zu überwinden: die Kosten der ganzen Einrichtung und der Nachtheil, welcher aus den unaufhörlichen, grossen Raum erfodernden Manoeuvres und Bivouacqs für die Landeigenthümer entstehen muss. Bey der ersten windet sich der Vf., ohne recht auf den Grund zu gehen, indem er von Ersparnissen an Quartiergelde und anderem Aufwande spricht, oder bey der Ausrüstung zum wirklichen Kriege — (als ob diese bey seiner Einrichtung wegfiele) — viel zu gewinnen hofft. Die ungeheure Last der Zufuhr der Lebensmittel auf Einen Punct, welche durch die Vertheilung des Heeres im Lande so sehr vermindert wird, übergeht er klüglich mit Stillschweigen. Er will die Lager aus Magazinen verpflegen; aber wachsen denn Brod und Hafer in den Magazinen? Müssen sie nicht erst dahin, wenn die Truppen ihre grossen Bewegungen in den Provinzen umher ausführen, ihnen nachgefahren werden? Was er wirklich zu ersparen denkt, sollen, wie billig, die Soldaten hergeben und können es auch, da sie (S. 8) stets im Felde leben, sich von dem Luxus und der Verderbtheit der grossen Städte frey erhalten. — Der Luxus, der von der Löhnung der Soldaten und dem Solde der Subalternen bestritten wird, dürfte wohl zu übersehen seyn; über die Verführung in grossen Städten ist schon oft geklagt worden, aber sind denn Läger und Bivouacqs Schulen der Sittlichkeit? Und was wird denn aus den Weibern der Verheiratheten? Soll das ganze Heer im ehelosen Stande leben? Es ist zu wünschen, dass der Vf. die Gedankenreihe, welche sich von selbst diesen Fragen anschliesst, beherzigen und auch darüber sein Gutachten mittheilen möge. — Bey der *Kriegsübung aller Vorfallenheiten* hat er die Verhaue schlimm vergessen; er wird dafür den Dank der Forstbeamten ernten.

In Ansehung des Schadens an den Feldfrüchten hilft er sich kurz: er kennt „in den meisten Ländern selbst (S. 9) in den allerangebautesten, waldiggebirgige oder solche Gegenden, die wegen ihres unfruchtbaren Bodens sich zur Cultur nicht eignen; diese müssen (zur Erleichterung der Zufuhr?) in den Zeiten, wo der übrige Theil des Landes zum Bau der Früchte genutzt wird, — — — von den Truppen bezogen werden. — Wenn die Früchte im Herbste eingeerntet sind, können die Truppen diese Fluren beziehen und darauf bis zur Wintersaat ohne Nachtheil operiren, da ohnedem durch das Lagern der Truppen, besonders der Reiterey, *noch Düngung gewonnen wird*." — Die Bauern, welche die Magazine bald in unfruchtbaren, bald in fruchtbaren Gegenden zusammenfahren müssen, haben folglich kei-

ne Urfache, fich zu befchweren; ihre Klagen werden durch die eben fo neue als genialifche Idee eines militärifchen Hürdenfchlages kurz und bündig widerlegt.

Zum Schluffe verfichert der Vf. noch (S. 13), dafs das von ihm vorgefchlagene Mittel zur Erweckung und Kräftigung des Geiftes vortrefflich geeignet fey, und hält fich davon um fo fefter überzeugt, da er aus der Gefchichte weifs, dafs die Römifchen Kriegsheere auch im Frieden nicht nur abgehärtet, fondern in den anftrengendften Kriegsübungen „erhalten wurden." Auch hier wäre zu wünfchen, dafs er fich beftimmter erklärt hätte, ob er damit die Übungen der Römifchen Bürger auf dem *Campus Martius*, oder jener ftehenden Legionen, welche nicht felten die Krone der Augufte an den Meiftbietenden verhandelten, gemeint habe.

Rec. hat diefem erften Abfchnitte, welcher die Reihe eröffnet und ganz vorzüglich die eigenen Gedanken des Schriftftellers ausfpricht, eine ausführliche Erörterung widmen zu müffen geglaubt. Man würde jedoch dem Buche Unrecht thun, wenn man die folgenden Abhandlungen, wo der Vf. von der *nothwendigen Berückfichtigung der Gefundheit der Krieger*, über die *Einrichtung der Reiterey*, das *Reiterpferd*, die *Ausrüftung und Abwartung deffelben*, über *Zäumung, Sattel und Befchläge*, und über das *militärifche Reiten* fpricht, unbedingt nach der erften beurtheilen wollte. Aus allen diefen Capiteln ift viel Gutes und Nützliches zu lernen, aber freylich nichts Neues. Die Vorfchläge zu *Anlegung halbwilder Geftüte* können fchon defshalb nicht praktifch feyn, weil fie bey einer blofs im Allgemeinen vorausgefetzten Einrichtung viel zu fehr ins Einzelne und Kleine gehen, ohne auf das Zufällige und Örtliche, welches doch überall eingreifen mufs, Rückficht zu nehmen. No. 10, *über die Bewegungen der Reiterey* u. f. w. hätte, da diefer Gegenftand fchon fo oft und von dem Vf. felbft in feiner *Elementartaktik für die Reiterey* befprochen ift, füglich wegbleiben können. Überhaupt würde er feinen Werken durch eine forgfältige Wahl der abzuhandelnden Gegenftände am erften den Werth einer zweckmäfsigen Zufammenftellung bekannter Lehren verfichern können; eigne Erfindungen wollen ihm nicht glücken, und bey einer im Ganzen gebildet zu nennenden Sprache könnte der Vortrag durch etwas mehr Sparfamkeit mit dem grofsen Reichthume an Worten nur gewinnen. Die abgefchriebenen Stellen mögen als Proben eines übrigens correcten Stils dienen, bey welchem der Lefer vergebens vorwärts zu kommen ftrebt.

In No. 12, *Gemifchten Inhalts*, findet man richtige Anfichten, aber auch manche, die billig von mehr als Einer Seite ins Auge gefafst werden follten. S. 150, und fchon früher, S. 22. 29 u. a. a. O. eifert der Vf. gegen die Abzeichnungen der verfchiedenen Truppenarten. Im Allgemeinen klingt der Satz: „Es foll Ein Heer feyn und das äufsere Zeichen keinen Unterfchied machen," recht gut; aber was wird denn eigentlich dadurch gewonnen? und mufs diefer Gewinn nicht etwa durch etwas befferes erkauft werden? — Es liegt in der menfchlichen Natur, dafs gerade diefes äufsere Zeichen oft zu einem feften Bande, zu einem kräftigeren Hebel wird, als die herrlichften Anreden, und fo lange man ftehende Heere hat, follte man fich forgfältig hüten, den Geift der einzelnen Corps in ihnen zu erfticken. Um feinem Achfelfchmuck, feinem Federbufch, feinem Pelz Ehre zu machen, thut der Grenadier, der Dragoner, der Hufar im entfcheidenden Augenblicke das Äufserfte, und befleifsigt fich auch im Frieden einer befferen Mannszucht. Er glaubt befonders bemerkt zu werden, weil feine Kleidung ihn auszeichnet; er ift ftolz auf die Ehre feines Regiments, und die Gefchichte der Heere hat Beyfpiele genug, dafs der trefflichfte Geift mit dem Namen, mit dem Rock, oder gar mit der Umformung einer Abtheilung zu Grunde ging. Die gröfsten Feldherrn aller Zeiten haben das an fich unfchädliche Vorurtheil gern gepflegt, und oft Grofses dadurch gewirkt. Indem man den Geift der Regimenter vernichtet, hat man es nicht in feiner Gewalt, gleich wieder einen Geift des Heeres hervorzurufen. In einem Regimente kennen fich die Menfchen, nicht aber in einer Armee, und das ficherfte Mittel, das Gute, welches in dem Einzelnen doch allemal zu dem Ruhme und dem Vortheile des Ganzen beyträgt, ohne Erfatz zu zerftören, ift das in neueren Zeiten fo fehr beliebte Trennen und Umformen der Regimenter, und das fo nachtheilige Durcheinanderwerfen der Officiere, wodurch das, in der Stunde der Gefahr fo unendlich wichtige, gegenfeitige Vertrauen der Befehlenden und Gehorchenden, die einander nun völlig fremd geworden find, nothwendig verloren gehen mufs.

Dnd.

München, b. Lindauer: *Lehrbuch der Taktik, Truppenlehre.* Von *J. Ritter von Xylander*, Oberlieutenant u. f. w. Mit 2 Kupfertafeln. 1820. XVI u. 212 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., als Lehrer der Taktik beym Cadettencorps in München angeftellt, fand kein feinen Anfichten zufagendes Werk, das er bey den Vorträgen zum Grunde legen konnte, und entfchlofs fich zur Ausarbeitung des vorliegenden, deffen 1fter Theil die *Waffenlehre*, der 2te die Lehre von der Stellung und Bewegung der Truppen ohne Rückficht auf das Terrain — *reine Taktik*; das 3te die *Terrainlehre*, der vierte die Verbindung diefer drey Elemente in der *angewandten Taktik* enthalten foll; der vorliegende Theil ift fonach eigentlich der zweyte und hat auch noch als felbftftändiges Buch den Titel: *Truppenlehre der Inf., Cavall. und Artillerie.*

Diefe Trennung der Materien ift der wiffenfchaftlichen Behandlung der Taktik fo gemäfs, dafs wir fie durchaus gut heifsen müffen; was nun die Ausführung betrifft, fo wird in den beiden erften Bänden wenig neues zu fagen feyn, während der

Vf. in den beiden letzten ein freyes Feld hat, seine Einsichten darzuthun und im hohen Grade nützlich zu machen. Der Vf. macht jene Bemerkung in Bezug auf die Truppenlehre selbst, und beschränkt sein Verdienst auf das Ordnen der Materien; er hätte immer hinzufügen können, die geschickte Auswahl des zu Gebenden. Denn in beiden Beziehungen hat er sich Verdienste erworben; besonders hat es Rec. angesprochen, dass er, wo es nur immer anging, einen allgemeinen Grundsatz an die Spitze stellte und aus diesem die speciellen Bestimmungen ableitete. Denn nur auf solchem Wege wird der Schüler vor dem geisttödtenden Aufhäufen von Regeln bewahrt, deren Nothwendigkeit ihm nicht klar geworden.

Über das Einzelne des Buchs wird seiner Natur gemäss wenig zu bemerken seyn. Alles, was der Vf. vom 225 §. an über das Infanteriefeuer sagt, ist sehr beherzigenswerth; aber mit dem 244 §. können wir nicht einverstanden seyn, uns scheint es angemessener, beym Chok nicht zu deployiren, und dafür die anrückenden Colonnen durch starke Tirailleurschwärme zu decken, den 248 §. sollte jeder Infanterieofficier zum Glaubensartickel erheben. Im 261 §. ist ein späterhin (S. 173) erwähntes Mittel übersehen, dass der Infanterist sein Bajonet gegen die Nase des Pferdes zu richte; er kann dann durch den Sturm desselben nicht umgeworfen werden, weil es überhaupt nicht stürzt, dagegen aber auch gewiss nicht herangeht.

Das S. 209 für den Sechspfünder gegebene Maximum von 15—1800 Schritt würden wir noch heruntersetzen, und zwar gegen Geschütz bis auf 1200 Schritt und gegen Truppen mit wenigen Ausnahmen, noch geringer. Nur dann erst wird die Furchtbarkeit der Artillerie allgemein anerkannt werden, wenn die Artilleristen ein kurzes lebhaftes Feuer auf nahe Distanz dem vielen Schiessen vorziehen, durch das die Bedienung nur unruhig wird — sie wären dann unüberwindlich.

m.

Magdeburg, b. Rubach: *Lehrbuch der Militär-Geographie von Europa, eine Grundlage bey dem Unterrichte in Deutschen Kriegsschulen*, von A. G. Hahnzog, Divisionsprediger und Lehrer an der Kriegsschule in Magdeburg. Erster Theil. VII u. 400 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser erste Band umfasst Deutschland, nicht nach seinen politischen, sondern sogenannten natürlichen Grenzen, also mit Einschluss der Niederlande, eines Theils der Ostgrenzen Frankreichs und der Schweiz. Nachdem der Vf. den Begriff, die Quellen, Eintheilung, den Werth und die Hülfsmittel der M. G. und eine allgemeine Übersicht von Europa gegeben, betrachtet er Deutschland unter folgenden Gesichtspuncten: *Grenzen*, *Grösse und Einwohnerzahl*, *Eintheilung* (die vormalige, die neueste soll im 2ten Theile zu finden seyn) *Küsten*, *Gebirge*, *Flüsse*, *Gebirgs-Pässe* und *Übergänge*, *grosse Ebenen*, *Meere*, und *Sümpfe*, *Wälder*, *Städte* (wobey zugleich die Festungen mitgenommen werden) *historisch merkwürdige Orte* (Schlachtfelder sollten wohl zuletzt kommen) *Brücken*, *Kanäle* (beide hätten bey den Flüssen mit aufgeführt werden können) *Hauptstrassen*, *Natur- und Kunst-Erzeugnisse* (in der M. G. nur in sofern wichtig, als sie auf den Krieg Bezug haben, — die Übersicht der milit. Fabrikate wird im 2ten Theile versprochen.)

Das S. 399 ff. gegebene Quellenverzeichniss enthält ziemlich Alles, was man über die M. G. Deutschlands hat; entgangen ist dem Vf. ein sehr guter Aufsatz über das Erzgebirge im 2 Hefte der Denkw. f. die Kriegsw. u. s. w. Was sich in jenen Quellen findet, ist dann fleissig zusammengetragen, und das Buch desshalb zu empfehlen; wo der Vf. aber genöthigt ist, aus dieser Sphäre herauszugehen, und über allgemeine Kriegsverhältnisse zu sprechen, befriedigt er weniger; z. B. in dem Abschnitte über den Werth der Militär-Geographie, wo das Raisonnement mit der jetzigen Art der Kriegführung nicht recht harmoniren will. Die mitgetheilten Darstellungen der Schlachten konnten natürlich nur allgemein seyn, aber einige geben auch in ihrer Allgemeinheit ein unrichtiges Bild.

Wir schliessen mit einer allgemeinen Bemerkung. Der Vf. will nun zwar sehr mit Recht, dass die M. G. in den *Kriegsschulen* gelehrt werde, er scheint aber das Institut, bey welchem er selbst als Lehrer wirkt — eine sogenannte *Divisionsschule*, in welcher junge Militärs zum Officierstand vorbereitet werden — für eine solche zu halten; diess ist es wohl nicht, weil dort, der Natur der Sache gemäss, nur von den Elementar-Kenntnissen die Rede seyn kann. Und wo man mit diesen zu thun hat, scheint die Trennung der Milit.-Geogr. von der politischen eine unnöthige Vermehrung der Lehrfächer; die jungen Leute werden zu sehr überladen. — Das gehörige Studium der Milit.-Geogr. möchte wohl nur auf den eigentlichen Kriegsschulen zu empfehlen seyn, wo der Officier, der die allgemein nöthigen Kenntnisse schon hat, sich für einen höheren Standpunct ausbildet. — Wir sind indess weit entfernt, diess für etwas anderes als eine individuelle Ansicht auszugeben.

M.

DRUCKFEHLER.

In der Recension von *Spangenbergs* Sammlung der Verordnungen in No. 43 u. 44. S. 337 Z. 15 v. oben statt 8 lies 4. S. 338 S. 4 Z. 4 v. ob. st. *Schültz* l. *Schultz*. Z. 8 v. ob. st. *Kielmannsegge* l. *Kielmannsegge*. S. 348 Z. 16 von unten st. 1752 l. 1752. S. 352 Z. 6 v. unt. ist das Wort: *übrigens* zu streichen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) COBLENZ u. HADAMAR, i. d. neuen Gelehrten-Buchhandlung: *Deutschland und keine Revolution*, oder: *Einsame Gedanken über das Herkommen des demagogisch-excentrischen Unwesens des Zeitalters und die wahren Abhilfsmittel* (sic) *von demselben*. 1820. VIII u. 134 S. kl. 8. (12 gr.)

2) GOTHA, i. d. Beckerschen Buchhandlung: *Giebt es gegenwärtig in Deutschland eine revolutionäre Partey, und wie kann man wider Willen eine machen?* von *Ludw. Wieland*. Im Aug. 1819. 58 S. gr. 8. (6 gr.)

Da der Umschlag der Schrift No. 1 nur den ersten Theil des Titels enthält: so nahmen wir solche mit grossem Interesse zur Hand, indem wir glaubten, darin eine Widerlegung der bekannten *Görres*schen Schrift zu finden; oder doch eine zwar ganz entgegengesetzte Ausführung, aber doch mit dem Geiste, der Weltkunde und den Kenntnissen, welche, so sehr man auch mit Hn. *Görres* unzufrieden seyn mag, man demselben nicht absprechen kann. Aus welchem anderen Grunde sollte wohl der Titel der vorliegenden Schrift zu einem wörtlichen Gegensätze jener früheren haben gemacht werden können, und deren Vf. sich dem der letzten dadurch haben an die Seite stellen wollen? — Keinesweges! Nur eine stillschweigende Anerkennung der Talente jenes Mannes, und ein dunkles Bewusstseyn, den gänzlichen Mangel der eigenen dadurch zu verbergen, dass wenigstens der Titel von jenem entlehnt würde, kann diesen eingegeben haben. Nur in einem Hauptpuncte, und zwar gerade in dem, in welchem Hr. *Görres* am unbestreitbarsten geirrt hat, in der zu hohen Stellung des Einflusses der Kirche auf den Staat, berühren sich beide Vf. Es versteht sich jedoch, dass unser Vf. die Auslegung der kirchlichen Lehren, nicht der Kirche (damit wäre nichts gewonnen), sondern den Bewahrern ihrer Geheimnisse vorbehält, und diejenigen mit geistlichen und leiblichen Strafen verfolgen will, die nicht daran glauben und darnach thun. Eine Probe seiner Auslegung, denn dass der Vf. zu diesen Auserwählten gehöre, verräth die Schrift hinlänglich, giebt sogleich das in so fern gut gewählte Motto, als man daraus den Geist und den Zweck des ganzen Buches unentstellt erkennen kann. „Die Tage, heisst es, sind bös (nicht golden, und nützlich aufgeklärt) Paulus a. d. Epheser am 5; darum ihr, die ihr auf Erden richtet, versteht es wohl; nehmet die Züchtigung zur Hand (nicht lieberale (*sic*), sondern strenge Grundsätze gegen die unlöbliche Sitte der menschlichen Natur), damit der Herr nicht etwa zürne (strafe), und ihr vom rechten Wege zum Untergang gerathet. Ps. 2." Die wahre Freyheit ist dem Vf. lediglich „Entfernung von Sklaverey mit ihrem bitteren Gefolge von Fesseln, Arrest, von widernatürlichen Zwang und der Versagung allgemeiner Gerechtigkeit." Mehr zu verlangen ist gottlos, und dass es geschieht allein eine Frucht der Aufklärung, welche sich von der Rechtgläubigkeit der Kirche losgemacht hat, den Tod nicht stets vor Augen hat, und deren Verderbtheit an der Unterlassung des Kirchengehens sicher zu erkennen ist. Doch damit wir dem Vf., in seinem uns schwer zu begreifen gewesenen Behauptungen, ja kein Unrecht thun, wollen wir mit seinen eigenen Worten den Gang der Schrift verfolgen. (S. 53) „In Betreff der sittlichen Menschheit im einfachen Naturzustande, wissen wir aus den noch jetzt bestehenden rohen Eigenschaften ganz bildungsloser Völker, dass unter ihnen und der Einfalt ihrer Sinnesbeschaffenheit alle die leidigen Gebrechen, Ränke und so vielfältigen Entwürdigungen der aufgeklärten Welt nicht anzutreffen sind: woraus denn also klar und offenbar am Tage liegt, dass die Abstufung der sittlichen Menschheit mit ihrer Zunahme an Wissenschaften und Verfeinerung einen unverkennbaren gleichen Schritt hält." (S. 57) Zwar hat es zu allen Zeiten Feinde der Religion, eine verirrte Gelehrsamkeit, Machtsprüche des wissenschaftlichen Hochmuthes, und sinnreiche Patronanzen (?) menschlicher Leidenschaften gegeben; doch blieben damals noch diese Irrlichter von der grösseren Menge entfernt. Politik, Verfassung, Schriftstellerey, das Gewerbe des Buchhandels, und was man feinere Ausbildung nennt, alles das war noch einem leichten Übergange solcher Erscheinungen ins Allgemeine entgegen; aber seit der Steigerung eines und des anderen, und nach dem Masse dieser Verwandlungen, hat sich nun auch die Zunahme des abtrünnigen Vielwissens vom Sinn und Geiste religiöser Lehren und Vorschriften ins Grosse verbreitet. Es verhält sich nämlich mit den Trieben des menschlichen Geistes, wie mit einer Wasserfluth, die bey ihren Fortschritten sich selbst weder in der Ausbreitung ein Ziel setzt, noch an den Gegenständen ihrer Verheerung einen Unterschied macht. Nur ein Damm, von Grundkennern und wohlthätigen

Händen gebaut, kann fie begrenzen." (S. 78) „Mit einer tugendhaften Stimmung kann fich der Geift des Aufruhrs und Auflehnung gegen die beftehenden Mächte der Staaten nimmermehr vereinigen laffen; weil er dem ausdrücklichen Willen Gottes widerftrebt, welcher durchaus Unterwerfung gegen Obrigkeiten, als die von ihm eingefetzte Macht gebietet, und weil hienach felbft im Falle, dafs fich die Obrigkeiten wirklich ausartend, böfe und drückend gegen die Menfchen verhielten, denfelben nach dem göttlichen Gefetze dennoch nichts anders erübriget, als die Ruthe zu küffen, womit fie der höchfte und weifefte Disponent über alle menfchlichen Dinge, zu fchlagen befchloffen hat." (S. 84) „Während ein weifes Regierungsfyftem die nothwendigen Freygebungen zur Beförderung der Wiffenfchaften, des Handels und Wandels, der Induftrie und Künfte berückfichtigt, fchützt es zugleich durch die bedürftige Strenge feiner Grundfätze die beffere Seite der Menfchheit vor einem leichten Übergang ins Böfe. Es will den Maximen einer verweichlichten Erziehung, aus welcher, wie man weifs, keine glücklichen Menfchen und fchätzbaren Staatsbürger erwachfen, nicht nachahmen, vielmehr aber werkthätig durch Gefetze, wie durch deren genaue Erfüllung bezeugen, dafs vorzüglich an der Quelle öffentlicher Verfügungen das (die) Erkenntnifs eines fteten Parallellaufens gefteigerter Aufklärung und Verfeinerung, mit der Zunahme menfchlicher Schwächen und Abarten, aufgeprägt feyn müffe; dafs folglich, wenn es im gemeinen Wefen gut geben foll, Wachfamkeit und gerechte Strenge fich verhältnifsmäfsig nach diefem Gange zu richten, das ift nach dem zunehmenden Bedarfe unter den Menfchen, und zwar als wefentliche Wohlthat, zu vermehren haben." (S. 100) „Welches ift nun aber das zweckmäfsige Vorbeugungsmittel, die fichere Schutzwehr für unfere Zukunft, und der Einlenkungsweg in das Beffere, welches wir verliefsen? Es ift freylich fchwer, eine übertriebene Gabe der Freygebigkeit zurückzunehmen: allein wenn diefe Gabe aus der wefentlichften Subftanz des Gebers genommen ift, dann mufs er entweder fich felbft hingeben, oder fich die Verlegenheit der Zurücknahme gefallen laffen. Das Übermafs von Liberalität, Schonung und Selbftüberlaffung der Menfchen, in welches man hauptfächlich bey Verwandlung des Feudalfyftems in die Erhöhung der Menfchenwürde und Menfchenrechte überging, mufs unumgänglich als eine ungehörig angewendete Mafsregel aus der Erfahrung angefehen, zurückgenommen, und allmählig auf jene ehemaligen Bedingungen, Einfchränkungen und Strenge zurückgeführt werden, die der menfchlichen Natur im Allgemeinen richtiger entfprechen." (S. 102) „Zurücknahme des gefpendeten Übermafses ift das einzige Rettungsmittel der Zukunft vor jenem frey gewordenen bösartigen Geifte der Zeit, welcher nicht nur die berüchtetften privativen Scenen der Ermordung, Verfolgung und derley Ungeheuer brütet, fondern fich auch fchon über ganze Corporationen, über Religion, Länderverfaffungen und alles Ehrwürdige verbreiten will. Es gehört wefentlich dazu, dafs Theaterlicenzen und literarifche Überlaffungen den Grundfätzen und Bemühungen aufgeftellter Religionsbewahrer nicht wefentlich entgegenftreben, und in einem und dem nämlichen Staatsfyftem(e) auf den Geift der Völker fo widerfprechend wirken, dafs es fonach den Behütern jener Gefinnungen, aus welchen edle und glückliche Menfchen, gefittete ächte Staatsbürger und treue Unterthanen gebildet werden, wenigftens nicht zu einem unerfchwinglichen Gefchäfte erwachfe, die nachtheiligen Eindrücke folcher Liberalitäten zu befiegen. Es gehört ferner dazu, dafs die den Profefforen vorgelegt werdenden Lehrbücher, befonders in der Religion und den Fächern der Philofophie und Gefchichte ftrenger geprüft feyn; dafs es alsdann keinem der Lehrer erlaubt werde, davon abzugehen, etwas Entgegengefetztes vorzutragen, das Vorlefebuch öffentlich zu tadeln oder zu ändern, und fo durch eine fubftituirte Willkühr die Schüler zu beirren, verwirrt und mifstrauifch zu machen". Nur eine Frage weifs der Vf., der fonft für Alles Rath weifs, (S. 19) nicht zu löfen: „Warum denn wohl der Schöpfer das urväterliche Vergehen fo hoch angefehen, und mit einer fo mängelvollen Entftellung der erften befferen Menfchheit beftraft haben möge??!!" Uns will es fcheinen, als wenn der Vf. noch viel mehr, als blofs diefs, nicht wüfste, namentlich nichts von alle dem, worüber er gefchrieben hat. Sein Abfcheu gegen die Cultur ift fo weit gegangen, dafs er auch das erfte Kennzeichen eines gebildeten Menfchen, feine Mutterfprache richtig zu fchreiben, fich nicht hat aneignen mögen. Man findet: Hilfe; lieberal; von darum; Geifteserfchlappung; es hat zu bleiben; der Mitteln; andurch und mehr dergl. — Wir würden bey diefem Machwerk nicht fo lange verweilt haben, wenn nicht einmal für uns es Pflicht gewefen wäre, durch eine hinreichende Kenntnifs von dem Buche zu verhindern, dafs nicht Mehrere durch den bloffen Titel zu deffen Anfchaffung verleitet werden, und wenn nicht aufserdem an fich merkwürdig wäre eine Erfcheinung der Art im Jahr 1820. Nicht immer find folche Producte ohne Vorbedeutung. Die bekannte *Stourdza*fche Schrift ift ein Beleg davon. Die Klerifey und der Feudalismus haben fich zu allen Zeiten einander gern die Hand geboten, ihre Herrfchaft auszubreiten und zu befeftigen. Der Vf. felbft fpricht es als eine Thatfache aus: „dafs leider die Zeit und ihre Vernachläffigung es dahin gebracht zu haben fcheint, dafs zwifchen grofsen empfindlichen Opfern, die unfere Epoche dem Werke der Verbefferung zu bringen hat, und einer fchaudervollen Überwerfung, kein Mittelding mehr erfichtlich wird".

Entgegengefetzter Meinung ift der Vf von No. 2. der feinen Namen ans Licht zu bringen nicht gefcheut hat, und bald darauf zu einem höheren

Lichte eingegangen ist. Es finden, nach ihm, in Deutschland weder Parteyen, noch viel weniger revolutionäre Parteyen statt. Indessen verbindet Hr. *W.* mit dem Worte „Partey" einen Begriff, der dem Sprachgebrauche nicht angemessen ist, und sich zu Folge der S. 2 gewählten Beyspiele von selbst als unrichtig darstellt. Es gehört zum Wesen einer Partey keinesweges Übereinstimmung in Plan und Mitteln, sondern nur in Ansichten und Wünschen. Dass es in diesem Sinne in Deutschland Parteyen gebe, bestreitet Hr. *W.* (S. 13) selbst nicht; aber er übereilt sich offenbar, wenn er Jahns Arretirung für ein Werk rückgängiger Bewegung der Regierungs-Politik ausgiebt. Er kannte ja die Acten des Jahnschen Processes und die Veranlassung seiner Arretirung nicht. Diejenigen, welche sich in dem Wunsche einer Veränderung des politischen Zustandes der Dinge vereinigen, will Hr. *W.* für keine Partey gelten lassen, weil, nach ihm, dazu alle denkenden und unterrichteten Menschen gehören, mit Ausnahme eines Theils der höheren Staatsbeamten und der Privilegirten, welche gegen jene Allgemeinheit zwey Parteyen bilden. Eben diese letzte aber, behauptet er, denkt zur Zeit noch nicht daran, selbst Hand anzulegen an eine gewaltsame Hervorbringung der verlangten Verbesserung, sondern begnügt sich mit der Untersuchung und Betrachtung ihrer Nothwendigkeit, so wie mit der Erkenntniss und Aufsuchung der Bedingungen und Eigenschaften eines besseren und genügenden Zustandes. Diese Einsicht hat sich unvermeidlich entwickeln müssen, theils aus der Betrachtung der Lasten, die allein auf dem Bürger und Bauer ruhen, und der Vorzüge im Staate, von denen er gleichwohl ausgeschlossen war; theils aus dem Selbstgefühl, welches eine Frucht des jüngsten grossen Kampfes seyn musste. Dieses hat darauf führen müssen, dass Deutsche Kraft zum eignen Schutze hinreichend sey, wenn sie nicht durch eine Verwaltungsform gelähmt werde, wie solche vorher im Deutschen Reiche bestand. Was an dessen Stelle zweckmässig zu setzen sey, diese Frage hat sich wohl jeder vorgelegt, dem sein Vaterland nicht eine gleichgültige Sache war, und der Sicherheit für die Zukunft wünschte. Dass die Verfassung des Deutschen Staatenbundes nicht befriedigen konnte, ergiebt deren eilfertige und unerschöpfende Zusammenstellung von selbst. Hiezu kommt die Vergrösserung der auf das bäuerliche Grundeigenthum, neben den persönlichen Verpflichtungen, gelegten Lasten; ferner die Höhe der Steuern auf die ersten Lebensbedürfnisse; nicht minder der Druck und die Verarmung, worunter die Fabrikation und der Handel seufzen; endlich die Beschränkung der Presse, welche immer eine Bevormundung in Geistesangelegenheiten unzertrennlich in sich fasst, und aus diesem Gesichtspuncte von den Bevormundeten nur betrachtet werden kann. Diess Alles verlangt Abhülfe, und dass ihm abgeholfen werde, dafür giebt es nur Eine sichere Bürgschaft: gesetzmässige und constitutionelle Mitwirkung der Volksrepräsentanten. Diess ist die Angel, um welche die Zeit sich dreht, und durch deren einsichtsvolles Zugeständniss, behauptet der Vf., jegliches Besorgniss völlig gehoben werden würde.

Rvl.

AARAU, b. Sauerländer: *Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern.* 1819. XVI u. 562 S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Eine Sittenlehre für jeden Stand, nach des Vfs. Meinung ein noch unbefriedigtes Bedürfniss für die Menschheit, soll dieses Buch seyn. Damit sie kräftiger das Herz anspräche, kleidete er sie „in das gefällige Gewand von Bildern". Ohne Rücksicht auf Parteyen wollte er Wahrheit geben; doch, sagt er: „Wahrheit ist eine stachlige Frucht: wer sich daran sticht, wird den Geber schelten". Aber der Vf. ist auf Verketzerungen gefasst; ihm genügt das Bewusstseyn, dass ihm jedes Wort aus dem Innersten der Seele floss.

Voran stellt er das Bild Jesu, als das Vorbild des wahren sittlichen Lebens. Weil er nun dieses Bild, seinem Zwecke gemäss, nämlich das Bild des Menschen in seiner Vollendung auszumahlen, mit Zügen der höheren, göttlichen Natur zu verschönern unterliess: so fand er es, um den Verketzerern zu begegnen, nöthig, in der Vorrede zu erklären, dass ihm der Glaube an Jesu Gottheit unantastbares Heiligthum sey, dass er es für Hochverrath am Heiland halte, mit verwegener Hand an diesem Glauben zu rütteln, und dass er sich glaubt selbst verachten zu müssen, wenn ihn Wahnsinn verleiten könnte, diesen heiligen, tröstlichen, beseligenden Glauben bey seinen Brüdern zu untergraben. Rec. bemerkt hiebey nur, dass er den Glauben an die Gottheit Jesu, wenn dieser nämlich im altdogmatischen Sinne gedacht wird, mit der Ansicht, die der Vf. in der Schilderung giebt, nicht würde zu vereinigen wissen. Übrigens finden wir diese, die zu grosse Weitschweifigkeit besonders im Eingange abgerechnet, die sich auch an andern Aufsätzen dieses Buches tadeln läst, wohlgerathen, obgleich einige Erklärungsversuche zu rasch als ausgemachte Wahrheit aufgestellt, und Jesu hin und wieder Gedanken und Absichten beygelegt worden sind, welche die Erzählungen der Evangelisten uns nicht hinlänglich berechtigen, so geradezu als die seinigen anzunehmen.

Der Vf. masst sich nicht an, Neues gegeben zu haben; er wollte nur das anerkannte Gute, das er da und dort zerstreut fand und seinem entworfenen Plane zusagend glaubte, zusammenstellen, ordnen und zu einem anziehenden Bilde verarbeiten. Oft bediente er sich also fremder Gedanken, und nahm Manches wörtlich anderswoher auf. So liegt bey dem zweyten Aufsatze, dem Bilde des Christen, das bekannte Lehrgedicht *Gellert's* zum Grunde.

Dem genannten folgen die Bilder des Apostels, des Geistlichen, des hohen Kirchenvorstehers, des Pfarrers, des Gehülfen im Pfarramte, des Ordens-

mannes; dann nach einem Auffatze mit der Überfchrift: Zum Bilde eines Lehrers an der Hochfchule, — die Bilder des Gymnafial-Lehrers, des Schullehrers, des Akademikers, des Regenten, des hohen Staatsbeamten, des Unterbeamten, des Adeligen, des Bürgers, des Landftandes, des Gelehrten, des Kaufmannes, des Handwerkers, des Landmannes, des Sachwalters, des Arztes, des Soldaten, des Wehrmannes, des Hausvaters, der Hausfrau, des Jünglings, der Jungfrau, des Forftmannes, des Dienftboten und des Bettlers.

Schon diefe Inhaltsangabe wird den Lefern verrathen, dafs der Vf. zur katholifchen Kirche gehört. Vieles bezieht fich auch befonders auf die Verhältniffe und Anordnungen derfelben. Aber es fpricht fich überall ein heller Geift aus; der einfichtsvolle Vf. trifft fo ziemlich durchgehends den rechten Fleck, feine fittlichen Grundfätze find rein, und, wie auch Proteftanten das Buch mit Nutzen und Vergnügen lefen können: fo wird, wenn gleich nichts eigentlich Neues darin enthalten ift, und nichts von neuen Seiten darin dargeftellt wird, feine Verbreitung unter den Mitgliedern, befonders auch unter den Geiftlichen jener Kirche, nicht ohne fehr heilfame Frucht bleiben. Hin und wieder geht der Vf. faft ein wenig zu fehr ins Einzelne.

J. C. F. D.

Leipzig, auf Koften der Herausgeberin im Deutfchen Mufeum: *Karl Ludwig v. Woltmann's fämmtliche Werke*, herausgegeben von feiner Frau. Vierte Lieferung, zweyter Band. 1819. 548 S. 8. (Der 1te u. 2te Bd. 3 Rthlr. 16 gr.)

Das Werk fchreitet rafch fort und bleibt fich in der äufseren Geftalt gleich. Bey dem vorliegenden Bande, welcher die, in unferen Blättern (Jahrg. 1816. No. 33) angezeigte Gefchichte von Böhmen enthält, find einige Anmerkungen von Hn. Abbé *Jofeph Dobrowski* hinzugefügt, welche bedauern laffen, dafs fie gar zu fparfam angebracht worden find.

Dnd.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Bonn*, b. Marcus: *De confualibus.* Finito academiae Borufficae Rhenanae anno primo, quum rectoris magiftratum depofiturus effet, fcripfit *Carolus Ditericus Hüllmann.* 1819. 15 S. gr. 4. (6 gr.)

In der Einleitung wird zuvörderft der Gegenftand der Unterfuchung näher bezeichnet, der Zufammenhang zwifchen feftlichen Spielen und den Verheirathungen unter Gliedern verfchiedener Völkerftämmen in den älteften Zeiten. Hierauf wird der Urfprung jener Spiele, gröfstentheils Pferderennen, unterfucht und in Libyen gefunden, wo vorzügliche Pferdezucht war. (Wir erinnern hiebey daran, dafs derfelbe Vf. in den Anfängen der Griechifchen Gefchichte S. 191 ff. aus den Confualien fchliefst, der Römifche Priefterftamm fey aus Libyen herzuleiten.) Aus einem fehr bedeutenden Handel der Phönizier zur See mit Libyfchen Pferden nach Griechenland wird die Verzierung der Schiffe mit Figuren von Pferden, und der Beyname des Neptun Hippius u. f. w. hergeleitet.

Abtheilung I. Veranlaffung der Confualien, die Zufammenkünfte und Berathfchlagungen verbündeter Völker. Hievon zwey Beweife: 1) der dem Neptun als der bey diefen Spielen verehrten Gottheit gegebene Beyname *Confus* d. h. *deus confilii;* 2) dafs bey den circenfifchen Spielen, welche aus den Confualien entfprungen waren, jede Curie befondere Sitze hatte. Da jedoch der Vf. die Confualien für Zufammenkünfte verbündeter Völkerftämme (*gentium confoederatarum*), alfo nicht blofs der Römer, erklärt und fie (S. 12.) auf die Latiner bezieht: fo können ja die abgetheilten Sitze der Römifchen Curien bey den blofs Römifchen circenfifchen Spielen nicht jene Behauptung beweifen; ja es können die circenfifchen Spiele kaum als Fortfetzung der Confualien betrachtet werden, da die einen demnach vom Bunde, die anderen vom einzelnen Staate ausgingen. Und würde damals Rom Sitz der Bundesverfammlungen geworden feyn?

Abtheilung II. Nach des Vfs. Anficht liegen der Sage vom Raube der Sabinerinnen blofs gefchloffene Ehen zum Grunde. Wenn den Vätern die Vermählung ihrer Töchter mit Gliedern fremder Stämme mifsfällig gewefen fey: fo möge der Streit bey den Confualien, welche die Amphiktyonenverfammlung der Latiner genannt worden, fo gefchlichtet worden feyn, dafs im Falle des Sieges beym Wettrennen der Freyer die Braut und die Verföhnung des Vaters erlangt habe. Aus diefer Sitte wird nicht nur der Beyname der ἱππία Ἀθήνα, fondern auch die Bedeutung der Minerva überhaupt erklärt. Dem Rec. dünkt, dafs die Art der Sage nicht auf diefe Vermuthung führe. Der Streit erftand ja nach der Sage erft durch die Confualien, ftatt dafs durch fie beygelegt worden wäre. Und wenn die Töchter der Preis des Siegs feyn follten; fo war es natürlicher, dafs, wie es in anderen Sagen der Fall ift, die Spiele in das Vaterland der Bräute, nicht der Freyer, verlegt wurden. — Zum Schluffe wird noch gegen die Meinung, dafs in den Curien nur die Patricier, nicht die Plebejer, enthalten gewefen feyn, diefes angeführt, dafs die geraubten Sabinerinnen in den Befitz geringer Bürger kamen, und doch den Curien die Namen gegeben haben, oder an Zahl der Zahl der Curien gleich gewefen feyn follen.

Wenn dem Rec. die Vermuthungen des Vfs. zweifelhaft fcheinen: fo möge der Lefer es nicht fo nehmen, als ob er nicht auch in diefer interefſanten Unterfuchung die ausgezeichnete Combinationsgabe des gelehrten Vfs. anerkennte.

T T.

Kriegswissenschaften. *Leipzig*, b. Kummer: *Entwurf einer Theorie ftrategifcher Befeftigung.* 58 S. gr. 8. 1819. (6 gr.)

Dafs für das Emplacement der Feftungen gewiffe allgemeine Grundfätze gelten, ift gewifs, dafs diefe Grundfätze aber durch locale oder politifche Beziehungen mannichfach modificirt werden, nicht minder. Es fcheint uns defshalb nicht möglich, diefe fo veränderlichen Gefetze in ein Syftem gebracht zur unabweislichen Norm erheben zu können, wie es in den vorliegenden Blättern gefchieht, denen übrigens wiffenfchaftliche Confequenz nicht abzufprechen ift. Da nun die ganze Darftellung auf die Strategie-Wiffenfchaft gegründet ift, und Rec. die Möglichkeit der Exiftenz einer folchen Wiffenfchaft bey der jetzigen Kriegführung, geradezu leugnet: fo glaubt er fich von dem Eingehen ins Detail difpenfiren zu dürfen; und überläfst es denen, welche nach *Bülow* meinen, „zwey Operationslinien dürften fich nicht unter 60° fchneiden", die Haltbarkeit der einzelnen von dem Vf. aufgeftellten Sätze näher zu prüfen.

bb.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Propertii Carmina.* Emendavit ad codicum meliorum fidem et annotavit *C. Lachmannus.* 1816. XXVIII u. 411 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, b. Märker: *Syntagma locorum parallelorum ex antiquis poëtis Latinis collectorum,* animadversionibus et rerum indice instructum edidit *C. Fr. Aug. Nobbe.* 1819. 8. (20 gr.)

Wir erhalten in No. 1 eine schätzbare Ausgabe eines nach so vielfachen Bearbeitungen immer noch sehr schwierigen Dichters, welche der Herausgeber (jetzt Professor für altdeutsche Literatur auf der Universität zu Königsberg) kurz vor seinem Abgange zum Heere dem Druck überliefert hat. Die vorangeschickte, in gutem Latein geschriebene Vorrede entwickelt gedrängt und lichtvoll den Plan und die Grundsätze, welche er dabey befolgt hat.

Das unter No. 2 angeführte Werkchen, dessen Urheber Privatdocent an der Universität zu Leipzig und zugleich dritter College an der dortigen Nicolaischule ist, haben wir nur in Rücksicht dreyer Stellen des Propertius, deren Behandlung wir gehörigen Ortes erwähnen werden, mitgenommen. Abgesehen von der Behandlung des Einzelnen darin, welche grosse Belesenheit und besonnene Kritik verräth, und Hoffnung erregt, dass Hr. *Nobbe* dereinst als tüchtiger Bearbeiter irgend eines ganzen Röm. Dichters auftreten werde, können wir doch das Unternehmen einer solchen *Homoeomathie*, die in einem beschränkteren Kreise sich drehet, als irgend eine Chrestomathie, im Ganzen nur insofern nicht verwerflich finden, als es ein erster jugendlicher Versuch ist, der aber theils für die Jugend, welcher diess Werk bestimmt ist, viel zu theuer kömmt, theils ihr ein Geschäft abgenommen hat, womit man eben die Jugend auf Schulen zweckmässig beschäftigen kann, vorausgesetzt freylich, dass wir erst so wohlfeile Texte aller dieser Dichter haben werden, wie etwa die stereotypischen Ausg. der Griech. Schriftsteller des wackern Tauchnitz, die leider aber nicht jedem Auge zusagen.

Was nun die vorhin erwähnte Vorrede des Hn. *Lachmann* betrifft: so enthält dieselbe *zuerst* eine Würdigung der verschiedenen Handschriften, deren Neuheit im Ganzen Hr. *L.* zwar den früheren Herausgebern einzuräumen scheint, jedoch mit Bestimmung ihres verschiedenen Werthes im Einzelnen und eigener Prüfung. Die *Ausseritalischen*, wenn gleich einige davon hin und wieder durch die Abschreiber sehr verderbt sind, zieht er gleichwohl den von ihm ausschliesslich desshalb so genannten *Italischen* vor, weil sie durch willkührliche Änderungen Italischer Gelehrten, z. B. des *Pontanus*, an Treue sehr gelitten haben. Zu den *Ausseritalischen*, die darum nicht minder aus Italien herrühren, gehört: 1) der *Codex Groninganus*, bey dessen Gebrauche Palmerius und P. Burmann am unsorgfältigsten verfuhren. 2) *Cod. Neapolit.*, jetzo in *Wolfenbüttel*, den N. Heinsius zu eilfertig benutzte. 3) *Cod. Mentelianus*, wie ihn N. Heinsius nennt, dagegen Oudendorp *Leidens.* 1. und Broukhuys *Francianus* 2. Gut, ja nach des Heinsius Urtheile der beste, und dem Broukhuys älter als der *Cod. Neapolit.* Nur mit vielen Fehlern des Abschreibers. 4) *Zwey Codd. Palatini.* Vom gleichen Werthe mit dem vorhergehenden, so wie mit dem *Cod. Bononiensis* und *Cod. Guarnerianus*, welcher letzte aus dem 15 Jahrh. ist. Nur diese sieben eben genannten Handschriften haben keine neueren Correctionen und Interpolationen erlitten. Von den *Italischen* Handschriften, deren ausführlichere Beurtheilung wir dem Leser nachzusehen überlassen müssen, zeichnet der Herausg. noch den *Cod. Bernardini Vallae* wegen der *Lesarten* aus, welche von Franc. Pucci aus dem J. 1502 herrühren, so wie einen *Vaticanus*, welcher von Livinejus verglichen, wo er nicht interpolirt ist, mit dem *Cod. Groning.* häufig übereinstimmt, also aus Einer Hauptquelle herzurühren scheine. Alle übrigen, selbst der *Cod. Dresdensis* und die *Codd. Parisini* nicht davon ausgeschlossen, ihre Anzahl beträgt weit über dreyssig, seyen theils sehr neu, theils sehr interpolirt.

Zweytens hat der Herausg. vier der ältesten Ausgaben des Properz, wenn sie gleich unter dem Einflusse Tramontanischer Gelehrten gestanden, da wo es ihm wichtig schien, auszuziehen und ihre abweichenden Lesarten anzuzeigen für gut gefunden, von der ältesten *Vincentiner* 1481 an, die zufolge der Vorrede des Calphurnius alles Wichtige der *Venetianer* 1472 enthält, bis zu des Veroneser *Domit. Calderini* Commentar zu einigen Stellen des Properz, deren er nicht in der Römischen Ausgabe des Dichters 1475, sondern nur in der Venetianer Ausgabe des Statius 1483 habhaft werden konnte.

Drittens hat sich Hr. *L.* angelegen seyn lassen,

Observationen früherer Editoren, die bisher unsicher, oder wenigstens unausgeführt dastanden, entweder zu berichtigen oder zu vervollständigen.

Viertens hat der Herausgeber sich bestrebt, mit Bedachtsamkeit bey der Kritik des Einzelnen jene beiden dafür gleich gefährlichen Klippen zu vermeiden — zu grosse Erudition, die, wie bekannt, selbst einen Scaliger viele Fehlgriffe thun liess, und jenes Schönheitsgefühl, das oft durch individuelle Ansicht und augenblickliche Laune bestimmt wird, wie häufig bey Pontanus und dem ihm geistverwandten P. Burmann. Ob Hr. *L.* diese Vorsicht immer beobachtet habe, werden wir bey Beurtheilung des Einzelnen sehen. Dass er sich aber dieser Abwege wenigstens bewusst war, ersieht man an seiner treffenden Charakteristik früherer Editoren.

So weit die Grundsätze, welche die Kritik des Properz mit derjenigen aller classischen Schriftsteller des Alterthums gemein hat. Wir bemerken nur hiezu, um doch unsere bisherige Anzeige in etwas fruchtbar zu machen, dass wir durch unsere Numerirung einen Fehler des Herausg. in der wissenschaftlichen Anordnung dieser Obliegenheiten eines Kritikers verbessert haben, indem er aus unserem *Erstens* ein *Erstens* und *Zweytens* gemacht hat, als wenn bessere und schlechtere Handschriften dennoch nicht *eine* Art von Quelle für die Kritik eines Schriftstellers wären.

Fünftens giebt der Herausg. Rechenschaft von seiner kritischen Behandlung des Dichters, betreffend den individuellen Zustand seines Textes. Dasjenige nämlich, worauf, vielleicht ohne um Hemsterhuys frühere Andeutung des nämlichen zu wissen, Hr. GHR. Eichstädt in einem Programme von 1806 aufmerksam macht, den Text des Properz mit diplomatischer Treue in seine alte Lage, wenn auch hin und wieder nur Fragmente daraus hervorgehen sollten, lieber wieder einzurenken, als mit den früheren Editoren den Versetzungen eines Scaliger's zu huldigen, diess ist von Hn. *L.* an den gehörigen Stellen, jedoch wieder mit Modificationen, die ihm eigen sind, ausgeführt worden, worüber wir weiter unten sprechen werden. Hier heben wir nur die dem Herausgeber eigenthümliche Begründung der Eichstädtischen Ansicht hervor. „Da doch, sagt er ungefähr, uns von Grammatikern Fragmente des Propertius, welche hier aufgeführt werden, erhalten sind, wovon in unserem Texte keine Spur zu entdecken ist, warum sollten denn innerhalb unseres Textes nicht grössere Gedichte verstümmelt und lückenhaft auf uns gekommen seyn?“ Diess gilt besonders vom zweyten Buche unseres Dichters. Hieran schliesst sich eine sinnige, aber doch, wie es scheint, zu schnell verwirklichte Vermuthung, veranlasst durch die bekannten Verse III, 4, 9—10:

Sat mea, sat magna est, si tres sint pompa libelli,
Quos ego Persephonae maxima dona feram,

deren bisheriger Standort im zweyten Buche schon den Scaliger und andere mit Recht befremdete. Hr. *L.* lässt also vom bisherigen II, 10 an das dritte Buch anfangen, und das bisherige dritte und vierte Buch zum vierten und fünften werden.

Zum Schlusse der, wie man sieht, gehaltvollen Vorrede, versucht der Herausg. noch einige Berichtigungen in den Zeit- und Lebens-Umständen des Dichters, woraus unter andern mit grosser Wahrscheinlichkeit hervorgeht, dass sein Geburtsjahr in 706—7 d. St. fällt. Auch diese Untersuchung zeugt von genauem und unverdrossenem Studium des Dichters, und mit Recht können wir die Art und den Ertrag dieser Forschungen angehenden Alterthumsgelehrten als Muster empfehlen.

Was nun *zuvörderst*, um mit der höheren Kritik den Anfang zu machen, die Versetzungen und Trennungen der ganzen Gedichte betrifft: so muss man wohl den Gründen des Herausg. beystimmen, dass er nach Lipsius Vorgange, wogegen sich Barth umsonst sträubte, die 8 Elegie des ersten Buches in zwey Elegien getrennt hat, was denn sogleich auf die fernere Numerirung dieses Buches Einfluss hatte. Der Absprung nämlich von v. 27 an ist zu grell, um in Ein Gedicht zu passen, dagegen einen Zeitraum dazwischen anzunehmen psychologisch, und folglich auch künstlerisch richtig.

Weniger sicher scheint uns die Annahme einer Lücke II, 7, 12—13, wo alle Hdsr. sogar ein neues Gedicht anfangen lassen. Denn der Vers *Unde mihi* etc. geht doch offenbar auf den beabsichtigten Hauptzweck des früher angedeuteten Gesetzes, nämlich der *lex Julia de maritandis ordinibus*, den wir freylich nur aus dieser Stelle abnehmen, während bey anderen Schriftstellern ihr nur die Beförderung rechtmässiger Ehen mit allen Nebenumständen beygelegt wird. Vgl. Sueton. August. 34 und die dortigen Ausleger. Wir treten daher auch des Hn. *L.* Erklärung der folgenden Worte *patrio sanguine* bey, wenn des Dichters Gebrauch in III, 17, 21 dagegen zu sprechen scheint. Eben so wenig befremdet uns der springende Übergang in II, 8, 12—13, wo ja *temerarius* in seiner ursprünglichen Bedeutung, *sine ratione agens*, in Beziehung auf seinen vorher beschriebenen Irrthum, an seiner Stelle ist. Nur der Beysatz *nimium* könnte verleiten, mit Hn. *L. temerarius*, das doch in seiner ersten Bedeutung keine Gradation gestattet, durch *audax* zu erklären. Wer weiss, ob nicht in *nimium* ein Fehler steckt; wenigstens wäre statt dessen *mihi sum* für Sinn und Wortverbindung nicht unpassend.

Indem wir gegen des Herausg. ausgeführten Vorschlag, das dritte Buch mit II, 10 beginnen zu lassen, nichts Erhebliches aufbringen können, müssen wir dennoch bemerken, dass die in diesem Prooemium v. 13 bezeichnete Begebenheit in das J. 734 fällt, nicht in 730, wie am Schlusse der Vorrede S. XXVII zur Zeitbestimmung der Herausgabe dieses dritten Buches gesagt wird. Die nach diesem Prooemium folgenden 6 Verse, welche Scaliger mit den vorhergehenden verbinden wollte, werden wohl mit Recht für ein Fragment gehalten: denn der Schluss des Prooemii ist zu epigrammatisch, um eine Fort-

setzung anzunehmen, die gewissermassen den letzten Vers *Sed modo Permessi* etc. erklärte, und darum das Ganze ermatten liesse. Aber in eben diesem Fragmente, das der obengenannte *Barth* u. a. für ein eignes Gedichtchen hielten und so herausgaben, stiessen wir uns an dem *docta*, wofür man in Beziehung auf den Anfang des Gedichtes, so wie auf *munera* v. 3, worunter doch Lobgedichte verstanden werden, eher *dicta*, *ein besungenes Mädchen*, erwarten sollte. Indessen findet sich keine andere Lesart. Die hier zu weitläuftige Note des Herausg. über *Cinis hic* und *Cinis haec* hat doch nicht zu einem festen Ergebnisse geführt.

Des Herausgebers Urtheile über die von Hemsterhuys, Schrader, Jakobs bey III, 3 gemachte Trennung, und über Hemsterh. und Jak. weitere Vorschläge, können wir unseren Beyfall nicht versagen. Denn der Vers *Possum inimicitias* etc. ist zu stark, um nicht Schlussstein eines Ganzen zu seyn, und Eleg. 4, 35 *Tu tamen amisso*, hat das *tamen* eine zu nahe Beziehung auf etwas Vorhergehendes, um mit diesem Verse ein neues Gedicht angehen zu lassen. Wo bliebe denn auch jene diplomatisch treue Befolgung der Hdsr.? und wo bleibt sie auch am Ende bey der Einräumung der ersten Trennung? Der Herausg. hat jedoch in der Vorrede verheissen, die Eichstädtische Ansicht nur unter Bedingungen zu theilen. Misslich indessen bleibt ein solches Verfahren immer bey Gedichten dieser Art, die eine zusammenhängende Geschichte oder Gallerie psychischer Zustände, gleichviel ob wirklicher oder erdichteter, darstellen.

Wir müssen auch des Herausg. Zurückstellung des zweyten Distichons in III, 6 gutheissen, aber nicht, dass er ebendaselbst v. 8 den Vocativ *lente* nicht in zwey Commata eingeschlossen. Wie jetzt, ist der unaufmerksame Leser geneigt, um so mehr, als im Sinne keine Hauptveränderung vorgehen würde, es für das Adverbium zu nehmen, dessen letzte Sylbe doch lang ist.

Treffend scheint uns des Hrn. *L.* Urtheil, das der frühere Editor schon aussprach, über III, 9 u. 10, woraus Scaliger Ein Gedicht schmieden wollte. Indessen sehen wir die Nothwendigkeit nicht ein, in Eleg. 10 das Distichon *An, si caeruleo* etc. vorzurücken, aus einem Grunde, den wir unten angeben werden.

In III, 15 hat der Herausg. zuerst die ersten 8 Verse, welche in allen Hdsr. zum vorhergehenden Gedichte gehören, davon abgelöst, durch Markland's Urtheil dazu bewogen, so wie durch Zeichen einer Lücke in den Hdsr. vor *Cui fuit indocti* etc. Ein gelinderes Verfahren freylich als das der früheren Editoren, die mancherley Versetzungen hier vorgenommen; ja Scaliger wollte 14, 15 u. 16 zu Einem Gedichte zusammenschmelzen. Das hiess doch den Gordischen Knoten zerhauen. Wir möchten hier nur anders als Hr. *L.* die Worte: *in nullo ponere verba loco*, von der Ungewissheit in der Sprache des Mädchens verstehen, die im vorhergehenden und folgenden Verse beschrieben und beklagt wird. Richtig ist wohl die Interpunction und Erklärung der folgenden Worte, *quem non noverit illa*.

Aber III, 16, 3 — 4 müssen wir uns über die Verzweiflung, die bey v. 4 den Herausg. ergriff, höchlich verwundern, da er doch sonst Umsicht genug beweist. Drey Fragen: *wer aspergirt? bey welcher Veranlassung? und was?* mussten ihn sogleich auf den richtigen Gesichtspunct stellen und sein Urtheil bestimmen. Subjecte also sind *pudor* und *amor*: die Veranlassung liegt in den Ablativis, *his verbis*: also muss das Object in der allgemeinen Lesart *sudor* stecken, die durch Scaliger's sonst sinnreichen Einfall *surdo* nicht vertrieben werden kann. Man schreibe also nur *sudore*, mit in den folgenden Vers übergehender Elision, wie IV, 4, 7 *Prometheo*, was ja innerhalb des nämlichen Distichons gar nicht auffallen darf. Man verstehe unter *pudor ingenuus* nur *pudorem hominis ingenui*, so wie unter *reticendus amor* die Liebschaft, die er aus Discretion hätte geheim halten, nicht ins Gerede bringen sollen.

Der Trennung in III, 17, welche Hr. *L.* nach Scaliger's Vorgange, trotz der Hdsr. und ihres sklavischen Anhängers Volpi, wie er hier genannt wird, vorgenommen, müssen auch wir beytreten, nicht so Scaliger's Meinung über III, 18. Aber auch Hn. *L.* und aller übrigen Änderungen bey v. 35 können wir nicht billigen. Uns scheint *grata* das Ächte im Sinne von dankbar, und das Distichon dem Mädchen in den Mund gelegt: *wenn unsere Zeiten Mädchen von altem Schlage zu schätzen wüssten, oder belohnten.*

Eben so ist nach Burman's Vorgange, mit Zurücksetzung der Hdsr. und Volpi's in III, 20, und ohne Vorgang eines andern in III, 23 verfahren. Bey letzterem Falle wird bemerkt, dass Cod. Neapolit. von Eleg. 22, 35 ein neues Gedicht angehen, und mit Eleg. 23 zusammenfliessen lässt. Unseres Bedünkens wurden beide getrennt, als besondere Gedichte gelten können.

Was nun aber die in Eleg. 23 in Klammern, als unsicher eingeschlossenen Verse 7 — 8 betrifft, an welchen schon Scaliger seinen Scharfsinn versuchte: so glauben wir, dass auch Hr. *L.* durch die Ansicht, in beiden Versen sich entsprechende Ausdrücke in zwey Hauptbegriffen zu suchen, was doch hier gar nicht an seiner Stelle scheint, irre geleitet ward. Wir halten doch den Metaplasmus *Iona* st. *Ionia*, nach der Analogie von *Thrace* st. *Thracia* für richtiger als *Troja*, weil es als Asiatisches Griechenland dem *Achaja* als Europäischem entspricht, so wie wir aus *Phoebi* entziffern möchten *Poeni*, mit Anspielung auf Dido. Auch könnte man annehmen, dass der Dichter *Ios tetulit* geschrieben. Die Bemerkung des Donatus zur Andr. IV, 5. 13 und V, 1; 13, dass *tetulit*, nach dem Urtheile von Kunstrichtern, über den Stil der Komödie erhaben sey, scheint unseren Vorschlag zu begünstigen, zumal da hier ein Archaismus recht an seiner Stelle wäre.

Wir müssen ferner billigen, dass Hr. *L.*, ohne

auf Scaliger's Versetzungen Rücksicht zu nehmen, seinem eignen Urtheile folgte, Eleg. 25 u. 26 trotz der Hdſr. zu trennen. Aber sollte nicht Eleg. 27 zu Eleg. 26 gehören? Denn die in den Worten *Quaeris* etc. enthaltene Frage sollte wohl den Zweifel an der kurz vorhergehenden Betheurung seiner Liebe ausdrücken.

Das *vierte Buch* dieser Ausgabe umfaſst das dritte der älteren, mit einigen Veränderungen: z. B. die erste und zweyte Elegie sind nach Muretus und Scaliger's Vorgange verbunden, wozu das *interea* Eleg. I, 39 gewissermaſsen zwingt, so wie der Zusammenhang der Gegenstände. Was aber das Distichon in Eleg. 5, 5—6 betrifft: so können wir der Meinung des Herausg., daſs es unächt sey, nicht beytreten. Es fehlt offenbar ein Mittelgedanke zwischen 4—7, den man freylich nur errathen, und aus den vorhandenen Varianten entziffern muſs. Anstatt *metu* nämlich findet sich *metuens* und *ſerus* statt *ſervus*. Der Gedanke aber mochte seyn: *Ein jeder wünſcht, daſs der Berichter wahrhaft ſey, weil er fürchtet, das wirklich geſchehene zu ſpät zu erfahren.* Wenn man nun annähme, daſs einem ursprünglichen *poſcit*, das, sobald die falsche Lesart *velator* fest stand, in *poſcitur* sich abändern muſste, so aber des Verses wegen nicht bleiben konnte, das dem *poſcitur* gleichbedeutende *debet* untergeschoben ward, so meinen wir mit Zurückrufung jenes *poſcit*, das Distichon folgendermaſsen wieder herzustellen:

Omnis enim poſcit ſine vanis eſſe relatorem,
Actorum metuens ſerus habere fidem.

Es würde also die Elision am Ende des Hexameters in den Pentameter übergehen, wie oben III, 16, 3—4. Eine ähnliche Unterschiebung eines sinnverwandten Wortes werden wir unten IV, 8, 7—8 freylich noch wahrscheinlicher machen, weil uns dort eine Lesart zu Hülfe kömmt. Ein nicht sachkundiger Dictirer konnte das *m* von *relatorem* in den folgenden Vers hinüberziehen, und so die Schreibart *Majorem* veranlassen.

Dagegen ist Eleg. 7, 25—26 auch nach unserem Urtheile gewiſs interpolirt. Sollte dieſs Distichon aber nicht vor v. 9 seinen schicklichen Platz finden?

Eleg. 8, 15 zu retten, wüſsten wir keinen bessern Weg, als den Hr. *L.* betreten: eben so pflichten wir der Zurückstellung des Distichons 47—48 bey, welches gegen alle Hdſr. ans Ende gesetzt war.

Die Vertauschung von v. 36 und 40 in Eleg. 10 empfiehlt sich gleich beym ersten Anblick: nur ist die Behandlung und Erklärung des jetzigen v. 39 unbefriedigend ausgefallen. Denn wenn dem *Una* des ersten Verses das *Hanc* des letzteren st. *Hanc alteram* entspricht; so muſs auch der Sinn von beiden entsprechend seyn. Wenn nun der Sinn des letzten ist, daſs der Schimpf, den die höhnende Kleopatra dem Röm. Staate angethan, unaustilglich sey, warum? weil Rom, um ihn wahrhaft zu tilgen, in das umgekehrte Verhältniſs zu Ägypten treten, d. h. eben so ohnmächtig und winzig gegen Ägypten werden müſste, als es Ägypten gegen Rom zur Zeit jener Beschimpfung war, was nun als unmöglich geleugnet, eben zur Verherrlichung der Röm. Macht, besonders unter Augustus, gesagt seyn soll: so folgt, daſs der Tod des Pompejus im frühern Verse als durch den Untergang der Ptolemäer, d. i. *Philippei ſanguinis* gerächt, und jener Makel abgewaschen muſste dargestellt werden. Wir zweifeln also nicht, daſs der Vers nach diesem Sinne hergestellt werden müſse. — Die zu v. 61 vorgeschlagene Änderung möchten wir nicht billigen: Was lieſse sich denn gegen eine Verbindung einwenden als: *Spolia Hannibalis et Syphacis victi i. e. de iis reportata et Pyrrhi gloria tracta ad noſtros pedes ſunt monumenta*, und warum soll dieſs letzte Wort nicht gleich wieder folgen können?

Ferner geht wieder Eleg. 19 bis v. 10; alsdann Eleg. 20 bis v. 20, und Eleg. 21 vom Verse *Magnum iter*. Endlich sind Eleg. 24 u. 25 nach der ältesten Ausg., so wie nach Scaliger's und Broukhuys Vorgange verknüpft worden. Mit welchem Rechte, sehen wir nicht ein. Überhaupt finden wir dergleichen Anordnungen selten mit Gründen unterstützt, sondern dem Mitgefühle des Lesers häufig anheimgestellt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Wien, b. Kupfer: *Gründliche Heilart der Lungenſchwindſucht für Ärzte und Leidende an dieſer Krankheit nebſt Anweiſung, wie ſich dieſe Kranken im Eſſen, Trinken, Schlafen, Kleidung, Gehen, Reiten, Fahren, Reiſen u. ſ. w. zu verhalten haben. Als auch eine Anleitung zu der Milchkur.* Von einem praktischen Arzte in Wien. Zweyte vermehrte Auflage. Mit 1 Kupfert. 1820. 240 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) Die erste Auflage erschien 1805.

Berlin, b. Amelang: *Gemeinnützlicher Rathgeber für den Bürger und Landmann. Oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorſchriften zur Darſtellung mehrerer der wichtigſten Bedürfniſſe der Haushaltung, ſo wie der ſtädtiſchen und ländlichen Gewerbe.* Herausgegeben von D. *Sigism. Friedr. Hermbſtädt*, Königl. Preuſſ. Geh. Rathe u. s. w. Erster Band. Zweyte durchgesehene, verbesserte und zum Theil vermehrte Auflage. Mit einer Kupfertafel. 1817. VIII u. 186 S. Zweyter Band. VIII u. 192 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Marburg u. Caſſel, b. Krieger: *Religionsgeſchichte für die Jugend, zum Gebrauche für Ältern, Prediger, Lehrer und Lehrlinge*, von *Johann Ludwig Wilhelm Scherer*, Prediger zu Rüsselsheim. Erster Theil, die Geschichte des alten Testaments. Vierte verbesserte u. vermehrte Ausgabe. 1819. XXIV u. 252 S. Zweyter Theil, die Geschichte des neuen Testaments bis auf die jetzigen Zeiten. Vierte verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Ausgabe. 1819. VI u. 138 S. 8. (16 gr.) Die erste Auflage erschien bereits 1797; die wiederholten Auflagen dieser Schrift sprechen für die Brauchbarkeit derselben.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Propertii Carmina.* Emendavit ad codicum meliorum fidem et annotavit *C. Lachmannus* etc.

2) Leipzig, b. Märker: *Syntagma locorum parallelorum ex antiquis poëtis Latinis collectorum* — edidit *C. Fr. Aug. Nobbe* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So viel von der höheren Kritik dieser Ausgabe: denn das fünfte Buch hat Hr. *L.*, wie er selbst bekennt, mit einer Art von Verdrossenheit und Beschleunigung, um die kritische Waffe mit der kriegerischen zu vertauschen, behandelt. Wenn nun im Allgemeinen zugegeben werden muss, dass für die höhere Kritik des Properz eine neue Bahn nicht ohne Glück gebrochen ist: so wird man sich wohl um so geneigter fühlen, dem Hn. *L.* den Mangel an Tiefe der Untersuchung und an Schärfe des Urtheils in der niederen Wortkritik zu verzeihen, als er auch seine Thätigkeit auf andere Felder der Literatur nicht ohne Erfolg ausbreitet.

Wir gehen also, um obiges Urtheil zu begründen, zum ersten Buche zurück, um so diese vier Bucher zu durchlaufen, ohne bey allem und jedem zu verweilen, dessen etwanige Reifung der Zeit muss überlassen werden.

Erstes Buch. Eleg. 1, 17 scheint es nicht nöthig, *opposito* in *et posito* zu verändern: denn *ventus oppositus* im allgemeinsten Sinn für *v. contrarius*, *ungünstiger Wind* ist ja nicht bloss der *entgegengesetzte*, sondern auch der *ruhende Wind*. — Eleg. 6, 34 *Et accepti pars eris imperii* verstehen wir, *imperii, quod tu adjeceris, pars eris: trotz deinen Eroberungen wirst du nichts als Diener seyn.* Man sieht also, dass *pars* in *sors* zu verändern unstatthaft ist. — Eleg. 8, 19. *Ut te felici etc.* so die vulgäre Lesart, die Hr. *L.* in *Vites felici* verändert hat. Nicht übel dem Äusseren nach, wenn nur *praevehens* dastände und der Sinn von *vites* nicht schon in *praevecta* st. *praeter vecta* läge. Eher würde man für *Ut te* ein *Gaude* erwarten, wenn nicht etwa *praevecta* passive und *praevecta Ceraunia* als *Nominativi absoluti* genommen werden müssen, wie ja Horat. Od. III, 20, 7 *Grande certamen* mit verstandenem *ens* nicht anders vernünftiger Weise, nach unserer Ansicht wenigstens, kann erklärt werden. Vgl. die Stellen des Livius, welche *Lindau* im Vorworte zu seinem *Spicilegium crit. in Thucyd. et Livium* aufgeführt hat, wozu man noch fügen kann Justin. 43, 2. *Sed Numitor adolescentia juvenis permotus et in suspicionem nepotis adductus, cum eum nunc — anxium tenerent, repente Faustulus cum Romulo supervenit.* — Eleg. 9, 17 hier erschien das *plantis* schon dem Livinejus Scaliger und Lipsius komisch: daher sie dafür *palmis* vorschlagen. Vgl. Horat. Od. 1, 1, 36. Die gemeine Lesart musste wenigstens durch Beyspiele erhärtet werden, was vielleicht aber unmöglich ist. Eleg. 16, 10 sollte man hier für *aequoribus* nicht erwarten *arboribus*? Nach Odyss. V, 36 sqq. Ferner nicht V. 29 *Nata prius vasto labentur flumina ponto*, so dass *vasto ponto* Ablativen wären, S. diese A. L. Z. 1820. No. 36. S. 284. Ferner V. 36 nicht *facibus* für *manibus*, wie III, 4, 15 und IV, 7, 7. — Eleg. 17, 11 — 12 ist von Hn. *Huschke* zu Tibull. II, 4, 18 hinreichend vertheidigt worden. — Eleg. 19, 27 *Di, nivei montes* st. der Lesart aller Hdschr. *divini fontes*, kann für eine *emendatio palmaria* gelten, zu welcher indessen Scaliger und besonders Markland die Bahn brachen. Durch eine ähnliche Trennung *eines* Wortes aller Hdschr. in *zwey*, bey Horat. Epod. 2, 37, nämlich des *malarum* in *mali auri* scheint auch allein ein angemessener Sinn in jene Stelle kommen zu können. — Eleg. 22, 8 sollte nicht, um alle Schwierigkeit der Erklärung zu heben, anstatt *ignotas* zu schreiben seyn *in notas*? *Notae manus* hier die *seinigen*: so dass er also wirklich in der Perusinischen Schlacht umgekommen, nicht den Schwertern Cäsar's entronnen wäre? *Acta* aber, welches auch wir für ächt halten, würden wir nicht verstehen, *res bello gestas*, sondern poetisch abgekürzt st. *actum de me* oder *de nobis esse*.

Zweytes Buch. Eleg. 1, 31 scheint uns statt *Aut canerem Cyprum et Nilum* gelindere Änderung, *Aut canerem captum et Nilum.* Dazu zwingt gewissermassen das *et* in Beziehung auf das nächst vorhergehende *capta litora*, da diess spätere *captum* ein fast Unmögliches bezeichnet und daher im folgenden Verse seine Erklärung enthält. In V. 37 scheint uns der bisherigen Lesart *testatur* näher, wenn *superis ut fātur* geschrieben würde, da das abgekürzte *ut* wohl Anlass zu jener Schreibart gegeben. Eleg. 6, 9 muss man wohl aus dem Nächstvorhergehenden zu *nomina*, welches auch wir für ächt halten, *sita* hinzudenken. — Eleg. 10, 8 würden wir das *facta remansit anus* nicht mit Hn. *L.* aus dem modernen Italiänischen erklären, sondern für eine Enallage st. *remanens in domi, facta est anus.*

und *forum* das Prädicat umgekehrt in jener Stelle des Ovid. Durum würden wir hier das *erunt* des Broukhuys dem *erit* vorziehen, wenn etwa jemand den Citationen der Grammatiker zu Ter. Andr. Act. III, 3, 23 nicht trauen sollte. S. Bentley am angeführten Orte. Es wundert uns, dafs keiner dieser Herren angemerkt, dafs diefs *forum* wiederum heut zu Tage *campo vaccino* heifst. Wer weifs, ob es nicht wieder einmal zum *forum* wird?

Soviel für diefsmal. Wir hoffen und wünschen, dafs Hr. *L.* bald in dem Stand gesetzt werde, eine zweyte Auflage seines Properz zu besorgen, dem er alsdann ausser dem, was die Zeit bis dahin zur Reife wird gebracht haben, auch die hier meistens verfchmäheten Sacherklärungen früherer Editoren einverleiben möge, um wenigstens dem Liebhaber bey so gefälligem und correctem Drucke, wie diese erste Ausgabe erfahren hat, die früheren entbehrlich zu machen.

Alf.

Sulzbach, b. Seidel: *Lateinische Grammatik für die Lateinischen Vorbereitungsschulen*, von *Johann Georg Baumgärtner*, Lateinischem Vorbereitungslehrer in Tirschenreut. 1819. IV u. 224 S. gr. 8. (16 gr.)

Über den Grund zur Herausgabe vorliegender Grammatik sagt der Vf. in der Vorrede: „In den meisten vaterländischen Schulen erhält sich bey dem Lateinischen Sprachunterrichte für Anfänger noch die synthetische Methode; aber es fehlt fast gänzlich an einer Schulgrammatik, welche nach dieser Methode eingerichtet wäre.“ Im Ganzen können wir dem Vf. das Zeugnifs geben, dafs er ein denkender und geübter Schulmann ist, der einen lobenswerthen Eifer beweist, Alles so deutlich als möglich auseinander zu setzen (was ganz besonders in der Lehre von den Participien der Fall ist); weniger indefs gefällt uns die Ordnung, welche Hr. *B.* beobachtet: er mischt nämlich unter die etymologischen Regeln schon syntaktische, wodurch der Übelstand entsteht, dafs von demselben Gegenstande gewöhnlich zweymal gehandelt werden mufs (es kann diefs freylich geschehen, wenn zuerst das Leichtere, und dann gehörigen Orts das Schwerere auseinandergesetzt wird), und ferner, dafs der Anfänger das, was aus der Syntax schon in dem etymologischen Theile vorkommt, noch nicht gehörig verstehen kann, wie z. B., wenn Beyspiele mit dem Conjunctiv (S. 63) vorkommen, über dessen Gebrauch erst die Syntax Regeln giebt. Auch in der Syntax hat es der Vf. nicht immer vermieden, sich in dieser Hinsicht vorzugreifen (was, besonders in einem Buche wie das seinige, welchem man „Blatt für Blatt folgen könne“, sehr zweckwidrig ist; es wäre allerdings gut gewesen, wenn Hr. *B.* „nach einem logischen Systeme gestrebt“, d. h. so dargestellt hätte, wie eins aus dem andern folgte); z. B. S. 139 stehen Beyspiele über den acc. c. inf., und S. 148 über die abl. absol. ohne dafs vorher die Regeln darüber abgehandelt sind. Bey manchen Regeln hätte sich der Vf. kürzer fassen können, wenn er mehr auf die Natur der Sache Rücksicht genommen hätte; z. B. bey *sibi* S. 145, wo er aus (dem oben gelobten) Eifer es an nichts zum Verständnisse des Gesagten fehlen zu lassen, die Lernenden zu weit umherführt. Dafs Hr. *B.* keine neuen Ansichten (obwohl neue Darstellungen) mitgetheilt hat, ist ihm eben so wenig anzurechnen, als dafs er hie und da manches fehlen läfst; zu beiden vermochte ihn der nächste Zweck seiner Schrift, und Rec. hat daher weiter nicht Veranlassung, mehr über das Buch zu sagen.

Th. T.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Hayn: *Der neue Preussische Gesetzlehrer, in Civil-, Policey-, und Criminalsachen, und in Ansehung des Verhaltens der Parteyen in gerichtlichen Angelegenheiten; nebst einem Auszug aus der Gebühren-Taxe. Für Geschäftsmänner.* Von *J. D. F. Rumpf*, expedirendem Secretär bey der Königl. Regierung zu Berlin. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1819. XVI u. 758 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.) Die wiederholten Auflagen dieses Buches bürgen für die Brauchbarkeit desselben.

Berlin, b. Rücker: *Kleiner Deutscher Sprachkatechismus für Stadt und Land* von *Theodor Heinsius*. Dritte verbess. u. vermehrte Ausgabe. 1819. 118 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1813. No. 215.)

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Georgii Ludovici Boehmeri principia juris feudalis praesertim Longobardici quod per Germaniam obtinet.* Editio VIII quam curavit et observationibus auxit *Antonius Bauer* D. 1819. XVI. CXXIII u. 446 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Die erste Auflage erschien 1765, die zweyte 1765, die dritte 1775, die vierte 1782, die fünfte 1789, die sechste 1795 und die siebente von *C. W. Hoppenstedt* 1805. Mit jeder neuen Ausgabe hat das berühmte Werk an Brauchbarkeit gewonnen.

Leipzig, b. Barth: *D. Martin Luthers kleiner Katechismus, erklärt und mit nöthigen Zusätzen vermehrt, zum Gebrauch für die Jugend, und zur Erinnerung und Erbauung für Erwachsene.* Von *I. L. Parisius*, Superintendenten zu Gardeleyen in der Altmark. Vierte verbesserte Auflage. Mit Luthers Bildnifs. 1819. 96 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1817. No. 98.)

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *P. Terentii Afri Comoediae sex.* Adnotationem perpetuam adjecerunt *M. Benj. Frider. Schmieder*, gymnas. Halens. Luth. quondam Rector, et *Fridericus Schmieder.* Editio altera auctior. 1819. XX u. 590 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Die erste Auflage erschien 1794.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

BOTANIK.

Leipzig, b. Cnobloch: *A. P. de Candolle's* und Dr. *Sprengels Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde.* Zu Vorlesungen. Mit 8 Kupfertafeln. 1820. VIII u. 611 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es mag bey einer so bedeutenden Erscheinung, als das vorliegende Werk in der botanischen Literatur ist, bey der Wichtigkeit, die dasselbe, insbesondere als ein für den botanischen Unterricht bestimmtes, hat, nicht undienlich seyn, einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Pflanzenwissenschaft zu werfen, um die Stelle zu finden, die es historisch darin einzunehmen theils erstrebt, theils verdient.

Allerdings darf sich die Botanik des neunzehnten Jahrhunderts zugestehen, dass sie mit der Schale und dem blossen Nomenclaturwesen der früheren Wissenschaft, nachdem der herrliche *Linné* am Abend seines glorreichen Lebens sie selber dazu angeregt, nicht mehr begnügt, angefangen habe, den inneren Geist des Pflanzenlebens mächtig herauszufordern. Der nie befriedigenden Jagd auf das Entdecken, Beschreiben und Benennen neuer Gewächse, wohl erkennend, dass man ins lecke Fass der Danaiden schöpfe, müde, haben geistreiche Pflanzenforscher begonnen, dem Sinne für das Äussere der Gewächse die schöne Richtung zu geben, dass man es nun mit nur desto grösserer Liebe umfasse, um es in Inneres, in Offenbarung, Bild und Zeichen zu verwandeln. Wir blicken in eine Zukunft der freudigsten Hoffnungen. Von allen Seiten regt es sich, dem höchsten Ziele der Pflanzenforschung, das nach unserer Ansicht die Physiognomik, die Lösung der Räthsel in der Gestalt der Gewächse, ist, sich zu nähern. Die Chemie, sonst nur das Organische zu tödten bedacht, beeifert sich jetzt, stets das Lebendige der Gegenwirkung im Auge habend, die materielle Seite des Pflanzenlebens aufzuschliessen; ja die schroffe Mathematik, sonst in starren, abgezogenen Formen sich zu bewegen gewohnt, will jetzt selber mithelfen, das mystische Wesen der Zahl in lebendigen und klaren Verhältnissen der Pflanzengestaltung aufblühen zu lassen. Noch liegt indessen diess alles in der Knospe, die wohl sobald auch nicht zur Blüthe kommen wird, und was der heutige Stand der Botanik im Ganzen Erfreuliches darbietet, dürfen wir in der That nur Vorbereitung und Übergang, nähere oder fernere, zu jener Blüthe nennen. In Deutschland und England geht die Mehrzahl der Botaniker allerdings noch auf dem vielbetretenen Pfade der altlinnéischen Methode fort, und nur in einzelnen, wahrhaft philosophischen Männern, die fast ohne Theilnahme einsam dastehen, zeigt sich die zwar langsam, scheinbar ohne Übereinstimmung in der Ausführungsweise, aber doch einig in der Idee, fortschreitende Bewegung, zum noch fernabliegenden Ziele. In Frankreich hingegen hat sich eine Weise der Pflanzenbetrachtung zur allgemeinherrschenden und durchgreifenden Sitte ausgebildet, die jedenfalls als ein bedeutendes und vielversprechendes Moment in der Entwickelungs-Geschichte der Botanik zu betrachten ist. Was *Linné*, *Adanson*, und vor ihnen *Tournefort* den Nachkommen zur Vollendung überlassen mussten, die Bemühung nämlich, das Ähnliche im Pflanzenreiche näher zusammenzurücken und in Gruppen innerlich verwandter Bildungen zu versammeln, scheint den überrheinischen Nachbarn, seitdem *Gärtners* unübertroffener, wahrhaft Deutscher Fleiss sie belehrt, durch des trefflichen *Jussieu's* Anregung, gelingen zu wollen. Stehen sie freylich auch, nachdem das rühmliche Werk kaum begonnen ist, bereits auf einem gefährlichen Abwege; sind sie auch, so viel sie von den Vorzügen der natürlichen Methode sprechen, darüber doch noch nicht einmal klar geworden, was ihr sogen. natürliches System, das so künstlich ist als jedes andere, eigentlich wolle und solle; fehlt ihnen auch noch ganz das bereits in einigen tieferen Deutschen, *Schelver*, *Steffens*, *Oken*, *Nees v. Esenbeck* u. A. erwachte tiefe Bestreben, durch ein solches System den organischen Gliederbau, die Metamorphose des Pflanzen-Individuums im grossen Ganzen des Reiches abzuspiegeln — so ist doch schon die Beschäftigung mit den natürlichen Verwandschaften der Gewächse, mit solcher Energie und in solcher Allgemeinheit, wenn auch in gewisser Beschränktheit, getrieben, ein schönes und bedeutendes Zeichen, dass der bessere Geist des Zeitalters auch bey ihnen allmählich heranreife, und dass der Bann der Oberflächlichkeit, der seit Jahrhunderten auf ihnen zu lasten schien, sich zu lösen beginne. Sehen wir auch gar nicht einmal auf die allerdings lohnenden Früchte, die diese Beschäftigung der Franzosen bereits wirklich getragen; übergehen wir, dass eine umfassende Kenntniss höchst wichtiger Theile, die die *Linnéische* Schule fast ganz vernachlässigte, bereits durch ihre Vermittelung wie nebenbey sich ergeben habe: so müssen wir schon

im Ganzen ihr einen wichtigen, wahrhaft Zeiterziehenden Vortheil darin zuerkennen, dass sie das Auge der Forscher *von vorn herein gewöhnt, die Pflanzenform nicht vereinzelt, sondern überall in lebendiger Beziehung zu betrachten.* War das, was die *Linnéische* Epoche für die Botanik erwarb, was das Ungeheure, Riesenhafte, Geniale in *Linné's* Leistungen selber ist, die Kraft, mit durchdringender Schärfe das Einzelne in seiner Absonderung zu erfassen: so führt diese Bestrebung der Franzosen zu einer neuen, eben so glänzenden Epoche, des Talents und des Sinnes, mit beweglicher Combinationsgabe, die Formen in ihrer Gemeinschaft und lebendigen Verknüpfung zu ergreifen. Wir sehen in diesem Streben die Erfüllung einer nothwendigen Zeitbewegung, das Eintreten in eine Übergangsstufe, durch welche die Botanik in ihrer Entwickelung nothwendig hindurch muss. Möchte auch diese geistige Bewegung unserer Nachbarn so einseitig immerhin seyn oder werden, als die entgegengesetzte frühere, so bleibt uns doch die schöne Hoffnung, dass die Deutsche Nation, der alles Tiefere der Geistesentwickelung vorbehalten zu seyn scheint, bald den vermittelnden Fortschritt in einer vollendenden Zeit machen werde, den nämlich, mit gleicher Liebe und Kraft, das Verbundene im Getrennten, und das Getrennte im Verbundenen erfassen zu können.

Die Einsicht, dass das Studium der natürlichen Verwandtschaften ein unvermeidlicher Durchgangspunct sey, die Absicht das, was die Franzosen Rühmliches hierin geleistet haben, ohne dass es bisher in den botanischen Unterricht eingriff, auf Deutschen Boden zu verpflanzen, unser Vaterland zur Theilnahme und Mitwirkung aufzufodern, verbunden mit dem wahren Bedürfniss eines neuen umfassenden Lehrbuchs der Botanik, da das bisher halb canonische *Willdenow*sche Werk sich fast überlebt hat, scheint den verehrungswürdigen Vf. zur Herausgabe der in Ansprache stehenden Grundzüge vermocht zu haben. Wir müssen ihm, der eben so viel Verdienst um die Geschichte, als um die geschichtliche Entwickelung der Botanik sich erworben, und in die letzte jedesmal mit fruchtreichem Erfolge eingegriffen hat, es hohen Dank wissen, dass er abermals richtig das Bedürfniss der Zeit erkannt, und ihm durch das Geleistete trefflich entsprochen, und Rec. insbesondere, von Achtung für das vielfache Gute, das Hr. *S.* bereits für das Studium der Pflanzenkunde gestiftet, durchdrungen, wünscht den jungen Freunden dieser Wissenschaft Glück, die sich der Leitung dieses Lehrbuchs bey ihrem Unterricht anvertrauen werden. Was die Wahl des Französischen Naturforschers betrifft, dessen *Theorie élémentaire de la botanique*, Paris 1819, der Vf. bey dem phytognostischen Theile seines Lehrbuchs zum Grunde gelegt hat, so können wir diese um so weniger missbilligen, je mehr Anspruch auf unsere Achtung der so geistreiche und auch mit den Arbeiten des Auslandes wohlbekannte *de Candolle*, sich gerade durch dieses schätzenswerthe Buch erworben, wenn wir gleich gestehen, dass derselbe desshalb die Ehre des Titels mit Hn. *Spr.* hätte nicht gerade nothwendig theilen müssen: ja überzeugt sind, dass das botanische Publicum mit uns es bedauern wird, dass der Vf., wenn auch mit Benutzung der ausländischen Quellen, das eigene Talent an diesen Gegenstand nicht habe verwenden wollen, zumal, da wir ja *de Candolle's* Arbeit bereits in der Deutschen Übersetzung von *J. J. Römer*, wenn auch in der älteren Auflage, zu kennen und zu schätzen Gelegenheit gefunden haben. Dem sey nun wie ihm wolle, auch in dem Auszuge erkennt man, dass ein Mann von Geist und Umsicht ihn gemacht, und besonders die Breite des Originals, nach vieljähriger Erfahrung auf dem Catheder, für den Bedarf des Vortrags zu beschneiden verstanden habe.

Das ganze, beyläufig vom Verleger mit sehr gefälligen Äussern ausgestattete, von Druckfehlern durchaus gereinigte, mit vollständigem Namen- und Sach-Register versehene, und vornämlich mit acht saubern Kupfertafeln (die von dem talentvollen Sohne des Vfs. gezeichnet und der Meisterhand eines *Sturm* gestochen, ungefähr 150 interessante Gegenstände abbilden), geschmückte Werk, zerfällt, nach einer kurzen, die Hauptdoctrinen der Wissenschaft charakterisirenden Einleitung in fünf Theile. Im ersten wird die Kunstsprache (*Glossologie* nach *Decandolle*) an einem natürlichen und leichten Faden fortgehend, kurz, aber doch scharf bezeichnend, entwickelt. Wir freuen uns, hier gerade diejenige wünschenswerthe Mitte zwischen allzuenger und allzuweiter Begrenzung der Wortbedeutungen zu finden, die Missverständnisse hindert, und doch mancherley unter den nämlichen Begriff subsumiren lässt: eine nützliche Folge davon war, dass der Vf. nicht nöthig hatte, seinem Original überall in das Labyrinth neuer Kunstwörter zu folgen, wovon dasselbe überflüssiger Weise wimmelt. Wir bemerken beyläufig, dass, wenn es mit der Vermehrung und Alienirung der botanischen Kunstausdrücke so fort geht, wie bisher, man erschrecken möchte, was das Schicksal unserer, zur Erlernung der Botanik sich begebenden Nachkommen seyn, und wie es in der Zukunft möglich seyn werde, den Anfängern begreiflich zu machen, was für jeden Fall der gemeinste Ausdruck, wie *ovatus, oblongus, dentatus, serratus* bedeute. Man schlage, um sich davon zu überzeugen, *J. J. Römers* Wörterbuch der bot. Kunstsprache, Zürich 1816 nach, und erstaune daselbst für Worte, wie *aequalis, auriculatus, geniculatus, subulatus, striatus vier*, wie *incisus, compressus, depressus, fünf*, wie *obliquus sechs*, wie *oblongus sieben*, wie *reflexus acht* zum Theil diametral verschiedene Bedeutungen zu finden. Wenn man in der Praxis nicht dafür unbewusst eine Art von Takt sich erwürbe: so dass mindestens die Zeitgenossen sich verstehen: so würde diese babylonische Sprachverwirrung gewiss furchtbar seyn! — Im zweyten Theile wird die Theorie der Classification oder *Taxonomie*

(warum blieb es statt dieses übel klingenden Wortes nicht bey dem alten vollkommen ausreichenden: *Systematik?*) entwickelt. Hier hätten wir vor allen Dingen gern Hn. *Spr's.* eigenes Urtheil über den Begriff der *Species*, *Subspecies* und Varietät gewünscht. Was wir im a. W. §. 142—145 finden, hat uns die höchst einleuchtenden, aber bisher ganz unbeachtet gebliebenen Einwendungen, die der treffliche *Schelver* (Erste Fortsetz. d. Krit. d. Lehre v. d. Geschlechtern der Pfl., Carlsruhe u. Heidelberg 1814. S. 38—54) gegen das Ausreichen der hierüber gangbaren Vorstellungen gemacht, keineswegs widerlegt. Möchte doch die Möglichkeit einer bleibenden Artveränderung, oder einer Entstehung neuer Arten, über die sich, wenn man eine Geschichte unserer neuentdeckten *Veronica*, *Salvia*, *Silene*, *Delphinium*, Asterarten u. s. w. zu Rathe zöge, wunderliche Thatsachen zusammenstellen ließen, recht bald eine neue und vorurtheilsfreye Untersuchung finden! Möchte eine Akademie diesen unserer ganzen Botanik den Untergang drohenden Gegenstand einer Preisbewerbung werth halten! — Das wichtigste und interessanteste Capitel dieses Abschnitts ist wohl das fünfte, das die Theorie der sog. natürlichen (besser Verwandtschafts-) Classification ausführt. Eine Erörterung der organischen und physiologischen Bedeutung dieser Methode hätte hier vielleicht eher zu einer Widerlegung, als zu einem Auszug des Originals geführt, aber auch den Plan dieser Abtheilung unwiederherstellbar umgeändert, worüber hier uns zu erklären, der Raum nicht gestattet. Der Schluss dieses Abschnittes, der von der Schätzung der Charaktere handelt, scheint uns für einen Anfänger kaum in der hier gegebenen Form verständlich. Mit desto lehrreicherem Erfolge sind indessen die höchst geistreichen Bemerkungen *de Candolle's* über das Fehlschlagen, die Verwandlung, Ausartung und das Zusammenschmelzen der Theile, im zunächst folgenden aufgenommen: sie enthalten ein Element der Betrachtung der Pflanzenorganisation, das auf die Idee der Metamorphose gegründet, bisher gänzlich im botanischen Lehrvortrage vermisst worden und in der That zu den schönsten Früchten der Fortschritte gehört, die das Ausland auf diesem Felde gemacht hat. Im dritten Theile handelt endlich der Vf. das Bekannte, aber mit vielen Beyspielen aus der neuesten Zeit Vermehrte, der botanischen Beschreibungskunst ab. —

Mit dem vierten Theile finden wir, und wir leugnen es nicht, mit einem gewissen erfreulichen und heimischen Gefühle, den Vf. auf eigenem Grund und Boden. Hier sehen wir ihn auf dem schönen Felde, in das er vor achtzehn Jahren durch seine Anleitung in Briefen so manchen zuerst eingeführt, und das er seit dieser Zeit mit Freunden zu bevölkern, selbst zu bearbeiten und mit den reichsten Früchten seines Beobachtungstalents auszustatten, nicht aufgehört hat. Im ersten Capitel dieses vierten Abschnittes behandelt er die *Phytotomie*, im zweyten die *Phytochemie*, im dritten die *Phytonomie*, im vierten und fünften die *Geographie* und *Geographische Geschichte*, im sechsten die *Pathologie* der Gewächse, und im siebenten beschliesst er die theoretische Abtheilung des Werkes, mit der *Geschichte der Botanik*. Die Phytotomie, die den Vf. wahrhaft ihren Wiederhersteller in Deutschland nennt, ist mit meisterhaft kurzen Strichen skizzirt, und wir können in der That nicht genug loben, dass der Vf. sich hier auf das Wesentlichste des Pflanzenbaues beschränkt, und mehr ein allgemeines Bild desselben geliefert hat, in welchem die Einfachheit der vegetativen Organisation in desto richtigerem Lichte erscheint, je überladener und verwickelter dieselbe gewöhnlich durch allzuscharfes Absondern der Formen, ganz dem stillen einfachen Wesen der Pflanzennatur zuwider, dargestellt wird. Wenn wir auch dem *Medicus - Mirbelschen* Simplicismus in der Pflanzenanatomie nicht das Wort reden wollen: so fühlen wir doch die Nothwendigkeit desto lebhafter, dass in unseren Tagen mehr auf die innere Verwandschaft und den Übergang der inneren Pflanzenorgane, als auf ihre Trennung geachtet werde. Mit gleicher Besonnenheit ist der Abschnitt von dem Chemischen des Pflanzenlebens bearbeitet; schön ist hier die organische Verwandschaft und der Übergang der näheren Pflanzenstoffe zu einander dargestellt, und zu einem zusammenhängenden Überblicke der gesammten Stoffbildungsfunction in ihrer Einheit trefflich vorgearbeitet. Die ausführlichere Entwickelung des Vorkommens der Bestandtheile in Rücksicht ihrer Gebundenheit an bestimmte Organe, worüber *Wahlenberg* so interessante aber noch unbenutzte Winke gegeben, wäre hier recht am Orte gewesen. Gewiss hat, wie im thierischen Körper das Blut nur an das Gefässystem, die Galle an die Leber, der Schleim an das Membranensystem u. s. w. gebunden ist, so auch jedes Organ in der Pflanze seinen eigenen ihm vorzugsweise zukommenden Saft, und die Erforschung eines Gesetzes der Harmonie des secernirenden und gestaltenden Lebens in der Pflanze, worin Saftbildung und Organenbildung in einer völlig parallelen Metamorphose dargestellt würden, gehört zu den zunächst uns bevorstehenden Aufgaben der Pflanzenphysiologie. In dem Abschnitte von der Phytonomie, aus welcher Manches bereits bey der Phytotomie vorangeschickt war, erkennen wir den Plan wieder, dem der Vf. früher schon im Grossen in seinem trefflichen Handbuche vom Bau und von der Natur der Gewächse gefolgt ist. Es wäre ungerecht, hier mehr als eine sorgfältige Aufzählung der wichtigsten Facta über die Einwirkung der grossen Naturpotenzen auf die Pflanzen und die lebendigen Reactionen derselben von dem Vf. eines Lehrbuchs zu fodern: so weit, und nicht weiter reicht eben der *lehrbare* Bestand unserer heutigen Pflanzenphysiologie; was darüber hinausginge, bedarf wohl noch in aller Hinsicht der Reife der Zeit. Ein vollendetes in sich gerundetes Bild des Pflanzenlebens, in welchem alle charakteristischen Züge desselben, wie

aus Einem Guffe, zu einem fchönen gegliederten Ganzen zufammengereiht und mit dem innerften Wefen der Vegetation harmonirend dargeftellt find — ein Bild, bey dem wir nicht blofs Beweife des höheren Lebens der Pflanze beybringen, fondern diefes Leben felbft, in allen feinen mannichfaltigen Verzweigungen unmittelbar waltend und wirkend anfchauen, gehört für jetzt noch zum Erftrebten, nicht zum Geleifteten der botanifchen Wiffenfchaft. Was der Vf. von der Geographie und geographifchen Gefchichte der Pflanzen beybringt, rechnen wir, wenn wir auch felbft die erften Principe diefes Gegenftandes für noch völlig in Dunkel gehüllt halten, zu dem Beften, was darüber in neueren Zeiten zufammengeftellt worden: diefen Abfchnitt, wie den nächftfolgenden über die Krankheiten der Gewächfe, wird der Lernende wie der Lehrer nicht ohne Befriedigung lefen. In dem letzten Capitel von der Gefchichte der Botanik fehen wir den in der hiftorifchen Kunft fchon anderwärts vielbewährten Meifter, der es verfteht, ohne Wortgepräng mit fcharfen entfcheidenden Zügen, Zeiten und Geifter zu charakterifiren, die bildenden Elemente der Hauptepochen zufammengedrängt hervorzuheben, und dem Talente des Einzelnen, mit foviel Kritik als Sinn für die Individualität, feine Würdigung widerfahren zu laffen. Sind wir mit dem Vf. auch nicht ganz über feine Anficht des botanifchen Alterthums einverftanden: fo hat uns die gedrängte Darftellung der neueren Zeit defto mehr befriedigt. Dem Ganzen ift endlich ein praktifcher Theil angehängt, worin aus jeder Claffe beyfpielsweife eine oder mehrere Pflanzen allfeitig analyfirt und befchrieben werden. Ein Leipziger Rec. hat hieran gerügt, dafs der Vf. manche dem Anfänger fchwer zu verfchaffende, ja ganz neue Gewächfe zum Gegenftande der Erläuterung gewählt habe; wir müffen hingegen geftehen, dafs durch alle diefe meifterhaft bearbeiteten Beyfpiele der Anfänger recht lebendig in das eigentlich praktifche und gelehrte Treiben der heutigen Botanik eingeführt werde, und frühzeitig mit Nutzen zu erwägen bekomme, auf was in Stoff und Form er zunächft fein Auge zu richten habe.

So verdanken wir denn abermals dem Vf. eine rühmliche Arbeit, die zu dem fchönen Kranze verdienftlicher Bemühungen um die Botanik, den er fich längft geflochten, ein neuer und fchätzbarer Beytrag ift. Vergleichen wir fchliefslich diefes Lehrbuch mit dem *Willdenow'fchen*: fo möchten wir fagen, dafs es fich zu diefem verhalte, wie diefes an Werth und Verdienft zu *Jacquins*, *Plenk's*, *Fibig's* dürftigen, *Schrank's* und *Batfchens* fchwankenden, *Naumburg's* einfeitigen und verunglückt Kantianifchen, endlich *Bernhardi's*, zwar der Intention nach trefflichen, aber bey allem Scharffinn in der Ausführung, doch ohne Eingriff in den Unterricht gebliebenen Lehrbüchern zu feiner Zeit fich verhielt; wir dürfen ihm nicht erft gleich günftige Aufnahme bey dem botanifchen Publicum wünfchen, fie ift ihm durch inneren Werth bereits verbürgt und gewifs.

P. G. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Heidelberg*, b. Mohr u. Winter: *Animadverfiones de febre petechiali*: Sacra Natalicia Divi Caroli Friderici Magni Ducis Badarum etc. ab Academia Heidelbergenfi celebrata fimulque praemia commiffionibus victricibus decreta novasque quaeftiones propofitas renuntiat *Jo. Guil. Henr. Conradi*, Med. Doct. et Prof. P. O. magno duci Bad. a Confil. aul. Academiae h. t. Prorector. 1818. 30 S. 4. (8 gr.)

Schon *Burferius* fagt, dafs es primäre Petechien gebe, und auch der Vf. hat bey einer im vergangenen Jahre in der Gegend feines Wohnortes herrfchenden Epidemie folche gefehen, welche den primären Exanthemen vollkommen ähnlich waren.

Einige (*Himly* und feine Schüler *Wedemeyer* und *Becker*) glauben nicht allein, dafs es primäre Petechien gebe, fondern auch, dafs der anfteckende Typhus als ein Petechialfieber anzufehen fey. Nun leugnet zwar der Vf. nicht, dafs viele Fieber, welche die Ärzte für nervöfe und contagiöfe halten, und denen fie den Namen *Typhus contagiofus* beylegen, Petechialfieber find; aber er leugnet, dafs *Typhus contagiofus* und Petechialfieber eine und diefelbe Krankheit find. Denn obgleich die Petechien nicht felten zum contagiöfen Typhus hinzukommen: fo find fie doch nicht immer bey ihm wahrnehmbar, fondern oft auch andere Exantheme. Überdiefs bemerkt er noch, dafs der wahre *Typhus contagiofus* immer eine gefährliche Krankheit fey, und, obgleich anfänglich entzündlicher Art, doch bey längerem Verlauf in nervöfes Fieber übergeht; das Petechialfieber dagegen, obgleich oft dem contagiöfen Typhus ähnlich und eben fo gefährlich und bösartig, nicht felten doch von gelinder, gutartiger, keineswegs nervöfer Natur, und auch nicht fo contagiös ift. Rec., der die Beobachtungen des Vfs. keineswegs in Zweifel ziehen will, hält die daraus gezogenen Refultate doch noch nicht für unbedingt gewifs. In allen von ihm beobachteten Epidemieen, bey welchen Petechien vorkommen, fchien fich die Sache anders zu verhalten; bald erfchienen fie früher, bald fpäter, und fo auch in einzelnen Individuen. Hier verlief die Krankheit höchft gutartig und leicht, dort höchft bösartig und fchwer, fo dafs er fich noch immer nicht davon überzeugen kann, dafs die Krankheit eine exanthematifche, und die Petechien ein wefentliches Symptom derfelben feyen. Die folgende Schilderung der von dem Vf. beobachteten Epidemie ift, wie fich das von einem folchen Beobachter nicht anders erwarten läfst, durchaus gelungen und gut. Daffelbe gilt von feinem curativen Verfahren.

Die Veranlaffung und die noch in diefem fchön gefchriebenen Programm enthaltenen Gegenftände giebt der Titel an.

Hlph.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zwickau, b. Gebr. Schumann: *Pocket Library of English Classics. The Works of Walter Scott* Esq. No. 7—8. Vol. I. II. *The Lay of the last Minstrel.* A Poem in 6 Cantos. 1819. 16. P. 163—172. No. 12—13. Vol. III. IV. *The Lady of the Lake.* A Poem in 6 Cantos. 16. P. 218—288. (1 Rthlr. 12 gr.)

Walter Scott ergreift mit ungemeiner Lebhaftigkeit, Zartheit und Vollständigkeit das geheime Leben in der Natur nach allen seinen Erscheinungen. Er verbindet mit diesem Talent ein fröhliches, anspruchloses Gemüth, dem es an elegischer Weichheit nicht gebricht. Die Sprache hat er in hohem Grade in seiner Gewalt, besonders einen gewissen Duft und eine bewegliche Harmonie der Diction. An Tiefe des Gemüthes, an menschenschöpferischem Vermögen mangelt es seinem Talent, und darum die nachdrückliche Wirkung den höchst gefälligen Erzeugnissen desselben. Seine Menschengebilde sind anmuthige, flache Schemen; in Momenten frischer, oder sanfter elegischer Empfindung gewinnen sie vorübergehend ein wirkliches Leben, nimmermehr ein so kräftiges, dass es jenes der Scenerey (*scenery*) überwöge oder bestimmte, welche sie umgiebt: im Gegentheil dienen sie derselben zu einer wohlgezeichneten Staffirung. Der volle Akkord des menschlichen Gefühls ist nicht nur ausser der Gewalt des Dichters, sondern seine Natur scheint einen Widerwillen gegen dessen dunkle und gewaltsamen Töne zu haben, der dem Gedicht *The Lady of the Lake* mehr Eintrag thut, als dem *The Lay of the last Minstrel*, weil es bedeutender ist, denn dieses: er wird überspannt, ja crass, wo er glaubt, sich ihrer bedienen zu müssen, und ungerecht gegen die Gebilde seiner eigenen Phantasie, bey denen er sie zu Motiven braucht.

Die Natur seines Vaterlandes, Schottland, ein Bild von Art und Leben der Grenzbewohner dieses Reiches zu den Feudalzeiten, in ewigen Kriegen wider das benachbarte England, wollte der Dichter in dem Gedicht *The Lay of the last Minstrel* zeichnen, Er ordnet dieser Absicht die darin enthaltene Begebenheit unter, und wiewohl er sie vollkommen erreicht, scheitert daran doch die Wirkung seines Kunstwerkes. Man kann nicht leugnen, dass seine Localkenntniss vom Schauplatz der Handlung, seine gründliche historische Kunde von Art, Sitten, Verfassung der Nation und des Zeitalters, aus welchen jene gegriffen ist, eine Menge von kleinen, individuellen Zügen herbeyführen, wodurch das grosse dichterische Leben seiner Darstellung oft bis zur höchsten Täuschung der Wirklichkeit wächst. Aber indem das innere Leben der handelnden Figuren keineswegs in gleicher Stärke und Eigenthümlichkeit vortritt, bleibt jenes Bild unvollendet, und sie rauben ihm, weil es sich an sie kettet, das gleichsam persönliche Interesse, das es haben könnte, hätte es der Dichter als an sich genügenden Hauptzweck behandelt. Leicht wäre die Auskunft gewesen, jenes Bild, statt an eine dichterische Fabel, der grösstentheils historische Anspielungen zum Grunde liegen, an eine wirkliche Begebenheit aus jener Gegend, jener Zeit, jenem Volke zu knüpfen. Der eigenthümliche Charakter der menschlichen Weise in ihnen, der allemal das höchste Interesse bey ihrer Betrachtung in Anspruch nehmen wird, wäre auf diese Art in verhältnissmässiger Lebendigkeit hervorgetreten. Die Phantasiegebilde mit historischen Namen, welche der Dichter aufführt, dunkle historische Beziehungen in ihren Äusserungen, deren Bedeutsamkeit aufzuklären ein ganzer Band von Noten dient, heben denselben nicht genugsam hervor, und veranlassen das unangenehme Gefühl einer Unzulänglichkeit des Talentes des Dichters bey dem Leser, die sich glücklich hinter den Grenzen einer wahren Begebenheit hätte verbergen lassen, wobey ihm gleiche Freyheit in Rücksicht der Ausmalung solcher Gegenstände geblieben wäre, für welche er ein ausschliessliches Talent besitzt.

Ferner hat *Walter Scott* dem Aberglauben seiner Nation und der Feudalzeit einen viel zu grossen Raum in seinem Gedichte verstattet. Was diesem dadurch an Localwahrheit gewonnen seyn mag, ist auf Kosten des höheren, reinen Kunstinteresse erworben. Er erklärt sich zwar in der dritten Note zur *Lady of the Lake* wider Zaubereyen und Wunder, insofern sie Erfindungen des Dichters sind, als ächten Stoff der Poesie: jedoch ist eher denkbar, dass ein Dichter, welcher durch sein schöpferisches Vermögen überhaupt hinzureissen vermag, im Stande sey, dem Leser augenblicklich den Glauben an ein von ihm geschaffenes Wunder aufzuzwingen, als den individuellen Aberglauben irgend eines Volkes, einer bestimmten, gar einer längst vergangenen Zeit. Allenfalls wäre diess durch die Vermittelung dargestellter Figuren aus jenem Volke, jener Zeit, und der Wirkung solches Aberglaubens auf diese erreich-

bar: unser Dichter hat eine solche Vermittelung, die freylich auch ausser dem Bereich seines Genies läge, nicht einmal versucht. Eben so wenig rechtfertigt er den Raum, welchen er dem schottischen Volksaberglauben vergönnt, durch eine wesentliche Benutzung desselben für die Handlung, die er darstellt, oder durch irgend einen dichterischen Zauber, womit er ihn umkleidete: er führt ihn notizenhaft baar in seinem Kunstwerk auf.

Mit diesem Tadel, welcher die Anlage des Gedichtes trifft, ist alles dawider Einzuwendende erschöpft. Der Einkleidung, der Anordnung, der Ausführung nach gehört es zu den gelungensten Werken der Poesie.

Ein alter Minstrel, der die Zeit überlebt, da seine Gesänge den Grossen zur Freude dienten, spricht, durch die Umstände gezwungen, zu Newark ein, dem Witwensitze der hinterbliebenen Gemahlin des unglücklichen Herzogs von Monmouth, Anna, Herzogin von Monmouth und Buccleugh. Freundlich von ihr aufgenommen, und aufgefodert, singt er vor ihr und ihrem Hofstaate, nach langen Jahren endlich wieder vor erlauchten Hörern, die Abentheuer der Liebe Margaretha's von Branksome, aus dem Hause Buccleugh und Heinrichs Lord Cranstouns, vom Geschlechte Lesford, und das Ende der Fehde zwischen den Clanen von Scott und Car, an deren Spitze beide Familien standen.

Durch eine solche Einkleidung wird das abwechselnde, lyrische Metrum des Gedichtes gerechtfertigt, das gleich einer Musik dem Stoffe der Begebenheit auf das Mannichfaltigste sich anschmiegt, und eine Fülle von Abwechselung in Gang und Ton bringt. Ferner entsteht dadurch eine halb elegische, halb fröhliche und naive Haltung des Tones, die höchst anziehend ist.

Die Begebenheiten dreyer Nächte und Tage umfasst die Handlung: diese Anordnung theilt den Stoff in sechs Gemälden von verschiedenem Charakter, doch von Einem Geiste beseelt, deren Begrenzung dem Fassungsvermögen angenehme Ruhepuncte bereitet. Mit dem Abend des ersten Tages beginnt das Gedicht; der Schauplatz ist die Veste Branksome an der Teviot, auf der Grenze von Schottland. Die Wittib Walter Scotts von Buccleugh, Jeanet Beaton, Sprössling eines Zweiges des edlen Geschlechtes von Bethüne, aus der Picardie, welcher nach Schottland verpflanzt worden, hauset daselbst in adelicher Grösse mit ihrer Tochter Margaretha, und einem einzigen Sohne. Ihr Gemahl, Lord Walter Scott, ist von den Häuptern des Clans von Car in den Gassen von Edinburgh 1596 erschlagen, in Folge einer Fehde, welche zwischen seinem und diesem Clan aus seinem verunglückten Versuch entsprang, den unmündigen König Jakob den Fünften von Schottland aus der vormundschaftlichen Gewalt der Douglass zu befreyen. Sie, eine Frau von männlichem Sinn, von ihrem Vater in den Künsten der Magie unterwiesen, athmet die brennendste Rache wider die Urheber seines Mordes; Margaretha, ihre Tochter, liebt Heinrich Cranstoun, den Sohn von einem derselben.

In der nächsten Zeit nach dem Morde Lord Walters fällt der Beginn der Handlung.

Vortrefflich führt der Dichter sogleich ins Innere des Lebens eines Schottischen Clanhauptes auf seiner Burg ein:

III.	3.
Nine-and-twenty Knights of fame	Neun und zwanzig Ritter voll Ruhm
Hung their shields in Branksome-Hall;	Hingen die Schild auf in Branksoin-Hall;
Nine-and-twenty squires of name	Neun und zwanzig Knappen voll Adelthum
Brought them their Steeds from bower to Stall;	Führten die Ross ihnen zum Zwinger vom Stall;
Nine-and-twenty yeomen tall	Neun und zwanzig schlanke Vasallen
Waited, duteous, on them all:	Dienten pflichtschuldig allen:
They were all Knights of mettle true	Sie waren Ritter von ächtem Blut,
Kinsmen to the bold Buccleugh.	Dem kühnen Buccleugh Verwandte gut.

IV.	4.
Ten of them were sheated in stal,	Zehn von ihnen gehüllt in Stahl,
With belted sword and spur on heel:	Das Schwert gegürtet, gespornt zumal,
Shey quitted not their harness bright,	Legten nicht ab, der Harnische glänzende Last
Neither by day nor yet by night:	Nicht bey Tag und auch nicht zur nächtigen Rast
Shey lay down to rest	Sie gingen zur Ruh
With corslets laced	Den Brustharnisch zu,
Pillow'd on buckler cold and hard;	Ihr Polster der harte und kalte Schild;
Shey carved at meal	Sie zerlegten das Mahl
With gloves of Steel	Mit Handschuhn von Stahl,
And they drank the red wine, through the helmet barred.	Und schlürften den rothen Labewein, das Antlitz vom Helmsturz verhüllt.

Der Abend ist gekommen, das Mahl vorüber, Ruhe herrscht in der Fehdegerüsteten Burg. Die Burgfrau hat die Halle verlassen und sich nach des alten Lord Davids Thurm, in ihren Zwinger begeben, den Sitz ihrer furchtbaren Zaubereyen. Da erhebt ein wunderbarer Geisterlaut sich aufwärts aus dem Teviotstrome, kommt herab längs den Höhen des Ufers. Der Geist der Fluth bespricht sich mit dem Geiste des Abhangs; ihr Gespräch verkündet die Liebe Margarethas, und deutet auf das Verhängniss dieser Liebe.

XVIII.	18.
The unearthly voices cease,	Die Geisterstimmen schwiegen,
And the heavy sound was still;	Stumm ward der dunkle Klang
It died on the rivers breast	Starb auf den Wogenzügen,
It died on the side of the hill; —	Starb längs des Hügels Hang.
But round Lord Davids tower	Doch um Lord Davids Thurme
The sound still floated near	Da wogt er nach wie vor,
For it rung in the Ladyes bower	Schallt in der Dame Zwinger,
And it rung in the Ladyes ear.	Schallt in der Dame Ohr.
She raised her stately head,	Sie hebt ihr stattlich Haupt,

And her heart throbb'd high with pride:	Ihr stolzes Herz schlägt laut:
Your mountains shall bend,	Deine Höh' wird eher sich neigen,
And your Streams ascend,	Dein Strom eher aufwärts steigen,
Ere Margaret be our foemanns bride.	Als Margret unsers Feindes Braut!

Auf die erhaltene Kunde tritt die Dame von Branksome in die Halle, ruft den biedern Wilhelm von Deloraine, und ertheilt ihm Befehl, in Eil alsbald nach der Abtey Melros zu reiten, den Mönch von S. Marias Schirm aufzusuchen, und ihm zu verkünden, die Stunde des Verhängnisses sey erschienen, er werde die Nacht mit ihm durchwachen und den Schatz des Grabes gewinnen.

For this will be St. Michaels-night,	Denn diese ist St. Michaels Nacht
And though the Stars are dim the moon is bright,	Die Sterne sind trüb, doch der Mondenglanz lacht,
And the cross of bloody red	Und es zeigt des blutrothen Kreuzes Schein
Will point to the grave of the mighty dead.	Des mächtigen Todten Leichenstein.

Dieser mächtige Todte ist Michael Scott vom Geschlechte Branksome, ein gewaltiger Geisterbanner, und der Schatz des Grabes sein Zauberbuch, welches sein ehemaliger Waffengenoss, der erwähnte Mönch, auf sein Geheiss, ihm ins Grab geben müssen, mit dem Versprechen nimmermehr die Stäte seines Daseyns zu verrathen, ausser wenn Gefahr das Haupt des Geschlechtes, aus dem er herstamme, bedroht.

Nichts kann schöner seyn, als die Beschreibung des mondnächtlichen Eilrittes von Wilhelm Deloraine, die Beschreibung der gothischen Abtey Melros im Mondenschein. Alles Leben der Luft, des Lichtes, der Schatten, der Vegetation, ist mit einer Beseeltheit, mit solcher Vergegenwärtigung des gleichzeitigen Ineinandergreifens seiner verschiedenen Wirkungen und der dadurch entstehenden Erscheinungen dargestellt, dass die Poesie hier durch Wort und Wortklang ganz den Effect hervorbringt, welcher nur der Malerey eigenthümlich scheint. Was dagegen der Mönch dem Ritter über den Zauberer berichtet, welchem ebenfalls eine historische Figur den Namen geliehen, so wie dabey wirkliche Zauberberichte zum Grunde liegen, fällt in notizenhafter Baarheit fast läppisch aus, und stört den Kunstgenuss, den jene Schilderungen gewähren.

Das Zauberbuch auf der Brust kehrt Wilhelm von Deloraine in der Morgendämmerung zurück. In derselben Morgenfrühe ist Margaretha von Branksome zu einer heimlichen Zusammenkunft mit ihrem Geliebten, in den buschigten Gründen um der Burg geschlüpft. Das Bild der jugendlichen Liebenden, unter den grünen Hagedornschatten, indess von Fern bey einer Eiche, ein elfischer Zwerg, der Page Lord Cranstouns, dessen Helm und Renner hält, ist äusserst anmuthig, und mit einer gleich anmuthsvollen, naiven Wendung, zu der die Einkleidung des Gedichtes ihm behülflich ist, entzieht der Dichter sich der Verbindlichkeit, das Gespräch ihrer Zärtlichkeit zu berichten, das bey den sonst allgemeinen und gewöhnlichen Zügen der Figuren und der Situation drohte trivial auszufallen. Er ersetzt es durch einen lieblichen Vers über das Gefühl, worin einzig eine Beseelung dafür läge:

In peace love tunes the Shepherds reed:	Die Liebe blässt des Hirten Reihn
In war he mounts the warriors steed;	Im Frieden, schwingt wenn Waffen dräun
In halls in gay attire is seen;	Sich auf des Kriegers bäumend Ross;
In hamlets dances on the green.	Zeigt heiter prangend sich im Schloss;
Love rules the court, the camp, the grove,	Tanzt bey der Hüt' auf grünem Plan;
And men below and saints above,	Hof, Lager, Wald, ihr unterthan,
For love is heaven and heaven is love.	Hier Menschen, jenseits heil'ger Triebe;
So thought Lord Cranstouns I ween etc.	Denn Lieb' ist der Himmel und der Himmel ist Liebe;
	So, mein ich, dachte Cranstouns Lord u. s. w.

Ein Hufschlag dröhnt; der Page warnt den Lord und die Maid sich zu trennen; der nahende Reuter ist Wilhelm von Deloraine; zwischen ihm und dem Häuptling des feindlichen Clans erheben alsbald sich Streit und Zweykampf. Schwer verwundet fällt Wilhelm von Deloraine; der Lord gebietet seinem Pagen, den Verwundeten, in welchem er den Blutsfreund der Geliebten ehrt, zu verbinden, und aufs Schloss Branksome zu schaffen. An das Läppische grenzt nun abermals die Erzählung, wie der alphafte Zwerg diesen Auftrag vollzieht, dabey auf der Brust des Ritters das Zauberbuch Michael Scotts findet, dessen magische Eisenbände, benetzt von christlichem Blut, sich lösen, ihm verstatten einen Zauberspruch zu lesen, wie er dabey vom Faustschlage einer unsichtbaren Hand niedergestreckt wird, endlich den verwundeten Ritter ins Schloss schafft, auf der Schwelle vom Gemach der Dame niederschleudert, den Sohn des Hauses entführt, und im Walde verirrt verlässt. Dass hiebey wiederum lauter wirkliche Sagen zum Grunde liegen, lässt die wenige Harmonie der Erfindung mit dem dichterischen Geist des Werkes vermuthen, und die Noten bestätigen es. Unvergleichlich sind dann die Begebenheiten der zweyten Nacht eingeleitet und dargestellt.

XXIV.	24.
So pass'd the day, the evening fell	So schwand der Tag, der Abend sank,
T'was near the time of curfew bell	Noch war der Abendglockenklang;
The air was mild, the wind was calm,	Der Wind war lind, die Luft war lau,
The stream was smooth, the dew was balm	Der Strom war glatt, voll Duft der Thau;
E'en the rude watchman on the tower	Die holde Abendruh genoss
Enjoy'd and bless'd towely hour.	Der rohe Thürmer selbst vom Schloss.

Far more fair Margareth lov'd and bless'd	Mehr liebt und segnete die Maid
The hour of silence and of rest.	Der Still und Ruhe Friedenszeit.
On the high turret sitting lone	Allein auf hoher Wart' sitzt sie,
She wak'd at times the lutes soft tone;	Weckt sanfte Lautenmelodie,
Touch'd a wild note and all between	Spielt dann ein leicht verlohrnes Lied;
Thought of the bower of hawthorn green.	Zum Hagdorn ihr Gedanke zieht.
Her golden hair stream'd from band	Ihr blondes Haar wallt aus dem Band,
Her fair cheek rested on her hand,	Die schöne Wange stützt die Hand,
Her blue eyes sought the west afar.	Das blaue Aug' schweift westwärts fern:
For lovers love the western star.	Denn Liebende lieben des Westens Stern.

Allein nicht der Stern der Liebe, sondern eine rothe Flamme mit breitem, flackerndem Licht steigt auf in den westlichen Himmel, und verkündet einen feindlichen Einfall der Engländer. Der Alarm, die nächtlichen Rüstungen in der Burg, der die Hochlande hindurch verbreitete Kriegsaufruf, erfüllen die zweyte Hälfte des dritten Gesanges. Eine trübe Erinnerung des alten Minstrels an seinen einzigen in Schlacht gefallenen Sohn schliesst denselben, gleich als ein Vorspiel zu den Begebenheiten, welche der folgende beschreibt.

Sehr glücklich eröffnet diesen die Vergleichung vom Schauplatze der Handlung in vorigen Tagen und in den Tagen der Gegenwart.

1.	1.
Sweet Teviot! on thy silver tide	O süsse Teviot! deine Silberwogen,
The glaring bale-fires blaze no more,	Bestrahlt nicht mehr der Kriegesfeuer Brand,
No longer steel-clad warriors ride	Kein stahlumhüllter Krieger misst die Bogen
Along thy wild and willow'd shore,	Von deinem wilden, weidenreichen Strand:
Whereever thou wind'st by dale or hill,	Wie deine Windung geht, um Höh und Thal
All, all is peacefull all is still,	Ist alles still und friedenvoll zumal,
As if thy waves since time was born,	Als hätte, seit die Zeit lebt, deine Fluth
Since first they roll'd upon the sweed,	Sich wallend, wogend zu der Twende streckt,
Had only heard the shepherds reed,	Von keines Hüfthorns Schall sie aufgeschreckt,
Nor started ad the bugle horn.	Nur in der Hirtenflöte Klang geruht.

Nicht minder glücklich klingt unmittelbar darauf, die Wehmuth des alten Sängers wieder an, und führt durch das Bild der Schlacht, in welcher sein Sohn fiel, allmählig in die noch frühere Zeit der Handlung zurück. Bey den nächstfolgenden Schilderungen begleiten die Localkenntnisse, die der Vf. vom Schauplatz der Handlung besitzt, und seine genaue historische Kunde der dargestellten Zeit der Darstellungsgabe desselben den höchsten Triumph. Mit unvergleichlicher Steigerung entwickelt zugleich mit dem anbrechenden Tage, unter dem Fliehen der Landleute in die Sümpfe, Wälder und Höhlen, dem Sprengen der Eilboten, dem Daherziehen der Vasallen zur Abwehr, sich die Veranlassung zu dem nächtlichen Alärm, zuerst in unbestimmten, die drohende Kriegslast vergrösserenden und verkleinernden Gerüchten und Vermuthungen. Darauf erscheint Watt Tinlinn, ein fliehender Vasall mit seiner Familie, erzählt den nächtlichen Überfall, aus dem er sich gerettet, bey welchem der kleine Thurm, den er bewohnte, verbrannt worden, und erwähnt einzelne Häupter des feindlichen Zuges. Ihm folgen mehr und mehr Füchtlinge, die bestätigen, dass Wilhelm Howard und Lord Dacre, die beiden Englischen Grenzwarten, nebst ihren Schaaren, die Besatzung Deutscher Hackenschützen unter Conrad von Wolfenstein, welche zu Askerten gelegen, in allen dreytausend Bewaffnete, im Anzuge sind, und binnen drey Stunden die Teviot erreicht haben werden. Selbst die unverhältnissmässig lange, und nicht sonderlich geschickt, eben an dieser Stelle dem Gedicht eingeflochtene Episode, wie das Geschlecht Branksome zu der Lehensoberherrlichkeit von Eskdale gelangte, dient gleichwohl sehr dazu dem Leser Zeitalter und Localität mehr und mehr zu vergegenwärtigen.

Doch alsbald unterbricht das Zauberwesen, womit der Dichter unglücklicher Weise seine Dichtung belastet hat, diesen trefflichen Zug der Darstellung. Lord Cranstouns elfenhafter Page, nachdem er den Erben von Branksome entführt hat, ist in dessen Gestalt auf der Burg zurückgeblieben. Die Dame begehrt ihren Sohn an die Spitze ihrer zahlreichen Lehnsmänner, dem Feinde entgegen zu stellen; aber das verstellte junge Herrlein widerstrebt, ihr zum Hohn, mit Thränen und kindischer Furcht diesem Ansinnen.

Voll Scham und Grimm übergiebt sie den vermeinten Sohn Watt Tinlinn mit dem Befehl, ihn auf eine entfernte Veste zu führen. Der Spuk macht unterwegs dem Vasallen viel zu schaffen. Beym Übersetzen über einen Waldstrom löst glücklicher Weise, in Gemässheit eines Schottischen Volksaberglaubens, der Dunst des lebendigen Wassers den Zauber, wodurch der Elfe sich umgestaltet, und in seiner wahren Unform verliert er sich in den Wellen.

Von ihm erlöst, der ihm ärger mitspielt, als allen Personen der Handlung, kehrt das Gedicht zur vorigen Trefflichkeit zurück.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zwickau, b. Gebr. Schumann: *Pocket Library of English Classics. The Works of Walter Scott* etc. — No. 12—23. Vol. III. IV. *The Lady of the Lake* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Beschreibung, wie der nach Branksome zurückeilende Watt Tinlinn, indem er von eines schroffen Abhanges Spitze die Thürme und Waldungen der Burg überschaut, das Kriegsgeräusch des daherziehenden Feindes dumpf in der Tiefe aus dem Walde schallend vernimmt; wie die genäherten Töne sich entwickeln, die Sackpfeife, das Bügelhorn, Rossgewieher und die Trommel der Deutschen zu unterscheiden sind; dann schlanke rothe Banner über die Wipfel wehn; Speere, Helme, Schilde durch die Hagdorn blinken; endlich der Heereszug hervor ins Freye tritt; die einzelnen Heerhaufen, nach den verschiedenen Charakteren ihrer Abtheilungen, ihrer Waffen und Kriegszeichen, alles das ist unvergleichlich an sich, und Gegend und Zeit darstellend, geschildert. Nicht minder trefflich ist die folgende Beschreibung von der wider den Kriegszug gerüsteten Burg, die diesem ins Auge tritt, wie Kessel mit siedendem Pech und Bley auf ihren Thürmen gen Himmel dampfen; durch den Dampf Männerrüstungen strahlen; über Mauerkränze und Vorwehren Streitaxten, Morgensterne und Speere in Reihen blinken.

Indem das Heer vor derselben hält, wird die Zugbrücke niedergelassen, das Fallgitter thut sich auf, herab vom Walle sprengt der Seneschall der Burg in voller Rüstung, doch mit unbehelmtem Haupte, eine geschälte Weidengerte (das hochländische Friedenszeichen zur Feudalzeit) in der Hand, indessen hinter ihm sein Knappe auf emporgerichtetem Speer seinen Fehdehandschuh hoch trägt. Er forscht, im Namen der Burgfrau, nach der Ursache ihres unvermutheten feindlichen Überfalls bey den Englischen Führern, und fordert sie unter Drohungen auf, zurückzukehren und davon abzustehen. Der gelassene Lord Howard setzt wider den ungestümen Lord Dacre durch, dass die Dame selbst auf dem Aussenwall erscheinen, und die Veranlassung zur Fehde vernehmen will. Als sie hervorgetreten ist, führt der Englische Waffenherold ihren verlornen Sohn ihr vor, den ein Englischer Ritter im Walde fand, und Lord Dacre übergab, und droht, dass die Burg gestürmt, der Knabe an den Hof König Eduard des Sechsten von England gebracht werden solle, dort als dessen Edelknecht zu erwachsen, sofern sie nicht einwillige, Wilhelm von Deloraine auszuliefern, welcher sich des Hochverraths gegen den Grenzfrieden schuldig gemacht habe, durch Plünderung zu Stapelton, und durch einen feindlichen Einfall in das Gebiet von Richard Musgrave, wobey er dessen Bruder mit dem Schwerte erschlagen. Ferner begehrt er, dass sie eine Englische Besatzung von zweyhundert Mann in ihr Schloss nehme, zur Bürgschaft, dass ihre Veste fürderhin keinem Friedensbrüchigen zum Asyl werde.

Die Dame lehnt diese Bedingungen des Friedens mit edler Standhaftigkeit ab; allein sie erbietet sich, dass Wilhelm von Deloraine durch einen Eid sich von der Anklage des verletzten Grenzfriedens reinigen, und im Zweykampf Richard Musgrave Genugthuung für den Mord seines Bruders geben solle.

Mit stolzen Worten verwirft Lord Dacre solchen Antrag; der Kampf entbrennt bereits; da erscheint beym Englischen Heere ein Eilbote mit der Nachricht, dass der Regent von Schottland, der Graf von Douglas, zum Entsatz der Veste, mit überlegener Macht daherziehe. Lord Howards Vorstellungen bewirken hierauf die Annahme der von der Burgfrau vorgeschlagenen Bedingungen, und diese muss sie gelten lassen, da sie die magische Wissenschaft nicht verrathen darf, wodurch auch ihr schon einstweilen Kunde von dem herannahenden Entsatz geworden.

Kaum ist der Vertrag geschlossen: so erblickt man von den Thürmen der Veste den Staub des zum Entsatz herannahenden befreundeten Heeres. Boten mit der Nachricht der geschlossenen Übereinkunft fliegen entgegen, und laden so Freund als Feind auf die Burg zu Zeugen des Zweykampfs.

Während dem die Dame von Buccleugh sorgt, wem von ihren Rittern sie denselben an der Stelle des verwundeten Deloraine auftragen wird, ist in der Frühe Heinrich Cranstoun, durch Zauberey seines Pagen, allen unkenntlich, nur nicht (sehr schön) den wahren Blicken der Liebe, den Blicken Margaretha's, in die Burg gekommen, den Zweykampf für die Freyheit ihres Bruders statt Wilhelms zu fechten. Das Unverträgliche eines solchen wohlwollenden Blendwerks mit der Gesinnung des boshaften Zwerges motivirt der Dichter durch die Ver-

muthung einer dahinter lauernden tückischen Absicht des Elfen; welche an der reinen Neigung der Liebenden zu Schanden wird, von welcher der Gnome keine Einsicht hat.

XIII.	13.
But earthly spirit could not tell	Allein kein Erdengeist erkennt
The heart of them that lov'd so well.	Des Herzens Sinn, das treu entbrennt;
True love's the gift which god has given	Ächte Lieb', sie ist einzig der Menschheit geschenkt,
To man alone beneath the heaven.	Von allem Geschlecht das der Himmel umfängt.
It is no fantasy's hot fire,	Sie ist nicht Gluth der Phantasie
Whose wishes soon as granted fly;	Die im gewährten Wunsch verfliegt.
It liveth not in fierce desire,	Sie stirbt mit dem Verlangen nie
With dead desire it does not die;	Das im Genuss versiegt,
It is the secret sympathy,	Das seidene, goldene Band ist sie,
The silver link, the silken tie,	Das Geist und Geist, und Herz und Herz umwindet,
Which heart to heart and mind to mind,	Und Leib und Seele bindet.
In body and in soul can bind.	

Vortrefflich ist die Beschreibung des Zuges zum Plan, wo der Zweykampf gehalten werden soll, vorzüglich das Bild Margaretha's auf diesem Zuge. In Gestalt Wilhelms von Deloraine ficht Heinrich Cranstoun mit Richard Musgrave, und erschlägt ihn. Kaum hat er den Sieg errungen, da stürzt von der Burg her, halb entkleidet, bleich, fieberhaft, irreschauend, der wahre Deloraine in die Schranken, welcher in der Phantasie einen andern in seiner Rüstung seinen Kampf fechten sah. Lord Cranstoun wird erkannt, die erschütterte Mutter, der er den ihr eroberten Sprösling zuführt, bekennt sich vom Schicksal besiegt, verlobt ihm ihre Tochter, und ladet die Anwesenden zum Fest der Verlobung.

Die Beschreibung dieses Festes erfüllt den sechsten Gesang. Wiederum ein höchst lebendiges, nach allen kleinen Zügen der Tracht und des Brauches getreues Bild einer Feyerlichkeit unter dem Adel in jenen Feudalzeiten. Das Vorzüglichste unter den lyrischen Stücken in diesem Gesange ist das Gedicht des Minstrels Fitztraver von seinem Freunde Surrey.

Ein seltsames Wunder unterbricht die gastliche Freude. Der Saal füllt sich mit unnatürlichem Dunkel. Einige der Gäste vernehmen den Ruf einer furchtbaren Stimme: „Gilbin komm!" Der boshafte Page Lord Transtouns stürtzt zu Boden und bekennt sich überwältigt; Flammen brechen um ihn herauf aus dem Grunde; in dem Dampfe erscheinen den Anwesenden einzelne Theile einer fremdartigen Gestalt. Wilhelm von Deloraine hat die Erscheinung vollständig wahrgenommen, und den Zauberer Michael Scott erkannt.

Auf solche Weise wird das Gedicht nun des Spukes los, der es belästigte; aber leider bedauert der Leser, dass es zugleich auch am Ende ist. Die anwesenden Ritter geloben eine Wallfarth für die Ruhe der Seele des Schwarzkünstlers, und mit der unvergleichlichen Beschreibung dieser religiösen Feyer, welche uns das Leben zu den Feudalzeiten in Schottland unter der einzigen Gestalt darstellt, unter der wir es in dem Gedicht noch nicht erblickten, schliesst dasselbe, völlig musikalisch, wie sein ganzer Ton war, mit einer gelungenen Übersetzung von: *dies irae, dies illa* etc.

Einen kaum verschiedenen Schauplatz der Handlung, dasselbe Zeitalter treffen wir in dem zweyten Gedicht, *The Lady of the Lake;* indessen hat dieses bedeutende Vorzüge, vor dem so eben beurtheilten. Die Handlung ist dem Dichter Hauptzweck, die Figuren sind bestimmter gezeichnet, und somit beseelt mehr Leben das Ganze, verstärkt mehr Einheit dessen Wirkung.

König Jacob der fünfte von Schottland verirrt sich auf der Jagd in der Gegend von Loch Katrine, und wird unerkannt von Helenen, der Tochter des von ihm verbannten und geächteten Jacob Douglas, in dessen Zufluchtsort aufgenommen, in einer Insel jenes Sees, deren Herr Roderich Vich Alpine Dghu ist, das Haupt eines hochländischen Clans, welcher die ursprüngliche Freyheit und Zügellosigkeit nicht den Banden regelmässiger Lehnspflicht und bürgerlicher Ordnung unterworfen hat. Er verweilt eine Nacht, und sein erregbares Herz fasst eine lebhafte Neigung für Helenen. Nach seiner Entfernung kehren zu gleicher Zeit, von einem Raubzuge Roderich, von der Jagd der Vater des Mädchens zurück, dieser in Begleitung des jungen Malcolm Graeme (Graham) welcher der vormundschaftlichen Obhut des Königs entfloh, dem verehrten Helden und der geliebten Tochter desselben, von der er wieder geliebt wird, ins Exil zu folgen.

Die Jagdlust des Königs zu schirmen, sind die Mannen des Grafen von Mar entboten. Ihr Aufgebot erweckt bey dem Haupte des Clans den Argwohn eines kriegerischen Angriffes von Seiten des Königs zu seiner Unterjochung; bey Douglas die Besorgniss, dass die Kunde seines Aufenthaltes und der ihm von Roderich gewährte Schirm die Veranlassungen zu solcher Fehde seyen. Jener bekommt eine feurige Liebe für Helenen, wirbt um sie, und fleht den Douglas, Namen und Kriegsruhm mit dem seinen verbindend, dem Könige zu widerstehen. Die Art, wie Helene seine Bewerbung aufnimmt, beweist ihren Abscheu dawider: ihr Vater lehnt den Antrag des Clanhauptes ab, verschmäht aber auch den ihm nichts desto weniger von diesem dargebotenen ferneren Schirm, und zieht mit seiner Tochter und einem alten treuen Barden, aufs neue in Verbannung zu irren.

Brian, ein halb wahnsinniger, wahrsagender Einsiedler-Mönch, von welchem der Dichter unbestimmt lässt, ob er, der bey nächtlicher Weile auf einer mit Todtengebeinen bedeckten alten Wahlstatt erzeugte Sohn eines Nachtgeistes und einer sterblichen Jungfrau sey, oder nur sich dafür halte und

gelte, weiht unter Beschwörungen und Opfer das flammende Kreuz von bedeutungsvollem Holz zum Aufgebote des Clans. Die Beschreibung dieses Aufgebotes erfullt den zweyten Theil des dritten Gesanges. Sehr schön ist es, wie jenes Zeichen den Sohn von der Bestattung des Vaters, der verwittweten Mutter, den Bräutigam vom Altare und der Braut ruft. Die Volksmasse bekommt durch diese Züge ein Interesse für das Mitgefühl, das selten Dichter zu motiviren verstehen, und das Interesse für ihren Führer erhöht ganz in gleichem Sinne zu eben der Zeit die hohe Zartheit, womit der verschmähte, ungestüme Krieger dem Abendliede der Geliebten unfern des Waffenplatzes in der Wildniss lauscht.

Nach altem hochländischem Aberglauben werden hierauf Orakel über den Ausgang der bevorstehenden Fehde befragt. Ihr Ausspruch geht dahin, der Sieg werde derjenigen Partey zustehen, welche zuerst das Blut eines Feindes vergiesse. Dem Clane günstig scheint dieser Ausspruch: denn der König, von einem Wegweiser, der zu jenem gehört, geleitet, ist zum See zurückgekehrt, um Helenen an sein Hoflager gen Stirling zu führen. Als ein Angehöriger der Gegenpartey erkannt, für einen Späher gehalten, ist er von Roderich bestimmt, von dem Wegweiser getödtet, das Orakel zu erfüllen, und den Sieg dem Clane zu sichern.

Das Gedicht zeigt demnächst Helenen, wie sie am Eingange einer Zauberhöhle über die Abwesenheit ihres Vaters trauert, und sie dahin deutet, dass er an den Hof gegangen sey, sich für die Unversehrtheit ihres Geliebten und Roderichs als Opfer darzustellen. Bey solcher Klage trifft sie Jacob, sie gesteht, auf seine Bewerbung, ihm freymüthig ihre Liebe zu Malcolm Graeme, und er giebt ihr, indem er sie verläst, seinen Siegelring, mit dem Vorgeben ihn von Schottlands Herrscher bey einer Gelegenheit erhalten zu haben, als er dessen Leben geschirmt, unter der Verheissung, dass dieser jegliche Gnade gewähren wolle, um welche er bey Vorzeigung des Ringes angefleht würde.

Den zurückkehrenden König macht ein Signalruf seines Wegweisers betroffen. Er bestätigt eine geäusserte Besorgniss Helenens, auf welche er im Sturm der Leidenschaft nicht geachtet. Ein wahnsinniges, gefangenes Englisches Mädchen, eine Gestalt, die lebhaft an das Bild einer Wahnsinnigen, in einem noch nicht vergessenen, trefflichen Englischen Roman, der in den achtziger Jahren erschien, *The man of feeling*, erinnert, erhöht seinen Argwohn wider den Wegweiser zur Gewissheit. Ihre Brust trifft der dem Könige von diesem bestimmte Todespfeil, und im gleichen Augenblick streckt ihn dessen Schuss zu Boden. Die sterbende Wahnsinnige weiht den König zum Rächer ihres am Hochzeittage, bey einem Raubzuge, von Roderich erschlagenen Bräutigams.

Auf der Flucht trifft der König den Häuptling Roderich Vich Alpine, ohne ihn zu kennen. Mit grossmüthiger Gastfreundschaft wird er von ihm, dem er sich als Feind kund giebt, behandelt. Die Feinde theilen das Lager der Nacht. Lebhaft erinnert hier die Situation an eine ähnliche und den unvergleichlichen Vers bey Ariost:

„O, gute Treu der alten Ritterzeiten!" u. s. w.

Auch der Dichter bekennt durch die Wendung des Schlusses der ersten Strophe des vierten Gesanges, mit anmuthiger Freymüthigkeit und Feinheit, sich an das hohe Vorbild erinnert, das er nicht nachahmte, mit dem er zusammentraf.

Am frühen Morgen führt Roderich seinen Gastfreund selbst durch die von seinem Clan besetzten Engpässe auf den rechten Weg. Mit bewunderungswürdiger Mässigung und Bündigkeit widerlegt er auf dem Wege jeden Vorwurf des Königs, der ihn noch nicht erkennt; endlich den, feigen, mörderischen Verrathes, indem er sich zu erkennen giebt, und auf ein von ihm gegebenes Zeichen seine Schaaren gleichsam aus dem Grunde aufsteigen, und verschwinden, und jenem darthun, sein Leben sey in eines Feindes Hand, der einen arglistigen Späher wohl opfern, aber keinen edeln Feind ermorden mag. Als Beide die Grenze des von Roderichs Clan besetzten Gebietes überschritten haben, fodert Roderich den König zum Zweykampf. Die dringenden Bitten und Ermahnungen des Letzteren, er solle sich Jacob unterwerfen, seine Verheissungen, erwiedert Roderich mit erbitterten, mit höhnenden Worten. Ihr Spott trifft eine kleine blonde Flechte von den Haaren des erschlagenenen Geliebten der Wahnsinnigen, die der König von der Sterbenden empfing, und als Wahrzeichen, dass er ihr Rächer seyn wolle, trägt.

Dieser Spott entflammt, ziemlich läppisch, die königliche Sentimentalität zur Wuth: Jacob nimmt nun den Zweykampf an. Roderich, welcher, um mit gleichen Waffen zu fechten, sich grossmuthsvoll des Vortheils seiner gewohnten Wehr, der Tartsche, begab, die er wegwarf, wird tödlich verwundet und auf seines Gegners Befehl nach Stirling geführt.

Indem dieser selbst dorthin sich begiebt, gewahrt und erkennt er den Douglas. Ein prophetischer Traum seines Barden zeigte dem Geächteten Malcolm Graeme am Hofe Jacobs in Fesseln, die er seinetwegen trug; dieser Traum und die Gefahr, welche den Clan Roderichs bedroht, haben ihn wirklich bewogen, sich selbst der Rache des Königs zu überliefern, um mit dem eigenen Verderben von den Häuptern seiner Freunde das Verderben abzuwenden, welches er über dieselben gebracht zu haben wähnt. Er trifft zu Stirling bey einem Volksfeste ein, dem der König beywohnt, und beschliesst, um die Preise im Bogenschiessen, Ringen und Scheibenwerfen mit zu werben. Alle drey hat er gewonnen, den herkömmlichen Dank für alle hat der König ihm, gleich als einem Unbekannten, mit frostiger Miene gereicht, keiner seiner Blicke hat eine Regung des alten Wohlwollens gegen ihn, kein Blick der ehedem um seine Gunst buhlenden Höflinge verra-

then, dass sie ihn erkannten. Unwillig wirft Douglas den letzten Dank, einen Beutel mit Goldstücken, unter das Volk. Das Wettkämpfen ist vorüber, ein Hirsch wird losgelassen, er soll von zwey Hunden des Königs gefangen, und zum Beschluss des Festes nebst Wein dem Volke preisgegeben werden. Douglas Hund springt den Hunden des Königs vorauf, fasst das Wild und macht der Lust ein voreiliges Ende. Erzürnt, schlägt ein Jäger des Königs den Hund, und der Graf, welcher die Gleichgültigkeit seines Monarchen, die Verleugnung des Hofgesindes mit Gelassenheit ertrug, wirft bey diesem Anblick alles vor sich nieder, stützt herbey, und streckt mit *einem* Schlage den Jäger in seinem Blute zu Boden. In dem Aufruhr, welcher darob entsteht, von den königlichen Wachen angefallen, von dem Volke mit Zujauchzen begrüsst, erkannt, sich und die Absicht, in der er kam, dem Könige zu erkennen gebend, wird der Graf auf dessen Befehl in Haft geführt, und beschwichtigt durch Anrede den Aufruhr des Volkes, das sich anschickt ihn zu befreyen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Wien*, b. Bauer: *Über Dichter und Dichtkunst unserer Zeit. Zwey Episteln nebst einigen anderen Gedichten* von *Ignaz Liebel*, K. K. öffentl. u. ord. Prof. der Ästhetik u. der Geschichte der sch. Künste u. Wiss. an der Univers. in Wien. 1817. 94 S. 8.

Die erste der Episteln ist an *Ayrenhoff*, die zweyte an einen Herrn *K.* gerichtet. In leichten und nicht übelklingenden Versen spricht hier ein *Laudator temporis acti* seine Unzufriedenheit mit der Wendung aus, welche die Deutsche Poesie nach des Kaisers Joseph Zeit genommen hat. Er mag in mancher Hinsicht nicht Unrecht haben, aber er unterscheidet zu wenig, und der grössten Dichter der neuesten Zeiten ist so wenig gedacht, dass man fast glauben möchte, auch sie gelten ihm wenig oder nichts. Nur *Vossens* ist einige Male ehrenvolle Erwähnung geschehen. Des Vfs. Begriffe von Geschmack und Kunst lassen ihn nicht zur vollen Anerkennung der Schönheit kommen, wo diese sich nicht in die sogenannte regelmässige Form schmiegt. Ganz blind ist er nicht gegen *Shakespeares* Schönheiten, aber *Racine* gilt ihm doch mehr. Jenen redet er so an:

O Shakspear, treffliches Genie,
Dem für das Drama Riesenstärke
Des Geistes die Natur verlieh;
Wie viel vermissen nicht an Schönheit deine Werke,
Weil du die beiden Führer nie,
Geschmack und Kunst, auf deinem Wege kanntest,
Und, hingerissen nur vom zügellosen Drang,
Und Feuergeist, wovon du branntest,
Dir es am Pindus nie gelang,
Den höchsten Gipfel zu besteigen,
Und mit dem Kranz, den Sophokles errang,
Dich in der Musen Chor zu zeigen.
Zwar sieht Apoll dir mit Geduld
Die Fehler nach, vielleicht nur deiner Zeiten Schuld,
Der vielen höhern Schönheit wegen,
So wie sie gern der Kenner dir verzeiht:
Allein wer träumte je, als Schwärmer dieser Zeit,
Dein Schauspiel Dichtern vorzulegen,
Als Muster der Vollkommenheit?
Wenn du daher der Kunst auch unter uns geschadet,
Dir zürnt darum der Kenner nicht; er ladet
Die Schuld auf jenen Schwarm, der dein Gedicht gebeut
Mit blindem Eifer nachzuahmen
Als Muster der Vollkommenheit!
Genie wird, wie des Goldes Samen
In des Gebirges Adern, nur
Hervorgebracht von der Natur;
Nachahmung kann uns gleiche Kraft nicht geben,
Wie zu des Goldes Werth auch nie die Alchymie
Unedleres Metall erheben.
Allein die Fehler, vom Genie
Begangen, sind leicht zu erreichen u. s. w.

Wenn der Vf. doch erwogen hätte, dass, wenigstens in den vorzüglichsten Stücken *Sh's*, das, was dem wahren Geschmacke und der wahren Kunst zuwider seyn möchte, sich durch blosses Wegschneiden fast ganz fortbringen lässt, dagegen denen Werken, die dem Vf. als vollendet zu gelten scheinen, das, was ihnen zu vollkommenen Dramen fehlt, nur allenfalls durch gänzliche Umarbeitung gegeben werden kann! — Die angeführte Stelle mag auch zugleich als Probe von des Vfs. Art und Kunst dienen. Sein Ausdruck erhebt sich selten über den prosaischen Lehrton, er eröffnet uns nirgends tiefere Blicke, sagt nur auf seine Art, was schon oft gesagt ist, spricht mehr über die Sache, als dass er sie lebendig vor Augen stellt. Wenn also, nach des Vfs. eigenem etwas seltsam ausgedrücktem Urtheile,

— — schlecht in Gedichten ist,
Was die Vortrefflichkeit vermisst:

so können seine Episteln, so manches Wahre sie auch mitunter in nicht ungefälliger Einkleidung enthalten, auf die Ehre, wahre Gedichte zu heissen, keinen Anspruch machen. In der zweyten geht es vorzüglich scharf über die heutigen Kritiker her.

Die auf dem Titel erwähnten anderen Gedichte sind drey Oden unter dem gemeinschaftlichen Titel: die Dichtkunst die Bildnerin der Menschheit, an *Ayrenhoff*; drey Oden an *Böttiger* unter dem gem. Titel: die Dichter der Griechen; die Grazien, an *Retzer*; und: die Musik. Horaz und Rammler sind die Muster, an welche Hr. *L.* sich vorzüglich anschmiegt. Von den übrigen hat uns das vorletzte Gedicht gefallen. Der Preis der einzelnen Griechischen Dichter scheint uns nicht recht poetisch eingeleitet zu seyn: Sänger Achajens! ich möcht' euch nennen." Sie werden nun nach der Reihe gelobt, und wie die eine Ode willkührlich endet: so fängt die andere mit einem anderen Dichter wieder an.

J. C. F. D.

Kassel, b. Böhme: *Frau Holle.* Ein Hessisches Volksmährchen vom Meissnerberge. 1819. 72 S. 8. (8 gr.)

Sieben Stunden von Kassel erhebt sich der Meissner 2184 Fuss über die Meeresfläche. Die Aussicht über einen grossen Theil von Niederhessen und die vegetabilischen und mineralischen Schätze des Bergs ziehen aus der Nachbarschaft im Sommer viele Wanderer dahin. Bey den Anwohnern hört man nun mancherley Sagen von der Bergfrau Holle. Diese hat Hr. Dr. *Schmieder*, der sich in der Vorrede als Vf. nennt, gesammelt, und auf eine recht sinnige Weise verbunden. Der Vortrag ist correct, aber einfach, natürlich und frey von jener affectirten Sentimentalität, jener mystischen Kraft-Brühe, wodurch unsere neueren Märchen-Fabrikanten die Gattung ungeniessbar machen. Hr. *S.* hat ganz den ruhigen, leichten, kindlichen Ton gehalten, der dieser Gattung, seit den berühmten *Contes de ma mère l'oye*, eigen ist und ziemt.

Dieses Mährchen ist also nicht einzig für die Besucher des Meissnerberges, für welche der Vf. es eigentlich bestimmt, sondern für die ganze Lesewelt ein angenehmes Geschenk.

F—r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zwickau, b. Gebr. Schumann: *Pocket Library of English Classics. The Works of Walter Scott* etc. — No. 12—13. Vol. III. IV. *The Lady of the Lake* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Fest ist unterbrochen. Jacob macht unmuthsvolle Betrachtungen über die Wandelbarkeit der Neigung des Haufens. Ein Bote des Grafen von Mar verkündet ihm den Aufstand von Rodericks Clan, unter Anführung des Douglas; er gebietet jedwede Feinseligkeit flugs einzustellen, indem beide Führer in seiner Gewahrsam seyen.

Der Befehl trifft zu spät ein, den Kampf zu verhüten. Schon wird von den Mannen Alpines, und Morray und Mars gefochten, mit gleichem Erfolg auf beiden Seiten. Die Ankunft des Eilboten unterbricht das Gefecht.

Helene begehrt nach demselben ein sicheres Geleit von dem Grafen von Mar, sich an den Hof zu begeben, und erscheint mit dem Barden zu Stirling. Der Hauptmann der Burgwache führt sie ehrfurchtsvoll in die Frauengemächer, als sie den Siegelring Jacobs vorweist. In ihrer Abwesenheit verlangt der Barde zu seinem Gebieter geführt zu werden. Da man ihn für einen Barden Rodericks hält, wird er in den Kerker gebracht, wo der todtwunde Häuptling liegt. Er erquickt des Sterbenden Gemüth mit der Kunde von der Unversehrtheit Helenens, seiner Mutter, der Hoffnung für Douglas Begnadigung, und dem Bericht von der wackeren Schlacht, die sein Clan unüberwunden gefochten. Roderich fodert, er soll ihm die Schlacht singen. Sein Leben erlischt unter dem Schlachtgesange: mit seiner Todtenklage endet der Barde denselben.

Zu dem Frauengemache, wo Helene weilt, tönt von einem der Thürme der Gesang Malcolms Graemes. Die Empfindungen, welche in der Brust des Mädchens die erkannte Stimme weckt, unterbricht der König, der, ihr immer noch unerkannt als solcher, eintritt. Er giebt sich auch nicht zu erkennen, sondern trägt sich ihr zum Begleiter zu dem Monarchen an, der so eben Hof halte. Im Kreise der Höflinge, an seiner Hand im Thronsaale eingetreten, nimmt sie wahr, wer ihr Begleiter sey, sinkt zu seinen Füssen, und mit leichter, ritterlicher Höflichkeit, gewährt ihr Jacob die Begnadigung ihres Vaters, entdeckt ihr den Tod Rodericks, für den sie zunächst um Gnade fleht, und vermählt sie mit Malcolm Graeme, den sie nicht zu nennen wagt.

Diess die Fabel des Gedichtes, der, wie der Handlung des vorhergehenden, eine Menge wirklicher, historischer Züge zum Grunde liegen. Auch in der Anordnung des Stoffes sind beide Gedichte einander ähnlich, in sofern ebensowohl die Tageszeiten denselben in dem vorliegenden in besondere Partien trennen, als in dem früher beurtheilten. Indessen verdient wiederum *The Lady of the Lake* in dieser Rücksicht den Vorzug vor *The Lay of the last Minstrel*. Sechs Gesänge enthalten die Begebenheiten von sechs Tagen. Sie heissen: *die Jagd, die Insel, die Auflaurer, die Propkezeihung, der Kampf*, und *das Wachtzimmer*. Jeder Gesang hebt mit einem verschiedenen Morgenbilde an, und schliesst mit einem verschiedenen Nachtbilde. Es dürfte schwer fallen zu bestimmen, welchem von diesen Bildern man den Preis höherer Schönheit, Lebendigkeit und Wahrheit vor den anderen zuerkennen möchte: der Beschreibung des in den Felsengegenden um Loch Katrine erwachenden Morgens, oder dem Bilde, wo König Jacob, in der Wohnung des Douglas von düsteren Träumen geängstet, hinaus in die Mondnacht der Wildniss, Erquickung suchend, tritt; der Beschreibung des Morgens auf dem See, oder dem Nachtbilde des Sees, indem ihn Malcolm Graeme durchschwimmt; oder endlich dem Bilde des in der Stadt anbrechenden Morgens. Wir versuchen in der Übersetzung eine schwache Vorstellung von der Schönheit des zweyten Morgenbildes zu geben.

II.	2.
The Summer dawn's reflected hue	Die Sommerfrühe Purpurgluth
To purple changed Lock Katrines blue	Färbt roth Loch Katrines blaue Fluth.
Mildly and soft the western breeze	Die Wipfel weckt der Morgenwind
Just kissed the lake, just stirred the trees,	Kaum auf, küsst kaum den See gelind,
And the pleased lake likemaiden coy,	Der froh erbebt, doch sich nicht regt,
Trembled but dimpled not for joy:	Gleich liebend, scheuer Maid bewegt.
The mountain shadows on her breast	Der Uferberge Schatten ruht
Were neither broken nor at rest;	Nicht still, nicht wankend auf der Fluth,
In bright uncertainty they lie,	In lichter Unbeständigkeit,
Like future joys to Fancy's eye.	Wie Träume froher Zukunftszeit.
The water-lily to the light	Der Wasserlilie Knospe bricht,
Her chalice reared of silver bright;	Sie hebt den Silberkelch an's Licht.

und Romanhaften ist kein Mangel, und wenn auch der Vf. dem erschöpften Leser durch manche einzelne ansprechende Idee dann und wann Erholung gewährt, namentlich in *Emilien* eine würdig anmuthige, in *Beatricen* eine interessante Gestalt vorführt: so lässt er doch auch die erstere nebst ihrem Geliebten wieder so lange Reden halten, dass man des Ruhe nicht recht froh wird.

Die *vis movens* der Maschinerie, eine Art geheimer Bund, ist denn doch zu oft dagewesen; mehreren Personen des Romans sieht man es übrigens an, dass ihr Schöpfer auch nicht die äusseren Formen des Kreises kennt, dem sie angehören; der Schluss des Ganzen, des Helden Fall im Zweykampf mit einem regierenden Fürsten in dessen Residenz, ist eben so gewaltsam unnatürlich, als bezeichnend für die Gattung von Missgriffen, die wir eben gerügt haben.

Hildburghausen, b. Kesselring: *Natalie und Desalde*, von *Julius Gr. von Soden*. 1820. 477 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Als Roman können wir diese einfache Erzählung freylich nicht sehr hoch stellen; aber sie mit dem anspruchlosen Vf. für unbedeutend zu erklären, vermögen wir auch nicht. Denn wenn sie schon in consequenter Durchführung naturgemässer Charaktere, gelungener Darstellung verschiedenartiger Zustände und leichter Schürzung und Lösung des Knotens die gewöhnlichen Romane des Tages übertrifft: so ist sie noch bey weitem interessanter wegen ihrer lobenswerthen Tendenz. Möge dieses treffende Bild einer verkehrten Erziehung und ihren Folgen recht vielen Müttern und Töchtern zu Handen kommen, und der eindringlich dargestellte Gegensatz von leerem Glanz der Aussenseite und innerem Werth von ihnen zu einer Zeit beherzigt werden, welche nur allzugrosses Hinneigen zu dem ersteren bemerken lässt! Dem Vf. aber unseren besten Dank für seine schätzbare Gabe!

Mg.

Ludwigsburg, b. Nast: *Interessante Scenen aus den Feldzügen vom 1812 und 1813.* Romantisch dargestellt von einem Deutschen Officier in Briefen an seinen Freund. 1819. 204 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Titel zeigt schon, dass ein historischer Gewinn hier nicht zu erwarten sey; wäre nur der ästhetische grösser! Die Katastrophe in Russland, Hunger und Durst in Sachsen, der Anblick einiger Schlachtfelder, dazu einige — für den Leser wenigstens — nicht sehr interessante Scenen in den Quartieren bieten den Stoff zu des Vfs. sogenannter romantischer Darstellung, in welcher wir nichts vermissen, als eben nur die Romantik. Denn unmöglich können die meist übel gerathenen, meist schwülstigen und mit manchen Sprachunrichtigkeiten durchwebten Schilderungen und Gefühls-Ergüsse auf das Epitheton: „romantisch" Anspruch machen.

Wenn übrigens der Vf. im J. 1813 beym (4ten Französischen) Corps des General Bertrand gestanden hat, und wie wir schliessen müssen, Königl. Würtembergischer Officier ist: so scheint es unbegreiflich, wie er S. 161 am 17 Octob. das harte Gefecht, welches gedachtes Corps am 16 Octob. bestand, völlig ignorirt, und S. 165 erwähnt, dass sein Corps am 18 bey Lindenau auf die Österreicher gestossen sey, als ob dasselbe sich nicht mit diesen den ganzen 16 um genanntes Dorf und bey demselben geschlagen hätte.

bb.

KLEINE SCHRIFTEN.

Landshut, b. Krüll: *Blüthen dem blühenden Alter gewidmet von dem Verfasser der Ostereyer* (*Christoph Schmid*). 1819. 144 S. 8. (5 gr.)

Blüthen nennt der Vf. diese Gedichte „nicht so fast (wohl) weil die mehreren seinem Jugendalter angehören, als weil es sich darin bemühte, das Wahre und Gute in einer blühenden Sprache, in lieblichen Gleichnissen und Bildern darzustellen." Bey dieser angekündigten Bemühung um blühende Sprache u. s. w. ward uns ein wenig bange! Und wahr ist es: wir stiessen Anfangs auf einige Stücke, in denen zum Lobe Gottes verschiedene Erscheinungen der Natur zusammengetragen sind, ohne dass man sieht, warum gerade sie gewählt sind, und die Lese nicht fortgesetzt wurde. Es folgten einige Stücke zum Lobe Jesu, die wir für nicht viel mehr, als Reimerey halten können, die aber vielleicht den Nutzen haben können, noch schlechtere und abgeschmacktere zu verdrängen. Nachher aber haben wir manche recht artige und besonders für die Jugend angemessene Lieder und Gemälde gefunden, freylich nicht ohne Reminiscenzen und Nachahmung, auch nicht ohne Härten und tadelhafte Reime.

Zu S. 68 bemerken wir, dass es zwar wohlgethan und löblich seyn kann, gute Thaten zu verschweigen; aber sie leugnen und also wider die Wahrheit reden ist etwas, das nicht empfohlen werden darf.

J. C. F. D.

Regensburg, in der Daisenbergischen Buchhandlung: *Uta die Agilolfingerinn*: Eine Geschichte aus uralter Zeit des Vaterlandes; auch ein Seitenstück zur allbekannten Genovefa. Mit einem Titelkupfer. 1818. 250 S. 8. (6 gr.)

Eine ganz gewöhnliche Legende; indess nicht übel erzählt, und der unbekannte Vf. verdient Ermunterung. Der Verleger hätte aber doch besseres Papier und Druck wählen und den erbärmlichen Kupferstich ganz weglassen sollen.

J. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

HOMILETIK.

Ronneburg, im literarischen Commissions-Comtoir: *Altarreden bey Pfarreinführungen nebst einigen Kanzelvorträgen* von *Jonathan Schuderoff*, d. h. Schrift Doctor, Superintendenten und Oberpfarrer zu Ronneburg. 1819. VIII und 270 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Über die Ausfüllung dieser Lücke wird der Freund der homiletischen Literatur inniges Vergnügen empfinden. Denn so sehr diese Literatur in allen Theilen reichlich und oft bis zum Überflusse angefüllt ist: so hat es doch bisher an zweckmässigen und gehaltreichen Investiturreden gemangelt. Und wer da weiss, welchen Eindruck gewöhnlich solche Reden, wenn sie rechter Art sind, bey den in Menge versammelten Zuhörern zu machen pflegen, der wird dem würdigen Vf. für die Ausfüllung dieser Lücke in eben dem Grade danken, in welchem dieser Mangel bisher schmerzlich gefühlt wurde. Es sind 12 Einführungsreden, die hier geliefert werden, und alle sind voll des Geistes und der Klarheit, die man schon an dem Vf. gewohnt ist. Zwölf Variationen, heisst es in der Vorrede, über Ein Thema sey übergenug; darum hat der Vf. noch acht Predigten beydrucken lassen. Zuerst also von den Einführungsreden, deren Hauptsätze wir kurz ausheben und hie und da einige Bemerkungen beyfügen wollen. I. Am 13 Sonntage nach Trinitatis *Einige Wahrnehmungen, an denen der Prediger nicht vorübergehen soll.* Wie passend dieser Gedanke aus dem Evangelio abgeleitet sey, erhellet von selbst. Diese Wahrnehmungen sind, dass oft Mangel an ächter Religiosität, oft sträflicher Eigennutz, oft Mangel an Theilnahme an den kirchlichen Versammlungen, und schlechte Erziehung sich findet. Rec. dachte sich, hier Wahrnehmungen zu finden, an denen oft Prediger vorüberzugehen pflegen; aber welcher gewissenhafte Prediger dürfte vor den hier genannten vorübergehen, da sie die ersten Pflichten seines Amtes betreffen? Indessen können diese selbst nicht oft genug eingeschärft werden. Dass die sogenannte Umfrage, ob die Eingepfarrten wider des einzuführenden Pfarrers Person, Lehre, Leben und Wandel etwas einzuwenden haben, und die Aushändigung der Vocation während der Altarrede geschieht, kann doch nicht gebilligt werden. Kann diess Weltliche bey der Handlung, das so sehr die Andacht stören muss, nicht in der Pfarrwohnung geschehen? Und wie, wenn nun, wie diess doch zuweilen geschieht, wirklich Einwendungen von den Eingepfarrten geschehen? Wird da die Kirche nicht zum Tummelplatz von Streitigkeiten? II. Am 9 Sonnt. nach Trinit. *Thue Rechnung von deinem Haushalten.* Eine vortreffliche Rede. Es wird gezeigt, dass, wenn ein Prediger bey Amtsveränderungen eine solche ernstliche Rücksprache mit sich nehme, die bisherige Amtsthätigkeit gehörig gewürdiget, die neue geheiliget, die Gemeinde gehoben und ihr Zutrauen befestigt werde. Nur bey dem letzten Puncte entsteht der Zweifel: woher weiss denn jede Gemeinde mit voller Überzeugung, ihr Prediger lege sich immer Rechnung ab von seinem Haushalten? Und muss sie diess nicht bey jedem Prediger voraussetzen, der nicht durch Leben und Wandel sie zu anderen Überzeugungen zwingt? III. Über 1 Tim. 1, 9—12. *Christus hat uns in das Amt gesetzt.* Sehr schön wird gezeigt, was dieser Gedanke wirke, und wie er von dem, was gemein ist, abhalten muss. Fast noch lieber hätten wir es gesehen, wenn noch mehr gezeigt worden wäre, warum er das alles wirken müsse, nämlich: nicht wir sind es, die eigentlich lehren, nicht unsere Meinungen und Urtheile sprechen wir aus, nicht unsere Absichten wollen wir erreichen, sondern Gottes und Jesu Absichten u. s. w. IV. Am 4 Sonnt. nach Trinit.: *Mag auch ein Blinder dem anderen den Weg weisen?* Dieser Gedanke wird theils auf Prediger angewendet, die ohne Geschicklichkeit und ohne Gefühl ihres heiligen Berufes ihr Geschäft treiben, theils auf Gemeinden, die den Prediger irre führen und beherrschen wollen. Ganz gefallen hat uns diese Rede nicht. Es ist, als ob dadurch gar zu deutlich der Gemeinde gesagt würde: es giebt Blinde unter den Predigern, die eingeführt werden. Und diese sollten doch gar nicht ins Amt geführt werden! Rec. hätte von diesem Gedanken vielleicht die Anwendung gemacht, dass, da nicht jedes Gemeindeglied die Geschicklichkeit zum Lehramte habe, die Gemeinde desto williger Belehrung, Ermunterung und Trost bey dem neuen Prediger suchen und ihm sich vertrauen solle. V. Am 19 Sonnt. nach Trinit. *Über die Gabe der Rede.* Ein Vortrag, der die Gabe der Rede des Vfs. selbst bey den Zuhörern beurkundet haben muss. VI. *Demuth und Bescheidenheit, des Predigers höchste Zierde,* über 2 Cor. 3, 5. „In einem Zeitalter, heisst es S. 73. das noch immer an verkehrten Ansichten von Religion und Christenthum krankt, und an Gleichgültigkeit gegen Kirche und Kirchendiener leidet, ist zwar dem Pre-

diger Demuth und Bescheidenheit besonders zu empfehlen, damit er durch Wohlwollen und Liebe die Herzen zu sich ziehe und die Verirrten zurückbringe; aber nicht weniger nöthig ist ihm Selbstgefühl und Muth, damit er dem Unverschämten, den Klüglingen, den Spöttern entgegentrete, die Ehre der Wahrheit und Sittlichkeit vertheidige, und in der Gemeinde den Ruhm des Verständigsten, Tapfersten (statt dessen würde Rec. ein anderes Wort gewählt haben, weil Tapferkeit doch immer die herrschende Bedeutung der Kriegstapferkeit hat) und Besten erwerbe — die falsche Nachgiebigkeit, das geschmeidige sich Fügen in die Verhältnisse, das Schwanken zwischen Lob und Tadel, zwischen fester Treue und leichtsinniger Untreue entzieht unserem Amte den Segen." Sehr wahr gesagt. Rec. ist überzeugt, dass Prediger, welche die ungereimtesten Reden oft geduldig und stumpfsinnig anhören, zu den zweydeutigsten Äusserungen stillschweigen und jedes Benehmen gut heissen, selbst ihre eigene Person Preis geben, und der Würde ihres Amtes mehr schaden, als durch die offenbarsten Gegner des Predigerstandes geschadet wird. VII. Sexagesima. *Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig.* So gut dieser Vortrag ist: so ist doch zu wenig dabey auf die Gemeinde Rücksicht genommen, die zuletzt nur mit einem Worte angeredet wird. Und Einführungsreden müssen doch mehr auf die Gemeinden, als auf den Prediger berechnet werden. Auch wird wohl zu sehr ins Specielle gegangen, wenn es S. 84 heisst: „Unvermuthete Abhaltungen treten ein (wenn er sich auf seine Predigt vorbereiten will); unerwartete Nachrichten zerstreuen; augenblicklich dringende Geschäfte reissen ihn aus dem Zusammenhange; dem trüben zerstörungsvollen Tage folgt eine schlaflose Nacht: die Erschöpfung ist vollendet. Doch Gottes Kraft ist in dem redlich arbeitenden Manne mächtig." VIII. Am 15 Sonnt. nach Trinit. *Wie hat der Prediger für sich und die Gemeinde zu sorgen?* Wie so der Satz gestellt ist, sollte man meinen, es würden hier Regeln gegeben, wie der Prediger, indem er für die Gemeinde sorgt, zugleich für sich sorge, und umgekehrt. Das wäre äusserst interessant gewesen, wiewohl auch das anziehend ist, was bewiesen wird, dass der Prediger für seine geistige und moralische Ausbildung sorgen müsse, um mit Nutzen auf die Gemeinde zu wirken. IX. *Das Amt des Religionslehrers ein schwieriges Amt.* Freylich nur Andeutungen sind es; aber voll Gewicht und Wahrheit. X. *Wie wird uns das Predigtamt erleichtert?* Eigentlich wohl bestimmter: wodurch erleichtern wir uns das Bestreben, recht viel Segen im Predigtamte zu stiften. XI. *Über Predigerberuf und dessen Wirksamkeit bey einer willigen Gemeinde.* Was bey den vorhergehenden Reden zuweilen fehlte, die Einschärfung der Pflichten, welche die Gemeinde zu beobachten hat, fehlt hier nicht. XII. *Werdet voll Geistes.* Am 20 Sonnt. nach Trinit.

Von den angehängten 8 Predigten behandeln die drey ersten das Thema: *Der Geist der Wahrheit wird kommen.* Die erste, welche mehr den Inhalt, als die Beweise dieser Hoffnung giebt, läst den Zuhörer etwas kalt; aber die dritte ist desto kräftiger und eindringender. Die vierte am 15 Sonnt. Trinit. verbreitet sich über die Worte: *Seyd ihr denn nicht viel mehr, denn sie?* In der fünften wird *das Erndtefest als Volksfest* dargestellt. Eigentlich sind doch wohl alle Feste Volksfeste in einem gewissen Sinne. Die sechste hat zum Hauptgedanken am 17 Sonnt. nach Trinit.: *Und sie hielten auf ihn.* Vielleicht muss doch wohl der Gedanke noch specieller genommen werden. Nicht der Fehler wird damit ausgedrückt, wenn man Gelegenheit sucht, um anderen zu schaden, sondern es soll damit das Lauern auf Gelegenheit bezeichnet werden, die der andere selbst giebt, um ihm wehe zu thun. Im zweyten Theile wird gezeigt, diess sey unedel, dünkelhaft, menschenfeindlich und gottlos. Ob nicht diese Unterabtheilungen einander zu nahe berühren? Ob nicht die erste und letzte die zwey übrigen schon in sich fassen? Die siebente am 19 Sonnt. nach Trinit. *Dir sind deine Sünden vergeben.* Die achte am 20 Sonnt. nach Trinit. *Vom hochzeitlichen Kleide* oder von der auf innere Eigenschaften sich gründenden Würde.

Wir haben den Inhalt aller dieser Vorträge angegeben, weil sie alle des Vfs. würdig sind. Klarheit, Ebenmass und Ründung des Stils sind, wie bekannt, Vorzüge des Hn. *Sch.* Nur einige Kleinigkeiten sind uns aufgestossen, z. B. zurückgelegte Amtsthätigkeit S. 15. Man spricht wohl von zurückgelegten Jahren, aber wohl nicht von zurückgelegter Thätigkeit. S. 8. Mangel *an* Theilnahme *an* den kirchlichen Versammlungen. S. 104. *Auf* bedeutenden Einfluss *auf* die Gemüther rechnen. S. 232 sich für (vor) Schaden wahren. S. 247. Hast du dir den Entschluss *zugeherrscht.*

— R —

LÜNEBURG, b. Herold u. Wahlstab: *Reden bey feyerlichen Religionshandlungen.* Nebst einer Vorerinnerung und Bemerkungen über die Abfassung dieser Reden von *J. W. G. Wolf*, Herzogl. Braunschweigischem Kirchenrathe und Domprediger. Erster Band, welcher Reden bey Trauungen und Taufen enthält. 1818. 356 S. Zweyter Band. Confirmationsreden. 1819. 480 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Diesen beiden Bänden, denen noch eine Sammlung ganzer Predigten nach der Vorrede folgen sollen, sind Bemerkungen über die Abfassung von Reden bey feyerlichen Religionshandlungen vorausgeschickt, bey denen wir uns etwas länger aufhalten müssen, weil der Vf. auf sie einen vorzüglichen Werth zu legen scheint. Mit Recht erklärt er es für einen Hauptfehler unserer kirchlichen Agenden, dass die bey Taufen und Trauungen vorgeschriebenen Anreden bloss gewisse allgemeine Wahrheiten enthalten, und bey aller Ungleichheit der Personen immer dieselben sind. Dadurch, meint er, müs-

ten sie ihren Werth verlieren, und könnten auf Herz und Gefühl nicht das wirken, was sie eigentlich wirken sollten. Denn es fehle dabey die erfoderliche Mannichfaltigkeit und die specielle Beziehung auf die jedesmalige Lage und die besonderen Umstände. Indessen ist diess nicht abzuändern, wie der Vf. sich selbst bescheidet, weil es unmöglich ist, für alle gedenkbaren einzelnen Fälle ganz passende Formulare vorzuschreiben. Und wo ist denn dem geschickten Prediger das Recht benommen, in einzelnen Fällen zu den vorgeschriebenen Formularen dasjenige aus eigener Meditation hinzuzufügen, was er jedesmal passend findet? Aber freylich, wie der Vf. mit Recht bemerkt, die Benutzung der persönlichen Umstände erfodert bey religiösen Reden die grösste Vorsicht. Sowie man bey einer feinen Behandlung derselben ungemein nützen kann, so wird man im umgekehrten Falle beleidigen und anstossen. Es sind goldne Worte, die sich alle Prediger sollten gesagt seyn lassen, wenn es S. 10 heisst: „Hat der Prediger nicht ein feines geübtes Gefühl des Schicklichen; hat er nicht die Gabe, zu unterscheiden, wie weit diese Persönlichkeiten berührt werden dürfen, versteht er nicht die Kunst, diese Sachen natürlich genug herbeyzuführen, und das, was er davon sagen darf, in ein anständiges und gefälliges Gewand einzukleiden: so wird er Unwillen erregen, und sich und die heilige Handlung der Verspottung aussetzen". Dass nun unter den Persönlichkeiten, deren kluge Behandlung empfohlen wird, besonders auch das moralisch-sittliche Betragen der jedesmaligen Personen berücksichtigt werden soll, ist allerdings sehr richtig. Aber gerade darauf würde Rec. nicht allein sehen. Denn sind die Personen als gute Menschen bekannt, so würde man, wollte man unaufhörlich rühmen, dem Verdacht der Schmeicheley sich aussetzen. Und wahrhaftig, wie sich weiter unten zeigen wird, in diesen Fehler ist der Vf. bey diesen gedruckten Reden verfallen. Er macht den Leuten gar zu viele Complimente. Und umgekehrt, sind die Personen, zu denen man solche Reden zu halten hat, nicht als gute Menschen bekannt: so würde jede Anspielung darauf erbittern. Der Vf. räth zwar, das Gegentheil der Fehler derer, die man im Auge hat, im Gewande allgemeiner Wahrheiten bey solchen Gelegenheiten vorzutragen. Allein wenn sie nun klug genug sind, werden sie nicht die Anspielung auf sich um so härter fühlen, je mehr sie darin Spott erkennen? Unserer Meinung nach ist es am besten, von Seiten des moralischen Charakters lieber alles Persönliche zu vermeiden, als durch vieles Lob oder grellen Tadel Schaden zu stiften, und mehr auf andere Umstände des Orts, der Zeit, der Familienvorfälle, des Glücks oder des Unglücks Rücksicht zu nehmen. Weiterhin werden nun Regeln gegeben, wie besonders Trau- und Tauf-Reden anziehend gemacht werden können. Recht zu billigen ist es, wenn er z. B. bey Traureden den Rath giebt, auf die Verschiedenheit Rücksicht zu nehmen, ob jüngere Personen getraut werden, die ihren Haushalt erst anfangen, oder solche, die sich zum zweyten Male verehelichen; ob ihre Eltern insgesamt oder zum Theil noch leben; ob sie zu einem zahlreichen oder nicht zahlreichen Familienkreise gehören; ob sie ihr häusliches Leben in gesegnetem Wohlstande, oder in mässigen Glücksumständen beginnen; ob sie die ersten oder letzten sich verheyrathenden Kinder des Hauses sind; ob sie ihren Geburtsort verlassen und künftig in der Ferne, oder in der Nähe des väterlichen Hauses leben werden. Indessen so gut diese Rathschläge sind: so wird man doch mit ihnen bald fertig werden, wenn man weiter keinen Vorrath von Ideen im Kopfe hat. Der wird Meister in der Sache seyn, der die Kunst versteht, Wahrheiten, denen man es auf den ersten Blick nicht ansehen sollte, mit der ehelichen Verbindung in einen überraschenden Zusammenhang zu bringen, und sie geschickt auf das eheliche Leben anzuwenden. Freylich gehört dazu eine nicht gemeine Combinationsgabe. Wir hätten gewünscht, dass der Vf. dazu eine Anleitung gegeben hätte. Wenden wir uns nun zu den vorliegenden gedruckten Reden selbst, bey denen wir aber kürzer seyn müssen, weil wir uns zu lange bey diesen Bemerkungen verweilt haben. Wir haben schon gerügt, dass in den meisten viel zu sehr gelobt und gerühmt wird. S. 75 heisst es gar: „Sie (es wird das Brautpaar angeredet) machen die in der That seltene Erfahrung, dass Ihr Ehebund einen ganz allgemeinen ungetheilten Beyfall findet. (Woher wollte der Vf. diess wissen, ohne die Stimmen gesammelt zu haben?) Sey Ihnen diess ein Beweis der ausgebreiteten Achtung und Liebe, welche ihre beiden Vaterhäuser und Sie selbst sich erworben haben; sey es Ihnen eine erfreuliche Vorbedeutung Ihrer musterhaften häuslichen Glückseligkeit und der herzlichen Theilnahme, die Ihnen jede gute Seele beweisen wird. Und wie uns Ihre weise Wahl so viel verspricht u. s. w. In diesem Tone des Lobens geht es fort. Heisst diess auf die persönlichen Umstände Rücksicht nehmen? Übrigens sind die Themata zu diesen Reden ganz gewöhnlich, und vom häuslichen Glücke, von den Verbindungen der Menschen u. s. w." hergenommen. Die interessantesten Reden bey solchen Gelegenheiten werden immer die seyn, wie wir schon oben andeuteten, welche irgend eine Lehre, Erfahrung, Bemerkung auf die vorliegende Handlung anwenden, und beides in einem neuen Zusammenhange darstellen, den man vorher nicht vermuthet hätte. Der Stil ist in diesen Reden edel und rein, daher dieselben Predigern wohl zu empfehlen sind.

— R —

Chemnitz, b. Starke: *Vaterlandspredigten und Reden*, gehalten von *J. H. G. Starke*, Oberprediger zu Briesen. 1819. 128 S. 8. (12 Gr.)

Diese Reden schliessen sich an die merkwürdigen Kriegsereignisse der Jahre 1813, 1814 und 1815 an, und behandeln eine Sache, über welche schon so

Vieles geschrieben und gedruckt worden ist. Es ist nicht zu zweifeln, dass auch Hn. St's Reden, wie er versichert, tiefen Eindruck gemacht haben, da sie sich durch Sprachfülle und kräftigen Ausdruck auszeichnen. Aber sie hintereinander zu lesen, ist darum ermüdend, weil es ein und derselbe Gegenstand ist, um den sich Alles dreht. Hiezu kommt, dass der Vf. nicht immer gewusst hat, jedem Ereignisse eine neue Ansicht abzugewinnen. So ist in den vielen Siegespredigten, die in dieser Sammlung sich finden, immer nur ein und derselbe Gedanke: Freude und Dank gegen Gott. Freylich lässt sich das nicht wohl abändern; der gewandte Kopf wird aber doch wohl Seiten zu finden wissen, wodurch er der Sache neues Interesse giebt. Wie gewöhnliche Gedanken aber hier ausgeführt werden, davon nur Einen Beweis! S. 79 steht eine Predigt zur festlichen Feyer der siegreichen Eroberung der Festungen Stettin, Torgau und Wittenberg, worin gezeigt wird: wie man durch frommes Hinblicken auf Gott die Freude des Herzens an diesem Feste heiligen solle. Der erste Theil, worin die Ursachen dieser Freude angegeben werden, gehört gar nicht zum Hauptsatz. Im zweyten, der viel kürzer ausgeführt ist, wird gezeigt, dass diese Freude durch Demuth, Dankbarkeit und Vertrauen geheiligt werde. Wie oft mögen diese Gedanken bey ähnlichen Gelegenheiten schon ausgeführt worden seyn! Überdiess würde Rec. statt des dunkeln Wortes „heiligen" ein anderes gewählt haben. In derselben Rede heisst es S. 80: „Und ist nicht auch Danzig gefallen, der Städte Fürstinnen Eine, die in Pracht und Herrlichkeit hinschaut von ihren Höhen auf das weite Meer, auf welchem sonst ihre Schiffe gingen in alle Welt, und Zeugniss gaben von ihrer Macht und von ihrem Glanze?" Wozu das in einer Predigt?

—R—

ALTONA, b. Hammerich: *Homiletisches Ideenmagazin.* Herausgegeben von Dr. *Bernhard Klefeker.* Achter Band. 1819. 284 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Materialien zum Kanzel- und Amtsvortrage, als Fortsetzung des homiletischen Ideenmagazins u. s. w. Fünfter Band. Mit einem Supplementhefte. (20 Gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1820. No. 54.]

Das homiletische Ideenmagazin, das mit diesem achten Bande beendigt worden, ist zu bekannt, als dass davon erst eine Anzeige seines Inhalts, und eine Würdigung seines Werthes nöthig wäre. Man kann dem Herausgeber das Zeugniss geben, dass er dadurch manchen Prediger wohlthätig unterstützt hat. Indessen freylich Magazin ist Magazin. Nicht Alles, was darin aufbewahrt wird, ist von gleichem Werthe. So auch in diesem 8 Bande. Manches könnte theils kürzer gefasst, theils gewiss reicher behandelt seyn. Das meiste Lob haben immer in diesem Magazine die eigenen Arbeiten des würdigen Herausgebers erhalten. Ausserdem darf man nur diese und jene Seite aufschlagen, um manches Schiefe und Gemeine zu finden; z. B. S. 193: Wie geschickt das Christenthum ist, die Bedürfnisse des inneren Menschen zu befriedigen 1) die formelle und materielle Bildung seines Geistes, 2) die Veredlung und Beruhigung seines Herzens. Gewiss, welcher Prediger so etwas nicht zu erfinden weiss, der verdient nicht Prediger zu seyn. Wodurch das Christenthum sie befriedige, das wäre schon eher der Mühe werth gewesen zu untersuchen. Ebendaselbst. Über den Werth und die Anwendung äusserer Ceremonien in religiösen Angelegenheiten statt relig. Ceremonien: 1) wir dürfen ihnen allen Werth nicht absprechen, 2) wir dürfen ihnen aber keine höhere Kraft zutrauen, als sie haben. Nun wissen wir es! Ebendaselbst. Wie machen wir uns des Segens theilhaftig, welchen die Auferstehung Jesu uns anbietet? 1) welchen Segen bietet sie uns an? (diess gehört nicht zum Thema), 2) wie machen wir uns dessen würdig? In der ersten Abtheilung werden die in den Kön. Hannöverschen Landen zu den gewöhlichen Pericopen hinzugekommenen Veränderungen und Erweiterungen behandelt; in der zweyten selbstgewählte Texte; in der dritten kommen Beyträge zu kleineren Amts- und Casual Reden vor, und in der vierten Miscellen. Der würdige Herausgeber bedauert in der Vorrede, dass sich in diesem Magazine für die epistolischen Abschnitte des neuen Sächs. Kirchenbuches und für manche anderen Materien keine Bearbeiter gefunden hätten.

— R —

NEUE AUFLAGEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Kleiner Briefsteller für Landschulen, nebst einer Erklärung gangbarer fremder, besonders auch Französischer Wörter, und hinzugefügter Aussprache der letzteren, zugleich brauchbar für Dorfvorsteher und andere Landleute.* Von J. C. F. *Baumgarten*, Oberlehrer an der Erwerbschule zu Magdeburg. Vierte verbesserte Ausgabe. 1819. VII u. 136 S. 8. (8 Gr.)

Berlin, b. Christiani: *Die diessjährige zu erwartende Witterung im Sommerhalbenjahre, vom Frühlingsanfange bis Ende October im Jahr 1819, nebst Vorerinnerungen über einige zur Witterungskunde gehörigen Gegenstände.* Von Dittmar, Königl. Professor u. Consistor.-Secretär. Zweyte unveränderte Auflage. 1819. VI u. 159 S. 8. (10 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Ernst Schulze's sämmtliche poetische Schriften.* Erster Band. 1818. XXIV u. 378 S. Zweyter Band. 1818. 365 S. Dritter Band. I. Poetisches Tagebuch. II. Reise durch das Weserthal. III. Psyche, ein griechisches Märchen. 1819. X u. 316 S. 8. (6 Rthlr.)

Es ist nicht die Eigenheit der *Schulze*'schen Poesie, den Zuhörer besonders in die Tiefe des Gefühls hinab zu ziehen, ihn in die Mannichfaltigkeit der innern Erscheinungen einzuweihen, oder das Dunkle, das im Gemüth vorgeht, zum Anklang und zum Bewufstseyn zu bringen, den leisen, geheimnissvollen Regungen, die in der Prosa keinen Ausdruck finden, Sprache und Melodie zu verleihen, sondern sie beschäftigt *hauptsächlich* den Hörenden mit der verschiedenen Einkleidung eines und desselben Gefühls, einer und derselben Stimmung, und zwar bey dem Gebrauch verschiedener, doch nicht sehr mannichfaltiger Bilder, fast in derselben Tonweise, nämlich der leidenden, liebevollen Sanftmuth, der bescheidenen, genügsamen Zärtlichkeit, wobey alle Abwechselung in der verschiedenen Wendung, alle äussere Schönheit in der grosen Geschmeidigkeit der Sprache, in dem gefälligen Wohlklang, in einer gewissen poetischen Suade besteht, worin sich das Theilnahme- und Liebesbedürftige Gemüth abdruckt. Der Gegenstand ist unbelohnte, unerwiederte, treue, auslöschliche (doch nicht heftige, leidenschaftliche) Liebe, die bey einem ziemlich engen Kreise von Gedanken und Phantasie so vielen melodiereichen, für sich bestehenden Liedern Daseyn giebt, dass wir von dieser Seite die Bildsamkeit des Dichters nicht genug bewundern können. Hätte er die ganze Stufenleiter der Liebe von Sehnsucht, Hoffnung, Zweifel und Genuss durchlebt, welche Fülle, welche wahre Mannichfaltigkeit von Liedern müsste dann nicht aus ihm hervorgeströmt seyn! Da indess der Geist im Schaffen seine Richtung einmal nach Aussen genommen hatte: so würden wir doch von ihm immer mehr Poesie des Ausdrucks als des unmittelbaren Gefühls erhalten haben, die bey allmählich abnehmendem Liebesschauer nach und nach wahrscheinlich immer mehr von Petrarka zu Wieland hinüber gewandert wäre. Ja mit den kühneren Ausdrücken der späteren Lyrik hätte vielleicht ein zweyter *Wieland* in neuer Verklärung aus ihm hervorgehen können, so wie er schon jetzt die meiste Ähnlichkeit mit ihm verräth. *Wieland* nähert sich aber bey der grösseren Beherrschung seines Gegenstandes mit der Gewandheit *seiner* Sprache mehr dem geselligen Witze; *Sch.* müsste, auch nach Veränderung seines jetzigen Gemüthszustandes, vermöge seiner sanfteren Beschaffenheit überhaupt, selbst in freyen poetischen Erzählungen, immer lyrischer erscheinen: so dass er von dieser Seite sein Vorbild wohl leicht übertreffen, aber in der heiteren Beweglichkeit schwerlich hätte erreichen können. Es wäre also ein Drittes, ein Ähnliches mit anderem Colorit, mithin doch etwas Eigenthümliches entstanden. Werke einer besonders kühnen und schöpferischen Phantasie aber hätten sich von seiner gemessenen Kraft, von seinem sanften und ebenen Wesen wohl nicht erwarten lassen.

Die ersten beiden Bände seiner gesammelten Schriften liefern die in gewisser Hinsicht merkwürdige *Cäcilie*, ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen, wovon neun Gesänge den ersten, und die übrigen den zweyten Theil ausmachen. Merkwürdig ist es schon als ein Gedicht von so grosem Umfange, wie jetzt selten eines erscheint, sodann merkwürdig als ein Beweis des fruchtbaren Fleisses, indem neben mancherley akademischen Beschäftigungen und zum Theil unter den Waffen gegen den Feind sämmtliche Gedichte des Vfs. entstanden, und endlich auch merkwürdig wegen des grosen Wagnisses, das in Absicht des Gelingens mit einem so grosen epischen Werke verbunden ist. Wer schon andere Gedichte des Vfs. kennt, der wird sich leicht daraus eine Vorstellung bilden, wie wohl ein Epos, und zwar mit einem Inhalte aus altchristlicher Zeit und aus so heroischen Bestandtheilen, beschaffen seyn müsse; er wird alles Gute erwarten, das die Milde, Anmuth und Geschmeidigkeit seiner Sprache, und seine zarte, edle Gesinnung hoffen läst: aber er wird auch fürchten, dass bey seiner Weichheit ihm ein fester Gang in der historischen Verknüpfung, und in der Ausführung die charakterische Bestimmtheit der mannichfachen Einzelnheiten fehlen möchte. Und diess ist hier allerdings der Fall. Der Sänger ist lieblich und angenehm, und selbst glühend-lebendig, wo er von seiner Herzensangelegenheit, von der bescheidenen Liebe spricht: denn der Tod seiner Cäcilie war es, der in ihm den Gedanken erzeugte, sie durch eine andere, im Gedicht lebende, zu verewigen; er ist reizend und malerisch-schön, ja selbst phantasiereich, wo es auf die Beschreibung und Ausstattung äusserer Erscheinungen ankommt; aber

wir vermissen bey ihm die feste Zeichnung einer sichern Hand, die tiefe Auffassung eines ruhigen und scharfen Blicks, und die nöthige Selbstbeherrschung in Verfolgung des vorgesetzten Gedankens und Gegenstandes. Wie bey einer Oper von schönen Decorationen, süßen Melodien und mancherley Wundererscheinungen gereizt und eingenommen, sehnt sich doch der Geist bald nach dem Kern des wahren dramatischen Lebens; die Phantasien kommen uns allmählich träumerisch, die zarten Gefühle weichlich und die beschriebenen Scenen in ihrer Ausführung weitschweifig vor; ja bey dem Mangel an Haltung, an Mäßigung und ökonomischer Berechnung beschleicht uns am Ende noch der Überdruss mit der Vorstellung des Eintönigen und dem Verdacht kreisförmiger Wiederholung. — Wir wollen jetzt den geschichtlichen Gang durch das Gedicht zu verfolgen und anzugeben suchen, und auf die Mängel und Vorzüge nach Gelegenheit hindeuten.

Der *erste* Gesang beginnt mit einem Traume oder Nachtgesichte der Phantasie, das von der epischen Erzählung dessen, was wirklich vor unseren Augen als Anfang der Geschichte vorgeht, so wenig gesondert ist, dass sich der Leser erst selbst mit allem Fleisse hineinträumen muss, ohne von dem Feuer des Dichters zum Schauplatze fortgerissen zu werden. Kaum ist uns die wirkliche Geliebte des Dichters verschwunden: so sehen wir eine andere Cäcilie, die mit einem Sänger, Reinald, gefangen zu Schiffe, nach der Küste Dänemarks geführt, zum Opfer am Flammenherde der heidnischen Hertha bestimmt und dann mit Hülfe des Sängers durch ankämpfende Christenschaaren befreyt wird. Die heidnische Priesterin und Zauberin Thorilde spricht über den Deutschen Heerführer Adelbert den Fluch aus, dass er den Bruder morden würde.

Der *zweyte* Gesang führt Cäcilien zur näheren Bekanntschaft mit Adelbert, womit es aber wie bey Werner in der Weihe der Kraft sehr schnell zugeht: sie blickt ihn an, seufzt: o Gott, mein Traum, er tritt ins Leben! und sinkt ohnmächtig in — Reinalds Arme. Dieser ist nämlich ihr nicht *erhörter* Liebhaber und dient dem Vf. zum Ausströmen seiner eigenen Empfindungen, wobey es nicht an schöner, herzgewinnender Poesie fehlt. Adelbert weint, dass sie Erinnerung spreche (?), er fühlt bey ihrem Anblick Schmerz und Vergnügen, und — eilt zu seinem Heere. Wie er sie nachher hinüber zum Schiffe führt, heisst es von ihm — (man merke, wie unbestimmt, fast unfasslich diess ausgedrückt ist!)

Wie war von zartem Leide
Sein Blick so feucht, wie war sein Blick so klar
Vom Glanz der reinen Luft! Wie schmiegte leis' um beide,
Gleich *duft'gem Mondenlicht und fernem Harfenlaut*,
Die heil'ge Sehnsucht sich, des Glaubens keusche Braut!

Nacht und Meer wird beschrieben, und hier treffen wir wieder auf manche herrliche Stelle. Thorilde fährt mit dem Dänischen Helden Skiold herauf, verbindet sich in Liebe mit ihm, ruft die Gefallenen ins Leben zurück, um die Götter zu rächen, und sagt, dass Alles auf die Bewahrung eines Kleinods ankomme. Ein heiliger Rosenkelch, mit mächtiger Kraft begabt, befinde sich zu Lethra (der Residenzstadt Dänemarks), welcher jeden tödte, der ihn berühre. Odin herrsche, so lange sein Volk am Duft desselben sich labe. — Sie erregt einen fürchterlichen Sturm.

Es pfeift und saust und heult und kracht und wüthet (!)
Blitz kämpft mit Blitz, die Flut verschlingt die Flut;
Aufwogend thürmt die Nacht sich um die Glut,
Auf Donnern thront der Tod, der Zwietracht Hohn gebietet
Von Stürmen laut herab; in rothem Feuer brennt
Der Wellen schwarzer Kampf; die Woge schlägt den Himmel,
Der Himmel sinkt aufs Meer, und keine Grenze trennt
Jetzt Luft und Flut und Land im rasenden Getümmel.

Eine Woge ruft den Sänger Reinold vom Verdeck. Beym Versinken des Schiffes stürzt Adelbert, Cäcilien umfassend, in die Fluth.

Im *dritten* Gesange müssen wir es dem liebenden Jünglinge zu Gute halten, wenn er mitten im Kampfe der Wogen noch an die Berührung der Herzen denkt, und von Adelbert sagt:

Fühlt er nicht bang und *warm*
Selbst in der Fluth ihr *Herz* an seinem *Herzen beben*?

Aber kaum zu verzeihen ist die Vorstellung:

neuer Muth *entzündet*
An ihrem Reize sich.

Nachdem er, ans Land getrieben, sie mit Früchten des Waldes erquickt hat, wobey himmlisches Lächeln auf ihrem Antlitz nicht gespart wird, verlobt sie sich mit ihm, *um jenseit mit ihm vereint zu werden*; denn er will sie nicht mit in sein Geschick, das ihm Tod verheisse, verflechten. Sie erzählen nun einander ihre früheren Schicksale, und wie sie nach Dänemark gekommen. Eine Fee hat ihn aufgefodert, den Heiden die Rose, die aus dem Dornenkranze Christi stamme, wieder zu entreissen; doch dürfe nicht Liebe mit irdischem Hauche (!) sein reines Herz berühren; er sey dem Tode und Gott (!) geweiht. Er weiss seine Ältern nicht; *sie* hat die ihrigen früh verloren. Um die im Walde geraubte Schwester Adelheit zu suchen, hat sie sich mit ihrem Jugendgespielen Reinald aufgemacht, ist in Gefangenschaft und so nach Dänemark gerathen. — Indem sie so reden, zieht Thorilde mit einem Heere nach Lethra vorbey. Ihr Entschluss ist gleich gefasst. Sie gehen heimlich nach, finden auch die Thore unbesetzt, und den Dom offen, so dass sie nur die Hand nach der Rose auszustrecken brauchen. Doch kommen die Heiden noch zu rechter Zeit, und sie werden in ein tiefes Gefängniss geworfen. — Wie romanhaft ist hier Alles aufs Gerathewohl hingedichtet!

Im *vierten* Gesange ficht Skiold mit Adelbert; der Kampf bleibt indess unentschieden. Ein anderer soll ihn darauf heimlich morden, aber er weigert sich. Unterdess kommt der todtgeglaubte Sänger Reinald, von einer Erscheinung belehrt und von Elfen geleitet (!) zur Stadt. Der König hört sein Harfenspiel, zeigt ihm seine Schätze, und ertheilt

ihm nun den Mordauftrag. Ein Pferd soll ihn dann schnell forttragen; Reinald aber bittet, *drey* Pferde bereit zu halten, weil ein Freund und ein treues Liebchen ihm nach Dänemark gefolgt sey, die er nicht im Stich lassen könne. Der König — man denke! — bewilligt diese auch, und natürlich entführt er nun damit die Gefangenen. Welch ein Mangel an Erfindung, welche Unbekanntschaft mit der Welt!

Im *fünften* Gesange folgt wieder die Beschreibung eines Sturmes. Im Unwetter ein Obdach suchend, finden die Fliehenden in einen alten Thurm Adelheit, Cäciliens Schwester, mit Biarko, dem Dänischen Königssohne, der als Christ von Frankreich wiederkehrte, sie als Gefangene an seines Vaters Hofe kennen lernte, sich um ihre Liebe beworben, und, nachdem er mit dem Verweser des Reichs vergebens um die Krone gekämpft, hieher die Flucht genommen hatte. Also abermals Gewalt und Liebe, Kampf und Errettung. Doch sieht man den Dichter in willkommener, lieblicher Klarheit, sobald er sich, wie hier, Liebesverhältnissen und dem Familienleben nähert.

Sechster Gesang. Die fünfe führen in der Burg ein angenehmes Liebeleben (wobey im Namen des Dichters Reinald unter den Genügsamen der Allergenügsamste seyn muss), bis die Krieger des Deutschen Kaisers sich zum Kampf wider die Heiden in der Nähe versammeln. Während die beiden Ritter sich zu ihnen verfügen, liest Reinald den Frauen aus einem aufgefundenen alten Buche die Sage vor, wie hier einst ein Engel der Gemahlin Jarls als einer heimlichen Christin, die Kreuzesrose zum Schutz verliehen, und wie die Zauberin Swanwiethe ihr solche entrissen. Diese *eingreifende* Episode ist hier recht gut eingewebt, und indem der Vf. dem Ton der alten Sage nachstrebt, kommt er mit einer gedrängteren Sprache gerade in die rechte Weise. So müsste das ganze Epos abgefasst seyn, wenn es der Zeit, woraus der Stoff entlehnt ist, einigermasen gleichen sollte.

Siebenter Gesang. Die beiden Ritter, Adelbert und Biarko, retten unterwegs einen Deutschen aus grossem Kampfgedränge, und erkennen, im Lager angelangt, in ihm den Kaiser. Dieser wird aber jetzt gegen die Hunnen zu Hülfe gerufen, und sieht sich nun nach einem andern Heerführer um. Da diesem indess die Auslegung eines Traumes Sieg und Tod verkündigt: so will sich keiner dazu finden, und es verräth wohl wenig altdeutsche Gesinnung und christliche Begeisterung, wenn es heisst:

Der Bischoff sprach's, und fromm und düster stand
Der Ritterkreis umher, und Jeder dacht' im Herzen
An seine zarte Braut, an's theure Vaterland,
An manche treue Brust, die lange schon mit Schmerzen
Den Fernen heimgewünscht. Wie schwer die bittre Schmach
Auch jeden ängstete, kein Held erstand und sprach.
O Leben, blüh'nde Lust! wie scheint uns Hoffnungsvollen
Dein Reiz so arm, so reich, wenn wir dich meiden sollen!

Adelbert ist es, der sich zum Heerführer meldet, um jenseit durch die Liebe Cäciliens dafür belohnt zu werden.

Und weil er liebt, verachtet er das Leben,
Und will das Schöne nur, und nicht die Lust erstreben.

Im *achten* Gesange fallen ihm indess die im Thurm Zurückgelassenen ein, er übergiebt also für jetzt die Heerführung einem anderen und reitet zurück; allein er findet Alles zerstört und von den Zurückgebliebenen keine Spur. Wieder umkehrend trifft er die Deutschen mit den Heiden im harten Kampfe an, denen er noch mit Noth den Sieg entreisst. Hier hat der Vf. auf die Schilderung vieler einzelner Gefechte, den Homer vor Augen habend, grossen Fleiss verwandt, und ihnen wirkliche Anschaulichkeit verliehen, so dass der Leser sich ganz am Kampfgewühle ersättigen kann.

Mit dem *neunten* Gesange befinden wir uns in einer Art von Unterwelt, worin die Zaubermacht der Thorilde jene drey aus dem Thurme versenkt hat. Wie die vorkommenden, oft zur Unzeit eingestreuten Bilder und Gleichnisse, statt zur bestimmten Auffassung beyzutragen, häufig selbst wieder ins Unbestimmte und Allgemeine zerfliessen, davon erhalten wir hier abermals ein Beyspiel, indem das Wiedererwachen aus der Betäubung beschrieben wird (!)

Doch als sie lange nun geharrt in stummer Qual,
Da hob Cäcilie zuerst aus niederm Staube
Den Geist empor. Stets mächt'ger wuchs der Glaube
In ihrer Brust, stets heller ward der Strahl
In ihrem frommen Blick. *So fliegen Feuerfunken
Weit über Berg und Thal, vom Sturm herangeweht,
Helleuchtend durch die Nacht.* Und auf die Knie gesunken
Begann sie so das brünstige Gebet.

Jetzt folgen die herrlichsten Schilderungen von Fluren unter Bächen, unter funkelnden Gesteinen in der üppigsten, freylich ohne gehöriges Zusammenwirken allzu reichen Fülle. Ein Zwerg geleitet sie und lehrt, wie aus den glänzenden unterirdischen Strömen sich die blühende Oberwelt entwickelt — in der That eine recht angenehme Vorstellung der Phantasie! Hier entsteht der Wunsch, dass der Vf. sich lieber ganz ins Mährchenhafte möchte begeben haben, das dem Schimmerreichen seiner Poesie mehr zusagt. — Nachdem sie zuletzt wie in einem Spiegel die ganze Welt, die Zukunft, die Ausbreitung des Christenthums und sich selbst verklärt erblickt haben, entschlummern sie. Damit endigt der *erste Theil* des Gedichtes.

Im *zweyten Theile* erblicken wir im *zehnten* Gesange wieder einen irrenden und suchenden Ritter. Biarko ist es, der mit Adelbert sich zum kämpfenden Heere der Deutschen gesellte. Er sucht seine Adelheit, findet in einer Einsiedlerhütte einen alten Kampfgenossen, mit dem er darauf Nachts im Walde das wüthende Heer der Jagdgespenster bekämpft, was dem Dichter wieder zu malerischen Schilderungen herrliche Gelegenheit giebt. Am Morgen tanzen die Elfen um sie her, und geleiten sie auf einem Strome zur Höhle, wo sie einfahrend Adelheit, Cäcilie und Reinald wieder finden. Die Freude des Wiedersehens ist aber nicht mit sorgsamen Zügen und in der

gehörigen Folge gezeichnet, sondern so mit Farbe überschüttet, dass eins wieder das andere verwischt, und die Aufhäufung von selbst ein prosaisches Aufzählen wird.

Und Alles zeigt sich jetzt, was in dem sel'gen Kranz
Der Liebe blüht, die tief empfund'ne Stille, (!)
Das Flüstern süsser Huld, der Blicke feuchter Glanz,
Der milde Thränenstrom, wovon die reiche Fülle
Des Herzens überquillt, der Seufzer zartes Flehn,
Der Augen leises Nahn und scheues Niederfehn,
Demüth'ges Knien und anmuthsvolles Neigen,
Und holdes Eingestehn und holderes Verschweigen.

Für Cäcilien, sollte man glauben, müsste es jetzt das Erste seyn, nach ihrem Geliebten zu fragen, aber davon ist mit keinem Worte die Rede; sie betet und fleht um Glück. So vergisst der Vf. über der Ausschmückung öfters das Wesentlichste. — Vom Zwerg beschenkt kehren nun alle auf die Oberwelt zurück. Im Feldherrnzelte findet Cäcilie Adelbert schlummernd, noch ermattet vom Kampf. Sie erweckt ihn, und Reinald, der immer den Zuschauer spielt, stimmt abermals ein Lied an. — Wohl wird man gewahr, wie in dem einen Paar die reine, geistige Liebe, und in dem anderen die irdisch-glückliche dargestellt werden soll; aber jene ist noch zu leer, nicht seelenvoll, nicht geistig-thätig, in Betrachtungen nicht schwärmerisch genug (um für ein Musterbild zu gelten, und die andere erscheint gegen sie in zu geringem Abstande. Es sind Andeutungen, keine vollendeten Gemälde.

Im *eilften* Gesange wird der Heereszug der Deutschen unter Adelbert geschildert. Zerstörung des Götzenbildes vor Lethra, christlicher Gottesdienst und Abendmahl.

Zwölfter Gesang. Schlacht, eine *Menge* Gefechte, wobey der Sänger indess nach Möglichkeit für Abwechselung gesorgt hat. Cäcilie fleht den Sieg herbey; Reinald wird gefangen.

Im *dreyzehnten* Gesang wird als Episode die Nordische Sage vom fluchbeladenen Thyrfingschwerte, das zuletzt auf seinen eigenen Herrn zurück fällt, sehr gut erzählt, und gewinnt bey geringerer Ausschweifung im Vortrage die Aufmerksamkeit des Lesers in einem höheren Grade. Thorilde findet sie im Runenbuche, in welchem sie für die besiegten Dänen Rath und Hülfe sucht.

Im *vierzehnten* Gesang holt Skiold, Nachts durch das Lager der Christen schreitend, wo Alles schläft (bis auf drey Schwestern, die ihrem Bruder, dem Herrn vom Egloffsteine ein Schlummerlied singen), über's Meer her das Schwert aus dem Grabe eines Helden — ein Abenteuer voll Grausen und Lieblichkeit, dem die Phantasie lieber folgt als wüstem Schlachtgetümmel. Viele herrliche Stellen liessen sich davon anführen, wenn es der Raum hier gestattete.

Im *funfzehnten* Gesange verweilt sich der Dichter wieder zu lange beym Traume Adalberts, dem er das ewige Leben zeigt. Seine eigene Sehnsucht ist es, die hier wieder zu mächtig eingreift, wesshalb er auch von sich selbst hinzufügt:

Dort reicht auch ihr mir freundlich einst die Hand,
Wenn meinen Schmerz kein süsser Wahn betrogen,
Du, die das Grab schon lange mir entzogen,
Du, die so streng im Leben mich verbannt.
Wohl wird schon jetzt mein Kummer dort gewogen,
Mein Herz geprüft, und *meine Treu' erkannt.*
Dort wird kein Tod die Seelen ferner scheiden,
Und nicht das Herz mehr, weil es liebte, leiden.

Auf dem Wege zum Heere trifft Adelbert in einer Höhle auf einem Drachen, der einen schlafenden Ritter bedroht. Als er ihn niedergekämpft hat, erkennt er im Geretteten Skiold, der ihm darauf zum Dank und Andenken das Zauberschwert für das seinige giebt. (?)

Sechszehnter Gesang. Thorilde reitet bey Nacht in Reinalds Ritterschmuck in das feindliche Lager, wo Alles schläft, (!) um das Zauberschwert wieder zu holen. Bey Adelberts Anblick wird sie inne, dass er der einst geraubte (!) Bruder ihres geliebten Skiold ist; sie schwankt zwischen Zorn und Liebe, ob sie ihn tödten solle (eine Stelle voll seelenvoller Zartheit!), und Cäcilie, plötzlich mit unruhevoller Ahnung hereintretend, verhindert sie noch am tödtlichen Streich. Drauf mit dem sicher tödtenden, Kampfwuth verleihenden Schwerte fliehend, geräth sie, täuschend und getäuscht, mit ihrer eigenen Mutter, Swanwithe, die aus tiefer Verborgenheit der Stadt zu Hülfe eilt, in nächtlichen Streit, und erschlägt sie, meinend, sie habe den Christengott erschlagen. — Mit Vergnügen bemerkt man, wie die Begebenheiten im zweyten Theile sich gedrängter aneinander reihen, wie sie mehr unmittelbaren Zusammenhang gewinnen, und wie die gern abschweifende und in Düften sich berauschende Phantasie des Dichters allmählich dem rechten Pfade, der rechten Weise sich nähert, und das rechte Mass trifft.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Gotha, in der Beckerschen Buchhandl.: *Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger.* Nebst einer kurzen Einleitung in die Naturgeschichte. Von *Friedrich Kries*, Professor am Gymnasium zu Gotha. Vierte, sorgfältig durchgesehene und verbesserte Auflage. 1820. XII u. 180 S. 8. (18 gr.) Die erste Auflage dieses Buches erschien 1803 und die öfteren Auflagen bewähren die Brauchbarkeit desselben.

Breslau, b. W. Gottl. Korn: *Handbuch für Reisende nach dem Schlesischen Riesengebirge und der Grafschaft Glatz, oder Wegweiser durch die interessantesten Parthieen dieser Gegenden.* Bearbeitet von *Friedrich Wilhelm Martiny.* Nebst einer kleinen Postcharte von Schlesien und 2 Kupfer. Zweyte vermehrte Auflage. 1818. XIV u. 518 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

SEPTEMBER 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Ernst Schulze's sämmtliche poetische Schriften* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im *siebzehnten* Gesange erklärt Thorilde nach Ermordung ihrer Mutter (?) das Christusbild für die siegende Macht; doch ruft sie noch die Hölle um Beystand an, die indess, als nur am Verderben sich erfreuend, ihr keine Hülfe schuldig zu seyn glaubt, worauf sie über getäuschte Hoffnung und über ihr Jugendleben empfindsame Betrachtungen (!) anstellt. — Adelbert geht zu den heiligen Höhen, um zu beten, und, da er Cäcilien erblickt, „ergreift gewaltig ihn unredliches Verlangen, in seinen Augen flammt der Liebe kühnster Brand!!" sie, davor erschreckend, ruft in ihm die Besinnung zurück. — Hier scheint uns das ganz unpassend. Wenn dieser „dem Tod und Gott" geweihte Held noch in der Tugend wanken sollte, wäre es wohl rathsam gewesen, eine schicklichere Zeit dazu zu wählen, und ihn nicht erst kurz vor dem Tode noch den Mortimer spielen zu lassen.

Im *achtzehnten* Gesange erfolgt zwischen Adelbert und Skiold ein Zweykampf, worin jener diesen, seinen Bruder, tödtet, und zugleich in das Schwert desselben stürzt. Die Mutter erscheint in den Wolken, und segnet sie. Die Christen siegen, Lethra geht in Flammen auf, Thorilde versenkt sich in das Meer. Der Tod beider Helden ist mit manchem theatralischem Schmuck umgeben, der Erfolg aber für beide Völker nur mit wenig Worten ausgesprochen. Diess wird indess im

Neunzehnten Gesange nachgeholt. Cäcilie, von einem Traume begeistert, stellt sich als eine Jungfrau von Orleans an des Heeres Spitze, und, wie diese, spricht sie:

Nicht treibt mich Durst nach irdisch eitler Ehre,
Zu seinem Ruhme nur hat mich der Herr gesandt;
Was frommt (?) dem mächt'gen Gott das Schwert gewalt'ger Heere?
Ein Wink, ein Blick von ihm zertrümmert Stadt und Land.
Was mir beschieden ist, kann Jeder mit erwerben:
Ein Kämpfen ohne Furcht, ein glorreich frommes Sterben.

Die Stadt wird erstürmt, Biarko nimmt wieder von seinem Reiche Besitz, Cäcilie erobert die Rose. Von dieser hiess es anfangs, sie wäre es, die den Heiden solche Macht und Sicherheit verliehe, und jetzt wird sie nicht eher genommen, als bis der Feind besiegt ist. Hier vermisst man, wie in manchen andern Dingen, eine sichere Durchführung des Plans. — Reinald, der Sänger, wäre bald ganz in Vergessenheit gekommen, doch jetzt hat Cäcilie ihn aus den Banden der Gefangenschaft wieder befreyt.

Der *zwanzigste* Gesang enthält zum Schlusse noch die Feyer des Sieges, zu der auch der Kaiser eintrifft. Am Altare sitzt — Adelbert, noch lebend (!), aber mit verklärtem Angesicht, eine Lilie in der Hand. Cäcilie, die Rose emporhaltend, eilt herzu, und

Der erste sel'ge Kuss, den ihre Lipp' ihm giebt,
Enthüllt ihm zagend (?) jetzt, wie sonst sie ihn geliebt.

Der Weihespruch des Bischoffs verbindet sie, und als an Reinalds Harfenspiel der Saiten zarteste mit leisem Hall zersprungen,

Da wusste jedes Herz, jetzt sey das hohe Ziel,
Des Sieges schönster Preis, der Tod in Gott, errungen.

Eine Wolke kommt, und nimmt die Seelen auf. Die Körper werden von dem Fürsten selbst bestattet, und Reinwald pflegt der Rose auf ihrem Grabe, bis auch ihn des Todes Schlummer überschattet.

Nach dieser gegebenen Skizze wird jeder leicht erkennen, dass das Ganze, bey allem Reichthume an glänzenden Schönheiten, doch den Foderungen der Kunst nicht genügt, die sie an ein solches Werk machen muss. Die einzelnen Theile sind zu wenig zu einem harmonischen Einklange verbunden, Geister und Menschen, Völker und Helden, Handlung und Zufall nicht gehörig in Wechselwirkung gebracht, nicht folgerecht, nicht entsprechend genug zu einem organischen Gebilde verwebt, und vor allem nicht genug mit Vermeidung des Überflüssigen und Störenden zu den vorgesetzten Hauptpuncten, *Cäcilie* und der *Rose*, zusammengehalten. So erscheint das Gedicht nur als ein grosser Tummelplatz zur Vorübung der Kräfte, woraus bey längerem Leben des Dichters noch manches Gelungene in seiner Art hätte hervorgehen können.

Dasselbe bestätigen auch die übrigen im dritten Band gesammelten Gedichte. Die *Stimmung*, worin er dichtete, konnte zwar sein Gefühl eher wecken, und ihn früher zu einem Dichter machen, als er ohne sie in dieser Art Vollendung würde geworden seyn; aber sein ganzes Talent entwickeln konnte sie nicht. So ist es also nicht zu verwundern, dass bey der schon ohnehin wirklichen Einseitigkeit, die die Natur ihm im voraus bestimmte, seine Poesie *jetzt* noch vollends sehr eintönig erklingen muss, da nur

Eine Empfindung sie beseelt, nur Ein Gefühl ihn eben so sehr begeistert als beunruhigt und peinigt. Vor Leerheit sichert ihn der warme Antheil seines Herzens, aber die Fortdauer desselben Bedürfnisses treibt ihn zu Wiederholungen, seine Weichheit setzt ihn zuweilen in Gefahr, fast bildlos und gestaltlos zu verschwimmen. Dieser Gefahr ist er in der weiteren Form, wie die Stanze, eben, weil sie der Liebesuade am meisten zusagt, mehr ausgesetzt, als in der engeren.

Welch Schicksal hier die Götter mir bereiten,
Ich weiss es nicht, und mag es nicht erspähn.
Mir ward bestimmt, *durch Dunkel fortzuschreiten*,
Verschleiert nur die schöne Welt zu sehn.
Ein Licht nur glänzt, mich durch die Welt zu leiten,
Und schwindet nie, wie auch die Stürme wehn.
Mein Herz erkennt, woher sein Glanz mir schimmert,
Wohin es ruft, das hat mich nie bekümmert.

Schöner durch ein bestimmteres Bild ist schon die folgende Stanze, doch *auch* nicht frey von Wiederholung:

Denn wie der Herr zu jenem sel'gen Kinde
Die Weisen einst durch fernes Land geführt,
So folg' auch ich, *wie auch der Pfad sich winde*,
Wie auch das Ziel im Dunkel sich verliert.
Eins weiss ich doch, dass ich ein Kleinod finde,
Das selbst den Schmerz mit goldnen Strahlen ziert (?),
Den schönern Ruhm kann mir das Herz erwerben,
Als treu zu seyn im Leben und im Sterben.

So schlingt sich derselbe Gedanke mit Wohllaut durch funfzehn Stanzen fort. Kräftiger ist die Wirkung in engeren Versen, besonders wenn noch die Zusammenhaltung durch kurze Gegensätze dazu kommt.

Flieh ich dich, so muss ich leiden;
Leiden, wenn ich dich *erblicke*;
Immer zwischen Sehn und Meiden
Schreckt mein Herz im raschen Streit,
Und mir naht, wohin ich blicke,
Leid im Glücke,
Glück im Leid.

Weil der Tod ihm die Geliebte entzogen, wandte er nun seine Neigung auf ihre Freundin, doch so, dass beide in einem Bilde zusammenschmolzen.

Wie Ros' und Duft ihr Bündniss nimmer trennen,
Sobald der Kelch entblüht dem holden May,
Und, sind auch Ros' und Duft im Namen zwey,
Du denkst den Duft, willst du die Rose nennen.

So lieb ich zwey; doch kann ich nicht erkennen,
Ob diese dort, ob hier die andre sey.
Und bleib ich stets auch *einer* Liebe treu,
Zwey Flammen sind's, die mir im Herzen brennen.

Ob auch der Duft den weiten Himmel füllt, (!)
Er schwindet nie aus jenen sel'gen Blüthen,
Die ihm der Lenz zur zarten Wieg' erkohren.
So muss auch mir ein einz'ges lichtes Bild
Ein doppelt Leid, ein doppelt Glück mir bieten,
Das nah mir weilt, und das ich längst verloren.

Unter so endlos forttönenden, wenn auch lieblichen Klagen, ist es eine wahre Erholung für den Leser, wenn er einmal auf einen anderen Gegenstand, oder auf kräftigere Stellen trifft, wie S. 23, wo Napoleons Schicksal besungen wird.

Denn als verführt von seinen Lügengöttern
Dem Thron der Welt der schnöde Knecht genaht,
Da dachte Gott den Götzen zu zerschmettern,
Und sandte Gluth und Frost auf seinen Pfad;
Und er gebot den Stürmen und den Wettern,
Hinwegzuwehn des Frevels stolze Saat.
Da sank sein Herz, und *an dem Riesenwerke*
Erzitterten die Säulen seiner Stärke.

Übrigens steht der Vf. in Kriegsliedern gegen andere, wie sich deren nicht wenige in der letzten kriegerischen Zeit mit Glück vernehmen liessen, sehr an Kraft zurück, wovon das Jägerlied S. 60 und der Abschied S. 26 Beweis giebt. — Auch in muntern, scherzhaften Liedern hat er sich versucht, worin die Anmuth des Ausdrucks Naivetät und Laune mit gefälliger Grazie begleitet, und es zu keiner Ausgelassenheit kommen lässt, wobey noch überdiess der oft besungene Schmerz durchschimmert, wie S. 103, wo er von Amor sagt:

Hab' ich doch an manchen Tagen
Zu der Liebsten ihn geschickt,
Diess und jenes ihr zu sagen,
Was mir lang das Herz gedrückt.
Grüssend kam er heimgeflogen:
Doch zu bald nur sah ich klar,
Dass der Schelm mich doch betrogen
Und nicht einmal dorten war.

Mit Vergnügen wird man hin und wieder, wie S. 189 in dem Gedichte an den Hofrath I —, den freyer beobachtenden und tiefer denkenden Geist gewahr, der die Phantasie des Dichters bey längerem Leben wahrhaft bereichert, und zu mannichfachen Dichtungen genährt haben würde. — Als schön im Ausdruck bescheidener Sanftmuth liessen sich in dem *poetischen Tagebuche* viele Herzensergiessungen auszeichnen, wie z. B. die Vergleichung zwischen Lerche und Nachtigall S. 94, die Reiseerinnerung S. 174 und das Sonett S. 195; ganz werthlos ist von den Gedichten fast kein einziges, nur darf man, wenn man sie geniessen will, nicht zu viele auf einmal in das Gemüth aufnehmen. — Noch eintöniger als der erste Abschnitt ist der zweyte: *Reise durch das Weserthal*, weil zur gleichförmigen Stimmung noch dieselbe immer fortklingende Form des Sonetts hinzukommt, und bey den wechselnden Gegenständen, die besungen werden, der Inhalt doch ziemlich derselbe bleibt.

Der dritte Abschnitt: *Psyche*, ein Griechisches Mährchen in sieben Büchern, angefangen im Sommer 1807, das die bekannte Fabel von Amor und Psyche mit geschichtlicher Erweiterung und malerischer Ausschmückung nach eigener Vorstellung in freyen Versen behandelt, offenbart ganz vorzüglich die grosse Geistesverwandschaft des Vfs. mit *Wieland*, aus welcher seine vorherrschende Neigung für diesen Dichter erst hervorging, bey dessen Nachahmung aber hier besonders der Jüngling in der Gewalt über die Sprache, in der Leichtigkeit der Bewegung, in der Geschicklichkeit der Versverschlingungen und im Ausdruck der Laune und des heitern Witzes noch viel hinter seinem Meister zurückbleibt. Auch der Schüler giebt sich gern sinnlichen Reizen hin, und beeifert sich, sie zu schildern; ja er scheut sogar

die schwelgerische Wirklichkeit ihres Genusses nicht.

— — — Sie kam, die seligste der Stunden,
Der Schönen holdes Auge bricht
In süsser Luft. Mit heissen Armen
Umfasst er sie; an ihrer warmen,
Hochaufgeschwellten Brust fühlt sie die seine glühn.
Ach, sie versucht nicht mehr zu fliehn;
Sie kämpft nur noch mit matten Bitten.
Ihr schwindet und ihm mehrt sich stets der Muth;
Sie weicht, sie sinkt, es mischt sich Gluth in Gluth,
Und die Natur hat ihren Sieg erstritten.
Betäubt vom wonnigen Genuss
Sank in des Siegers Arm die Schöne.
Ein süsses Schmachten folgt. Nur leise Liebestöne
Und mancher sanft geraubte Kuss
Verkünden ihre Lust. Wie eine reine Quelle
Vom Felsenhang sich schäumend niedergiesst,
Doch plötzlich wieder sanft durch ihre Ufer fliesst
Und nur zuweilen noch aufhüpfend mit der Welle
Des Randes Blumen netzt, so schmolz der Wonne Glühn
In süsse Ruh. — —

Schon diese Stelle kann beweisen, dass der junge Dichter, wäre ihm eine längere Frist vergönnt gewesen, allerdings wohl auf einen Theil des Kranzes, der sein Vorbild schmückte, hätte Ansprüche machen dürfen, dass er aber alsdann auch den Tadel hätte theilen müssen, der nicht selten den Meister traf. Und überhaupt könnte man, abgesehen von dem Werthe der *Schulzeschen* Poesie als Gattung, wohl noch die Frage aufwerfen, ob es auch für unser weichliches, übermusikalisches und mystisches Zeitalter sehr heilsam oder wirksam seyn würde, sich oft in solchen Blumendüften zu berauschen, und die ermattenden Gefühle oft an solche weich sich umhüllende Liebes- und Leidens-Stimmung hinzugeben! Als Rathgeber in der Wahl poetischer Lectüre möchten wir hier doch einiges Bedenken tragen.

T. Z.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Rücker: *Entozoorum Synopsis*, cui accedunt mantissa duplex et indices locupletissimi, auctore *Carol. Asmund Rudolphi*, Philos. et Med. Doct. huj. Prof. P. O. Mus. anatom. direct. Regi a consil. med. intim. etc. Cum tab. III. aen. 1819. X u. 811 S. 8. (5 Rthlr.)

Dieses Werk musste eine der angenehmsten Erscheinungen für den Zoologen seyn: denn was konnte man jetzt mehr wünschen, als eine allgemeine Ueberficht der in dem noch so wenig, oder wenigstens mit so ungleichen Kräften bebauetem Felde der Helminthologie, bis auf die neueste Zeit gemachten Entdeckungen? Sein grösster Werth besteht aber in der anerkannten classischen Gelehrsamkeit, welche sein Vf. für dieses Fach der Naturkunde schon früher so an den Tag legte, dass man wohl von ihm sagen kann: er zog sie aus ihrem Dunkel, und stellte sie auf eine Stufe, die fast diejenige übertrifft, auf welcher die angrenzenden Theile der Zoologie gegenwärtig stehn. Wenn man mit dem Vf. auf die zu *Linne's* Zeiten bestehende Kenntniss der Eingeweidewürmer zurückblickt, wo der grösste Naturforscher jener Zeit deren zwölf beschrieb: so muss man über die Fortschritte staunen, welche menschliche Bemühungen, mit Scharfsinn vereint, bis auf unsere Zeiten zu machen fähig waren. Schon *Gmelin* stellt in der 13 Ausgabe des Natursystems beynahe 300 Arten aus den bis dahin erschienenen Werken zusammen, *Zeder* fügte noch 100 dazu, und *Rudolphi* selbst gab in seiner *historia entozoorum* 1808—10 schon 603, gegenwärtig aber über 1100. Bey seinem seit Erscheinung der *historia* veränderten Beruf als Director des anatomischen Museums in Berlin, hatte er vielfache Abhaltungen erfahren, sich dem früheren Lieblingsstudio ferner so thätig zu widmen, wurde aber durch den edlen *Bremser* veranlasst, seine Kräfte und seinen Eifer dafür nicht ruhen zu lassen, sondern auf dem mit so grossem Glück betretenen Wege fortzuwandeln. Er ging daher nach Italien, um die von *Redi* gesammelten Eingeweidewürmer, deren so viele noch zweifelhaft waren, kennen zu lernen, und neue aufzufinden. Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht, und mit einer reichen Beute von Erfahrungen kehrte er nach Berlin zurück, um das Gesehene mit seiner Sammlung zu vergleichen. Während dieser Zeit wirkte *v. Olfers* thätig für Entozoologie in Brasilien, und *Albers*, *Blumenbach*, *Bojanus*, *Braun*, *Cuvier*, *Doellinger*, *Gaede*, *Klug*, *Lichtenstein*, *Nesti*, *Nitzsch*, *Otto*, *Rechleben*, *Spedalieri*, *Tiedemann* und *Treutler* theilten reichliche Beyträge mit.

Alle diese reichen Subsidien krönte noch die Gelegenheit, das Kaiserl. Museum in Wien zu untersuchen, und *Natterers* Brasilianische Sammlung.

Der Inhalt des Werkes ist kürzlich folgender. Von S. 1 — 199 geht die *Pars I* od. *Synopsis Entozoorum*, in welcher die Gattungs- und Artenkennzeichen zum Theil vermehrt oder verbessert aufgeführt werden. Die wenigen Arten, welche der Vf. nicht selbst sah, sind den Gattungen, welchen sie muthmasslich angehören, als *species dubiae* angehängt. Die letzte Abtheilung der *Synopsis* bilden die *Entozoa vel generis dubii, vel fictitia* mit 92 Nummern. Die *Synopsis* enthält übrigens 552 gewisse, 441 ungewisse, zusammen also 993 Arten. — *Pars II. Mantissa Entozoologiae.* Sect. I *systematica*. Enthält Erläuterungen über die Gattungen und Arten der Entozoologie, und Beschreibungen neuer. Diese Abtheilung nimmt 366 Seiten ein, und ist so wie die Sect. II *anatomico-physiologica* an wichtigen Beytragen für die Wissenschaft so reich, als sie die fortgesetzten Bemühungen des Vfs. in das hellste Licht stellt. Sect III *bibliographica*. Hier sind alle seit Herausgabe der *Entozoologia* erschienenen oder vom Vf. gesehene Bücher mit den Numern der in dem früheren Werke gegebenen Bibliothek und beygesetzten Buchstaben versehen, um an ihrem Platz eingeschaltet zu werden. — Pars III. *Appendix et indices*. Die *appendix* oder *Mantissa altera* enthält die reichhaltige von *Olfers* und *Natterer* aus Brasilien mitgebrachte Sammlung von Eingeweidewürmern

bestehend in 124 Arten. Hierauf folgt erstens ein *index systematicus* der Thiere, in welchen bisher Eingeweidewürmer gefunden worden sind, 756 Arten enthaltend; auf diesen ein alphabetisches Verzeichniss der Gattungen jener Thierarten nebst beygesetzten Numern, welche auf diese hinweisen. Das dritte Register ist ein *index entozoorum alphabeticus*, in welchem die Gattungen und die unter eine jede gehörigen Arten alphabetisch geordnet sind. Die 3 Kupfertafeln enthalten die Abbildungen von *Filaria sanguinea, Physaloptera clausa, Echinorrhynchus porrigens, Tristoma coccineum, T. maculatum, Monostoma tenuicolle, Distoma tereticolle, Polystoma duplicatum, Tetrarhynchus megacephalus, T. grossus, T. macrobothrius, T. megabothrius*, einen Theil der *Ligula sparsa* mit Eyern, *Bothriocephalus plicatus*, Eyer von *Taenia variabilis, porosa, crateriformis, polymorpha crassula, sphaenocephala, longiceps*, Blasen und Rüssel von *Anthocephalus elongatus*, und den *Cysticercus Simiae*.

Das Werk enthält so ungemein viel Wichtiges und Neues, dass wir weder für möglich noch für nöthig erachten, auf etwas Einzelnes aufmerksam zu machen, und uns nur den Wunsch auszusprechen erlauben, dass mehrere andere Theile der Zoologie mit dieser Umsicht und Gründlichkeit, welche wir, vielleicht mit Ausnahme der *Antliaten*, nicht in einem einzigen derselben finden, ausgearbeitet werden möchten.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Lübeck*, b. v. Rohden: *Vernunft aus Gott in Bezug auf die neuesten Widersacher derselben.* Jamben von *G. A. von Halem* 1818. 74 S. 8. (10 gr.)

Was diese kleine Sammlung von Gedichten beabsichtige, giebt schon der Titel an. Es soll eine Ehrenrettung der Vernunft gegen die Anfechtungen seyn, die sie in den neuesten Zeiten wieder erlitten hat. Freylich eine Ehrenrettung, wie sie in Versen gegeben werden kann. „Es ist, sagt der Vf. selbst in der Vorrede, alles, was diese Jamben enthalten, oft gesagt und wohl viel besser gesagt. Dass aber die Wiederholung nicht überflüssig ist, davon überzeugt uns jeder Tag. Die alte Finsterniss dämmert, so scheint es, neu heran." Wir geben zur Probe gleich etwas aus dem zweyten Gedichte S. 7:

Mit Jambengeisel sey verfolgt der Mann,
Der, gleich wie rings um sich der Dintenfisch
Das Wasser trübt, durch Wortverwirrung schlau
Es dunkel macht um sich, und nur hervor
Aus seiner Dunkelheit Luftfunken sprüht,
Und glauben macht durch eitelkeckes,
Die Funkenspreu (sie lischt, wie Eisenstaub)
Zünd uns die Wahrheit an. Durch solches Thun
Wähnst eitel du, Lutherus hohen Geist,
Zu ehren u. s. w.

Unrecht geschieht wohl auch dem Hn. Dr. *Ammon*, wenn es von ihm heisst:

Der, blindlingsschwörend auf des Meisters Wort
Auch — wie einst Ham des frommen Vaters Schaam
Entblössete — nachsprach des Meisters Fluch

Und dass man ja den Mann nicht verkenne, ist in der Note sein Name genannt. Und doch hat er nie die berüchtigten Thesen im Ganzen gebilliget. In einem Gedichte: *Staat und Kirche eins*, kommt die Stelle vor S. 28: Veredlung ists, wohin uns Gottesglaub und die Verehrung führt des Ewigen (die letzten Worte sind sehr verworfen, statt Verehrung des Ewigen führt) Veredlung ist, wohin auch der Verein, uns Staat genannt, hinzeigt (hier ist *Hin* in hinzeigt offenbar lang, mithin keine Jambe). Veredlung also wäre des Staats Entzweck, wie der Religion? Nun das können sich alle Politiker merken, die nur entweder Sicherheit oder allgemeine irdische Wohlfarth zum Entzweck des Staates machen. Desto schöner hat uns das Gedicht S. 58 gefallen, das wir, weil es gewiss den meisten Lesern gefallen wird, auszugsweise hieher setzen:

Klein war der Hörer Zahl. Mit Salbung doch,
Als horchten Tausende, sprach Brentius
Auch zu dem Häuflein; und der Fremdling trat,
Da heim der Redner ging, zu ihm mit Gruss,
Und warmen Dank. Wie konntest du, so sprach er,
Den Wenigen der reiche Geber seyn?
— — — — Sieh diesen Quell,
Erwiedert er, in gleicher Fülle strömt,
Der Schöpfenden seyn wenig oder viel
Er seine Wasser aus. Du staunest nicht;
Wie staunst du dann, dass ich von Gott berufen,
Des Heiles Quell dem ganzen Volk zu seyn,
Uneingedenk der Zahl der Schöpfenden
In Fülle spende, was mein Gott mir gab?

Dass hin und wieder falsche Scansionen vorkommen, ist schon bemerkt wo- n. Auch die Redensarten: *mit jemanden vernunften* S. 64, *breiten* statt *verbreiten* S. 46, möchten nicht zu billigen seyn.

— R —

Berlin, b. Stuhr: *Bruder Sausewind;* Ein Roman von *Karl Stein.* 1819. 328 S. 8. (12 gr.)

Hr. *Stein* ist ein bekannter angenehmer Erzähler. Nun sind zwar die Begebenheiten und Verwicklungen zum Theil ziemlich abentheuerlich und romanhaft; vorzüglich das Wiederfinden des Capitäns und der Agnes und dessen Folgen. Auch mangelt es nicht an Unwahrscheinlichkeiten, wohin insbesondere die sonderbare Intrike Arthurs gehört, der Waltern für sich ausgiebt, um der verhassten Braut Bertha los zu werden. Ingleichen ist der Seecapitän in Romanen und auf der Bühne schon sehr oft da gewesen; indess sind doch einige Charaktere, vorzüglich der des jovialen Walters oder Bruder Sausewinds, gut gezeichnet und gehalten; und das Ganze gewährt eine zwar leichte, aber doch unterhaltende Lectüre.

A — st.

Berlin, b. Hayn: *Anekdoten zur Charakteristik des Zeitgeistes;* herausgegeben von *Karl Müchler.* 1819. Erstes Bändchen. 188 S. Zweytes Bändchen. 190 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *M.* ist als ein rüstiger Anekdotensammler längst bekannt. Dass das Verdienst eines solchen Sammlers nicht sehr bedeutend sey, versteht sich von selbst. Die allermeisten dieser Anekdoten beziehen sich auf Buonaparte. Viele waren längst bekannt; indess wollen wir dieser Sammlung das Verdienst einer unterhaltenden Lectüre nicht absprechen.

F — S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM

JAHRE 1820.

SIEBENZEHNTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA

in der Expedition dieser Zeitung,

und Leipzig

in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1820.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

HOMILETIK.

Lüneburg b. Herold u. Wahlstab: *Predigten über freygewählte Abschnitte der heiligen Schrift* vor der St. Ansgarii-Gemeinde zu Bremen gehalten von *Johann Heinrich Bernhard Dräseke.* Zweyten Jahrgangs erster Theil. 1819. 448 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1817. No. 155.]

Hn. *Dr.* Predigten erst charakterisiren zu wollen, wäre ein überflüssiges Unternehmen, da sie in Jedermanns Händen sind. Schon längst ist ihr Werth anerkannt, aber auch das nicht verschwiegen worden, was an ihnen zu tadeln ist. Und auch vorliegender neuer Band Predigten giebt zum Lobe und zum Tadel Gelegenheit. Wer einen Straus voll der lieblichsten herrlichsten Blumen gesehen hat, worin aber auch manche schlechte, verdorrte, übelriechende mit eingebunden ist, der hat ein richtiges Bild von vielen der hier gelieferten Arbeiten. Sehr oft entzückt das, was man auf der einen Seite lieset, und auf der folgenden nimmt man wieder Anstoss. Schon das ist sehr unangenehm, dass man bey der Unbestimmtheit und Dunkelheit der Themas nur selten den Hauptgedanken errathen kann, Z. B. wer kann sich bey dem Thema der zweyten Predigt: die Feyerstunde der Kirche ein gross Abendmahl des Herrn, etwas Deutliches denken? Erst aus der Ausführung wird man gewahr, was gemeint ist. So wie die irdische Mahlzeit den Körper stärkt und nährt: so wird in der Kirche der Geist genährt. Man könnte fragen: warum soll aber die Kirche ein Abendmahl, nicht bloss ein Mahl seyn? Man höre, was hier der Vf. sagt: S. 24, „Jede kirchliche Feyerstunde ist kein Frühmahl, kein Mittagsmahl, sondern ein Abendmahl. Denn, das ist der doppelte Grund, auf denen, die zu diesem Mahle kommen, ruht ein abgelebter Tag und derer, die da gehen, harrt ein neuer. Zwischen die geendete Woche und die beginnende tritt der Sontag mitten ein (nun eben darum könnte es ja auch ein Mittagsmahl heissen) wie der Abend und seine heilige Gefährtin die Nacht zwischen das Heute und Morgen" Heisst diess nicht etwas zu weit gehen? So hat die vierte Predigt das Thema: hütet euch vor dürrem Herzen über Ps. 32. 4. wo aber nichts vom dürren Herzen vorkommt. Nun der Gebildete kann es sich allenfalls denken, was unter einem dürren Herzen gemeint seyn kann. Aber wir sind überzeugt, der ungebildete Zuhörer hat selbst nach des Vfs. Erklärung sich keinen deutlichen Begriff davon machen können. Wozu nun also Etwas in einem schweren, dunkeln Bilde sagen, was weit deutlicher gesagt werden kann? Selber die Erklärung des dürren Herzens, welche im ersten Theile gegeben werden soll, wo über die Natur dieses Übels gesprochen wird, ist viel zu unbestimmt, als dass jeder Mensch mit einem dürren Herzen sich daran erkennen sollte. „Dürre heisst es S. 62, erscheint als ein Nachlassen des Entwickelungstriebes aus Mangel an Nahrung (aber bey zu grosser Feuchtigkeit hört ja auch der Entwickelungstrieb der Pflanze auf, nicht bloss bey Dürre!) So kann nicht weniger das Herz an Dürre leiden. Man unterscheidet nämlich das Herz von anderen Kräften des Menschen, als man Herz den eigentlichen Sitz des höheren Lebens nennt, das heisst, die Eigenthümlichkeit, wie sich bey uns die Menschennatur in Beziehung auf Gott und Göttliches ausbildet und ausprägt." Wie dunkel! War nicht Alles klarer, wenn Herz in der gewöhnlichen Bedeutung für den Sitz der Gefühle und Empfindungen wäre genommen worden? Denn die Eigenthümlichkeit, wie sich die Menschennatur in Beziehung auf Gott ausbildet, kommt ja vorzugsweise dem Geiste zu. Gesetzt aber auch, der Leser oder Hörer hätte sich bey dem ersten Theile ein richtiges Bild von einem dürren Herzen machen können, wie muss er wieder irre werden, wenn er im zweyten Theile, wo die Ursachen des dürren Herzens angegeben werden, unter andern folgendes liest S. 65: „Zuvörderst hast du nie gehört, dass ein Baum zuweilen sich aus der Macht wächst und an der allzu grossen Gewalt seines Entwickelungstriebes erkrankt? So schleicht oft hinter Festtagen des religiösen Hochgenusses eine Stumpfheit des Gefühles her. Da hat der zu starke Flügelschlag (?) des himmelanstrebenden Geistes die Ermattung bereitet. Der Mensch setzt sich in den Zeiten der Begeisterung ganz und gar zu: nun muss er darben, bis neue Hülfsquellen neue Kraft ihm geben, Er wächst sich aus der Macht; darum kann er nachher mit sich selber nicht gleichen Schritt halten." Also Begeisterung, religiöser Hochgenuss führt zu einem dürren Herzen, ist Ursache davon! Also lieber nicht zu viel und nicht zu starkes religiöses Gefühl, sonst wird das Herz dürre. Hilf Himmel, zu welchen Schlüssen könnte diess verleiten! Es kann wohl seyn, dass nach einem religiösen Hochgenusse eine gewisse Leere und Kälte wieder eintritt. Jenes aber ist nicht Ursache von diesem;

fonst müſste der Schluſs gelten *post hoc, ergo propter hoc!* Solche Fehlgriffe entstehen aber, wenn man nicht von deutlichen Begriffen ausgeht, sondern lieber ein Bild recht ausmahlen will. Die sechste Predigt hat das Thema; Vom Naturgenuſſe. Man denke über Pſ. 104, 35, wo doch kein Wörtlein über Naturgenuſs vorkommt, wenn auch in den vorhergehenden Verſen von Betrachtung der Werke Gottes die Rede iſt. Höchſtens könnte von Betrachtung der Natur, nicht vom Naturgenuſſe, über einen der vorhergehenden Verſe des Pſalms geſprochen werden. Aber abgeſehen davon, daſs das Thema ſich nicht dem Texte anſchlieſst, wie unbeſtimmt iſt der Hauptgedanke ſelbſt! Ob von der rechten Art des Naturgenuſſes, von dem Nutzen und Vortheilen deſſelben, von Ermunterungen dazu u. ſ. w. die Rede ſeyn ſoll, über dieſs Alles bleibt der Hörer ungewiſs. Weiterhin wird nun die Eintheilung gemacht, woraus man erſt die nähere Beſtimmung des Themas erräth. Naturgenuſs ſchlieſst den Eindrücken a) der Anmuth b) der Ordnung c) der Liebe d) der Freude das Herz auf. Hie ſind offenbar Dinge verbunden, die gar nicht coordinirt, ſondern einander ſubordinirt ſind, die vielmehr aus einander ſelber erſt flieſsen. Denn eben darum, weil man im Naturgenuſſe ſo viel Anmuth und ſo viel Ordnung findet, wird das Herz den Eindrücken der Liebe und der Freude aufgeſchloſſen. Ohnedieſs würde Rec. die Ordnung vor der Anmuth, und wieder die Freude vor der Liebe geſtellt haben. Wenigſtens wäre dieſs pſychologiſch richtiger. Erſt muſs man die Ordnung finden, wenn man Anmuth finden ſoll, und erſt wird man zur Freude und dann zur Liebe geſtimmt. — Nicht weniger Dunkelkeit herrſcht in der ſiebenten Predigt. Nachdem in dem Eingange die Zuhörer ermuntert werden S. 119: „Tretet in die Sonne Chriſti (wie muſs ich dieſs anfangen, wird Mancher gedacht haben) o ihr Alle, die dieſe Kirche gerufen hat. Hier thaut ihr, wie zu Frühlingsempfindungen, auf" wird über Philipp. 3, 12 das Thema aufgeſtellt: das Ergriffenſeyn von Chriſto. Nachdem geſagt worden: S. 124 „die Sache leidet kaum eine Beſchreibung. Sie will erlebt ſeyn. Gefühlt will ſeyn, was das heiſse: Chriſtus hat mich, und hält mich und umfängt mich und läſst mich nicht fahren. Er prägt ſich auf meine Gedanken, ſelbſt wenn ſie dem Altagsleben zugekehrt ſind u. ſ. w." werden folgende 4 Reſultate daraus gezogen: 1) der Menſch fühlt wohl, wenn Jesus ihm naht und wo; aber nicht wie. Das Wie iſt ein Geheimniſs. Wir werden ergriffen. 2) Der Menſch verſetzt ſich nicht in dieſen Zuſtand. Er ahnt ihn vielleicht nicht einmal. Er treibt ihn hinein ohne eigenes Zuthun, oft wider eigenen Willen. (Wozu alſo dieſen Zuſtand empfehlen und dazu ermuntern, wenn der Menſch gar nichts dabey thun kann?) 3) Der Menſch, hält er dem Herrn ſtill und läſst ſich faſſen, vergiſst zu widerſtehen, und fühlt ſich in eine himmliſche Macht gegeben. 4) Der Menſch verliert auf dieſe Weiſe mit der Zeit alle Neigung und Fähigkeit zum Widerſtande. Seine Freyheit, wieſern ſie früher ein Schwanken war zwiſchen Recht und Unrecht, geht über in jene heilige Willenloſigkeit, (man denke Willenloſigkeit und eine heilige!!) die dem Böſen ganz abgeſtorben iſt, mit unzerreiſsbaren (?) mit himmliſchen Banden aber gebunden wird an das Geſetz." Da haben wir eine *gratiam irreſiſtibilem!* In der neunten Predigt, die das Thema hat: was nennſt du mich gut? über Luc. 18, heiſst es S. 158: „Ich bin mit der Abſicht unter Euch getreten, in die Glaubensgeſchichte eines Menſchen, den ich genau zu beobachten Gelegenheit hatte, Euch einen Blick thun zu laſſen." Und dann ſpäterhin wird geſagt, daſs der Vf. ſelbſt es ſey, in deſſen Glaubensgeſchichte man einen Blick thun ſolle. Währond daſs der Hörer und Leſer dadurch in die gröſste Spannung verſetzt wird, erfährt man bloſs auf zehn Seiten, wie der Vf. die oben angeführte Stelle nicht mit dem Glauben an die Gottheit Jeſu habe vereinigen können, jetzt aber darüber im Klaren ſey. Die zehnte Predigt über Matth. 19, 26 ſucht den Ausſpruch Luthers zu beweiſen: der äuſseren Dinge keines reicht bis an die Seele, ſie zu befreyen oder zu fahen. Sehr wahr, aber für den Leſer und Zuhörer nicht recht klar und beſtimmt ausgeführt. Der neunzehnten Predigt über Joh. 2, 11 Abſicht iſt, zu zeigen: Wie Chriſten aus Waſſer Wein machen. Was ſoll das heiſsen, wird Mancher denken. Aber ſo gefällt es dem Vf., den an ſich würdigen Gedanken auszudrücken, wie man das Altagsleben in eine Genuſsquelle verwandeln kann. Ein und zwanzigſte Predigt über den Seelenumgang mit den Unſrigen. Man wird auf die Ausführung dieſes Themas um ſo geſpannter, da es im Exordio heiſst: An geiſtiger Gemeinſchaftlichkeit fehlt es unter den Menſchen keineswegs. Wir haben Einrichtungen aller Art, die den Gedankentauſch theils veranlaſſen, theils erleichtern u. ſ. w. Endlich erfährt man, daſs darunter nichts Anderes als fromme Unterhaltungen verſtanden werden. Eben ſo bildlich und man möchte ſagen, mit Worten ſpielend, wird in der 24 Predigt vor Weihnachten verfahren, wo über Matth. 2, 2 der Gedanke aufgeſtellt wird. Wir gehen ins Chriſtfeſt 1) mit der Frage: wo iſt der König von Iſrael? 2) mit der Erfahrung: wir haben ſeinen Stern geſehen, 3) mit dem Entſchluſs: wir ſind kommen, ihn anzubeten. Deſto mehr werden andere Predigten den Leſer anſprechen z. B. die 3 Predigt: *das ewige Einerley unſerer Predigt;* die 8: *der weiſe Jüngling,* die 12: *die Kunſt im Leben viel auszurichten,* die 13: *die gute Haushaltung mit der Zeit,* welche in Zeitvermehrung, in Zeiterſparung, Zeiteintheilung und Zeitbenutzung beſtehen ſoll. Wie läſst ſich aber die Zeit *vermehren,* auſser durch Zeiterſparung und weiſe Eintheilung der Zeit? Die 15: *der liebe Gott,* die 22: *Haus, Stadt und Kirche.* Lauter Arbeiten, die wahren Genuſs darbieten. Ausdrücke wie Contraſte, abſolut nothwendig, moraliſche Vollſaftigkeit, Ideale, der erzumpanzerte Himmel S. 68 u. ſ. w. gehören doch gewiſs nicht auf die Kanzel. Zum Beweiſe, wie ſehr der Vf. oft das Spielende liebt, diene folgende

Stelle aus der Predigt am grofsen Bufstage S. 93: „Ihr habt ein dreymaliges Geläut heute angeordnet, geliebte Obern! Auch das ist von tiefer Beziehung und wir müssen eure Anordnung dreyfach ehren. Das erste Geläut in des Morgens Frühe, verkündigte dem *Vater* unseren Dank. Das zweyte, in der Mittags Höhe, bezeugte dem *Sohne*, fein Gnadenruf zur Busse sey vernommen. Das dritte, in des Abends Neigen, wird auf unsere Feyer des *Geistes* Siegel drücken.“!! Ob auch die bekannte Anekdote vom Hiero von Syracus, welcher dem Simonides die Frage vorlegte, was Gott sey, die S. 30 ausführlich erzählt wird, vor eine gemischte Gemeinde gehöre, möchte man billig bezweifeln.

R.

2

Dessau, b. Verfasser, u. in Commission b. Ackermann: *Auswahl mehrerer Predigten, zunächst für Israeliten*, von *G. Salomon*. Erstes Heft. 1818. XVI u. 128 S. 8. (18 Gr.)

Eine merkwürdige Erscheinung, die noch nicht da gewesen ist! Predigten für Israeliten! Predigten, die von einem Israeliten bey dem Israelitischen Gottesdienste wirklich gehalten worden seyn sollen! Wir freuen uns um so mehr darüber, je mehr wir glauben, dafs eine in der Landessprache mit Kraft und Wärme vorgetragene Predigt, und überhaupt eine bey den Israeliten einzuführende Gottesverehrung in Deutscher Sprache, viel zur Verbesserung des ganzen Volkes beytragen kann. „Von Zeit zu Zeit, heifst es in der Vorrede S. VII, werden in der hier zu Dessau bestehenden sehr löblichen Gesellschaft *Hachnassas Kalla* (deren Zweck ist, redliche unbemittelte Mädchen, sobald sie einen rechtlichen Mann heirathen, mit einer Mitgift von hundert Thalern zu unterstützen), deren Mitglieder sich in einem dazu bestimmten Zimmer alle Sabbath- und Festtage einfinden, von mir über irgend einen moralisch-religiösen Gegenstand Deutsche Reden gehalten. Und die stille Aufmerksamkeit, so wie die Thräne der Rührung in dem Auge des Greises und Jünglings, sind mir freudige Beweise, dafs meine Worte den Weg zum Herzen nicht verfehlen“. Von diesen Reden giebt Hr. *S.* hier den Lesern eine Auswahl zur Probe, und bittet um so mehr um schonende Beurtheilung derselben, je weniger Gelegenheit ein Israelit bisher gehabt habe, sich zum Redner zu bilden. Aber Zeit sey es, setzt er hinzu, dafs auch unter seinem Volke Männer auf die Kunst Fleifs verwenden möchten, vor der Gemeinde des Herrn mit Kraft und Wahrheit zu reden, auf dafs die Worte des lebendigen Gottes immer allgemeiner werden, und reifere Frucht bringen. Da hier nur sechs Predigten geliefert werden: so wollen wir ihren Inhalt kurz angeben. 1) Über Eintracht, Text Psalm 133, 1. Ohne den Begriff der Eintracht näher zu bestimmen, wird gezeigt, dafs Eintracht von den heiligen Schriften befohlen, in dem Beyspiele der Natur uns vorgehalten, und von unserem eigenen Glücke gefodert werde. Aber wie springt nun der Vf. von der Sache auf einmal ab, und kommt auf etwas, was man hier gar nicht vermuthen sollte, auf die Eintracht mit sich selbst! S. 6. Auch möchten wir die Beweisart nicht billigen, wenn es S. 3 heifst: „Reich an Winken und Auffoderungen, einig zu seyn und vereint zum Guten hinzuwirken, ist, ich sage es mit Stolz, unsere Religion. Nicht umsonst werden wir ein einiges Volk genannt; unser Gott ein einiger Gott; unser ehemaliger Priester einig; unsere Tempel einig; die Stiftshütte durfte nur ein einiges Ganze bilden“. Weifs denn der Vf. nicht, welche Bedeutung das Hebräische אחד in den angeführten Stellen hat? II. Wie heifsen die vorzüglichsten Quellen des Unglaubens? Und wie können sie am zweckmäfsigsten verstopft werden? Ein recht nützlicher Vortrag. Nur freylich ist mit eingewebt, was nicht dazu gehört. Wozu die zehn Seiten ausfüllende Betrachtung über den Unterschied der äufserlichen und innern Gottesverehrung, ehe zur Hauptsache übergegangen wird? Die Quellen sollen seyn einseitige Aufklärung, Verderbtheit der Sitten, Unwissenheit und Mangel an gutem Religionsunterrichte. Aber da sind wieder Ursachen und Wirkungen durch einander geworfen. Denn Unwissenheit und Mangel an gutem Religionsunterrichte ist ja eben Ursache der einseitigen Aufklärung, und diese wieder Ursache der Verderbtheit der Sitten. Überdiefs wird auch die einseitige Aufklärung gar nicht genau bestimmt, sondern mit Leichtsinn und Genufssucht verwechselt. Man sieht es, an Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe fehlt es dem Vf. Im zweyten Theile wird nicht gezeigt, wie die Quellen des Unglaubens verstopft werden sollen, sondern wer sie verstopfen soll, nämlich Eltern, Tugend und Volkslehrer. Eine ganz unlogische Eintheilung findet sich auch in der 3 Predigt, über die Pflicht: seine Tage zu zählen. Eine Betrachtung am Neujahrstage. Wer seine Tage zählt, wird a) die Pflichten gegen sich erfüllen; b) die Pflichten, welche die menschliche Gesellschaft fodert; c) er wird jede Stunde durch etwas Gutes bezeichnen; d) die wichtigen Folgen nicht übersehen, die oft ein einziger Augenblick auf die ganze Lebenszeit haben kann; e) den Wechsel der Dinge beobachten, und nach demselben den wahren Werth irdischer Güter berechnen. Alle diese Dinge sind schlechterdings nicht coordinirt, wie richtige Theilungsglieder es seyn sollten. Daraus werden im zweyten Theile Lebensregeln gezogen; aber enthielt denn nicht schon Lebensregeln der erste Theil? S. 62 heifst es: „Gott ist es, der diesen Wechsel schafft und Herr des Schicksals ist, sey die dritte Lebensregel, die wir beherzigen wollen.“ Ist denn diefs eine Lebensregel? Ist das nicht vielmehr eine Wahrheit, aus der erst Lebensregeln abgeleitet werden können? Eine sonderbare Meinung findet sich auch in derselben Predigt S. 63: „Heute am Neujahrstage, wo, unserer heiligen Religionslehre gemäfs, der Herr auf dem Throne des Rechtes sitzt und das künftige Menschenschicksal bestimmt.“ Also Religionslehre der Juden ist es, dafs nur am Neujahrstage Gott

auf seinem Throne über die künftigen Schicksale der Menschen entscheidet? Die vierte Predigt handelt über das Eigenthümliche und Wesentliche des Israelitischen Volks. Nicht etwa der eigenthümliche Charakter dieses Volkes wird hier geschildert, sondern die wichtigsten Schicksale desselben werden zum Lobe desselben ziemlich breit erzählt. S. 80. „Denken wir uns nun ein Volk mit allen diesen göttlichen Eigenschaften ausgerüstet, das bey der Ausbildung seiner geistigen und moralischen Stärke auch die körperlichen Kräfte gehörig entwickelt, und mächtig und zahlreich ist: so bleibt uns kein Zweifel übrig, dass ein solches Volk immer weiter steigen, und einen sehr hohen Grad von Glückseligkeit erreichen wird. — Ein solches Volk aus Israel zu erziehen, war der Zweck Gottes." Wäre das Volk damals schon zur Ausbildung der moralischen und geistigen Stärke fähig gewesen? Aber dann hätte es ja der zahllosen strengen Ceremonialgesetze nicht bedurft, die der Vf. weislich mit Stillschweigen übergeht. In der 5 Predigt wird über die Nichtigkeit der irdischen Güter gesprochen, was aber heissen sollte: über die Nichtbeförderung menschlicher Wünsche. Denn diese, nicht die Nichtigkeit irdischer Güter, wird gezeigt, und auch S. 107 Wissen und Erkenntniss zu den irdischen Gütern gerechnet. 6 Predigt. Über den Glauben an die göttliche Vorsehung. Nichts mehr, als eine Darstellung der Geschichte Josephs und Nutzanwendungen darüber. Der Stil ist rein und fliessend; nur hie und dort hat Rec. Anstoss gefunden; z. B. S. 7. „Er trägt einen Schatz in seinem Inneren, der ihn nicht sinken lässt" Der Schatz ist ja nicht zum Anhalten. Ebendaselbst. „Seine weisen Räthe sorgen dafür, dass er sich nicht täuschen lässt." Unter den weisen Räthen des Menschen wird Religion und Vernunft verstanden, was doch wohl etwas spielend ist, denn der Mensch ist ja kein Fürst, der weise Räthe um sich versammelt hat. S. 21. Aus zerbrochenen (?) Gruben schöpfen. S. 75. „So steht es eingegraben in den Bundestafeln der Natur." S. 84. „Sie eilten dem Sinai zu, um dort gleichsam den Brautring, der sie zum göttlichen Volke einweihte, von Gott zu empfangen." S. 87. „Beide Tafeln sind von Gott eng verbunden, ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter streben zum Himmel empor;" Erst sollen die Tafeln Wurzeln, dann Häupter haben!! — R —

Bamberg u. Würzburg, in der Göbhardtschen Buchhandlung: *Sonn- und festtägliche Predigten für das ganze katholische Kirchenjahr, nebst mehreren Predigtentwürfen und Gelegenheitsreden.* Entworfen und gehalten in den Jahren 1817 — 1819 von *Johann Martin Gehrig*, Stadtpfarrer zu Aub im Untermainkreise. 1820. Vier Theile. Erster Theil 298 S. Zweyter Theil 360 S. Dritter Theil 264 S. Vierter Theil 328 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Nicht oft sind uns Predigten von dieser Kirche zu Gesicht gekommen, die so voll reinen, christlichen, praktischen Sinnes wären, so dass sie Katholik und Protestant meistentheils ohne allen Anstoss lesen und Erbauung darin finden kann, als die vorliegenden. Daher Rec. keinen innigeren Wunsch kennt, als dass diese Predigten die weite Verbreitung besonders in der Kirche finden mögen, der sie gewidmet sind. Selbst wenn ihr Vf. an Festtagen spricht, die dieser Kirche besonders eigen sind, wie ist da Alles auf vernünftige Erbauung und zweckmässige Anwendung der vorgetragenen Wahrheiten abgesehen! Man lese z. B. die Predigten am Festtage Mariä Geburt oder am Feste des heil. Stephanus: was sind uns die heiligen Märtyrer? u. s. w. und man wird darin eine so kluge Sonderung des Nützlichen von dem weniger Nützlichen, des Nothwendigen von dem Zufälligen, des Wesentlichen von dem Ausserwesentlichen finden, dass man den Vf. wahrhaft hochachten muss. Sind auch die Themata zuweilen zu allgemein und unbestimmt, z. B. vom Worte Gottes am Sonntage Sexagesimä; das Kirchenjahr am ersten Sonntage des Advents; von unserer Erlösung durch Jesum am Charfreytage; Grund und Seligkeit des Glaubens am ersten Sonntage nach Ostern u. s. w.: so giebt es darunter auch sehr interessante Hauptsatze, z. B. das Christenthum ist die menschenfreundlichste Religion; der Christ hat äussere und innere Religion zugleich; wir müssen täglich aus uns Etwas machen, wenn aus uns etwas Rechtes werden soll. Die Eintheilung und Ausführung der Hauptgedanken ist nicht minder zu billigen. Wenn sie auch nicht immer logisch genau seyn sollte: so ist doch der Zusammenhang des Ganzen leicht zu fassen. Mehr Bestimmtheit und Genauigkeit der Begriffe würde man freylich dieser und jener Predigt wünschen müssen. So z. B. gleich in der ersten Predigt ist das Thema gewählt: der Glaube an eine sittliche Welt bewahrt uns vor Furcht und Erwartung der Dinge, die über die Welt kommen sollen. Hier wollen wir nun nicht darüber rechten, dass dieser Glaube im ersten Theile bewiesen, und im zweyten Theile sein Einfluss gezeigt wird — denn der erste Theil liegt nicht im Thema und würde besser vorausgesetzt, oder der Beweis im Eingang geführt. Nur diess muss bemerkt werden, dass dieser Glaube selbst nicht richtig bestimmt wird. Er ist ja nicht die Überzeugung, dass Sittlichkeit unseres Geschlechtes der Wille Gottes ist, wie er vom Vf. erklärt wird, sondern dass Alles nach einer sittlichen Ordnung geschieht und geleitet wird. Daher dieser Glaube nicht ein Glaube an die sittliche Welt, sondern an eine sittliche Weltordnung heissen sollte. So hat uns auch das Thema am zweyten Sonntage nach Ostern nicht gefallen: Es soll ein Hirte und ein Schaafstall werden. Abgesehen davon, dass das Bild zu unedel ist: so sagt auch Jesus davon nichts. Der Vortrag ist ungeschmückt und ganz kunstlos, aber nichts destoweniger herzlich. Manche Ausdrücke wünschen wir anders, z. B. S. 9. Theil I: „Mag die Zunge des *Ehrabschneidens* an dem guten Namen nagen." — K —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Hartmann: *Über die Nothwendigkeit und Einrichtung einer collegialischen und öffentlichen Rechtspflege in peinlichen und bürgerlichen Sachen, ohne Geschwornen-Gerichte*, unter besonderer Rücksicht auf Preussen und Sachsen, mit einigen Bemerkungen über die Gebühren-Taxen, Vorzüge und Vereinbarkeit der Gerichtsordnung beider Länder, von einem herzogl. Sächsischen Rechtsgelehrten. 1819. X und 176 S. in kl. 8. (16 gr.)

Ein für die Würde der Justiz, die Unparteylichkeit und Gründlichkeit der Rechtspflege, und die ungehinderte Verwaltung derselben sich beeifernder Mann zeigt in dieser kleinen, aber verständigen, Schrift die unausbleiblichen Nachtheile der Vereinzelung der Gerichtshöfe, ganz besonders der Patrimonialgerichte, durch Gründe, die, theils aus der Natur der Sache, theils aus der Erfahrung genommen, die Überzeugung hervorbringen müssen, dass diese Einrichtung überaus fehlerhaft, zweckwidrig und verderblich sey, und dass hingegen die collegialische Einrichtung aller Justizbehörden die unerlassliche Bedingung der Vereinfachung, Beschleunigung, Gleichmässigkeit, Würde und Gesetzmässigkeit des Ganges der Justiz sey. Dieser Haupttheil der Schrift, der 120 Seiten einnimmt, ist eben so richtig, als gründlich, und es verdient besonderes Lob, dass der Vf., gegen das gewöhnliche Vorurtheil, die Ausübung der Criminaljustiz für viel schwieriger erklärt hat, als die der Civiljustiz, so dass für jene die meisten Vorkenntnisse und die grössere Geschicklichkeit, Eifer und Redlichkeit erfodert wird. Aber daraus folgt keineswegs, dass die Criminaljustiz von der Civiljustiz gänzlich getrennt werden müsse, wie der Vf. beabsichtiget. Im Gegentheil würde diese gänzliche Trennung höchst unzweckmässig seyn, theils wegen der nutzlosen Vermehrung der Kosten, theils wegen des Nutzens, den es hat, dass die Inquirenten nicht allzulange auf ihrem Posten verbleiben, und die Richter nicht bloss mit Übelthaten sich beschäftigen müssen, theils endlich und hauptsächlich, weil das öffentliche und Privat-Rechtsinteresse aus einer begangenen unerlaubten That oft ein und dasselbe ist, und Strafe und Ersatzbestimmung nur unnatürlich von einander getrennt werden, überdem nicht selten die Beurtheilung der Strafbarkeit von civilrechtlichen Entscheidungen abhängig ist. Auch hat der Vf. darin Unrecht, wenn er meint, der Richter bedürfe zur Beglaubigung seiner protocollarischen Verhandlungen zwey Zeugen nothwendig, um mit diesen zusammen ein Collegium zu bilden. Nur zur Beurtheilung bedarf es der Collegien, nicht aber zur blossen Beglaubigung. Ein jeder Richter muss selbst der unverwerflichste Zeuge dessen seyn, was vor seinen Augen und Ohren geschieht. Weil aber die Wahrheit in zweyer Zeugen Munde liegt: so muss dem Richter allerdings noch ein gleichmässig glaubhafter Zeuge zur Seite stehen. Ein Mehreres ist überflüssig. Endlich ist zu S. 48 zu erinnern, dass die Abfassung der Protocolle in der ersten Person des Zeitworts den grossen Nutzen gewährt, dass dieselben beym lauten Dictiren und beym Widervorlesen dem Verhörten, zumal dem ungebildeten und schwer begreifenden, leichter verständlich, und daher ihren Einwendungen gegen den Inhalt mehr blossgestellt sind.

Von ungleich minderem Gehalte sind die beiden Anhänge der Schrift, von welchen der erste den Versuch einer Vergleichung der Sächsischen und Preussischen Gerichtsordnung, nicht im Einzelnen, sondern nach ihrem Geiste, Erfolge und Güte überhaupt, enthält. Der Vf. zeigt sich darin als einen Mann, der, wohlbekannt mit den Vorschriften des Sächsischen Processes, und darin zu Hause, in seiner Gewohnheit durch die Einführung des Preussischen Processes unangenehm gestört worden ist, und zwar pflichtmässig die neuen Gesetze studirt hat, aber in deren Geist und Zusammenhang noch bey weitem nicht eingedrungen ist, und deren praktischen Werth nach der unvollkommenen Ausübung derselben beurtheilt, die er selbst nur in seiner Umgebung kennen zu lernen praktisch Gelegenheit gehabt hat. Diess spricht sich sogleich S. 109 in der Berechnung der Zeit der Geschäftsverwaltung eines Richters aus. Mit der äussersten Langsamkeit und Unbeholfenheit ist es nicht möglich, dass ein Richter zur Instruction und Entscheidung eines Processes über einen Gegenstand von keiner Erheblichkeit, im Durchschnitte, sieben volle Tage verbrauchen könne. Eben diess zeigt sich in dem Verlangen der Ungestörtheit der Instructionsführungen, welches bis zur Einsamkeit ausgedehnt wird, und in der Behauptung, dass aus dem Mangel derselben die häufigen Mängel und Verwirrungen herkommen, welche in den Instructionen sichtbar sind. Doch nur in den dem Vf. bekannt gewordenen. Wenn sie sich darin finden, so ist solches eine Folge der Ungeübtheit der Richter; aber

die Preussische Gerichtsordnung hat dafür gesorgt, dass Niemand künftig ohne Übung von der Universität in ein Richteramt kommen kann, sondern als Referendar erst sattsam vorbereitet wird. Der einzige wahre Vorzug der Preussischen Gerichtsordnung vor der Sächsischen soll, nach dem Vf., in der Zulassung der Anwälde bey dem Zeugenverhöre bestehen; ausserdem aber die Instruction durch Schriftwechsel mit lauter peremtorischen Gesetzesfristen vor der mündlichen Verhandlung in Terminen, deren Anberaumung dem richterlichen Ermessen nach Verschiedenheit der Umstände anheim gestellt ist, bey weitem vorzuziehen, und selbst jene in kürzerer Zeit in der Regel zu beendigen seyn, als dieses. Um diess letzte darzuthun vergleicht der Vf. den Gang zweyer Processe nach den beiden Gerichtsordnungen in der Art, dass er bey dem Sächsischen Processe alle Dilationen, alle Appellationen gegen Incidentpuncte und alle Compromisse der Sachwalter weglässt, dahingegen bey dem Preussischen Processe allen Verschleif gestattet, den nur ein unwissender oder pflichtvergessener Richter gestatten kann. Denn da hinaus läuft offenbar die Behauptung S. 129, dass der Process ausruhe, so oft und so lange es den Anwälden beliebe, welche im offenbarsten Widerspruche mit den strengen Vorschriften der Gerichtsordnung wegen des Betriebes der Processe und der Dilationen der Sachwalter steht. Überhaupt hätte der Vf. diesen Vergleich wohl füglich ganz sparen können, da die allgemeine Stimme der Erfahrung über die Art der Processführung in Sachsen schon längst entschieden hat. Eben so wenig begreift Rec., wie die im Preussischen Processe zugelassene Restitution gegen die Contumacia einer Eidesleistung zur Verzögerung der Sache sonderlich beytragen könne. Ob diese Vorschrift an sich zweckmässig sey, gehört hieher nicht, hängt aber offenbar von der Zweckmässigkeit der Restitution gegen Contumacialverfügungen überhaupt ab. Wie wenig der Vf. in die Metaphysik des Processes eingedrungen ist, bewährt er dadurch, dass er es einer Gerichtsordnung zum Verdienste anrechnet, wenn sie, in der Regel, die Nachbringung der *Novorum in II instant.*, selbst *in criminal.*, für unstatthaft erklärt. Die ganze Beurtheilung in diesem Anhange zeigt mit einem Worte, dass er noch auf derjenigen Stufe der Ansicht steht, welche zufrieden ist, wenn der Staat nur Behörden zur Schlichtung und Entscheidung der entstehenden und vorzutragenden Streitigkeiten anordnet, und sich daher begnügt, dasjenige nach den Gesetzen zu beurtheilen, was die Parteyen anzuführen beliebt und vermocht haben; dass er aber noch nicht zu der höheren Ansicht gelangt ist, wornach der Staat durch die Justizpflege das Recht im Lande schützen und verwirklichen soll, mithin auch zur Erforschung alles dessen verpflichtet ist, wovon die Erkennung des Rechts abhängig ist.

In dem zweyten Anhange beleuchtet der Vf. den Nutzen und Werth der Öffentlichkeit der Justizpflege und der Geschwornengerichte. Diese letzten werden ganz verworfen, aus beweisenden, aber nicht neuen Gründen. Die Öffentlichkeit des Verfahrens hält der Vf. zwar der Justizpflege dienlich, jedoch nur für zulässig, sobald die Parteyen solche verlangen, sowohl im peinlichen als bürgerlichen Processe. Dagegen verlangt er für beide, dass bey Abfassung der Erkenntnisse der Actenauszug von dem Referenten in Gegenwart der Anwälde vorgelesen, und diesen dagegen Erinnerungen zu machen und zu deduciren unbenommen seyn solle, um zu verhindern, dass nicht durch unrichtigen Vortrag ungerechte Entscheidungen zu Wege gebracht werden. Auch hält der Vf. dafür, dass die Zuziehung der Defensoren zu allen Verhören, selbst in der General-Inquisition, nöthig sey, und der Erforschung der Wahrheit keinen Eintrag thun werde. Rec. ist viel anderer Meinung.

Rvl.

WIESBADEN, b. Schellenberg: *Andeutung einiger Foderungen an eine gute Strafrechtspflege; mit besonderer Rücksicht auf mündlich öffentliche Verhandlungen und auf Geschworne.* Von einem Justizbeamten. 1819. 95 S. 8. (12 gr.)

Interessante Untersuchungen über die vielbesprochenen, auf dem Titel bezeichneten Gegenstände. Wir wollen das Resultat der Foderungen an eine Strafgesetzgebung mit den eigenen Worten des Vf. hieher setzen. 1. Nicht bloss der *verfolgende* und *untersuchende* Beamte möge vom richtenden, sondern auch der verfolgende vom untersuchenden, dieser vom *Richter der That* und der Richter der That vom *Anwender des Strafgesetzes* verschieden und *getrennt* seyn. 2. *Keine bestimmten gesetzlichen Beweisnormen* sollen den *Richter der That* binden; überhaupt sollen dergleichen nicht als Gesetze verkündigt werden, sondern der Doctrin, wohin sie gehören, überlassen bleiben, höchstens den Gesetzbüchern als Instruction für die anklagenden Beamten, für die Vertheidiger, und als vom Staate gebilligtes Lehrbuch zur Bildung der Richter beygefügt werden. 3. Die *Strafgesetze* sollen überall ein *Minimum* und ein *Maximum* der Strafe auf jedes Verbrechen, und das erste nicht zu beengt, aufstellen und in der Anwendung Spielraum geben. 4. *Öffentliche Verhandlung* soll als Schutzwehr für den Angeklagten, als Mittel, dem Volke die Strafrechtspflege werth und theuer zu machen, und als Correctiv gegen mögliche Parteylichkeit, besonders aber als der einzige Weg, die individuellen Rechte der Staatsbürger, ihre politische und bürgerliche Freyheit sicher zu stellen, eintreten. 5. Das *Begnadigungs-* und *Strafmilderungs-Recht* des Regenten muss unter diesen Voraussetzungen nur höchst *selten* eingreifen. 6. Es ist am zweckmässigsten, wenn der Regent es *mit Zuziehung eines hohen Rathes*, nach der Richtschnur des Gewissens und mächtiger Rücksichten übt, ohne dabey auf directen oder künstlichen Beweiss, Geständnis oder Nichtgeständniss

eine Vorbedingung zu gründen. 7) Die *Angabe* und Entwicklung *dieser* höheren *Rücksichten*, oder vollends eine Widerlegung des in letzter Instanz oder gar von Geschwornen nach innerer Überzeugung angenommenen Beweises und eines darauf gebauten Urtheils ist in den seltenen Gnadenfallen zwecklos, *unnöthig*, unmöglich und dem Ansehen des Regenten eben so nachtheilig als dem der Gerichte.

„Werden diese Foderungen berücksichtigt — sagt der Vf. S. 65 — so können die Resultate nicht anders als befriedigend seyn. Der Angeklagte ist beschützt gegen Willkühr und Leichtsinn; das Volk ist überzeugt, dass das Rechte geschehe; die ausserordentlichen Strafen fallen weg, und der Verbrecher, den die Gesammtheit bedroht, wenn er bey Mangel an directem Beweis und hartnäckigem Leugnen auf Lossprechung von der Instanz oder auf Begnadigung rechnen kann, sieht das rächende Schwerdt immer an einem Faden über seinem Haupte hängen. Wer mehr, wer Übermenschliches erreichen, wer unfehlbar seyn will, wer die Wahrheit auszumessen gedenkt, wie einen Faden, und des Menschen Gemüth, Willen und Glaubwürdigkeit zu berechnen sich getraut, wie eine arithmetische Aufgabe, der erfinde Besseres, sehe aber erst zu, ob es die Probe halten möge. — In den angehängten *Anmerkungen* werden einige von den Andeutungen des Vfs. mit besonderer Rücksicht auf die in neueren Schriften aufgestellten Gegengründe entwickelt. Am Schlusse überläst er sich der angenehmen Hoffnung, dass die von ihm aufgestellten Grundsätze zwar vielleicht langsam, aber doch gewiss, von den Regierungen werden anerkannt werden. „Man wird — heisst es S. 94 — wie früher bey anderen grossen Verbesserungen noch lange auf „*seichte Neuerer*, *ungelehrte Pfuscher*, *unächte Humanitäts-Prediger* schimpfen, so wie man ehedem gegen die Feinde der Hexenprocesse (ein Bürgermeister von Trier wurde gar verbrannt, weil er sich dagegen auflehnte) gegen die Vorschläge zu milderen Strafgesetzen, gegen die Vertheidiger der Blatternimpfung, gegen die Prediger der Duldung zu Felde zog. Der selige *Carpzov* hätte wohl ohne Bedenken die Gegner der Folter für Jacobiner erklärt, wenn dieser Schimpfname damals bestanden hätte. Der arme *Crell* wurde wegen Kryptokalvinismus enthauptet; jetzt sind im Nassauischen, in Rheinbaiern und anderwärts die Anregungen zur Vereinigung der protestantischen Glaubensbekenntnisse von den Regierungen ausgegangen, und in 10 Jahren wird man sich wundern, dass sie je getrennt waren. So gilt auch jetzt noch die *öffentlich-mündliche Rechtspflege* hie und da für einen *Greuel*, sie wird aber doch *siegen*. Ist eine Sache gut: so wird sie bestehen, und ihre Unvollkommenheiten werden untergehen. Menschen aber bleiben die Geschwornen, so wie die Richter noch nicht aufgehört haben es zu seyn." — Wenn gleich die Resultate der Untersuchungen des Vfs. im Wesentlichen nichts Neues enthalten: so wird es doch Niemanden gereuen, ihn bey den letzten zu folgen. Überall findet man den Selbstdenker, der seinen Gegenstand nicht bloss aus der Theorie, sondern auch aus eigener, vielfältiger Amts-Erfahrung kennt, und nicht nur durch die wirklich mitgetheilten Bemerkungen, sondern auch durch diejenigen, welche er durch den grösstentheils ruhigen Ton seiner Andeutungen veranlasst, den Leser interessirt. Es lag nicht in seinem Plane, geschichtliche Untersuchungen einzuweben; welch eine reiche Ausbeute würden diese ihm nicht für seinen Zweck dargeboten haben!

G. H. J.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. von Mösle, LEIPZIG, b. Kummer, PRAG, b. Enders: *Unterhaltungen für gebildete Leser.* Monatsschrift herausgegeben von *S. W. Schiessler.* Jahrgang 1818. 3 Hefte. 312 S. Jahrgang 1819. 2 Bände, jeder von 3 Heften und von 388 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Monatsschrift soll ihrer Tendenz und Form nach als Fortsetzung des *Apollo* von *Meissner* angesehen werden. Ihren Inhalt machen aus: Erzählungen ernsten und scherzhaften Inhaltes, Novellen, Mährchen und Sagen, kleine Lustspiele und Possen, vermischte Aufsätze historischen, humoristischen, satirischen und sonst erheiternden Inhalts, Kunst- und Lebens-Ansichten, Balladen, Romanzen, Legenden, Epigramme und andere Gedichte, Anekdoten, Räthsel u. s. f. Der Herausgeber hat ein kleines Lustspiel geliefert, das Anlage zum Dialog, aber sonst kein dramatisches Talent verräth. Zwey junge Liebende, als wenn sie vorher wüssten, was der Oheim mit sich laut sprechen werde, stellen sich hin, um ihn zu hören, und er, merkend dass sie versteckt da sind, spricht was sie hören sollen, und nimmt auch wahr, dass es wirkt! Weit besser sind dem Hn. *Sch.* seine Erzählungen gelungen, wiewohl ihnen etwas weniger Breite zu wünschen wäre. *Des Friedländers Schreck* ist keine Ballade, sondern eine Erzählung. Mehr Balladenartiges hat doch *Waldstein's Ende.* Überhaupt ist der Vf. auch in den versificirten Stücken zu geschwätzig, bewegt sich in den Schranken des Metrums und des Reims zu schwerfällig, und erlaubt sich viele Härten z. B. entzohn f. entzogen. Dazu kommen manche fehlerhafte Provinzialismen, von denen auch die Aufsätze anderer Mitarbeiter nicht ganz frey sind. In der Legende: *der bestrafte Frevel* hätte doch die Versäumung der Messe *in eines Freundes Nöthen* d. h. doch wohl um einem Freunde in der Noth beyzustehen, nicht so hoch aufgenommen und als eine Wegwerfung des Heils um einen irdischen Zweck bezeichnet werden sollen. Als Mitarbeiter sind genannt *A. W. Griesel*, *Hiller*, *Bellvoglio* (vermuthlich ein angenommener Name), *J. A. Hanslik*, *Karl Witte*, *G. Borgmann*, *Fohmann*, *Ernst Wagner*, *Stein*, *J. J. Polt*, *Heinr. Cuno*, *Julius von Henneberg*, *Fried. Schulz*, *Karl Grümbach*, *F. R. Bayer*, *Fabritius Weininger*, *Müller*, *Friederike Lohmann*, *Rittersberg*, *Waller*, *v. Zi-*

mieczky, *Fr. Rollberg*, *W. Vogel*, *L. F. Schmidt* und *Liebisch*. *Wagner's Rübezahlschwänke* verlieren ungemein bey der Erinnerung an *Musäus* Volksmährchen. Ein wunderlich unwahrscheinliches, gedehntes und mit unter pinselndes Stück ist *das Reich der Liebe* von *Jul. v. Henneberg*. Die Liebe zu der Scheinbar-alten hätte wenigstens besser eingeleitet werden müssen. Die im Jahrg, 1818 S. 272 erzählte Anekdote, dass Ludwigs VII von Frankreich Gemahlin sich von ihm getrennt habe, weil er sich den Kopf abscheeren lassen, stimmt mit dem, was man sonst weiss, nicht überein, da Ludwig sich, nach dem Tode Segur's, der ihn bisher davon abgehalten hatte, trennte. — Eine gute Erzählungsgabe zeigt *Griesel*, nur ist sein Ton in der *Riesenbraut* noch zu ungleich und die Art, wie Paul mit dem Riesen spricht, zu burlesk. Alle Mitarbeiter haben auf Sprache und Einkleidung noch viel grössere Sorgfalt zu wenden, wenn sie etwas Ausgezeichnetes hervorbringen wollen. Auch mit der Wahl des Stoffes sind wir nicht durchaus zufrieden. Selbst das Mährchen muss Geist haben, oder den sittlichen Sinn ansprechen, wenn es einen gebildeten Leser nicht zurückstossen, sondern vergnügen soll. Ist es aber nicht bloss widersinnig, wenn, wie im Mährlein von Hans Pfriem, die Bewohner des Paradieses die Pferde hinter und vor den Wagen spannen und zugleich antreiben u. dgl.? Und der Gespenstergeschichten hätten wir auch wohl noch gerade überhaupt genug.

Unter den Stücken in Versen sind allerdings einige recht liebliche Stücke, z. B. an den Frühling von *Hanslik;* vor anderen zeichnen sich auch aus etliche von *Grumbach*, *Schmidt*. Manche sind zwar nicht ohne artige Gedanken und wahres Gefühl, aber es fehlt ihnen an Klarheit oder eigentlichem poetischem Leben; in anderen kämpfen die Verfasser nicht glücklich genug mit den Schwierigkeiten des Versmasses. Die witzigen Einfälle, Scherze und Epigramme sind fast durchgehends matt und alltäglich.

J. C. F. D.

Leipzig, b. Kollmann: *Erinnerungen aus den Jahren* 1813 *und* 1814. Aus dem Tagebuche eines Freywilligen. Erste Abtheilung VIII u. 232 S. Zweyte Abteilung 279 S. 1820. 8. (2 Rthlr.)

Ein junger Mann, bis zum Jahr 1813 Hauslehrer, dann freywilliger Jäger bey einem Pommerschen Infanterie-Regimente, erzählt uns hier seine Begegnisse in dem Feldzuge von $18\frac{13}{14}$; wir folgen ihm durch Bivouacqs und andere Scenen dieser Art nicht allein in die Schlachten von Bautzen, Gr. Beeren, Dennewitz, Leipzig und einige Gefechte in den Niederlanden, sondern auch auf manchem feindlichem Ausfluge zur Beschauung merkwürdiger Orte und Gegenden.

Der militärische Theil des Buchs ist ohnstreitig dessen schwache Seite; wer selbst Soldat ist, kennt dergleichen schon, und wird über manche Bemerkung ein Lächeln kaum unterdrücken können. Die Übrigen sind durch die Heimgekehrten schon zum Überschwang mit ähnlichen Darstellungen mündlich versehen worden, diese haben daher auch keinen sonderlichen Reiz mehr für sie, von dem Werthe kann natürlich nicht sehr die Rede seyn. Wenn wir aber hier schon überall den Mann von redlicher Gesinnung finden: so tritt dieser Charakter des Vfs. und dessen Auffassungsgabe noch erfreulicher da hervor, wo er über Länder, Völker, Sitten u. s. w. spricht, und man verweilt dann um so lieber bey seinen meist lebendigen und treffenden Schilderungen oder Bemerkungen.

bb.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Berlin*, b. Hayn: *Die Gerichtsverfassung und das gerichtliche Verfahren in den Königl. Preussischen Rheinprovinzen.* Aus authentischer Quelle. 1820. XV u. 92 S. gr. 8. (12 gr.)

Die Versicherung der authentischen Quelle auf dem Titelblatte machte Rec. sehr misstrauisch, zumal der ganze Vorbericht, aus der Hand des Verlegers, nur eine Anpreisung einiger anderer bey ihm herausgekommenen Artikel enthält, wodurch der Verdacht erweckt werden musste, dass jene Versicherung nicht viel mehr seyn dürfte, als eine Handelsspeculation. Denn wie sollte der Verleger wohl auf rechtliche Art namenlos zu einer authentischen Quelle gekommen seyn? oder wenn eine solche ja durch seine Druckerschwärze verewigt werden sollte, würde dazu ihm der Vorbericht überlassen worden seyn? Möge indessen dem seyn, wie ihm wolle: so verräth die ganze Schreibart und Anordnung des Inhaltes, dass derselbe wahrscheinlich ein wörtlicher Auszug eines an das Justizministerium zu Berlin, oder von demselben erstatteten officiellen Berichtes ist. Die darin enthaltene Beschreibung stellt ganz trocken die Sachen dar, wie sie wirklich sind, und diess mit Treue und Zuverlässigkeit. Nur an zwey Stellen ist eine Art von Urtheil eingeschlüpft, alles Übrige ist lediglich Skizzirung der in den Preussischen Rheinprovinzen zur Zeit bestehenden Justizeinrichtung und ein Umriss des dort eingeführten gerichtlichen Verfahrens. Es ist daher diese Schilderung für Jeden durchaus brauchbar, der die ersten Grundzüge dieser Einrichtung sicher in Erfahrung bringen will. Er erfährt durchaus keine Unrichtigkeit; aber er würde sich sehr täuschen, wenn er sich einbilden wollte, dadurch in den Stand gesetzt zu werden, über die Sache ein einigermassen gegründetes Urtheil fällen zu können. Er wird sich ganz in der Lage eines Mannes befinden, der über die Tüchtigkeit und Tauglichkeit eines anderen nach einem Schattenrisse urtheilen wollte, den er von diesem zu Händen bekommen hat. Denn mehr als die äussersten Linien des Umrisses, welche zur Schliessung der Figur unumgänglich nothwendig waren, enthält dieser Bericht nicht. So z. B. ist beym Civilprocess die Form des Beweisverfahrens und die Statthaftigkeit der Rechtsmittel gegen alle Interlocute mit Stillschweigen übergangen; ebenso beym peinlichen Processe die Formen der Verhaftung, deren Erwähnung um so nöthiger gewesen wäre, da das Gesetz durch die Observanz auf eine die bürgerliche Sicherh[eit] nicht günstige Art erweitert worden ist.

R—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

MEDICIN.

Pesth, b. Hartleben: *Praktische Lehre von den Heerdekrankheiten oder Seuchen der grössern nutzbaren Haus-Säugethiere.* Ein Handbuch für den öffentlichen Unterricht und zum Privatgebrauche für Physiker, Kreischirurgen, Thierärzte und Ökonomen. Von *T. G. v. Am-Pach* auf Grünfelden, der Arzneywissenschaft Dr., Assessor der Medicinal-Comité und Professor an der K. K. medicinisch-chirurgischen Schule in Salzburg. 1819. XV u. 285 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. hat neben seinen übrigen Lehrfächern einstweilen wieder die Vorlesungen über die Thierarzneykunde übernommen, die er vor mehreren Jahren schon lehrte. Bey diesem Unterrichte fühlte er das Bedürfniss eines Handbuches der Thierseuchenlehre, welches das praktisch Brauchbare enthält, in seinem Ankaufe nicht kostspielig ist, und binnen der höchsten Ortes vorgeschriebenen Zeit erklärt und erläutert werden kann. Aus diesem Gesichtspunct muss diese Schrift beurtheilt werden. Zum Privatunterricht ist sie nicht geeignet, die meisten Gegenstände sind zu diesem Behuf zu kurz abgehandelt, und es steht diese Schrift in dieser Hinsicht dem bekannten Werke von *Veith* weit nach. Sucht man aber nur ein Compendium zu Vorlesungen über die Thierseuchenlehre, dann ist es brauchbar; da es eine grösstentheils gutgeordnete Übersicht der Thierseuchen liefert und dem mündlichen Unterricht hinlänglichen Stoff zur Erläuterung vorbehält.

Die Einleitung enthält einige Sätze über Thierheilkunde im Allgemeinen, über die nöthigen Vorkenntnisse, die Lehrgegenstände nebst Angabe der Literatur über die Zootomie, Zoophysiologie und praktische Thierheilkunde. Dieses trockene Bücherverzeichniss scheint uns hier nicht am rechten Ort zu seyn; zu einem vollständigen Handbuche der Vetrinärkunde würde es eher passen. Ausserdem scheint auch ein fester Plan dabey nicht zu Grund gelegen zu haben, denn um vollständig genannt zu werden, ist es zu kurz, und um nur das Vorzüglichere zu nennen zu lang, doch raubt es den übrigen Gegenständen zwey Bogen. Eine recht vollständige mit kurzen kritischen Bemerkungen begleitete Literatur der Thierseuchenlehre würde viel mehr an ihrem Ort gewesen seyn.

Die *Heerdekrankheiten* werden eingetheilt: I) *rücksichtlich ihrer Entstehung*, A) in *einheimische*, *Epizootiae* und B) *fremde* oder ausländische Seuchen, *Contagiones;* die beiden Lateinischen Benennungen für diese Abtheilung der Heerdekrankheiten sind nicht richtig, denn auch die einheimischen Seuchen können *Contagiones* seyn. — II) Werden sie eingetheilt rücksichtlich *der ergriffenen Systeme des organischen Körpers:* in *febrile* und *nicht febrile* Seuchen; III) *rücksichtlich des Verlaufes* und *der Gefahr*, a) in einfache, b) in complicirte, c) in gutartige, d) in bösartige, e) in regelmässige, f) in unregelmässige Seuchen. IV) rücksichtlich der *befallenen Thiergattungen*, a) in allgemeine, die alle grösseren nutzbaren Haussäugethiere befallt, und b) in besondere, die nur eine oder die andere Thiergattung ergreift. Die hieher gehörigen Krankheiten handelt der Vf. in folgender Ordnung ab. 1) *Febrile Seuchen;* A) *einheimische*, 1) bey allen Hausthieren: die Karfunkelkrankheit (*epizootia carbuncularis — Anthrax vagans*), die Kehlseuche, die Lungenseuche, die Milzseuche, die Ruhr, der brandige Rothlauf, die Maulseuche, die Klauen- und Huf-Seuche. 2) Bey den Rindern insbesondere der Sterzwurm. 3) Bey den Pferden insbesondere die Pferdeseuche (*typhus equorum*), der Strengel und die Druse. 4) Bey den Schaafen insbesondere, der Rotz (*catarrhus ovium*). 5) Bey den Schweinen insbesondere, die Röthekrankheit (*morbilli*), die Schweinspocken. B) *Febrile fremde Seuchen.* 1) Bey den Rindern, die Rindviehpest; 2) Bey den Schaafen, die Schaafpocken. II) *Nicht febrile Seuchen.* A) *Kachexien.* 1) Bey allen Haussäugethieren: die Lungenfäule (*Phthysis*), die Egelkrankheit, die Raude, die Trommelsucht. 2) Bey den Rindern insbesondere, die Stiersucht, die Knochenbrüchigkeit. 3) Bey den Pferden, der Rotz, der Hautwurm, die Mauke. 4) Bey den Schaafen, die Fäule (*scorbutus*), die Knochenweiche. 5) Bey den Schweinen, die Finnen (*Scalectasis*), die Borstenfäule (*Elephantiasis*). B) *Neurosen.* 1) Bey allen Haussäugethieren, das Verwerfen. 2) Bey den Rindern, die Dümmlichkeit. 3) Bey den Pferden, der Koller und Schwindel. 4) Bey den Schaafen, die Drehsucht. 5) Bey den Schweinen, der Schwindel. 6) Bey den Hunden, die Wasserscheu. C) *Evacuationen.* 1) Bey allen Haussäugethieren, das Blutharnen, der Durchfall. 2) Bey dem Hornvieh und den Schaafen, das Lenden- und Überblut. (*Affectio haemorrhoidalis epizootica.*

Rücksichtlich der *Vollständigkeit* haben wir zu bemerken, dass der Vf. auch noch der Maserseuche

der Schaafe (f. *Kopps* Jahrbuch der Staats-Arzneykunde 6 Jahrg. 1813) und der Klauenseuche der Merinos, über welche neuerlich einige gute kleine Schriften erschienen sind, hätte gedenken sollen. Was die *Anordnung* und *Abtheilungen* der Heerdekrankheiten anbetrifft: so ist sie zu einer klaren Übersicht recht brauchbar; doch können wir es nicht billigen, dass er die Milzseuche oder den Milzbrand von der Anthrax-Krankheit getrennt und neben der Lungenseuche aufgeführt hat, wie wir auch schon bey der Anzeige der Schrift des Vfs. über die Lungenfäule, die Lungen- und Milz-Seuche erinnert haben.

Die einzelnen Krankheiten sind nach einem ähnlichen Schema abgehandelt, in folgender Ordnung: 1) Namen, 2) Synonyme (hier hätte der Vf. auch die *vorzüglichsten* Schriftsteller nennen können, bey welchen man die Krankheit unter diesen oder jenen Namen findet, nur mit einigen Buchstaben bezeichnet), Begriff (sogenannte Definition), 3) Eintheilung, 4) Gemälde des Verlaufes der Krankheit (bey dieser Beschreibung der Zufälle nach den verschiedenen Stadien, ist der Vf. bisweilen gar zu kurz, und auch die Auswahl unter den mannichfachen Erscheinungen ist nicht überall die beste, die pathognomischen Symptome sollten mehr herausgehoben und die Unterscheidungsmerkmale von anderen ähnlichen Krankheiten mit mehr Bestimmtheit und Klarheit dargestellt seyn), 5) Ursachen, 6) Leichenöffnung, 7) Verlauf, 8) Ausgänge, 9) Ansteckung (7. 8 u. 9 hätte bey 3 zweckmäfsig zugleich mit abgehandelt werden können), 10) Vorhersagung, 11) Wesen der Krankheit, 12) Heilung, 13) Vorbauung, 14) Polizeyliche Maſsregeln, 15) Literatur. — Überall hat der Vf. aus den besten Quellen geschöpft, und bey mehreren Seuchen aus eigener Erfahrung bestätigt und berichtigt. Vorzüglich gilt dieses von den Krankheiten, über welche er die schon genannte Monographie herausgegeben hat, und von der Rindviehpest, Löferdürre, welcher auch, wie billig, ein gröſserer Raum, als mehreren der anderen nicht so gefährlichen und schwierigen Seuchen eingeräumt ist. — Von dieser Krankheit giebt der Vf. folgenden Begriff: „Sie ist eine febrile Krankheit eigenthümlicher Natur und bestimmten Verlaufes, erzeugt durch ein besonderes fremdes Ansteckungsgift, welche zu ihren beständigen Begleitern Betäubung und thränende Augen hat, gern anomal verläuft, aber immer ansteckt, durch erlittene Ansteckung die Empfänglichkeit aufhebt, und mit mehr oder weniger bemerkbaren Erosionen an den Kiefern vorkömmt, wobey die Mägen, besonders aber die Leber leiden." Hier hätte die Röthe im Maule mit den darauf folgenden Erosionen, als das vorzüglichste und am ersten bemerkbare pathognomische Symptom, mehr hervorgehoben werden sollen; dagegen ist noch nicht so unumstöſslich bewiesen, dass die erlittene Ansteckung die Empfänglichkeit aufhebt, um diese Meinung in eine allgemeine Definition aufnehmen zu können. Die Beschreibung der Zufälle, welche verschieden sind, wenn die Ansteckung im Winter oder im Frühjahr und Sommer mitgetheilt worden, ist gut, auch die Anomalien sind nicht vergessen, welche man bey dem auf Alpen und Bergen frey weidenden Hornviehe, so wie bey den pestkranken Ungerischen Ochsen bemerkt.

Der Vf. hatte viel Gelegenheit, diese verderbliche Krankheit während des Krieges im Salzburgischen zu beobachten, und theilt hier manche schätzbare Bemerkung mit. Dass unreine Effecten nach drey und vier Monaten noch anstecken können, hat er selbst erfahren. Auf dem Spumberge hatten im Winter 1820 vier Bauern die Seuche durch Vorspann in ihre Stallungen gebracht, einer davon verlor 14 Stück. Als er nach Verlauf von beynahe 4 Monaten wieder 11 Stück in den gesäuberten Stall einstellte, und sie mit dem Futter fütterte, welches auf dem obern Stallboden lag, wo es die Dünste der ehemals Pestkranken einziehen konnte: so wurden auch diese 11 Stück ergriffen, obwohl das Futter dem kalten Luftzug des Winters, durch 4 Monate beynahe, ausgesetzt war. Mist, wollene Decken und Häute steckten noch nach 3 Monaten an. Ein sonst wohlgereinigter Stall, dessen Wände aber nicht mit neuem Mörtel angeworfen wurden, steckte nach 4 Monaten an. — Kein Alter schützte gegen Ansteckung, und man bemerkte nur den Unterschied in dieser Hinsicht, dass Kälber, trächtige Kühe und Stiere der Ansteckung am längsten widerstanden, besonders, wenn sie von weiſser Farbe waren. — Unter den Angesteckten ertrugen die Ochsen die Krankheit, von dem wirklichen Ausbruch an gerechnet, 5—8 Tage, Kühe 9—18 Tage, Kälber 20—23 Tage; trächtige Kühe, die sich in der Hälfte der fruchttragenden Zeit befanden, starben mit den Kälbern, und die sich der Geburtszeit nahten, überlebten selten den fünften Tag. — Was die *Regeln zur Vorbauung und Beschränkung des Contagiums* anbetrifft: so hat zwar der Vf. der Mittel überhaupt gedacht, welche in Vorschlag gebracht worden sind, ist aber doch zu schnell über eine so wichtige Frage hinweggeeilt, die von den vorzüglichsten Schriftstellern noch so widersprechend beantwortet wird. Nachdem er gezeigt hat wie unzureichend die empfohlenen Arzeneyen, die Räucherungen, das Begieſsen mit kaltem Wasser, die Errichtung eigener Contagions-Ställe, die Quarantain-Anstalten und die Einimpfung zur Erreichung des gewünschten Zweckes sind, so erklärt er das Tödten der ersten pestkranken, und aller jener Thiere, die mit ihnen in Gemeinschaft gewesen sind, für das beste und sicherste Mittel, die Rinderpest gänzlich zu unterdrücken, und die weitere Verbreitung zu verhüten, wie dieses schon längst *Lancisius* in *Italien*, *Clerc*, *Düfre*, *de Larsé*, *Vicq d'Azyr* und *Bourgelat* in *Frankreich*, *von Monchy* und *Vink* in *Holland*, *von Haller* in der *Schweiz*, in neuen Zeiten aber *Viborg*, *Kausch*, *Leroi*, *Zwierlein* und viele andere berühmte Ärzte behauptet ha-

ben. Durch eigene Erfahrungen belehrt stimmen auch wir mit dem Vf. für das Tödten, so bald die Ansteckung nur auf einem oder einigen Puncten erfolgt ist. Ungern vermissen wir aber des Vfs. Vorschriften für die Fälle, wenn sich die Rinderpest schon weit verbreitet hat, und die Maſsregel, *alles* kranke und verdächtige Vieh *zu vertilgen*, *nicht* mehr ausführbar ist.

B...

Leipzig, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung: *Über die Aufblähungskrankheiten der wiederkäuenden Haus- und Nutz-Thiere und deren Heilung.* Mit vorausgehender Darstellung der Verdauungswerkzeuge und Geschäfte bey den wiederkäuenden Thieren. Von *J. C. Ribbe*, Lehrer der höheren Veterinärwissenschaft und Thierseuchenkunde bey der Universität zu Leipzig u. s. w. 1819. 136 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Eine höchst dürftige Compilation, gröſstentheils aus *Chabert*, *Sick*, *Viborg* u. s. w., ohne richtige Beurtheilung und Auswahl; in welcher das allgemein bekannte Wahre durch so viel Irriges entstellt ist, daſs diese Schrift den Anfängern und Laien in der Thierheilkunde nicht zu empfehlen ist, für welche dieselbe doch eigentlich bestimmt zu seyn scheint. Denn der gut unterrichtete Thierarzt wird durchaus nichts Brauchbares in ihr finden, was ihm unbekannt wäre, es müſste denn der Pansenschnitt seyn, der sicher sehr selten nöthig ist. Besonders rücksichtlich der Zergliederungskunde, der Physiologie, der Chemie und Heilmittellehre kommen die gröbsten Fehler vor, welche selbst ein Candidat der Thierheilkunde zu vermeiden wissen sollte, noch mehr aber ein Mann, welcher als Lehrer der höheren (!) Veterinärkunde auf einer berühmten Universität auftreten will. Ganz unnöthiger Weise ist dieser Gegenstand zu einer ermüdenden Weitläuftigkeit ausgedehnt; häufig stöſst man auf Wiederholungen; der Stil ist oft unedel und häufig fehlerhaft.

Den Anfang macht eine unvollständige und undeutliche Beschreibung der Werkzeuge und Geschäfte der Verdauung bey den wiederkäuenden Thieren. Wem diese Theile, besonders das Verhältniſs der Schlundrinne zu den vier Magenabtheilungen dieser Thiere nicht schon bekannt ist, der wird durch diese Darstellung gewiſs keinen richtigen Begriff erhalten. Was soll man von einem Lehrer der höheren Veterinärwissenschaft denken, der angiebt: die kegelförmigen Warzen in dem Wanste seyen dazu vorhanden, um diesen gegen *das Reiben* zu schützen; in dem Labmagen würden die Nahrungsmittel durch die *starke Muskelkraft* dieses Organs *auf's äusserste zerrieben*; der in dem Psalter aufgesogene Milchsaft werde den Organen zugeführt, in welchen die Bereitung der Milch vor sich geht, und daſs dieses die *Hauptursache* sey, daſs die weiblichen Thiere der wiederkäuenden Geschlechter so besonders milchreich sind; der das *Blutharnen* von einer Störung der Verrichtung des Psalters herleitet! Von den mangelhaften Kenntnissen des Vfs. in der Chemie liefert nicht allein der 28 §. einen Beweis, in welchem er die Gasarten, durch welche die Aufblähungskrankheit verursacht wird, in zwey Hauptgattungen theilt: nämlich in *fixe*, oder solche, welche gröſstentheils aus Kohlensäure bestehen; und *entzündbare*, oder solche die aus Stickgas und anderen Gasarten gemischt ist, und das seyn soll, was man faulig nennt; sondern auch §. 92, wo er angiebt, die *kohlensaure Dunstluft verdicke* sich in den *Schleim*, welcher den Thieren, die sich bessern, aus dem Maule läuft; §. 100, in welchem er den Rath ertheilt, die Viehbesitzer sollen das *Kalkwasser* immer *vorräthig halten*, und §. 95 und 101, wo er das animalische, flüchtige Kali mit dem Salmiak verwechselt, denn auch der gemeine Mann nennt jenes Kali nicht Salmiak, sondern Salmiakspiritus oder Salmiakgeist. Der *II Absch.* enthält eine *Beschreibung der Aufblähkrankheit, und die Angabe der Ursachen.* Der *III Absch.* zeigt, *wie diese Krankheit verhütet werden kann;* der *IV Absch.* ist überschrieben: *Kennzeichen und Fortschritte der Blähsucht und Behandlung der ergriffenen Thiere.* Alles ist hier recht unnöthiger Weise ausgedehnt; was auf wenigen Blättern hätte gesagt werden können, füllt einige Bogen. Nur einen einzigen Vorschlag haben wir hier gefunden, der, so viel uns bekannt, in anderen Schriften nicht enthalten ist, und gerade dieser ist nach unserem Dafürhalten nicht zweckmäſsig. Da nämlich der gewöhnliche Trokar, dessen man sich bedient, um bey jener Krankheit eine Öffnung in den Pansen zu machen, öfters schwer einzubringen sey, weil der Spieſs etwas kleiner ist, als die Röhre: so soll man sich eines Spieſses bedienen, der etwas gröſser ist als die Röhre, und zuerst mit diesem Spieſs ohne Röhre die Öffnung machen, und sogleich darauf die Röhre ohne Spieſs einschieben. Allein, gewiſs recht oft werden sich bey diesem Verfahren die durchstochenen Theile verschieben, und man wird die Röhre *nicht* einbringen können. Es wird dasselbe geschehen, was man früher erfahren hat, und wodurch man eben bey solchen Operationen und beym Menschen zuerst auf die Erfindung des Trokar geleitet worden ist. Nach des Rec. Erfahrung behält ein nach *Viborgs* Angabe gut gefertigter Trokar immer den Vorzug; und ist nur das untere Ende der Röhre gut gearbeitet, schlieſst es zweckmäſsig an den Spieſsen: so wird man nur selten die Unannehmlichkeit erfahren, welche Herrn *Sick* und nach ihm den Vf. zu vermeintlichen Verbesserungen Veranlassung gegeben haben. — V *Abschnitt. Blähsucht durch fixe Luft mit Überfüllung des Pansen.* Der hier angegebene Fall ist gewiſs sehr selten; es soll der Pansen mit Futter so überfüllt seyn, daſs die Futtermassen auf keine andere Weise fortgeschafft werden können, als durch einen Einschnitt in den Wanst. Rec. muſs gestehen, daſs ihm ein Fall dieser Art noch nicht vorgekommen ist; auch bey Thieren die an der Blähsucht gefallen wa-

ren, hat er doch niemals den Pansen mit Futter *so vollgestopft* gefunden, dass er die heftige Ausdehnung und den Tod von dieser Ursache und nicht vielmehr von der Luftentwickelung hätte herleiten mögen. Sollte sich aber ein solcher Fall ereignen: so kann das hier empfohlene Einschneiden in den Wanst und das Herausschaffen eines Theils des Futters wohl von Nutzen seyn. Der Vf. würde wohl gethan haben, seine eigene, oder des Hn. *Sicks* Erfahrungen über diese Operation durch Krankengeschichten zu belegen. Das Verfahren besteht übrigens darinnen, dass man den Stich, den man ehemals mit einem Messer machte, um die Luft herauszulassen in einen so grossen Schnitt verwandelt, dass eine kleine Hand eingehen kann, um das Futter herauszulangen. Es fragt sich nun, ob nicht etwa auch Futtermassen in die Hinterleibshöhle fallen und sehr nachtheilig werden könn. — *VI Abschnitt. Die faulige Blähsucht.* Fast ganz nach *Chabert*; — Faulige Blähsucht nennt der Vf. diese Art der Krankheit deswegen, weil die Gasarten, welche sie bewirkt, nach seiner Meinung, von der Art sey, wie sie sich aus faulenden Substanzen entwickelt. (?) Hat denn aber Hr. *Ribbe* die Luftart, welche bey jenen Zufällen den Pansen ausdehnt, wirklich untersucht und Stickstoffgas in ihr gefunden? — *VII Absch. Die faulige Aufblähung mit Überfüllung des Pansens. VIII Absch. Aufblähung vergesellschaftet mit gänzlicher Unverdaulichkeit.* Mit Unrecht werden die in diesem Abschnitte beschriebenen krankhaften Zufälle als eine eigene Art der Blähsucht aufgeführt; dieselben sind, nur Erscheinungen eines höheren Grades der *sogenannten* fauligen Blähsucht. Drey Blätter radirter Zeichnungen sind zur Erläuterung beygefügt. Die erste Tafel stellt die Trokars und das Messer zum Pansenschnitt dar; die zweyte zeigt die Stelle, wo der Trokar eingestochen werden muss; die dritte die Gegend, wo der Pansenschnitt gemacht werden soll. Wenn aber der Operateur in der Richtung mit dem Arme in den Wanst eindringt, welche in der Zeichnung angegeben ist: so wird er nicht viel herausräumen können. Auch die angezeigte Richtung des Schnittes ist nicht zweckmässig; er müsste nach der Richtung der Muskelbündel, des äusseren schiefen Bauchmuskel, schräg geführt werden.

B. . .

Wien, b. Gerold: *Praktische Beobachtungen über die Schwefelräucherungen von Johann de Carro*, Dr. der Arzneykunde. Aus dem Franz. übersetzt von *Joseph Wächter*, Dr. der Arzneykunde. 1819. 220 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

So wie früher Hr. *de Carro* sich um die Einführung und Verbreitung der Kuhpockenimpfung in unserem Vaterlande ein bleibendes Verdienst erwarb: so gebührt ihm nun aufs Neue der Ruhm, eine andere, wenn auch in ihren Folgen weniger wichtige, doch gewiss nicht unbedeutende Erfindung, nämlich die von *Galès* in Frankreich zuerst in Gebrauch gezogenen Schwefelräucherungen, unter uns einzuführen. Die Sache macht rasche Fortschritte, nicht allein an dem Wohnorte des Vfs., wo er selbst mehrere Apparate aufgestellt, sondern auch an vielen anderen Orten, wohin er dergleichen gesendet hat. Alle Beobachtungen, sowohl die eigenen des Vfs., deren diese Schrift 200 aufzählt, als die anderer Ärzte stimmen darin überein, dass die Schwefelräucherungen, unter zweckmässiger ärztlicher Leitung und bey zweckmässiger Einrichtung des Räucherungsapparates, (die Versuche in der Charitè zu Berlin mussten ihres Zweckes verfehlen, weil der Apparat mangelhaft war) unter die wirksamsten Heilmittel in verschiedenen Krankkeitsformen, namentlich bey Krätze, Flechten, Leberflecken, arthritischen und rheumatischen Beschwerden, Drüsenkrankheiten u. s. w. gehören, und selbst da oft noch Hülfe schafften, wo andere wirksame Mittel fruchtlos angewendet worden waren. Es ist zu wünschen, dass bald jeder bedeutendere Ort einen solchen Räucherungsapparat bekäme; aber es ist auch zu wünschen, dass nicht einzelne Ärzte gleichsam ein Räucherungs-Monopol zu haben glauben, und nun auf gutes Glück jeden Kranken, der ihnen vor die Hand kommt, in den Räucherkasten stecken, wie dieses leider mit so vielen anderen Mitteln bey uns gegangen ist.

Wunder nimmt es dem Rec., dass der sinnreiche Vf. noch nicht weiter als sein Vorgänger *Galès* gegangen ist und auch andere Stoffe, ausser dem Schwefel benutzt hat. Sollten nicht besonders salpeter- und salzsäure Dämpfe, auf diese Weise mit der äusseren Oberfläche des Körpers in Berührung gebracht, in manchen chronischen, auch inneren Krakheiten, mit Nutzen angewendet werden können?

Hbm.

DRUCKFEHLER.

In der Recension von *Westenrieders* Handbuch No. 83 sind folgende wesentliche Druckfehler eingeschlichen: S. 195 Z. 24 statt *Rhaetiern* lese man *Rhätien*. S. 194 Z. 21 st. *niederzumelzen* l. *niedermezlen*. S. 195 Z. 32 st. *selbst* nachlässig l. *sehr*. Ebd. Z. 44 st. *kleinen* l. *kleinern*. Ebd. Z. 50 st. *in* Neubaiern l. *ein* N. S. 196 Z. 10 st. *Project* l. *Product*. Ebd. Z. 19 st. *Mythendienst* l. *Mitrasdienst*. Ebd. Z. 40 st. *Rezza* l. *Rezat*. Ebd. Z. 8 von unt. st. *vor* Heinrich l. *von* H. S. 197 Z. 10 st. *Grossherzogen* l. *Herzogen*. Ebd. Z. 28 st. *wie nach dem Vortrag* l. *wie nach der V*. S. 198 Z. 8 st. *Maria Malingen* l. *Maria Medlingen*. Ebd. Z. 20 st. *Lehrbuch* l. *Lesebuch*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

MEDICIN.

Augsburg u. Leipzig, i. d. v. Jenisch- und Stageschen Buchh.: *Die künstliche Frühgeburt, als ein wichtiges Mittel in der Entbindungskunst, und vorzüglich als Beytrag zur Charakteristik der Englischen Geburtshülfe*, historisch und kritisch dargestellt von *Franz Reisinger*, Dr. d. Med., Chir. u. Entbindungskunst, Prof. und Director der chirurgischen Klinik an der K. B. Universität zu Landshut, nebst der Abbildung eines einfachen Instruments, um die Lungen scheintodter Neugeborner mit einer reizenden, die Wiederbelebung begünstigenden Luft zu füllen. 1820. XVIII u. 360 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., der durch die Bekanntmachung neuer, von ihm erfundener Kunstgeräthe für die Unterbindung der Mastdarmfisteln und für die künstliche Pupillenbildung, so wie der Darmscheere *Dupuitren's*, als Schriftsteller vortheilhaft bekannt ist, beschenkt uns hier mit einem Werke über die künstliche Frühgeburt, welches als das vollständigste, das wir über diesen Gegenstand besitzen, anzusehen ist. Wiewohl unser *Weidmann* schon im J. 1779 die künstliche Frühgeburt bey einem grossen Grade von Enge des Beckens zur Rettung des Kindes vorschlug; wiewohl die Ansichten und Erfahrungen der Franzosen besonders durch die Übersetzung der Schriften *Baudeloque's*, und der Engländer durch *Pierer's* Auszüge aus den Schriften *Barlow's*, *Leigthon's* und *Merriman's* in dessen Annalen vom Jahre 1800 in Deutschland bekannt waren: so hatte doch bekanntlich erst im J. 1818 eine gebührende Würdigung dieses Kunstverfahrens durch *C. Wenzel* statt. *Mai* erklärte sich zwar 1779, 1802 und 1807 wiederholt für die künstliche Frühgeburt; jedoch bleibt *Wenzel* das Verdienst, die Gründe für und wider die künstliche Frühgeburt zuerst umfassend zusammengestellt, und den vollständigsten Beytrag zur Geschichte dieser Operation geliefert zu haben. Da indessen der Zweck *Wenzel's* bey der Bearbeitung seines Werkes „*allgemeine geburtshülfliche Betrachtungen und über die künstliche Frühgeburt*" weniger auf die blosse Empfehlung dieser letzten einzelnen, mit Unrecht verworfenen Kunsthülfe, als vielmehr auf die Erweckung eines bessern Geistes in der Geburtshülfe überhaupt gerichtet war: so ist schon deshalb das Bemühen des Vfs., ausschliesslich die künstliche Frühgeburt historisch und kritisch darzustellen, kein überflüssiges zu nennen. Das Werk selbst aber vervollständiget die Geschichte und Würdigung früher Operation so sehr, dass wir dem Vf. vielen Dank dafür schuldig sind. Hr. *R.* war noch vor wenigen Jahren zu London, Paris und Wien, und hatte so Gelegenheit, die Ansichten und Wahrnehmungen der dortigen angesehensten Geburtshelfer über die künstliche Frühgeburt von ihnen selbst persönlich in Erfahrung zu bringen. Dadurch ward es ihm auch erleichtert, für eine Charakteristik des dermaligen Standes der Geburtshülfe im In- und Auslande sich Stoff zu sammeln, welche er in der *Vorerinnerung* mit kurzen und wahren Zügen giebt; jedoch mit Ausnahme dessen, was er über die *Wiener* geburtshülfliche Schule sagt. Rec. findet nämlich die Äusserung: „Wenn auch *Wien*, und ich sage es mit Bedauern, sich nicht sehr über *London* durch sein grosses und öffentliches Gebärhaus als *Lehranstalt* erhebt" u. s. w. hart und ungerecht. Wer hat denn den Geist der eifrigen Naturbeobachtung ohne alle Vorurtheile treuer bewahrt, und in einem *Wiegand*, *Wenzel* u. A. geweckt, als eben *Boer?* und ist denn die Entbindungskunde dem *W. J. Schmitt* keinen Dank schuldig? Zu tadeln dürfte nur etwa seyn, dass der Genuss des Unterrichts eines *Boer* und *Schmitt* dermalen einem Ausländer mehr erschwert ist, als früherhin. Der Vf. beklagt sich über „die unglückliche mystische Metamorphose unserer Sprache." Besser hätte derselbe die Quelle, aus welcher diese entspringt, die Philosophie *Schellings* und seiner Anhänger getadelt, wenn diese anders gehaltlos ist: denn ist sie diess nicht: so dürfte es sich wohl der Mühe lohnen, die aus der Natur der Sache hervorgegangene Sprache zu studiren. Auch verdient unser Druck und Papier weniger eine Rüge, als die Preise, welche unsere Buchhändler bey demselben machen, und so den Zweck, Wohlfeilheit und dadurch leichtere allgemeine Verbreitung eines jeden Werks, vereiteln. Rec. hat sich gewundert, in der Einleitung, wo der Vf. von der Erfindung der künstlichen Frühgeburt handelt, die Bemerkung zu finden:" Dieses Verfahren mag sich daher zur Aufnahme in Handbücher der Entbindungskunst in diesem Augenblicke nur als historische Merkwürdigkeit, allein noch nicht als ein allgemein gültiges Operationsgesetz eignen. *„Weh dann jedem Lehrbuche, welches den Schossfugen- und Gebärmutter-Schnitt aufgenommen hat! Auch wird wohl schwerlich ein Unbefangener, welcher das vorliegende Werk besonnen durchgelesen hat, noch Anstand nehmen, die

Operation der künstlichen Frühgeburt unter den angegebenen anzeigenden Verhältnissen wirklich in Ausübung zu bringen; ja er wird sich, nach unserer Überzeugung, dringend dazu verpflichtet fühlen.

Das Werk selbst beginnt mit einem *Versuche einer Darstellung der Geschichte und bekannten Thatsachen der künstlichen Frühgeburt.* Der künstliche Abort, die gewaltsame frühe Entbindung und der Eyhautstich im 7ten bis 9ten Schwangerschaftsmonat subsumiren sich unter dem Begriffe der künstlichen Frühgeburt im weitesten Sinne des Wortes, und die Geschichte weiset es factisch nach, dass die genauere Unterscheidung dieser dreyfachen Wirkungsweise erst die Frucht der neuern Zeit sey. Hinsichtlich des künstlichen Aborts führt der Vf. den Auszug des *Aetius* aus der *Aspasia: „Foetum corrumpentia,"* sodann Auszüge aus *Ploucquet's commentarius medicus in processus criminales super homicidio, infanticidio etc.* an, und fragt, ob der in grossen Städten, und in einigen Gegenden z. B. in der Schweiz, seit langen Zeiten übliche schändliche künstliche Abort durch den Eyhautstich, oder die von Geburtshelfern vorgeschlagene gewaltsame Entbindung bey Blutflüssen und anderen Zufällen, oder die Beobachtung zufällig glücklicher Geburten sehr kleiner und selbst frühzeitiger Kinder bey engem Becken die Idee der künstlichen Frühgeburt durch blosse Trennung der Eyhäute in den drey letzten Schwangerschaftsmonaten veranlasst habe. Rec. glaubt, dass auch die Combination aller dieser Verhältnisse die erste rationelle Bestimmung zu dieser Operation habe geben können. Wenigstens scheint diess in England der Fall gewesen zu seyn, wo 1756 die angesehensten Ärzte in London sich über die Anwendung dieser Operation beriethen. Indessen mag der Französische Geburtshelfer *Puzos* die Erweiterung des Muttermundes nebst Blasensprengen in den verschiedenen Schwangerschaftszeiten, und dadurch bey Gebärmutterblutflüssen eine Frühgeburt ohne künstliche Ausziehung des Kindes nach vorheriger Wendung auf die Füsse zu bewirken, früher angewandt haben, als die Engländer wegen dieses oder eines anderen Zufalls. Wir werden über diese Priorität der Entdeckung und Ausübung wohl nicht eher gewissere Aufschlüsse bekommen, bis die Franzosen sich für den Eyhautstich interessiren, und alsdann die Erfindung desselben ohne Zweifel sich zuschreiben werden, was denn zu einer Widerrede von Seiten der Engländer Anlass geben könnte. *Georg Christian Werther* äussert schon 1707 in seiner Leipziger Dissertation *de abortu salubri*, dass es bey Mutterblutungen zuweilen zur Beförderung einer Frühgeburt schon hinreichen könne, bloss die Eyhäute zu sprengen, ohne die Wendung zu machen. Wenn also auch *Weidmann* die Entdeckung des Eyhautstichs nicht zugeschrieben werden kann, da es schwer auszumitteln seyn dürfte, wann er zuerst die gewaltsame Entbindung von der künstlichen Frühgeburt unterschieden habe: so können doch vielleicht auch Deutsche in diesem Wettstreite mitkämpfen. Rec. ist nicht der Meinung, dass die Worte *Roussel's de Vauzelme* in seiner Abhandlung über den Schossfugenschnitt: *„Quae si antea praevideri queant, septimo aut octavo mense promoveri posse partum opinamur"* auf die eigentliche gewaltlose künstliche Frühgeburt gedeutet werden können, denn in der Note bezieht sich der Vf. auf *Chomel*, welcher die Operation beschreibt: *„ore uteri ampliato, membrana digitis laceranda est; in ruptam membranam, fervente aquarum lubrico flumine, immittenda manus, infantis pedes suo loco quaerendi et... Petit, Destremeau, Sue* und *le Vacher* dürften daher wohl eben so wenig wie *Guillemeau* hieher zu rechnen seyn, indem sie wohl alle von *Guillemeau's* gewaltsamer Entbindung reden, welche übrigens bereits von dem Vater des *Ambroise Parè* ausgeübt wurde. Eigentlich haben weder *Puzos* noch selbst *Baudeloque* die künstliche Frühgeburt als blossen Eyhautstich aufgefasst, sondern ihnen schwebt immer die Idee vor, eine Entbindung *auf der Stelle* hervorzurufen; daher die daurende Ausdehnung des Muttermundes mit der Hand, um sofort Wehen zu veranlassen, empfohlen wird; wesshalb auch *Baudeloque* fürchtet, dass mit dem Nachlasse der ausdehnenden Wirkung der Hand auch die Wehen aufhören werden. Am Ende der geschichtlichen Darstellung, welche, wie schon oben bemerkt wurde, die vollständigste ist, die wir bis jetzt besitzen, giebt der Vf. eine tabellarische Übersicht der bekannt gewordenen künstlichen Frühgeburten von *Maculay, Kelly, Weidmann, Denman, John Barlow, Merriman, Headly, Hardman, White, James Barlow, Merriman jun., Marshall, Kraus, Clough, Bartley, Gibbon* und *Wenzel*, zufolge welcher die Operation 74 mal ausgeübt wurde. Todt geboren wurden 30 Kinder und von den 24 lebendig gebornen, wurden 20 am Leben erhalten. Nur eine einzige Mutter starb. Es folgt die *Beschreibung der künstlichen Frühgeburt als Operation*, die mit sehr vieler Umsicht bearbeitet ist. Hier bringt der Vf. auch die Beschreibung des von ihm erfundenen, zweckmässigen Apparats zur Beförderung des Athmens scheintodter Neugeborner an. Die Furcht, welche der Vf. von einem auf mehr als einige Tage verzögerten Eintritte der Geburt nach dem Eyhautstiche äussert, schlägt Rec. aus Erfahrung nicht hoch an. Lässt man nur die Operirte an dem Tage, wo man ihre Niederkunft wünscht, etwa am dritten nach der Operation, sich kräftig bewegen: so bleibt die Entbindung nicht aus. Die Eröffnung des Muttermundes durch einen eingeführten Finger ist durchaus unnöthig. Man schiebe nur eine Röhre von der Länge, Dicke und Biegung einer Steinsonde in den Muttermund sanft aufwärts, bis man den Widerstand der Eyhäute fühlt. Alsdann stosse man das spitze Stilet, welches in der Röhre liegt, durch die Eyhäute in schiefer Richtung nach einer Seite der Person hin hindurch, ziehe es in die Röhre zurück und diese aus. — *Kritische Untersuchungen der schädlichen und vortheilhaften Seite der künstlichen Frühgeburt.*

Die hier betrachteten Einwürfe gegen den Eihautstich sind folgende: 1) Die Zeit, wann die Operation vorgenommen werden soll, lasse sich schwer oder gar nicht bestimmen, weil *a*) in der Bestimmung einer Schwangerschaftsperiode überhaupt eine zu grosse Unsicherheit bestehe, und weil *b*) die Ausbildung und die Grösse des Kindes verhältnissmässig zum Becken nicht mit Gewissheit ausgemittelt werden könne. 2) Der Fruchthalter habe sich im 7ten oder 8ten Monate noch nicht gehörig entwickelt, wesshalb es dann auch an einer gehörigen Vorbereitung zur Geburt fehle, und diese nicht vor sich gehen könne, oder doch sehr langwierig, schmerzhaft und ermüdend ausfallen müsse. 3) Dem Kinde sey, der Mangel des Fruchtwassers gefahrbringend. 4) Der Eyhautschnitt habe eine unsichere Wirkung und veranlasse nicht immer, oder doch zuweilen zu spät den erzielten Eintritt der Geburt. 5) Die künstliche Frühgeburt bedinge Gefahren für die Mutter z. B. Einrisse des Mutterhalses, Gebärmutterentzündung, Entkräftung, Verblutung beym Nachgeburtsgeschäfte, nachfolgende tödliche Krankheiten des Uterus, wie Krebs u. dgl. 6) Die frühgebornen Kinder kommen gar nicht oder schwer auf. 7) Die genaue Bestimmung der Enge und Geräumigkeit des Beckens unterliege zu grossen Schwierigkeiten. 8) Unmöglich sey die Ausmessung der Dicke und die Erkenntniss der Beschaffenheit des Kindeskörpers z. B. der grössern oder geringern Verknöcherung der Schädelknochen. 9) Es seyen noch ausserdem bey dem Eyhautstiche anderweitige Kunsthülfen z. B. Wendung, Zangengebrauch erfoderlich und gefährlich. 10) Die künstliche Frühgeburt sey, als dem gewöhnlichen Naturverlaufe zuwider, unmoralisch. 11) Die gedachte Handlung sey nicht rechtlich erlaubt, auch werde die Erbfähigkeit der Kinder dadurch aufgehoben, oder ungewiss gemacht. 12) Die künstliche Frühgeburt könne gemissbraucht werden. Rec. will durch diesen Auszug der vom Vf. beantworteten Einwürfe gegen die künstliche Frühgeburt nur zeigen, dass derselbe es sich habe angelegen seyn lassen, die Gründe, welche man jenem Kunstverfahren entgegensetzen kann, möglichst vollständig zu sammeln. Auch hält Rec. die gegen diese Einwürfe entwickelten Gegengründe für durchaus gültig und gehaltvoll erschöpfend. Sehr interessant ist die Rechtfertigung des Eyhautstichs in juristischer Beziehung.— *Untersuchungen über Anzeigen zur künstlichen Frühgeburt.* Hier wird *zuerst* die schädliche Einwirkung der todten Frucht auf die Mutter, als Anzeige zum Eyhautstiche geprüft. Der Vf. ist mehr dagegen, als dafür, glaubt aber die Entscheidung erfahrenern Kunstrichtern überlassen zu müssen. Auch Rec. möchte jenes Verhältniss nicht als Indication gelten lassen, so lange nicht zuvor ausgemittelt ist, unter welchen Bedingungen die Anwesenheit einer in Verwesung übergehenden Frucht im Uterus für die Mutter bald ohne allen Nachtheil, bald durch Resorbtion des Todten u. s. w. schädlich ist: denn erfahrungsgemäss werden todte Früchte Monate lang ohne allen krankmachenden Einfluss getragen. Vermittelte z. B. die fleischige Verwachsung der Nachgeburt die Resorbtion der abgestorbenen Ey- und Kinds-Theile: so würde bey der künstlich frühen Entbindung das Nachgeburtsgeschäft Kunsthülfe fodern, und ein unglücklicher Ausgang desselben die Operation der künstlichen Frühgeburt leicht um allen Credit bringen. Eine *zweyte* fragliche Anzeige zur k. Frühgeburt ist die Verspätung der Geburt. Rec. ist hier nicht mit dem Vf. einverstanden, welcher diese Indication verwirft, sondern tritt dem Rathe *Osiander's* bey, welcher bey obengenannten Spätlingen eine künstliche Beendigung der Schwangerschaft empfiehlt; nur möchte er *Osiander* nicht in der Bewerkstelligung einer *gewaltsamen* Entbindung nachahmen. Fortwachsende Spätlinge sollte man nur dann forttragen lassen, wenn das Becken ungewöhnlich gross wäre. *Dritte* hier geprüfte Anzeige: krankhafte Zufälle der Schwangern, z. B. ausserordentliche Schwäche, anhaltendes Erbrechen. Der Vf. erklärt sich dagegen. Rec. möchte hier nicht absprechen, sondern die Entscheidung der kommenden Zeit überlassen. *Vierte* fragliche Anzeige: frühzeitiges Absterben der Kinder unter Frostanfällen ohne nachweisbare Anlässe. Rec. ist mit dem Vf. völlig einverstanden, dass dieses Verhältniss noch viel zu sehr im Dunkeln liegt, um den Rath der Engländer, bey demselben die künstliche Frühgeburt vorzunehmen, der Befolgung würdig zu halten. Gelinde Gebärmutterblutflüsse, als *fünfte* hier erörterte Indication, läst der Vf. gelten. Rec. hat nie andere Gebärmutterblutungen bey Schwangern beobachtet, als solche, welche auf dynamischen Mitteln ruhen, oder solche, welche die gewaltsame Entbindung forderten; indessen will er nicht leugnen, dass es solche Blutungen von mittlerer Heftigkeit gebe, für deren Stillung der Eyhautstich erfoderlich und hinreichend wirksam seyn könne. Als *sechste* Anzeige ist die Zurückbeugung des Uterus zur Sprache gebracht und zur Seite geschoben; es sollen zuerst „alle jene Kunstmittel versucht werden, welche die Schwangerschaft nicht so bestimmt und gewaltsam unterbrechen." Rec. hätte gewünscht, hier den Stich der Harnblase namentlich aufgeführt zu finden. Die *letzte* angeführte Anzeige ist die Enge des Beckens. Höchst anziehend ist hier die gegebene geschichtliche Zusammenstellung der verschiedenen hierüber laut gewordenen Ansichten. Um dieselben näher zu prüfen, geht der Vf. zu einem besonderen Abschnitt, nämlich zur *Würdigung der bisher bey Enge des Beckens schwangerer und gebärender Weiber angewandten Kunstmittel* über. Die hier betrachteten sind: 1) Mittel zur Beschränkung des Wachsthums und der Ausbildung des Foetus, nämlich Blutentziehungen und Abführungen, schmale und Pflanzen-Nahrung nebst vieler Bewegung in der Schwangerschaft. 2) Die gewaltsame frühzeitige Entbindung. 3) Der Schossfugenschnitt. 4) Die Enthirnung und Zerstückelung. 5) Die Wendung auf die Füsse. 6) Die Geburtszange. 7) Der Kai-

ſerſchnitt. 8) Der künſtliche Abort. 9) Die künſtliche Frühgeburt. Dem Vf. ſcheint es beynahe unmöglich, bey dem erſten Mittel das rechte Maſs und Ziel zu treffen. Rec. würde die künſtliche Frühgeburt, als für Mutter und Kind gefahrloſer, unbedingt vorziehen. In Anſehung des *Accouchement forcè* iſt Rec. mit dem Vf. völlig einer Meinung, daſs dieſes „bey Beckenenge gewiſs mit Recht durch die einfache Erregung der Frühgeburt verdrängt werde." Rec. hält dasjenige, was der Vf. über den Schoſsfugenſchnitt ſagt, keines Auszugs fähig und für beſonders leſenswerth; nur hat er ſich gewundert, daſs die neuerliche Empfehlung des Schoſsfugenſchnitts durch *Zang* und die von dieſem dafür aufgeſtellten Anzeigen gar nicht erwähnt werden. In Anſehung der Enthirnung iſt Rec. mit dem Vf. völlig einverſtanden, daſs ſie nicht als ein Kunſtfrevel aus dem Gebiete der Entbindungskunde zu entfernen ſey, indeſſen meiſtens nur da Anwendung finden ſolle, wo die Bewerkſtelligung der künſtlichen Frühgeburt verſäumt wurde. Auch die Zerſtückelung hält der Vf. für eine zuweilen unentbehrliche Hülfe, indeſſen ſcheut er ſich vor derſelben wegen der Gefahr der Mutter mit Recht gar ſehr. In Anſehung der Würdigung der Wendung auf die Füſse als Kunſthülfe bey engem Becken hätte Rec. ein tieferes Eingehen gewünſcht. Es wäre von groſser Wichtigkeit, daſs man ſich über die *beſtimmten* Verhältniſſe verſtändigte, unter welchen die Durchführung des Kopfes nach gebornem Stamme wirklich leichter iſt, als bey noch ungebornem Körper. Eben ſo wenig als der Vf. dieſe Verhältniſſe feſtſetzt, zieht er auch eine ſtrenge Grenze für die Anwendung oder Nichtanwendung der Zange in der oberen Appertur des Beckens bey noch nicht in dieſelbe eingetretenem Kopfe. Dieſe Unbeſtimmtheit des Zangengebrauchs mag auch wohl den Grund enthalten, warum die Wendung auf den Kopf nicht berückſichtiget worden iſt. Sehr gefreut hat den Rec. die Anſicht des Vfs., daſs derſelbe bey einer Conjugata von 2 bis $2\frac{1}{4}$ Zoll auch dann, wenn das Kind todt ſeyn ſollte, den Kaiſerſchnitt der Zerſtückelung vorzieht, weil dieſe nach des Rec. feſter Überzeugung bey jener Beckenenge weit gefährlicher für die Mutter iſt, als der Gebärmutterſchnitt. Der Vf. glaubt, daſs beym Schoſsfugenſchnitte $\frac{1}{3}$ der Gebärende, beym Kaiſerſchnitte $\frac{1}{2}$ zu Grunde gehen. Den künſtlichen Abort ſoll der Geburtshelfer auch bey dem engſten Becken, und bey dem Verlangen von Seiten der Mutter und ihrer Verwandten ſchwerlich vor ſeinem Gewiſſen rechtfertigen können. Rec. muſs bekennen, daſs er dieſs nicht glaubt. Das Beckenmaſs der Conjugate giebt der Vf. für die künſtliche Frühgeburt auf $2\frac{7}{12}$ bis $3\frac{1}{4}$ Zoll an, und geſtattet dieſe Operation bey jenem *Minimo* ſchon in der 30 Schwangerſchaftswoche. Hieher iſt auſserdem noch eine bereits früher fragweiſe hingeworfene Äuſserung zu beziehen, ob ſich nämlich ſelbſt bey einem kaum $2\frac{1}{2}$ Zoll in der Conjugate meſſenden Becken nicht etwa aus der Vereinigung des Schoſsfugenſchnitts mit der künſtlichen Frühgeburt Vortheil ziehen laſſe? Das Reſultat der ganzen Unterſuchung iſt kurz folgendes. „Auf der einen Seite grenzt alſo die künſtliche Frühgeburt bey einer Conjugate von 2 Zoll 8—7 Linien an den Kaiſerſchnitt, auf der andern Seite bey einer Conjugate von 3—$3\frac{1}{4}$ Zoll an der Zange und Wendung, und ſie ſcheint daher vorzüglich den Schoſsfugenſchnitt und die Perforation des lebenden Kindes zu verdrängen: Operationen, welche alſo vorzüglich nur bey Vernachläſſigung der künſtlichen Frühgeburt ihre Anordnung finden würden." Rec. findet gegen alles dieſes nichts zu erinnern, als daſs bey einer Conjugate von $2\frac{1}{2}$ Zoll doch wohl die künſtliche Frühgeburt in der 29 Schwangerſchaftswoche auch noch dem Kaiſerſchnitte vorzuziehen ſeyn dürfte. Zum *Schluſſe* giebt der Vf. folgende Verhaltungsvorſchriften bey der Bewerkſtelligung der künſtlichen Frühgeburt. 1) Der Geburtshelfer muſs die Einwilligung der Schwangern haben. 2) Er muſs ſelbſt und wiederholt die Enge des Beckens unterſuchen. 3) Es iſt zu rathen, die Operation unter Zuziehung eines Amtsbruders feſtzuſetzen und auszuführen. 4) Man ſoll die Operation verzögern bey nicht deutlich fühlbar vorliegendem Kopfe, bey einer gewiſs erkannten Querlage und bey Zwillingen. (Man vergeſſe nicht, daſs der gröſser werdende Kopf in den ſpätern Schwangerſchaftswochen aus dem zu engen kleinen Becken mehr und mehr wieder ins groſse zurückgedrängt wird.) 5) Man operire nur bey völligem Wohlbefinden der Schwangern, auſser bey unheilbaren Krankheiten. 6) Man operire nur bey den vorerwähnten Beckenmaſsen und zwiſchen der 30 und 37 Schwangerſchaftswoche. 7) Die Operation werde vorſchriftsgemäſs ausgeführt. 8) Schnelle Entleerung des Fruchtwaſſers iſt zu vermeiden. 9) Man ſuche einen Froſt nach der Operation bey der Operirten zu verhüten, da derſelbe dieſer und dem Kinde ſehr gefährlich, ja tödtlich werden kann. 10) Man verſäume die nöthige Beyhülfe z. B. der Zange nicht. 11) Wo die Mutter nicht ſäugen kann, ſorge man für eine tüchtige Säugamme. Rec. fügt den Wunſch hinzu, daſs bey der ſteigenden Verfeinerung der Geburtshülfe dieſes Fach künftighin nur ſolchen Individuen auszuüben erlaubt werden möchte, welche zugleich Ärzte ſind.

Noch erfreulicher als Druck und Papier iſt die groſse Correctheit des Textes. S. 17 iſt indeſſen die Jahrzahl 1498, als Jahr der Erſcheinung von *Jaques Guillemeau's* Werk *de la grossesse etc.*, um ein Jahrhundert durch einen Druckfehler unrichtig angegeben, indem dieſer Schriftſteller 1609 ſtarb. Die Ausgabe jenes Werkes, welche Rec. beſitzt, iſt von 1642. Möge dieſe treffliche Monographie über die künſtliche Frühgeburt dazu beytragen, recht bald die Vorurtheile zu beſeitigen, welche gegen dieſe Kunſthülfe leider noch vielfach beſtehen!

R — n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

PHILOSOPHIE.

Tübingen, b. Osiander: *Handbuch der theoretischen Philosophie.* Ein Beytrag für Philosophie und Geschichte der Philosophie, von *H. C. W. Sigwart*, ordentl. öff. Lehrer der Philos. an der Universität Tübingen. 1820. VI und 442 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dem fleisig gearbeiteten Werke eines achtungswerthen Gelehrten, im Ganzen genommen, die Zustimmung versagen zu müssen, setzt denjenigen, dessen Urtheil darüber verlangt wird, allemal in Verlegenheit, und diess um so mehr, je bescheidener der Autor, und je grösser die Entfernung seines Standpuncts ist von dem des Beurtheilers. Rec. befindet sich in solchem Falle; er glaubt sich aber eben dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, dass er dieselbe offenherzig eingesteht.

Laut der Vorrede, ist das Werk des Hn. Prof. *Sigwart* aus Vorlesungen entstanden, und für solche bestimmt. Es ist demnach vielmehr ein Lehrbuch, das auf mündliche Ergänzung rechnet, als ein Handbuch, welches dem Leser die Hauptgegenstände der Wissenschaft in einer ziemlich vollständigen und bequemen Zusammenstellung gleichsam an die Hand geben, und zu beliebigem Gebrauche gegenwärtig erhalten sollte. In der letzten Absicht würde das Buch viel zu kurz und zu dürftig seyn; in jener ersten Eigenschaft ist es vielleicht nur zu reichhaltig. Denn es scheint für Anfänger und für Geübtere zugleich bestimmt, ohne einen Grenzpunct, wo jene still stehen könnten; und, was schlimmer ist, es vermengt die Philosophie dergestalt mit ihrer Geschichte, dass die eine vor der anderen nirgends recht zum Worte kommt. Hiebey hat sich der Vf. von seiner Individualität irre führen lassen. Er selbst gehört offenbar zu denjenigen Naturen, die nicht vom Denken zu den Büchern, sondern von den Büchern zum Denken geleitet werden. So nützlich nun auch, ja so unentbehrlich sich die Gelehrten dieser Classe in der literarischen Welt machen, und so zweydeutig der Vorzug jener Anderen ist, die oftmals vor lauter selbstgeschaffenen Irrthümern die einfache Wahrheit nicht treffen können: eben so gewiss muss man doch bey Anfängern den natürlichen Durst nach der Wahrheit nicht durch Erzählungen sättigen von dem was dieser gemeint und jener geleugnet habe, sondern das Historische muss gänzlich untergeordnet, und der davon unabhängigen, selbstständigen Forschung bloss gelegentlich, als zufällig damit zusammentreffend, angefügt werden. Das Gegentheil dieser Foderung tritt bey Hn. S. um desto mehr hervor, da er so sehr eilig, und unbekümmert um die von dem menschlichen Geiste allmählig durchlaufenen Bildungsstufen, seine Zuhörer in die neuere und neueste Philosophie hineinwirft. Einige, hie und da eingestreute, und in der That verlorne, Notizen von der Philosophie der Alten, machen den Fehler nicht gut, denn diese erscheinen hier keinesweges in ihrem eigenthümlichen Zusammenhange.

Der Vf. beginnt mit dem Suchen nach einer Real-Definition der Philosophie auf genetischem Wege. „Da die Philosophie ein Product des menschlichen Geistes ist, und, wie jedes Hervorgebrachte, seinen Inhalt hat und seine Form: so muss man zeigen, wie diess Product nach Inhalt und Form hervorgehe *aus dem menschlichen Geiste.*" Hier ist gleich eine ganze Reihe von Fehlern. Erstlich: gerade dasselbe konnte auch gesagt werden von jeder anderen Wissenschaft; eine jede ist Product des menschlichen Geistes. Zweytens: hieraus aber folgt gar nicht, und in Beziehung auf Philosophie gerade eben so wenig, als in Beziehung auf irgend eine andere Wissenschaft, dass *die Reflexion auf den menschlichen Geist* überhaupt in dieselbe, und vollends in ihre allgemeine Definition gehöre. Der denkende Geist ist vertieft im Objecte; und je vollkommener diese Vertiefung, desto besser für die dadurch bewirkte Erkenntniss; aus dieser Vertiefung ihn gleich Anfangs aufrütteln, ist das schnurgerade Gegentheil dessen, was der Lehrer der Wissenschaft leisten soll; denn eben die Vertiefung selbst ist das, was er in dem Hörer auf alle Weise zu befördern hat. Es ist nichts als ein ziemlich allgemeines und sehr schädliches Vorurtheil, dass die Philosophie mit einem auf das eigne Selbst zurückgewendeten Blicke beginnen müsse. Übrigens ist diess der ältesten Philosophie ganz fremd, und zu *Spinoza* und *Schelling* passt es eben so wenig. — Drittens: mag immerhin jedes Hervorgebrachte Inhalt und Form haben (welches voraussetzt, dass es in irgend einem Sinne ein Zusammengesetztes sey, da sonst an Form, das heisst, an eine bestimmte Art der Zusammensetzung nicht zu denken ist), so folgt daraus noch gar nicht, dass man auf die Unterscheidung zwischen Inhalt und Form, Rücksicht zu nehmen habe; sondern nur, dass man diesen Unterschied, der mehreren Deutlichkeit wegen, in Betracht ziehen *könne.* Viertens: wie gänzlich gleich Anfangs der rechte Weg des Suchens verfehlt sey, das zeigt sich sogleich in den nächstfolgenden Worten: „Man muss also in dem

menschl. Geiste nachweisen, nicht nur überhaupt einen philosophischen Trieb, sondern auch wie sich *vermöge der ursprünglichen und nothwendigen Richtungen und Gesetze des menschlichen Geistes* jener Inhalt und jene Form ergeben." Hier verirrt sich der Vf. bis zu einem höchst speciellen, äusserst schwierigen, kaum durch die feinste Psychologie aufzulösenden Problem. Möchte doch *Leibnitzens* goldenes Wort: *die Frage nach dem Ursprunge unserer Erkenntnisse ist keine Präliminarfrage in der Philosophie*, nicht in der neuern Zeit so gänzlich vergessen oder verkannt seyn! Die Folgen der Verirrung entwickeln sich bey unserem Vf. nun immer deutlicher. Er fängt an vom *dumpfen Schlummer* zu erzählen, als von der ersten Vorstufe, durch welche der Mensch zum Selbstbewusstseyn gelange; ferner vor einem *lichten Traume*, der aus jenem entstehe; dann von einer weitern Entwickelung, welche dahin strebe, die Beziehung auf das Innere auszubilden, — kurz, er bringt die *Vermuthungen* vor, welche die Psychologen sich (gleichviel für jetzt ob gründlich oder ungründlich) ausgesonnen haben, um Zustände zu bezeichnen, in welche kein ausgebildeter Mensch sich zurückversetzen kann, die demnach *nicht unmittelbar gewusst* werden, und zu *Anfangspuncten* einer Untersuchung auf keine Weise taugen. Könnte ein Philosoph, als solcher, in die Windeln zurückkehren, oder besser, in den mütterlichen Schooss; könnte er, sich selbst beobachtend, die ganze Periode noch einmal durchleben, der man auf gut Glück, und weil Niemand aus Erfahrung widersprechen kann, den dumpfen Schlummer und den leichten Traum, und so weiter, angedichtet hat; ja wäre es nicht an sich der gröbste aller Widersprüche, mit vollem Bewusstseyn die erste Entstehung des Bewusstseyns zu beobachten: dann möchte es, zwar immer nicht schicklich, vielweniger nothwendig, aber doch möglich seyn, so anzufangen, wie es in dem angezeigten Buche — nicht zum erstenmal, und leider wohl auch nicht zum letztenmale — geschehen ist. Es versteht sich, dass nun weiterhin Fehler auf Fehler, Erschleichung auf Erschleichung, gehäuft wird, — um endlich herauszubringen: dass auf Erkenntniss der Welt ein geistiger Grundtrieb gehe; und ein anderer Trieb auf das Wirken in der Welt; und dass es folglich eine theoretische und praktische Philosophie gebe. *Weiss* und *Carus* sind dabey am öftersten citirt; und wer die Werke dieser Schriftsteller für gründlich hält, der wird mit Hn. *S.* besser zufrieden seyn als der Rec. In der empirischen Psychologie, die nun weiter folgt, (nach ganz gewöhnlichem Zuschnitte), wird zwar versprochen, tiefer zu gehen, das Empirische verfolgend in seine Gründe und Gesetze. Aber wie man es machen solle, für diess Tiefergehn die Richtung und die Kraft zu gewinnen, darüber kein Wort! Auch hat Rec. nichts gefunden, das er mit gutem Gewissen auch nur den Anfang einer Untersuchung nennen könnte. Den Mangel an Schärfe des Denkens, der sich hier offenbart, müssen wir indessen durch ein paar Beyspiele bezeichnen. Im §. 57 wird im Gegensatz der Gebundenheit der Anschauung an die Gegenwart, von der Einbildungskraft gesagt: es sey in ihr *schon* eine *ungebundenere* Selbstthätigkeit. Hier glaubt man in der That den seligen *Carus*, einen trefflichen Menschen, aber in der Psychologie den ärgsten aller Nebler und Schwebler, zu hören. Was denkt sich der Vf. bey dem Comparative, dessen er sich hier bedient? Glaubt er, es gebe zwischen der Gebundenheit der Anschauung, und der Ungebundenheit der transscendentalen Freyheit, ein Continuum des Mehr oder Weniger der Gebundenheit? Hat er sich den Gedanken eines solchen Mitteldinges, das *gebunden und auch nicht gebunden* ist, wohl jemals entwickelt? Soll es *in einer Rücksicht* gebunden, *in einer anderen Ruchsicht* ungebunden seyn? Dann mussten die verschiedenen Rücksichten nachgewiesen, und es musste geprüft werden, ob sie sich sondern liessen oder nicht. Oder soll man sich die Einbildungskraft, dem Vf. zufolge, wie ein zähes Wesen denken, das weder recht vest noch recht flüssig ist? Was möchte doch *Kant*, der die transscendentale Freyheit in die intelligible Welt versetzte, aber in der Sinnenwelt das strengste Causalgesetz anerkannte, zu einem solchen unglücklichen Mitteldinge gesagt haben! Aber bey manchen heutigen Philosophen scheinen die Worte *Entweder — oder*, alle Kraft und Bedeutung verloren zu haben; es kostet sie nichts, zwischen ein paar *contradictorie opposita* ein Mittleres einzuschieben, in welchem $A = non\ A$ ist; ja Rec. erinnert sich an eine, nicht längst erschienene, Psychologie, worin ganz förmlich ein *principium medii* an die Stelle des alten *principii exclusi medii* gesetzt wird. Mit einem solchen Princip kann man allerdings weit kommen; nur Schade, dass alles, was man erreicht, Nichts ist, weil es sich selbst aufhebt. — Ein anderer, freylich schon oft begangener, aber nichts destoweniger sehr übler, Fehler findet sich in der Art, wie der Vf. das Verhältniss zwischen Begriffen und Anschauungen bestimmt; er verwechselt nämlich damit das Verhältniss unter den höheren und niederen Begriffen, welches eben darum, weil es *zwischen den Begriffen selbst* statt findet, nichts taugt, um den Begriff von der Anschauung zu scheiden. Vergessen wird dabey, dass es mehrere, völlig gleichartige Anschauungen geben könne, die mit dem, ihnen zugehörigen Begriffe, *alle* Merkmale gemein haben; vergessen wird, dass es *einzelne* Begriffe (*conceptus singulares*) gebe, denen vielleicht sogar nur eine einzelne Anschauung zum Grunde liegt. Gesetzt z. B. die *Kantische* Theorie von Raum und Zeit wäre richtig: so gäbe es *eine* Anschauung *a priori* vom unendlichen Raume, und eben so von der Zeit; der Begriff des Raumes, welcher aus dieser Anschauung entstünde, würde nicht ein einziges Merkmal weniger enthalten dürfen, oder er wäre mangelhaft. Rec. ist zwar überzeugt, dass diese ganze *Kantische* Lehre falsch ist; allein das gehört nicht hieher, und das Beyspiel ist nichts destoweniger brauchbar. — Mit jenem Fehler verknüpft sich bey dem Vf. ein anderer noch schlimmerer; er lässt nämlich die Begriffe

immer willkührlich entstehen; eine Behauptung, wofür der Vf. schwerlich einen anderen Beweis wird anführen können, als dass Er sich bey der Unterscheidung der Begriffe von den Gemeinbilden nicht besser zu helfen gewusst hat; und dass er anderen Psychologen auf ihr Wort geglaubt hat, es gebe gewisse Handlungen der Vergleichung, der Abstraction und Zusammenfassung, wodurch *alle* Begriffe nach Belieben gebildet würden. Diese Behauptungen stecken so voll von Irrthümern, dass man in einer Recension nicht davon reden kann; indessen wäre es gut, wenn der Vf. sich vorläufig mit der Frage beschäftigte, woher wohl das Nothwendige und Allgemeine in der Erkenntniss kommen solle, und wesshalb sich die Evidenz dieses Nothwendigen wohl dem Menschen unwiderstehlich aufdringen, — wesshalb überdiess die streitigen Puncte in der Philosophie wohl so gewaltsam auch die gewissenhaftesten Denker unter einander in Zwiespalt versetzen und erhalten mögen. Sollte der Vf. wirklich glauben, der Grund sowohl von der Einstimmung als der Mishelligkeit der Denker, liege in solchen Begriffen, die man beliebig bilden kann, je nachdem man eben Lust hat und aufgelegt ist zu vergleichen, zu abstrahiren und zusammenzufassen? Sollte es ihm nie aufgefallen seyn, dass für eine so lustige, ja windige Erklärung der Gegenstand viel zu ernsthaft ist? — Ferner, der Vf. behauptet, das Wesen des logischen Urtheils hänge ab von dem Verhältniss des Allgemeinen zum Besonderen; er widerlegt sich aber in der Note selbst durch Erinnerung an particulare Urtheile; er hätte vor allen Dingen an die *negativen* Urtheile denken sollen, worauf hier gerade das meiste ankommt. Doch Rec. sieht sich genöthigt, das Folgende, so weit es zur Psychologie gehört, zu überspringen; er bemerkt nur ganz kurz, dass in den §§. 78 und 79 eine Spur der Wahrheit liegt, welche der Vf. viel weiter hätte verfolgen sollen. Nach einem Eingange von solcher Beschaffenheit, wie bisher angezeigt worden, ist nun nicht zu erwarten, dass der Verfasser da, wo er sein Hauptgeschäft, die Darstellung und Beurtheilung der neueren philosophischen Systeme, mit der berühmten Streitfrage über den Ursprung der Erkenntniss entweder ganz aus den Sinnen oder aus angebornen Vorstellungsformen, eröffnet, etwas Gründlicheres leisten werde, als das, was längst allgemein bekannt ist. In der That fertigt er den sogenannten Sensualismus mit den gewöhnlichen Argumenten kurz ab; und belastet ihn noch obendrein mit dem Vorwurfe: er zerstöre alles übersinnliche Glauben und Hoffen, er zerstöre das sittliche Handeln, welches unwidersprechlich die Geschichte der Philosophie lehre. — Diesem Verfahren müssen wir um desto nachdrücklicher widersprechen, je gewöhnlicher es heut zu Tage ist. Wir erinnern zuerst an *Locken*, von welchem bekannt ist, dass er ein frommer Mann, und ein wahrhaft praktischer Weiser war. Wir fragen weiter, ob man die dauernde Anhänglichkeit an *Locken*, in Frankreich und in England und Schottland, ja auch die Achtung, welche so viele Deutsche ihm bewiesen haben, auf Rechnung einer Neigung zu unsittlichen Gesinnungen zu setzen wagen wolle. — Die Spaltung, welche in Ansehung der Philosophie zwischen Deutschland und dem Auslande gegenwärtig Statt findet, ist ein wahres Unglück für die gelehrte Welt; und man hat alle Ursache, den Antheil der Schuld an dieser Spaltung, welchen wir Deutsche tragen, durch die schärfste Selbstprüfung auszumitteln. Eine Lehre schmähen, heisst nicht, sie widerlegen; wohl aber heisst es, sich selbst verblenden. Und dieses gerade haben die Deutschen ohnehin schon gethan, durch das unhaltbare, auch vom Vf. wiederholte Argument, die nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten könnten nicht aus der Erfahrung entspringen. Das Argument hat zwey Hauptnerven; der eine ist: Unwissenheit in der Psychologie; der andere, eine ganz falsche Ansicht von der Erfahrung. In ihren Einzelnheiten freylich erscheint die Erfahrung zufällig; in ihren grossen Umrissen aber ist sie nothwendig; ungefähr so, wie der Gang eines organischen Lebens, oder auch schon wie der Gang einer Ausschlagskrankheit, deren Perioden kein Arzt abzuändern vermag, wie viel Zufälliges er auch durch Arzneyen der verschiedensten Art hineinmenge. — Die Erfahrung geht hervor aus dem Verhältnisse des Geistes zu dem Äusseren; dieses Verhältniss hat höchst allgemeine und nothwendige Grundbestimmungen, vermöge deren in dem Geiste ein Produciren anhebt, das in seinem Verlaufe regelmässig ist, und in seinen Resultaten dieselbe Nothwendigkeit und Allgemeinheit abspiegelt, von der es ausging. Der Gang dieses Producirens hat die Psychologie darzustellen; dabey kann sie zwar kein *willkührliches Bilden von Begriffen*, aber eben so wenig angeborne Ideen oder Vorstellungsformen zulassen. Mehr kann über diesen Gegenstand hier nicht gesagt werden; es wäre denn diess, dass, um sich mit dem Vf. zu verständigen, der die Consequenz des Empirismus darin sucht, die Seele als ein *rein leidendes*, *gar nicht selbstthätiges* Wesen zu betrachten, man nothwendig bis zu Erörterungen über die Begriffe des *Thuns und Leidens* würde fortgehen müssen, die gewiss den Empirismus, vielleicht aber auch die Philosophie des Vfs. übersteigen würden.

Das Buch, welches wir vor uns haben, wird nunmehr, nach Beseitigung des Sensualismus, auf eine lange Strecke hin zu einem Bruchstück aus der Geschichte der Philosophie. Es folgen nach einander *Malebranche* und *Berkeley*, *Leibnitz* und *Kant*, *Fichte* und *Schelling*; und hier, mitten unter den Systemen, scheint der Vf. erst recht in seinem Elemente zu seyn. Man erblickt hier den gelehrten und feinsinnigen Mann, der überall vergleicht, unterscheidet, prüft, sichtet, urtheilt; und der gelegentlich, indem er die Systeme Anderer bearbeitet, für sich selbst eins zu gewinnen sucht; ungefähr wie beym Speditions- und Commissions-Handel derjenige, der zunächst nur fremde Geschäfte zu betreiben scheint, selbst zum Reichthum gelangt. Freylich ist in der Philosophie diess Verfahren nicht

ficher, weil es nicht schützt gegen die gemeinsamen Gebrechen der vorhandenen Systeme; und nicht einmal gegen die Blendung durch das scheinbare Übergewicht des Talents, das den Irrthum auszuschmücken versteht, über dem nüchternen Vortrage unscheinbarer Wahrheit. Gewiss aber können die Zuhörer des Vfs. recht viel bey ihm lernen, wenn sie nur des ämsigen Fleisses genug mitbringen, um das Historische der Systeme mit der Sache zugleich zu fassen. Man muss dabey voraussetzen, der mündliche Vortrag, welcher dem Buche zu Hülfe komme, sey nicht so wie dieses, zerstückelt und zerhackt in lauter kleine Bruchstücke, bald von Systemen, bald von deren Beurtheilung, die bey aller mühseligen Abzählung im Einzelnen doch kein deutlich geordnetes Ganzes darstellen; sondern der Vortrag sey rund, fliessend, recht eigentlich ausmalend im Historischen, und vertiefend, versenkend in die philosophischen Grundgedanken. Schwer aber wird es seyn, wenn Jemand, ohne den mündlichen Vortrag zu hören, das Buch für sich allein benutzen will. Der blosse Leser kann auf keinen Fall die Werke der philosophischen Hauptschriftsteller dabey entbehren; diese müssen ihm nothwendig ihre eigne Sache ausführlich und eindringlich darlegen, ehe er das kurze Protokoll, das der Vf. (in einer Weise, die wirklich an juristische Formen erinnert) darüber aufgenommen hat, wird verstehen können. Unter dieser Bedingung aber kann die Zusammenstellung, welche sich hier darbietet, sehr nützlich werden, um den verworrenen Eindruck, den das Studium der Systeme so leicht zurückläst, ins Klare zu bringen. Nur muss man bey dem Vf. kein letztes, eigentliches Resultat suchen. Solche literarische Arbeiten, wie die vorliegende, sind ihrer Natur nach Mittelglieder, welche sich da einschieben, wo ein grosser, aber nothwendiger Übergang nicht plötzlich geschehen kann. Das eigentliche philosophische Bedürfniss unserer Zeit liegt versteckt; ehe es sich offenbaren kann, muss allmählig die Besinnung erwachen, dass die grossen Verheissungen, welche etwa vor zwanzig Jahren und länger, ertönten, als werde die Philosophie *nunmehr bald* eine veste Wissenschaft werden, keineswegs in Erfüllung gegangen sind. Diese Besinnung kündigt sich an, als eben jetzt im Entstehen begriffen, indem diejenigen, welche zwar noch immer die neueste Philosophie für die beste halten, doch schon daran zu ändern suchen, und zwar nicht mehr, wie es sonst geschah, dadurch, dass sie dieselbe in ihrem eigenen Geiste zu erweitern und zu übertreffen, sondern vielmehr dadurch, dass sie das Übertriebene abzuspannen, und mancherley einzelne Fehler mit kühler Kritik aufzudecken und zu berichtigen sich bemühen. Im Fortgange solches Strebens lös't sich ein Irrthum nach dem andern; und der Erfolg wird am Ende selbst diejenigen in Erstaunen setzen, die ihn herbeyführten. Wenn aber ein Buch, das man nur als ein Mittelglied in der Geschichte der Philosophie begreifen kann, sich den, selbstständig klingenden, Titel eines Handbuchs der theoretischen Philosophie beylegt: so liegt der Missgriff nur in der Benennung: das Buch kann übrigens an sich sehr schätzbar seyn; jedoch wäre es verlorne Mühe, nachweisen zu wollen, dass es weder den Gliederbau noch die Begrenzung habe, die der theoretischen Philosophie zukomme, indem man hiemit nur einen unpassenden Massstab anlegen würde. Die Beschaffenheit des vorliegenden Werks im Ganzen glaubt Rec. hinreichend bezeichnet zu haben; und nachdem er im Vorhergehenden darzuthun gesucht hat, dass es dem Buche am Fundament fehle, überläst er die hieraus natürlich fliessenden Fehler dem eigenen Vermuthen des Lesers. Wie dürftig aber der Gewinn sey, den der Verfasser aus allen seinen historischen Ausführungen und Kritiken am Ende herausbringt: diess können die §§. 468—483, (nur drey Blätter) und 646—660 (noch weniger), wo der Verf. auf ein paar Augenblicke, unabhängig von den Systemen, *selbst* redet, an den Tag legen. Hier wird behauptet, Geist und Materie seyen wirklich entgegen gesetzt; die Materie gehöre nicht zum *Wesen* Gottes, Gott *bestehe* nicht durch die Materie; aber die Materie — *das an und für sich nicht-Seyende* — sey dennoch die Bedingung, das Medium, der äusserlich wirkenden Existenz Gottes; diejenigen aber, welche die Materie aus Gott entstehen lassen, oder beide aus einem Höheren oder Tieferen, wollen erklären, was unerklärlich ist. Das Erste, was hier auffällt, ist die theologische Befangenheit des Verfassers, die ihn gar nicht dazu kommen läst, reine Naturprobleme aufzufassen. Das zweyte ist die Beschränktheit der Ansicht, nach welcher das Reale ausser Gott gerade für *Materie* gehalten wird, während doch, wenn der Verfasser nur einen mittelmässigen Gewinn aus allem seinem Lesen und Kritisiren gezogen hätte, ihm auf irgend einem Wege würde klar geworden seyn, dass Materie schlechterdings nur *Erscheinung* ist, und dass der Begriff derselben durchaus nicht dazu taugt, um jenes Bestimmbare, das er als das Medium der Äusserung Gottes ansieht, dadurch zu bezeichnen. Drittens endlich: was soll man dabey denken, wenn das Bestimmbare als das an und für sich *nicht* Seyende, Gott nothwendig voraussetzt, und dennoch als ein wahres *Zweytes*, aus ihm nicht zu erklärendes, neben ihn gestellt wird? Wahrlich, neben einem solchen Philosophen kann sich Aristoteles mit seiner ὕλη und μορφή ganz dreist sehen lassen. Kurz, die ächten theoretischen Grundlagen der eigentlichen Naturforschung sind für den Verfasser ein ganz unbekanntes Land; dagegen aber hat er in die Lehre von Gott und vom menschlichen Geiste sehr vieles aufgenommen, was die sittlichen Grundbegriffe, und hiemit die *praktische* Philosophie voraussetzt; was aber ganz natürlich Alles ungründlich ausfällt, weil ein Handbuch *der theoretischen Philosophie* von vorn herein nicht darauf eingerichtet ist, Dinge abzuhandeln, die ausser ihrem Gebiete liegen.

Ph. Rg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

OCTOBER 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, b. Schrag: *Frauentaschenbuch für das Jahr* 1820, von *de la Motte Fouqué.* 428 S. 8. (2 Rthlr.)

Wir erinnern uns eine frühere Anzeige dieses Taschenbuches gelesen zu haben, in welcher der Berichtserstatter besonders darauf hinwies: *wer* alles in demselben zu finden sey. In sofern hiemit das *Was* in Verbindung gestellt ist, sind die Foderungen erfüllt, deren Leistungen zum Berufe der Kritik gehören. Ohne darauf zurückgehen zu wollen, wie bey literarischen Erscheinungen, an deren Spitze ein beliebter Schriftstellername steht, Recensenten es sich oft, durch freygebig gespendete Lobsprüche, bequem machen, fassen wir gegenwärtig den vorliegenden Jahrgang des *Fouqueschen* Frauentaschenbuches näher ins Auge, und wenden uns zur Beantwortung der Frage: welches ist die Ursach', dass dieses Taschenbuches neuere Jahrgänge, wie alle neueren *Fouquéschen* Arbeiten, weit kälter aufgenommen wurden, als die früheren? Weshalb ist besonders diese neueste Jahresgabe mehr berücksichtigt nach hergebrachter Gewohnheit, als nach eigenthümlichem Werthe? — Wir halten *Fouque's* Erscheinung im Geschichts-Gebiete der schönen Redekünste für recht bedeutend und lehrreich; nach einem anderen Gesichtspuncte, als, welchen *Horn* unter sehr übertriebenen Lobpreisungen, in den Umrissen zur neuesten Geschichte der schönen Literatur Deutschlandes, seinem Freunde anweist. *Fouque's* Geist und entschiedenes Talent entwickelten sich in den schönsten Jugendjahren, beseitigten störende, feindselige Umgebungen, und erzeugten poetische Schöpfungen, in deren magischen Kreisen die Herrlichkeit des Südens und Nordens zusammen traten. Seine Dichtungen mussten um so grösseren Beyfall ärndten, da in ihnen geniale Leichtigkeit der Darstellung mit tiefer Gemüthlichkeit und bescheidener Treue verbunden waren. Aber auf den Wegen zum höheren Ziele zerfiel er in und mit sich selbst, indem er solches völlig aus dem Auge verlor; für das Leben, wie für die Poesie, wurde er zu einer Manier hingerissen, deren gehaltlose Elemente jene freye Gemüthlichkeit, jene liebenswürdige Bescheidenheit, jenen herrlichen Farbenreichthum, jene fromme Treue vernichteten. Beyfall und Liebe wandten sich von ihm; vergeblich versuchte er, den Verlust mehr ahnend als erkennend, die Kraft seines Genius in zahllosen Erzeugnissen schreiblustiger Fertigkeit zu überbieten; vergeblich pries er, in ermüdenden Wiederholungen, die ihm von berühmten Männern zugesprochene Dichterweihe, seinen ritterlichen Adel, seine in Feldzügen bekundete Tapferkeit, seine Liebe zur Deutschen Jugend, seine Beflissenheit zur christlichen Frömmigkeit. — Ein ängstliches Streben, den Anschein, mit sich selbst im Reinen zu seyn, zu behaupten, musste das haltungslose Schwanken seines Kreises nur noch mehr offenbaren. So entfernte er sich gleiches Schrittes vom höheren Kunstberufe und von dem Beyfalle der Kunstfreunde, und beschränkte sich darauf, den Markt nie zu versäumen, und eine Stelle, unbekümmert welche, auf demselben festzuhalten. Dieses Schriftstellerschicksal, welches seinen Grund im Mangel an Selbstkenntniss und in harmonischer Geistesbildung hat, traf den Hn. *Baron de la Motte Fouqué* auch als Herausgeber des Frauentaschenbuches, welches vor allen durch *sein* hervorleuchtendes Talent in den ersten Jahrgängen Beyfall und Liebe sich erwarb; späterhin aber den Mangel einer verständigen Kritik zur Beurtheilung und Würdigung fremder und eigener Beyträge an den Tag gab.

Das Ritterthum treibt auch in dem neuesten Jahrgange des Frauentaschenbuches sein Wesen, wie schon das Aushängeschild, das Titelkupfer des Futterals anschaulich macht, wo die Himmelskönigin mit ihrem Mantel betende Ritter und Frauen überschattet; wogegen in den *Fouque'schen* Idyllen, *Babylon* überschrieben, Semiramis mit dem Ritter Baldwin einen Spuck aufführt. Glücklicher angelegt und besser ausgeführt von *F.* ist die Erzählung Adam *Wiederbauer*, welche mit *Franz Horn's* biographischen, dem Ehepaare *Peterson* gewidmeten Gemälde, den bessern Theil der prosaischen Mittheilungen ausmacht; doch die Erzählung *Julianus*, F. L. M. unterzeichnet, und die *Dornen und Blüthen des Lebens* von der *Frau Baronin von Fouqué* wollen nicht ansprechen, jene, weil der recht interessante Stoff in der ungünstigen Behandlung verloren geht; diese, weil die ohnehin breite Briefform der weiblichen Redseligkeit gefährliche Fallen stellt. Hienächst bietet das nach seiner äusseren Form und Bogenzahl auf weite Taschen berechnete Frauentaschenbuch Gedichte dar, mancher Art und Weise, von *Haugwitz*, *Luise Brachmann*, *Besseldt*, *Lehr*, *Rose*, *K. Schmidt*, *Stolberg*, *Fouqué*, *Krug von Nidda*, *Schnitbes*, *Kreuser*, *Immermann*, *Hensel*, *Smets*, *Kannegiesser*, *Halem*, *Herman Schilling*, *Eberhard*, *Gebauer*, *Schütz*, *Müller*, *Rassmann*, *Felix*, *Orlay*, *Wezel* u. *Reimar*: grösstentheils bekannte Namen,

welche den Beruf sich auferlegen, die Lücken vieler Taschenbücher und Zeitschriften zu füllen. Hat eine Literatur und Sprache, wie die Deutsche, einen gewissen Grad der Ausbildung erhalten: so ist es nur gar zu leicht, in derselben Gedichte zu liefern, die ohne eigenthümliche Neuheit und Werth, geradehin keine auffallende Makel an sich haben, und die dem Zeitalter einmal zugehörigen poetischen Elemente in mancherley Variationen wiedergeben. Diess ist denn auch der Tadel und das Lob, welches den besseren der hier gelieferten Gedichte — um der verunstalteten, verfehlten und offenbare Nachäfferey an den Tag gebenden nicht einmal zu gedenken — zugetheilt werden kann. Was aber alles dieses Verseln fruchtet und nutzt, ist schwer zu sagen; das heilige Gebiet der Kunst wird dadurch mit Unkraut überfüllt, und der eigentlichen Lesewelt gereichen solche Gaben mehr zum Überdrusse, als zur Unterhaltung. R. R.

Frankfurt, a. M., b. d. Gebrüdern Wilmanns: *Taschenbuch für das Jahr 1820. Der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Herausgegeben von Dr. *St. Schütze.* XXVIII u. 330 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Unter den Gaben der unterhaltenden Lectüre in Taschenbuchsform ist das vorgenannte eines der beliebtesten, dessen Gehalt besonders gewonnen hat, seitdem Dr. *St. Schütze* die Herausgabe besorgt. Je allgemeiner dieses anerkannt ist, um so mehr dürfte vorliegende Anzeige zu spät kommen, wenn selbige sich darauf beschränkte, sagen zu wollen, dass auch für das Jahr 1820 ein Taschenbuch der Liebe und Freundschaft erschienen sey, und welchen Inhalt es habe. Wie es aber erfreulich bleibt, einem vielleicht in empfänglicher Heiterkeit flüchtig gehabten Genusse durch besonnenen Rückblick eine höhere Bedeutung zu geben: so erlauben wir uns zur Vergegenwärtigung des schon Gelesenen hier einige Bemerkungen über die verschiedenen Gaben dieses Taschenbuches, als freundliche Anmahnung zur Erinnerung an dasselbe mitzutheilen.

Die zierlichen Monatsküpferchen von *Juri*, nach *Rambergs* Zeichnung, werden von einem ländlichen Epos des Herausgebers „*Ludchens Heimkehr*" begleitet; welches frisch und anmuthig erzählt, leicht gedacht und glücklich versificirt ist. Am wenigsten dürfte indess der Schluss genügen, und die Art, mit der

— — Trudchens Hand,
Wie sie des Zweifels Knoten löst,
Sich ins Gewebe selbst verwebt." —

Wäre es wohl nicht besser gewesen, wenn der liebenswürdige Dichter im zwölften Gesange uns gezeigt hätte den gerechtfertigten Wilhelm, wie er in frommer Treue zu seinem Berufe den Amtmann versöhnte und gewann, indess bey dem Versöhnungs-, Liebes- und Pfarr-Feste glückwünschend, nach ehrenvollem Feldzuge, Ludchen heimkehrend erschien?

Unter den Erzählungen, welche das diessjährige Taschenbuch darbietet, zeichnet sich die *Hoffmann*'sche, *das Fräulein von Scuderi*," aus. Der charakteristische Werth dieser Darstellung scheint uns in der genialen Leichtigkeit zu liegen, mit der der Vf. nicht geringe Unwahrscheinlichkeiten beseitigt, oder vielmehr im Bewusstseyn der Meisterschaft der Erzählungsgabe so darüber hinschreitet, dass der gewöhnliche Leser gar nichts davon merkt. — In elegischer Zartheit sprechen freundlich an „*die liebenden Geschwister*" vom Herausgeber, der als Vf. des unsichtbaren Prinzen, der humoristischen Reise nach Carlsbad und verschiedener anderer Darstellungen einen grossen Theil der Deutschen Lesewelt recht innig mit sich befreundet hat. — *Der erborgte Schmuck* von *Friedrich Laun* endet, nach halbverjährter Mode, mit Gespenstererscheinung gar grässlich. Man wird um so mehr angeregt, die so gemüthlos hingestellte Isidora zu bemitleiden, da sie leicht zu entschuldigen ist, wenn sie, durch das Beyspiel zweyer Freundinen, die, beide ausgezeichnet schön, mit dem ersten Wochenbette alle körperlichen Reize einbüsseten, geschreckt, vor dem Ehestand und dem Mutterwerden sich fürchtete. — Hr. *Pseudo-Laun* hat eine sehr engbegrenzte Manier der naivleichten Erzählung, in welcher er Beyfall zu ärndten versteht; wie er aus derselben heraustritt, trifft man auf Missgriffe und Zerrbilder. — *Das Nachtabenteuer*, eine Novelle von *Otto Graf von Löben* hat uns nicht angesprochen, obgleich, bis zu einem gewissen Puncte, das Interesse des Lesers gefesselt wird. — *Langbein* steuerte zu diesem Taschenbuche ein Volksmährchen, *Hanns Len*, bey, gar leicht und gefällig versificirt. — Ausserdem finden wir noch Gedichte von *L. Brachmann, E. v. Hohenhausen, Nanny, Wetzel, Arnoldine Wolf, H. Döring, Haug* und *Gittermann*, die in einer bedeutungslosen Mittelmässigkeit auf ein bleibendes Andenken nicht Anspruch machen können. Um dieses mit dem kürzesten dieser Gedichte zu beweisen, hier ein Epigramm von *Haug*:

Die Liebenden.

„Sie starb vor Liebesgram; er freit' aus Treue nie.
Ein wahrer Phönix Er, ein wahrer Phönix Sie." —

S. 140 entstellt die Versetzung des Comma den Sinn, wie es uns scheint, völlig, denn wahrscheinlich sollte es heissen, nicht,

„Alles rief, er ist verlohren," —

sondern

Alles, rief *er*, ist verlohren,
Alles, nur die Ehre nicht. —

R. R.

GESCHICHTE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Entwurf einer Theorie der Geschichte* von *W. Wachsmuth*, Professor in Halle. 1820. IV u. 164 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. hat hier die Grundsätze aussprechen wollen, nach denen er, laut der Vorrede, ein Handbuch der Universalhistorie auszuarbeiten gedenkt. Von diesem Vorhaben etwas Tüchtiges zu erwarten,

würde den Rec. sowohl des Vfs. früheres Werk über die älteste Geschichte des Römischen Staates, als auch die vorliegende Schrift bestimmen, welche schon dadurch selbst ein günstiges Vorurtheil erweckt, dass der Vf. sich hat klar Rechenschaft geben wollen, was er bey dem Unternehmen einer Universalhistorie zu leisten habe. Wir werden zwar bekennen müssen, dass wir mit der Darstellung einiger Hauptpuncte nicht durchaus einstimmig seyn können. Allein durch diese Verschiedenheit in der Ansicht von der Theorie sehen wir doch sehr gut hindurch, dass der Vf. bey dem Studium und der Bearbeitung der Geschichte selbst eben das sucht, was wir davon verlangen; und von Gründlichkeit und guter Richtung des Strebens giebt seine Schrift Beweis.

I. Theorie der Geschichtswissenschaft. §. 1. *Das Wort Historie, Geschichte.* S. 2. — §. 2. *Der Umfang der Historie als Inhalt einer Wissenschaft.* S. 4. Gegenstand der Geschichte sind „die Handlungen der menschlichen Freyheit; aber die Geschichtswissenschaft kann, nicht das Einzelne als Einzelnes, sondern nur die Gattung, und das Einzelne nur in seiner Beziehung auf diese betrachten", und diese Gattung ist nach dem Vf., die Gesellschaft, der Staat. Ausser dem Staate giebt es nach ihm keine Geschichte. (Hieher ziehen wir auch den Ausdruck S. 45 „ein dem Staate vorhergehendes, also unhistorisches Leben.") Damit hat er nun keineswegs eine Beschränkung des historischen Stoffes auf eigentliche Staatsbegebenheiten zur Absicht. Theils erkennt er (§. 6), vielleicht nicht mit strenger Consequenz, eine von der Geschichte der Staaten getrennte, ihr coordinirte, Geschichte der Menschheit an, theils ordnet er das gesammte Leben des menschlichen Geschlechts, auch wissenschaftliche, künstlerische, sittliche Bildung dem Staate unter. Wenn aber so von dem, was man in der Geschichte suchen mag, allerdings nichts verloren geht: so können wir doch nicht umhin, diese Darstellung ein wenig gezwungen zu finden. Keineswegs ist das gesammte menschliche Leben dem Staate unterzuordnen. Wir könnten im gewissen Sinne leugnen, dass das Einzelne als solches schlechterdings nicht Gegenstand der Geschichte sey. Wir könnten sagen, dass dieses eigentlich nur von der Bedeutung des Einzelnen in der allgemeinen Geschichte gelte. Alles Einzelne ist immer auf das Ganze zu beziehen; allein dieses Ganze ist nicht durchaus unter den Begriff des Staats zu bringen. Das geistige Leben des Menschen, Bildung, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst, gehören nicht dem Staate an; sie sind ausser dem Staate. Wenn auch der Staat sie in seinen Kreis zieht: so kommen sie doch nicht erst dadurch in die Geschichte. Die gesammte Erscheinung des menschlichen Geschlechts, sowohl nach den Zuständen des äusseren (gesellschaftlichen) Lebens, als nach allen Beziehungen, welche das Wesen der Menschheit ausmachen, in den verschiedenen Zeiten und bey den verschiedenen Völkern, ist der Gegenstand der Geschichte. Die wesentliche Bedeutung der einzelnen Erscheinungen für die Geschichte ist die Erkenntniss, wie in ihnen das Wesen der Menschheit, die Idee, ausgeprägt gewesen sey, an sich, ohne Beziehung auf gesellschaftliches Verhältniss. Selbst die Beziehung auf das Ganze ist noch nicht Beziehung auf Gesellschaft; nicht alles Ganze ist Gesellschaft, zu deren Begriffe die Absicht der Gemeinschaftlichkeit gehört, vorzüglich bey dem Staate. — §. 3. *Geographie, Ethnographie, Statistik, Alterthümer.* S. 11. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass die Wissenschaften, welche Zustände des menschlichen Geschlechts, mit denen auch die Geschichte sich beschäftigt, zum Gegenstande haben wie sie in der Gegenwart sind, mit der Geschichte ganz zusammenlaufen, nur der letzte Moment der Geschichte sind; die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik u. s. w. — §. 4. *Übersicht der Handlungen der menschlichen Freyheit im Staate.* S. 18. Hier ist nur in dem Staat das gesammte menschliche Leben, das geistige sowohl als die Industrie (welche, namentlich der Kartoffelbau, S. 28 zum Vernunftleben gerechnet wird) als Erfüllung des höchsten Staatszwecks, gezogen. — §. 5. *Universalhistorie, allgemeine Geschichte, Weltgeschichte, Specialhistorie.* S. 21. Dem Vf. ist die allgemeine Geschichte der Inbegriff aller Theile der Geschichte. Gewiss wird es aber durch das Wort gerechtfertigt, wenn wir unter allgemeiner Geschichte die Geschichte des Ganzen verstehen, in welche das Einzelne nur in seiner Bedeutung für das Ganze, entweder als Repräsentant des Allgemeinen, oder wegen seines Einflusses auf das Ganze gehört. Der Vf. erwähnt zwar diese Bedeutung, macht sie aber nicht geltend, um was doch nothwendig ist, eine von dem Inbegriff aller Specialgeschichten zu unterscheidende allgemeine Geschichte zu gewinnen, so wie die allgemeine Deutsche Geschichte etwas ganz Anderes ist, als der Inbegriff aller Specialgeschichten der Deutschen Länder. Wir beziehen uns hierüber, so wie über den Gegenstand der Geschichte und anders, auf *Tittmann's* Schrift: über Erkenntniss und Kunst in der Geschichte. — §. 6. *Geschichte der Menschheit. Culturgeschichte.* S. 29. Wenn unser Vf. mit dem, was man unter Geschichte der Menschheit zu verstehen pflegt, sich nicht ganz befreunden zu können scheint: so ist er dazu wohl durch das fehlerhafte Verfahren der Schriftsteller darüber veranlasst worden, in deren Werken ganz über das Gebiet der Geschichte hinausgegangen, und dem Philosophischen und Physischen ein übermässiger Rang und ein ungehöriger Raum angewiesen worden ist. Aber dieses ist nicht das Wesen der Geschichte der Menschheit. Menschheit ist das Wesen des menschlichen Geschlechts. Wir haben die Geschichte des menschlichen Geschlechts einzutheilen in die seines äusseren und die seines inneren Lebens. Die erste enthält die Veränderungen der äusseren Gestalt, nur der Staaten, ihre Entstehung, ihre Ausdehnung, ihren Untergang, ihre Kämpfe mit anderen Staaten, und im inneren die Formen der Staatsverfassung, und der mancherley Einrichtungen, so wie die Verwaltung, innere Zwiste, den Wohlstand der Nationen u. s. w. Alles aber, was

zum inneren Leben des menſchlichen Geſchlechts und darum zum Weſen der Menſchheit gehört, bildet die Geſchichte der Menſchheit. Darunter iſt jede Art der Bildung, Kunſt, Wiſſenſchaft, Sitte begriffen. Hieher gehört auch, als einer der bedeutendſten Theile, das Rechtsverhältniſs, nicht nach dem Äuſsern der Form an ſich, ſondern in wiefern der Geiſt, die Bildung des menſchlichen Geſchlechts, darin enthalten iſt, ſowohl in der inneren Verfaſſung jedes Staates, als auch in der Staatengeſellſchaft, im völkerrechtlichen Verhältniſſe; alles Rechtsverhältniſs iſt Hauptpunct in der Bildung des menſchlichen Geſchlechts. Von dieſer Geſchichte der Menſchheit iſt auch nicht Culturgeſchichte zu ſondern. — §. 7. *Philoſophie der Geſchichte* S. 47. Wir finden S. 56 folgende Erklärung: „Die Philoſophie der Geſchichte ſoll das Räthſel des in der Zeit ſich entwickelnden menſchlichen Lebens, das die Geſchichte darbietet, löſen, allgemeine Geſetze über Weſen und Zweck der ſcheinbaren Regelloſigkeit aufſtellen, einen feſten Gang in dem Wechſel und Zwieſpalt der einzelnen Erſcheinungen nachweiſen und aus dieſen allgemeinen Grundſätzen das menſchliche Leben nach ſeinem ganzen Umfange und Inhalte erklären." Allerdings kann über den Weltplan philoſophirt werden; allein in ſo fern die Löſung jenes Räthſels, die Beantwortung der Frage, ob in der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts ein Rückſchritt zum Schlechteren, oder ein Fortgang zum Beſſeren oder ein Stillſtand mit Steigen und Fallen ſey (S. 53), aus der Geſchichte ſelbſt, aus den wirklichen Erſcheinungen, zu nehmen iſt, können wir nicht begreifen, wie der Vf. (S. 50) dieſe ſ. g. Philoſophie für eine rein philoſophiſche Diſciplin erklären kann. Freylich, was der Vf. hier als Ph. d. G. gegeben hat, iſt gröſstentheils nicht, wiewohl doch auch zum Theil, aus dem hiſtoriſchen Gebiete genommen. Aber gerade der weſentliche Punct iſt die hiſtoriſche Thatſache, ob das menſchliche Geſchlecht wirklich fortſchreite oder nicht. Sonderbar, daſs der Vf., was er aus dem Gebiete der Geſchichte verweiſt, ſelbſt in ſeine Theorie der Geſchichte aufgenommen hat. Er giebt hier die Grundzüge einer Philoſophie der Geſchichte, deren anderer Theil jedoch, die beſondere Ph. d. G. (S. 63 ff.) A) Teleologie der Natur. B) Philoſophie der Handlungen der menſchlichen Freyheit. 1) Erkennen. 2) Bilden, Kunſt, a) niedere, worunter u. a. Gymnaſtik, Geſundheitspflege, Pädagogik, Induſtrie, Gewerbe, Handel, Luxus, gezogen werden. b) höhere Kunſt wohl ſchwerlich als zu der oben vom Vf. ſelbſt aufgeſtellten Aufgabe der Philoſophie der Geſchichte gehörig betrachtet werden kann.

II. *Theorie der hiſtoriſchen Kunſt.* §. 8. *Geiſtige Ausrüſtung des hiſtoriſchen Künſtlers. Die ſ. g. Hülfswiſſenſchaften.* S. 76. Was man ſo nennt, möchte der Vf. lieber bloſs unter der hiſtoriſchen Heuriſtik begreifen, und er will noch anderes, insbeſondere die Sprachkunde, dahin gerechnet wiſſen. Allein die ſ. g. hiſt. Hülfswiſſ. haben doch dieſe Eigenthümlichkeit, die man wohl als ihr unterſcheidendes Merkmal betrachtet und darum die Sprachkunde ausſchlieſst, daſs ſie beſondere, vor der eigentlichen Geſchichte verſchiedene Kreiſe des Wiſſens ſind, und doch hiſtoriſchen Stoff ſelbſt, nicht bloſs die Mittel ihn in der Geſchichte zu erkennen enthalten, vorzuglich die Münzkunde und die Kenntniſs der Inſchriften. — §. 9 und 10. *Hiſtoriſche Forſchung, Heuriſtik.* S. 82. Von den Quellen der hiſtoriſchen Kenntniſs. Mit Recht bemerkt der Vf., welche eigenthümliche Schwierigkeiten bey der Autopſie ſich erheben. Vollkommen einverſtanden ſind wir mit ihm auch in dem, was er S. 94 über den hiſtoriſchen Werth der Sagen bemerkt: Eine Sage ſey ſelten oder nie ganz aus der Luft gegriffen, ſondern enthalte einen hiſtoriſchen Keim. „Aber dennoch denke der Hiſtoriker nicht, ein einzelnes Factum aus der reichen ſinnlichen Fülle herausſchneiden zu können. Hauptwerth der Sagen iſt, daſs ſie, ſelbſt als hiſtoriſche Thatſachen, nicht als Symbole von ſolchen angeſehen, treffliche Bilder der Zeiten und Völker, denen ſie angehören, geben." In der Claſſe der mittelbar hiſtoriſchen Schriftſteller (S. 103) hätten neben den Werken der Dichter und Redner wohl auch die Briefe genannt werden können. Wie viel Geſchichte iſt aus Ciceros Briefen zu gewinnen! — §. 11 und 12. *Hiſtoriſche Darſtellung.* Wir heben nur ein paar Puncte aus. Sehr richtig iſt was S. 128 ff. darüber geſagt wird, daſs die Geſchichte ihren höchſten Zweck in ſich ſelbſt, nicht in praktiſchem Nutzen und Belehrung haben müſſe, daſs ihr kein Raiſonnement beyzumiſchen ſey, in welchem letzten der Vf. den Begriff der pragmatiſchen Geſchichte ſucht. Zu beherzigen iſt, was S. 139 gefodert wird, daſs die Thatſachen mit dem Gepräge des Individuellen anſchaulich gemacht werden ſollen. Wir haben für wahr anzuerkennen, daſs (nach S. 145 f.) die Anordnung des Stoffs vorzüglich nach dem inneren Zuſammenhange durch Urſache und Wirkung beſtimmt werden ſoll, wiewohl dieſes theils, da Urſache und Wirkung häufig ſehr zuſammengeſetzt und ſchwer zu erkennen iſt, nicht ohne Gefahr, theils nicht ganz ausreichend zu ſeyn ſcheint. Die ſynchroniſtiſche Methode wird vom Vf. ſo weiter beſtimmt, daſs in dem Zeitabſchnitte wiederum der Eintheilung nach Ländern vor der nach Gattungen der Gegenſtände der Vorzug gegeben, doch auch die Zuſammenfaſſung deſſen, was allen gemeinſchaftlich iſt, zugeſtanden wird. Nach unſerer Anſicht iſt wohl immer das Gemeinſchaftliche und das jedem Volke Eigenthümliche in zwey Hauptabſchnitte der Periode zu trennen, und in der neueren Geſchichte möchte wohl, bey dem gemeinſchaftlichen Gange der Bildung, das Gemeinſchaftliche vorherrſchen. In der alten Geſchichte können wir die ſynchroniſtiſche Methode nicht anerkennen.

Wir ſchlieſsen mit der allgemeinen Anerkennung, daſs der Vf. über vieles Einzelne, was wir nicht ausheben können, gut und mit Schärfe geſprochen hat.

TT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Reimer: *Die Erdkunde im Verhältniss zur Natur und zur Geschichte der Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften*, von *Carl Ritter*. I Th. 1817. XX u. 832 S. II Th. 1818. XVIII u. 939 S. (Beide Bände 7 Rthlr. 16 gr.)

Es giebt kaum irgend ein Gebiet des Wissens und der Beobachtung, in dem in neuerer Zeit so viel geschrieben worden wäre, als in dem der Erd- und Völker-Kunde, aber auch kaum irgend ein Fach, in welchem zur Förderung der *Wissenschaft* so wenig geschehen, als in diesem; da bey weitem die meisten darin erschienenen und noch erscheinenden Werke irgend einen bedingten Zweck, wie den des Unterrichtes oder der Unterhaltung, haben, und ohne bis auf die Quellen selbst zurück zu gehen, meist nur, mit flüchtiger Ausbeute aus einigen neueren Nachrichten, auf andere schon vorhandene Werke sich gründen, deren Inhalt nur in etwas veränderter Form wieder hervortritt. Um so mehr freuen wir uns, hier ein Werk vor uns zu haben, das aus einem tiefern Grunde hervor gegangen ist, und einem höhern Zwecke dient; das, indem es überall bis zu den Quellen selbst zurück dringt, und die Masse der vorhandenen Erkenntnisse und Beobachtungen prüft und sichtet, der Wissenschaft selbst neue Bereicherung und Begründung gewährt, und nothwendig Epoche machen muss durch das Feststellen einer neuen grossen Erdansicht.

Denn es ist der Zweck dieses reichen Werkes, wie dieser sogleich im Eingange der Vorrede angedeutet wird, kein geringerer, als: „die allgemein wichtigsten, geographisch-physikalischen Verhältnisse der Erdoberfläche in ihrem Naturzusammenhange, und zwar ihren wesentlichen Zügen und Umrissen nach darzustellen, insbesondere als Vaterland der Völker in dessen mannichfaltigstem Verhältnisse (wo es doch wohl deutlicher hiesse: als *des Vaterlandes* der Völker, in ihrem u. s. w., da Vaterland sich doch auf *der Erdoberfläche* bezieht?) auf körperlich und geistig sich entwickelnde Menschheit." Bey dieser Arbeit werden die guten vorhandenen Lehrbücher der Geographen, als ihrem Inhalte nach bekannt, vorausgesetzt. „In ihr soll die voran geeilte wissenschaftliche Erdkunde es versuchen, die Geographie selbst mehr zu durchdringen, zu gestalten, so dass beider Inhalt sich deckte, und der alle Wechsel hindurchgehende, natürliche und historische Charakter der Erdräume, verglichen mit den verwandten Bildungen und zusammengehalten mit seinen Gegensätzen, den Blick auf Natur und Geschichte in alter, mittler und neuer Zeit aufhellte." Diess soll in zwölf Büchern geschehen, von welchen die beiden ersten der erste, das dritte der zweyte Band enthält; zwey andere Bände sollen die übrigen liefern; und noch klarer und ausführlicher erklärt sich der Vf. über die grosse Aufgabe, die er sich gesetzt, und über den Plan, die Methode und die Quellen des begonnenen Werkes in der demselben voran gehenden Einleitung. Das Ganze soll in drey grossen Theilen umfassen: I. (S. 13) „die festen Formen oder die Erdtheile," und zwar der Reihe nach Africa, Asien, Europa, dann die übrigen: II. (S. 15) „die flüssigen Formen oder die Elemente," diese in ihrer charakterisirenden einförmigen Verbreitung und in ihrer Werkthätigkeit betrachtet, wie sie als Wasser, Luft und Wärme oder Feuer auf minder scharf begrenzte Gebiete der Erdoberfläche angewiesen sind; III. „die Körper der drey Reiche der Natur" (S. 17), und zwar diese in einem dreyfachen Verhältnisse aufgefasst: einmal nach ihrer Gestalt und ihrem Baue, als Haupt-Typen in Beziehung auf irgend eine von der Natur individualisirte Erdstelle, als die Repräsentanten der bestimmten Localitäten der Erde; sodann nach ihrer natürlichen Heimath und geographischen Verbreitung; und endlich nach der Herrschaft, welche sich die bewegenden Kräfte der Natur und der Mensch über dieselben durch Verminderung und Vermehrung, Umänderung und Ausbreitung zu erwerben wussten. Weil, (S. 19) „der Mensch das Höchste ist in der Natur, durch dessen Anerkennung derselben sie selbst erst zum Daseyn und zu ihrer hohen Bedeutung für uns gelangt, darum geht er auch hier als leitender Gedankenfaden durch alle drey Theile hindurch, und tritt am Schlusse jeder Hauptform insbesondere auf, als ein lebendiger Spiegel der Natur, von welchem ihre Geheimnisse zu seines Gleichen noch einmal wiederholt und verständlicher ausgesprochen werden."

„Allgemein" (S. 25) wird diese Erdbeschreibung genannt, nicht weil sie alles zu geben bemüht ist, sondern weil sie, ohne Rücksicht auf einen speciellen Zweck, jeden Theil der Erde und jede ihrer Formen, liege sie im Flüssigen oder auf dem Festen, im fernen Welttheile oder im Vaterlande, ihrem Wesen

nach mit gleicher Aufmerksamkeit zu erforschen bemüht ist; und vergleichend in dem Sinne, in welchem andere vor ihr zu so belehrenden Disciplinen ausgearbeitet worden sind, wie vor allen z. B. die vergleichende Anatomie."

Es sind diess freylich nur möglichst gedrängte Andeutungen dessen, was von dem Vf. mit Geist und Scharfsinn weiter ausgeführt worden, die aber gegeben werden mussten, um die grosse Aufgabe zu bezeichnen, die sich derselbe gesetzt hat. Und indem wir, ohne des hier beengten Raumes willen bey den Vorbemerkungen zu dem ersten Theile zu weilen, zu diesem selbst uns wenden: so können wir diess nicht thun, ohne zuvor die grosse Ansicht deutlich zu machen, nach welcher hier die Erdoberfläche in ihrem Zusammenhange und dem gegenseitigen Verhältnisse ihrer Glieder und Massen aufgefasst wird, und die in mancher Hinsicht von der bisherigen verschieden ist, und eine neue genannt werden kann. Nachdem man nämlich die politische Ansicht und Eintheilung nach Staatengebieten, als ungenügend und mit der Natur selbst nicht übereinstimmend, in ihrer Abhängigkeit von dem Wechsel politischer Ereignisse erkannt hat, so dass ein solches Werk mit jeder Veränderung der Weltreiche veraltet und in Mass und Zahl immer Umarbeitung bedarf: so kam man darauf, eine neue Ansicht, und auf die Natur selbst und ihr unveränderliches Gesetz gegründete Ertheilung der Erdoberfläche aufzufinden. So wenig nun auch die Bearbeiter einer natürlichen, reinen Erdkunde sich noch hierüber verständigt haben: so kamen doch die Meisten dahin, ihrer Auffassung ein grosses System von Höhen und Tiefen, eine Beckeneintheilung zu Grunde zu legen, indem man überall mehr auf in weiten Dimensionen fortlaufende Bergzüge und Wasserscheiden, die auch unter dem Meere fortgehend in den Inseln empor ragen, als auf gruppirte, terrassenförmig aufsteigende Höhenmassen, weite Plateaus hin sah, deren nur hier und da einzelne erkannt und als solche bezeichnet wurden; wie z. B. das Hochland des mittlern Asiens, von Mexico u. s. w. Dieser Ansicht nun widerstreitet der Vf., und er giebt wenigstens allen, die sie bisher gehabt haben, Anlass zu ernstlicher Erwägung, ob sie mit Gründen, die auf der Natur der Erdoberfläche beruhen, dieselben werden siegreich gegen ihn behaupten, oder aufgeben müssen. Die Systeme von Gebirgsnetzen, Gebirgs-Äquatoren, Meridianen, Parallelen u. a. m. werden S. 67 meistens nur in die Natur hinein gezwängte, nicht aus ihr hervor getretene Ansicht genannt. Weiter unten heisst es: „Aber diese verführerische Ansicht hat die neuere Geographie angesteckt, und statt des Zusammenhanges der Höhen, oder der Höhenlinien, alle Continente mit wirklichen Gebirgsketten aller Art überladen, die nur zu häufig bloss in der Phantasie der Chartenzeichner existiren."

Dagegen tritt nun bey dem Vf. die Ansicht hervor, wie diese S. 13 der Einleitung mit den Worten dargelegt ist: „Von dem zusammen hängenden Erdganzen gehen wir aus, und zwar von dem Hochlande — das in der Mitte jedes Continents als mehrere isolirte, oder als ein grosses Plateau empor ragt und dem ganzen Erdtheil seinen Charakter giebt, als wäre dessen tiefere Oberfläche rund umher nur mit ihren gesonderten Gliedern versehen und mit losen Trümmern überstreuet. Die Ströme der Erde in ihren Hauptsystemen und Hauptwasserzügen leiten uns von ihnen durch grosse Mittelstufen, die durch Cataracten, Stromschnellen und Flussengen auf das bestimmteste über die ganze Erdfläche begrenzt, und von der Natur und Cultur gleich begünstigt sind, herab zu den Flachländern der Erde. — Diese lagern sich in weiten Erstreckungen als die Vermittler der Hochländer und der Oceane, in mannichfaltigen Ausdehnungen und Ablenkungen umher, und sind wieder, auf eine jeder Grundform eigenthümliche Weise, durch Ketten und Gruppen bald von Gebirgen und Höhen dem Plateau ihres Continents, bald durch feuchte Tiefen, Sandbänke, benachbarte Inselketten und Inselgruppen mehr der Herrschaft des Oceans unterthan."

Hienach fasst denn nun der Vf. jeden Erdtheil auf: I. nach seinem Hochlande, dem Centrum und der Stütze des Ganzen; II. nach den Wassersystemen und von demselben absteigenden Stufenländern; III. nach seinem Flachlande; IV. nach den getrennten Gebirgsgliedern, den kleinern, meist auch in perpendiculärem Aufsteigen geringern, zwischen den Stufenländern und dem Flachlande zerstreuten Plateaus.

Ohne uns vorerst ein Urtheil über diese Ansicht zu erlauben, wollen wir das Werk weiter in seinen einzelnen Theilen darlegen, und gelegentlich einzelne Bemerkungen an Ort und Stelle einstreuen, zuletzt aber mit einer Beurtheilung der Form und des Inhaltes desselben im Allgemeinen schliessen, wobey sich dann von selbst ergeben wird, wie fern die hier dargelegte Ansicht und Eintheilung bequem und anschaulich, wie fern sie nicht auch noch hie und da als Hypothese sich kund giebt, oder als auf der Natur der Sache beruhend aus den Quellen selbst dargethan ist.

In dem ersten Buche, welches Africa enthält, wird nun der ganze weite Raum dieses Erdtheiles, von der aufsteigenden Südküste des Vorgebirges der guten Hoffnung nordwärts bis zum Äquator, und bis 5 und 10 Grad nördlicher Breite als ein höchst wahrscheinlich zusammenhängendes Hochland der Erde aufgefasst, dessen Grenze in Süden mit der Meeresküste zusammen fällt, sich nach der West- und Ost-Küste in mehreren terrassenförmigen Absätzen, die mehr oder minder die Küste entlang von Gebirgszügen begrenzt werden, in die Tiefe hinab senkt, dessen Abfall in Norden aber, ostwärts nur in dem Alpenlande Habesch, westwärts im Konggebirge, dem Fulah- und Mandingo-Lande, als dem westlichen Ausläufer des Hochlandes, bekannt ist.

Dieses Hochland umfasst des ersten Buches erste Abtheilung, S. 77 ff., und da dessen Inneres für uns

noch fast gänzlich verhüllt ist: so werden nur dessen Ränder bezeichnet, indem der Vf. in Süden beginnt, sich dann nach Osten, von da zu der östlichen Hälfte des Nordrandes wendet; darauf wieder in Süden anfängt, nach Westen geht und mit der Westhälfte des Nordrandes schliesst. So werden nach einander beschrieben: die Südspitze von Africa, die Kaffernküste, die Küste von Mozambik, und Sofala, und die Äthiopische Hochterrasse und Habesch; sodann der südwestliche Küstenstrich Guinea, die Terrasse von Teembo und die Mandingo-Terrasse. Aber eigentlich ist das terrassenförmige Aufsteigen des Landes nur in Süden in den drey Stufen: des Küstenstriches, der Karroo und des Oranje-Rivier, vermittelst der Parallel-Berge, die ihre Richtung von Westen nach Osten nehmen, dargethan; und es bleibt in der That ein kühner Versuch, über diese weiten Räume, auf denen für uns noch fast nächtliches Dunkel ruht, etwas bestimmen zu wollen. Uns wenigstens vermochte der Vf nicht überall Glauben abzugewinnen, so sehr er auch mit Scharfsinn die wenigen vorhandenen Nachrichten auffasst, und die Thatsachen unter einander verbindet, und so gern er überzeugen möchte, dass, was Berg genannt wird, Bergstufen, Absätze oder Terrassen seyen, so wie namentlich S. 127. 28 die Vermuthung geäussert wird, ob die drey von Edrisi bey den Mondgebirgen genannten Bergreihen nicht drey von dem Hochlande nach dem Flachlande herabfallende Gebirgsabsätze seyn. Aber eben dieser innere Zusammenhang der ganzen grossen Masse wäre noch darzuthun, dass es nur Ein und nicht mehrere geschiedene, etwa durch Gebirgszüge verbundene kleinere Plateaus seyen. Sonst enthält diese Abtheilung, wie das ganze Buch, des Interessanten viel, und wir weisen nur auf das hin, was S. 131. 32 von dem Hochlande Caffa und Narea, dem Vaterlande des Caffees, berichtet; was S. 212 ff. von den Fulahs und S. 225 von den Mandingos zusammen gestellt, so wie, was S. 234 ff. über die Menschenmenge des Hochlandes und die geringe Schätzung des einzelnen Menschenlebens wegen grosser Menschenmassen, und des leichten Ersatzes des verschwindenden Individuums und mehr massenweisem Wirken als genau entwickelter Persönlichkeit gesagt wird.

Zu bedauern ist, dass der Vf. damals noch so manche indessen bekannt gewordene Nachrichten, besonders bey Abyssinien nicht *Salt's* zweyte Reise, so wie über den Lauf des Niger nicht die Nachrichten des Matrosen Adams und des Amerikanischen Schiffsbefehlshabers James Riley, benutzen konnte. Jene enthält über die verschiedenen Provinzen Abyssiniens noch wichtige Nachrichten und sonstige Erläuterungen, auch über den Zambege und die Ostküste von Africa nicht uninteressante Angaben. Wir bemerken nur ganz Weniges hievon in Hinsicht des in der ersten Abtheilung Enthaltenen.

Wenn S. 154 gezweifelt wird, ob sich in dem Äthiopischen und Habessinischen Hochlande dauernder Schnee finde: so sah *Salt* nicht bloss Schnee auf dem Bejeda und Amban Hai, den höchsten Gipfeln der Gebirge von Samen, sondern konnte ihn auch an deren Seite in weiten Feldern, und in grossen Massen auf den Gipfeln unterscheiden, während die Sonne fast senkrecht über ihm stand, und der Wärmemesser (am 9 April) 88 Grad im Schatten erreicht hatte. — In Hinsicht der aus lebendigem Thiere geschnittenen Brinde, S. 162, erzählt *Salt* wenigstens die Geschichte von einem auf einem Streifzuge begriffenen Haufen von Lasta-Soldaten, die ohne Umstände aus dem Hintertheile eines erbeuteten Thieres, nahe am Schwanze, Stücke ausschnitten, die zusammen ein Pfund wiegen mochten, und die, nachdem sie die Wunde mit Kuhmist bepflastert hatten, das hinkende Thier forttrieben, indessen sie die noch rauchenden Scheiben unter sich vertheilten. — Auch auf verschiedene, bey den Kaffern und Habessiniern äusserst ähnliche Sitten könnte hingewiesen werden. Von den Galla, die eines Theiles des Habessinischen, so wie überhaupt vieler Striche des östlichen Landes sich bemächtigten, hören wir, dass sie gleich anderen rohen Eroberern an vielen Stellen die Sprachen, Sitten und Gewohnheiten der gebildetern besiegten Stämme angenommen haben. Auch von den Schangalla liesse sich noch viel Merkwürdiges beyfügen.

Was aber den Niger und die von dessen Laufe abhängige Bildung des mittlern Theiles von Africa angeht: so führt uns diess zu der zweyten Abtheilung des ersten Buches, welche von S. 240 die Wassersysteme und Stufenländer von Africa umfasst; und zwar 1) das Wassersystem des Nil in Nordafrica, und als sehr gelungen betrachten wir die Darstellung des Nilstromes, und was S. 288 ff. über dessen Einfluss auf die Geschichte des Menschen gesagt wird; 2) die Wassersysteme des Senegal und Niger in Mittel-Africa; 3) das des Oranje-Stromes in Süden. Dass der Zambeze und Zaire, die an Grösse und Wichtigkeit den letzteren Strömen nicht nachstehen, nicht auch ihre besonderen Monographien erhalten haben, davon liegt der Grund in unserer grossen Unbekanntschaft besonders mit dem obern Laufe derselben. Was den Niger angeht: so bestehen bis jetzt noch vier Muthmassungen über den Lauf desselben, von denen jede mit guten Gründen vertheidigt werden kann, und wirklich ihre Vertheidiger hat. Zwey sind für den östlichen, zwey für den in der That westlichen Lauf des dunkeln Stromes. Alles beruht nämlich darauf, ob der Kong, als hemmende Wand, ununterbrochen von den Mondgebirgen bis zum West-Oceane fortläuft, und so den Strom nöthigt, seine östliche Richtung zu behaupten, so dass er in Norden des Gebirges entweder in grossen Wassersammlungen sich verliert, oder auch mit dem westlichen Arme des Nil in Verbindung steht. Im Falle aber der Niger das Gebirge durchbricht, und so den östlichen Lauf erst nach Süden und darauf nach Westen umlenkt: so bleibt es immer noch unentschieden, ob er in der Ecke der Guineabucht durch die dortigen grossen Flussmündun-

gen, oder durch den Zaire ausströmt, und also mit diesem Ein Fluss ist. Ja es wäre möglich, dass der Nil, Niger und Zaire unter einander in Verbindung stünden, und wir weisen hier nur auf ältere Portugiesische Nachrichten hin, nach denen auf dem Hochlande aus unter einander verbundenen Seen der Nil und der Zaire ausströmen. So bildeten denn die Mondsgebirge einen mächtigen Höhenpunct, von wo das Hochland in den abströmenden Flüssen in allen Richtungen sich absenkte: in dem Niger in Norden, in dem Zaire in Südwesten, in dem Quilmanse nach Südosten (so fern dieser Fluss wirklich dreyssig Tagereisen weit von da herab kommt, S. 121); und nach dem Tieflande, wohin der Niger seine Wasser führte, könnte ein Strom — etwa der Misselad — in nordwestlicher Richtung sich ergiessen, und so zugleich die Verbindung zwischen dem Niger und Nil bewirken.

Doch wir haben schon zu lange auf diesem dunkeln Felde der Hypothesen uns verweilt, und wir bezeichnen nur noch mit Wenigem den Inhalt der zwey letzten Abtheilungen des ersten Buches, von welchen die dritte, S. 330 ff., das hier einzige getrennte Gebirgsglied, das Plateau der Barbarey, und die vierte, S. 353 ff., das Flachland von Africa, die grose Wüste, umfasst. Bey jener weisen wir besonders auf das, was S. 359 ff. über die weite Verbreitung der Berber'schen Sprache, bey dieser, was S. 380 ff. über den Karawanenverkehr, und S. 394 ff. über das Fortrücken des Flugsandes gesagt ist.

Auch in dem Rückblicke auf Africa und Schlusse, S. 413 ff. ist vieles auf geistreiche Weise zusammen gestellt. Vieles hievon bleibt freylich immerhin nur Hypothese und subjective Vermuthung bey allem Streben des Vfs. nach Objectivität;, und muss nicht in gewisser Hinsicht alles als Hypothese erscheinen, was als Gesetz der einzelnen Erscheinungen aufgefasst wird, da diese, je nach der eigenthümlichen Natur des Beobachters, nach dem Masse der ihm einwohnenden Kraft und der grössern oder geringern Zwiesprache, in der er mit der Natur steht, auch in ihrem Zusammenhange und letzten Grunde eine andere Gestalt vor seinen Blicken gewinnen müssen? Aber wo, wie hier, so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit in der Zusammenstellung waltet, so viel kaum Bestreitbares dargelegt wird, da folgt man dem Vf. gern, auch wo man in einzelnen Puncten sich nicht sollte gerade vollkommen überzeugt fühlen, und nicht einstimmen können.

An die Darstellung von Africa schliesst sich die von Asien an, und zwar zuerst in dem zweyten Buche die von Ostasien, das als ein in sich geschlossenes Ganze den eigentlichen Orient bildet. In Hinsicht dieser Anordnung aber hat sich uns sogleich die Frage aufgedrängt, und als wir die Stelle der Übersicht S. 427 lasen: „Asien verbindet die zwey anderen Erdtheile zu einem gemeinsamen Ganzen und zu seinem Innern führt alle Geschichte der Natur und der Menschen als zu Einem gemeinsamen Stamme zurück," hat sich uns die Frage wiederholt: warum nicht von Asien, und zwar bestimmt von dessen gewaltigem Plateau ausgegangen werde, von wo wir, als dem mächtigsten Höhenpuncte der Erde, diese gleichsam überschauen und mit den Strömen nach jeder Richtung hinab steigen können? Zwar wird der Grund, warum Africa die Reihe der Betrachtungen eröffne, welche der Individualität der Erdtheile gewidmet ist, S. 12 angegeben: „weil in Africa, dem Süden der Erde, welcher im gleichförmigen Mittage liege, auch gleicher Massen in der Küstenbegrenzung die einfachste Form sich darbiete, wie in der gleichmässigen Vertheilung des Hoch- und Plattlandes und in der geringern Ungleichartigkeit ihrer Oberflächen, und darum auch, nach allen übrigen Richtungen hin, dieselbe Einförmigkeit in der Natur, in der Pflanzen- Thier- und Menschen-Welt bedingt sey." Allein wir müssen bekennen, diese Gründe überzeugen uns nicht; vielmehr scheint uns Asien vor allen geeignet, die grosse Reihe zu eröffnen, weil in dessen Centrum die Plateau- und Terrassen-Bildung am klarsten hervor tritt, und eben hier, wo die verschiedenartigsten Bildungen in der belebten und leblosen Natur sich darbieten, auch sogleich alle Erscheinungen in ihrer grössten Vollendung hervor treten, und dann, wo diese minder vollkommen wiederkehren, nach der Methode der vergleichenden Geographie, um so besser darauf hingewiesen werden kann. Hauptsächlich aber würden wir Asien voran stellen, um seiner höchsten historischen Wichtigkeit willen. Hier ist der Anfangspunct aller Geschichte, hier die erste Cultur, die ältesten Reiche der Welt; von hier strömt, mit dem Lichte, von Osten das geistige Leben aus, und haben Völkerfluthen über den Kaukasus und an dem Caspischen und Schwarzen Meere hin sich nach Europa, und in Süden von Arabien über Africa ergossen, und dem letztern mit einem Theile seiner Bevölkerung zugleich seinen religiösen Cultus und seine Cultur gebracht. Hier ist also der Quell, auf den so viele Beziehungen zurück gehen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Tübingen, b. Osiander: *Grundsätze der ökonomischen politischen oder Kameralwissenschaften, von Friedrich Carl Fulda,* Prof. in Tübingen. Zweyte vermehrte u. verbess. Ausgabe. 1820. XIV u. 344 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Reimer: *Die Erdkunde im Verhältniss zur Natur und zur Geschichte der Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie.* — — Von *Carl Ritter* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Darstellung von Asien selbst aber beginnt mit einer Darlegung der Asiatischen, mehr poetischen und auf die Natur und den grosen Zusammenhang des Ganzen, als auf eine genaue Kenntniss der einzelnen Theile nach Mass und gegenseitigem Verhältnisse gegründeten Erdansicht. Vor allem wird dann, wie bey Africa, in der ersten Abtheilung S. 434 ff. das *Hochland* aufgefasst, und in den drey ersten Abschnitten nach einander dessen Ostrand, Nordrand, darauf die innere Scheitelfläche beschrieben. Hier ist denn freylich unsere Kenntniss noch höchst dürftig, so viele gute Nachrichten auch aus den Berichten der Jesuiten oder Russischer Karawanen-Reisender angeführt sind. Besonders hat uns angezogen, was von dem Lande der Passage S. 499 ff. und von den Monumenten der Vorzeit (als Bergwerken, Tschudengräbern u. s. w.) S. 531 gesagt ist.

Der vierte Abschnitt S. 550 ff. umfasst den *Südrand*, und hier ist es denn allerdings keine geringe Aufgabe, was die überreichen Quellen ohne innern Zusammenhang enthalten, in eine natürliche Ordnung zu bringen. Der Vf. fasst die ganze Kette von Gebirgen hauptsächlich unter vier grose Gruppen zusammen: dem *Himalaya* in der Mitte, dem *Kentaisse* in Osten, und dem *Hindoo Koosch* in Westen desselben, welcher letztere dann weiter in *Paropamisus* ausläuft. Über diese erstaunenswürdigen Gruppen sind indessen neuere Messungen der Engländer bekannt geworden, und es wird immer unbestreitbarer, wie in dem Himalaya in der Mitte der ausgedehntesten Ländermasse der Erde, auch die höchsten Berge der Erde empor ragen, die, den Tschimborasso hinter sich zurück lassen, in perpenticulärem Aufsteigen ihre ewig beschneyeten Häupter eine geographische Meile, ja wie der Dhowalagiri oder Dholagir und andere bis 26,000 Fuss hoch über den Spiegel des Meeres erheben. (S. hierüber ethnogr. Archiv Bd. I, Hft. 3, S. 402; und neue geogr. Ephemerid. Bd. I, S. 262.)

Zuerst wird hier die mittlere Gruppe in ihren zwey Terrassen, der von Hoch- oder Gross-Tibet und der von Butan, Nepal u. s. w.; sodann die östliche Gruppe beschrieben, Sifan oder Tangut, das eben so in zwey Terrassen über China empor steigt, wie die Mittelgruppe über Bengal; hierauf die westliche Gruppe, ein weites Gebiet, über das rechte Ufer des Indus hinaus, bis zum Persischen Plateau, wo sich der gesonderte Gliederbau des Indischen Alpengehänges wieder in eine grosse Gesammtmasse des Persischen Erdganzen von mittlerer Erhebung zusammen findet. Hier zeigen sich denn: die oberste Terrasse von Beltistan oder Klein-Tibet; die zweyte der Alpenländer von Sind, besonders Subah-Kaschmir, und die Vorderterrasse, welche vermittelnd bis zu dem schwülen Süden hinabsteigt. In diesem Abschnitte machen wir besonders auf die folgenden Stücke aufmerksam: S. 551 Gebirgskette des Himalaya; S. 576 Bewohner der Mittelgruppe von Tibet; S. 585 unterer Saum des Alpenlandes gegen das Indische Tiefland; S. 612 Gross-Kaschmir; S. 629 Bewohner von Kaferistan.

Auf die Darstellung von Hochasien folgt in der zweyten Abtheilung die der „Übergangsformen des östlichen Hochasiens zum Tieflande oder die Wassersysteme und Stufenländer.“ S. 638 ff. und zwar: 1) Stufenländer von Ostasien: Wassersystem des Amur, des Hoangho und Jantsekiang, und der Indochinesischen oder Hinterindischen Halbinsel, wo sieben Flüsse bezeichnet werden, und das Thal des allein mehr bekannten Irabaddy oder des Stromes von Ave näher beschrieben wird; 2) die Stufenländer von Hind und Sind oder die Wassersysteme des Ganges und Indus. Auch diese Abtheilung enthält viel Vortreffliches, besonders die Aufsätze über den Gegensatz und die geschichtliche Entwickelung des Nord- und Süd-Reiches in China, S. 653 ff.; den oceanischen Küstenstrich und China, eine Welt in sich, S. 663, und von dem Ganges-Delta, das die wunderbaren und schrecklichen Wildnisse des Sunderbunds zu seiner Basis gegen das Meer hin hat.

Die dritte Abtheilung S. 753 ff. umfasst zugleich die getrennten Gebirgsländer in Hinterasien und das Flachland von Indostan. Der ersteren wären eigentlich drey: die losgelösten Gruppen von Süd-China, die der Indochinesischen Halbinsel und die von Dekan oder Vorindien. Der Mangel an Nachrichten von den beiden ersteren hat den Vf. bewogen, das Wenige, was wir davon wissen, sogleich der Schilderung der Nachbarländer beyzufügen; sonst müssten sie — so fern sie anders nicht bloss auslaufende Glieder des Hochlandes sind, und diesem angehören — besonders beschrieben werden, wie diess mit dem Plateau des Dekan geschieht.

und nach in eine ftarke Divergenz verwandelt. Diefe Zweifel hebt er aber ganz, da er zeigt, dafs man die Genauigkeit des Refultates jederzeit aus dem zuletzt berechneten Gliede beurtheilen könne, indem die Summe aller folgenden vernachläffigten Glieder immer kleiner, als jenes fey. Diefes fchöne Theorem ift eine nothwendige Ergänzung der *Eulerfchen* Summations-Formel, und der von dem Vf. mitgetheilte finnreiche Beweis giebt der Anwendung derfelben erft die erfoderliche Sicherheit. — Man weifs, dafs *d'Alembert*, indem er das *Taylerfche* Theorem auf einem eigenthümlichen Wege ableitete (*Recherches sur différents points importans du système du monde Tom. I.*) dahin gelangte, die Summe aller Glieder derfelben, von einem beliebigen angerechnet, durch ein wiederholtes Integral anzugeben. Da es aber meiftens fchwierig ift, den Werth diefes Integrals zu fchätzen: fo ftellte *Lagrange* das Theorem von *d'Alembert* unter einer ganz anderen Form dar (*Theorie des fonctions analytiques* §. 53), und unter diefer Geftalt mufs man es als eine wahre Vervollkommnung der Annäherungsmethoden betrachten. Wenn man nun bemerkt, dafs die *Eulerfche* Summations Formel aus der *Taylerfchen* Reihe hergeleitet ift, und wenn man die dabey vorkommenden Entwickelungen durchgeht: fo wird man fich überzeugen, dafs der vom Vf. bewiefene Satz auch als eine Folgerung des Theorems von *Lagrange* angefehen werden kann.

Der dritte Abfchnitt befteht nur aus einem einzigen Paragraphen, worin der Vf. gezeigt hat, dafs die Auflöfung des Falles, wo die Werthe von b und d von verfchiedenen Zeichen find, fich auf die früher behandelten Fälle zurückführen läfst.

P. A. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Dresden*, b. Arnold: *Parabeln* von *G. Salomon*, Lehrer an der Herzogl. Franzfchule zu Deffau. 1819. XX und 174 S. 8. (1 Rthlr.)

In dem Vorworte giebt der Vf. den Grund an, warum er ftatt des fremden Ausdruckes nicht den Deutfchen: Gleichnifs — oder einen ähnlichen wählte. Parabel im neuteftamentifchen Sinne entfpricht dem Hebräifchen Mafchal, welches bald Bild, bald Gnome, bald eine Ähnlichkeit, bald einen Spruch, bald eine ausgeführte, vergleichende Erzählung ift, das Gefchichtliche mag als möglich oder als wirklich gefchehen vorgeftellt werden.

Einige der hier gelieferten Parabeln find aus dem Midrafch gefchöpft, aus welchem auch Herder verfchiedene der feinigen hernahm; andere fchlieffen fich an Griechifche und Morgenländifche Gefchichten und Sagen an, die meiften find von der Erfindung des Verfaffers. Manche näheren fich dem Tone des Morgenlandes und des Alterthums, andere find Erzählungen im modernen Gefchmacke. Etliche finden wir verfehlt, wie z. B. die Natur des Geldes (No. 23); der unvorfichtige Nachbar (N. 27), wo die Dichtung dem Anfange nach gar zu unwahrfcheinlich ift. Aber es find auch recht fchöne Stücke darunter. Doch ein wenig mehr Gedrängtheit könnte den meiften nicht fchaden. Befonders werden etliche zu weit ausgefponnene Allegorieen langweilig. Die gleichfam zur Übung gefuchten Vergleichungen in No. 3. machen den Eindruck des Gefuchten. — Wenn es S. 9 heifst: „die Väter und Mütter der erften glücklichen Zeiten des Glaubens und der Liebe ftanden näher denn wir dem Urquell göttlicher Religion," — fo können wir uns bey diefem Näherftehen nichts Beftimmtes denken. Wir ftehen Gott gleich nahe, fo weit nicht von einer moralifchen Nähe oder Ferne die Rede ift, und die Zeit kann hier nichts ändern. Die 6 Parabel foll wohl nur die Grübler zurechtweifen, die unzufrieden find mit den Grenzen der menfchlichen Erkenntnifs, und auch über das entfcheiden möchten, was über die erkennbare Grenze hinaus liegt; aber fie fcheint beynahe jedes Forfchen über das Gegebene hinaus als eitel und verwerflich vorzuftellen. In No. 36: *Wefen und Bild* wird doch wohl von der Kunft zu einfeitig geurtheilt. In dem *neuen Eden* (19), einem der vorzüglichften Stücke, müfste der Engel nicht fagen: Sende mich *herab*, fondern *hinab*. S. 67 fteht: „meinem eigenen Gefetze, *welches ich gegeben habe*", — wo das Unterftrichene müfsig fteht. Eben da müfste ftatt: zur Zeit — ftehen: zu feiner Zeit. Denn jenes heifst fo viel als: Jetzt. — Unrichtig ift S. 97 *die gehuldigte Wolluft*. S. 173 findet man gar: das *in fauberen Bande* gefafste Buch. Ein Beyfpiel, dafs Hr. *S.* auf den Wohlklang fo wenig achtet, mag hier noch von S. 105 ftehen: „*Itzt fchlug* er fich vor die *Stirn*, ging *rafchen Schrittes* von dannen und eilte einem *reiffenden Strome* zu, und rief im Gehen: Welch ein böfer Geift *fetzte* mich in diefe Welt?" — J. C. F. D.

Leipzig, in Kleins literarifchen Comtoir: *Troft und Dankworte eines Bürgerlichen an die Hochadlichen.* Ein Sendfchreiben an ihren wackern Sprecher den Freyherrn *Karl von Lüttwitz*, als Verfaffer der Schrift: „Über Adel und Tugendgefinnungen" von *Friedrich Gleich*. 1820. VI und 42 S. 8. (6 gr.)

Rec. hat die Schrift des Hn. *v. Lüttwitz* nicht gelefen, da die in einigen Zeitfchriften gegebenen Auszüge keineswegs dazu einluden. Bey Durchlefung der hier anzuzeigenden Gegenfchrift ergiebt fich indefs, dafs man jene nicht genau zu kennen braucht, um über diefe ein Urtheil zu haben. Verräth erftere kleinliche Anfichten: fo liegen fie in der zweyten nicht minder zu Tage; ein buntes Raifonnement über Adel, deffen Vorzüge, das Turnen u. f. w. erfchöpft die eigentliche Streitfrage keineswegs, und erfüllt den, welcher über diefe Angelegenheiten durch ruhiges Nachdenken zur klaren Anficht gelangt ift, mit unendlicher langer Weile. Dazu trägt noch wefentlich bey die Manier des Vfs, der wahrfcheinlich fatirifch zu feyn glaubt, wenn er das lobt was er tadeln, will und dann und wann; *mein Verehrtefter* u. f. w. einflicht. — Wenn ein vernünftiger Nichtadlicher dergleichen lieft, mufs er unwillkührlich feufzen: Herr bewahre uns nur vor unferen Freunden, mit den Feinden wollen wir fchon felbft fertig werden. L.

Kreuznach, b. Kehr: *Über Kirche und Vaterland, als Grundlage der Erziehung.* Von einem Rheinländer. 1819. 69 S. 8. (6 gr.)

Diefe Schrift enthält, an den leichten Faden eines Spaziergangs gereiht, allerley, und mitunter recht gute Gedanken über die feltfamen und merkwürdigen Erfcheinungen der Zeit, über die Reformation der Kirche durch Luther und feine Genoffen, über die Ähnlichkeit unferer Zeit mit jener weltgefchichtlichen Epoche, über veraltete und neue Staatsformen, über Deutfchlands Lage und Bedürfniffe, über die jetzige Erziehungsweife und das wahre Element jeder volksthümlichen Erziehung, über den Zweck und die eigentliche Beftimmung des menfchlichen Lebens und die Einwirkung des Staats und der Kirche auf daffelbe, über das allmähliche Erlöfchen des Sinnes für die höchften Angelegenheiten des Lebens, und über andere ähnliche Gegenftände, in einer gebildeten und lebhaften, oft nur zu gefuchten und gekünftelten Sprache. Alles ift nur flüchtig berührt, im Vorbeygehen angedeutet, und um einen fcheinbaren Zufammenhang hineinzubringen, an äufsere Zufälligkeiten angeknüpft. L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung: *Neuer kaufmännischer Briefsteller, oder Anleitung zur kaufmännischen Correspondenz und den damit verbundenen mannichfaltigen schriftlichen Aufsätzen* zum Privat- und Schul-Gebrauch. (Ohne Jahreszahl.) XXII u. 464 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist uns leid, dem Vf. zur Erfüllung des Wunsches, womit er seine Vorrede beschliesst, „dass nämlich diese seine Arbeit nicht blos (so) die bereits bestehende Anzahl von ähnlichen Handbüchern vermehren helfe, sondern dass es (sie) vielmehr recht vielen Nutzen schaffen möge," keine Hoffnung machen zu können.

Da es uns an guten, selbst an vorzüglichen Briefstellern für Kaufleute nicht fehlt, — wir wollen nur *Büsch* Hamburger Briefsteller für Kaufleute erste und zweyte Auflage anführen — so kann man mit Recht fodern, dass jeder neue Versuch in dieser Art von Schriftstellerey, wenigstens nicht hinter den ältern zurückbleibe; diess ist aber bey dem vorliegenden Werke der Fall nicht, weshalb von demselben kein Nutzen, wohl aber Schaden zu erwarten ist.

Das Werk, welches in drey Hauptabtheilungen zerfällt, trägt angeblich in dem ersten Abschnitte, auf 110 Seiten, allgemeine Grundregeln über den schriftlichen Vortrag in Briefen, über die grammatische Richtigkeit und über die äussere Einrichtung der Briefe vor; im zweyten wird eine Übersicht der in der kaufmännischen Correspondenz gebräuchlichen Kunstausdrücke gegeben, und der dritte soll Muster zu kaufmännischen Briefen und Aufsätzen enthalten. Dass in einem Raume von 110 Seiten, welche dem ersten Abschnitte gewidmet sind, zwey so wichtige Gegenstände als Briefstil und Deutsche Grammatik nicht eingezwängt, und dabey noch Regeln über die äussere Einrichtung der Briefe gegeben werden können, versteht sich schon von selbst; am wenigsten kann es aber von einem Manne, der selbst weder fest in der Grammatik, noch Herr der Sprache und des Stils ist, und für Leser geschehen, denen, wie der Vf. sie voraussetzt, noch aller Sprachunterricht fehlt, und die erst mit dem Unterschiede zwischen dem Dativ und Accusativ bekannt gemacht werden müssen. Ein anderes wäre es gewesen, wenn der Vf. sich im Allgemeinen über den Briefstil auslassen, und einen Überblick der Sprachlehre überhaupt hätte geben wollen, welches allein auch hier am rechten Orte angebracht gewesen wäre; eine Grammatik der Deutschen Sprache *in nuce*, und eine Anweisung zum Briefstil, die selbst unbeholfen, schleppend, undeutlich und ungrammatisch vorgetragen ist, und sich mit dem Einzelnen statt mit dem Allgemeinen beschäftigt, muss dagegen von dem Zwecke ableiten, und den Jüngling, der sich danach richtet, eher rück- als vorwärts bringen.

Der zweyte Abschnitt enthält zu viel und zu wenig Kunstausdrücke, ist nur leichtsinnig zusammengestoppelt, und nichts weniger als bestimmt in seinen Erklärungen.

Wir wollen aus diesen beiden Abtheilungen nur Einiges zum Belege unseres Urtheils anführen. Im Capitel von der Rechtschreibung heisst es (S. 9): „Die Grundsätze der Deutschen Sprache für Schrift und mündliche Unterhaltung (soll heissen: für die Schrift und für die m. U. oder: für schrift- und mündliche U.) lassen sich vornämlich (vornehmlich) auf folgende drey Grundsätze zurückbringen." Also die Grundsätze sind auf Grundsätze zurückzubringen! Wenige Zeilen weiter heissen diese Grundsätze: *Grundgesetze*, und dann schlechtweg: *Gesetze*. S. 72 heisst es: „So wie in dem gewöhnlichen Leben in der mündlichen Unterhaltung eine leichte, natürliche und gefällige Art des Ausdrucks und des Vortrags überhaupt, der Unterhaltung einen höheren Grad von Annehmlichkeit verleiht, *welche das jedesmalige beabsichtigte Bewirken des Gesprächs* ungemein befördert, und so wie ein schwerfälliger, ängstlich gesuchter, steifer und stockender Vortrag äusserst widrig ist, und dem Zwecke der Unterhaltung in jeder Beziehung nachtheilig *ist*, eben so *ist* es auch der Fall bey der schriftlichen Unterhaltung in Briefen." Wenn der Vf. nicht die Absicht gehabt hat, ein Muster aufzustellen, wie man *nicht* schreiben soll: so hat er seinen Zweck ganz verfehlt. Wir würden — wenn wir uns überhaupt dazu hätten entschliessen können, einen solchen trivialen Satz in ein Lehrbuch aufzunehmen und ihn mit den Worten des Vfs. auszudrücken, ihn ungefähr folgendermassen gegeben haben: So wie eine leichte und gefällige Art des Ausdrucks der mündlichen Unterhaltung einen höheren Grad von Annehmlichkeit verleiht, und den Zweck des Redenden befördert, ein schwerfälliger, ängstlich gesuchter, steifer und stockender Vortrag hingegen eine nachtheilige Wirkung für ihn hervorbringt, eben so ist diess auch der Fall bey der schriftlichen Unterhaltung in Briefen.

Indessen ist der zweyte Abschnitt doch in einer

noch viel unbeholfneren Sprache abgefasst, so dass wir fast glauben, dem Vf. des ersten und dritten Abschnittes zu nahe zu thun, wenn wir nicht annehmen, dass dieses von einer anderen völlig ungeübten Hand herrührt. Einige Stellen mögen diese Behauptung rechtfertigen. „*Ablaufen;* dieser Ausdruck wird bey Wechselbriefen gebraucht und sagt soviel als: die bestimmte Zeit, wo der Wechsel bezahlt werden muss, ist erschienen, die in dem Wechsel bestimmte Frist bis zur Zahlung ist *abgelaufen*, verstrichen." Wem der im gemeinen Leben gebräuchliche Ausdruck des Ablaufens einer Frist noch als kaufmännisches Kunstwort erklärt werden muss, wenn es bey Wechselbriefen angewendet wird, für den kann man überhaupt keine Lehrbücher zum Selbstunterrichte schreiben, wenigstens kann ihm eine so schlechtgestellte, und sich am Ende noch in einem Zirkel drehende Erklärung nichts nützen.

„*Abschreiben;* bezeichnet in der Buchhaltung soviel als zu gut schreiben, indem der Buchhalter(?) das Geld, welches er von einem Anderen in Beziehung auf Handlungsgeschäfte erhielt (erhält), demselben in seiner Rechnung gutschreibt. Da wo dieser Ausdruck sich auf das wörtliche Abschreiben der Briefe in das Copierbuch bezieht, bedient man sich des Ausdrucks: copieren." Der Kaufmann darf also zu seinem Burschen nicht sagen: schreibe diesen Brief ab, sondern er muss sagen: copiere diesen Brief! So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten, bey einem übrigens allgemein verständlichen Worte, welches gar keiner Erklärung bedurft hätte. Warum wird aber des wirklichen Kunstausdruckes: *In Banko abschreiben*, nicht erwähnt?

„*Al marco*, nach der Mark. Wenn mehrere zu leicht befundene *Ducaten* nicht nach ihrem *eigenen Werthe*, sondern zusammen auf einmal gewogen, und nach Maßgabe des durch das Gewicht bestimmten Werthes, zusammen nach der Mark berechnet werden." Dieses Gallimathias soll heissen: Gold- und Silbermünzen (nicht gerade Ducaten allein) werden, wenn sie das gesetzmässige Gewicht durch Beschneidung oder Abnutzung verloren haben, und nicht mehr gang und gebe sind, nicht mehr als Münzen, sondern als rohe Metalle, in den Handel gebracht, und nach dem Gewichte verkauft, wobey ihr Cours nach dem Metallwerth der Mark bestimmt wird.

„*Al peso*; stückweise. Wenn die Münzen einzeln und Stück für Stück gewogen werden, um den Werth von jedem einzelnen Stücke zu finden." Eben so falsch wie der vorhergehende Satz! Der Börsen-Cours vieler Münzen wird nach dem Stücke (al peso) bestimmt. Z. B. der Friedrichsd'or zu eilf Mark Banko, der Preussische Thaler zu 377 Centimen, wobey vorausgesetzt wird, dass diese Münzen ein vollkommen gesetzmässiges Gehalt und Gewicht haben.

„*Alter Stil*, bezeichnet die Zeitrechnung nach dem älteren Julianischen Kalender, die nach der Zeitrechnung des neueren Gregorianischen Kalenders um *Zehen Tage* verschieden ist." Aus welchem alten Buche mag der Vf. diess abgeschrieben haben?

„*Anweisung*, oder Assignation; ein Blatt Papier (kann es nicht auch auf Pergament geschehen?) auf welchem man einem Zweyten aufträgt eine gewisse Summe Geldes an einen Dritten auszuzahlen"!!

„*Balast*", muss Ballast heissen.

„*Bankerote* oder *Banquerot*." Im ersten Worte ist das *e* zu viel; das zweyte gehört keiner Sprache an. Soll es Französisch seyn: so muss es *banqueroute* heissen.

„*Bodmerey oder Bömerey*." Das letzte Wort ist dem Rec. ganz unbekannt.

„*Bank*." Dieser Artikel ist viel zu lang, um ihn abzuschreiben, er enthält aber beynahe eben so viele Unrichtigkeiten und Beweise grober Unwissenheit als Worte.

„*Calculiren, berechnen*," ein eben so überflüssiger als schlecht geschriebener Artikel.

„*Content*." Ist falsch. Es muss *contant* oder *comptant* heissen.

„*Droguerey*". Ebenfalls falsch; es muss Drogerey oder Droguerie heissen.

Der Vf. dieses Abschnittes hat auch durchaus nicht die rechte Wahl der anzuführenden Wörter zu treffen verstanden. Bey einem grossen Überflusse an allgemein verständlichen Wörtern, welche keiner Erklärung bedurft hätten, fehlen sehr viele wirkliche Kunstwörter, als: *a costi; al corso; aloy* oder *alloy; al numero; advis; alonge; aval; Banquier; Bergen* (eines Schiffes); *Blüsengeld* u. s. w.

Der dritte Abschnitt gestattet keine Auszüge. Die Briefe, welche zwar nicht correct, doch lange nicht so undeutsch als die Übersicht geschrieben sind, leiden grösstheils an einer ermüdenden Weitschweifigkeit und Gedehntheit, enthalten zu wenig Belehrendes für den Anfänger, und verbreiten sich zu sehr über ganz bekannte Gegenstände. Sie können daher in keinem Fall dem Lehrling ohne vorsichtige Auswahl als Muster in die Hand gegeben werden. Am besten sind dem Vf. noch die Muster zu Wechselbriefen, Quittungen, Bescheinigungen, Contracten u. d. gl. gelungen, womit das Werk beschlossen wird.

Da diese Aufsätze und die vorhergegangenen Briefe alle von den Jahren 1816 und 1817 datirt sind, dem Titelblatte aber die Jahreszahl fehlt: so könnte man dadurch auf die Vermuthung geleitet werden, dass das Werk wohl schon früher unter einem anderen Titel erschienen seyn und keinen Abgang gefunden haben mag.

φ.

BERLIN, in der Maurerschen Buchhandlung: *Die Kunst in drey Stunden ein Buchhalter zu werden.* Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte Italiänische, Englische und neue Deutsche Buchhalterey in einem äusserst kurzen Zeitraume, ohne Hülfe eines Lehrmeisters gründlich zu erlernen.

Herausgegeben von S. G. *Meisner*, Kaufmann und Königl. Director. Dritte verbesserte und mit einer Vorbereitungsstunde versehene Auflage. 1820. XIX u. 161 S. 8. (20 gr.)

Die erste Auflage dieses Werkchens haben wir No. 100 des Jahrganges 1808 dieser Blätter angezeigt. Was wir damals zum Lobe und zum Tadel desselben unpartheyisch äusserten, ist noch jetzt unsere Meinung von dieser zum dritten Male völlig in der früheren Form, nur mit geringen Zusätzen und Abänderungen erscheinenden Arbeit, obgleich dieselbe auf Veranlassung der gedachten Recension bereits in der zweyten Auflage (welche dem Rec. doch nicht zu Gesichte gekommen ist) mit einer neuen Vorrede und einer sogenannten Vorbereitungsstunde, welche hier wiederum wörtlich abgedruckt erscheinen, ausgesteuert worden ist.

Der Vf. äussert sich in der neuen Vorrede in einem etwas spöttelnden Tone über seinen *gelehrten* Recensenten, der ein grosser Freund der Theorie seyn müsse, und meint gegen denselben behaupten zu dürfen, dass sein ganzes Werk eigentlich reine Theorie sey, die Schemata aber nur zur bessern Verständiichkeit des theoretischen Unterrichts angebracht worden wären. Er habe indessen, fügt er hinzu, doch auf die Meinung jenes Rec. Rücksicht genommen, desshalb auch eine *theoretische* (?) Vorbereitungsstunde angehängt, und hoffe nun allen Foderungen der Kritik Genüge geleistet zu haben. Es ist uns leid, aus diesen Äusserungen sowohl, als aus den Zusätzen, selbst die Überzeugung geschöpft zu haben, dass Hr. *M.* gar keinen Begriff von dem hat, was die Theorie des Buchhaltens genannt zu werden verdient, dass es ihm immer noch dasselbe zu seyn scheint, ob in einem Lehrbuche gesagt wird, was geschehen soll, oder ob die Gründe *warum es geschehen muss*, entwickelt werden. Es freut uns aber doch von der andern Seite, dass wir den Zusatz der Vorbereitungsstunde durch unser früheres Urtheil veranlasst haben, da selbige — obgleich nichts weniger als eine Theorie des Buchhaltens entwickelnd — doch allerdings einigen praktischen Nutzen gewähren kann.

Möge Hr. *M.*, dem die spöttelnde Miene gar nicht ansteht, von seinem Irrthume zurückkommen, dass sein Rec. ein blosser Stubengelehrter sey, dem von der Praxis seiner Kunst alle Erfahrung abgehe; möge er sich aus den Schriften eines *Gerhardt, Büsch* u. a., so wie aus den Recensionen vieler kaufmännischen Schriften in diesen Blättern einen richtigen Begriff von der Theorie des Buchhaltens bilden, sich überzeugen, dass solche gerade für den Selbstunterricht ganz unentbehrlich ist, und sie eben so fasslich und gut vortragen, als es ihm hinsichtlich des Praktischen gelungen ist: so wird er mit Recht auf den Dank seines Publicums Anspruch machen können, wenn er auch genöthigt seyn sollte, den dreystündigen Unterricht bis zu einem fünf- oder sechsstündigen zu verlängern.

Φ.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kassel u. Marburg, b. Krieger: *Reisebuch für junge Handwerker, die sich auf der Wanderschaft befinden.* Nebst einer Charte. 1820. 230 S. 8. (14 gr.)

Verfasser dieses nützlichen Reisebuchs für junge Handwerker ist Dr. *K. Chr. Schmieder*, Inspector der Bürgerschule und Handwerksschule zu Kassel. Er erklärt sich in der Vorrede über den Zweck dieses Buchs auf folgende Weise: „das Wandern junger Handwerker ist unstreitig eine der wohlthätigsten Einrichtungen unseres Zunftwesens.“ (Man könnte vielmehr sagen, wie Rec. glaubt, die Einzige wohlthätige Einrichtung unseres Zunftwesens.) „Der junge Mensch betrachtet in der Fremde Alles aufmerksamer als zu Hause, und der Wechsel örtlicher Gewohnheiten benimmt ihm die Einseitigkeit, die demjenigen anklebt, der niemals seinen Geburtsort verliess. Freylich ist es nicht zu leugnen, dass Wenige von ihren Reisen den vollen Nutzen ziehen, weil Wenige mit der gehörigen Vorbereitung ausgehen. Unsere Handwerksschulen werden hoffentlich hierin ihren Nutzen immer mehr bewähren.“ (Möchten nur in vielen Städten dergleichen Handwerksschulen wie in Kassel eingerichtet werden!) „Daneben wird es aber den reisenden Gesellen um so förderlicher seyn, wenn man ihnen ein Buch mitgiebt, aus dem sie sich fortwährend über dasjenige belehren können, was ihnen zu wissen Noth thut. Die schon vorhandenen Reisebücher sind theils nicht mit strenger Auswahl des Nöthigsten verfasst, theils auch durch die Veränderungen der Zeit veraltert, und darinnen liegt die Veranlassung zur Herausgabe dieses neuen Reisebuchs.“

Das Buch enthält 1) eine kurze geographische Übersicht von Europa. Diese Übersicht beschreibt die verschiedenen Länder von Europa nach ihrer Grösse und Einwohnerzahl. Es wird die Hauptstadt nebst anderen merkwürdigen Städten die Landesreligion und die Regierung eines jeden Landes erwähnt. Der zweyte Abschnitt beschreibt ebenfalls nach einer kurzen Übersicht die Länder Deutschlands insbesondere, nach der neuesten Vertheilung, weil dieses Reisebuch nur zu Reisen in Deutschland bestimmt ist. Der dritte Abschnitt enthält ein Verzeichniss und eine Beschreibung der Deutschen Wanderstädte. Die vorzüglichsten Städte Deutschlands stehen hier nach alphabetischer Ordnung. Bey jeder Stadt wird bemerkt, in welchem Lande sie liegt, wie viel sie Einwohner hat, und was vorzüglich in derselben fabricirt wird. Es folgt hierauf im 4ten Abschnitt eine Wandertafel, welche anzeigt, wo die verschiedenen Professionisten vorzüglich Gelegenheit finden, sich in ihrem Gewerbe zu vervollkommnen. Die sämmtlichen Handwerker sind nämlich alphabetisch geordnet, und bey jedem stehen die Städte, in welchen dieses Handwerk im vorzüglichen Flor sich befindet. Der 6te Abschnitt hat den Titel: Wegweiser auf der Wanderschaft innerhalb Deutschland.

Dieser Wegweiser hat die Einrichtung, dafs die Orte, welche zwischen zwey Städten liegen, angegeben sind, z. B. Augsburg nach Basel: Biberach, Günzburg, Ulm, Ehingen, Riedlingen, Menger, Messkirch, Stokach, Singen, Schafhausen, Oberlauchingen, Waldshut, Laufenburg, Seckingen, Rheinfelden.

Im 7ten Abschnitt sind die Entfernungen der Städte von einander nach Meilen angegeben. Der 8te Abschnitt giebt die Deutschen Geldsorten, Gemäfse und Gewichte an, welche in den Hauptstädten üblich sind. Die kleine Wandercharte, welche zu diesem Buche gehört, ist fein gestochen und für Wanderbursche brauchbar.

Aus dieser Inhaltsanzeige werden unsere Leser die Nützlichkeit dieses Reisebuchs selbst beurtheilen können. Alles was hier gelehrt wird, ist zweckmäfsig. Freylich konnte noch manches Andere unerfahrnen Reisenden gesagt werden, was sie vor vielen Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten, in welche sie auf ihren Wanderungen kommen, bewahren könnte; aber unser Vf. befürchtete dadurch das Buch zu theuer und zu schwer zu machen. Es hätten indessen viele Regeln der Vorsicht für junge Wanderbursche auf Einen Bogen abgedruckt werden können. Und wir wünschen, dafs diefs bey einer zweyten Auflage noch durch einen beygefügten Anhang geschehen möge.

K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Handlungswissenschaft. *Zeitz*, in der Webelschen Buchhandlung: *Übersicht der Handlungswissenschaft für Volksschulen und zu einem Leitfaden bey dem Selbstunterrichte.* 1820. 30 S. kl. 8. (3 gr.)

Nach einer Einleitung von 9 Seiten, worin die Wichtigkeit der Handlung und der grofse Nutzen, der mit dem Studium der Handlungswissenschaft verbunden ist, skizzirt wird, beschreibt der Vf., oder nennt er vielmehr blofs, auf den folgenden 21 Seiten 19 besondere Wissenschaften und Kenntnisse, von denen er die Kenntnifs der Deutschen und mehrerer fremden Sprachen, die Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Münz-Mafs- und Gewichtskunde, die Buchhalterkunst, die Rechenkunst und die Waarenkunde, als *Hauptkenntnisse*, die Kenntnifs der Wechselgeschäfte, der Banken, der Handlungsgesellschaften, der Messen und Märkte, des Handelsrechts, und der Staats-Handlungswissenschaft aber, als *Hülfskenntnisse* bezeichnet, welche zusammen die Handlungswissenschaft ausmachen sollen.

Was den Vf. zu dieser sonderbaren, falschen und verkehrten Eintheilung verleitet, oder ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, dafs eine solche trockene Nomenclatur zum Selbstunterrichte — für den auch die besten Compendien selten hinreichen — angewendet werden könne, begreifen wir nicht; auch wird, so viel wir wissen, Handlungswissenschaft, gottlob nicht in Volksschulen gelehrt. Da indessen einige andere Verlagsartikel der Webelschen Buchhandlung als die besten Hülfsmittel zum Selbstunterricht in Sprachen, Rechenkunst u. s. w. in dieser kleinen Schrift angepriesen werden: so ist es wohl möglich, dafs sie nur als Mittel dienen soll, jene Werke wieder vom Tode zu erwecken und zu empfehlen.

Φ

Frankfurt a. M., b. Streng: *Berechnung verschiedener Geldsorten der Wechsel- und Waarenzahlung, des 22 und 24 Guldenfusses, der Braband(t)er Thaler, der Französischen Franken, des Preussischen und Sächsischen Geldes* u. s. w. 1819. 82 S. kl. 8. (9 gr.)

Diefs Werkchen leistet mehr als der Titel verspricht. Es enthält 13 Tabellen, mit Deutschen und Französischen Überschriften, worin die Verhältnisse: 1) der Wechselzahlung gegen Waarenzahlung, 11 Gulden = 6 Rthlr. 12 gr.; 2) der Waarenzahlung gegen Wechselzahlung; 3) und 4) des 22 Guldenfusses gegen den 24 Guldenfufs und umgekehrt; 5) des Brabanter Thalers zu 2 fl. 42 kr. gegen den 24 Guldenfufs; 6) und 7) des 24 fl. Fusses gegen den 20 Guldenfufs und umgekehrt; 8) und 9) des Preussischen Geldes gegen den 24 fl. Fufs, 7 Thaler = 12 Gulden und umgekehrt; 10) und 11) des 24 fl. Fusses gegen Franken und Centimen 297 fl. = 640 Franken und umgekehrt; 12) und 13) der Franken und Cent. gegen den 20 fl. Fufs und umgekehrt, von Einem Kreutzer, Einem Heller, Einem Centimen u. s. w. bis zu Tausenden von Gulden, Thalern, Franken u. s. w. zu den anderen Münzsorten genau angegeben sind: so dafs man bey Berechnung und Vergleichung der gröfsten Summen nur wenige Posten zu addiren braucht. Es sind dergleichen Arbeiten, oder eigentlich Rechenknechte, zwar schon genug vorhanden, da sie indessen in Comptoiren und oft im gemeinen Leben doch nicht gut zu entbehren sind: so verdient das gegenwärtige Werkchen, wegen seines geringen Preises, seines bequemen Formats, der richtigen Berechnung bis in die kleinsten Brüche (so weit Rec. solche untersucht hat), und des guten Druckes wegen, alles Lob, und kann zu dem bestimmten Gebrauche unbedenklich empfohlen werden.

Φ.

Vermischte Schriften. *Rostock*, in der Stillerschen Buchhandlung: *Über Lehramt und Lehrweisheit.* Sendschreiben an einen vornehmen Mann von einem Religionslehrer. 1817. 51 S. 8. (6 gr.)

Es ist in diesen Blättern von der Würde und Wirksamkeit eines christlichen Religionslehrers die Rede. Was der Vf. sagt ist nicht neu; aber es giebt Wahrheiten, die nicht oft und nachdrücklich genug gesagt werden können. Die Pfleger des geistlichen Amtes sollen die ehrwürdigsten Glieder des Staats werden durch freymüthige und eindringende Verkündigung des göttlichen Worts, durch eine aufgeklärte Denkungsart, durch wissenschaftliche Bildung und durch einen Wandel voll Demuth, Tugend und frommer Sitte. Das ist es, was wir mit dem achtungswürdigen Vf. zum Heil der Christenheit von ganzem Herzen wünschen, und wozu der Staat aus allen Kräften, besonders durch die Erziehung und Bildung tüchtiger Geistlicher, mitwirken sollte. Wie wahr ist, was S. 28 u. f. über die verwerfliche und ruchlose Lehrweisheit derer gesagt wird, welche meinen, dafs sie einen Privatglauben, eine Religion der Esoteriker für sich behalten, den durch die Kirche sanctionirten Glauben aber dem Volke predigen müssen, wenn derselbe auch mit der eigenen Überzeugung im Widerspruch stehe. Als Zeugnifs der Schreibart des Vfs. stehe hier folgende Stelle, S. 6: „Das Licht ist in vielen Köpfen angezündet, viele Herzen sind warm und heifs für die Grundsätze des Christenthums, und so weit reicht keine Macht, dafs sie ins Heiligthum der Gedanken und Empfindungen eindringen und das Licht auslöschen könnte, das die Herzen zu edlen Empfindungen erwärmt, ob sie wohl — verbrecherisch — den Gedanken und Empfindungen die Flügel der Worte lähmen und rauben kann, durch deren Hülfe der Mensch dem Menschen sich mittheilt, durch deren Kraft der Mensch den Menschen bildet."

R. d. e. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Reimer: *Ausführliche, mit möglichst sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel und nach neuen Untersuchungen verbesserte Grammatik der Latein. Sprache*, von *Konr. Leop. Schneider*, Dr. d. Philos. u. Prof. am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Der ersten Abtheilung (*Elementarlehre*) erster, und der zweyten Abtheilung (*Formenlehre*) erster Band.

Auch unter dem besonderen Titel:

Elementarlehre der Latein. Sprache erster Band, und Formenlehre der Latein. Sprache erster Band. 1819. 388 u. 488 S. 8. (3 Rthlr.)

Je grösser das Bedürfniss einer vollständigen, kritischen, alle Zeitalter der alten Latinität berücksichtigenden und dem Standpuncte der neueren Sprachphilosophie und Sprachforschung angemessenen Lateinischen Grammatik unter uns schon längst gewesen ist, da die Franzosen und Engländer Lateinische Sprachlehren besitzen, mit denen sich die unserer *Scheller*, *Bröder*, *Wenk* u. s. w. nicht messen können: desto erfreulicher muss die Erscheinung der vorliegenden Grammatik seyn, in welcher wir viel Gelehrsamkeit, grosen Fleiss, ziemliche Benutzung der bisherigen Vorarbeiten und grammatischen Scharfsinn angetroffen haben, so dass wir hoffen, es werde durch sie die Latein. Grammatik unter den Deutschen einen neuen Aufschwung und eine gelehrtere Begründung gewinnen. Ob sie ganz das seyn werde, was sie nach so manchen trefflichen Vorarbeiten im Einzelnen hätte werden können, wagen wir vor Beendigung des Ganzen nicht völlig zu entscheiden. Wenn sie es nicht würde, so könnte die Ursache wohl nur darin liegen, dass der würdige Vf. mit nicht so viel philosophischem Geiste, als Kenntniss der alten Grammatiker und der anderen gelehrten Hülfsmittel ans Werk ging. Wenn dieser Mangel, wie wir glauben, für jeden Specialgrammatiker ein wirklicher Mangel ist: so hat Hr. S. sich S. VII der Vorrede in Rücksicht auf ihn keineswegs gerechtfertigt, indem er sich den *Freunden der sogenannten geistreichen Behandlung grammatischer Gegenstände* gegenüber stellt: denn die geistreichen Grammatiker zerfallen in zwey Classen, solche, die man leicht um den Beweis ihrer Sätze verlegen machen kann, und solche, die, was sie mit Geist aufstellen, mit eben so gründlicher Gelehrsamkeit und ruhiger Besonnenheit durchführen. Und welcher Grammatiker sollte nicht wünschen, in diese zweyte Classe zu gehören? Wenn nun Hr. S. zu dieser zweyten Classe sich selbst nicht rechnen will: so würden wir ihm Unrecht thun, wenn wir ihn zu der ersten zählen wollten. Nach dem zu urtheilen, was er uns in diesen beiden ersten Bänden vorgelegt hat, erscheint er als ein Mann, welcher fleissig und gründlich nach Thatsachen forscht, das Erforschte ruhig aufstellt, und dabey freywillig auf eine organische Verarbeitung und geistreiche Zusammenstellung und Anordnung Verzicht leistet. Wenn dieses Urtheil, das besonders durch den syntaktischen Theil des Werks erst seine völlige Bestätigung erhalten kann, richtig ist: so haben wir damit zugleich die Vorzüge, wie die Mängel dieses, in Hinsicht auf die Sachen, trefflichen Werkes ausgesprochen. So viel im Allgemeinen. Wir gehen nun ins Einzelne, theils um von der Beschaffenheit dieser Grammatik die nöthige Übersicht zu geben, theils um einige Bemerkungen für die Begründung unseres Urtheils beyzufügen.

Das Ganze soll nach der dem ersten Bande der Elementarlehre vorangehenden Vorrede in drey Abtheilungen erscheinen, *Elementarlehre* in 2, *Formenlehre* in 3, *Syntax* in 2 Bänden. S. VIII der Vorrede kündigt der wackere Vf. den Plan an, sein Werk zu einem Sammelplatze dessen zu machen, was in den besten Commentarien über Latein. Schriftsteller verhandelt worden. Ein vortrefflicher Gedanke, wofür wir Hn. S., auch wenn er ihn nicht nach Möglichkeit ausgeführt hätte, dennoch sehr verpflichtet sind. Nur dadurch kann die Latein. Grammatik bald etwas Vollkommenes werden, und die Interpretation in den Commentarien mehr Feld gewinnen. Einen guten Grund dazu hat Hr. S. auf jeden Fall gelegt, wenn auch noch manche Commentarien, und besonders die Scholiasten, namentlich zum Horaz, Juvenal, Statius, Asconius zum Cicero und Serv. zu Virgil noch mehr von ihm hätten benutzt werden können. Die S. X angeführten *Grammaticae Latinae institutiones* des *Thomas Ruddimannus*, *Edinburgi* 1725 u. 1731, verdienen ganz das ihnen ertheilte Lob. Der nur kurz erwähnte Auszug heisst vollständig: *Grammaticae Latinae institutiones, facili et ad puerorum captum accommodata methodo perscriptae. Thoma Ruddimanno auctore. Editio decima quinta. Edinburgi.* 1804. 296 S. 8., und stimmt mit dem grösseren Werke von Wort zu Wort im Texte überein, nur dass alle die Anmerkungen,

welche in diesem unter dem Texte stehen, weggelassen sind. Es ist also eigentlich nicht einmal ein Auszug zu nennen, sondern vielmehr der Text ohne den Commentar. Eine herrliche, nachahmungswerthe Einrichtung! Von den ebenfalls angeführten *Rudimentis etc.* desselben Vfs. haben wir vor uns die 19 Auflage, Edinburgh 1785, und die 20, Montrose 1790. Auf gleiche Weise hätte wohl angeführt werden sollen die, wenn auch nicht ganz so gelehrte, doch ebenfalls treffliche und in Deutschland noch nicht gehörig bekannte *Nouvelle methode de Messieurs de Port Royal pour apprendre facilement la langue Latine*, welche in Frankreich oft aufgelegt worden, und wovon wir die 8 Ausgabe, Paris 1696, vor uns haben. Anderer Hülfsmittel erwähnt die Vorrede nicht. Auch der zu früh dahin gegangene *Heinecke* arbeitete nach der Vorrede zu seinen *Animadverss. in Juvenalis satiras* an einer Latein. Grammatik. Wir glauben gehört zu haben, dass dessen Papiere in Hn. S. Hände gekommen. Wäre diess wirklich der Fall, so hätte der Treffliche wohl einer ehrenvollen Erwähnung verdient.

Da es dem Vf. nicht gefallen hat, dem jetzt Erschienenen eine kurze Übersicht des Inhalts mit zu geben: so wollen wir unsere etwanigen Bemerkungen nach den auf einander folgenden Abschnitten mittheilen. *Der erste Band der Elementarlehre* handelt zuerst von den *Zeichen*, *Namen und der Zahl der Buchstaben.* Alles sehr gründlich und gelehrt. Wir würden noch *Muret.* Var. lect. 18, 1 angeführt haben. *Neuerungen in Bezeichnung der Buchstaben.* — *Aussprache und Veränderungen der Vocale.* Vortrefflich. Was früher darüber von *Lipsius*, *Scaliger*, *Stephanus*, *Erasmus*, *Scioppius* und in der *nouvelle methode* geleistet, wird nicht erwähnt. Auch *Funccius de puerit.*, *juvent.* etc. L. L. ist nirgends angeführt. Eben so wenig irgendwo *Lanzi's Saggio di lingua etrusca*, welcher für die Formen der ältesten Latinität so viel Treffliches enthält. S. 17 hätte bey den *verb. compos.* mit *dė* und *di* des *Lambin* gedacht werden sollen, zu dessen kritischen Eigenthümlichkeiten es gehört, die Verwechselung des *de* und *di* scharf aufzuspüren. — *Aussprache und Veränderung der Diphthongen.* Anzuführen wäre gewesen *Politian.* Misc. 43. Über *platea* S. 72 vergl. *Donat.* zu Ter. Andr. 4, 5, 1. Zu *oi* S. 80 gehört *Muret. var. lect.* 6, 4; zu *yi* S. 89 *Schrader emendatt. praef.* XXXIX — XLI. — *Mischlaute vermittelst der Synäresis: ea, eo, ia etc.* Zu dem S. 92 noch ohne Beyspiel aufgestelltem *uo* würden wir rechnen *loquar aduortite* b. *Plaut. Amph. prol.* 28. — *Allgemeine Bemerkungen über die Quantität der Vocale, Diphthongen und Mischlaute.* Wenn S. 95 und 108 von positionslangen Vocalen gesagt wird, dass man sie immer als *kurz* aussprechen zu müssen glaube: so ist darin ein offenbarer Widerspruch. Wie kann man für kurz ausgeben, was man als lang annimmt? Es giebt eine doppelte Länge der Vocale, eine *gedehnte* und eine *geschärfte.* Hr. S. verwechselt hier nach einem seit *Cic. orat.* 48 u. *Gell.* 2, 17 noch ziemlich gemeinen Irrthume die Schärfung, eine Art der Länge, mit der Kürze, welche der Länge entgegensteht. Es kann daher bey Positionslängen nicht die (sich selbst widersprechende) Frage seyn, *welche Quantität sie haben*, sondern nur, ob sie beym Sprechen zu dehnen oder zu schärfen seyen. Bey der Regel *vocalis ante vocalem brevis* (S. 97.) fehlt *Io*, welches *Schrader emendatt. praef.* XXV als kurz nachweist. *Eheu* ist nicht immer — —, wie S. 100 steht, sondern auch ◡ —, bey Terent. Vergl. d. Heidelb. Jahrbücher 1808. Abth. V Hft. 3 S. 386 u. 1810. Philolog. Hft. 2 S. 84. Über das *re* S. 102 hätte ausser *Vossius* noch angeführt werden müssen *Schrader* a. a. O. XLI — XLIV, nach welchem *re* immer lang ist in *reperi*, *repuli*, *retuli*, ohne dass man also schreiben dürfte *repperi*, wie S. 147 steht. Bey *Mäeotis* S. 104 war anzuführen *Davis.* zu *Cic. Tusc.* 5, 17, 49 und *Schrader* S. 3, welcher nur Mäeotis gelten lässt. Zu den Zusammenziehungen wie *deero*, S. 108, gehört auch *anteis Hor. Epst.* 1, 2, 70. Wenn übrigens S. 113 angeführt wird, dass *Prisc.* den an sich und zugleich positionslangen Vocalen 3 Zeiten beylege: so hätte auch angeführt werden sollen, dass *Quinctil.* 9, 4, 84 *syllabas longis longiores* und *brevibus breviores* annimmt. Diess hätte mit *Dionys. Halic.* p. 224 *ed. Schaef.*, mit *Longin.* fragm. III. p. 164 Weisk. und mit dem Schol. des *Hephaest.* p. 78 verglichen, und dabey bemerkt werden sollen, wie es von *Voss*, Zeitmessung S. 151 u. 152, und dagegen von *Apel* und *Besseldt* verstanden worden. — *Hiatus und dessen Aufhebung.* — *Anderweitige Tilgung der Vocale.* Hier wird S. 169 als syncopirt angesehen *fers*, *fert*, *ferre*, *volt* für *feris*, *ferit*, *ferere*, *volit.* Das wird sich aber schwerlich beweisen lassen. Natürlicher scheint uns *Rosenheyns* Annahme (Gedanken über ein Latein. Lesebuch, Königsberg. 1810. S. 24 u. 25.), *fers* u. d. a. seyen Überbleibsel der eigentlichen Urconjugation, eine Annahme, aus welcher die Identität der 4 Conjugationen von selbst hervorgeht. — *Aspiration.* — *Eintheilung*, *Aussprache und Veränderungen der Consonanten* von S. 215 — 388. Die Consonanten sind der Reihe nach aufgestellt, und Alles ist sehr gründlich erörtert, was sich auf ihre Entstehung, Aussprache, Schicksale, Verwandtschaft und Assimilation bezieht. Etwas so Gründliches und Ausführliches ist bis jetzt darüber nicht vorhanden gewesen. S. 242 wird unentschieden gelassen, ob der alte Tragiker *Attius* oder *Accius* geheissen habe. Wenn, wie es doch ziemlich gewiss scheint, der Name von *Atta* abzuleiten ist: so ist die jetzt fast allgemeine Schreibart *Attius* wohl nicht zu bezweifeln. Befremdet aber hat es uns, dass Hr. S. bald *Attius* bald *Accius* schreibt.

Der erste Band der Formenlehre beginnt sogleich mit dem *Substantivum*, und zwar *von seinem natürlichen Geschlechte.* Nachdem S. 1 einige Neutra angeführt worden, welche durch Übertragung Benennungen von Männern und Frauen geworden, wie *scortum*, *servitia* u. a., schliesst die Beyspielsammlung mit *etc.*, welches bey ähnlichen Gelegenheiten

öfter vorkommt, aber in einem Werke von solchem Umfange gewiss mit Unrecht. So vollständig das Geschlecht der Thiernamen von S. 5 abgehandelt ist: so vermissen wir doch zweyerley dabey, a) einen gewissen historischen Gang der Untersuchung, welchem man füglich die Stelle des *Varro de L. L.* 8, 38 zum Grunde legen kann: *Omnis orationis quamvis res natura subsit, tamen si ea in usum non pervenerit, eo non perveniunt verba: ideo equus dicitur et equa, in usu enim horum discrimina: corvus et corva non, quod sine usu id, quod dissimilis natura. Itaque quaedam aliter olim et nunc, tum omnes mares et feminae dicebantur columbae, quod non erant in eo usu domestico, quo nunc. Contra propter domesticos usus quod internovimus, appellatur mas columbus, femina columba.* So sagte man anfangs *hic* und *haec puer, socrus, leo, lupus*, aber nur *hic aper, porcus, Prisc.* 6. p. 697 u. 698, *Serv.* zu Virg. georg. 3, 245 u. Aen. 8, 641. Nachher bildeten Männer von Geist und Ansehen *puella, socer, leaena*, und *lea, lupa, apra*, und nach Quinctil. 8, 3 erst Virgil *porca*; b) Erwähnung und genügende Erklärung der Thatsache, dass Dichter die Thiernamen gern als *feminina* gebrauchen. *Porphyr.* zu *Hor. carm.* 1, 4, 12 sagt geradezu: *Nescio enim, quomodo quaedam elocutiones per femininum genus gratiores fiunt. Serv.* zu Virg. Aen. 4, 462 bringt die Sache bey *communibus* auf Auslassung des Gattungsbegriffes zurück, womit in den meisten Fällen nicht viel gesagt ist. *Vossius de analog.* 1, 15. p. 445 bringt die Sache nicht weiter, sondern verwirrt sie vielmehr noch, wenn er sagt, *Imo, ut aiunt, cum non respicitur sexus, saepius in feminino usurpatur* (*bos*). Eben so *Kannegieter* zu Avian. fab. 32, 2 und 33, 1. Gleichwohl müssen dabey bestimmte Gründe vorausgesetzt werden. *Serv.* zu Virg. Aen. 8, 641 sagt: *In omnibus sacris feminei generis plus valebant victimae.* Daraus liesse die Sache sich in Stellen, wie Hor. carm. 1, 4, 12, hinreichend erklären; in anderen anders, wie Hr. *S.* selbst einen solchen Fall richtig andeutet S. 99 bey *canis*. Doch hoffen wir, uns darüber anderswo ausführlich zu erklären. Bey den *communibus* S. 7 fehlt noch *bubo, grus, serpens*; bey den *epicoenis* S. 9 *coturnix*. In dem Abschnitte *genus per synesin* wäre S. 522 bey der Stelle Virg. Aen. 5, 122 noch auf Serv. zu verweisen gewesen. — S. 14 — 44 *Erste Declination. Vom Genus derselben.* Wir haben bloss *operae* vermisst, welches seiner Natur nach ein *Masculinum* zu seyn scheint, aber doch *Femininum* ist. *Anhang über die Wörter manna, naphtha, pascha. — Lateinische Formen der ersten Declination.* Auf das Paradigma folgen zu jedem Casus gelehrte Anmerkungen über die verschiedenen Nebenformen. Auch bey *Plaut. argument. Amphitr.* 11 kommt *Alcmenas* als Genit. sing. vor. Bey *pater familias* fehlt S. 21 das *Ciceron. patribus familiis*, Verr. 2, 3, 79, worüber daselbst zu vergleichen sind *Hottom.*, *Lambin* und *Beck.* S. 25 ist die Rede von der Entstehung des *um* für *arum* im Genit. plur. Wie aber das *arum* selbst entstanden, darüber wird kein Wort gesagt, obgleich schon die Vff. der *nouv. methode* S. 54 es von dem Aeol. *awv* mit Einschiebung eines *r* ableiten, wobey, wenn wir uns recht erinnern, *Hermann* irgendwo noch das Aeol. Digamma zu Hülfe nimmt. (Überhaupt hat Hr. *S.* bey der Latein. Declination viel zu wenig auf die Griechische, besonders des Aeol. und Dor. Dialektes Rücksicht genommen, da doch *Struve* schon mit so gutem Beyspiele voranging.) *Struve* über die Latein. Declination S. 12 u. 16 lässt es entstehen aus *aum* mit eingeschobenem *r*, über dessen vielfachen Gebrauch in der Latein. Sprache er noch besonders von S. 60 ab sehr sinnreich und gründlich spricht, und wobey er sich noch hätte berufen können auf *Maffei* origg. Etrusc. et Latin. cap. XVII. Beym Dat. und Abl. plur. hätten wir noch angeführt *Valla* elegant. 1, 1. — *Griechische Formen der ersten Declination. — Anhang. A. Über d. Griech. Wörter auf ης nach der 1sten Declin., insofern dieselben im Latein. theils nach der ersten, theils nach der dritten Declin. behandelt werden.* Alles trefflich. Gleich am Anfange des Anhangs S. 35 hätten wir noch genannt *Bremi* zum Nep. 21, 1, 4 und die *nouv. methode* S. 125. Auf *Ruddimann* ist nur Bezug genommen mit S. 77, die eigentliche Stelle aber ist S. 167, wo *Rudd.* selbst auf S. 77 verweist. — *B. Über einige zur ersten Declination gehörige Formen derj. Griech. Wörter auf ης, welche übrigens in beiden Sprachen zur 3ten Declin. gehören.* S. 44 fehlt als Vocat. *o Timarchide*, Cic. Verr. 2, 3, 68; und *Chreme*, Terent. Andr. 3, 3, 6, wo jedoch nach *Donat* auch *Chremes* in MSS. war. — Von S. 45 — 84: *Zweyte Declination. Vom Genus derselben.* Bey *Iber* S. 45 war ausser *Rudd.* u. d. a. noch anzuführen d. *nouv. methode* S. 56. Über *epodus* S. 54 hätte auf mehrere Latein. Grammatiker, besonders aber auf die Scholiasten des Hor. hingewiesen werden sollen. — *Lateinische Formen der 2ten Declination.* Zu den S. 56 aufgestellten Beyspielen, gehört auch *Sopater*, woneben *Cic.* Verr. 2, 2, 30 auch *Sopatrus* sagt. Aber es könnte auch Apocope von *um* eben so gut mit angenommen werden, z. B. *calamistrum, calamister.* Über den Genit. i von *ius* und *ium* S. 59 war noch zu nennen *Wolf* zu Hor. 1ster Satire S. 11 und besonders *Gurlitt*, Dav. *Ruhnkenii annotatt. in Ter. emendatius edend. specimen.* Hamb. 1817. 4. S. 11. *Bentley* hätte nicht bloss genannt, sondern es hätte angeführt werden sollen, was er zu Ter. Andr. 2, 1, 20 so bestimmt ausspricht: *Primus ex poetis, qui hodie exstant, Propertius bis vel ter, Ovidius saepissime et post eum alii omnes geminum i usurpant. Sub Augusti scilicet senescentis aetate mutatio ista facta est.* Über den Accent der Vocativen von Wörtern auf *ius* hätte S. 64 noch *Serv.* zu Virg. Aen. 1, 451 zum Zeugen aufgerufen und S. 66 bey dem Vocativ auf *ius* damit verbunden werden sollen, Serv. z. Aen. 8, 77. Ob der aus Hor. carm. 1, 2, 43 angeführte Vocat. *filius* nicht eher Nominativ seyn sollte? Zu vergleichen ist darüber *Valla* elegant. 3, 22 und das sehr ähnliche *Pompilius sanguis* b. Hor. Epst. 2, 3, 292. Über *Sestertiorum* S. 69 war zu ver-

weisen auf den Schol. z. Juvenal. 1, 3, 155 u. zu berücksichtigen Nep. 25, 4, 4, wo *Bremi* so ungenügend ist. — *Anhang. Lateinische Flexion der Griech. Wörter auf eus.* — *Griech. Formen der 2ten Declination.* — Von S. 84 — 321: *Dritte Declination. Vom Genus derselben.* Die Sache wird nach den alten Regeln mit den vielen Ausnahmen abgehandelt. Die von *Lauts* und *Rosenheyn* neu gebrochene Bahn bleibt unbeachtet. Zu den Wörtern auf *o*, *or*, *os*, und *er* sind neu hinzugekommen die auf *eus*. Aber wie viele sind es denn, die nicht männliche Namen wären? S. 98 würde der würdige Vf. gewiss in der Anmerk. die auf *nis* beruhende Verkürzungsregel nicht verworfen haben, wenn er den *Serv.* z. *Aen.* 2, 554 vor Augen gehabt. Bey *finis* und der Stelle des *Cic. ad famil.* 12, 1 S. 101 hätten wir nicht unterlassen, zugleich auf *Victorius* zu verweisen, auf *Pierius* zu *Virg. Aen.* 2, 554 und *Lambin* zu Hor. 5, 17, 36; bey *pulvis* S. 102 auf *Charis.* p. 69 bey *Putsch*. Dass *natalis* wirklich als Femin. vorkomme, wie S. 104 ebenfalls zugegeben wird, bezweifeln wir. In der angeführten Stelle bey *Cels.* 7, 8 hat die treffliche Ausgabe *ex recens. Targae Lugd. Bat.* 1785. 4. nicht *prima*, sondern *primo*. S. 130 fehlt unter den Nichtneutris auf *en* noch *flamen*. — *Lateinische Flexionsformen der 3ten Declination.* Die *Genitivbildung* ist sehr gründlich und ausführlich behandelt worden, aber nach alter Art durch Aufstellung der Nominativendungen und ohne alle Hinweisung und Rechenschaft über die Stammveränderungen, welche auf dem *Buttmann-Lauts-Rosenheyn-Struveschen* Wege so leicht gewonnen wird. S. 166 fehlt unter den Genitiven *Isocrati Cic. Orat.* 56, 190, wo *Schirach* zu vergl. ist nebst *Corte* und *Graev. ad fam.* 5, 12 und *Struve* S. 37 und 39; überdem *Prisc.* p. 706. Bey *pulvis* als Genit. musste S. 171 *Schrader* genannt werden, welcher S. 2 und 9 die Vertheidiger dieses Genit. bey *Catull.* 61, 206, *Is. Voss.*, *Vulpius*, *Guarinus*, *Passerat.*, *Gebhard.*, *Scalig.*, zurechtgewiesen hat. Zu S. 178, *sus* aus *suis* cf. *Guilielm. ad. Cic. fam.* 9, 18 extr. und *Scheller* s. v. — *Über die Griech. Wörter auf is, in sofern sie den Genit. is oder idis bilden.* — Dann folgen die Bemerkungen zu den einzelnen Casus. Zu S. 232: Den Ablat. *capiti* weist *Sanctius* Minerv. 2, 7 auch aus Pers. und Virg. nach. S. 234 ist ausser *Perizon.* zu *Sanct.* auch *Sanct.* selbst zu nennen, 2, 7 extr. Zu den Accusativen *plur.* auf *is* S. 270 möchten wir als einen seltneren *civitatis* fügen, welches *Heusing. Nep.* 9. 5, 2 vertheidigt. Beyspiele von Ähnlichem hat *Oudendorp Appul.* p. 146. Unter den Neueren war daselbst auf jeden Fall zu nennen *Wolf* z. Hor. 1 Sat. S. 10 und 11. — *Griechische Flexionsformen der 3ten Declination.* Ob nicht Wörter wie *Salamina*, obgleich es S. 271 geleugnet wird, dennoch auf Veranlassung des Griech. Accus. entstanden, lassen wir dahin gestellt seyn. Denen, die darüber gesprochen, waren S. 272 noch beyzufügen *Salmas. exercit. Plin.* 32 *a. D. Davis. Tusc.* 1, 46. *Heusing. emendatt.* p. 38 u. z. *Nep. Themist.* 2, 8; 3, 4; *Lys.* 3, 3 — zu S. 274, *dogma*, *-as* u. dergl. nennen wir noch *Lambin. Plaut. Amphitr. prol.* 117. S. 276 hätte in der Anmerk. noch bemerkt werden mögen, dass *Muret* nie anders schreibt, als *Solo*. Zu S. 285: Beyspiele von Genitt. auf *eos* hat gesammelt *Schrader emend.* p. 237. Von solchen und ähnlichen, durchgehends viel Eigenes habenden Wörtern würden wir, auch in den anderen Declinationen, es vorgezogen haben, das vollständige Paradigma aufzustellen, und durch Anmerk. zu erläutern. Durch die jetzt so zerstückelt fortlaufenden Anmerkungen wird dem Auge der Anblick eines Ganzen entzogen. S. 293 hätten wir nicht unterlassen, zu bemerken, dass *Wolf* erst in der zweyten Ausgabe der *Tusc.* 1, 44, 105 *Hectorem* f. *Hectora* gesetzt hat. Ein eigener Fall bleibt das immer, da die MSS. hier durchaus keine Variante bieten. Wir würden von *Hectora* nicht abweichen. Wie, wenn die Worte *Hectora traxisti* aus irgend einer verlorenen, damals sehr bekannten Stelle wären, an welche Cicero hier zugleich erinnern wollte? Wenigstens muss erlaubt seyn, das bey der allgemeinen Übereinstimmung der MSS. anzunehmen. Übrigens hätte in diesem Abschnitte *Bremi's* richtige Bemerkung (Nep. 2, 2, 8) nicht fehlen sollen, dass der Griech. Accus. auf a im Latein. bey Städte- und Örter-Namen oft vorkommt, bey Männernamen in der Prosa nur da, wo sie durch die ältere Tragödie in die Umgangssprache gebracht worden waren. Bey *Cotyn* S. 299 fehlt *Bremi* Nep. 13, 1, 1. Dass nach einem jetzt allgemeinen Irrthume *Hor. Epist.* 1, 11, 2 *Sardis* f. Nom. sing. gehalten werde, wie S. 308 behauptet wird, davon ist uns nichts bekannt, und wir haben in keiner der jetzt gangbaren Ausgaben darüber etwas gefunden. Zu den Beyspielen des Acc. plur. auf *as* würden wir S. 313 noch fügen *Arcadas*, Nep. 15, 6, 2. — *Anhang. Über die Behandlung des Griech. Namens* Περσεὺς (*Koen, v. Maced.*) *im Latein.* Auch hier wäre ein Paradigma nach vorerwähnter Art zu wünschen gewesen. Über *Persa* und *Perses* war zu verweisen auf die *Interpp. Vell.* 1, 9, 4, *Ruddimann* p. 49 not. 29 und *Bremi* zu Nep. 21, 1, 4. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

DRUCKFEHLER.

In der Recension von *Hildebrandts* Kriegs-Handwörterbuch No. 58. S. 518 Z. 20 von oben statt *factische* l. *tactische*. Z. 23 von oben st. *Manövren* l. *Manövriren*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Reimer: *Ausführliche, mit möglichst sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel und nach neuen Untersuchungen verbesserte Grammatik der Latein Sprache* von *Conr. Leop. Schneider* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vierte Declination. Geschlecht derselben. — *Formen der 4ten Declination.* Sie wird, wie schon von Anderen, z. B. von *Struve* geschehen, als durch Zusammenziehung aus der 3ten entstanden dargestellt. Unsere Ansicht davon ist diese: So wie nach Maßgabe der Stammendung der Urtypus der Conjugation nach zwey verschiedenen Hauptrichtungen sich darstellt, als *Vocal-* (*a, e* und *i*: von *o* giebt es nur *nosse*) und *Consonantenconjugation*, zu welcher auch die Stämme auf *u* seiner Doppelnatur wegen treten: eben so geht auch der Urtypus der Declination in 2 Hauptformen aus, die *Vocal-* (*a, e* und *o*: von *i* nur etwa *vis*.) und *Consonantendeclination*, welcher ebenfalls die Stämme auf *u* angehören. So wie nun diese bey den Verbis bisweilen vor der Endung den Einschiebungsvocal nicht annehmen, wie *solu-tum*, so auch in der Declination, z. B. *fructibus* aus *fructubus*, nicht durch Elision aus *fructuibus*, gerade wie bey *dua-bus, duo-bus, die-bus.* Hieraus würde folgen, dass allerdings die 4te Declination Ähnliches mit der 3ten hat, doch aber nicht als Contraction derselben angesehen werden könne. Der Abl. sing. *fructū* und der Acc. Plur. *fructūs* läßt sich eben so gut aus der Natur der ersten, zweyten und fünften, als der dritten erklären, *fructibus* aber, der Kürze des Vocals wegen, aus keiner vor allen. Es herrscht also in ihr der allgemeine Declinationstypus, bisweilen auf eine eigenthümliche Art, mit einiger Hinneigung zu dem besonderen der 3ten und ein paar Contractionsfällen derselben. *Anhang. Über die Wörter auf u. — Fünfte Declination. Genus derselben.* Sehr zu loben ist der ausführliche Aufsatz über das Geschlecht von *dies* von S. 347—352. Bey No. 1. S. 348 war die S. 247 nicht berücksichtigte Stelle des *Serv.* anzuführen, Virg. Aen. 2,551; bey No. 2 als eine besondere Art von Termin *dies* als *Lebenszeit, Lebenstermin*, und zu belegen mit Serv. Aen. 10, 467. Unter den S. 347 angeführten Stellen der Grammatiker fehlt *Nonius* 5, 79, wiederholt bey *Gothofred.* Vet. Gramm. p. 1343. Oft können auch Fälle, wo *dies* auf den ersten Augenblick nur *Tag* zu heissen scheint, doch auf eine der hieher gehörigen Bedeutungen gebracht werden, wie Hor. Epst. 1, 1, 21 u. Vell. 2, 42, 2. — *Formen der 5ten Declination.* Von dieser Declination kann viel weniger, wie S. 352 geschehen, behauptet werden, *dass sie mit der 3ten zusammenfalle*, als von der vierten. In ihr herrscht offenbar der Typus der *Vocaldeclination* vor. Die Länge des *e* im Genit. z. B. *fidēi* S. 355 hätten wir in Vergleichung gestellt mit *terrāi* u. dergl. Vortrefflich ist v. S. 355—361 der Aufsatz über die 3fache Genitivform, *es, e, i.* Jedoch finden wir darin nicht genannt *Bremi* z. Nep. 8, 2, 2, dessen Bemerkung, dass *i* nur nach einem Vocale statt finde, Beachtung zu verdienen scheint. — *Indeclinabilia.* Vergessen sind die Spanischen Städtenamen auf *i*, worüber zu vergleichen *Stroth* u. *Drakenb.* z. Liv. 21, 24 u. *Glarean.* z. 28, 19; zu tadeln *Döring* u. *Ruperti*, welche in der ersten Stelle *ad Illiberim* geben. — *Defectiva* von S. 374—466. Fleissig gearbeitet und reichhaltig. Unter den *Neueren* verdient S. 375 noch genannt zu werden die *Nouv. Methode*, worin die Sache von S. 128—147 recht gut behandelt wird. Das Verzeichniss der Plurale, wo man den Plur. nicht erwarten sollte, liesse sich noch sehr vermehren, z. B. durch *fugae, invidiae, proditiones, ardores, suspiciones, conscientiae, formidines, iracundiae, paedores, lacerationes, percussiones, solitudines, insaniae, adventus, frigora, solicitudines* et *laetitiae, venena, velocitates, fortitudines, tarditates* et *celeritates.* In solchen Dingen muss man nach möglichster Vollständigkeit streben. Über *clathri* S. 407 musste verwiesen werden auf *Voss.* de vitiis sermon. 1, 15. Bey *lactes* S. 417 ist des Genus nicht gedacht, worüber wir auch in dem Abschnitte vom Genus der 3ten Declin. nichts gefunden haben. Nach *Probus* b. Putsch. p. 1445 heissts *hae lactes*, und so wirds auch immer gebraucht. *Consent.* p. 2030 sagt *hi lactes.* Aber Consent. faselt in der ganzen Stelle viel und führt auch den Hor. statt des Pers. an. — *Über den Gebrauch des Plurals bey geogr. Namen* — von S. 466 — Ende: *Abundantia.* Diesen Abschnitt halten wir für am wenigsten gelungen. Die Anordnung in ihm ist etwas verworren; Vieles, was hieher gehört, ist früher dagewesen und hier nicht wieder darauf zurückgewiesen; Manches fehlt auch ganz. Anzuführen war auch hier die *nouv. Methode*, welche reiche Verzeichnisse enthält und z. B. zu den Wörtern auf *a* und *es* zu S. 483 noch eine kleine Nachlese beut:

Doch wir kehren zum Ganzen zurück. So wie

in den einzelnen Abschnitten oft jene zur Deutlichkeit und Kürze, zu organischer Einheit führende Anordnung vermisst wird, so auch im Ganzen. Oft kommt etwas am unrechten Orte vor, was dann am rechten entweder wiederholt oder durch Nachweisung ersetzt wird. Dieses führt zu der Unannehmlichkeit, dass man sich oft von Pontius zu Pilatus geschickt findet, jenes zur Weitschweifigkeit. Wir machen uns daher anheischig auf ⅓ des Raumes weniger, unbeschadet der Sachen, dasselbe alles zu sagen. Der Kunst mit Wenigem viel zu sagen, hat der würdige Vf. sich gar nicht beflissen. Davon wird Jeder leicht sich selbst überzeugen, so wie auch von dem anderen Vorwurfe, zu dessen Begründung wir nur Einiges anführen wollen. In der *Elementarlehre* wird von S. 94—113 von der Quantität der Vocale, Diphthongen und Mischlaute, von S. 108 ab auch von der Position gehandelt: S. 243 wird aber noch auf einen besonderen Abschnitt *Position* im 2ten Bande verwiesen. Ebendas. wird S. 177 bey der *Tilgung der Vocale* bloss auf Veranlassung der Nennung des Apostrophs in einer Anmerkung recht gut über das Genus von *apostrophus* gehandelt, in der *Formenlehre* aber S. 52, wohin das eigentlich gehört, nicht einmal darauf zurückgewiesen. Bey dem, was über die einzelnen Consonanten verhandelt wird, ist ein stehender Punct auch die *Assimilation*. Und doch wird S. 259 noch auf einen besonderen Abschnitt darüber im folg. Bande verwiesen. Zwar ist über die Assimilation freylich mehr zu sagen, als bey den einzelnen Buchstaben geschehen konnte oder Gelegenheit war: aber darum eben hätten wir hier lieber gar nichts gesagt und jedesmal nur auf jenen Abschnitt verwiesen, wo dann Alles ausführlich und kurz und nahe beysammen aufgestellt werden konnte. In dem Abschnitte über das *Genus per synesin*, *Formenl.* S. 12—14 war es gewiss das Beste, die einzelnen Fälle alle beyzubringen und dann bey dem Geschlechte der Declinationen nur darauf zu verweisen. Weniger gut war es, unter dem allgemeinen Titel die Sache nur ganz allgemein und kurz abzuthun und bey den Declinationen das Einzelne ausführlich zu geben. Jetzt aber ist keins von beiden streng durchgeführt, und also das Schlimmste geschehen: bey dem Allgemeinen ist Manches ausführlich, Anderes nicht: S. 18 und 19 ist bey *capnias etc.* (!), als femin. wegen *gemma*, nicht zurückgewiesen. Die Bemerkungen über die Declination von *Iber* sind an 3 Orten, S. 45 beym Genus der 2ten Declin., wohin sie gar nicht gehören, in einer Anmerkung; S. 71 beym Genit. plur. in einer Anmerk., und S. 485 bey den *abundanti.*; wohin die Sache eigentlich gehört, wo aber bloss auf S. 45 Bezug genommen wird. S. 59 ist vom Genit. der Wörter auf *ius* u. *ium* die Rede: erst lange nachher wird S. 60 in einer Einschaltung nachgeholt, dass die Adject. auf *ius* nicht mit dahin gehören. Es ist daher schwierig, sich in dem Buche zurecht zu finden und bald auf das Gesuchte zu treffen, selbst wenn man es ganz und genau durchgemacht hat, wie es von uns geschehen. Der Werth desselben würde bedeutend grösser seyn, wenn der Verfasser die Handschrift noch einige Zeit lang fleissig durchgesehen hätte, bloss in der Absicht, um bey dem grossen Vorrathe von Sachen, wo es so leicht ist, etwas zu übersehen, Alles an seinen rechten Ort zu bringen, und so den Gebrauch des Werks zu erleichtern. Zu dem Ende hätten wir auch zu §§. gerathen, wobey der Vf. unabhängig vom Setzer eben so gut vorn schon auf das Hintere, als bey der Anführung nach der Seitenzahl nur hinten auf das Vordere verweisen konnte.

Ein nicht geringer Fehler ist bey einem Werke von solchem Umfange der Mangel an Angabe der *gramm. Kunstausdrücke*, so vollständig die Latinität sie nachweisen kann. Dafür aber hat Hr. S. gar nichts gethan: S. 113 der Elementarl. verweist er über die Kunstausdrücke für die verschiedenen Gegenmittel des Hiatus bloss auf *Buttmann*, u. S. 96 führt er die Benennungen für das Zeichen der Länge an. Anderes erinnern wir uns nicht, bemerkt zu haben.

Der *Vortrag* ist etwas breit, nicht selten schleppend und bisweilen undeutlich, wie z. B. Formenl. S. 30: *Vom latein. Nominativ* u. s. w.; S. 94 ganz oben, und an andern Stellen. Schreibung und Sprache tragen ebenfalls das Gepräge von Mangel an Fleiss, welchen der Vf. nur auf die Sachen, in keiner Hinsicht aber auf die Form des Werkes gewandt hat. S. VII der Vorrede steht z. B. *Schritt* für *Schritt*; S. 24 der Elementarl.: *Claudius hätte kein besonderes Zeichen für denselben einzuführen brauchen*; S. 35 *diejenigen in die Sprache gekommene (n) Wörter, aus deren* u. s. w. u. S. 78 *diese* beyde (n) *Wörter*. Eben so S. 230 *keine* sichere (n) *Beyspiele*. Und andere haben wir diess niemals gefunden; S. 85: *ähnlich als*, und diess wieder *Formenl.* S. 160; eben das. S. 177: *welches letzteres* f. *Letzte*; S. 206: *die Beläge*, da doch das Wort im Hochdeutschen im Sing. *der Beleg* oder *das Belege*, im Plur. *die Belege* heisst; eben so S. VII der Vorrede; S. 281 *umgekehrt als im Griechischen*. Die *Interpunction* ist sehr vernachlässigt und besonders das Comma äusserst oft verabsäumt, wie sich sogleich aus der ersten S. der Vorrede ergiebt. Auch an kleinen und grossen *Druckfehlern* ist kein Mangel. Beyspiele von dem wichtigeren. Elementarl. S. 70 Z. 8 steht ĭ für ī; S. 118 *istorsum* f. *istrorsum*; S. 170. Z. 6 *nachweisen* zu *lassen*, wo *zu* wegseyn muss; S. 259 fehlt in der Seitenzahl die 9. Formenl. S. 9. Z. 9 fehlt *hic* vor *passer*; S. 144. Z. 3 ist *als* zu streichen; S. 159. Z. 9 steht *ōris* f. *ŏris*; S. 201 *escuriente* f. *esuriente*; S. 225 u. 226 steht in der Seitenüberschrift *Accus.* f. *Ablat.*; S. 238. Z. 6, ē f. *es*; S. 295 Z. 6. v. u. *Mnesthea* f. *Menesthea*.

Zu diesem etwas ausführlichen Urtheile hielten wir uns für verbunden, theils um der Wichtigkeit des Werkes willen, theils durch die Hoffnung, dass wir vielleicht auf diese Art zu desselben noch grösserer Vollkommenheit Einiges beytragen könnten. Von

dem würdigen Vf. desselben scheiden wir mit Hochachtung, und wünschen, dass er das angefangene Werk bald ausführen, und uns noch viel Treffliches spenden möge, besonders über den *Ursprung der Latein. Sprache*, über *Wortbildung*, *Zusamensetzung*, und *Accent*, worüber des Guten noch nicht viel vorhanden, noch weniger an Einem Orte beysammen ist.

— ρν —

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Öhmigke: *Lehrbuch der Französischen Sprache*, von *Carl Dielitz*. Erster Theil. Vorerst zum Gebrauch der Privat- Lehr- und Erziehungs-Anstalten der Herren Doctoren *Bartels*, *Faulstick*, *Lehmann*, *Offner*, der *Maréchauxschen* Erziehungs-Anstalt, und mehrerer anderer Schulen. 1819. IV u. 116 S. 8. (6 gr.)

Hr. *D.* tritt mit dem festen Vertrauen, „dass die nur höchst unbedeutende Anzahl der zweckmässigen Lehrbücher durch gegenwärtiges Werkchen einen Zuwachs erhalte," auf. „Von sachkundigen Richtern darf ich daher ein günstiges Urtheil erwarten," heisst es weiter in der Vorrede. Nach solchen Äusserungen zu schliessen, würde es dem Vf. sehr auffallen, wenn Rec. sein Urtheil hier aussprechen wollte; er setzt daher die Leser nur in den Stand, selbst zu sehen, was Hr. *D.* und wie er es liefert. Der Vf. giebt selbst die Puncte an, worauf er will, dass der Rec. aufmerksam seyn soll, und diese sind 1) „die fast vollständige Abhandlung von der Aussprache," und 2) „die stufenweise, und dabey alphabetisch fortschreitende Lehre dieses, in einer lebenden Sprache so wichtigen Gegenstandes, auf eine neue, noch in keinem sogenannten Lesebuche vorkommenden Sylbenabtheilung." Wir theilen den Anfang der Abhandlung von der Aussprache mit. Nachdem in §. 1 die Buchstaben aufgeführt sind, heisst es: §. 2 „Einsylbige Wörter. *a. la. ma. ta. va. par. ai.* (ä) *air. vrai. ai.* (r) *Mai* (der Maimonat). *ail.* (alj.) *bail. aim. ain. bain. daim. faim. main. vain. plein. rein. ein. eim. frein. train. grain. pain. Mein. nain. am. an. an. dam. pan. ban. tan. plan. van. cran. aon.* (wie *an in:*) *Laon. faon. paon*" u. s. w.

Was will der Vf. sagen mit *aim. ain. eim. ein?* Soll es heissen: *aim*, *ain*, *eim*, *ein*, würden überein gelesen: so weiss der Anfänger nicht, *wie* er lesen muss, und soll es heissen, *aim* würde gelesen wie *ain*, und *eim* wie *ein*, und *am* wie *an*, was wahrscheinlich wird aus der Bemerkung bey *aon*: so kann das der Anfänger nicht wissen, denn es hätte müssen gesagt werden, *m* laute am Ende wie *n*; aber abgesehen hievon, wer glaubt denn „vollständig" gelehrt zu haben, wenn er sagt: *aon* würde gelesen, wie *an?* wo bleibt der *ton nasal?* Hr. *D.* kann sich nicht damit entschuldigen, dass sich dieser Ton nicht darstellen lasse, denn z. B. in: *bang'* erhob er sich, ist ganz die Aussprache von *an*, *en* u. s. w. Wenn nun auch in der Regel über *ein etwas* gesagt ist: so ist doch geradezu *nichts* gesagt, z. B. in: „*g* vor *a*, *o*, *u* und einem Consonant, *gai*, *g* vor *e* und *i*, *geni*." (Da der Vf. auf das Vorsprechen eines Lehrers verweist: so ist dergleichen ganz unnöthig). Wie weitläuftig (das nennt man aber nicht „vollständig") ist der Vf. dadurch, dass er z. B. alle Vocale so durchgeht, wie *a*, d. h. mit *m* und *n* am Ende, zumal, da er S. 5 sagt: „*m* am Ende wie *n*." Was die Sylbenabtheilung betrifft, so besteht sie, was wohl keiner vermuthen sollte, darin, dass — — die stummen Sylben durch einen senkrechten Strich abgetheilt sind! Etwas anderes darf der Vf. nicht wohl darunter verstehen. Auch in der Darstellung der Conjugationen ist der Vf. sehr weitläuftig. Denn er hat S. 32—69 damit angefüllt, was freylich nur dadurch möglich war, dass neben der bejahenden Form die vereinende, und ausserdem die fragende und fragend-verneinende aufgestellt sind.

Von S. 70 an steht „eine Anleitung zum Übersetzen aus dem Französischen ins Deutsche," wovon wir den Anfang mittheilen:

„*Dieu a créé le monde et toutes les choses qui y sont. — Dieu a aussi créé les hommes, pour les rendre heureux. — Tous les hommes désirent de parvenir au bonheur.*

Dieu, Gott. *Crée*, erschaffen. *Le monde*, die Welt. *Et*, und. *Toutes les choses*, alle Dinge. *Qui*, welche. *Y*, darin. *Sont*, sind. *Aussi*, auch. *L'homme*, der Mensch. *Pour*, um. *Les*, sie. *Rendre*, machen (da Hr. *D.* den Schülern durchaus nichts zu thun und zu denken übrig lassen will: so musste er eigentlich sagen: zu machen). *Heureux*, glücklich. *Tous*, alle. *Désirer*, wünschen. *De*, zu. *Parvenir*, gelangen. *Le bonheur* das Glück.

Th. T.

BERLIN, b. Amelang: *Manuel de la langue françoise à l'usage des écoles.* Par *Salamon Ponge* 1819. Tome premier, contenant les élémens de la langue françoise. 232 S. Tome second, contenant la recueil de pièces dramatiques. 188 S. 8. (1 Rthlr.)

Als Rec. in der Vorrede dieses Werkes las: *En publiant cet ouvrage je crois rendre service aux maîtres et instituteurs, qui y trouverons réunis les premiers élémens de la langue à la portée des commençants jusqu'à une lecture amusante et instructive pour les plus avancés*": so versprach er sich nicht viel Erspriessliches von demselben; denn solcher Bücher giebt es doch wohl schon eine zahllose Menge; noch mehr aber wurde er gegen den Vf. als grammatischen Schriftsteller eingenommen, als er weiter las: „*Mr. de Wailly est et sera toujours la première source de tous les grammairiens*" und: „*On me dispensera de citer les sources dans les quelles j'ai puisé, le connoisseur trouvera, que je n'ai pas choisi de mauvaises.*" Ohne *Wailly's* Verdienste, mit denen seiner Vorgänger verglichen, aber bloss in dieser Hinsicht, zu verkennen: so scheint es uns doch von zu beschränkter

Ansicht zu zeugen, wenn man bey einer herauszugebenden Schrift blofs aus anderen schöpft, und zwar seine Vorgänger für unerreichbar hält, da man sie doch, wenigstens in einer Hinsicht, übertreffen sollte. Nach den Äufserungen des Vfs. sollte man in seinem Buche denn doch wenigstens eine Grammatik, sie möchte nun übrigens aus anderen zusammengestellt seyn, wie sie wollte, erwarten können; aber was findet man? folgende Regeln, *nur* folgende Regeln: 1) p. 22: „*Le pluriel est egal aux premières declinaisons, savoir: les enfants — — — les hommes des hommes*," cet. (Für Deutsche Anfänger ist es auch ganz unpassend Französisch zu schreiben). 2) p. 26: „*La préposition de se met devant l'adjectif qui précède un substantif, tant au masculin qu'au feminin au singulier et au pluriel.*" 3) daselbst: „*il faut mettre encore la préposition de après les adverbes suivants, beaucoup, peu, moins,*" cet. 4) p. 27: „*L'adjectif masculin qui se termine par un e muet conserve la même terminaison au féminin.*" 5) p. 28: „*Les adjectifs qui au masculin ne se terminent pas par un e muet en prenent au féminin.*" 6) daselbst: „*Les adjectifs suivants doublent la consonne finale.*" 7) p. 29: *Les adjectivs suivants ont une terminaison entièrement différente aut féminin.*" 8) daselbst: „*L'adjectif qui au masculin se termine en f change f en ue.*" 9) p. 30: „*Les adjectifs en x changent x en se.* 10) daselbst: *Les adjectifs en al ont le pluriel en aux.*" Alles Übrige find Stücke zum Überfetzen.

Th. T.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Die Künste und Gewerbe des Menschen.* Zum Behuf nützlicher Kenntnisse in 104 Abbildungen. Von *J. A. C. Löhr.* 416 S. 8. ohne Jahrszahl. (3 Rthlr.)

Der *Orbis pictus* hat zu seiner Zeit viel Nutzen gestiftet, und eine wesentlich verbesserte Ausgabe desselben würde ein zweckmäsiges Lesebuch für die Jugend seyn. Wir tadeln daher die Idee, die Künste und Gewerbe des Menschen, in Abbildungen mit Text versehen, der Jugend darzustellen, keinesweges; aber die Ausführung dieser Idee muss sowohl in Rücksicht der Abbildungen als in Rücksicht des Textes nach einem bestimmten festen Plan geschehen. Die Abbildungen dürfen keine Künste und Gewerbe darstellen, von welchen der Jugend die Anschauung in der Wirklichkeit leicht gegeben werden kann, z. B. vom Bäcker, vom Schornsteinfeger, vom Schneider u. s. w., müssen die Hauptbeschäftigung der Kunst oder des Gewerbes enthalten, und überhaupt instructiv seyn. Der Text muss sich genau an die Abbildung anschliessen, dieselbe erklären, das Material kenntlich machen, welches die Kunst bearbeitet, und allgemeine Fehler anzeigen, welche häufig beym Material und bey der Production Statt finden. Aber einen solchen Plan vermisst man bey diesem Buche ungern. Die Abbildungen sind zwar fein gestochen, aber ohne Auswahl. Wer von dem Schneider, Bäcker und anderen dergleichen Handwerkern aus diesem Buche zuerst eine Kenntnifs erhält, dem bleiben der Apotheker, der Vitriolölfabricant, der Xänorphika-Verfertiger leere Namen. Auch eine andere Anordnung der Stiche nach allgemeinen Rubriken hätte Statt finden sollen. Hier sind sie nicht einmal nach alphabetischer Ordnung gestellt. Die Entschuldigung, die Hr. *L.* in dieser Rücksicht S. VIII giebt, verfehlt ganz ihren Zweck. Er sagt: „Anders hätte ich die Bilder anordnen können; aber ich habe aus mehreren leicht zu errathenden Ursachen nicht gewollt, nicht zu gedenken, dass es für die kleinen Leser eine sehr nützliche Übung werden kann, sich dieselben, nach der oder jener Ansicht selbst zu ordnen." — Die Ursachen einer solchen Unordnung sind nicht leicht, sondern schwer zu errathen, wenn man nicht annehmen will, dass diese Unordnung Hn. *L.*, der, wie man aus jedem Messcataloge sieht, seine Zeit sehr nothwendig braucht, etwas Zeit und Mühe erspart habe. Denn dass die kleinen Leser die Bilder sich nach der oder jener Ansicht selbst ordnen sollen, kann, gesetzt auch man dürfte diesen kleinen Lesern eine solche Übersicht des Ganzen zutrauen, wegen der ganzen Einrichtung des Buchs, das man nur gebunden Kindern in die Hände giebt, nicht geschehen.

Der Text selbst steht zwar neben der Abbildung, so dass auf jeden Stich, der ein Blatt einnimmt, ein Blatt Text folgt; aber er schliesst sich nicht genau an die Abbildung an, erklärt nicht alle Gegenstände, welche auf dem Stiche enthalten sind, und ist mehr nach der Quantität des Raums von einem Octavblatte, was die Beschreibung eines *jeden* Stichs einnehmen soll, als nach einer zweckmäsigen Rücksicht auf die Beschaffenheit des Gegenstandes bearbeitet. Indessen ist bey allen diesen Mängeln doch Vieles in diesem Buche enthalten, dessen Kenntniss der Jugend für die Zukunft nützlich werden kann.

K.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig und *Merseburg*, b. Klein: *Versuch einer Propädeutik oder Vorwissenschaft der Geschichte.* Von *J. G. Heynig*, privatisirendem Gelehrten. Dritte verbess. u. vermehrte Auflage. 1818. XIV u. 91 S. 8. (9 gr.)

Giessen, b. Heyer: *Katechismus der christlichen Lehre von Joh. Peter Ludw. Snell*, Inspector u. Pfarrer zu Brandoberndorf im Herzogthum Nassau. Aechte verbesserte und mit Fragen vermehrte Original-Auflage. 1819. 167 S. 8. (6 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

STATISTIK.

1) Ohne Angabe des Druckorts und der Jahrzahl: *Gebiets-Eintheilung des Regierungs-Bezirks Aachen in Kreise, Burgermeistereyen, Pfarren und Orte,* nebst Bemerkung der Cantons, Arrondissements und Departements, zu welchen die einzelnen Orte ehemals gehört haben. 93 S. 4.

2) Aachen, in Commiss. b. Mayer: *Topographisch-statistische Übersicht des Regierungs-Bezirks Aachen, nebst einem Verzeichnisse der darin befindlichen Ortschaften,* zusammengestellt von einem Mitgliede des Regierungs-Secretariats. 1820. XXXV und 140 S. gr. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

No. 1 ist ungefähr in eben der Art abgefasst, wie die im 129 Stücke des vorigen Jahrgangs von uns angezeigte Gebiets-Eintheilung des Reg. Bez. Cleve. Es enthält fünf Tabellen, ohne Vorrede und Einleitung: so, dass man nicht wissen kann, aus welchen Quellen der Vf. geschöpft, ob dieses Werkchen auf Befehl der Regierung abgefasst, oder ein Privatunternehmen ist.

In der ersten, sieben Columnen enthaltenen Tabelle folgen die Kreise, welche den Reg. Bez. Aachen bilden, in alphabetischer Ordnung und in der Art auf einander, dass bey einem jeden Kreise die Bürgermeistereyen, die Pfarren und die Orte, woraus selbiger besteht, in den ersten vier Columnen angegeben sind, worauf andere drey Columnen die Cantone, Arrondissements und Departements bezeichnen, wohin die Orte unter Französischer Herrschaft gehört haben. Die zweyte Tabelle giebt in sechs Columnen an, wie viel Bürgermeistereyen, Pfarren, Gemeinden und einzelne Ortschaften zu jedem Kreise gehören.

In der dritten Tabelle, welche drey Columnen hat, sind die vormaligen Cantons, die zu jedem Canton gehörigen Bürgermeistereyen, und die zu jeder Bürgermeisterey gehörigen einzelnen Orte alphabetisch zusammengestellt.

Die vierte Tabelle enthält ein alphabetisches Verzeichniss aller Pfarrorte, wobey in vier Columnen der Kreis, der Canton, die Bürgermeisterey und die Orte, welche zur Pfarre gehören, der Reihe nach angegeben sind.

Endlich macht die fünfte Tabelle; worin alle einzelnen Orte des Reg. Bez. alphabetisch aufgeführt sind, den Beschluss. In fünf Columnen ist bey jedem einzelnen derselben angegeben, zu welchem Kreisearrondissement und Canton, und zu welcher Bürgermeisterey derselbe gehört, und wobey er eingepfarret ist.

Wie beschränkt der Nutzen seyn muss, den eine so trockene Nomenclatur selbst dem Einheimischen und dem Geschäftsmanne gewähren kann, springt von selbst in die Augen. Wir können uns indessen alles weitern Urtheils über dieses Werk, so wie aller Vorschläge zu dessen Verbesserung, um so mehr enthalten, als die unter No. 2 angeführte Schrift, welche für eine vermehrte und verbesserte Auflage desselben angesehen werden kann, so ziemlich alles enthält, was in jenem vermisst wird, und uns nur wenig zu wünschen übrig gelassen hat, welches wir zuletzt zu bemerken uns vorbehalten.

Wir wollen nur einiges, was den Statistiker interessiren und unseren Lesern überhaupt einen Begriff von dem gehaltreichen Inhalt der Einleitung zu diesem tabellarischen Werke geben kann, hier anführen.

Der Reg. Bez. Aachen besteht aus Theilen der vormaligen Österreichisch-Niederländischen Provinzen Luxenburg und Limburg; der Herzogthümer Jülich und Aremberg; der freyen Reichsstadt Aachen; der Reichs-Abteyen Cornely-Münster und Burtscheid; der Kurfürstenthümer Köln und Trier; der Reichsgrafschaften Wickerath, Blankenheim und Salm-Reifscheid, und des Fürstenthums Stavelot, welche sämmtlich unter Französischer Herrschaft zu den Departements der Röer, der Nieder-Maas, der Ourte und der Saar geschlagen worden sind. Die Grenzen desselben sind gegen Norden der Reg. Bez. Cleve; gegen Osten der Reg. Bez. Düsseldorf, Köln und Coblenz; gegen Süden der Reg. Bez. Trier und das Königreich der Niederlande; und gegen Westen das Königreich der Niederlande.

Der Flächeninhalt ist noch nicht genau bestimmt, kann aber wenigstens zu 67 Quadratmeilen angeschlagen werden. Nach der Angabe der Landräthe, aus dem Jahre 1818, lebten auf diesem Flächenraume 312,566 Menschen, also ungefähr 4664 auf jeder Quadratmeile. Nach einer im Anhange angeführten Berechnung aus den Angaben für das Jahr 1819 ergiebt sich jedoch eine grössere Anzahl Einwohner, welche aus 305,796 Katholiken, 9198 Protestanten und 1658 Juden besteht, und mithin eine Gesammtzahl von 316,662 Seelen bildet, für welche 605 Kirchen und Bethäuser, 550 andere öffentliche Gebäude und

85,116 Privatgebäude, mit Inbegriff der Mühlen, Scheunen u. s. w. vorhanden sind, wonach denn 4726 Menschen auf die Quadratmeile kommen.

Da in der ganzen Preussischen Monarchie im Durchschnitt nur etwa 2100 Menschen auf der Quadratmeile leben: so ist diese Bevölkerung für sehr gross zu achten; auch steht sie nur derjenigen von Köln (mit ungefähr 5500 Menschen auf der Q.M.) und derjenigen von Düsseldorf (mit ungefähr 8100 auf d. Q.M.) nach, wogegen alle anderen Reg. Bez. weit weniger Menschen auf demselben Flächenraume ernähren.

Der Viehstand, mit Ausnahme der Schafe, deren im Jahre 1818 nicht weniger als 104,130 Stück gezählt wurden, ist nicht sehr bedeutend. Merkwürdig ist jedoch, dass hierunter sich nur 1559 ganz veredelte und 5928 halbveredelte Schafe befanden. Der Vf. schreibt dieses dem in einem grossen Theile des Reg. Bez. herrschenden rauhen Klima zu.

Der R. Bez. ist sehr reich an Mineralien. Er besitzt in seinem gebirgigen Theile ergiebige Bleyerz- und Eisenerz-Minen; Kalksteinfelsen, die sowohl zu Bauten, als zur Verfertigung von Ölmühlsteinen verwendet werden; sehr reiche Galmeygruben; Steinkohlen in grosser Menge, von denen die reichlich mit Schwefel, Erdharz oder Phlogiston durchdrungenen, sogenannten *Fetten*, welche bey Chohweiler gegraben werden, deren jährliche Ausbeute sich auf etwa funfzigtausend Karren beläuft, und die gegen 300 Arbeiter beschäftigen, am besten zu Schmiedearbeiten taugen. Eben so wichtig sind auch die Kohlenwerke von Barndenberg, welche jährlich 30 bis 40 tausend Karren magere Kohlen liefern.

Schiffbare Ströme und den Handelsverkehr befördernde Kanäle sind in diesem Reg. Bez. zwar nicht vorhanden, es werden aber die Roër, der Wurmfluss, die Inde, die Schwelen u. s. w. mit grossem Nutzen für Gewerke und Fabriken zur Treibung aller Arten von Mühlen, Hämmern, Wasserpumpen und Dampfmaschinen angewendet.

Interessant ist auch das, was der Vf. über die Natur des Bodens, das Klima, die Fruchtbarkeit, die Landstrasen u. s. w. anführt. Wir müssen aber, um uns nicht zu weit auszudehnen, davon absehen, und wollen nur noch einiges die Industrie und die Bäder Betreffende anführen.

Die Stadt Aachen liefert sehr gute Tücher und Kasimire, und letztere sogar in solcher Feinheit und Eleganz, dass selbst Englische Fabrikate davon übertroffen werden. Die Zahl der gegenwärtig beschäftigten Stühle für alle Gattungen Wollenweberey kann in der Stadt Aachen auf 7 bis 8 hundert, und in dem übrigen Theil des Kreises auf 13 bis 1400 angenommen werden, wovon 7 bis 8 tausend — und wenn die Familienglieder hinzugerechnet werden, 10 bis 11 tausend — Menschen ihren Unterhalt finden.

Die Manufacturen in Düren beschäftigen 11 bis 13 hundert Menschen. In Eupen sind 300 Weberstühle für Tücher und Kasimir; eben so viel in Montjoie. Die Stadt Malmedy besitzt nur eine, aber sehr vorzügliche Manufactur.

Nähnadeln werden nur in Aachen, Stecknadeln aber auch zu Burtscheid, Stolberg, Eschweiler und Weisweiler fabricirt. Die erste Nähnadelfabrik ward vor 300 Jahren von einem Spanischen Niederländer Namens Wolter Volmar zu Aachen angelegt, wesshalb dieses Fabrikat unter dem Namen „Spanischer Nadeln" ins Ausland abgesetzt ward. Seit 1631 ist auf Befehl des Senats der Name „Aachener Nadeln" eingeführt worden. Der jährliche Verbrauch an Eisendraht zu diesen Nähnadeln wird auf 300 tausend Pfund geschätzt; die Verarbeitung desselben beschäftigt mehr als zweytausend Menschen. Der jährliche Ertrag an Gelde für Aachen allein lässt sich auf eine Million Franken (250,000 Rthlr.) anschlagen.

Die erste Stecknadelfabrik ist zu Aachen im Jahre 1804 errichtet worden. Die Kunstfertigkeit in der Bearbeitung derselben ist schon so weit gediehen, dass in Einer Stunde mehr als viermalhunderttausend Stück inkartirt werden. Der grösste Theil der Arbeiter besteht aus Kindern unter 12 Jahren.

Die Messingfabriken, welche ursprünglich in der Stadt Aachen angelegt, dann aber, der Religionsunruhen im Jahr 1614 wegen, nach Stolberg verlegt wurden, und daselbst sehr in Aufnahme gekommen waren, haben in der jüngsten Zeit, wegen Mangels an Absatz nach Frankreich und Portugal, woselbst sehr grosse Eingangsrechte auf dieses Fabrikat gelegt worden sind, viel von ihrer frühern Bedeutsamkeit verloren. Es sind indessen doch noch 50 bis 60 Öfen zu Stolberg im Gange, worin jährlich etwa 1,300,000 Pfund Messing von der vorzüglichsten Eigenschaft geschmolzen werden, so dass solches noch überall gesucht, und einiges davon, des hohen Eingangszolles ungeachtet, doch noch nach Frankreich verführt wird.

Der Hauptsitz der Eisenwerke ist im Kreise Gemünd, bey den Orten Gemünd, Call, Vussem und Sötenich. Der Bergbau ist in diesen Gegenden so alt, dass er sich in das graueste Alterthum verliert, der künstliche ist jedoch erst im 15 und 16 Jahrh. von eingewanderten Hessen und Sachsen daselbst in Gang gebracht worden, wesshalb noch jetzt die meisten Besitzer von Eisenwerken evangelischer Religion sind. Von wenig minderer Bedeutung sind die Eisenwerke im Kreise Düren. Das Eisen macht wegen seiner guten Beschaffenheit einen Hauptnahrungs- und Handels-Zweig des R. B. Aachen aus. Im Jahre 1818 lieferten die Werke des Kreises Gemünd etwa 3½, und diejenigen des Kreises Duren etwa 2½, zusammen also nicht 6 Millionen Pfund fertiges Eisen, wovon ein grosser Theil nach den Niederlanden zum Gebrauch für die dasigen Gewehrfabriken ausgeführt ward, obgleich daselbst dieser Artikel mit einem sehr hohen Impost betroffen wird.

Die Bleywerke dieses R. Bezirks sind sowohl wegen ihrer Reichhaltigkeit, als wegen der Güte des Bleyes, die bedeutendsten in der ganzen Preuss. Monarchie. Schon im Jahre 1583 wurde der ergiebigste aller Berge, der sogenannte Bleyberg bey Roggendorf, durch einen Herrn *von Meinerzhagen* re-

gelmäfsig bearbeitet, und noch jetzt werden die von ihm angelegten Stollen, unter der nämlichen Firma, von den Grafen zur Lippe benützt. Das gewonnene Erz bricht sich in kleinen, von feinem Sande umschlossenen runden Körnern, und wird durchgehends in Stampfmühlen zu Bleyglasur (*Alquifoux*) verarbeitet, welche an Güte der Englischen gleichgestellt wird. In guten Jahren beschäftigen diese Bleygruben 700 Menschen, und liefern 20 tausend Centner Bleyglasur in den Handel, die besonders nach Belgien und Frankreich versandt werden. Auch das gewonnene Bürsch- oder Blockbley hat einen grofsen Ruf, und wird unter dem Namen Deutsches oder Kölnisches Bley eben dahin abgesetzt. Neben jenen bey Roggendorf sind die reichhaltigsten Bleywerke diejenigen bey Kalmuth und Kalenberg, deren jährliches Product auf 9 bis 10 tausend Centner geschätzt werden konnte, bis die Ausfuhr nach Westen mit einem starken Impost belegt wurde. Seitdem hat aber die Ausfuhr sehr abgenommen.

Die hauptsächlichsten Lederfabriken befinden sich in den beiden Kreisen Malmedy und St. Vith. Früher bestanden an dem ersten Orte mehr als 60 Gerbereyen, die jährlich weit über 80 tausend Amerikanische Büffelhäute zu Sohlleder verarbeiteten. Jetzt sind daselbst nur noch 40 Gerbereyen in Thätigkeit, die 50 tausend Häute oder 2 Millionen Pfund Sohlleder verarbeiten.

Auch an Papierfabriken fehlt es diesem R. B. nicht. In Malmedy werden auch die sogenannten Prefs-Späne von vorzüglicher Güte verfertigt. Im Kreise Düren beschäftigen 14 Papiermühlen über 300 Arbeiter. Die übrigen Industrie-Zweige müssen wir der Kürze wegen übergehen.

Die berühmten warmen Schwefelquellen werden nur in der Stadt Aachen und in dem 500 Schritte davon entfernten Flecken Burtscheid angetroffen. Aachen hat deren sechs, welche nach ihrer Lage in die Obern und Untern eingetheilt werden. Eine von dem Dr. *Monheim* vorgenommene Analyse hat ergeben, dafs das Mineralwasser der Haupt- oder Kayserquelle zu 100 Theilen

13,533	Kohlensaures Natrum,
73,820	Salzsaures Natrum,
6,556	Schwefelsaures Natrum,
3,242	Kohlensaueren Kalk,
1,095	Kohlensaure Magnesia und
1,754	Kieselerde
100,000	enthält.

Aufserdem befinden sich darin als flüchtige Bestandtheile 28,5410 Kubikzoll geschwefeltes Stick- und Wasserstoffgas und 18,0590 Kohlensaures Gas. (?) Die Temperatur ist 45—46° R. Die beiden andern obern Quellen enthalten dieselben festen Bestandtheile, sind jedoch weniger flüchtig und warm. Mit den drey anderen Quellen verhält es sich im Ganzen eben so; nur haben sie bey weitem weniger Gasarten und nur eine Temperatur von 37° R. Die Quellen zu Burtschied unterscheiden sich von den Aachnern vorzüglich dadurch, dafs ihre Temperatur abwechselnd zwischen 53 bis 60° R. ist.

Das Werk selbst liefert zuerst drey Übersichten oder Zusammenstellungen in tabellarischer Form.

1) Zusammenstellung der 12 Kreise des Aachener Reg. Bezirks mit Angabe der Anzahl der Gebäude und Bewohner nach der Zählung aus den Jahren 1817 und 1818, blofs auf Einer Blattseite. Diese Tabelle erscheint jedoch nochmals, wie bereits erwähnt worden ist, als Anhang in einer berichtigten Gestalt, und es ist sehr zu bedauern, dafs dem Vf. nicht gleich vom Anfange an die richtigern Zählungslisten aus dem Jahre 1819 vorgelegen haben.

2) Eintheilung des Aach. R. B. nach Kreisen, Bürgermeistereyen und Ortschaften, nebst Angabe der Bevölkerung nach den vier verschiedenen Confessionen, (Katholiken, Lutheraner, Reformirte und Juden) der Parochial-Verhältnisse, und ihrer Lage nach der ehemaligen Gebietseintheilung in Cantons, Arrondissements und Departements. Diefs ist eigentlich die Hauptübersicht. Die 12 Kreise, welche den Reg. B. bilden, folgen darin in alphabetischer Ordnung auf einander. Jede Seite zerfällt in neun Columnen; in der ersten finden sich die Bürgermeistereyen, in der zweyten die Namen der dazu gehörigen Ortschaften, beides in alphabetischer Ordnung. Aufserdem sind noch die Bürgermeistereyen der Ordnung nach mit Initialbuchstaben, und die Orte mit Ziffern versehen, um das Auffinden derselben zu erleichtern. In der dritten Columne wird bemerkt, ob der Ort eine Stadt, Dorf, Mühle u. s. w. ist. Die vierte aus 5 Spalten bestehende Columne giebt die Zahl der Einwohner eines jeden Ortes nach den verschiedenen Confessionen, und deren Gesammtzahl an. Die fünfte bemerkt die Kirchsprengel; die 6te, 7te und 8te enthält die Cantons, Arrondissements und Departements, wozu die Orte sonst gehört haben, und die 9te ist zu Bemerkungen frey gelassen.

3) Alphabetisches Verzeichnifs der sämmtlichen Ortschaften. Neben den Namen sind drey Columnen angebracht, worin sich bey jedem Orte folgende drey Zeichen befinden: *eine Römische Ziffer*, welche mit derjenigen übereinstimmt, die in der 2ten Tabelle den Kreis angiebt, worin der Ort belegen ist; *ein Buchstabe*, welcher in derselben Tabelle der Bürgermeisterey beygefügt ist, und eine *Arabische Ziffer*, welche nachweiset, unter welcher laufenden Nummer sich die Ortschaft ebenfalls in der zweyten Tabelle verzeichnet befindet. Es ist Schade, dafs nicht auch die Seitenzahl der zweyten Tabelle, wo der Ort daselbst zu finden ist, ihren Platz gefunden hat; das Aufsuchen würde dadurch ungemein erleichtert worden seyn.

Hierauf folgt ein Verzeichnifs sämmtlicher Verwaltungs-Beamten. Dazu gehören 1 Reg. Präsident, der zugleich die Stelle eines Directors vertritt; 1 Director; 12 Räthe; 7 Secretarien; 2 Journalisten; 14 Calculatoren; 6 Registratoren; 12 Kanzlisten; 8 Beamte der Reg. Hauptcasse; 3 Beamte der Sanitäts-Commission; 9 Unterbediente; 12 Landräthe und eben so viel Kreis-Secretarien; 7 Polizeybeamte; 174 Bürgermeister; 12 Kreisphysici; 16 Domänen-,

Einregistrirungs-, Stempel- und Hypotheken-Beamte. 83 Forstbeamte u. s. w.

Übrigens wäre es gut gewesen, wenn die Zahl der Ortschaften in jedem Kreise und im ganzen R. Bez. angegeben worden wäre. Diesem Mangel hätte durch eine einzige bey den Recapitulationen mehr angebrachte Columne abgeholfen werden können, denn bey den einzelnen Burgermeistereyen ist die Zahl der dazu gehörigen Ortschaften bemerkt.

Man sieht es zwar dieser Arbeit an, und es ist auch darin ausgesprochen, dass dem Vf. alle Hülfsmittel zu Gebote gestanden haben, welche die Regierung besitzt; es ist jedoch nirgend gesagt, dass diese Arbeit in Auftrag der Regierung unternommen worden, und dass sie als officiell anzusehen ist. Auch wird des unter No. 1 angeführten Werkes nirgend gedacht, woraus eine unangenehme Ungewissheit hinsichtlich der Zuverlässigkeit dieses Buches entspringen muss. Endlich sehen wir nicht ein, was dem Vf., der so viele Beweise von Sachkenntniss und Fleiss gegeben und sich Ansprüche auf den Dank seines Publicums erworben hat, abgehalten haben mag sich zu nennen. Auch der Druck und die äussere Einrichtung des Werks verdient alles Lob.

Φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Lemgo*, b. Meyer: *Christus und Greiling* oder *Wie soll und muss die Verfassung der christlichen Kirche gestaltet seyn?* Ein nöthig geachtetes Wort von *G. C. F. Gieseler,* Oberprediger zu Werther in der Grafschaft Ravensberg. 1819. 54 S. 8. (4 gr.).

Der Vf. sagt allerdings einiges, das von den Vertheidigern einer demokratischen Kirchenverfassung nicht immer genug berücksichtiget und beseitiget wird. „Sehen sich", heisst es S. 31, „die Geistlichen der Macht des Volkes hingegeben: so bemerken sie bald, dass derjenige am weitesten mit demselben kommt, der dessen Neigung zum Aber- und Wunderglauben am besten nachgiebt, und die Gewissen am geschicktesten zu fangen und zu fesseln weiss. So entsteht ein Wetteifer in dieser Kunst, und die Minderzahl der rechtschaffenen Geistlichen, welche sich zu solcher Irreführung des Volks nicht hergeben will, kommt auf die Ketzerrolle und in den Bann. Da hat man denn bald die Freude, in diesem Spiele mit dem Volke zu sehen, wie dieses, das zu herrschen meint, immer völliger in die Gewalt seiner Führer kommt." Aber das Volk hat doch auch unstreitig Rechte in Kirchensachen, welche anerkannt werden sollen. Wie kann das Volk bey ihnen geschützet und zugleich verhindert werden, dass daraus Manches entstehe, was dem Zwecke der Kirche widerspricht? Diese Frage scheint von den Schriftstellern über die Verfassung der Kirche nicht hinlänglich durchdacht und beachtet zu werden. Hr. *G.* meint, aller Verfall der Kirche komme von der Vernachlässigung dessen, was Christus selbst über die Einrichtung der Kirche gesagt und dafür gethan habe. Dieses sucht er zu entwickeln; und insonderheit zu zeigen, dass „das Collegium der Zwölfe im dem Sinne Jesu" nicht hätte eingehen sollen, und dass nur von dessen Wiederherstellung Heil für die Kirche zu erwarten sey. Rec. ist der Meinung, in den Ideen des Vfs. sey einiges Beachtungswürdige, es bedürfe aber noch einer bessern Begründung und weiteren Ausführung. Dass er aber *Greilings* Behauptungen durchaus recht gefasst und gewürdigt habe, glauben wir nicht, wollen jedoch diesem in der Prüfung der Widerlegung nicht vorgreifen. Nur über den Ton, den Hr. *G.* gegen *Gr.* annimmt, müssen wir unser Missfallen erklären. Wird denn dadurch *Gr.* widerlegt, bekommen dadurch des Vfs. Gründe mehr Gewicht, dass dieser jenen „geradezu für incompetent erklärt, über christliche Sachen zu Christen zu reden, da ihm offenbar der erste wesentliche Grund des christlichen Glaubens mangele?" Aber diese Art zu streiten ist ja jetzt wieder gewöhnlich und gilt für christlich!

C. F.

Leipzig, b. Klein: *Meine Ahnungen und Träume.* In drey und zwanzig Thatsachen dargestellt. Ein Beytrag zur Erfahrungsseelenkunde. 1820. VIII u. 96 S. 8. (10 gr.)

Ganz richtig ist der Titel nicht, weil zwar die meisten, aber doch nicht alle in diesem Büchlein enthaltenen Erzählungen etwas dem Vf. Begegnetes betreffen. Sich selbst schildert er als einen Mann, der weder ein Schwärmer noch ein Geisterseher sey, der nie Gespensterfurcht gekannt, Ammen- und Hexen-Mährchen jederzeit belächelt habe, dessen Phantasie sich nie mit schwarzen Vorstellungen beschäftige, der nie ein Freund von guten und bösen Idealen unserer Dichter und Dichterlinge gewesen sey (!), sich vielmehr stets an die wirkliche Welt gehalten und die Menschen genommen habe, nicht wie sie seyn könnten, sondern wie sie seyen. Endlich versichert er, mit Dreistigkeit und gutem Gewissen betheuren zu können, dass die hier gelieferten Erzählungen nicht Erzeugnisse und Hirngespinnste einer kranken Phantasie, sondern wirkliche Erscheinungen seyen, die sich auf Thatsachen stützen. Eine wunderliche Art sich auszudrücken. Die Erscheinungen sollen ja selbst Thatsachen seyn, und die Erzählungen *sind* nicht diese Erscheinungen, sondern machen uns nur damit bekannt. Auch sonst ist des Vfs. Ausdruck nicht immer richtig. Übrigens scheinen manche Stellen zu verrathen, dass der Vf., der sich als einen Prediger bezeichnet, so kühl nicht immer ist, als er zu seyn behauptet. Man muss wenigstens eine Schilderung, die S. 23 f. vorkommt, zu Hülfe nehmen, um eine richtigere und vollständigere Vorstellung von ihm zu bekommen. Ein ganzes Jahr lang hielt düstere Schwermuth sein Gemüth umfangen, er kam sich wie der grösste Verbrecher vor, und glaubte, als solcher auch Anderen zu erscheinen.

Die Begebenheiten nun, welche hier erzählt werden, sind von der Art, wie man sie im gemeinen Leben öfter erzählen hört, vorherverkündigende und warnende Träume, Anzeige von Todesfällen durch Fenstergeklirre u. dgl., Beängstigungen, wenn Freunden Unglück begegnet u. s. w. Eigentlich hätte sich der Vf. nennen sollen; denn wer bürgt uns dafür, dass er uns keine Mährchen erzähle? Rec. ist jedoch weit entfernt, geradezu leugnen zu wollen, was er nicht zu erklären weiss, und desgleichen ihm, ungeachtet seiner ziemlich lebhaften Einbildungskraft, niemals vorgekommen ist.

Einiges von dem hier Erzählten liesse sich auch wohl nach den bekannten psychologischen Grundsätzen erklären. Wenn der Vf. in seiner nachmaligen Gattin das Traumbild wiederfand, das ihn entzückt hatte: so ist die Frage, ob sich das Bild der Erinnerung nicht unmerklich nach der Geliebten formte. Der Traum von Napoleon konnte aus Überlegungen und Wünschen und Hoffnungen hervorgehen. Das Mädchen, das sich beredet hatte, ihre Liebe bringe ihr den Tod, scheint an der Furcht, und der ängstlichen Bemühung, die Liebe in sich zu verschliessen, gestorben zu seyn. Im Grunde sagt diess der Vf. selbst; dann beweist aber ihre Geschichte Nichts für die Ahnungen. Dass dem Vf. ein Gedicht im Traume gelang, da er den Tag vorher es zu Stande zu bringen sich vergeblich angestrengt hatte, ist, gleich ähnlichen bekannten Fällen, aus der im Schlafe fortgesetzten Thätigkeit des Geistes zu erklären. Dass die Wehmuth der Mutter (Nr. 17) beym Säugen ihres Kindes mit der Trunkenheit und Schwelgerey, in die nachmals der Mann verfiel, und dem daraus entstehenden Unglück in Verbindung stand, ist durch Nichts erwiesen. Der Traum des Ostindienfahrers ist aus der geschilderten Sehnsucht und Beschäftigung des Knaben begreiflich, wodurch auch die Erfüllung des Traumes herbeygeführt wurde. Der Traum des Vetters Karl (23) entstand wahrscheinlich aus einer schon vorhandenen Neigung des Knaben zum Predigerstande. Wenn er auch diese Neigung erst erzeugte: so war er eben darum kein vorbedeutender Traum.

J. C. F. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

OCTOBER 1820.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Königsberg, b. Göbbels u. Unger: *Beyträge zur Kriegskunst in Fragmenten über verschiedne tactische Gegenstände.* 1 Heft. 1802. 128 S. 2 Heft mit zwey Kupfern. 1803. 147 S. 3 Heft. 1805. IV u. 112 S. 4 Heft mit einem Kupfer. 1808. IV u. 151 S. 5 Heft*) mit einem Kupfer. 1817. VI u. 126 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Eine Recension der ersten Hefte dieser Schrift musste im Jahr 1805 oder 6 ganz anders ausfallen, als jetzt; denn wenn auch damals schon die Franzosen durch die totale Veränderung der Taktik und Kriegsführung eine Reihe von Siegen erfochten hatten: so war man doch zu jener Zeit in den Deutschen Armeen noch der Linientaktik treu geblieben, und höchst gelehrte Abhandlungen über das Ziehen, Abbrechen u. s. w. wurden gern gelesen und führten zu Discussionen. Mit dem Gegenstande ist jetzt auch das Interesse daran verschwunden; durch die nun auch bey den Deutschen Heeren adoptirte Stellung in Colonnen ist jenes künstliche Werk alsobald in sich selbst zusammengestürzt; die Taktik, auf höchst einfache Grundsätze zurückgeführt, wird höchstens noch insoweit sie mit der Gefechtslehre verschwistert ist, Stoff zu Abhandlungen geben; das sonst so ergiebige Feld der Elementartaktik scheint gänzlich abgemäht, weil die Sache selbst vereinfacht, durch die Reglements festgestellt, und weil man überzeugt ist, dass dergleichen Abhandlungen wenig Gewinn für die Praxis gewähren, auf welche es denn doch bey einer Theorie der Bewegungen am meisten ankommt.

Wir würden deshalb durch eine nähere Prüfung der in den ersten vier Heften enthaltenen Aufsätze, welche sich mit der Elementartaktik beschäftigen, wenig zu nutzen glauben, und begnügen uns deshalb, nur bey dem besonders Bemerkenswerthen zu verweilen, alles Übrige aber kurz zu berühren.

In dem ersten Fragment scheint uns die vom Vf. gegebene Definition der Taktik nur auf die Elementartaktik beschränkt, sonst hätte auch der Gebrauch im Gefecht erwähnt werden müssen; warum hat aber der Vf. *Bülow's* ganz irrige Distinction zwischen Taktik und Strategie hier aufgenommen? Das 2te, 3te u. 4te Fragment haben bey unseren jetzigen Einrichtungen wenig Interesse; die Frage: ob die Infanterie sich beym Angriffe des Feuergewehrs bedienen solle (Anhang S. 84), ist wohl auch verneinend entschieden; besonders seitdem das in allen Armeen bey der Attake beliebte Hurra den gemeinen Mann eben so beschäftigt, wie sonst das Schiessen. Darin sind wir übrigens mit dem Vf. einverstanden, dass der sogenannte Bajonetsangriff eigentlich bloss Redensart ist; im offenen Terrain wird es gar selten dazu kommen, und der Entschlossenste wird Sieger, ohne das Bajonet wirklich gebraucht zu haben.*)

Das fünfte Fragment über den Angriff in Colonne, scheint uns insofern nicht erschöpfend, als die Hauptvortheile der Stellung in Colonnen überhaupt, nämlich Bewegungsfähigkeit fast in jedem Terrain, die grössere Leichtigkeit der Truppen in Ordnung zu erhalten und die verlorne Ordnung sogleich wieder herzustellen**); endlich die Widerstandsfähigkeit gegen Cavallerieangriffe, fast ganz unberücksichtigt geblieben sind, um gegen den Colonnen-Angriff zu sprechen, beleuchtet der Vf. den berühmten Übergang über die Adda bey Lodi genauer, und liefert dabey eine sehr gelehrte Abhandlung über den Gebrauch der Artillerie und deren Wirkung; unglücklicherweise ist aber der darin zu Tage gelegte Scharfsinn ganz nutzlos verschwendet, da an der Sache selbst fast kein wahres Wort ist. Der Vf. erzählt das Factum nach *Posselt*, welcher seinerseits wieder höchstwahrscheinlich dem General *Pommereuil* (*Campagnes de Buonaparte*) nachgeschrie-

*) Es ist zu bemerken, dass hier der Titel so abgeändert worden, dass es nun heisst: in Fragmenten über verschiedene Gegenstände der Artillerie, Fortification und Tactik, wodurch eine Abänderung der früheren Tendenz angedeutet zu werden scheint. Unter der Vorrede zu diesem Hefte nennt sich auch der Vf., der Obristlieutenant im Preussischen Ingenieur-Corps, Hr. *Seydel*.

*) Wir sagen ausdrücklich *im freyen Felde*, denn in coupirtem Terrain, bey Dorfgefechten, beym Durchgang durch Defileen kommt es — besonders, wenn in zerstreuter Ordnung gekämpft wird — wohl öfter vor. Ein vollständiges Bajonetgefecht fand in der Schlacht an der Katzbach zwischen einem Bataillon des Brandenburgschen Infanterie-Regiments und Französ. Infanterie Statt; die Geschichte des ganzen Krieges wird aber wenig gleiche Vorfälle aufzuweisen haben.

**) Würde das Französ. Centrum, welches bey Jemappe schon schwankte, wohl so rasch wieder geordnet und zum Angriff geführt worden seyn, wenn es, statt in Bataillons-Colonnen, in langen Linien aufgestellt gewesen wäre?

ben hat. Hätte er aber nur einmal einen richtigen Plan von der Gegend bey Lodi vor sich gehabt: so würde er sich sogleich überzeugt haben, dass Buonapartes glänzende Relation nichts, als eine Französ. Windbeuteley ist. Die Höhe, auf welcher Lodi liegt, beherrscht das jenseitige flache Ufer gänzlich, die dort aufgestellten Österreich. Geschütze waren daher von der auf der Stadthöhe aufgefahrenen gesammten Französ. Artillerie gar bald demontirt oder vertrieben; nun erst folgte der Übergang der Französ. Colonne, die bis dahin in der Stadt ganz sicher gestanden; sie erhielt bloss schwaches Infanteriefeuer aus einem jenseit des Flusses gelegenen Zollhause, welches, beyläufig bemerkt, durch seine Lage, das Bestreichen der Brücke der Länge nach von jener Seite hindert, und so reducirt sich denn das furchtbare Feuer aus „30 *bouches a feu*" auf einige Salven aus dem kleinen Gewehr. Ob die berühmte Colonne *davor* gestutzt, wissen wir nicht, wohl aber, dass sie das Zollhaus im ersten Anlaufe nahm.

Das 6te Fragment über die Einrichtung der Feldartillerie ist durch die jetzt fast in allen Armeen angenommene Eintheilung der Geschütze in Brigade-Batterien und Reserve-Artillerie, antiquirt. Eben so das 7te über die Recrutirung, durch die beynahe überall, aber unter den verschiedensten Formen angenommene allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste: so wie dadurch, dass man *im Kriege* nicht das Können, sondern das Bedürfen zur Norm der Aushebungen nimmt. Das 9te, 10te, 11 und 12te Fragment können wir jetzt füglich übergehen. Dagegen scheint uns die im 13ten Fragmente gegebene Idee sogenannter Real-Manövers sehr zweckmässig, und auch ihre Ausführung würde heute noch Nutzen schaffen. Fragment 14, die Frage: wird die reitende Artillerie statt der Fussartillerie eingeführt werden? bedarf eigentlich keiner Erörterung; über den eigentlichen Gebrauch der reitenden Artillerie so wie über ihre unzweifelhaften Vorzüge, die sie sogar vor der fahrenden hat, könnte aber viel gründlicher gesprochen werden, wahrscheinlich denkt auch der Vf. nach den Erfahrungen der letzten Kriege günstiger von dieser herrlichen Waffe, als zu der Zeit, da er diesen Aufsatz schrieb. — Über die Stellung im Treffen zur Vertheidigung und das Retiriren in Treffen (15 und 16tes Fragment) sind seit der allgemeinen Einführung der geschlossenen Bataillonsmassen ganz andere Grundsätze geltend geworden. Eben so können wir jetzt nicht mehr den im 17ten Fragmente angenommenen Falle eines Tirailleurangriffs gegen eine volle Linie, wobey die Cavallerie nicht thätig seyn kann, als der Erörterung bedürftig betrachten, da jedes einzelne Bataillon seine Tirailleurs hat, und sie ganz gewiss vorschickt, wenn der Feind deren zeigt, oder das Terrain ihren Gebrauch begünstigt. Das 18te Fragment: Auszüge aus einem Tagebuche in Erzählungen das militärische Fuhrwesen betreffend, verdient besonders von Artillerie-Officieren und allen denen beachtet zu werden, welche mit der Leitung von Transporten beauftragt werden können. Aus dem 19ten Fragment geht die — wie uns scheint — ganz einfache Regel hervor, dass man eine Redoute auf den Ecken und in der Kehle, d. h. den schwächsten Puncten angreifen müsse, und diesen Angriff durch die Tirailleurs unterstützen solle, wo nämlich das Terrain diess gestattet oder Vortheil davon hoffen läst. Bey dem Beyspiele aus dem Feldzuge von 1793 hätte übrigens billig erwähnt werden sollen, dass die Redoute ohnweit Hasnon in der folgenden Nacht von 600 Mann und zwar auf die Weise genommen wurde, welche man vorher angewendet; es ward nämlich eine Salve gegeben, worauf die Franzosen davon liefen. Zwanzigstes Fragment; der Chok. Das Raisonnement ist zum Theil auf *Venturini's* Satz gebaut: dass die zu vergrössernde und entscheidende Wirkung des chokirenden Kriegshaufens durch den heftigen und thätigen Nachdruck mehrerer hintereinander folgenden Glieder erhalten werde. Darin hat aber Hr. *V.* sehr Unrecht. Die entscheidende Wirkung des Choks beruht auf dem festen Willen der Angreifenden; hundert Glieder Feiger werden umkehren, und zwölf, aus braven Leuten formirt, trotz aller Kartätschen, durchdringen. — Käme es *bloss* auf die *Tiefe* der Colonne an: so müsste jeder Angriff damit durch Artillerie abgeschlagen werden können; aber das ganze Raisonnement ist unnöthig, da hier das moralische Element in der Regel entscheidet. Darin hat übrigens der Vf. Recht, dass das Fürchterliche des Choks der Cavallerie mehr in dem Namen liege; es ist damit, wie mit der Bajonett-Attake. Einzelne Beyspiele beweisen aber gar nichts. So griffen im Feldzuge v. 1793, ungefähr 2000 M. Österreichische Cavallerie ganz allein, eine starke Französische Infanteriemasse an, die durch 20 Kanonen vortrefflich unterstützt, ihr Feuer erst auf 20 Schritt, also gewiss mit Wirkung, abgab, und doch zusammengehauen ward, und so konnten dagegen bey Aspern die Französ. Cuirassier keine einzige Bataillonsmasse der Österreicher erschüttern. Die Abhandlung über die Grösse und Geschwindigkeit des Schrittes (21 Fragment) ist an sich recht schön, nur will uns ihr praktischer Nutzen nicht recht einleuchten. Was im 22 Fragment über die Recognoscirung der Wege gesagt ist, scheint dagegen ganz zweckmässig. Wenn es indess wünschenswerth ist, beym Kroquiren Thon, Gartenerde u. s. w. verschieden bezeichnen zu können: so würde diess doch für ein so rasch zu beendendes Geschäft ziemlich schwierig und oft etwas unzuverlässig seyn. Das Avanciren und Schwenken (23 u. 24 Fragment) wird wahrscheinlich, bey Beobachtung der dafür geltenden einfachen Grundsätze, durch praktische Übung besser erlernt werden, als durch Formeley. — Rec. meint, man müsse Sachen, die durch Praxis recht angeeignet werden können, nicht noch durch angehängte Gelehrsamkeit erschweren. Das 25 Fr., vom Quarré, giebt wenig Erkleckliches, die Verstärkung des Feuers wird darin empfohlen. Bekanntlich hat man jetzt die Feuermasse noch verringert, und dagegen — durch die Colonne —

an innerer Festigkeit gewonnen; indess lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass Cavallerie, welche nur zwey gut geführte und bediente reitende Geschütze bey sich hat, in offenem Terrain jede Colonne sprengen werde. Im 26 Fragment werden über die Zahl der Geschütze bey einer Armee, Grösse der Batterien und deren Abstände in der Linie die Meinungen mehrerer Schriftsteller, als *Struensee's*, *Sylva's*, *Millers*, *Morla's*, *Lespinasse's*, *Venturini's* durchgegangen. — Über die nothwendige Zahl von Geschützen werden sich die Gelehrten wohl schwerlich einigen, besonders seitdem Buonaparte dieselbe so ungeheuer vergrössert hat; über den Gebrauch derselben scheinen sich immer mehr neue Ideen festzustellen, besonders, was die reitende Artillerie betrifft. Man hat erfahren, dass grosse Artilleriemassen, auf einem Puncte concentrirt, unglaubliche Wirkung geben; und da man diese Massen durch immerwährendes Streben nach grösserer Beweglichkeit und Manöverfähigkeit (woran es der Franzöf. Artillerie etwas gebrach) noch gefährlicher macht: so dürfte vielleicht ein Zeitpunct eintreten, wo das Geschütz, das jetzt bereits seine frühere Passivität gar sehr verloren hat, die entscheidende Stelle spielt.

Sowohl auf dem Titel als in dem Vorwort des fünften Heftes ist angedeutet, dass sich diese Fragmente von nun an mehr mit der Fortification und Artillerie als der Taktik beschäftigen werden, eine Veränderung ihrer Tendenz, die den Umständen ganz angemessen ist. Denn in diesen Fächern lässt sich noch sehr viel mit Nutzen abhandeln, während Niemand mehr Berechnungen über das Schwenken u. s. w. lesen mag. Es scheint uns sogar gut, wenn nicht bloss Raisonnements, sondern auch historische und doctrinelle Aufsätze gegeben würden. So hat z. B. zwar die Feldverschanzungskunst bey der jetzigen Art der Kriegsführung einen sehr untergeordneten Platz eingenommen; dagegen schlägt man sich in jedem Treffen gewöhnlich mit ungeheurem Verluste um den Besitz einiger Dörfer. Welchen Vortheil würde es aber nicht dem Officiere gewähren, wenn er — was weder aus *Tielke* noch *Gaudi* u. s. w. zu lernen ist, — im Laufe einer oder einiger Stunden die Vertheidigungsfähigkeit dieser Gebäude durch einfache Hülfsmittel der Kunst zu verstärken vermöchte! Wie viel diess werth sey, haben uns die Franzosen hinlänglich gelehrt, die ein solches Einnisten trefflich verstanden, und solcher Gegenstände giebt es noch viele; nur muss bey ihrer Bearbeitung die höchste Einfachheit und praktischer Nutzen erste Bedingung seyn.

Das 27ste Fragment, von den Profilen der Feldschanzen enthält nicht sowohl eine weitläuftige Theorie, als vielmehr einige recht angemessene Aufgaben. Willkommen ist Vielen gewiss auch der Versuch einer Geschichte der glühenden Kugeln (28stes Fragment), indem hier zusammengestellt ist, was man in grösseren Werken, wie z. B. *Hoyers* Geschichte der Kriegskunst, den einzelnen Perioden nach aufsuchen muss. Über den im 29 Fragment gegebenen Entwurf zur Einrichtung eines Ofens, um Kugeln glühend zu machen, die glühenden durch warme und diese durch kalte zu ersetzen, müssen wir unser Urtheil zurückhalten, da wir über den Gegenstand durchaus keine auf Praxis beruhende Kenntniss haben; theoretisch scheint uns dieser Entwurf recht angemessen. Sehr unterrichtend ist das 30ste Fragment von Sappiren. Der junge Officier findet hier eine vollständige Übersicht der dazu nöthigen Instrumente und der dabey vorkommenden Arbeiten; aber auch dem erfahrenen Ingenieur dürfen wir den Aufsatz empfehlen, da er den Vorschlag zu einer verbesserten Einrichtung der Arbeit an einer ganzen Sappe enthält. Der Vf. gründet denselben auf eigene praktische Versuche, und versichert, bey dessen Ausführung in einer Stunde 20 Schanzkörbe gesetzt und gefüllt zu haben, während man bey dem bisherigen Verfahren kaum auf die Hälfte dieser Zahl rechnen darf. Das Resultat ist so wichtig, dass der Vorschlag besondere Beachtung verdient. Die Vermehrung der bisherigen 4 arbeitenden Sappeurs auf 6 macht die Sache nicht schwieriger; nur scheint uns das abwechselnde Vorrücken des 1sten und 2ten Sappeurs etwas complicirt. Diess würde aber durch häufige Übung um so leichter zu beseitigen seyn, da man zu dieser Arbeit doch nur die erfahrensten, geübtesten und zuverlässigsten Leute wählt. Unter den Mitteln, die Sappenarbeit zu hindern, wird im 31sten Fragment besonders der Gebrauch der Wassersprützen hervorgehoben. Es ist wohl wahr, dass ein Wasserstrahl in angemessener Entfernung nicht allein den Sappeur vertreibt, sondern auch die Erde für seine Zwecke unbrauchbar macht; indess scheint es doch, dass der Sappenbau entschiedener aufgehalten werde, wenn die arbeitenden Sappeurs todtgeschossen werden, wo man aber im bedeckten Wege eine Feuersprütze in Activität erhält, da feuert auch ein Geschütz ruhig fort: die Richtung des letzteren ist auf 100 Fuss Entfernung so sicher, wie die der Sprütze, und drey oder vier treffende Schüsse mit groben Kartätschen benehmen dem Feinde gewiss die Lust zum weiter Arbeiten; in der Nacht aber wird der Wasserstrahl nicht sicherer treffen als die Kugeln. Sollten nicht auch die leichten siebenpfündigen Englischen Mortier gegen die Sappen nutzbar, und wegen ihres leichten Transports besonders empfehlungswerth seyn?

Bey der jetzigen Tendenz dieser Fragmente kann man deren Fortsetzung nur mit Verlangen entgegensehen. — Dem Vernehmen nach werden jetzt bey einigen neu angelegten Befestigungen *Montalemberts* Ideen mit einigen Modificationen in Anwendung gebracht. Der Vf. würde gewiss recht Viele verpflichten, wenn er etwas darüber mitzutheilen geneigt wäre; denn wie wenig Officiere können sich das grosse kostspielige Werk *Montalemberts* anschaffen, und genau studiren; und es müsste ihnen desshalb angenehm seyn, wenigstens das daraus kennen zu lernen, was nun aus der Theorie ins Leben gerufen wird.

Mr.

1) Breslau, b. Gottl. Korn: *Der Soldaten-Freund*(,) oder *kurze Darstellung derjenigen Mittel, die den Soldaten zu einer sittlichen Ausbildung, wie zu der genauen Erfüllung aller seiner Pflichten, sowohl in der Garnison als im Kriege, führen können.* Geschrieben von einem Königl. Preuss. Schützen-Officier. 1818. XVI u. 135 S. 8. (8 gr.)

2) Magdeburg, b. dem Vf. und in Commission b. Heinrichshofen: *Anleitung zu dem Unterrichte über das moralische und dienstliche Betragen eines Königl. Preuss. Infanteristen, in und ausser dem Dienste, mit Ausnahme des Exercierens.* Zum Gebrauche bey der Instruction neuer Leute und zur Selbstbelehrung junger freywilliger Krieger. Bearbeitet von *J. C. W. Schramm*, Premier-Lieutenant im K. P. 27 Linien Inf. Regt. u. s. w. 1819. XII u. 196 S. 8. (12 gr.)

Ob Schriften, wie diese beiden, in unserer Zeit ein Bedürfniss des militairischen Publicums seyen, steht dahin; Rec. muss es bezweifeln, da er den Officieren Dienstkenntniss und geistige Bildung genug zutraut, um ihre Untergebenen auch ohne solche Hülfsmittel zweckmässig und folgerecht zu unterrichten; das Selbststudium der Gemeinen — auch der im Preuss. Heere vorkommenden Freywilligen — ist aber eine Sache, welche man wenigstens nicht allgemein voraussetzen kann. Dabey fehlt es solchen — und auch den beiden vorliegenden — Schriften in den Theilen, welche nicht unmittelbar den Dienst und seine Formen betreffen, gewöhnlich an logischer Schärfe: ein Übelstand, welcher den minder gebildeten Officier verwirren muss, den wissenschaftlich gebildeten Freywilligen aber eben nicht zum Studium einladet.

Es scheint überhaupt, als würde auf diese nicht rein dienstlichen, sondern mehr moralischen Abhandlungen, die durch zweckmässigen Elementar-Schulunterricht ohnehin unnöthig gemacht werden, ein zu groser Werth gelegt, und es sey besser, sich blos mit den wichtigsten Dienstzweigen zu beschäftigen, ungefähr wie es in dem zu Berlin erschienenen *Handbuch zu Belehrung der Landwehr-Subaltern-Officiere* geschehen, welches als ganz vorzüglich zweckmässig auch den jüngeren Linien-Officieren empfohlen zu werden verdient.

Der *Soldatenfreund* scheint übrigens Rec. vorzüglicher als die *Anleitung* u. s. w. Denn es wird darin mit Übergehung manchen unnützen Details mehr Wesentliches gegeben; der so wichtige Vorpostendienst wird besonders sehr zweckmässig abgehandelt, und man findet überhaupt fast auf jeder Seite Spuren, dass der Vf. Resultate einer reichen Erfahrung giebt, was bey einem so praktischen Gegenstande allerdings wichtig ist. Unrichtige Ansichten oder Regeln sind Rec. nirgend aufgefallen; das Buch empfiehlt sich endlich durch seinen populären, ja herzlichen Ton; der Vf. bewährt überall die Gesinnung eines Ehrenmannes.

Der Vf. der *Anleitung* u. s. w. meint es gewiss auch sehr redlich und gut, doch müssen wir sein Buch dem ersteren nachsetzen; der Dienst ist nicht so erschöpfend wie dort abgehandelt, und in den allgemeinen Abhandlungen zeigt sich eben kein besonderes Eindringen in die verhandelten Materien. Man lese nur z. B. das Capitel über die Ehre, wo denn doch etwas viel tiefer gedachtes eben so verständlich hätte gesagt werden können. Jeder Abhandlung sind Fragen über dieselbe beygefügt. Hat der Vf. diese für die Officiere bestimmt: so ist das für ihren Verstand kein groses Compliment; dem Gemeinen können sie aber beym Selbststudium wenig nutzen, weil sie oft Sachen berühren, die nicht unmittelbar aus der Abhandlung zu beantworten, sondern erst durch andere Zwischenfragen herbeyzuleiten sind. Das vorzüglichste Capitel scheint uns das ganz aus Frage und Antwort bestehende über die Bestandtheile und den Gebrauch des Gewehrs (A. 6.) Dass der Vf. die Sprache nicht sonderlich in seiner Gewalt habe, davon kann man sich auf der ersten Seite der Einleitung schon überzeugen; auch in der ersten Schrift finden sich mehrere Nachlässigkeiten, ja Fehler im Ausdrucke. M.

Berlin, b. Mittler: *Handbuch für Militairpersonen in den Königl. Preussischen Staaten*, enthaltend: diejenigen Gesetze, Verfügungen, Rescripte und Bekanntmachungen, wodurch die Strafbestimmungen in den Kriegsartikeln vom 3 August 1808, so wie die Vorschriften der diesen Kriegsartikeln hinzugefügten Verordnung, wegen der Militairstrafen, erläutert und ergänzt, oder abgeändert worden. Herausgegeben von *J. W. Schädel*, Königl. Preuss. Garde-Divisions-Auditeur. 1820. VIII u. 218 S. gr. 8. (20 gr.)

Der Titel giebt den Inhalt des Buchs im Allgemeinen vollständig an. Es wird dadurch ein lebhaft gefühltes Bedürfniss befriedigt, indem es nicht allein für den Officier, sondern auch wohl für den Rechtskundigen fast unmöglich ist, die vielen hier und dort zerstreuten Verordnungen, Declarationen, u. s. w., welche auf die Kriegsartikel Bezug haben, zur sofortigen Anwendung stets im Kopfe zu behalten. Mit grosem Fleisse hat der Vf. nicht allein alle hieher gehörenden gedruckten Verordnungen, sondern auch die Rescripte des Kriegs-Ministeriums gesammelt, und sich durch diese Arbeit Ansprüche auf den Dank aller derer erworben, die im Preussischen Staate mit der Beurtheilung von Militärvergehungen zu thun haben.

Die Anordnung ist lobenswerth. Die Gesetze u. s. w. sind nach der Reihefolge der Kriegsartikel, zu denen sie gehören, abgedruckt, und die Benennung der letzteren, die sich über jeder Seite findet, erleichtert das Nachschlagen ungemein. Weniger angemessen erscheint das angehängte *chronologische* Verzeichniss der in dem Buche enthaltenen Gesetze u. s. w., weil es bey Benutzung desselben fast nie gebraucht werden wird. Vortheilhafter wäre wohl ein alphabetisches Sachregister gewesen, wenigstens für die, welche mit dem Inhalte der einzelnen Kriegsartikel nicht vertraut sind, und erst das Gesetz für den Fall suchen. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Vertraute Briefe über Bücher und Welt* von *Friedrich Köppen.* 1820. XVI u. 486 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Rec., welcher den Vf. seit langer Zeit sehr hoch schätzte, hat auch in diesen Briefen eine geistreiche und angenehme Unterhaltung gefunden. Sie haben ganz die Beweglichkeit, Offenheit und Natürlichkeit wirklich an einzelne Freunde und für sie geschriebener Briefe, und geben, mit unter rasch ausgesprochene, doch aber gediegene Urtheile über Gegenstände der Literatur und des Lebens, die zum Theil für unsere Zeit eine besondere Wichtigkeit haben.

Nach einigen munteren Betrachtungen über den Umgang mit den Büchern, die den ersten Brief eröffnen, kommt der Vf. auf *Hüllmann's* Urgeschichte des Staats. Dass die Wiederkehr gewisser Zahlen in den ältesten gesellschaftlichen Einrichtungen und ihre Übereinstimmung mit der Eintheilung des Jahres und der Monate auf einen Zusammenhang hindeute, giebt Hr. *K.* zu; nur was *H.* daraus schliesst, dass der Staat ursprünglich durch Verträge zu Stande gekommen und dass die ursprüngliche Einrichtung der Gesellschaft streng gemeinheitlich gewesen sey, und eine Wechselregierung zwischen den Stämmen Statt gefunden habe, lässt sich nicht mit Sicherheit folgern. Der 2 Brief, über den Schottischen Reformator *Johann Knox*, zeigt, wie ehrwürdig dieser Mann war, und wie sich sein Betragen für seine Zeit rechtfertigen lässt. In unserem lauen, Alles verflachenden Zeitalter, meint Hr. *K.*, dürfte eine bessere Bekanntschaft mit *Kn.* gute Wirkung thun. „Wir erkennen kaum mehr das Wesen des Römischen Katholicismus, kaum den Geist des Protestantismus; wir lassen uns berücken von Pfaffen, gängeln von mystischem Aberwitz; aber Gott gebe, dass nicht die grossen Männer der Vorzeit alle in unseren Geschichtbüchern durch die Strahlenbrechung dieses Spiegels gesehen werden, und ihr Andenken auf ähnliche Weise verunstaltet erscheine, wie der einem achtzehnten Jahrhundert anstössige Schottische Reformator" (bey *Hume* und *Schröckh*). Der dritte Br. handelt von christlicher und unchristlicher Philosophie, in Bezug auf die neueren theologischen und philosophischen Parteyen. Was der Philosoph, sagt der Vf., für das Seine anerkennt, kann ihm nicht geworden seyn, und ist Andern nicht mittheilbar, ausser durch Arbeit und Strenge des Denkens, und zwar des Selbstdenkens. Die Philosophie ist daher nicht Jedermanns Ding. Anders naht sich das Christenthum den Schwachen. Um sich den Vortheil seiner Hülfe anzueignen, bedarf es keiner besondern Arbeit und Strenge des Denkens, dem kindlichen Sinne steht die christliche Überzeugung am nächsten, und dem reinen Gemüthe offenbart sich der Friede Gottes. Zum kindlichen Sinn und reinen Gemüthe sind Alle geboren, daher ist das Christenthum Jedermanns Ding, wenn er nicht muthwillig die Hülfe ausschlägt, oder im übermüthigen Wahne seiner Stärke sie entbehren zu können meint. Die Gegensätze zwischen Christenthum und Heidenthum, christlicher und heidnischer Philosophie (dem Inhalt und Resultate nach), und den Stand verschiedener Parteyen gegen einander findet man hier gut bezeichnet. Endlich schliesst der Brief so: „Ich halte den *blossen* Hochmuth und die *blosse* Demuth beide für gleich blind. Muthig im Geiste zu seyn, demüthig in der Hoffnung; Stärke der Demuth und Demuth der Stärke, im Leben, Lehren und Denken zu offenbaren, ist *christlich*, und zugleich wahrhaft philosophisch; aber diese Einigung ist keine leichte, und dem *Weltsinne* nach allen Beziehungen fremd. Ihn finden wir häufig in demuthspottendem Hochmuth, und in hochmuthverfeindender Demuth. Darum ist *die Welt* nicht darüber zu verständigen, sondern nur das Gemüth wahrheitsuchender gläubiger Menschen. Tadelt ihr an ihnen, dass sie manchen Inhalt der Wissenschaft verschmähen, dass sie dennoch der Vernunft vertrauen, dass sie dem unüberwindlichen Gefühl der Gottesnähe sich hingeben, ohne darüber eine Abklärung anzunehmen, dass sie mit eigenen Augen ihre Wege wandeln, ohne die fremde Hand aus der Wolke zur unbedingten Führung zu wählen: so sprecht ihr in eurem Tadel das höchste Lob, und bezeichnet gerade dasjenige, wodurch sie *Christen* sind, keine *Heiden*. Was Jeder darüber für sich entschieden hat, das bildet die Grundlage seiner Religion und Philosophie." Von den vielen richtigen Bemerkungen dieses Briefes, der übrigens noch mancher Frage Raum giebt, stehe hier noch folgende: „Kein Dogmatismus darf die Philosophie ans Kreuz schlagen, er müste sich dann selber kreuzigen; und hat er dieses zu Zeiten gethan: so verdient er den Namen des blinden, rohen, abergläubigen Wahns. Seine Blindheit besteht in gänzlichem Mangel an Selbstkenntniss, seine Rohheit in der Scheu vor gehöriger Durcharbeitung des

Denkens, welches er durch Machtsprüche zügeln will, sein Aberglaube in der Voraussetzung, dass diese Methode dem Bedürfniss denkender Geister genüge, und in alle Wahrheit leite. Ungeachtet er rasch verketzert, ist er selber der eigentliche Ketzer, weil er die Denkkraft auffodert, das Übersinnliche zu erforschen ohne Philosophie, d. h. ohne Selbstdenken, was widersinnig ist; und ich habe nichts dagegen, gerade ihn in seiner reizbaren Eitelkeit, tobenden Härte und Leidenschaft für den eigentlichen Antichrist zu halten." In dem 4 Br. giebt der Vf. auf eine geistvolle Art Rechenschaft von seiner Abneigung gegen manche Schriftwerke, die sonst in Ansehn stehen, aber meistens wegen anderer Eigenschaften, als die des Briefstellers Urtheil bestimmen. Die Äusserungen über die Kunst des Vortrages sind sehr richtig. — Über Mysticismus und dessen verschiedene Arten, Pietismus, Kirche, Separatismus, die Grundsätze des achtzehnten Jahrhunderts, die von der protestantischen Kirche nicht schlechthin dürfen verworfen werden, wie der Katholicismus sie verwerfen muss, Hass gegen die Philosophie und Neigung zum Katholicismus enthält der 5 Brief viel Wahres und Treffliches. Der verstorbene *von Bretschneider* wird in dem 6 Br. nach dem, was *Meusel* und *Göckingk* von ihm mitgetheilt haben, scharf, doch nicht unbillig beurtheilt. Der 7 Br. giebt durch gedrängte Zusammenstellung von Thatsachen aus *Llorente's* Geschichte der Spanischen Inquisition und darüber gemachte Bemerkungen eine lebendige Vorstellung von dieser Ausgeburt der Hölle. Wider die heutigen Lobredner des Mittelalters tritt Hr. *K.* im 8 Briefe auf, und berichtiget *Voigt's* Urtheil durch die von diesem selbst in seinem *Hildebrand* zusammengestellten Thatsachen. Der *neunte* Brief mag nicht ganz Unrecht haben, wenn er den Abhandlungen der philosophischen Moral eine Vernachlässigung der Rücksicht auf Geschlecht, Lebensalter und Stände vorwirft. Aber muss darum die allgemeine Pflichtenlehre verworfen werden? Kann denn die besondere etwas Anderes seyn, als eine nähere Bestimmung der allgemeinen? Kann ohne Hinsicht auf sie, was der Vf. verlangt, „die Zwecksetzung des Guten unter dem Verstandesnamen der Pflichtgebote nach aller Besonderheit sinnlicher Verhältnisse und Lagen durchgeführt" werden? Fehlerhaft freylich ist es, wenn die Art, die Pflichten zu bestimmen, die freye Bewegung des tugendhaften Charakters aufhebt; aber der Fehler der Behandlung kann die Sache selbst nicht verwerflich machen. Irren wir nicht: so hat diese Ansicht des Vfs. ihn zu etlichen Aussprüchen, das Einzelne betreffend, verleitet, die wir nicht billigen können. „Nicht gegen Jeden," heisst es S. 362, „ist jede Pflicht verbindlich." Die Pflicht kann nie aufhören zu verbinden; allein es kann, was sonst Pflicht ist, unter gegebenen Umständen aufhören, es zu seyn. Das ist nun allerdings auch die Meinung des Vfs.; denn er weiset die Einwendung, man dürfe der Pflicht Nichts abmarkten, damit ab, dass eben das Daseyn der Pflicht, nämlich die Tauglichkeit des allgemeinen Gebots für den besonderen Fall, geleugnet werde. Wenn nur die Tauglichkeit oder Untauglichkeit eines Gebotes für besondere Fälle nach höheren sittlichen Grundsätzen beurtheilt, also die eigentliche Grenze des nicht eigentlich allgemeinen Gebotes bestimmt wird: so kann Niemand gegen den Satz Etwas haben. Aber wie ihn Hr. *K.* anwendet und zu rechtfertigen sucht, dürfen wir ihn nicht gelten lassen. „Gegen anerkannt schlechte Menschen," sagt er, „brauchst du keineswegs streng dein Wort zu halten, wahrhaft treu zu seyn in deinen Reden, Wohlthätigkeit oder Dankbarkeit zu beweisen, schonend und billig ihre Thaten zu richten, überhaupt dasjenige zu thun, wozu ein guter Mensch dem anderen unbezweifelt verpflichtet ist. Ja mit noch strengeren Ausdrücken dürfte man sagen: es streite nicht wider Gerechtigkeit, böse Menschen zu belügen und zu betrügen, sie zu verfolgen, Hartes gegen sie zu unternehmen, und es stände eben darum minder gut in der Welt, weil man im Allgemeinen *zu pflichtmässig* gegen die Sippschaft der Schlechtgesinnten verfahre." Die Erweisungen der Wohlthätigkeit, und selbst der Dankbarkeit, dürfen und sollen, aus bekannten Gründen, durch die sittliche Beschaffenheit des Anderen bestimmt werden; aber dass Lug und Betrug je erlaubt seyn könne, das widerspricht unserem Gefühle, wie unserer Einsicht. So hätten ja die Recht, welche Ketzern keine Treue schuldig zu seyn meinen; denn mag Hr. *K.* noch so sehr darauf dringen, dass man „mit der grössten Vorsicht urtheile und die sichersten Belege des sittlichen Verderbnisses erwarte;" ist nicht, wird man sagen, Ketzerey das grösste Verbrechen? und ist nicht Störung des Friedens der Kirche das ärgste Übel? „Bösewichter sind meistens *dadurch* den Guten überlegen, dass ihr berechnender Verstand keine Mittel zum Zwecke scheut, und sie das Gebundenseyn des Redlichen an sittliche Vorschriften mit in ihre feindseligen Plane aufnehmen; gerade wie Milarchus kein Bedenken trug nach Syrakus zu kommen, weil er dem Schwur Timoleons vertraute, was er schwerlich bey einem Dionysius gethan haben würde. Vermöge dieser Kenntniss dessen, wovor gute Menschen sich scheuen, wirken die Bösen mit ihrem Verstande oft scheinbar stärker; der Kampf des Guten und des Bösen in der Welt ist nicht ganz mehr ein *gleicher* Kampf, dessen Gleichheit möglichst herzustellen zur irdischen Aufgabe eines tugendhaften Lebens gehört." Wie weit würden diese Grundsätze, consequent angewandt, führen! Wodurch aber wäre die Grenze ihrer Anwendung bestimmt? Die Berechnung möglicher oder wahrscheinlicher Folgen kann *allein* über die Rechtmässigkeit einer Handlung nichts entscheiden. Was aus meinen Handlungen entstehe, das muss ich der Vorsehung überlassen. Das ist aber der wahre religiöse Glaube, dass in Gottes Welt die vorsätzliche Abweichung von dem, was Pflicht ist und als solche anerkannt werden muss, nie nothwendig sey, nie zum erfreulichen Ziele führe. —

Der 10 Brief legt *K's.* Verhältniss zu *Fr. H. Jacobi* dar, und wie dieser ihm in seinem Wesen und Wirken erschienen ist. Durch *J.* wurde er zuerst auf den Weg geführt, den er noch immer für den richtigen hält, in ihm fand er später einen Freund. Manche werden hier Parteylichkeit finden; der Rec., der erst, als ihm *Kant* ungefähr das geworden war, was dem Hn. *K. Jacobi* ward, mit des letzteren Werken vertrautere Bekanntschaft machte und sich Vieles von ihm aneignen konnte, ohne einen neuen Weg zu betreten, trägt kein Bedenken, — ausgenommen, dass er glaubt, *J.* hätte *zuweilen* seinen Sinn etwas weniger räthselhaft ausdrücken können und sollen — Alles zu unterschreiben, was Hr. *K.* von dem Philosophen und Schriftsteller —, und Alles für wahr zu halten, was er von dem Menschen Jacobi sagt. „Sein Glaube, heisst es unter anderen, zu welchem ihn die philosophischen Bestrebungen aller Zeiten hinführten, war kein Glaube, wie ihn die Sachwalter des bloss verständigen und beweisenden Philosophirens gelten liessen; er war eben nicht einerley, aber verwandt mit dem Glauben, welchen das neunzehnte Jahrhundert für das Christenthum entstehen sieht, sonach verwandter der Zeit, in welcher *J.* starb, als der seines ersten schriftstellerischen Wirkens. Begreiflicher Weise muss deshalb die *Jacobische* Philosophie gegenwärtig mehr Anhänger zählen, als bey ihrer ersten Bekanntwerdung .... Will ihr nun das 19 Jahrhundert mehr entgegen kommen, als das 18: so ist dennoch vorläufig an keine recht entschiedene und dauerhafte Vereinigung zu denken, weil *J.* aus dem 18 Jahrh. etwas beybehielt, was gegenwärtig zum Theil verschwunden ist, nämlich Besonnenheit der philosophischen Untersuchung, Schärfe der Begriffe, Rechtfertigung seiner Überzeugungen durch Verstand und Vernunft; während man neuerdings mit Phantasiebildern, äusserlicher Autorität und einem Glauben des Mittelalters besser auszureichen meint. Der Angehörige *beider* Jahrhunderte macht es keinem einzelnen ganz recht, weil jedes für sich verwirft, was er beybehalten muss. — Der 9 Br. nennt zuerst eine Menge Ursachen des Zurückstehens unserer Geschichtschreibung gegen die Leistungen anderer neuerer Völker, entwickelt dann die Foderungen an den Historiker aus der Geschichte selbst, und endlich den Begriff einer pragmatischen Geschichte, wobey unter anderen der gewöhnliche Ausspruch berichtigt wird, dass die Nachwelt geschickter zum pragmatischen Urtheile sey, als die Mitwelt. Vom historischen Stil handelt der letzte Brief, charakterisirt die vornehmsten alten und verschiedene neuere Geschichtschreiber mit Hinweisung auf die Umstände, die auf ihre Art der Behandlung Einfluss hatten.

Hr. *K.* schreibt *Staatmann, Vaterlandliebe* u. s. w. nach dem Vorschlage einiger Neueren, den wir noch nicht hinlänglich geprüft halten. HJKL.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Sonntagsblatt für ächtevangelische Gottes- und Christusverehrer.* Herausgegeben von *Ludwig Pflaum*, Pfarrer zu Helmbrechts. Vierter Jahrgang 1820. Erstes Vierteljahr. 104 S. 8. (Jahrg. 1 Rthlr.)

Was dem Herausgeber so sehr am Herzen liegt und was er schon in mehrern Schriften ausgesprochen hat, das wird auch hier wieder öfter berührt. In Einigem scheint er uns zu weit zu gehen, z. B. wenn er alles Tanzen des Volkes am Sonntage für Entheiligung des Tages hält. Man fodere doch von der Menschenclasse, welche Tag aus Tag ein abhängig ist und schwere Arbeit leisten muss, nicht zu viel, und vergesse nicht, dass auch wir nicht ohne Sinnengenuss und ohne Erhohlung und Vergnügungen leben, wenn sie gleich eine andere Gestalt annehmen, welche aber den ungebildeten Haufen nicht reizen kann. Nur dafür sorge man, dass die Vergnügungen nicht zu häufig kommen, und dass die unsittlichen Ausartungen möglichst verhindert werden.

Im Ganzen hat Hr. *Pf.* den rechten Ton für eine Schrift dieser Art getroffen, und sein Blatt kann auch den niederen Classen verständlich seyn, und wird ohne Zweifel in der Gegend, wo es herauskommt und auf welche er vorzüglich Rücksicht nimmt, gern gelesen. Erfreulich ist es, dass er, wie der Irreligiosität und der Unsittlichkeit, so auch dem mystischen Modekram und der Unduldsamkeit sich entgegen stellt, und sehr zweckmässig, dass vieles Geschichtliche und viele Vorfälle aus dem gemeinen Leben mitgetheilt, und Lehren daran geknüpft werden.

Der Aufsatz: *die Hoffnung*, von *Lomler*, ist zu declamatorisch. — Wohl zu beherzigende Worte sagt Hr. *P.* über den Gebrauch der Vernunft beym Bibellesen. Aber ganz consequent haben wir ihn doch nicht gefunden. „Es kann nie der Fall eintreten, dass die menschliche Vernunft etwas Anderes sagen wollte, als was die Bibel sagt, weil sonst Gott selbst sich widerspräche. Denn er ist ja derselbe, der durch Vernunft und Bibel zu uns redet." Aber, könnte man einwenden, da Menschen, obgleich Gott durch die Vernunft in ihnen spricht, doch irren: so dürften ja die Werkzeuge, durch welche Gott in der Bibel spricht, auch haben irren können. Will Hr. *P.* hier sich auf die Eingebung berufen: so scheint uns wieder das Urtheil nicht damit übereinzustimmen, dass die Bibel nur dann richtig verstanden und gewürdigt werden könne, „wenn man über den Vf. jedes biblischen Buches, über die Denk- Gefühls- und Handlungs-Weise des Volkes, in dessen Schoosse er gelebt, und über die Absicht, in welcher er seine Schrift abgefasst habe, unterrichtet sey (S. 54)." Wenn Gott es nöthig findet, unmittelbar den Menschen mitzutheilen, was sie auf dem gewöhnlichen Wege gar nicht oder noch nicht eingesehen haben würden, und auch den Ausdruck der Schreiber ausserordentlich zu leiten: sollte er sie nicht so reden lassen, dass die Anschmiegung an Sitte und Denkungsart nicht als Theilnahme an dem Fehlerhaften und Beschränkten derselben erschiene? — Sehr richtig ist des Herausg. Urtheil über Missionsanstalten HJKL.

Königsberg, b. Nicolovius: *Michael Montaigne Stimme der Wahrheit und Weisheit aus der Vorzeit.* Ein Beytrag in anthropologischer Hinsicht für die praktische Welt- und Lebens-Kunde, zum Hausbedarf für Jedermann. Mit einigen *Zusätzen und Bemerkungen in Hinsicht auf den Text und mit Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit.* 1817. Erster Theil. XIV u. 480 S. Zweyter Theil. VI u. 432 S. 8. (4 Rthlr.)

Der Herausgeber hat die in *Montaigne's Essais* zerstreut liegenden Bemerkungen und Aussprüche über Gegenstände aus dem Gebiete der Moral, Anthropologie, Pädagogik und Politik ausgezogen, und nach ihrem Inhalte zusammengestellt. Er folgte dabey *Bode'ns* Übersetzung, die er jedoch mit der Urschrift verglich.

Es kann allerdings angenehm seyn, auch seinen Nutzen haben, das, was M. bey verschiedenen Veranlassungen von dem nämlichen Gegenstande sagt, auf Einmal zu übersehen; aber ein grosser Theil seiner Aussprüche verliert doch sehr an Bedeutung und Kraft, wenn sie aus dem Zusammenhange gerissen werden, in welchem sie bey ihm vorkommen. Die zahlreichen Zusätze des Herausgebers enthalten manche Wahrheit, manche Berichtigung und genauere Bestimmung *Montaignischer*, auch einzelne feine Bemerkungen; aber eine gründliche Würdigung der Paradoxen, eine tiefere Auffassung und Vereinigung der scheinbaren Widersprüche *M's.*, und seinen Geist sucht man in den meisten vergeblich. Vieles ist sehr alltäglich.

S. 351 des 1 Th. spricht der Herausg. der Magenphilosophie — welche das sey, ist nicht einmal bestimmt angegeben — einen weit grösseren Werth zu, als unserer jetzigen Naturphilosophie. Wir haben aber Grund zu zweifeln, dass er von dieser aus eigener Einsicht urtheile. Was S. 38 von der Auffindung der Institutionen *Quinctilians* nacherzählt wird, ist schon von *Bayle* berichtiget worden und in vielen Büchern richtiger zu finden; und die aufgewärmte Beschuldigung wider *Philelphus* ist nicht erwiesen. Dass Luther sein Lied: *Eine feste Burg* — auf der Reise nach Worms verfertigt habe (S. 287), kann wenigstens nicht für ausgemacht gelten. Ganz falsch ist S. 102 des 2 Th. *Augustin's* Ausspruch: *Malam mortem non facit, nisi quod mortem sequitur,* übersetzt: „Das Sterben ist kein Übel: was darauf erfolgt, *ist nur Wohlthat*". *Nihil est praesentis in illa* (*morte*) wird wenigstens undeutlich übersetzt: „in ihm ist nichts *vorhanden*" st. gegenwärtig. Die Übersetzung der Stelle des Lucrez (S. 121) ist ohne allen Sinn. S. 209 heisst es: „Dass unsere Sinne nur gar zu oft unseren Verstand zu überlisten suchen: welcher Sterbliche wird das nicht eingestehen müssen?" *Kant* würde das dem Vf. so nicht zugeben. — Der Vf. des Buches über Gesellschaft u. s. w. heisst nicht *Pokel*, sondern *Pokels*. — Ähnliche Erinnerungen liessen sich noch manche machen. C. F.

Altona, b. Hammerich: *Ruhestunden für Moral und Religion, aus den vorzüglichsten Dichtern und Prosaisten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.* Ein Hausbuch zur Geistes- und Herzenserhebung für alle Stände in den Morgen- und Abendstunden des ganzen Jahres. 1820. 1—4 Theil. XVIII u. 710, VIII u. 668 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Ausser dem auf dem Titel angegebenen Zwecke setzte sich der Herausg. auch den vor, „den denkenden Bürgerstand mit Deutschlands geistigen Dichtern bekannter zu machen." Die Vorrede, die wirklich ein wenig kauderwelsch geschrieben ist, könnte für die Auswahl besorgt machen; aber im Ganzen, und sieht man auf den Hauptzweck, kann man wohl mit dieser zufrieden seyn, obgleich man fragen kann, ob denn *Fink*, *Schuderoff*, *Sintenis* und *Demme* unsere vorzüglichsten Prosaisten sind, ob aus *Spalding*, *Engel*, *Zollikofer*, *F. H. Jacobi*, *Reinhard*, *J. P. F. Richter* u. A. Nichts zu schöpfen war, ob *M. Claudius*, *Kleist*, *Miller* unbenutzt bleiben durften, und ob nicht manches matte Stück gegen ein besseres zu vertauschen war.

Seltsam kann es scheinen, dass die Stücke nach dem Datum geordnet sind. Indessen mag diese Einrichtung zur Verbreitung des Buches beytragen, und so wollen wir darüber mit dem Herausg. nicht rechten. Nur hätte er nun auch für die Tage nicht so wählen sollen, dass es oft nicht passen kann. Er hat nämlich oft ein für den Sonntag eingerichtetes Stück, Lieder und Betrachtungen beym Genusse des Abendmahls, und nach demselben bey der Taufe eines Kindes, für den Charfreytag, das Osterfest u. s. w., welches alles ja selten auf den dazu ausgewählten Tag fällt. Dergleichen Aufsätze hätten in eine Zugabe gebracht werden sollen.

Das Historische des Gedichtes am 6 Januar ist zum Theil sehr willkührlich angenommen, was der Rec. in einer religiösen Betrachtung dieser Art nicht billigen kann. Der nämliche Vf. (*Strack*) sagt S. 198 des 1 Th. am Osterfeste sehr übertrieben, dass, vor Jesu Auferstehung, „Alle in dem Tode nur der Vernichtung freudenlose Nacht sahen." S. 257 singt ein Hr. *Noune*, dass die klugen Menschen das himmlische Licht nicht kennen, dass es nur der Einfalt gegeben sey. Wenn das gleich einen wahren Sinn giebt: so wird es doch gewiss von einem grossen Theile der Leser in dem Sinne aufgefasst, den jetzt wieder mehr als sonst gewisse Parteyen geltend machen wollen, die unter demüthiger Miene und Rede einen dünkelhaften Stolz verbergen. Dass entgegenstehende Ansichten vorkommen, war schwerlich ganz zu vermeiden.

Die beiden ersten Theile sind den Morgen, der dritte und vierte den Abenden gewidmet.

J. C. F. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

OCTOBER 1820.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bamberg u. Würzburg, in der Göbhardt'schen Buchhandlung: *Andachtsbuch für Christen evangelischen Sinnes.* Von *Friedrich Wilhelm Philipp Ammon*, Dr. der Philos. und Archidiakonus in Erlangen. 1820. 260 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses mit einem schönen, Glauben, Hoffnung und Liebe vorstellenden Titelkupfer gezierte, und durch sein Äeusseres sich empfehlende Andachtsbuch empfiehlt sich auch durch seinen inneren Gehalt allen gebildeten Christen, welchen es um Erhebung und Erbauung wahrhaft zu thun ist, und zeugt von des Vfs. herzlicher Religiosität und gründlicher Einsicht in das menschliche Herz und dessen Bedürfnisse so wie von seiner Gabe, die Gefühle und Wünsche des frommen Beters lebendig darzustellen. Den Inhalt anzugeben, gestattet der Raum nicht. Nur so viel bemerkt Rec., dass besonders darinnen auf die festlichen Tage des christlichen Jahres, so wie auf mancherley häusliche Verhältnisse und Begebenheiten, zweckmäsige Rücksicht genommen ist, und dass man unter andern: christliche Betrachtungen eines jungen Mannes über den Ehestand — vorbereitende Betrachtungen einer Jungfrau auf den Ehestand — für Neuvermählte — für glückliche Ehegatten — in unglücklicher Ehe — in der Schwangerschaft — nach glücklicher — unglücklicher Entbindung u. s. w. hier findet. Dass dergleichen Betrachtungen sehr ins Specielle gehen, und also alles das, was hier gesagt und gedacht wird, nicht Allen in den Verhältnissen, in welchen es ihnen bestimmt st, so in den Mund gelegt werden kann, lässt sich leicht vermuthen. Daher wohl nur gebildete Beter, die die Formulare nach ihren Umständen abzuändern verstehen, von diesen Gebeten nützlichen Gebrauch machen können. Vortrefflich sind die zum Titelkupfer gehörigen Strophen von *Neuffer*.

Weniger vortheilhaft glaubt Rec. von des Vfs. unter folgendem Titel erschienenen Predigten:

Bamberg u. Würzburg, in der Göbhardt'schen Buchhandlung: *Zwey Predigten bey seinem Amtswechsel zu Meezbach und Erlangen* gehalten von Dr. *Friedrich Wilhelm Philipp Ammon*, Archidiakonus an der Neustädter Kirche zu Erlangen. 1820. 34 S. 8. (4 gr.)

urtheilen zu können. Sie sind, wie wohl nicht zu verkennen ist, Früchte der Eile und Flüchtigkeit. Rec. ist kein Freund von langen, die Zuhörer ermüdenden Predigten. Dennoch giebt es Fälle, in welchen er eine solche Kürze, wie er sie hier gefunden hat, nicht billigen kann. Und zu diesen Fällen rechnet er den Abschied und den Antritt eines Predigers von und bey einer Gemeinde. Theils giebt es ja da des Stoffs so viel, und das Herz des Predigers ist so voll, dass es ihm schwer wird, gerade nur das zu sagen, was am nöthigsten ist und am meisten frommen kann; theils sind auch die Gemüther der Zuhörer schon darauf vorbereitet, eine etwas längere Predigt zu hören, als gewöhnlich. Darum kann Rec. die an den gegenwärtigen Amtswechsel-Predigten bemerkbare Kürze nicht billigen, versteht auch nicht, wie, der Äusserung des Vfs. zufolge, die Natur der Sache die Kürze der Abschiedspredigt entschuldigen möge.

In der Abschiedspredigt wird über 2 Tim. 1, 13. Halt an u. s. w. — die Kraft der Religion Jesu in der Trennungsstunde eines Dieners des Evangeliums von seiner Gemeinde vorgestellt, in der Antrittspredigt aber werden, über Col. 4, 2 — 5. Haltet an am Gebet u. s. w. — fromme Vorsätze christlicher Gemeinden und Lehrer bey ihrer feyerlichen Vereinigung vorgetragen. Rec. zweifelt nicht, dass diese Predigten gute Eindrücke gemacht haben. Sie enthalten manche herzliche Ergiessungen und ergreifende Stellen, sind in einer edlen Diction abgefasst und mit biblischen Stellen reich durchflochten. Doch scheinen diese nicht immer passend angewendet zu seyn, und in der ersten Predigt ist der Text wenig benutzt, vielmehr werden die einzelnen Theile aus dem Beyspiele Jesu erläutert, da der Vf. doch aus dem Texte die Kraft der Rel. Jesu in der zweyten darthun wollte. Der erste Theil, woraus die Kraft erhellen soll, ist so ausgedrückt: nach der Lehre Jesu ist jede Trennung auf Erden eine Schickung Gottes, der man sich in Demuth unterwerfen muss. Rec. würde lieber gesagt haben. Diese Kraft zeigt sich zuerst darin, dass sie das Herz mit stiller Ergebung erfüllt, weil sie jede Trennung als Fügung Gottes betrachten lehrt. Dem Text angemessener sind in der zweyten Predigt die Theile recht passend aus demselben abgeleitet; aber es wäre zu wünschen, dass insonderheit die beiden letzten gründlicher durchgeführt wären. In der Abschiedspredigt erlaubt sich der Vf. einige Äusserungen, die diejenigen Zuhörer, welche mit ihm nicht im besten Verneh-

men gestanden haben mochten, mehr erbittern mussten, als versöhnen konnten. Möchten doch alle von ihren Gemeinden scheidenden Lehrer das Bekannte: Ende gut, Alles gut! beherzigen! 7. 4. 6.

Ulm, b. Ebner: *Gebete und Betrachtungen zur Beicht- und Abendmahlsfeyer.* Zum allgemeinen Gebrauch für evangelische Christen aus allen Ständen von *Samuel Baur*, Königl. Würtemb. Dekan und Pfarrer von Alpeck und Göttingen. 1820. VIII und 104 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieses Communionbuchs, welcher schon als Schriftsteller im homiletischen und ascetischen Fach rühmlich bekannt ist, hat auch durch dieses Andachtsbuch sein Talent, herzlich, populär, erbaulich und praktisch von den Wahrheiten der Religion zu reden, beurkundet. Die Betrachtungen, welche man hier findet, und denen fast immer eine biblische Stelle zum Grunde liegt, sind zwar kurz, aber doch befriedigend, den Bedürfnissen des Bürgers und Landmanns angemessen, und werden auch von Gebildeten nicht ohne Nutzen gebraucht werden. Die zum Grunde gelegten Bibelstellen sind gut benutzt. Für den gemeinen Mann würde es noch erbaulicher seyn, wenn in die Betrachtungen bekannte zweckmässige und gute Liederverse eingemischt wären, oder sie damit angefangen und beschlossen würden. Warum der Vf. zweymal von der Absicht handelt, in welcher Jesus das heilige Abendmahl eingesetzt hat, lässt sich nicht wohl absehen. Ungern vermisst Rec. Betrachtungen über die Pflicht, das heilige Abendmahl oft zu geniessen — über die Vorwände, unter welchen man sich dem Abendmahle entzieht — über die Missbräuche, die bey der Feyer desselben vorkommen — da in unseren Tagen, der immer mehr zunehmenden Volksmenge ungeachtet, die Communicantenzahl mit jedem Jahr sich verringert, der gänzlichen Abendmahlsverächter immer mehr werden, man gern jeden Vorwand zur Entfernung vom Altar zu benutzen sucht, und der Leichtsinn nicht zu verkennen ist, mit welchem so Viele an einer Feyerlichkeit Theil nehmen, die eben so sehr fromme, sich sammmlende Vorbereitung heischt, als geeignet ist, das Herz zu erheben und mit heiligen Empfindungen, Gedanken und Vorsätzen zu erfüllen. Ein Titelkupfer würde dem Buche mehr Reiz und Ansehen bey dem gemeinen Mann verschafft haben. Der Preis ist billig bestimmt. 7. 4. 5.

Magdeburg, b. Rubach: *Beichtreden* von *Johann Heinrich Brumleu*, Prediger der Laurentiigemeine zu Bodenburg im Braunschweigschen. Erster Theil. 1820. VI u. 184 S. 8. (18 gr.)

Die Stellen und Ideen zu diesen Beichtreden sind meistens aus den evangelischen oder epistolischen Perikopen entlehnt. Und dieses kann Rec. nicht missbilligen, da diese Bibelabschnitte dem gemeinen Mann bekannt sind, und das, was darüber gesagt wird, eben desswegen leichter von ihm gefasst und behalten wird. Ihrer sind an der Zahl sieben und zwanzig, und einige der letzteren sind zugleich Abendmahlsreden, wesshalb der Vf. keinen Tadel befürchtet. Nach Rec. Ansicht sollten alle Beichtreden zugleich Abendmahlsreden seyn, d. h. es sollte auf diese Feyerlichkeit vorzüglich mit Rücksicht genommen werden, da die Beichthandlung und Beichtrede zur Vorbereitung aufs heilige Abendmahl dienen soll. Denn wenn vor der Communionfeyer, es sey an demselben Tage oder Tages vorher, gebeichtet wird: so geschieht das ja nicht bloss, um zu beichten, — denn gebeichtet wird nach jeder Predigt, nach welcher die allgemeine Beicht- und Absolutions-Formel vorgelesen wird — sondern es geschieht, um die Communicanten zu einer würdigen Feyer des Nachtmahls Jesu vorzubereiten. Daher kann es auch Rec. nicht billigen, dass in diesen Beichtreden so wenig auf die Communionfeyer Rücksicht genommen ist. Auch findet sie Rec. nicht herzlich und ergreifend genug. So richtig auch von dem Vf. meistens die zum Grund gelegte Stelle aufgefasst wird: so ist es doch nicht zu loben, dass er sich bey der Erklärung derselben so lange aufhält, im trocknen Lehrton exegesirt und die praktische Anwendung so kurz abfertigt. Mehr Leben und praktische Tendenz ist in den beiden letzten Reden — bey der Beichte und Communion einer achtzigjährigen Wittwe und ihrer Kinder, und bey der Berichtung einer unehelichen Wöchnerin, deren Kind Tages zuvor starb. Doch wäre insonderheit der letzteren Rede eine grössere Ausführlichkeit zu wünschen. No. 24 bey einer auswärtigen Beichte und Communion, woran der Ortsprediger Theil nahm, am 18 Oct. 1815 — konnte mit Weglassung von drey Zeilen, vor jeder Gemeine, ohne dass der Prediger der Gemeine Theil nahm, gehalten werden, und ist also nicht als Casualrede, oder höchstens nur insofern als solche anzusehen, wiefern darin des 18 Oct. 1813 gedacht wird. Lässt es sich Hr. *B.* angelegen seyn, seinen Beichtreden mehr Wärme und Leben zu geben, hält er sich nicht so lange beym trocknen Erklären der biblischen Stellen auf, hebt er aus denselben das Praktische heraus, und sucht er *dabey* die Zuhörer festzuhalten, macht er endlich seine Beichtreden auch zugleich mehr zu Abendmahlsreden, als es hier der Fall ist: so wird er nicht ohne Erbauung und Segen zu seinen Versammlungen sprechen. Aber von den meisten der gegenwärtigen fürchtet Rec., dass sie das Herz kalt gelassen haben. 7. 4. 5.

Kopenhagen, b. Seidelin: *Hymni veterum poetarum Christianorum ecclesiae latinae selecti.* Textum ad optim. Edit. fidem exhibuit, et praefatione, notis variorum, adjectisque praecipuis variantibus lectionibus illustravit *C. A. Björn*, in ecclesia Vemmetofte sacrorum minister. 1818. 145. S. 8. (1 Rthlr.)

Zuerst giebt Hr. *B.* das an, was von dem Gesange in der ältesten christlichen Kirche gefunden wird, dann biographische literarische Nachrichten von den

angeblichen oder wirklichen Verfassern übrig gebliebener geistlicher Gedichte der Lateinischen Kirche aus den ersten fünf Jahrhunderten. Hierauf wird von den Versmafsen, Künsteleyen und prosodischen Nachläfsigkeiten dieser Dichter gehandelt. Die mitgetheilten und auf die durch den Titel des Buches bezeichnete Weise behandelten Stücke sind: Der dem *Victorinus* von Poiton zugeschriebene *hymn. in Pascha Domini* und des *F. M. Victorinus h. de Jesu Chr. deo et homine*, *Damasi h. de Andrea Apostolo*, 10 *Ambrosische* Gesänge (der sechste der Benedictinerausgabe, „*utpote hymni potius fragmentum*," und der zwölfte, „*siquidem materia et forma Ambrosio parum dignus*," sind weggelassen,) des *Prudentius liber Cathemerinon*, die beiden *hymni* des *Sedulius*, die beiden Morgengebete des *Pontius Merop. Paulinus*, und des *Claudianus Mamertus h. de passione Christi*.

Die 1 Ausgabe des *Sedulius* von *Cellarius* erschien 1704. Hr. *B.* giebt S. 15 nur die zweyte an. In *Prudentii praef.* v. 35 schlägt Hr. *B.* für *peccatrix anima*, weil die letzte Sylbe hier unrichtig lang gebraucht ist, vor: *pravi conscia mens.* Aber solche Fehler wider die Quantität sind ja, wie der Herausg. selbst gezeigt hat, nicht unerhört.

Ob wir gleich diesen Gesängen des christlichen Alterthums keinen grofsen Werth zugestehen können: so verdienen sie doch gekannt zu werden, und drum ist die Bemühung, welche Hr. *B.* ihnen widmete, dankenswerth. Nur schade, dafs die mit Einsicht und gutem Urtheil ausgeführte Arbeit durch eine Menge Druckfehler entstellt ist, von denen auf den 3 angehängten Seiten: *Corrigenda* — kaum die Hälfte angezeigt ist. So mufs S. 12 die Jahrszahl der *Weitzischen* Ausgabe des *Prudentius* nicht 1818, sondern 1618, heifsen. S. 58 im 73 V. der 1 Hymn. desselben mufs statt *quiescunt* stehen: *quiescant*. In der 3 H. S. 65 mufs nach *intuitu* das Punctum wegfallen, und statt *est* im 27 V. *es* gesetzt werden. S. 77 steht *usque ad fidem*, st. *finem*, und *borridum* st. *horridum*.

C. F.

Leipzig, b. Barth: *Extemporirbare Predigtentwürfe zu freyen Vorträgen über die Evangelien an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres, so wie über die neuen Perikopen in der Sächsischen Agenda.* Zweyter Band. Vom Trinitatis-Feste bis zum 27 Sonntag nach Trinitatis. 1820. XII u. 467 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Das Urtheil, welches wir von dem ersten Bande (J. A. L. Z. 1817. N. 115) gefället haben, gilt auch von diesem zweyten. Des Vfs. Arbeiten sind im Ganzen seinem Zwecke gemäfs.

Dafs die Meinung, die Tugend müfse durch irdische Glückseligkeit belohnt werden, den Glauben an Unsterblichkeit und Vergeltung nach dem Tode aufhebe, wie S. 23 behauptet wird, können wir so unbedingt nicht zugeben. Warum sollte der, dessen Erwartungen bis dahin erfüllt wären, keine Erwartungen für die Zukunft haben, nicht die Fortdauer in eben so angenehmen Verhältnissen wünschen und hoffen können? — S. 25 würden wir den Ausdruck vermieden haben: „Der Sünder ist kein Gegenstand seiner (Gottes) Liebe, sondern der Tugendhafte," — da die christliche Ansicht auch die Anstalten zur Rettung der Sünder aus der Liebe Gottes herleitet. Auch dürfte das Urtheil, dafs jedem zu Theil werde, was er durch seine Gesinnungen und Handlungen *verdient* habe, leicht unrichtige Vorstellungen veranlassen. — S. 79 heifst es: „Eine richtige, genaue und vollkommene Kenntnifs der Pflichten und Tugenden ist schwer." Das ist freylich wahr, so fern auf das „genau und vollkommen" Gewicht gelegt wird; allein eine solche Kenntnifs der Pflichten, die den richtig leiten kann, dem es darum zu thun ist, recht zu handeln, ist nicht schwer, wenn nur das sittliche Urtheil nicht ungeübt bleibt. Man sollte also, unsers Bedünkens, im Volksunterrichte die Schwierigkeit der Kenntnifs der Pflichten nicht zu grofs vorstellen, wodurch Mancher abgeschreckt, Mancher auf falsche Entschuldigungen geführt werden kann. — S. 81 wird geredet „von einigen Fehlern, welche bey der Beurtheilung Anderer häufig begangen werden. Diese sind „Leichtsinn, Eigendünkel, Parteylichkeit, Härte." Aber kann man Eigendünkel *begehen?* Wie leicht war ein passenderer Ausdruck zu finden! — Ein Entwurf über das Ev. am 7 Sonnt. nach Trin. hat zum Hauptsatze: „Derjenige ist der Glücklichste, der die wenigsten Bedürfnisse hat." Der Übergang dazu wird so gemacht: „Nur fünf Gerstenbrode und zwey Fische für eine so grofse Volksmenge! Und doch waren Alle satt und froh! hätten diese Menschen viele Bedürfnisse gehabt: so wären sie weder satt noch froh gewesen." Aber, wie auch das Ereignifs ausgelegt werden mag, von dem vorräthigen Quantum wurden die Leute nicht satt. Viele Bedürfnisse schreibt man überdas nicht dem zu, dem ein geringes Mafs nicht genüget, sondern der Vielerley bedarf. Mit Recht wird es S. 166 zur Theilnahme an fremden Sünden gerechnet, wenn man böse Handlungen entschuldigt; die Art aber, wie diese Behauptung mit dem Gebote, Alles zu entschuldigen und zum Besten zu kehren, vereinigt werden soll, ist nicht befriedigend. Denn man kann „in guter Absicht" entschuldigen und doch damit etwas Unrechtes thun; und die Frage, ob das Wohl unserer Mitmenschen und das allgemeine Beste dabey leide oder in Gefahr komme, ist auch nicht so leicht zu beantworten. Wir sollen entschuldigen, so weit dieses mit der Wahrhaftigkeit bestehen kann. Dieses hätte der Vf. sagen und kürzlich darthun und entwickeln sollen. Nicht viel befriedigender ist gleich darauf die Art, wie die Pflichten, das Böse nicht zu verschweigen, und die Fehler des Nächsten zu verschweigen, vereiniget werden. — In dem Ev. am 11 S. nach Trinit. nennt Jesus nicht schlechthin, wie hier gesagt wird, den Zöllner gerechtfertiget, sondern besser, Gott gefälliger, als den Pharisäer. Den gewöhnlichen Fehler, den Zöllner geradezu als Muster zu betrachten, hat auch unser

Vf. nicht gehörig vermieden. „Der Phar. rühmt seine Tugend, der Zöllner nennt sich einen Sünder. Ganz anders urtheilt Jesus über Beide." Also urtheilte J. wirklich, der Zöllner sey kein Sünder? Das wäre dem Zwecke, zu welchem er die Parabel aufstellte, gänzlich zuwider gewesen. S. 283 heisst es: „Scheue nicht die Feindschaft der Menschen, *wenn* die Vernunft gebietet, recht zu thun und deine Pflicht zu erfüllen." Gebietet denn das die Vernunft manchmal auch nicht? Es müsste etwa heissen: Sch. n. d. F. d. M., wenn du ihr nicht entgehen kannst, ohne unrecht zu thun und deine Pflichten zu versäumen.

Ähnlicher Erinnerungen liessen sich noch wohl mehrere machen. Mehr Beziehung auf den Text hätte auch vielen dieser Entwürfe gegeben werden können. Wer sie bey Wochenpredigten zu benutzen sich veranlasst sieht, der findet hier noch eine Auswahl biblischer Stellen, die als Text zu ihnen passen.

J. C. F. D.

Chemnitz, b. Starke: *Neue Materialien zu Religionsvorträgen bey Begräbnissen, in Auszügen aus Werken Deutscher Kanzelredner.* Von *Johann Carl Weikert*, Diaconus zu St. Johannis vor Chemnitz. Ersten Bandes, erstes Stück. 1819. VIII u. 116 S. Zweytes Stück 110 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Materialien zu Religionsvorträgen u. s. w. Angefangen von *Gottlob Immanuel Petsche*, vormaligem Amtsprediger in Freyberg; fortgesetzt von *Weikert*. Fünften Bandes, erstes Stück, *J. C.* zweytes Stück. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn es einmal eine Fortsetzung dieser Materialien geben sollte, so ist sie in sehr gute Hände gefallen. Wir sagen: wenn es eine Fortsetzung geben sollte. Denn was auch der nun auch frühzeitig verstorbene würdige Herausgeber darüber sagen mag, von der Nothwendigkeit eines solchen Werkes können wir uns doch nicht ganz überzeugen. Zugegeben, dass Religionsvorträge bey Sterbefällen sehr schwierige und doch auch sehr wichtige Theile des Predigerberufes sind, worauf der Religionslehrer um so mehr Fleiss wenden muss, je mehr gerade diese Vorträge mit grosser Spannung erwartet, mit besonderer Aufmerksamkeit angehört, und mit einem bewegten und gerührtem Gemüthe aufgenommen worden; zugegeben, dass die Wahl eines anziehenden und fruchtbaren Themas oft im Drange der Zeit und bey vielen hintereinander schnell kommenden Fällen nicht so leicht ist: wozu deswegen Auszüge aus andern schon gedruckten Werken, und noch dazu so vollständige Auszüge? Hat denn nicht jeder Prediger wenigstens einige schön gedruckte Predigtsammlungen, aus denen sich leicht etwas auf Tod und Begräbnisse passendes entlehnen lässt, wenn einmal fremde Hülfe gebraucht werden soll? Kann er nicht nach seinem Gefallen das für jeden besondern Fall passendste wählen? Und überdiess giebt es nicht schon genug eigene Sammlungen für diesen Zweck von vorher ungedruckten Arbeiten? — Kurz der Herausgeber und Fortsetzer sind anderer Meinung gewesen, und das Werk selbst muss Käufer gefunden haben, weil es fortgesetzt wird. Die Auswahl der hier gelieferten Auszüge ist auch nicht misslungen. Es finden sich hier Auszüge aus Predigten von *Reinhard*, *Ammon*, *Gebauer*, *Klein*, *Cramer*, *Dräseke* u. a. Zwey Entwürfe, bisher ungedruckte, sind vom Hn. *Weikert* selbst, No. 8 und 9. Der erste behandelt das Thema: wie heilsam es sey, den Himmel als unsere Heimath zu betrachten. Es ist heilsam a) für unser Handeln, b) für unser Dulden. Recht gut und zweckmässig. Nur könnte man dabey zweyerley wünschen. Einmal, dass der Gedanke selbst: der Himmel ist unsere Heimath, im Eingange nicht bloss vorausgesetzt, sondern bewiesen worden wäre. Sodann werden im zweyten Theile nur Beruhigungsgründe beym Dulden daraus hergeleitet; statt dass hätte gezeigt werden sollen, welchen Einfluss dieser Gedanke auf das Dulden selbst, und auf das standhafte Betragen bey Leiden haben müsse. Der zweyte Entwurf hat das Thema: Über die hohe Wichtigkeit des Ausspruchs: wir werden bey dem Herrn seyn allezeit. Dieser Entwurf gefällt uns noch besser, als der vorige.

Warum aber der Hr. Fortsetzer die von dem seligen *Petsche* beliebte vierfache Eintheilung der aufgenommenen Entwürfe beybehalten hat: a) Entwürfe allgemeinen Inhalts, b) Entwürfe mit Rücksicht auf die Zeit, c) bey besondern Fällen, d) in Hinsicht auf die Hinterlassenen, begreifen wir um so weniger, da das Unlogische dieser Eintheilung jedem gleich einleuchten muss.

— R —

NEUE AUFLAGEN.

Marburg, b. Krieger: *Abraham Gotthelf Kästners zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle.* Zweyte, mit Genehmigung des Verfassers veranstaltete Sammlung. Neue, unveränderte Auflage. 1820. XX u. 195 S. 8. (14 Gr.) Die erste Auflage erschien bereits 1800.

Stuttgardt, b. Löflund: *Gespräche und Anekdötchen aus der nahen Thierwelt.* Aus der Thiersprache übersetzt. Ein nützliches Unterhaltungsbuch für Kinder, von *Rudolph Magenau.* Dritte Ausgabe. Mit 1 Kupfer u. 14 Vignetten. 1820. 140 S. 8. (20 Gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1808. No 93.

Zürich, b. Ziegler u. S.: *C. Suetonii Tranquilli Vitae XII. Imperatorum*, erläutert von *Joh. Heinrich Bremi.* Zweyte umgearbeitete und berichtigte Ausgabe. 1820. VIII u. 760 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.) Die erste Auflage erschien bereits 1800.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
OCTOBER 1820.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, b. Levrault: *Essai historique sur l'école d'Alexandrie, et coup d'oeil comparatif sur la literature grecque depuis le temps d'Alexandre le Grand jusqu' à celui d'Alexandre Sévère.* Ouvrage couronné par l'Académie royale des inscriptions et belles lettres. Par *Jacques Matter.* 1820. Tom. 1. 326 S. Tom. 2. 331 S. 8. (3 Rthlr.)

Warum die Akademie der Inschriften die Aufgabe gerade bis auf Alexander Severus beschränkte, ist nicht wohl abzusehen, da auch die späteren Schicksale jener grossen Lehranstalt des Alterthums, bis auf die Eroberung Ägyptens durch die Saracenen, interessant genug sind. Durch solche Beschränkung ward der Vf. dieser Geschichte von den späteren Schicksalen Alexandriens abgeleitet, und es entstanden Verwechselungen, die wir nachweisen werden. Denn weder die Unruhen unter Gallienus, noch der Aufstand der Parabolanen und der Ruin der gelehrten Anstalten unter Theodosius werden berührt, und, wo die erstern von Ammianus Marcellinus erzählt werden, da wird diess auf den grossen Brand des Bruchiums zu Cäsars Zeiten bezogen. Gleichwohl wird in den Zusätzen eine Zeittafel der spätern Schicksale Alexandriens bis ins zwölfte Jahrhundert gegeben. Doch diess nur vorläufig. Die Wichtigkeit des Unternehmens braucht nicht dargethan zu werden. Jeder Freund der Wissenschaften und nützlichen Kenntnisse gedenkt mit Hochachtung und Dankbarkeit der trefflichen Lehranstalt, welche neun Jahrhunderte hindurch die Gelehrsamkeit des Alterthums erhielt, und neue Kenntnisse gründete oder verbreitete. Durch die Alexandriner wurden die grossen Meisterwerke des Alterthums vor dem Untergang bewahrt, und mit kritischer Sorgfalt die Reinheit und Ächtheit der Handschriften geprüft. Auch waren Kritik, Grammatik und Studium der Alten die Lieblings-Beschäftigungen jener Gelehrten, welche daher von Strabo (lib. 17) in dem heutigen Sinn des Worts mit Recht Φιλόλογοι ἄνδρες genannt werden, wiewohl die beiden ersten Gelehrten, welchen man diese Benennung beylegte, Eratosthenes von Cyrene und Evergetes II, wegen ihrer mannichfachen Kenntniss diesen Namen führten. (*Eratosthenes, qui primus hoc cognomen sibi vindicavit, multiplici variaque doctrina consebatur. Sueton. illustr. gramm.* c. 10. Πτολεμαῖος ὁ Φιλολόγος καὶ εὐεργέτης *Epiphan. de pond. et mensur.* c. 12.) Aber zu den Wissenschaften, die in Alexandrien theils gegründet wurden, theils neuen Glanz erhielten, gehören besonders die Mathematik, Astronomie und Geographie unter Euklides, Apollonius von Perga, Diophantus, Eratosthenes, Hipparch, Aristarch aus Samos, Ptolemäus und Strabo: die Anatomie unter Herophilus und Erasistratus: die kritische Philosophie unter Änesidemus und der neue Platonismus unter Ammonius Saccas und Plotinus. Nur die Historie scheint weniger bearbeitet worden zu seyn, da Appian der einzige, aber parteyliche Geschichtschreiber ist. Indessen ist der Verlust der Schriften des ersten Ptolemäus, worin er Alexanders Züge beschrieb, zu bedauern. Eine vollständige Geschichte dieser Schule ist also ein sehr rühmliches Unternehmen, dem indessen unser Vf. nicht ganz gewachsen war.

Zwar ist die glänzendste Seite dieses Werks gerade die, wodurch Hr. *M.* das Urtheil der Richter in Paris gewinnen musste: die Correctheit der Sprache, die Schönheit des Stils, der freylich nur zu oft declamatorisch wird. Es ist wahr, man liest das Buch mit desto grösserem Vergnügen, je feiner die Wendungen und je täuschender der Anschein von Gründlichkeit ist. Indessen ist schon die Ökonomie des Ganzen fehlerhaft, da die Geschichte der Gelehrten von der Geschichte der Gelehrsamkeit, oder die äussere von der inneren Geschichte der Alexandrinischen Schule getrennt ist, und jene im ersten, diese im zweyten Theil vorgetragen wird. Nothwendig werden dadurch öftere Rückweisungen und noch lästigere Wiederholungen, von welchen der ganze zweyte Band voll ist. Auch das ist ein Fehler in der Composition, dass im zweyten Theil der Zustand jeder einzelnen Wissenschaft im übrigen Griechenland mit dem gleichzeitigen in Alexandrien verglichen wird. Zwar ist es im Fach der Geschichte ungemein auffallend, welch ein Unterschied zwischen Freystaaten und despotisch regierten Ländern ist, da mit dem unsterblichen Polybius sich Niemand vergleichen lässt. Aber in den übrigen Fächern des menschlichen Wissens ist die vom Vf. angestellte Vergleichung unvollständig und unsicher. Jenes sieht man am meisten, wo er die Geschichte der Naturwissenschaften und der Medicin vorträgt, und die Unsicherheit geht daraus hervor, dass viele Gelehrte zwar in Alexandrien, aber

nur kurze Zeit gelebt, und es daher sehr zweifelhaft wird, ob man ihre Erzeugnisse zu den Alexandrinischen rechnen soll, oder nicht. Namentlich ist diess bey Theokrit der Fall, dessen Schöpfung, das Idyll, gewiss viel eher auf den reizenden Auen Siciliens, als zwischen den dumpfen Mauern der Rhakotis und des Bruchiums, oder in den Sandwüsten Ägyptens entstanden ist.

Ungern haben wir ferner das Eindringen in den Geist jeder Wissenschaft und Kunst vermisst. Da Handel und Kunstfleiss mächtige Beförderungsmittel der Wissenschaft sind: so musste das Fabrikwesen und der Kunstfleiss der Alexandriner, wie ihr ausgebreiteter Handel, vorläufig geschildert werden. Es wäre sehr angenehm, wenn von den Glashütten und Papierfabriken Alexandriens, deren Adrian in seinem bekannten Brief (*Vopisc. Saturnin.*) erwähnt, die Rede gewesen. Aber noch nothwendiger musste der pragmatische Geschichtschreiber jener einzigen Anstalt des Alterthums in den Geist jeder dort bearbeiteten Wissenschaft eindringen, und die Entstehung gewisser Lehrmeinungen gründlich entwickeln. Diess ist wenigstens nicht durchgehends geschehen. So werden die jüdischen Secten der Essener und Therapeuten kaum erwähnt, obwohl sie den wichtigsten Einfluss auf den Gang des menschlichen Geistes gehabt haben. Die christlichen Secten, die Basilides und Karpokrates stifteten, werden übergangen. Die Entstehung der Chemie, die Praxis der Poëten unter den Pseudonymen, Osthanes, Hermes u. s. f. wird eben so wenig ausgeführt, als ein vollständiger Begriff von dem Pyrrhonismus der Alexandriner, von der Trennung der Medicin und von dem Geist der alten empirischen Schule gegeben.

Wenn die Brabeuten an der Seine, bestochen durch Correctheit der Sprache und Glanz der Darstellung, eine Menge Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten übersahen: so muss der Deutsche Kritiker durch Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und Streben nach Gründlichkeit desto mehr sich zu seinem Vaterland bekennen. Schon die Geschichte des Museums und der königlichen Beschützer, der dort unterhaltenen Gelehrten, ist nicht frey von solchen Zügen der Nachlässigkeit. Vom Evergetes II wird erzählt, dass er, nach Vertreibung der Gelehrten aus Alexandrien, sie wieder zurück gerufen, die Bibliotheken vermehrt und die Gelehrsamkeit befördert habe. Diess ist ohne hinreichenden Beweis hingestellt, und wird mehrmals, ohne nähere Beweisführung, wiederholt. Zwar wird Athen. 1, 3 angeführt; aber dort ist offenbar von Philadelphus (Πτολεμ. Φιλάδελφος δ' ἐπίκλην) die Rede. Wichtiger ist Galen (*comm. 2 in 3 Epidem.* p. 411. 412, nicht 410, wie der Vf. citirt). Hier wird der Ptolemäer zwar Evergetes überhaupt genannt; allein, dass der zweyte dieses Namens gemeint sey, ergiebt sich aus der Verbindung, worin Mnemon aus Sida, ὁ διορθωτής, mit jenem Ptolemäer genannt wird. Dieser aber war, wie *Galen* bezeugt, mit Asklepiades zugleich, des Kleophantus Schüler, wodurch sein Zeitalter allerdings auf 140 — 130 J. v. Chr. bestimmt und dadurch bestätigt wird, dass der zweyte Evergetes gemeint sey. Indessen, ob dieser König vor oder nach der Vertreibung der Gelehrten aus Alexandrien Beförderer der Wissenschaften gewesen, das ist nicht klar, und Athenäus Erzählung, er habe die Gelehrten, die mit seinem Bruder Philometor erzogen waren, aus Hass gegen diesen, vertrieben, giebt zu den verschiedensten Vermuthungen Raum. (Athen. lib. 4. c. 25.) Philometor herrschte nun in Alexandrien, unter Vormundschaft seiner Mutter Kleopatra, acht Jahre lang (169 — 161 v. Chr.). Dann erregte Evergetes II den Krieg des Antiochus Epiphanes gegen Ägypten, und ohne Dazwischenkunft der Römer hätte er seinen Zweck erreicht. So eben ward Friede zwischen den Brüdern vermittelt, in welchem Evergetes II Libyen und Cyrene erhielt. Hier herrschte er dreyzehn Jahre, bis sein Bruder 146 v. Chr. starb, wo er erst König von Ägypten wurde. Indessen empörten sich die Alexandriner häufig, und vertrieben ihn endlich 121 v. Chr. Doch kam er zwey Jahr darauf wieder, und starb 116 v. Chr. (Liv. 44, 19. 45, 11. 12. Cf. 46. Diod. Sicul. 2, 597. ed. Wessel.). Durch dergleichen genauere Erörterungen hätte man den scheinbaren Widerspruch in dem Betragen dieses Herrschers aufhellen können.

Zur Schilderung der Art und Weise, wie die Alexandriner die Wissenschaften bearbeiteten, liefert Athenäus treffliche Beyträge; aber der Vf. hat sie bisweilen missverstanden oder gemissdeutet. So wird das Epigramm Timons (Athen. 1, 19):

Πολλοὶ μὲν βόσκονται ἐν Αἰγύπτῳ πολυφύλῳ
βιβλιακοὶ χαρακεῖται ἀπείριτα δηριόωντες
μουσέων ἐν ταλάρῳ·

so übersetzt: *La populeuse Egypte en nourrit beaucoup, qui pâlissent sur les volumes et qui se débattent dans la cage pour des questions oiseuses*, und dann wird den Alexandrinern das *Bleichwerden für die Nachwelt* zum Verdienst angerechnet. Um solcher schönen Redensart willen wird dem Timon etwas in den Mund gelegt, woran er nicht gedacht hat. *Lefebre's* Übersetzung ist dagegen weit richtiger: *Dans la populeuse Egypte on nourrit beaucoup de griffonneurs de livres, qui se battent sans cesse dans la cage des muses.* Vom Philetas von Kos heisst es, er sey so behende und leicht gewesen, dass er Steine in den Taschen (*dans les poches*) habe tragen müssen, um nicht von den Winden umgeweht zu werden. Von Taschen wussten die Alexandriner nichts, und im Aelian (*var. hist.* 9, 14), der Quelle, steht bloss: Man sage, Philetas habe bleyerne Sohlen (πέλματα μολίβδου) getragen. *Sprengel* wird eines schweren Irrthums (*d'une grave erreur*) beschuldigt, dass er Strato von Lampsakus als Zeitgenossen des Evergetes I. angebe. Allein überall und besonders in der chronologischen Übersicht des *Sprengelschen* Werks (zweyte Deutsche Ausgabe,

S. 657) wird Strato, als Zeitgenoss des Philadelphus, auf das Jahr 279 v. Chr. gesetzt. Derselbe Strato heisst kurzweg ein Atheist, und doch sind seine Lehrsätze von der Nothwendigkeit ewiger Naturgesetze ganz vernünftig und von der Stoa entlehnt. Ein anderer Atheist, Theodor, heisst auch in einigen Handschriften Θεός, was sich Hr. *Matter* nicht zu erklären weiss. Indessen ist es ohne Zweifel verhört oder verschrieben, statt ἄθεος. Von diesem Theodor wird gesagt, Epikur habe wahrscheinlich aus seinen Schriften geschöpft. Gewiss nicht: denn Epikur war 341 v. Chr. geboren, und daher schon 40 Jahr alt, als Theodor zuerst auftrat... Über Erasistratus kommen mehr als eine Unrichtigkeit vor. Ohne Beweis wird angenommen, dass, ehe er nach Alexandrien gegangen, die Schule in Smyrna von ihm gestiftet worden, welche bis ins vierte Jahrhundert bestanden. Wir wollen nicht fürchten, dass Hr. *M.* noch Chushill's Denkmünzen, die Mend gelehrt erläuterte, für ächt hält. Aber bekannt musste ihm doch seyn, dass die Schule der Erasistraten zu Smyrna von Hiersius gestiftet wurde, nachdem Evergetes II. die Gelehrten aus Alexandrien vertrieben (Strabo lib. 12). Dann wird Erasistratus für älter als Herophilus ausgegeben, wofür kein Zeugniss des Alterthums spricht. Im Gegentheil sagt Galen (*de venaesect. adv. Eras.*): Was Eras. behaupte, haben bis dahin (ἄχρι τοῦδε) weder Diokles, noch Plistonikus, noch Herophilus oder Praxagoras gelehrt. Darauf ist das höhere Alter des Herophilus zu vermuthen. Ferner steht Th. 2. S. 180 buchstäblich: *Erasistrate et son fils Aristote sont cités comme péripateticiens.* Rec. fragt: Wer kennt Aristoteles, des Erasistratus Sohn? Und dann: wenn auch Erasistratus den Theophrast gehört hatte: so sind doch seine Lehrmeinungen weit weniger aus der peripatetischen Schule hervorgegangen, als durch die Grundsätze seines anderen Lehrers, Chrysipp von Knidos, veranlasst worden. Weiter, Herophilus habe zuerst menschliche Leichname zergliedert. Allein vom Aristoteles ist es sehr wahrscheinlich, von Praxagoras gewiss, dass sie menschliche Leichname zergliedert haben. Unter Evergetes II. wird Sphärus vom Bosphorus aufgeführt, als Lehrer des Kleomenes. Bedachte Hr. *M.* nicht, dass diess einen argen Anachronismus von fast hundert Jahren giebt? Denn Kleomenes starb in Ägypten von eigener Hand 221, als Philopator zur Regierung gekommen. Hr. *M.* aber lässt den Sphärus, erst von Evergetes II. vertrieben, sich nach Sparta flüchten, welches gerade etwa 100 Jahre später seyn würde. Die Wahrheit ist, dass Sphärus nicht aus dem Bosphorus war, sondern vom Plutarch, im Leben des Kleomenes, der Borysthenid genannt wird, dass Zeno von Kittium († 261) sein Lehrer war, und dass er also unter Philadelphus und Evergetes I. gelebt hat. Hier und bey Evergetes I. Tode kommen gar seltsame Äusserungen und Declamationen vor. Es wird bedauert, dass Evergetes I. Expedition gegen Griechenland, wozu ihm Kleomenes gerathen, durch den Tod des ersten gehindert worden. Da hätte der König das Museum mit den Reichthümern Athens, Korinth's und Sicyons anfüllen können. In der That hat dieser Wunsch keinen verständigen Sinn. Auch lesen wir im Plutarch bloss, dass Evergetes den Vorsatz hatte, den Kleomenes mit Schiffen und Geld wieder nach Sparta zurück zu senden. Wäre es zum Kriege gekommen? Schwerlich, denn Antigonus war todt, und Philipp II. hatte genug mit den Ätoliern zu thun. Wie hätte also Evergetes, dieser Menschenfreund, friedliche Staaten berauben sollen?.. Das Serapeum und die damit verbundene Bibliothek glaubt Hr. *M.* von Evergetes II. gestiftet, und erst unter Theodosius sey es zerstört worden. Allein beides ist nicht gewiss. Den Cultus des Serapis führte schon Soter ein, und baute in der Rhakotis den Tempel (*Tacit. hist.* 4, 84). Ob nun unter den Ptolemäern schon eine Bibliothek in diesem Tempel gewesen, das ist durch kein Zeugniss zu erweisen; aber gewiss ist, dass Antonius der Kleopatra die pergamenische Bibliothek (20 Myriaden, sagt Plutarch) schenkte, und dass diese im Serapeum aufgestellt wurde. Nun sagt zwar Ammian (22, 16), dass auch das Serapeum unter Cäsar in Feuer aufgegangen, aber das ist offenbar eine Verwechselung mit dem Bruchium. Indessen muss doch die Bibliothek des Serapeum früher zerstört seyn, als unter Theodosius, da Ammianus zwar noch das herrliche Gebäude sah und rühmte, aber von den Büchersammlungen ausdrücklich hinzusetzte: *fuerunt.* Die Unruhen unter Gallienus und unter Aurelian mögen wohl am meisten zur Vernichtung der grössen Sammlungen mit beygetragen haben. Doch muss man nicht vergessen, was Dio Cassius (77, 23) von den Greuelthaten des Ungeheuers Caracalla, in Alexandrien verübt, erzählt. Aus dem Serapeum selbst gab er die Befehle zu allgemeinen Hinrichtungen, und hob die συσσίτια auf. Diess war im Jahr 215. Wie konnte dabey die Bibliothek des Serapeums und die ganze Lehranstalt bestehen? Es ist in der That auffallend, dass Hr. *M.* zwar im Ganzen diese Thatsache erzählt, aber ohne daraus zu folgern, dass die Bibliothek des Serapeums und die Lehranstalt nicht unverletzt dabey bleiben konnten. Eben desswegen gilt ihm Orosius, des unverdächtigen Augenzeugen, Aussage nichts. Allein der unbefangene Geschichtforscher kommt, nach gründlicher Forschung aller Beweisstellen, zu der Überzeugung, dass das Serapeum, als Lehranstalt, vielleicht schon seit Philadelphus bestand, dass die Bibliothek aber erst von Antonius dahin geschenkt wurde, und dass diese Bibliothek die Unruhen unter Caracalla, Gallienus und Aurelian schwerlich überlebt hat.

Bey Gelegenheit des Brandes, der, als Cäsar Alexandrien belagerte, das Bruchium verzehrte, sagt Hr. *M.* Th. 1. S. 144 buchstäblich: *La flamme fut vue jusqu'à Rome.* Nun wahrlich, wenn das wahr ist, dann hat man auch den Brand von Moscau 1812 in

Dresden und Breslau gesehen! Es sind nämlich von Alexandrien bis Rom 245 geographische Meilen. . Der Arzt Dioskorides Phakas lebte freylich zu der Kleopatra Zeit, und Suidas hat ihn allerdings mit dem Diosk. von Anagarba verwechselt; aber warum soll dieser eine Person mit dem Dioskorides seyn, den Cäsar an seinen Feldherrn Achilles schickte, und den dieser umbringen liess? Dabey wird fälschlich *bell. alexandr.* citirt, da es *Caes. bell. civ.* 3, 109 heissen sollte. . . Ägypten, sagt der Vf., sey von Augustus als seine besondere Provinz angesehen worden: es hätten consularische Personen nur dann die Provinz betreten dürfen, wenn sie alle Zeichen ihrer Würde abgelegt hätten. Diess ist eine unrichtige Deutung der Stelle in Tacitus (*ann.* 2, 59), wo erzählt wird, dass Germanicus Ägypten besucht habe, *pedibus intectis, sine milite, pari cum Graecis amictu.* Nicht die Zeichen der consularischen Würde erregten Verdacht, sondern es sollte überall kein bedeutender Mann Ägypten besuchen, weil, wer sich dort festsetzte, Italien mit Hungersnoth bedrohen konnte. . Als Augustus das Grab Alexanders besuchte, erzählt Suetonius (*Aug.* 18), stellte er eine goldene Krone auf den Sarg, und bestreute ihn mit Blumen. Hr. *M.* sagt: *il jette des couronnes sur le cercueil d'Alexandre.* Heisst das nicht, die Alten Unsinn sagen lassen?

Die christlichen Lehrer in Alexandrien haben sich, behauptet der Vf., vor dem Pantänus nicht um Philosophie bekümmert. Justin der Märtyrer beweiset das Gegentheil: aber dessen erwähnt auch Hr. *M.* nirgends. . Salomon sey in seinem Hohenliede das Vorbild des Theokrit in seinen Idyllen gewesen. Mit eben dem Recht möchte Rec. sagen, dass Kalidas Sakontala das Vorbild unsers *Goethe* gewesen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Literaturgeschichte. *St. Gallen,* b. Huber u. Comp.: *Thomas Plater, Versuch einer Darstellung seines Lebens.* Als Beytrag zur Gelehrten-Geschichte aus den Zeiten der Schweizer-Reformation, zunächst für Deutschlands studirende Jünglinge bearbeitet, von *J. Fr. Franz*, reform. Pfarrer zu Lichtensteig im Kanton St. Gallen. Mit Th. Platers Bildniss. 1812. XL u. 354 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Thomas Plater hat von sich in einer Selbstbiographie, geschrieben im J. 1572, Nachricht gegeben, und sie ist die Quelle aller der Schriften, welche in der Folge über diesen Mann erschienen sind. Das Original dieser Selbstbiographie befindet sich in den Händen des Rathsherrn *Claud. Passavant* zu Basel, und eine Copie davon ebenfalls daselbst, ein Auszug daraus aber in den *Miscellaneis Tigurinis* III, 207 — 340, und dieser ist es eigentlich, den man am meisten benutzte. Auch Hr. *Fr.* hat sich, weil ihm der Zugang zu den ersten Quellen nicht möglich war, an diesen Auszug vorzüglich halten müssen, daher denn in materieller Hinsicht wenig Neues hier gesucht werden darf. Dagegen ist die Darstellung nicht ohne Verdienst, und verfolgt ihren Zweck, der studirenden Jugend nützlich zu werden, mit vieler Umsicht und Gewandheit; auch gewährt sie der Schweizerischen Reformationsgeschichte manche Aufklärung.

S.

Zürich, b. Ziegler u. Söhnen: *Denkrede auf Herrn Joh. Jacob Hottinger,* Professor der Griechischen Sprache und der heiligen Philologie, geb. den 3 Febr. 1750. gestorb. den 4 Febr. 1819. von *J. H. Bremi.* Gehalten vor der Gelehrten Gesellschaft in Zürich. 1820. Ohne Seitenzahl (55 S.) in 8.

Der Redner, ein Zögling und Freund des Verstorbenen, weiht mit gebeugtem Herzen, von Pflicht ermuthigt, dem hochverehrten Abgeschiedenen dieses Todtenopfer, nicht sein äusseres Leben schildernd, sondern darstellend, wie und was er war. Für das Charakteristische in *Hottingers* geistiger Anlage hält er Tiefsinn und Scharfsinn, deren Früchte in Zierlichkeit und Anmuth erschienen; Schnelligkeit im Ausdruck und Darstellung fehlten ihm. Der Wissenschaft wurde er gewonnen durch die wohlwollende Aufmunterung des als Philolog bekannten *Steinbrüchels.* In Bearbeitung der Alten hat er als Kritiker, Erklärer und Uebersetzer grosses Verdienst; „Platons Krito ist ein Meisterwerk der Übersetzungskunst, dessen Plato sich selbst freuen würde;" sein richtiger Geschmack konnte „Deutsche Übersetzungen, die Alles eher als Deutsch sind" nicht billigen. Auch als Prosaist in der Deutschen Sprache gehört er zu den Wenigen und Seltenen. Als Erklärer des neuen Testaments (darauf bezieht sich der etwas schielende Ausdruck des Titels: Professor der heiligen Philologie) hat er die Mitte gehalten zwischen steifer Anhänglichkeit an das Alte und frecher Neuerungssucht. Seine feine Dialektik, in der er ein unübertroffener Meister war, wäre nach Rec. Dafürhalten auch wenigstens einiger Berührung werth gewesen.

P. T.

Schaffhausen, in der Hurter'schen Buchhandlung: *Zum Andenken an die Verdienste des verewigten Herrn Doctors und Professors Johann Georg Müller, Oberschulherrn in Schaffhausen.* Von *J. J. Altorfer,* Diaconus und Professor. 31 S. 8. 1820.

Seinem grossen Bruder, Johannes Müller, gleich, hatte auch Joh. Georg Müller dem Dienste der Kirche sich gewidmet; und obwohl mancherley Ursachen in ihm und ausser ihm ihn bewogen, für eine Zeit lang politischer Geschäfte sich anzunehmen, so blieb dennoch sein Streben und Wirken als Gelehrter und Schriftsteller grösstentheils innerhalb dem Kreise desjenigen Studiums, das er zuerst ergriffen hatte, welches auch seinem Geist, wie seinem Herzen, am meisten befreundet war. Als Vorsteher des Erziehungswesens im Kanton Schaffhausen (Oberschulherr) hatte er auf die Jugendbildung im Allgemeinen, und indem er bisweilen Söhnen und Töchtern seiner Freunde Unterricht ertheilte, auch ein Lehramt als Professor bekleidete auf Bildung so mancher Einzelnen den segensreichsten Einfluss. Alle seine Schriften zeugen von seinem Streben nach Gemeinnützigkeit, so wie auch alle das Gepräge seines religiösen Gemüths tragen. Sie fanden in Norddeutschland ein zahlreiches Publicum. S. 19 muss Rec. einen Irrthum berichtigen: Die Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst werden *M's* erste Schrift genannt; aber schon zwey Jahre früher (1789) gab er einen Band philosophischer Aufsätze heraus.

P. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, b. Levrault: *Essai historique sur l'école d'Alexandrie, et coup d'oeil comparatif sur la literatur grecque depuis la tems d'Alexandre le Grand jusqu' à celui d'Alexandre Sévère.* Par *Jacques Matter* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Überall bemerkt man das Bestreben des Vfs., die Alexandriner als die ehrwürdigsten Wohlthäter der Menschheit darzustellen, daher er alle nachtheilige Nachrichten von ihnen entweder übersieht oder anders zu erklären sucht. Nicht die ersten Eklektiker sollen sie gewesen seyn: diese Ehre wird dem Zeno von Kittium zugeschrieben, dessen Materialismus doch so zusammenhängend war, dass wir in den gangbaren Systemen kaum eine Spur davon finden. Ganz übergangen wird dagegen Alcinous, der als der erste Eklektiker und als Vorgänger des Potamon angesehen werden muss. An einer Stelle, Th. II. S. 249 wird er zwar erwähnt, aber sonderbar genug behauptet, dass seine Schrift als Einleitung in die Dialogen des Plato dienen könne. Wenn man die Schrift des Alcinous von der Platonischen Lehre und des Juden Philo Werke mit der Jezirah der Juden vergleicht, und den Zend-vesta gelesen hat: so ist die Alexandrinische Philosophie nicht mehr dunkel, und kann aus ihren Quellen abgeleitet werden. Diese Zusammenstellung, dieses Studium jener Quellen vermisst man bey dem Vf. völlig. Zwar führt er das Buch der Weisheit, aus den apokryphischen, an, und sagt manches Interessante, besonders darüber, dass das Lob der Unfruchtbarbeit (Cap. 4) ganz den ächten Ideen der Israëliten widerspricht, und auf einen Essener, als Vf., schliessen lasse: auch dass der erste Abschnitt des Buches bis zu Ende des neunten Capitels von einem andern Schriftsteller herrühre, als der zweyte Theil. Zwar erwähnt er des Aristobulus; aber da dessen Werke verloren gegangen, so läfst sich nichts weiter daraus folgern. Da Alexandrien keine Geschichtforscher hervorgebracht, die mit den grossen Mustern in Griechenland und Rom verglichen werden könnten: so werden, um diese Lücke auszufüllen, Schriftsteller in ganz verschiedenen Fächern, sogar der Jude Philo, aufgeführt, der doch die historischen Sagen seines Volks nur allegorisch erklärte. Vorzüglich wird Philo's Buch gegen den Flaccus, Römischen Statthalter von Ägypten, gerühmt. Es ist wahr, diese Schrift hat den Anschein der Beredsamkeit, da sie des Flaccus Verwaltung im Anfang rühmt; allein der Grund der Verfolgungen gegen die Juden wird nicht klar, da es unglaublich ist, dass Flaccus, ein so kluger Staatsbeamte, die Verfolgungen gegen ein schuldloses Volk hätte als ein Mittel ansehen sollen, sich bey Caligula beliebt zu machen. Viel wahrscheinlicher liegt die Ursache in den Unruhen, welche die Ankunft des Tetrarchen Herodes Agrippa I. in Alexandrien erregte. Der königliche Aufwand des letzteren und die Gunst, worin er bey Caligula stand, erregten den heftigsten Neid unter den Juden zu Alexandrien, die ihre Stammgenossen in Palästina fortdauernd hassten. (Οἱ δ' ὑπὸ φθόνου ῥηγνύμενοι· βάσκανόν γὰρ φύσει τὸ αἰγυπτιακόν· καὶ τὰς ἑτέρας εὐπραγίας ἰδίας ὑπελάμβανον εἶναι κακοπραγίας, das sind Philo's Worte.) Auf öffentlichen Plätzen und im Theater wurde ein armer Narr, Karabas, mit Byblus gekrönt, und ihm ein Scepter von Papyrus in die Hand gegeben und *Mar* begrüfst, um den neuen Herrn Syriens zu verspotten. Diess thaten doch gewiss die Alexandrinischen Juden, und nun erst, nach diesem Missbrauch des strafbaren Muthwillens gegen den Günstling des Kaisers, erfolgte der Befehl, Bilder (der Cäsarn? oder der Römischen Götter?) in den Bethäusern der Juden aufzustellen. Das empörte die hundert Myriaden Juden, die nach Philo in Ägypten wohnten. Diess ist der Zusammenhang der Geschichte, die Philo keinesweges so klar aus einandersetzt, um sein Volk nicht im nachtheiligen Lichte zu zeigen.

Die Geschichte des Skepticismus in Alexandrien wird durch dieses Werk nicht klarer. Obgleich der Vf. vom Aenesidemus handelt, und des Heraklitus Theorie als den Grund angiebt, worauf jener gebaut: so ist doch der logische Zusammenhang zwischen den Gegensätzen des Heraklitus und dem sceptischen Dogmatismus des Aenesidemus nicht deutlich. Besser ist die Geschichte des neuen Platonismus ausgeführt; doch steigt der Vf. nicht zu den morgenländischen Quellen, jenseit des Euphrat, hinauf. Plotinus, mit dessen Schriften sich der Vf. lange beschäftigt, erhält hier ein grosses Lob. Die Enneaden, von Porphyrius herausgegeben, enthalten freylich Widersprüche. Davon wird hier dem Herausgeber die Schuld zugeschrieben, und zum Beweise angeführt, dass Plotinus die Astrologie und die Irrthümer der Gnostiker bekämpft habe, aber in den Enneaden finde man Magie, Astrologie und morgenländische Lehren. Rec. kann sich zwar kei-

ner ganz genauen Bekanntschaft mit den Enneaden rühmen, allein in der hoffentlich unverfälschten Schrift des Plotinus: περὶ τοῦ πῶς ἀρχῇ ἡ οὐρανία διάθεσις (*Villoison anecd. graec. vol.* 2) findet man doch auch Schematismen zur Kur der Krankheiten empfohlen. Wenn sich Plotinus den Beschwörungen der Gnostiker widersetzte, wie *Enn.* 2. *lib.* 9. c. 15. f. 121. b. *ed. Ficin.* geschieht: so lag der Grund davon darin, dass diese Secte sich nur mit niederen Dämonen zu befreunden suchte, Plotinus aber die höheren Ordnungen, welche er demiurgische nennt, durch Gebet und beschauliches Leben in sein Interesse zu ziehen strebte. Diess war Theurgie, nach Porphyrius Erklärung, welche aus der Theosophie, oder dem Umgang mit Gott, floss; Goëtie hingegen wurden die niedern magischen Künste genannt, durch welche man böse Dämonen zu bändigen sucht. Die letztern Künste verachtete Plotinus eben so sehr, als er die Theurgie für die erhabenste aller menschlichen Künste ansah. Gerade darin stimmten auch die orthodoxen Christen seiner Zeit mit ihm überein, dass sie durch Gebet und Tödtung der Sinnlichkeit sich zu Wunderthätern zu erheben, die Krankheiten durch Auflegen der Hände, und die Teufel durch Anrufung des Namens Jesu auszutreiben suchten; aber alle Goëtie, alle magischen Künste, Talismann und Amulete verwarfen (*Iren. contr. haeres. lib.* 2. c. 32. *Cod. Theod. De pagan. sacrif.*).

K. S.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Das alte und neue Morgenland;* oder Erläuterungen der heiligen Schrift aus der natürlichen Beschaffenheit, der Sagen, Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes. Mit eingeschalteter Übersetzung von *Samuel Burder's* Morgenländischen Gebräuchen, und *William Ward's* Erläuterungen der heiligen Schrift aus den Sitten und Gebräuchen des Hindus; von *E. F. K. Rosenmüller*, d. Th. Dr. u. d. morgenländ. Literat. o. P. zu Leipzig. *Fünfter Band.* 1820. 298 S. *Sechster Band.* 1820. 317 S. 8. (3 Rthlr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1818. No. 106. 1819. No. 136. 224.]

Diese beiden Bände, welche das Werk beschliessen, enthalten die Bemerkungen zu den sämmtlichen Büchern des Neuen Testaments, und sind meistens aus denselben Quellen, wie die früheren, geschöpft. Am Ende des sechsten Bandes jedoch hat Hr. *R.* noch einen Nachtrag zu den früheren Bänden geliefert, welcher vorzüglich aus *Moriers* zweyter Reise nach Persien, London 1818, in der auf Erklärung biblischer Stellen überall sorgfaltige Rücksicht genommen worden, und aus *Leghs* Reise im südlichen Syrien, London 1819 gezogen ist. Hn. *Wards* Bemerkungen, aus den Sagen und Sitten der Indier genommen, gehen nicht sehr tief, und man vermisst in ihnen vorzüglich eine gehörige Kenntniss der Quellen der Indischen Religion, der alten Sanskritliteratur; welches denn freylich bey den meisten Missionarien der Fall ist. Hr. W. hätte zu sehr vielen Stellen der Bibel ungleich treffendere und vollständigere Parallelen und Aufklärungen aus der religiösen Sage der Indier geben können, wenn er sich an die Wedas, den Manu, die Puranas, und die alten Heldengedichte gehalten hätte, anstatt dass er meistens nur das berücksichtigte, was er jetzt an äusseren Gebräuchen und Meinungen des grossen Haufens in Indien gerade vorfand, oder vorzufinden glaubte. So z. B. erzählt er bey Matth. 6. v. 5. 7. in Hinsicht der Lehre, dass ein aufrichtiger Beter nicht sich zur Schau stellen, und viele Worte machen müsse, allerley von Indischer Sitte, welches diesem zuwider läuft; anstatt dass es im Gegentheil hätte zeigen sollen, dass auch die Indische Religion jene wahre Lehre sehr wohl kennt, und den Satz scharf einprägt, dass es beym Gebete und allen Andachtsübungen auf das innere, wahre Gefühl, und die stille Sammlung des Gemüths ankomme, nicht aber auf das Äussere. Denn z. B. Manu sagt, Cap. 2. v. 85: „die Wiederholung des heiligen Namens des Herrn ist zehnmal besser als das festgesetzte Opfer; hundertmal besser, wenn niemand dabey zuhört; und tausendmal besser, wenn sie bloss in Gedanken geschieht." Cap. 6. v. 82: „Alles so eben verkündigte erlangt man durch frommes Nachdenken; aber niemand, der den höchsten Geist nicht kennt, kann diese Frucht von blosser Beobachtung der Ceremonien einsammeln." Das Denken des heiligen Namens Gottes wird hier empfohlen, im Gegensatz gegen Opfer und andere mehr äusserliche Andachtsübungen, weil es eine möglichst einfache, am wenigsten materielle, bloss geistige Handlung ist. Hr. *W.* stellt dieses Wiederholen des Namens Gottes im Geiste auf eine ganz verzerrte und verkehrte Weise dar. Die Moslemen schärfen auf gleiche Weise das innere, schweigende Beten ein, das nicht in blossem Lippengeplapper bestehen soll. So heisst es z. B. im Pendnameh des *Ferid eddin attâr, ed. Sacy*, pag. 46: „die Lobpreisung Gottes ist von dreyerley Art sonder Zweifel; halte du diese Rede nicht für Thorheit. Der grosse Haufe kennt nur die Lobpreisung mit der Zunge; die Lobpreisung der Vertrauten Gottes aber, wahrlich, geht aus dem Herzen hervor; die Lobpreisung der Allervertrautesten ist eine geheime Lobpreisung. Wer gar nicht preiset, wird verlohren seyn." Bey Joh. 3. v. 3: „Es sey denn, dass jemand von neuem gebohren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen" führt *B.* aus Manus Gesetzbuche zwar eine Stelle an, welche zeigt, dass die Indier gleichfalls von einer Wiedergeburt reden; welchen Sinn sie aber eigentlich hiemit verbinden, und wie wichtig diese Lehre von der Wiedergeburt für das ganze Indische Religionssystem sey, das macht Hr. *B.* dem Leser ganz und gar nicht klar. Das *Taurobolium* aber, welches er hiemit in Verbindung setzt, hat, wie uns dünkt, mit der Indischen Wiedergeburt durchaus keinen Zusammenhang. Bey *Actor.* 22. v. 3. „Erzogen zu den Füssen Gamaliels" bemerkt *W.* nur, in Indien höre man ähnliche Ausdrücke;

warum man sie aber dort höre, hätte er befriedigend nachweisen können aus Manu, welcher Cap. 2. v. 71 in Hinsicht des Schülers verordnet: „Zu Anfange und zu Ende jeder Lehrstunde muss er allemal beide Füsse seines Lehrers umfassen; und dann mit gefaltenen Händen lesen; das nennt man den schriftmäsigen Gruss verrichten. Er lege seine Hände quer übereinander, und umfasse so die Füsse des Lehrers, nämlich mit seiner linken Hand den linken Fuss, und mit seiner rechten den rechten Fuss.“ Gleiche Unvollkommenheit und Verkehrtheit der Ansichten, freylich nicht ohne Absicht festgehalten, findet man in Hn. *Ws.* ganzem *View of the history, literature and religion of the Hindoos*, welches Werk nur geschrieben zu seyn scheint, um die Inder als einen Auswurf der Menschheit, und ihre alte Religion und Literatur als eine verruchte und abgeschmackte Ausgeburt des Teufels darzustellen. Es ist aber Zeit, dass man in Erforschung und Beurtheilung dieser Dinge nicht mehr dem folge, was die Missionarien uns vorzubringen für gut finden, sondern dass man die Begriffe aus den Quellen schöpfe. Wer das Christenthum darstellen will, hat den Inhalt des Neuen Testaments darzulegen, nicht aber zu erzählen, was z. B. der Pöbel zu Neapel oder zu Palermo am Feste des h. Januarius oder der heiligen Rosalia vornimmt und schwatzt, und dann zu behaupten, *hierin* bestehe das Christenthum. Die guten Missionarien, die trotz aller Missionsberichte, im Ganzen doch sehr wenig ausrichten, aus leicht begreiflichen Ursachen, möchten gerne die Macht des weltlichen Armes zu Hülfe nehmen, und malen darum so schwarz wie möglich. Dazu kommt, dass es ihnen an tieferer philosophischer und wissenschaftlicher Bildung grösstentheils fehlt.

Hr. *Burder*, welcher den Hauptbestandtheil dieses von Hn. *Rosenmüller* bearbeiteten und vervollständigten Werkes lieferte, hat eine der allerwichtigsten Quellen für die Erläuterung der Gesetze und Lehren des Alten und des Neuen Testaments ganz unberücksichtigt gelassen, auf die auch Hr. *R.* seine Forschungen nicht ausdehnte, nämlich den *Zendavesta*, dessen Studium den Exegeten des N. Testaments insbesondere unerlässlich ist. Zoroasters Gesetz stimmt mit dem Mosaischen auf die merkwürdigste Weise überein; die Hebräische Sage von dem ersten Sündenfalle des Menschen, die Idee einer an sich reinen und unreinen Schöpfung, auf welcher das ganze Mosaische Ceremonialgesetz beruht, finden wir als Grundbegriffe auch im Zendavesta wieder, und überall in vollständigerem, klarerem Zusammenhange. Weit entfernt dass man, wie *Michaelis*, sagen könnte, Mose habe diese Gesetze von Reinigkeit und Unreinigkeit den Hebräern gegeben, *um sie von allen Völkern abzusondern*, muss man urtheilen, diese Ansichten seyen im alten Oriente sehr weit verbreitet gewesen, die ebendesswegen auch bey Mose herrschten, und unter den Hebräern geheiligt wurden. Was aber das N. Testament anlangt: so sind die Lehren von der Erscheinung des Menschensohns zum Gerichte, von der Auferstehung der Todten, von der Scheidung der Gerechten von den Sündern durch das Weltgericht, von der Vernichtung der alten Erde durch Feuer, und der Schöpfung einer neuen Welt im Zendavesta auf das deutlichste dargelegt. Der *Vendidad* und *Bundehesch* sagen: am Ende der Tage, wenn auf Erden die Bosheit überhandgenommen, werde kommen der Siegesheld *Sosiosch*, der Überwinder der Teufel und des Todes, der Erlöser der Menschen, und Richter der Welt; *Vendid. Farg.* 19. B. 2. p. 375. *Bundeh.* 31. B. 3. p. 115. Zu der Zeit werden die Menschen allen Gottesdienst vernachlässigt haben, und jedem Laster ergeben seyn; aber *Sosiosch* wird kommen ganz plötzlich und unvermuthet; eben so wie der Menschensohn im N. T. Von dem dann Erfolgenden sagt der *Bundehesch*: „dann wird eine Scheidung seyn zwischen Gerechten und Sündern; die Gerechten werden zum Himmel gehen, aber alle Sünder werden in die Hölle gestürzt. — Dann wird der Vater von der Geliebten, die Schwester vom Bruder, der Freund vom Freunde geschieden seyn. Unbefleckte werden weinen über Sünder, und Sünder über sich selbst. *Von zwey Schwestern wird eine rein seyn, die andere Sünderin. Ihr Lohn wird in ihren Thaten liegen.*“ *Bundeh.* 31. Wenn man hiemit Stellen des N. T. wie: „Wenn des Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit — dann werden alle Völker versammelt werden, und er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet;“ Matth. 25. V. 31. 32. „Dann werden zween auf dem Felde seyn, einer wird angenommen, der andere wird verlassen werden; zwo werden mahlen auf einer Mühle, *eine wird angenommen, die andere wird verlassen werden; Dann wird Jeder erhalten, was seine Thaten werth sind;* die Gerechten werden in den Himmel, die Sünder zur Hölle gehen. Matth. 24. V. 40. 41.“ vergleicht: so kann man die grösste Übereinstimmung nicht nur der Ideen, sondern auch der Ausdrücke, nicht verkennen. Gleichwie Matth. 24. V. 29. beym Weltgerichte die Sterne vom Himmel fallen, also stürzt im Zendavesta dann der Stern *Gurzscher* auf die Erde, und diese geräth in Brand. Wir verweisen in dieser Hinsicht sowohl auf den Zendavesta selbst, als auf die unter dem Titel: Die heilige Sage und das gesammte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser, unlängst von *Rhode* gelieferte gelungene Darstellung der Lehren des Zendavesta, S. 453 — 470.

Die Matth. 3. V. 16. erwähnte Öffnung des Himmels, und das Ertönen der Stimme um das Wohlgefallen an Christo zu bezeugen, finden viele Parallelen in den Indischen Dichtungen. Auch hier, sobald die Götter Wohlgefallen an einem Wesen oder, einer That auf Erden haben, öffnet sich der Himmel, Blumenschauer fallen herab, sanfte Lüfte wehen, Gesang und Stimmen der Götter werden gehört. So heisst es z. B. im Ramajana, B. 1. S. 601. nachdem die Vermählung der vier jungen Raghuhelden vollzogen worden:

„Glänzender Schauer von Blumen sank vom Himmel hernieder dort,
Die Götterpauken dann tönten, unter Gesang und Saitenspiel,
Es tanzten die Apsaras auch; lieblich sang der Gandharwas Chor."

Apsaras sind himmlische Jungfrauen, und Gandharras himmlische Sänger. Das Matth. 5. V. 13. erwähnte Dummwerden des Salzes erläutert *B.* befriedigend aus einer Reisebemerkung Maundrells, welcher sagt, in dem Salzthale bey Dschebal, etwa vier Stunden von Aleppo, sey ein Abhang von zwey Mannslängen, entstanden durch das immerwährende Fortfuhren des Salzes; an diesem Abhange habe die äussere Fläche, die dem Regen, der Sonne und der Luft ausgesetzt war, zwar noch die Glimmer und Theile des Salzes enthalten, jedoch den Geschmack schon gänzlich verloren gehabt, während dagegen die inneren Theile noch völlig den gehörigen Geschmack besassen. Die Matth. 26 eingesetzte Abendmahlsfeyer gleicht in hohem Grade der im Zendavesta angeordneten Darunsfeyer, auf welche die Vff. nicht aufmerksam gemacht haben. Die Darunsfeyer ist ein heiliges Mahl, zum Gedächtnisse des Propheten Hom, des ersten Gründers der Ormuzdreligion; bey derselben werden unter Gebet genossen die Darunsbrodte, d. h. kleine, ungesäuerte Kuchen, und der Saft der heiligen Hompflanze, welcher ohne Zweifel das Blut des Propheten Hom vorstellt; denn die Hompflanze erscheint im Zendavesta gewöhnlich als das Symbol des Propheten Hom. In dieser Beziehung sagt der Prophet Hom, als Verleiher ewigen und zeitlichen Glücks, im Zendavesta B. 1. S. 92: „Ich, o Zoroaster, bin der reine Hom, *der Todzerstörer*; wer zu mir redet, o Sapetman, *wer mich isset, mit Inbrunst zu mir ruft, und demüthiges Gebet mir opfert, der empfängt von mir die Güter in der Welt.*" Bey *Apocal.* 19. V. 13: „Und war angethan mit einem Kleide, das *mit Blut besprenget war*" bezieht *B.* sich auf die purpurnen Gewänder Römischer Feldherren. Inzwischen ist hier auf das *Blut* wohl mehr Gewicht zu legen, und der Ausdruck wahrscheinlich aus Jes. 63. V. 2. „Warum ist roth dein Gewand, sind deine Kleider wie des Keltertreters?" herzuleiten; auf welche Stelle auch weiter unten, *Apocal.* 19. V. 15: „Und er tritt die Kelter des Weines des grimmigen Zornes des allmächtigen Gottes" anspielt.

Ein doppeltes Register, über die erklärten Stellen und die erläuterten Gegenstände, ist diesen Bänden, so wie den früheren, beygegeben, und erhöht die Brauchbarkeit des empfehlungswerthen Werkes.

G. K.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Psyche. Stunden der Weihe für das höhere Leben der Seele.* Mit einer Vorrede von Hn. *Philipp Carl Conz*, Professor der klass. Literatur an der Univers. zu Tübingen. Mit einem allegorischen Titelkupfer. 1819. XVI u. 368 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Zweck des Ungenanten, welcher diese Sammlung von schon gedruckten und noch ungedruckten Gedichten veranstaltete, war, nach der Erklärung des Vorredners, dem jugendlichen Alter, dem weiblichen, wie dem männlichen, ein Buch in die Hände zu geben, das geschickt wäre, den Sinn für Sittlichkeit und Religion zu erwecken, zu beleben und zu nähren; das als ein Haus-, Hand- und Taschen-Buch in den verschiedenen Lagen und Stimmungen des Lebens die Freunde des Wahren, Guten und Schönen begleiten könnte, in welchem sie in abgerissenen Stunden, die von Manchem gern mit nichtiger, bloss zerstreuender Leserey gefüllet werden, für ihre edleren Bedürfnisse und die Anregungen ihres Gemüths zusagende Anklänge, neue Ermunterung, Erholung und Trost in den Stimmen ihnen verwandter Gemüther fänden. Dass bey der Auswahl mehr auf einfache herzliche Behandlung der grossen Gegenstände: Gott, Tugend, Leben, Unsterblichkeit — gesehen wurde, als auf Schmuck, ist gewiss eben so sehr zu billigen, als dass solche Darstellungen und Ergiessungen der Aufnahme am würdigsten gehalten wurden, die dem Herausgeber Selbstgedachtes und Erfahrnes auszusprechen schienen, und von denen er also hoffen konnte, dass der Leser es in ähnlichen Zuständen sich desto eher aneignen würde. Die Kritik möchte nur das zu erinnern haben, dass noch manche Stücke mit untergelaufen sind, denen man das mühsame Streben der Vf. nach ausgesuchten Wendungen anmerkt. Ziemlich steif ist der Wechselgesang des Verstandes und des Gefühls von e. Ungenannten; und für dieses und jenes reflectirende Stück wäre in dem reichen Schatze Deutscher Gedichte wohl ein Besseres, des Herausgebers Zwecke entsprechenderes aufzufinden gewesen. Aber *Klopstock*, *Goethe*, *Uz*, *Kleist*, *Hölty*, *Miller*, *Salis*, *Voss*, *Kosegarten* u. a. sind von dem Sammler gar nicht, *Claudius* und *Schiller* nur wenig benutzt worden, ob uns gleich Nachklänge einiger von ihnen öfter begegnet sind. Noch glauben wir, in einer Sammlung sey die Ordnung nicht gleichgültig, sey es nicht hinlänglich, die Stücke unter gewisse Rubriken zu bringen; sondern der Erguss des zweifelnden Gemüths sollte vorausgehen dem Beruhigenden, das Verwundende dem Heilenden. Darauf ist hier keine Rücksicht genommen. Wir können die Auswahl und die Sorgfalt des Sammlers demnach nicht so ohne Einschränkung rühmen, als der Vorredner, gestehen aber mit Vergnügen, hier viele gute Sachen gefunden zu haben, welche dem Zwecke, der durch die Sammlung erreicht werden soll, ganz entsprechen. Ausser den angezeigten sind noch manche sinnentstellende Druckfehler stehen geblieben z. B. gleich im 1 Stücke: Ihm vertraun st. vertrau; S. 21: Viel hat die Welt, was wir nicht wissen, versagt uns weislich das Geschick; st. missen und versagt's.

J. C. F. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

OCTOBER 1820.

ARCHAEOLOGIE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst.* Herausgegeben von *Friedrich Gottlieb Welcker*, Prof. und Mitglied d. K. Soc. der Wissenschaften in Göttingen. Erster Band, mit 6 Kupfertafeln, gestochen v. Riepenhausen. 1818. 616 S. 8. (Erschienen in 3 Heften, Heft I. II. 1817). (1 Rthlr. 16 gr.)

Während fast alle Zweige der verschiedenen Wissenschaften sich durch mannichfaltige Zeitschriften, die ihnen einen raschen Gedankenverkehr gewährten, einer schnelleren Förderung erfreuten, blieb die Archäologie in dieser Hinsicht zurück, wiewohl ein geringes Interesse für diese Wissenschaft nicht als Ursache angegeben werden kann. Diesem Bedürfniss abzuhelfen ist vorliegende Zeitschrift bestimmt, deren Umfang der Herausgeber also angiebt: 1) Aufsätze über das Wesen der Kunst und die inneren Gesetze ihrer Entwickelung bey den Alten. Diese sollen nie zu weit ausschweifen. 2) Beyträge zur Kunstgeschichte aus näher geprüften oder vervollständigten Angaben der alten Schriftsteller. 3) Neue Ansichten und Erklärungen von Kunstsachen aller Art, vorzüglich von Werken in erhobener Arbeit. 4) Nachrichten von neu entdeckten Werken, von Ankauf u. s. w. 5) Möglichst vollständige Beurtheilung alles dessen, was im übrigen Europa in diesem Fach erscheint, Auszüge des weniger sich verbreitenden. 6) Kurze Anzeigen oder berichtigende Recensionen Deutscher Kunstschriften.

Es scheint uns dieser Plan ganz vorzüglich dem gegenwärtigen Standpuncte der Archäologie angemessen, da er, was jetzt am nöthigsten ist, die fortschreitende Entwicklung am schnellsten weiter anzuregen und zu begleiten geeignet ist. An dieser Zeitschrift ist es besonders erfreulich, dass die meisten Abhandlungen von dem Herausgeber selbst herrühren, der hier, in mythologischer Hinsicht ganz vorzüglich, eine weise Besonnenheit beurkundet, wie sie uns sehr selten, und auch da nur bey einigem über Homerische Götterlehre vorgekommen ist. Zwar wird gewöhnlich das philosophische und poetische Element der Griechischen Mythologie in Eingange der Theorieen anerkannt; begleiten wir aber die Vff. nur ein wenig vorwärts: so springt bey dem einen die völlig gerüstete Pallas aus dem Haupte des Zeus, bey dem andern aber wird dann jeder poetische Schmuck zum theologischen Symbol, und der nie zur Flamme gewordene Funken wird so sorgsam mit Nahrung umgeben, und mit solcher Anstrengung gefacht, dass er, wenn auch nur zu einer künstlichen Flamme ausbricht. H. *Welcker* dagegen weiss mit ächter Genialität, die über eine reiche Fülle von Gelehrsamkeit gebietet, das Philosophische und Poetische der Mythologie so in einander zuschmelzen, dass der Guss als reines korinthisches Erz erscheint, und die grosse Sicherheit der Behandlung kund giebt. Dieser harmonische Geist spricht uns aus allen Abhandlungen des Vfs., die in vorliegendem Bande enthalten sind, gleichmässig an, ohne je zu erschlaffen, und verbreitet einen frischen Odem um sich her. Die Aufsätze sind folgende:

I. *Raub der Kora v. d. Herausg.* S. 1—95. Nach einer historischen Einleitung werden die Kunstwerke, welche diesen Mythus darstellen, aufgezählt und sorgfältig beschrieben, worauf eine Vergleichung derselben untereinander und die Erklärung der Figuren folgt. Dass jener Mythus *Homer* bekannt seyn musste, ist nothwendig, wiewohl er ihn nicht berührt; denn so wie derselbe in *Hesiod* erscheint, ist er schon so ausgebildet, dass er eine lange Bahn durchlaufen haben muss, wie denn auch seine eigene tiefe Bedeutung ihm dieses Alterthum verbürgt. Hr. *W.* will in Homer in dem Beyworte κλυτόπωλος, welches Pluto daselbst führt, einen Zug jener Fabel erblicken, worin wir ihm nicht beystimmen können. Denn der Vergleich mit χρυσήνιος bey Pindar, was Pausanias auf den Raub der Proserpina bezog, ist völlig unstatthaft, weil diess Wort in einem auf diesen Raub gedichteten Hymnus stand. Wir gestehen zwar gern ein, dass in Homer sich manche Beywörter der Götter finden, die auf ihren in diesen Dichtungen ausgedrückten Charakter keine Beziehung mehr haben, und einer älteren Sagengeschichte angehören, aus welchem Verhältniss allein sich schon hinlänglich die Annahme widerlegt, dass die Abfassung jener Gedichte einer Priesterkaste zuzuschreiben sey, wie mit nicht geringer Gelehrsamkeit behauptet worden, falls es noch einer andern Widerlegung bedarf, als der rein plastischen, ganz unpriesterlichen, oft mit heiterer Laune durchgeführten Mährchenwelt, wo die bedeutenden Mythen ihre innere Existenz an die poetische Schönheit abtreten, und sich oft in zierliche Arabesken verwandeln lassen mussten. Κλυτόπωλος kann sich auf etwas uns Unbekanntes beziehen, vielleicht selbst auf das Amt, die Seelen in die Unterwelt zu holen, ehe Hermes diess Geschäft verwaltete. *Mit berühmten Rossen* ist eine zu starke Übersetzung, da κλυτός bey Homer nur schmückt: κλυτὰ τεύχεα, κλυτὰ δώ-

ματα, κλυτὰ μῆλα u. s. w. Wo von dem Umbilden der schrecklichen (ἐπαινή) Todtenkönigin in die zwar ernstgehaltne, doch mildere Göttin die Rede ist, werden die Beywörter ἀγαυή und ἁγνή aus der Odyssee angeführt, was wir nicht billigen können. Denn wiewohl nach der Sage die Kyklopen nur ein Auge in der Stirne haben: so bildet die Kunst, den Gesetzen der Schönheit huldigend, doch zwey Augen, und deutet das der Stirne nur an. Diess gilt, den Unterschied zwischen Worten und Stein wohl erwogen, auch von Homer, da seine Mythologie eigentlich nur eine Reihenfolge schöner Basreliefs ist, wo einzelne Wörter den alten Sinn oft nicht einmal so stark andeuten, als die Muschel zu den Füssen der Venus ihre Geburt aus dem Meere. Von dem Homerischen Hymnus auf Demeter bemerkt Hr. *W.* sehr treffend, dass wenn auch bewiesen werde, diess Gedicht sey ein Eleusisches zu nennen, immer noch die Ungewissheit bleibe, ob nicht ein allgemeineres, oder mehr im eigentlichen Sinne Homerisches Werk nur zugerichtet worden sey für Eleusis. Über die vielbestrittene Stelle V. 265 f. wo Demeter den Eleusiniern, Kampf unter einander vorhersagt, erfahren wir hier nichts, im folgenden Aufsatz, S. 129 scheint *Creuzer's* Meinung in Rücksicht des ganzen Hymnus angenommen zu seyn. Wir haben uns noch nicht veranlasst gefunden von unserer längst gehegten Ansicht abzugehen, glaubend, der Dichter lege nach epischer Verfahrungsweise und der Volkssage, die zur Erklärung heiliger Gebräuche historisch gebildete Mährchen gebraucht, jedem eleusischen Brauch ein ihn für die Folgezeit begründendes Factum zu Grunde, dessen Andenken gleichsam nun noch gefeyert werde. So Jambe, Brunnen Kallichoros, Mischtrank u. s. w. mithin dem festlichen Kampfspiel eine That, die, wenn sie auch nicht die Irrfahrt Demeters geradezu anging, doch mit derselben in Berührung stand, und davon abzuleiten war; sie weissagte also inneren Kampf während Demophoons Regierung, denn nur von seiner Lebzeit muss αἰὲν — ἤματα πάντα verstanden werden. Nur in sofern wich der Dichter von der Reinheit Homerischer Dichtung ab, dass er dem Hehren des Gegenstandes mit einem alterthümlichen Rost der Sprache huldigt. II. *Demeter, die Stifterin des Ackerbaues von dem Herausg.* Erklärung eines Taf. II zuerst edirten *Basreliefs.* Demeter reicht einer oberwärts ganz verstümmelten Figur mit Flügeln an den Füssen die Ähren. *Zoega* hielt diese Figur für Hermes, wogegen der Herausgeber mehrere triftige Einwürfe macht, und Triptolemos vermuthet. Die beygebrachten Gründe reichen jedoch nicht hin, um die Sache ganz ausser Zweifel zu setzen. Die Darstellung der Poniatowskischen Vase stimme nicht mit dem Homerischen Hymnus überein, wird richtig bemerkt, die Vermuthung aber, die Mysterien seyen diesem Dichter alles, vielleicht damit die nach dem Hange der Menschen gegen die geistigen Gaben überschätzten Wohlthaten der Natur von ihm dagegen um so mehr heruntergezogen würden, widerspricht dem Geiste des Gedichts, da nirgends ein Zug geistiges Eindringens oder Selbstdeutens erscheint, sondern allein so viel Bedeutung, als die Aussenseite und die Volkssage noch in sich schloss. S. 123 soll die Sage von Meleagros die von Demeter, der Stifterin des Ackerbaues, in anderer Form seyn, *Meleagros*, der Feldbesorgende, seine Mutter *Althäa*, die Nährende u. s. w. Hier scheint uns das Mass überschritten, die eigentliche historische Sagengeschichte mit der mythologischen verwechselt, und der Namensauslegung zu viel erlaubt. Ohne Bedeutung ist wohl kein Name, diese aber zum einzigen Leitstern nehmen, führt auf jene Irrwege, die der geistreiche *Kanne* leider betrat. III. *Über die Statue des Schleifers nach einem Relief von Heeren.* 136 — 150. Agostini sah in der bekannten Bildsäule richtig den Sclaven, der das Messer wetzte, um dem Marsyas die Haut abzuziehen, Winkelmann befestigte es durch ein Relief. Hr. *H.* fand im Porticus der Kirche *S. Paola fuora di mura* noch ein ziemlich beschädigtes, edirt Taf. 2 so weit es den Schleifer angeht. Ein Nachtrag von Hn. *W.* beschreibt das übrige davon. IV. *Die antiken Sculpturen zu Cassel* beschrieben von *L. Voelkel.* Schätzbarer mit grosser Kenntniss und Genauigkeit beschriebener Beytrag.

II Heft. I. *Die Mören oder Parzen* von dem *Herausg.* Hiezu Taf. 3 — 10 nach einem in Rom gefundenen Relief des Hn. *von Humboldt*, die 3 Parzen vorstellend, und jetzt zum erstenmal gezeichnet. Hier allein sehen wir eine schneidende Atropos, ihr Instrument hat 3 Klingen. Der Herausg. ergreift diese Gelegenheit, alle Kunstwerke mit Parzen zu beschreiben, wo wir die nackte Figur auf einem Stoschischen Stein, wenn auch nicht mit Millin grundlos für eine Mänade, doch auch nicht mit Hn. *W.* für eine Parze halten können. Denn so wenig die bildliche Darstellung immerhin beengt war: so gab es doch Grenzen, die kein Künstler überschritt. Dahin gehört die Bekleidung der Mören, deren ernster Begriff das Nackte ausschloss. VI. *Runder Altar mit drey Götterbildern* (Taf. 3, 11) von dem *Herausg.* Diesen Altar entdeckte Hr. *W.* im Museum Cavaceppi in Rom, und *Rauch* zeichnete ihn. Die Figuren sind: Zeus, und zwar, was merkwürdig ist, bis oben bekleidet, da sonst seine obere Hälfte nackt zu seyn pflegt; Pallas, das Gesicht ganz zerstossen; die dritte Figur in einem freyen Stil, ganz von dem strengen hieratischen der beiden anderen abweichend, lässt sich nicht mit Gewissheit bestimmen, das Gesicht ist zerstossen, auch was sie in der Hand hält, wahrscheinlich eine Patera. Manche hielten sie für Here. Der Herausg. möchte Demeter annehmen, was wir nicht wahrscheinlich finden, da der Künstler bey ihr wohl nicht den hieratischen Stil verlassen hätte, aber auch für Here können wir sie aus demselben Grunde nicht gelten lassen, da sie hier minder ehrwürdig, als die beiden anderen erscheint. VII. *Springgeräth auf gemalten Griechischen Gefässen* von dem *Herausg.* Hiezu gehören die Abbildungen 12 — 17. Unwidersprechlich hat Hr. *W.* dargethan, dass diese Figuren Gewichte (ἁλτῆρες) in den Händen haben, um besser zu springen, und die unhaltbaren, wunderlichen Auslegungen sind nunmehr beseitigt, weshalb wir es unterlassen können, alle einzelnen Bemerkungen, denen wir

manchmal unseren Beyfall versagen müssen, durchzugehen. VIII. *Über den Kasten des Kypselos und den Thron zu Amyklä.* v. d. *Herausg.* Geschrieben zur Berichtigung dessen, was *Quatremere* über diese Gegenstände gesagt in dem Werke *le Iupiter Olympien.* Durch einige Verbesserungen und Erklärungen des Pausanias verbreitet der Vf. mehr Licht über die Sache; doch müssen wir ihm in einer Erklärung des Pausanias geradezu widersprechen. Es wird nämlich ein Weib beschrieben, zwey Knaben haltend, ἀμφοτέρους διεστραμμένους τοὺς πόδας, hier supplirt Hr. *W.* ἔχοντα und versteht es von dem einem Kinde mit verkehrt angesetzten Beinen. Da es aber Griechischer Sprachgebrauch ist, zu sagen, διεστραμμένος τοὺς πόδας: so würde Pausanias, hätte er nur einen Knaben verstanden, unfehlbar διεστραμμένον τ. π. gesagt haben, mithin muss ἀμφοτέρους von beiden Knaben verstanden werden. Die Widerlegung von *Quatremere's* Irrthümern in Rücksicht des Amykläischen Throns kann Hn. *W.* nicht viel Mühe gekostet haben, da demselben aller Scharfsinn und mitunter die gewöhnliche Logik fehlt. IX. *Erhobene Mosaikarbeit* v. d. *Herausg.* Von dieser ziemlich seltenen Art Mosaik findet man hier Alles zusammengestellt. X. *Anzeigen.* XI. *Georg Zoega's Bemerkungen über einen grossen Theil der in Visconti's Museo Pioclementino herausgegebenen Marmorwerke.* Ein bleibendes Verdienst hat sich Hr. *W.* um den Nachlass des grossen Archäologen *Zoega* bereits erworben, und wir dürfen hoffen, noch manches Wichtige zu erhalten. Wie alles, was *Zoega* schrieb, so zeichnen sich auch vorliegende Bemerkungen aus, durch eine ausserordentliche Kunstgelehrsamkeit, verbunden mit sicherer Klarheit und grosser Genauigkeit. Manches zwar dürfte sich leicht anders erklären lassen, was aber den Werth dieser Bemerkungen nicht verringert. XII *Nachrichten.*

III *Heft.* XIII. *Noch einige Denkmähler mit dem Raub der Kora.* Nachtrag zu No. I. XIV. *Fortsetzung von Zoegas Bemerkungen zu Viscontis Pioclementinischem Museum.* XV *Der Kampf zwischen Pan und Eros* v. d. *Herausg.* Diese Abhandlung hat den Sarkophag *Casuli* zum Gegenstand, den die Leser abgebildet finden *Millin Gallerie mythol.* 242—3. Dass hier nicht Bacchus und Ariadne hochzeitlich vorgestellt seyen, wie *Böttiger* und *Zoega* wollten, sondern dass bloss ein Moment des Bacchischen lustigen Lebens aufgefasst sey, hatte sich uns aufgedrungen, und wir treffen wenigstens hierin mit Hn. *W.* überein, der ferner vermuthet und gewiss recht sinnreich, der Kampf des Eros mit Pan, der gleichsam eine Scene für sich bildet, auf welcher die Figuren kleiner sind, gereiche hier dem Bacchus und seinem Gefolge zum Schauspiele. Dass dem Dionysos und der Ariadne *absichtlich* ein Schauspiel gegeben, oder ihnen eine Belustigung veranstaltet werde, glauben wir nicht, sondern dass, während jene mit ihrem Gefolge ruhen, Eros und Pan, aus diesem Gefolge tretend, zu ihrem eigenen Vergnügen, oder aus sonst einer Ursache kämpfen, ohne daran zu denken, zum Schauspiel dienen zu wollen. Darum blicken auch Dionysos und Ariadne nicht hin, sondern einige vom Gefolge haben ihr Ergötzen daran; während er den ausruhenden Panther mit Trank erquickt, sie aber nach dem Geliebten schaut. Hermes, im Gefolge des Dionysos stehend, soll als Kampfaufseher gelten. Dass er aber dann auf der Kampfscene stehen müsse, fühlt Hr. *W.* selbst, meint aber, da er sonst nichts beym Dionysos zu thun habe, so müsse doch jenes angenommen werden. Diess können wir nicht billigen, so lange es nicht angeht, Unwahrscheinlichkeiten gelten zu lassen, um aus dem Gedränge zu kommen; lieber gestehen wir ein, dass wir nicht Alles an den alten Kunstwerken zu erklären vermögen. Bey dieser Gelegenheit sind zwey Werke, Pans Kampf enthaltend, Tab. VI. 19. 21. abgebildet worden, ersteres nach einer Scherbe des Lyoner Auffehers *Artaud*, das zweyte nach einem ziemlich unbekannten Schriftchen des Grafen *Roncalli*, worauf Eros den Pan tretend erscheint. Wir bedauern, dass Hr. *W.* das letztere Werkchen nicht genügend erklärt hat. XVI. *Neue Deutung des sogenannten Schildes des Scipio* v. *A. G. Lange* (Taf. VI. 22.) Statt der Wiedererstattung der Briseis an Achilles, erblickt Hr. *Lange* auf diesem Werk das Abholen derselben aus dem Zelte desselben. Der Beweis ist keineswegs bis zur Überzeugung geführt, wiewohl die letzte Meinung mehr Wahrscheinlichkeit hat XVII. *Das Bacchuskind wird seiner Pflegemutter übergeben* v. d. *Herausg.* XVIII. *Kelternde Satyre* v. d. *Herausg.* hiezu Abbildung Taf. V. 24. Herrliche Arbeit an einem runden Altar im Garten des Pallasts Francavilla in Neapel. Zwey Satyre tragen Schläuche voll Trauben, zwey andere halten den Stein über dem zur Kelter dienenden Korb, von welchen Hr. *W.* glaubt, sie kelterten, und hätten keineswegs, wie *Caylus* meinte, den Stein aufgehoben, um die ankommenden Trauben in den Korb schütten zu lassen, worin wir ihm nicht beystimmen können, da dieser Stein schon in keiner Verbindung mehr steht mit dem Hebebaume, womit drey andere Satyre beschäftigt sind, was sonst wohl der Fall wäre. Denn beym Keltern schnellten sie wahrscheinlich den Stein so hoch, als sie konnten, und liessen ihn dann wieder fallen, ohne dass jemand ihn anfasste, was zu unbequem und weitläuftig gewesen seyn würde. Bey Kunstwerken, die sich nicht durch Vergleichung mit andern erklären lassen, bleibt uns nichts übrig, als das Wahrscheinlichste und Natürlichste anzunehmen, ohne es nun hartnäckig für das einzig Wahre auszugeben. Für gewagt erkennen wir die Annahme, das Werk der Zeit des Lysippus oder selbst Praxiteles zuzuschreiben, weil es einem andern Werk jener Zeit gleiche. Da uns aber Nachahmungen zu leicht täuschen können, so dürfen wir ohne triftigere Gründe die Zeit der Kunstwerke nicht bestimmen, am allerwenigsten aber Folgerungen daraus ziehen. Um den Korb und oben darauf erblicken wir einige Traubenblätter, von welchen es heisst: „Nicht ohne Absicht hängen Traubenblätter über den Korb herunter und durch denselben, und liegt ein ganzer Ast oben auf. Man soll erkennen, theils wie der Segen so gross ist, dass überhaupt die Lese nicht mit grosser Sorgfalt und Sauberkeit behandelt werden konnte; theils aber auch, wie mitten unter Felsstücken, und von solchen Gesellen

geärndtet wird.“ Darin einige Absichtlichkeit zu erblicken, scheint uns ein Verkennen des freyen Geistes der Kunst, die nach schöner Darstellung strebend, das Auge mit angemessenem, wohlgefälligem Schmuck zu erfreuen sucht, ohne nebenbey andeuten zu wollen, so wie denn diese Traubenblätter dem sonst kahlen Korb mit seinen kahlen Trauben einen munterern Anblick geben. XIX. *Über die Anordnung der Figuren am Kasten des Kypselos*, v. d. *Herausg.* Abermals berichtigt Hr. *W.* irrige Vorstellungen von *Quatremere de Quincy*, welches mit der grössten Klarheit geschehen. Führe er so fort, jenes Buch zu beleuchten, so könnte er leicht das ganze weitläuftige Werk zu Schanden machen, denn das wirklich Haltbare darin würde höchstens einige Octavblätter füllen, so dass der dicke Folioband auf Rechnung der Irrthümer kommt, die durch lobenden Posaunenton noch bis zur Stunde nicht zu Wahrheiten geworden sind. Hr. *W.* hat alles so klar, so ganz mit der Beschreibung des Pausanias und dem Geiste der Griechischen Kunst übereinstimmend dargestellt, dass man der Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Darstellung sich nicht entziehen kann. Nur bey der eilften Gruppe, die er nicht gleich, Pausanias Beschreibung gemäss, nach der neunten setzt, möchte man den Scharfsinn etwas zu weit getrieben finden. XX. *Über den Homerischen Schild des Achilles, und den Hesiodischen des Herakles* v. d. *Herausg.* Dass dieser Schild des Achilles gewölbt, und dass die Figuren nicht alle in einem Kreis nebeneinander umhergelaufen seyen, sondern dass Absätze in Reifen statt fanden, leidet für die Kenner Homerischer Poesie keinen Zweifel. Dass die übereinandergelegten Platten des Schilds, statt rings sich einander zu decken, je nach der Mitte zu abnahmen, und die so vorstossenden Ränder verschiedene Ringel von Figuren erhielten, ist sehr wahrscheinlich, und wird durch die Hesiodische Beschreibung des Heraklischen Schildes bekräftigt; die Stelle des Hesiod aber können wir nicht für richtig aufgefasst halten. Sie heisst v. 141.

Πᾶν μὲν γὰρ κύκλῳ τιτάνῳ, λευκῷ τ' ἐλέφαντι,
ἠλέκτρῳ θ' ὑπολαμπὲς ἔην, χρυσῷ τε φαεινῷ
λαμπόμενον· κυάνου δὲ διὰ πτύχες ἠλήλαντο.

Voss übersetzte das Ende: *und von Streifen des bläulichen Stahls durchzogen.* Hr. *W.* verwirft diese Übersetzung, weil die Streifen nicht πτύχες sondern οἶμοι heissen, und erklärt nun: „Der ganze Schild strahlte im Kreis von Gyps [im Kreis auch, nämlich im zweyten und den folgenden], von Elfenbein, von Elektron, von Gold; (davon, nach einer nicht lobenswerthen Inversion, und) von blauem Stahl waren die Schichten.“ Sollen nun die fünf Stoffe fünf Schichten angehören: so sehen wir nicht ein, was πτύχες hier soll, das nur auf κυάνου gehen kann, denn der Plural für den Singular, der so häufig vorkommt, dürfte hier keine Anwendung finden, und wie stimmt διὰ ἠλήλαντο damit überein? Letzteres widerstreitet offenbar mit der vorgebrachten Erklärung, und es ist besser die Stelle aufzugeben, als sich durch einen *salto mortale* zu retten. Das natürlichste möchte seyn, zu glauben, jede Schicht sey mit einem Stahlreif eingefasst gewesen; diess verträgt sich mit den Worten, und ändert nichts an der Anordnung des Kunstwerks. Die Anordnung nach den fünf Schichten ist dem Vf. herrlich gelungen; die beiden Heere hat er sehr richtig erklärt von den Feinden und Städtern, ohne welche Erklärung die Stelle matt ist. Dass die einzelnen Gegenstände nicht Einem Gedanken untergeordnet seyen, wie von manchen geglaubt wurde, wird richtig bemerkt, so wie denn auch jene Annahme sich in keiner Hinsicht befriedigend durchführen lässt. Ob sich aber wirklich in der ganzen Beschreibung verrathe „eine Neigung zum Allumfassenden, ein Geschmack an der höchsten Fülle des Inhalts, wie sie der sehr jugendlichen Kunst eigen sind“, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, da auch leicht die Götterarbeit jene Fülle sonst zerstreuter Darstellungen veranlassen konnte. Denn die Annahme, Homer habe bloss einen Schild, einen wirklich bestehenden, oder nach der gewöhnlichen Weise gebildeten, im Sinne gehabt, ist nicht ganz wahrscheinlich, da er dem Gotte höhere Kunst zuschreiben musste, die nicht allein in der hohen Vollendung des Einzelnen, sondern auch in der künstlichen, schön zu einander passenden Anordnung zahlreicher Gegenstände bewiesen werden musste. Mit Sicherheit weisst der Vf. *Heyne's* Ansicht, es sey das Bildwerk des Schildes blosses Phantasiegebilde, und passe nicht zu Achilles noch zu Ilias, zurück. Der Hesiodische Schild des Herakles ist dem Homerischen nachgeahmt, in der Mitte ist ein Drache „zu dem grösseren Drachen gehören dagegen zwölf, vermuthlich im Kreis um ihn herumgeringelte Schlangen. Demnach stimmt mit dieser Vorstellung der Schildmitte einer der Äschylischen Schilde überein (*Sept. c. Theb.* 495) wo um den feuerschnaubenden Typhon Schlangen sich im Kreis umher verschlingen.“ Auf dem Äschylischen Schilde sind höchst wahrscheinlich die Schlangen diejenigen, welche den untern Theil des Typhon ausmachen, und den Schild umringeln, wonach also diese Vorstellung nicht ganz mit jener übereinstimmen würde. Das Verhältniss des Nachahmers zu Homer ist gut aufgefasst, so wie auch sein Werth und seine Weise. *Heyler's* nutzlose Abhandlung hat der Vf. vielleicht nicht gekannt. XXI. *Niobe* v. d. *Herausgeb.* Hier wird, was sich an Kunstvorstellungen vorfindet, genau aufgezählt, und manche wichtige Kunstbemerkung beygebracht. Zusätze und Nachrichten endigen den ersten Band. Zu bedauern ist die zweyjährige Unterbrechung dieses wichtigen Unternehmens, von dem gewiss jeder Alterthumsfreund die Fortsetzung sehnlichst wünscht. Möge es daher dem Herausgeber gefallen, uns dieselbe bald in die Hände zu geben!

C. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung: *Deutsche Grammatik* von *Jacob Grimm*, Kurhess. Bibliothekar, u. s. w. Erster Theil. 1819. LXXX S. Vorrede und Einleitung, ohne die Zueignung, 661 S. Text u. Nachträge. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die grosse Masse von Stoff, der nur der beharrlichste Fleiss gewachsen war, der Scharfblick im Sondern und Anordnen, die durchgängige Planmässigkeit, die Tiefe und Gedankenfülle der Erörterungen liegen in diesem Werke so am Tage, dass der Berichterstatter nicht anstehen darf, es als eine der grössten Erscheinungen zu bezeichnen, die sich je auf dem Gebiete der Sprachlehre überhaupt hervorgethan, indem er sicher seyn kann, hiedurch keine bloss ihm eigenthümliche Ansicht auszusprechen, sondern sein Urtheil dem allgemeinen nur anzuschliessen. Die Natur der Sprache selbst, der Hr. *G.* seine Anstrengungen widmet, trägt dazu bey, sein begonnenes Werk zu einem in seiner Art einzigen zu erheben. Es umfasst alle Sprachen des Germanischen oder Deutschen Völkerstammes, die von dem höheren geschichtlichen Standpuncte aus nur wie Mundarten einer einzigen erscheinen, von den Zeiten der ältesten Denkmäler an bis auf die gegenwärtige in fortschreitender Entwickelung. Kein Volk aber auf Erden, sagt Hr. *G.* (S. XVII.) „hat eine solche Geschichte für seine Sprache, als das Deutsche. Zweytausend Jahre reichen die Quellen zurück in die Vergangenheit; in diesen zweytausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniss und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen, und jede an sich betrachtet vollkommenere, wie die Indische oder Griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich seyn?" Die verschwisterten Sprachen, die gemeinschaftliche Forschung erheischten, bedurften auch eines gemeinschaftlichen Namens. „Da nordische Gelehrte, bemerkt Hr. *G.*, neuerdings gegen die Benennung *Germanisch* sich erklärt haben: so soll ihnen die Theilnahme an diesem seit der Römerzeit ehrenvollen Namen so wenig aufgedrungen werden, als der von ihnen vorgeschlagene allgemeine *Gothisch* gebilligt werden kann. Die Gothen bilden einen sehr bestimmten Stamm, nach dem man unmöglich andere Stämme benennen darf. Deutsch bleibt dann die allgemeine, kein einzelnes Volk bezeichnende Benennung." Werden aber die Nordländer mit Deutsch besser zufrieden seyn? und ist dann die Unterscheidung des jetzt weiteren, jetzt engeren Sinnes, den das Wort haben soll, nicht für uns selbst schwierig? Denn wir müssen uns doch benennen können mit Ausschluss der Scandinavier, oder selbst der uns näheren Holländer. Die frühesten Sprachproben von Cäsars Zeit bis auf Ulfila bestehen freylich bloss aus den bey Römern und Griechen vorkommenden Völker- Örter- und Personen-Namen, die aber dem Sprachforscher nicht gleichgültig und treuer nachgesprochen sind, als man sich gewöhnlich vorstellt. Man sehe, was hierüber auf den ersten Blättern der von S. XXXVIII bis LXXX gehenden Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel beygebracht ist. Aus einer fast anderthalbtausendjährigen Vorzeit ragt das grosse Denkmal des Gothischdeutschen Sprachstammes hervor; die nächstfolgenden Jahrhunderte bieten wieder nur Namen dar. In der Zeit vom 8ten Jahrh. an, seit welchem sich die schriftlichen Urkunden ohne merkliche Unterbrechung an einander reihen, werden von Hn. *G.* die hoch- nieder- und nordischdeutsche Sprache, als die Hauptäste des Germanischen Stamms unterschieden und nach ihren auffallenden Veränderungen in der I älteren II mittleren und III neueren Zeit synchronistisch abgehandelt. In der Anm. S. LI sagt der Vf.: „Die vier grossen Stämme zeigen sich unter einander in mehrfachem Verhältniss. So stehen der 1 goth. und 2 hochdeutsche Stamm in unleugbar näherer Verwandschaft gegenüber dem 3 niederd. und 4 nord. Den Übergang zwischen 2 und 3 vermitteln die Franken, zwischen 3 und 4 Friesen und Angeln." Einen eigenen Platz in der I. altdeutschen Grammatik erhält indessen das Fränkische nicht, so wenig als das Alemannische, (Adel. Mithridates No. 124 — 128); diese Namen gehen bey Hn. *G.* in der Benennung a) althochdeutsch auf; obwohl er bemerklich macht, dass die Übersetzer des Isidorus und Tatianus einerseits, Otfried und Kero andererseits sich näher verwandt sind; die letzteren nennt auch er alemannisch (S. LVII). b) Die altniederdeutsche Sprache gliedert sich in die 1) altsächsische, 2) angelsächsische und 3) altfriesische. Wir bemerken, dass das im Mithrid. No. 171 vorkommende Ostfränkische mit Hn. *G's.* Altsächsischem zusammenfällt. c) die altnordische Sprache ist nur eine. Es folgt II. a) die mittelhochdeutsche Sprache, die des Niebelungenliedes und der Minnesinger; b) die mittelniederdeutsche, in die 1) die mittelsächsische,

2) mittelenglische und 3) mittelniederländische geschieden. Eine mittelnordische aber ist nicht aufgeführt. „Die Sprache hat sich (S. LXIX) im Norden ungestörter und langsamer fortentwickelt und auf Island in ihren edelsten Bestandtheilen geborgen. Zwischen altnordischen Quellen des 9ten Jahrh. und der jetzigen Isländischen Sprache ist darum der Abstand weniger empfindlich, als zwischen althochdeutschen Denkmälern des 8ten und denen des 11ten Jahrh." III. Unter den heutigen Sprachen erhalten a) die neunordischen, oder die Schwedische und Dänische den Vortritt; dann folgt b) die neuhochdeutsche, c) zuletzt die neuniederländische und neuenglische. Diese Sprachen also sind es, welche Hr. G. in diesem ganz der Flexionslehre gewidmeten Band in den einzelnen Lehren von der Declination des Substantivs S. 1 — 187, dann des Adjectivs nebst den Zahlwörtern bis S. 265, dem Anhange zu beiden über die Declin. der Eigennamen bis S. 278, in der Formenlehre des Pronomens bis 401 und des Verbums bis 650 jedesmal eine nach der anderen vorführt, und zugleich in steter Beziehung auf einander hält; ergänzende und zum Theil berichtigende Nachträge folgen noch bis S. 661. „Ich darf wohl sagen, heisst es S. XXIV, dass ich keinen einzigen Casus und keine einzige Person ohne sorgfältige Überlegung hingesetzt habe; denn mit Sicherheit fand sich beynahe nichts vorgearbeitet, daher man sich nicht wundere, wenn meine Angaben von denen eines *Hickes*, („eines Mannes von Geist und Gelehrsamkeit, der aber mehr durch seine Anregung einer allgemeinen, auf alle Deutsche Stämme zu verbreitenden Untersuchung gefruchtet, als im Einzelnen selbst gründliche Einsichten gehabt" S. LXXVI) *Ten Kate* und selbst eines *Ihre*, *Fulda* und *Zahn* grossentheils abweichen. Die althochdeutsche Grammatik ist eigentlich noch niemals aufgestellt gewesen. Blos für die altnordische durfte ich mich auf *Rask* verlassen." „Eine gewiss alles, was in England selbst dafür geschehen ist, hinter sich lassende Angelsäch. Grammtik hat *Rask* in Dänischer Sprache zu Stockholm drucken lassen" (S. LXXVII); von dieser konnte sich aber Hr. G. kein Exemplar verschaffen. Bey der Ausmittelung der Paradigmen hielt sich Hr. G. durchaus nur an das wirklich Gegebene; selbst wo die strengste Analogie die Ausfüllung einer Lücke zu verbürgen scheint, ist es bemerkt, dass der urkundliche Beleg vermisst wird. Dass insonderheit im Gothischen durch die aufgestellten Paradigmen Alles erschöpft wird, ist durch die Vertheilung des sämmtlichen Vorraths der im Ulfila, so weit er bis jetzt zugänglich war, vorkommenden flexibeln Wörter in der jedesmaligen Form unter das Fachwerk der Paradigmen mit Anführung der Stellen erwiesen, und der Druck ist so genau, dass man nicht fürchten darf, vergebens nachzuschlagen. Ausserdem ist das Alt- und Mittelhochdeutsche am ausführlichsten und mit Beyfügung der Stellen zum Nachschlagen der Belege behandelt; in den übrigen Theilen aber sind die Citate auf einzelne Angaben, wo es der Vf. nöthig erachtete, beschränkt. Die Abschnitte von der Declination und Conjugation, sagt er S. XXI, haben bey aller Raumersparniss einen starken Band erfüllt. Durch mehrere, besonders vergleichende Themata würde die Deutlichkeit gewonnen haben; allein ich musste, um für das Wesentliche Platz zu behalten, selbst die angefangene Lateinische Erläuterung (Übersetzung) der alten Wörter bald weglassen" (sie geht bis zum nordischen Substantiv) „und, was mir nachtheiliger dünkt, von den gesammelten Belegen viele unterdrücken. Bey diesen Umständen war es unthunlich, den ziemlich ansehnlichen Abschnitt von den Lauten unst Buchstaben, geschweige die von den Geschlechtern und der Wortbildung, vorausgehen zu lassen." An die Aufstellung und Beurkundung der Paradigmen schliessen sich bey jedem Redetheile Erläuterungen, welche die Anordnung der Paradigmen rechtfertigen, allgemeine Regeln der Flexion für den Deutschen Sprachstamm überhaupt, und für die einzelnen Sprachen begründen, Verwandtschaften und Unterschiede erörtern, allmähliche Veränderungen der Formen geschichtlich nachweisen, der ursprünglichen Gestalt und Bedeutung dieser Formen nachspüren, und zu diesem Behufe auch die Vergleichung fremder Sprachen in ihren Kreis ziehen. Ein damit verwandter Abschnit: „einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der Deutschen Sprache gelernt habe," macht einen Theil der Einleitung aus S. XXVI — XXXVII. Es ist auffallend, wie wenig die Mannichfaltigkeit, die Regelmässigkeit, und der Wohllaut der Formen der alten Deutschen Sprachen beachtet worden; man hat sich geschämt, der Sprache der Vorzeit irgend einen Vorzug vor der heutigen einzuräumen. Rec. erinnert hier an *Jenisch's* Worte S. 36 der Vergl. der Europ. Spr.: „Es ist eine sehr vergebliche Mühe, wenn der Engländer *Hickes* aus der Goth. Evangel. Übers. regelmässige Declinationen und Conjugationen für die barbarische Sprache auffinden will; etwas Ähnliches von Fallendungen und Personalbestimmung hat sie allerdings; durchgängige Regelmässigkeit sucht man vergebens," und S. 38: „Rohe ungebildete Völker verschlucken in der Aussprache gewöhnlich die letzten Sylben der Wörter;" was mit Bezug auf den Ulfila gesagt wird. Wie würde sich *Jenisch* wundern, wenn er noch lebte und sich belehrt sähe, dass gerade von der jetzigen Sprache gilt, was er jener beymisst. Aber, wie Hr G. bemerkt, „mit dem, was wir Bildung des menschlichen Geistes nennen, geht und steht jene Urvollendung der Sprache gar nicht zusammen; ja, sie ist ihr reiner Gegensatz. Wie die eine Seite steigt, sinkt die andere." Der Vf. urtheilt bescheiden über das von ihm Geleistete in Vergleich mit dem, was noch zu erreichen steht. „Die Erläuterungen, sagt er am Schlusse der Vorrede, werden noch mager und steif aussehn; ich habe sie absichtlich nur so weit, oder nicht viel weiter führen wollen, als bis wohin die Quellen reichen. Es ist mir lieber ungelenk und lückenhaft zu scheinen, als in das

Ungewisse auszuschweifen. Wo man überhaupt mehr darauf ausgeht, das vorhandene Dunkel durch langsame, geschichtliche Beweise aufzulösen, als schon das Ganze verbunden darzustellen, da werden immer die Resultate eine gewisse Unbeholfenheit behalten." Bey dem Massstabe, nach welchem H. *G.* sich selbst misst, kann es nicht befremden, dass er es nicht für jedermanns Sache hält, sein Werk einer Prüfung zu unterziehen. Er selbst zeichnet diejenigen namentlich aus, die er hiezu für die berufensten hält, einen *Benecke*, *Docen*, *Lachmann*, wodurch er diese Männer wohl nicht gerade zur Mittheilung ihrer Bemerkungen in einzelnen Recensionen, sondern zu fortgesetzter Anschliessung ihrer Forschungen an die seinigen auffodert, jedoch auch denen, die über das Werk an das Publicum Bericht erstatten, einen wohl zu erwägenden Wink ertheilt. Indessen da Hr. *G.* durch sein ganzes Werk beweist, wie sehr er auf alles achten zu müssen glaubt, was einen Grund oder Schein für sich hat: so nimmt der Vf. dieser Anzeige keinen Anstand, ihm einige Bemerkungen zur Prüfuug vorzulegen, die theils die Gothische Sprachlehre, als die Grundlage des Ganzen, theils die Vergleichung der Griechischen Sprachformen mit den Deutschen angehen. In die Wortverzeichnisse unter den Gothischen Paradigmen wird man äusserst wenig nachzutragen finden; doch bemerkt Rec. als fehlend unter *arka: friathwa*, Joh. 13, 35 unter *ansts: dauhts*, Luc. 5, 29 und *frisahts* Joh. 13, 15 und unter der schwachen männlichen Decl. *hlija* Marc. 9, 5. Auch das Gothische Wort, welches Gott bedeutet, finden wir nicht, wenn man nicht S. 17 *gud* dafür nehmen will, welches aber *idolum* übersetzt und durch die Pluralform *goda* Joh. 10, 34 belegt wird, an welcher Stelle selbst *idolum* unpassend ist, und an welcher anderen wäre es passend? Zu *fadrein* S. 8 ist angeführt Luc. 8, 29. 56. Es sollte heissen: Luc. 8, 56. 18, 29. Die minder gewöhnliche Art des verbindenden Pronomens *izei* findet sich auch Joh. 15, 26 und als Plural Matth. 7, 15 *thaim izei quimand.* Nirgends dürfte sich in den Paradigmen etwas finden, das nicht hinein gehört, ausser im Imperativ. Als ein solcher von *ogan*, fürchten, ist S. 438 *ogs* angenommen, nach Luc. 1, 13 u. 30 (nicht aber 4, 10) und zwey anderen Stellen, wobey gefragt wird: „Sollte auch ein analoges *aihs*, *tharfs*, *kanns* u. s. w. statt finden?" Ein Imperativ auf *s* ist gegen alle Analogie, wie der Griechischen und Lateinischen, so der Deutschen Sprache. In verschiedenen Redeweisen der Gemüthssprache vertritt ein Nomen die Stelle des Verbums z. B. ἀρκεῖ ἡμῖν, Joh. 14, 8 *ganah unsis;* χαῖρε βασιλεῦ, *hails thiudan;* τί πρὸς ἡμᾶς; Matth. 27, 4 *wha kara unsis.* Sollte also nicht dieses *ogs* ein im Geschwindsprechen verändertes *agis* seyn? Rec. erinnert hiebey an *fidurdogs.* Ganz grundlos scheint dem Rec. die Annahme eines Imperativs erster Person. Der Gothe hat kein Futurum; das Präsens vertritt dasselbe, auch mit der inliegenden Bedeutung eines Vorsatzes, wie es Griechisch Luc. 15, 18 vorkommt: ἀναστὰς πορεύσομαι πρὸς τὸν πατέρα καὶ ἐρῶ αὐτῷ. Das *gagga* und *quitha* an dieser Stelle könnte mit dem nämlichen Rechte für einen Imperativ erster Person im Singular gelten, wie die dafür genommenen Plurale: *gaggam*, *galeitham*, *weisam.* Ein ganz ähnlicher Gebrauch des *praes. indicat.* im Griechischen Texte selbst findet sich Joh. 21, 3. ὑπάγω ἁλιεύειν und ἐρχόμεθα καὶ ἡμεῖς und Luc. 19, 8 des Zachäus Angelobung: δίδωμι und ἀποδίδωμι, wo der Gothe dagegen das erstemal den Conjunctiv gesetzt hat: *gadailjau.* Wenn Hr. *G.* S. 568 sagt: „Die merkwürdige Stelle Marc. 10, 45 *at andbahtjam ak andbatjan* (διακονηθῆναι ἀλλὰ διακονῆσαι) stehet zu allein, als dass ich *andbatjam* für eine eigene passive Form zu erklären wagte": so wäre bey *atsleigadau* und *lausjadau* wohl noch mehr Grund zu einer ähnlichen Bedenklichkeit gewesen. Wie sollte Ulfila, der λαμψάτω Matth. 5, 16 durch *liuhtjai*, ἀπαρνησάσθω Marc. 8, 34 durch *inividai*, und Luc. 9, 23 durch *afaikai* und an beiden Stellen ἀράτω durch *nimai* übersetzt, zu dem Unsinne gekommen seyn, καταβάτω und ῥυσάσθω Matth. 27, 42, 43 für Passive anzusehen, und demnach auch Sklavisch hinzuschreiben: er werde herabgestiegen; Gott werde ihn errettet, statt Gott errette. So genau sich Ulfila's Ausdruck an sein Vorbild schmiegt: so wird gleichwohl im Verfolg desselben Capitels δραμών v. 48 mit *thragida*, ὀψίας γενομένης v. 57 mit *than seithu warth*, ἐκέλευσε v. 58 mit „erlaubte" vertauscht: einige Beyspiele unter vielen anderen, welche beweisen, dass der Übersetzer nicht ängstlich steif seyn wollte, wogegen ihn auch Hr. *G.* S. XLVI rechtfertigt, vielweniger in solchen Widersinn verfallen konnte. Übrigens würde der Conjunctiv eben so gewiss im Passiv an die Stelle des Imperativs dritter Person getreten seyn, als diess ja im Activ allemal der Fall ist, und die Endung *adau* nur als eine Nebenform zu *aidau* betrachtet werden können; zumal da auch von einer 2 *pers. imp. pass.* keine Spur sich zeigt. Röm. 12 zu Ende sind ψώμιζε und πότιζε als Imperative wiedergegeben, aber bey νικῶ tritt sogleich der Conjunctiv ein. Die Flexionsweise theilt Hr. *G.* in die starke und schwache, sowohl beym Nomen, als beym Verbum. Bey den Verben, die wahre *primitiva* sind, ist die Flexionskraft im Innern des Stammes wirksam; dieser verändert sich im Präteritum entweder durch Umwandlung des Vocals, wie: singen, sang, oder durch die Reduplication, wie im Gothischen *haihait*, deren Spur Hn. *G's.* Scharfblick in dem Althochdeutschen *hiaz* statt *hihaz*, unserem *hiess* erkennt, S. 558. Bey den abgeleiteten Verben hingegen stockt diese Flexionskraft im Innern; sie bilden ihr Präteritum durch ein angeschlossenes Hülfswort z. B. *salbodedun* s. v. a. salbethaten, was sich zu salbten abgestumpft hat (S. 563). Das Nomen aber hat in der Deutschen Sprache entweder die reine eigentliche Endung, oder es nimmt einen Zusatz und zwar namentlich den Laut *n* in die Endung auf, welcher in der Gothischen Sprache nur noch so mässige Hemmung macht, dass er kaum einen Gegen-

ſatz ſchwacher Form gegen die übrige Declination, als ſtarke, rechtfertigen würde, aber im Fortgange der Zeit allerdings ſtöhrend verwaltet. Man muſs demnach, um die Benennungen ſtark und ſchwach auch auf die Declination anzuwenden, die ſtarke Form überhaupt als diejenige beſtimmen, die durch kein zur Endung angenommenes Hülfswort, oder durch keinen in die Endung aufgenommenen Beſtandtheil ſich gehemmt findet. Näher entwickelt erſcheinen die Begriffe ſtark und ſchwach beym Verbum und beym Nomen keineswegs als gleichbedeutend. Wenn beym Verbum die Regel gilt: Abgeleitete Verba hören auf, am Stamme ſelbſt Flexionskraft zu äuſsern, und haben folglich ſchwache Form: ſo erſcheinen hingegen abgeleitete *nomina* der mannichfaltigſten Art ſtarkdeclinirend; die Adjectiven ſind ſogar beider Formen zugleich empfänglich, und die ſchwache Form umfaſst, gleich der ſtarken, eine bedeutende Anzahl Wörter, die ganz einfache concrete Begriffe bezeichnen. Übrigens können bey der Declination durch angetretene Bildungsſylben Stöhrungen, und merklichere ſogar, als durch das *n* ſelbſt veranlaſst werden, ohne daſs die ſo veränderte Form deſshalb aufhört, den Namen der ſtarken zu behalten. In der althochdeutſchen Sprache giebt es, wie in der Gothiſchen, Feminina auf *i*; in jener bewirkt dieſes *i* gänzlichen Stillſtand der Flexion, z. B. *heili* hat durch alle Caſus des Singul. und Plur. *heili*, ohne in die ſchwache Declination verwieſen zu werden; dagegen bey den Verben derſelbe Vocal oder Halbvocal (*j*) in der Regel für die ſchwache Form entſcheidet. Kein Bildungszuwachs ſonach, der die Endung beeinträchtigt, ſondern bloſs das *n*, das Beſtandtheil der Endung ſelbſt iſt, erzeugt denjenigen Gegenſatz gegen alle übrigen Declinationsformen, welchen Hr. *G.* bey der Sonderung in ſtarke und ſchwache im Auge hat. Er glaubt S. 147 die Spur ſolcher Wörter, die gleichfalls das n in die Endung einſchalten, auch in anderen Sprachen wahrzunehmen. In der Lateiniſchen und Griechiſchen aber hat es damit eine andere Bewandniſs. Die Lateiniſche Sprache hegt das *n* nicht am Ende, auſser in der Familie *men*, wie *ſemen*, *levamen*, *germen*; andere Wörter auf *en* behalten es auch, ſind aber Griechiſcher Abkunft, bey *pecten* z. B. liegt offenbar ein πεκτὴν zum Grunde. Sonſt läſst ſie es im Nominat. fallen, ſelbſt in Eigennamen bisweilen, z. B. *Plato* ſtatt Πλάτων. In Wortformen alſo wie *ordinis*, *ſermonis* iſt das *n* immer nicht als Einſchaltung, ſondern als Beſtandtheil der Wortbildung zu betrachten, und die Flexion ſchlieſst ſich ungeſtört an, wie in den Gothiſchen Wörtern mit Bildungsbeſtandtheilen auf *n*, als *akran*, *aigin*, *razn*. Bey dem Verbum dagegen iſt die Doppelform innerer Stammbildung und äuſserer Bildung durch Zuthat auch in anderen Sprachen unverkennbar. „In der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache, ſagt Hr. *G.* S. 603, findet ſich der Grundſatz des Ablauts nur ſpurweiſe, und zwar zumeiſt verbunden mit der Reduplication, z. B. *pello, pepuli*; δέρκω, δέδορκα:" u. ſ. w. In der Griechiſchen natürlich mit der Reduplication, weil dieſe dem Perfect immer anhangt. Sonſt könnte man noch der Aoriſte gedenken, wie ἔσφηλα, ἐτραπην, wenn hier nicht eher Umlaut, als Ablaut Statt findet, zufolge der feinen und für die Formenlehren wichtigen Unterſcheidung des Vfs. Vielleicht hätte er mit mehr Schonung des ſchon eingeführten Sprachgebrauchs die Benennungen umtauſchen können. Bey Ablaut denkt er ſich ein Abſpringen auf einen neuen Vocal, während er den Namen Umlaut auf die gelindere Veränderung beſchränkt. Man könnte auch umgekehrt das Abgeänderte, Abgewandelte für gelinder verändert nehmen, als das Umgeänderte, Umgewandelte. Der Umlaut, um vorjetzt bey Hn. *G's.* Sprachgebrauch zu bleiben, iſt nicht der Flexion weſentlich, ſondern durch die Endung herbeygeführt. So verhält es ſich auch beym Griechiſchen Aoriſt. Nach Ausfall des σ in ἔσφαλσα ercheint das η in ἔσφηλα; nach Ausfall des ϑ in ἐτρέφϑην das α in ἐτράπην. Im Lateiniſchen iſt der Ablaut im Perfect häufig genug, auch ohne Dabeyſeyn der Reduplication, z. B. *egi*, *fregi*, *cepi*, auch an *legi*, *veni*, aus *lĕgo*, *vĕnio* iſt hier zu erinnern; denn die bloſse Verlängerung des Vocals im Perfect beruht auf dem nämlichen Grunde. Folgende Bemerkung aber: „Wenn der zweyte Aoriſt das οι in ι umſetzt (ἔπιϑον, ἔλιπον): ſo geſchieht das aus demſelben Grund, aus dem der Plural von *graip gripum* macht;" iſt verfehlt. Denn ἔλιπον als Imperfectform iſt unmittelbar aus dem Präſens λίπω, der Grundform von λείπω gebildet, wie ἔτεκον aus τέκω, der Grundform von τίκτω, alſo gar kein Ablaut hier vorhanden. — Dem Haupteintheilungsgrunde der Formen nach der ſtarken oder ſchwachen Beugungsart wird von Hn. *G.* beym Nomen zunächſt der des Geſchlechts untergeordnet. Im Gothiſchen hat jedoch ein Theil der weiblichen Wörter wenig oder nichts von der männlichen Verſchiedenes, während der andere entſchiedene Eigenthümlichkeit hat, und Rec. glaubt ſeinerſeits nicht, daſs die Subſtantiv-Endungen und Flexionen durchgängig gleich bey ihrer Entſtehung den Geſchlechtsunterſchied bezielt haben. Die neutrale Declination iſt immer eine halbmännliche. Rec. denkt ſich eine Anordnung nach der Formenverwandſchaft, deren Erörterung hier zu umſtändlich ſeyn würde; hätte übrigens Hr. *G.* ſeine vierte Declination zur erſten angenommen: ſo wäre der Unterbrechung der Folge zwiſchen der erſten bis vierten Declination in der mittel- und neu-hochdeutſchen Grammatik vorgebaut worden. Die Anordnung der Conjugationenreihe iſt mit der Sorgfalt behandelt, die der Gegenſtand verdient.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1820.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

GÖTTINGEN, in der Dieterichschen Buchhandlung: *Deutsche Grammatik* von *Jacob Grimm* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 547 sind die möglichen Gestalten, die nach den verschiedenen Gesichtspuncten die Reihe erhalten konnte, erschöpft, um die gewählte zu rechtfertigen. Rec. hat eine Anordnung versucht, die die verschiedenen Gesichtspuncte vereinigt, und statt die Verba blos nach der Reihe der Ablautvocale, oder der Präsensstammvocale aufzuführen, die gegebenen Verhältnisse der Vocale unter einander zusammenfasst. Bedingung dabey ist, dass die Verba mit *ai* im Präsensstamm jedesmal denjenigen zugeordnet werden, dem sie entsprechen. Wo der Ablaut *u* vorkommt, hat der entsprechende *ai*-Stamm *au*, diess ist die einzige Abweichung. Jede Classe mit einfachem Stammvocal hat einen *ai*-Stamm zur Seite, ausser der dritten. Die Reihe ist folgende und jeder Conjugation ihre Zahl nach der *Grimmischen* Ordnung beygeschrieben:

1.	α.	*falthan,*	*faifalth,*	— *un,*	*falthans.*	3.
		aukan,	*aiauk,*	— *un,*	*aukans.*	2.
	β.	*haitan,*	*haihait,*	— *un,*	*haitans.*	1.
2.	α.	*letan,*	*lailot,*	*lailotun,*	*letans.*	4.
	β.	*saian,*	*saiso,*	*saisonu,*	*saians.*	4.
3.		*frathan,*	*froth,*	*frothun,*	*frathans.*	14.
4.	α.	*lisan,*	*las,*	*lesun,*	*lisans.*	6.
	β.	*fraihan,*	*frah,*	*frehun.*	*fraihans.*	6.
5.	α.	*niman,*	*nam,*	*nemum,*	*numans.*	7.
	β.	*bairan,*	*bar,*	*berum,*	*baurans.*	9.
6.	α.	*bindan,*	*band,*	*bundun,*	*bundans.*	5.
	β	*wairpan,*	*warp,*	*waurpun,*	*waurpans.*	8.
7.	α.	*greipan,*	*graip,*	*gripun,*	*gripans.*	10.
	β.	*teihan,*	*taih,*	*taihun,*	*taihans.*	11.
8.	α.	*giutan,*	*gaut,*	*gutun,*	*gutans.*	12.
	β.	*tiuhan,*	*tauh,*	*tauhun,*	*tauhans.*	13.

Folgende Eintheilungen greifen in dieser Anordnung in einander, ohne die Stetigkeit der Reihe zu stören, nach folgenden Gesichtspuncten: a) Reduplication. 1. 2. haben sie; 3 — 8 nicht. b) Ablaut 1. hat ihn nicht; 2 — 8 haben ihn. c) Ablaut in 2. 3. ist im Sing. und Plur. gleichförmig, in 4 — 8 verschieden. Ausnahmweise herrscht die Gleichförmigkeit auch in der Nebenform β zu 7 und 8, weil der auf den Diphthong folgende Hauchlaut den Fluss der Biegung hemmt. d) Participallaut. 2 — 4 haben ihn nicht; 5 — 8 haben ihn. e) Participallaut ist in 5 ein eigenthümlicher, in 6 — 8 mit dem des plur. praet. gleichförmig. f) Vocalreihe des sing. praet. 2. 3. haben *o*. 4 — 6. *a*. 7. *ai*. 8. *au*. g) Vocalreihe des Präsens (*ai* abgerechnet) der Ablautverben: 2. *e*. 3. *a*. 4 — 6. *i*. 7. *ei*. 8. *au*. Überdiess fällt auf diese Weise der Parallelismus des *ai* mit anderen Vocalen ins Auge, welcher Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. — Nach diesen die aufgestellten Paradigmen und deren Anordnung betreffenden Bemerkungen geht Rec. zu einzelnen Puncten in den Erläuterungen über, worüber er einige Worte zu sagen sich veranlasst findet. S. 382 wirft Hr. *G.* die Frage auf, ob die Declinationsendungen als suffigirte Artikel oder Pronomina anzusehen seyen? Obgleich wir in Hinsicht auf die Substantive der verneinenden Antwort des Vfs. nichts entgegen zu setzen haben: so könnte doch der Fall bey den Adjectiven ein anderer seyn. Diesen sind an sich die Casus-Geschlechts- und Zahl-Bestimmungen fremd, und können an ihnen nur als eine Beziehung oder Hindeutung auf das Substantiv erscheinen. *Vir bonus* ist so viel als Mann gut „welcher, oder Mann gut" Er. Mag das in den meisten Sprachen nicht so klar vor Augen liegen, oder mögen die Adjectivendungen die *pronomina* rückwirkend nach sich gemodelt haben: so scheint doch gerade die Gothische Sprache eine solche Entstehung Schau zu tragen. *Blindaize* scheint entstanden aus *blinda-ize*, *blindamma* aus *blinda-imma*. Eine ähnliche Frage betrifft den Antheil des Verbums Seyn an der Bildung der Flexion anderer Verben. Dass das Verbum des Seyns, wie es als abgesondertes Hülfswort dient, auch als einverleibtes *tempora* und *modos* nebst den zugehörigen Personenendungen hergeben könne, zeigt die Griechische Sprache; aber es giebt nicht alles allein. Mit Recht erkennt Hr. *G.* S. 606 Anm. und 630 die Personenendungen für einverleibte Pronomina. Er vergleicht S. 605 das Griechische Verbum. Man wird es dem Rec. nicht übel deuten, dass er sich bey der Anzeige eines zwar zunächst der Deutschen Sprache gewidmeten, aber auch zu Sprachvergleichung hinführenden Werks hiezu einige ergänzende Bemerkungen erlaubt. Das der Urform nähere Verbum in μι zeigt folgende Personformen des Singulars: εμι, ες, εσι (ετι *Dor.*) Das ε ist durch den Stammvocal verdrängt, dieser dafür verlängert: τιθημι statt τιθε-εμι. So steht φιλησω statt φιλε-εσω, δηλωσω statt δηλο-εσω, εμι ist zu denken, wie Nominativ zu εμε. Die Pluralendung dazu heisst μεν oder μες, früher also εμεν, εμες, was an ἡμεῖς erinnert. Die Gestalt dieses Worts läfst an eine frühere ἡμέ:ες denken (wie μείζους aus μείζονες wird, woraus μεν sowohl als μες hervorgehen konnte. Die 1 singul. inperf.

erst ἐτίθημι, ἐτιθημ, dann verfeinert ἐτίθην. Das ε zeigt im Griechischen Verwandtschaft zu ο (z. B. ἐδήδοκα st. ἐδήδεκα); in der ersten Person und der 3 plur. ist ο daraus geworden, als: λυομι, und nach Abfall des μι dehnte sich ο in ω. Häufig schwand σ zwischen zwey Vocalen z. B. λυεαι = λυῃ st. λύεσαι, κλινέσι = κλινεῖ st. κλινέσει. So entstand das ει der dritten Pers. λυει st. λύσει. Im Imperfect und den ihm ähnlichen *temporibus* fällt das σι ab: ἔλυε. Der Plural. des Imperf. hiess εσαν, οσαν, früher εσαντ, οσαντ (für diess *nt* zeugt das Lateinische). Diese Imperfectendung (s. Buttm. ausführl. Gr. §. 87 Anm. 6) steckt aber auch in der Präsensendung, nur ist noch dasselbe σι, wie im Sing. angefügt. Aus αντσι musste aber ασι werden, wie im Perfect λελύκασι st. λελυκαντσι. Ursprünglich lautete also die 3 pl. τιθεσαντσι = τιθεσασι, = τιθεασι. Denn das σ schwand zwischen den Vocalen. Λυοσαντσι wurde gekürzt zu λυοντσι wofür man λυουσι sagte, (dieses Sprachgesetz verkennt der Vf. S. 645 bey τυπτουσα) oder λυοντι *Dor.* Denn so wurde auch aus ελύοσαν die gewöhnliche Imperfectform ἔλυον und sogar aus ετύπτησαν ἐτύπτεν. Hiedurch wird also die Befremdung selbst eines *Buttmann* über die Accentstellung in διδόντι, διδοῦσι (st. διδόσαντι) welche in diesen Verben gerade die wichtigere ist, und über das aus der Analogie tretende διδόασι (Ausf. Gramm. 523 Note zu Anm. 7) beseitigt. Das Verbum εἰμὶ hiess ursprünglich ἔσεμι (Hetrurisch *esume*, ἔσομι), welches sich sowohl in εεμι = ειμι, als in εσμι (pl. εσμεν) kürzte; wir überlassen dem Leser die Entwickelung des Einzelnen. ἔσομι ward ἔσω, *ero.* Vor Alters war Präsens und Futur einerley, wofür die Gothische Sprache deutlich zeugt; die Form ἔσω wurde zum Futur gestempelt, und zur Bildung der Future überhaupt gebraucht. S. 647 sagt Hr. *G.*: „Die Infinitive auf *tum* (Sanskrit) *den* (Pers.) *ti* (Slav.) scheinen genau mit den durch *t* und *d* erzeugten Part. Prät." (wie *positus, galagids*) „zusammenzuhangen und den Latein. Formen des Supinums: *no-tum, tibi-tum* zu entsprechen. Im Griechischen Aor. 1 pass. ist dieselbe Infinitivform noch zu erkennen: φιλη-θην-αι κλυ-θην-αι, nahverwandt zu φιλητος, κλυτος; freylich giebt es ein wirkliches Aoristpartic. φιληθεις, κλυθεις, das sich etwa zu den erstgenannten verhalten mag, wie die Lateinischen Verbaladjective *tepidum, fervidum*, zu den theoretisch anzunehmenden Supinen: *tepi-tum* (*tapi-tum* im Sanskrit) *fervi-tum.*" Allein das θ im Aorist und Futur des Passive gehört ja nicht dem Infinitiv, als solchem, sondern allen Modis gleichmäsig, oder überhaupt nicht den Modis, als solchen, an. Dass hier das einverleibte Verbum ειμι als Endung obwaltet, ist sichtbar, wie Rec. schon im Jahrg. 1819 dieser A. L. Z. No. 188. S. 84 bemerkt hat, worauf er hinweist. Diese Annahme allein erklärt die active Gestalt des passiven Tempus. Unter Gerundium versteht Hr. *G.* S. 654 „ein aus dem Verbum abgeleitetes Adverbium, das an und für sich unveränderlich bleibt, ursprünglich aber (gleich den meisten Adverbien) ein Declinationscasus war. Da nun das Verbum nicht selbst declinirt, sondern das Participium: so bestimmt sich der Begriff des Gerundium näher dahin: es ist ein aus dem Verbum mittelbar, und zwar (?) aus dem Participium unmittelbar genommener adverbialisch festgesetzter Casus." Bestimmt man den Begriff des Adverbiums so, dass er alle *casus obliquos* der Substantiven mitbegreift: so gehört auch das Gerundium darunter. Statt: auf den Berg, kann man sagen: bergauf, was ein Adverbium zu nennen niemand Bedenken trägt. Nun sind aber im Grunde alle *casus obliqui* des Substantivs eben solche Bildungen; denn die Casusformen entsprechen den Präpositionen. Der Deutsche declinirt den Infinitiv, den substantivischen Theil des Verbums: des Gehens, im Gehen, und diese Form entspricht dem, was man in der Lateinischen Grammatik Gerundium nennt. Gleichwohl hat Hr. *G.* alles Hiehergehörige als Supinum behandelt, und nur einer einzigen im Althochdeutschen erscheinenden besondern Form, die ganz Lateinisch klingt, z. B. *nendendo* Lat. *audendo*, *leogando* Lat. *mentiendo*, den Namen Gerundium gelassen; wobey er sich einen Zweifel an der unmittelbaren Verwandtschaft dieser Form mit dem *partic. praes.* auf *anti* (wie *leoganti*) darum erlaubt, weil auch das Latein. Gerundium nicht aus dem Partic. Präs., sondern aus dem Part. Fut. Pass. stamme, wiewohl es active Bedeutung mit sich führe. Aber eben die Unähnlichkeit der Bedeutung berechtigt an der Richtigkeit dieser Abstammung zu zweifeln. Ein sehr scharfsinniger Etymolog, der im Anfange dieses Jahrh. verstorbene Vf. der Untersuchungen Lateinischer Wörter aus dem Griechischen 1785, hat die etymologische Erklärung der Form und Benennung des Gerundiums begründen wollen. In der damaligen, dem etymologischen Studium ungünstigen Zeit ist bloss das erste, an den Faden der Untersuchung vieles andere anreihende, Bändchen erschienen, das nicht bis zum eigentlichen Aufschlusse geht; aber die Hauptsache weiss Rec. durch mündliche Mittheilung. *Gerere* in der Bedeutung des Handelns, Verrichtens leitete der Vf. von χεὶρ ab, wie επιχειρέω, die Endung *dum* von δεον, *debitum.* *Gerundium*, χέρειν-δέον wäre also *id, quod agi debet, agendum.* Wie die Bedeutung des Namens: so erklärte er auch die Form des Wortes; in φιλητεον erblickte er das δεον, und in dem Lateinischen *dum* in *amandum est*, worin der Begriff des Sollens liegt. Missbräuchlich heisst nun auch der Infinitiv in seinen *casibus obliquis* so, welche er für den suffigirten Artikel erkärte; als wäre aus einem τοῦ φιλεῖν, τῷ φιλεῖν ein φιλειν-του, φιλειν-τω, Lat. *amandi, amando* geworden. Obgleich dieser die Abwesenheit Ableitung des Artikels in der Lateinischen Sprache, und seine gewiss nicht über das Alter des Lateinischen Gerundiums hinaufzurückende Erscheinung in der Griechischen Sprache selbst entgegensteht: so scheint doch dem Rec. der Gedanke wegen der netten Entwickelung der Bedeutungsverschiedenheit im Gerundium der Aufbewahrung würdig.

die in der That auf zwey verschiedene Quellen des Ursprungs hinweist. Es wäre wohl am besten, aus der Deutschen Grammatik die Benennungen Gerundium und Supinum ganz zu verbannen, die, besonders, die letztere, nur für die Lateinische Sprache gehören, und bloss von Infinitivdeclination zu reden. Formen, wie *in des tihtonnes reimi*, Otfr. I, 1, 12 (in des Dichtens Reime) enthalten ja wirklich dieselbe. Bloss die Form auf *-ndo*, wie *leogando* ist ganz ein Gerundium nach Art des Lateinischen, auch in sofern, dass es adjectivischer Beysätze und des Artikels selbst unempfänglich ist. Könnte diese Form, die nach Hn. *G's.* Bemerkung nur bey Notker und Kero nicht bey Odfried, und auch im Tatian nur einmal nicht ohne Verdacht der Unächtheit der Lesart vorkommt, nicht von den an das Lateinische gewöhnten Mönchen diesem nachgebildet seyn? — Da bekanntlich der Griechische Accent sich nach der Quantität der letzten Sylbe richtet: so ist die Frage im Nachtrage zu S. 252 zu streichen. — Rec. würde nun noch gern den Leser tiefer in den Inhalt des Werks einführen, nicht um weitere Gegenbemerkungen zu machen, die er auch nicht im Hinterhalte hat, sondern um den Werth desselben in ein helleres Licht zu setzen; allein von einem Werke, dessen Verdienst auf dem Reichthum genau beachteter und verglichener Einzelheiten beruht, erweckt die Anführung einiger dieser Einzelheiten keine angemessene Vorstellung. Doch gedenken wir als eines ins Auge fallenden Beyspiels befriedigender Entwickelung der über die abweichenden Praesensformen: kann, soll, mag, darf, weiss, muss (S. 435 ff. und 559 ff. nebst 614 — hier schweift doch des Vfs. Blick zu weit; in *estis* gehört das *s* zur Wurzel, und *sim* hiess früher *siem*) und andere, welche die heutige Sprache nicht mehr hat, gegebene Aufschluss. Die Fulda-Zahnische Grammatik macht daraus einen Anhang der Conjugation unter dem Titel Hülfsverben, ohne das Eigenthümliche der Form zu erklären. Sie sind *Praeterita*, gleich dem Lateinischen *novi*, *odi*. Im Gothischen setzt *wait* (unser weiss) den Infinitiv *weitan* voraus. Der Plural heisst *witum* und so der neue Infinitiv *witan* (wissen). Das neugebildete *Praeter.* ist schwacher Form: *wit-ta = wissa*, wusste. Wo die Erscheinungen in der Sprache nicht hinlänglich erklärt werden können, ist doch ihr Gang genau nachgewiesen. Die Pluralendung *er* vieler Substantive (wie Kinder, Männer) zeigt sich zuerst im Althochdeutschen neben der gewöhnlichen Form, und noch nicht ausserhalb des Neutrums; in der Folge greift sie weiter um sich. Der Abschnitt vom Pronomen giebt ausführliche Rechenschaft über die Veränderungen, die alle einzelnen hiehergehörigen, zum Theil wieder erloschenen, Wörter in ihrer Gestalt und Bedeutung erfahren haben; wie und wenn z. B. nioh-einer in keiner übergegangen, oder das fragende *welcher* auch die satzverbindende Bedeutung angenommen habe; der angehängte Artikel der nordischen Sprachen ist ausführlich erläutert; der Zusammenhang des Adverbiums und der Conjunction mit dem Pronomen, der in der Folge genauere Erörterung erwartet, in Anregung gebracht. Die Vorsylbe *ge*, die jetzt ein Flexionsbestandtheil des Part. Pass. ist, erhält auch ihren Abschnitt. Wir haben die Aufmerksamkeit des Lesers erst mit dem Inhalte und Werthe des Werkes selbst beschäftigen wollen, ehe wir der eigenthümlichen Ansichten gedächten, die der Vf. über die verschiedenen Behandlungsarten der Sprachlehre, durchdrungen von dem Werthe der historischen, in der merkwürdigen Vorrede darlegt. Doch das Wort Sprachlehre selbst missfällt Hn. *G.* „Es klinge, meint er, steif und falsch gegen das unschuldige Original. Man könne die Sprache nicht lehren, sondern nur daran lernen.“ (S. XXII). In welchem Sinne das auch gesagt sey: so muss es noch mehr von der Natur gelten; wir stossen uns aber nicht an die Naturlehre. Was gelernt wird, kann auch gelehrt werden. Selbst einwirken kann der Mensch auf die Natur nach ihren eigenen Gesetzen, so weit er diese kennen gelernt hat. Dass es Griechen und Römer für thöricht gehalten haben würden, auch die Grammatik der Landessprache in Schulen zu treiben, widerlegen Zeugnisse und Schriften. Beyläufig bemerkt Rec., dass nur den Griechen selbst zugeschrieben werden kann, was Hr. *G.* den Römern zuschreibt, Urheber der eigentlichen Grammatik und ihrer Terminologie zu seyn. Denn Priscianus Werk ist, wie dieser selbst bekennt, ein Auszug aus des Apollonius und Herodianus Schriften. Hn. *G's.* Verbannungssprüche gegen allen besonderen Unterricht der Jugend in der Muttersprache, oder über die Muttersprache (wie die Logik nicht Unterricht im Denken giebt, sondern über das Denken) überlässt Rec. anderen zu näherer Prüfung; sie bilden einen starken Gegensatz gegen vieles einseitige und missverstandene Treiben. Das grammatische Studium theilt Hr. *G.* in das philosophische, kritische und historische. Was die allgemeine Sprachlehre betrifft: so dünkt es ihm noch zu zeitig, wenn man schon von dem bisherigen historisch schwankenden Boden, der, wenn auch nicht genannt, doch von selbst die Unterlage hergebe, zu den letzten Gründen übergegeben wolle. Schreiber dieses glaubt, dass die Sprache in der wirklichen Erscheinung mit der logischen Sprachlehre oder auf die Sprache angewandten Logik, die man im Gegensatz der empirischen auch die reine, und als Massstab des logischen Gehalts in allen gegebenen Sprachen die allgemeine nennt, nur auf solche Art in Beziehung stehe, wie gewissermassen mit der Logik überhaupt. Subject und Prädicat sind logische Begriffe; diese Begriffe selbst aber würden nicht zu unserem Bewusstseyn kommen, wenn sie nicht in wirklichen Sätzen vorkommend beachtet würden. Die Beachtung geschieht also am einzelnen Falle; gleichwohl erwartet das Gesetz, dass jeder mögliche Satz diese Bestandtheile enthält, keine neue Bestätigung von dem Gebrauche bis jetzt etwa noch nicht deshalb untersuchter Sprachen. Auch bleibt das logische Sprachgesetz als solches allgemein-

gültig, selbst wenn Fehler dagegen in einer wirklichen Sprache für eine Zierlichkeit gölten. Die allgemeine Sprachlehre behauptet also ihre Selbstständigkeit neben der historischen, und kann nicht grösseren Gewinn von dieser, als diese von jener erwarten, da das gegebene Mannichfaltige in den wirklichen Sprachen des logischen Fachwerks bedarf, um geordnet zu werden. Hängt die Genauigkeit und Fruchtbarkeit der Beobachtungen in der Naturkunde zum Theil von der Bemühung ab, Alles in die rechte Classe zu ordnen: so wird es in der Sprachlehre, deren Eintheilungen nicht bloss auf äusseren Merkmalen beruhen, sondern weil die Sprache ein Erzeugniss des Verstandes ist, zum Theil aus diesem selbst hervorgehen, nicht anders sich verhalten. Die logische Sprachlehre würde daher selbst zum Nachtheil der historischen ihre weitere Vervollkommnung so lange aufschieben, bis diese an das gehoffte Ziel gekommen seyn möchte. Übrigens gedenkt Hr. *G.* unter dem Titel des philosophischen Sprachstudiums auch der Untersuchungen über den Ursprung der Sprache und der etymologischen Forschungen, und hofft, dass bey dem Anwachs der Materialien „einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an Sicherheit, Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen." Das kritische Sprachstudium billigt er, in sofern es in das Wesen jedes einzelnen Schriftstellers eindringt, und ihn von den Flecken fehlerhafter Abschriften säubert, nicht wenn es den Sprachgebrauch an das Ansehen gewisser Schriftsteller binden will. Daneben bekämpft er die Sprachreiniger, die, wie er sagt, „nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Zaser aus ihr gestossen wissen, sondern sie überdem durch die gewaltsamsten Mittel wohllautender, reicher und kräftiger machen wollen." Aber über die Unantastbarkeit solcher Wörter, wie die angeführten „Preis, klar, fein," deren Ursprung zwar nicht, aber deren Gepräge völlig Deutsch ist, ist man längst einverstanden. Für das Beybehalten der Lateinischen Terminologie in der Sprachlehre, stimmt auch Rec., so lange die Deutschen Ausdrücke nicht die entsprechenden Belege richtiger Abgrenzungen der grammatischen Begriffe sind. Bis dahin müssen wir uns auf diesem Felde mit der „Erhebung der ausländischen Wörter zu halbdeutschen" behelfen, welche, wie Hr. *G.* sagt, durch Wegnahme der fremdartigen Endungen und Biegungen, oder durch Änderung des Geschlechts bemerkt wird. Aber diese wird sich kein Schriftsteller, so wie jene, freywillig erlauben, und wenn der Vf. sagt: „ich sehe nicht ab, warum: der Syntax (wie ich stets von Jugend auf gehört habe) dem gezierten: die Syntaxe weichen solle, da wir auch Tempel männlich und andere anders, als in der Ursprache, gebrauchen": so gehören Wörter, wie Fenster, Tempel, Kirsche, Spiegel, nicht bloss der Schule, sondern dem gemeinen Leben an, und sind ihrer Form nach, auch ohne Rücksicht auf das Geschlecht, Deutsch, was Syntax nicht ist. Das stärker als sonst empfundene Bedürfniss, die Sprache von fremden, ihren Einklang störenden Bestandtheilen zu reinigen, wird hoffentlich das Streben nach diesem Ziele nicht wieder rückgängig werden lassen. Zu seinem Gelingen wird die ausdrückliche Absicht, die Sprache mehr und mehr des Fremden zu entledigen, erfoderlich seyn, obgleich Hr. *G.* hinweist auf das „unsichtbare Walten des Sprachgeistes, das Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl vernehmen": so wie der Dichter unbeschadet seiner Begeisterung die Besonnenheit haben muss, unreine Reime und Verstösse wider das Sylbenmass zu meiden, und gemeine Ausdrücke (wofür dem Dichter ohnehin schon die nichtdeutschen mit weniger Ausnahme gelten) mit edleren zu vertauschen. Aber dieses Streben vor Missgriffen zu bewahren, wird die nähere Bekanntschaft mit dem Geiste der Sprache, welche die Frucht von *G's.* Bemühungen seyn wird, erspriessliche Dienste leisten." In der Zueignung an *Savigny* zeigt der Vf. Unzufriedenheit mit dem Streben unserer Literatur, besonders der poetischen, nach Allgemeinheit der Bildung durch Aneignung alles Ausländischen. Er verdient gehört zu werden, wenn schon andere fernerhin geneigter bleiben dürften, bey *Ariost* und *Tasso* sich des neuerblühten dichterischen Lebens zu erfreuen, als sich mit Hn. *G.* an die zu Grunde gegangene Natur der alten Volksdichtung zu stossen. Auch den bisherigen Arbeiten im Fache der Synonymik oder vielmehr diesem Fache selbst zeigt er sich abgeneigt (S. LXXIX); wobey die Bemerkung, dass diese Arbeiten in der jüngsten Zeit (mit Recht, setzt er hinzu) wieder vernachlässigt würden, nicht zu den Thatsachen stimmt. Mag also die Vorliebe des Vfs. für sein wissenschaftliches Element etwas zu ausschliessend erscheinen: so ist doch die Liebe selbst, mit der er darin lebt und bildend waltet, preisenswerth. Wir sehen im Verfolge dieses Werkes besonders den Entwickelungen der syntaktischen Formen und Verhältnissen der Sprache nach ihren verschiedenen Mundarten und Zeiten, und den Aufschlüssen in der Wortbildungslehre, auf die uns der Vf. an mehreren Stellen hinweist, und die für das etymologische Studium sehr folgenreich werden können, mit grösster Erwartung entgegen.

Lfa.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Müller: *Beobachtungen und Erfahrungen über die Erkenntniss und Heilung der jetzt unter den Pferden herrschenden Druse.* Bey der auf Allerhöchste Anordnung vorgenommenen Untersuchung und Behandlung dieser kranken Pferde, gesammelt von *S. v. Tennecker*, Königl. Sächs. Major der Cavallerie u. s. w. Zweyte, mit einem Anhange versehene Auflage. 1820. 51 S. 8. (6 Gr.) Eine für Pferdehändler und Pferdebesitzer sehr empfehlungswürdige Schrift.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Kollmann: *Grundlinien des Religiosismus.* Versuch eines neuen Systems zur Auflösung (?) des gewöhnlichen Rationalismus und Supernaturalismus. Von Dr. *Friedr. Aug. Klein*, Privatdoc. und Baccal. der Theol. und Diakon. zu Jena. 1819. 119 S. 8. (12 gr.)

2) Halberstadt, b. Vogler: *Theophanes, oder über die christliche Offenbarung*, von *Karl Aug. Märtens*, Oberpred. an der Martinikirche zu Halberstadt. 1819. 263 S gr. 8. (1 Rthlr.)

Was im 16 und 17 Jahrhundert den schon früher in den Arianischen Streitigkeiten deutlicher vorgebildeten Gegensatz zwischen dem rechtgläubigen und socinianischen Principe der Theologie begründete; diess hat sich im 18 und folg. Jahrh. als Supernaturalismus und Rationalismus, zur Ausmittlung des Verhältnisses der forschenden Vernunft zu den eigenthümlichen Lehren der hl. Schrift kund gethan, und der Streit hierüber ist um so verwirrender geworden, da er sich, bey dem lebhaften Interesse unserer Zeit an der Speculation überhaupt, bald nicht mehr auf das Gebiet der biblischen Lehre beschränken liess, sondern die Erforschung des Grundes aller Religion in Anspruch nahm, welchen man bald ausschliessend in der freyen Thätigkeit des menschlichen Geistes, bald nur in der Wirkung der göttlichen Gnade nachzuweisen bemüht war, nicht ohne gegenseitige, gehässige Beschuldigungen frecher Anmasslichkeit und unreiner Gesinnungen! Unstreitig muss, wer hier versöhnen und einigen will, die Überzeugung zu wecken suchen, dass, rechtverstanden, beide Systeme einander voraussetzen und bedingen, dass der religiöse Glaube, und die ihm entsprechende Gesinnung eben so wohl die unmittelbare Wirkung Gottes, als des ihm zugewandten, menschlichen Gemüthes sey, und dass gerade in der Aufhebung dieser Differenz das wahre Leben in Gott bestehe, von welcher Indifferenz kein auf dem Wege der Reflexion zu gewinnendes Erkennen möglich ist, weil alles menschliche Erkennen auf Distinctionen der Urtheilskraft beruht, folglich einem Zergliederungsprocesse gleicht, in welchem dasselbe Leben entschwindet, dessen geheimnissvolles Wesen eben dadurch entdeckt werden soll.

Dass der Vf. von No. 1 diesen Weg zur Vermittelung betreten habe, ist unverkennbar; er sucht weder die Gunst des Supernaturalisten, noch die des Rationalisten; er hält allen beiden das Unzureichende und Anmassliche in ihren Behauptungen vor, und bemüht sich, das in ihren Systemen enthaltene Wahre als vereinigt in einem Dritten zu schildern, welches er mit dem Namen Religiosismus bezeichnet, der „das Leben in den äusseren Erscheinungen, so wie das Leben in der Reflexion umfassen, und beides in gesteigerter Potenz zur schönsten Harmonie verbinden soll." — Einverstanden mit der Absicht des Vfs. fragen wir nun, in wie fern er sie erreicht zu haben hoffen könne. Eine Beurtheilung der fraglichen Systeme wird vorausgeschickt, und dabey mit Recht der oft gegen alle Religion gerichtete, philosophische Rationalismus beseitiget, weil es nur christliche Denker sind, welche im Religiosismus sich einigen sollen. Dazu wird es aber durch den Vf. schon desswegen schwerlich kommen, weil er das Princip der einen Partey als frevelhafte Anmasung gänzlich verwirft, dem der anderen hingegen eine Ausdehnung giebt, welche sie, als Christlichgesinnte, sich nothwendig verbitten müsste. Der Supernaturalist wird nämlich auf die unterste Stufe der menschlichen Cultur verwiesen, „wo die Idee der Pflicht ihm noch unvorstellbar ist, und ihm daher in einem objectiv gegebenen Etwas erscheinen muss." Wer könnte hierin etwas anders, als den rohesten Naturdienst erkennen, und begreifen, wie, nach des Vfs. Äusserung, noch immer ausgezeichnet vortreffliche Männer auf Seiten eines solchen Supernaturalismus stehen? — Auf der höhern Stufe erblickt dagegen Hr. K. den Rationalismus, „wo der Mensch zu der Einsicht (?) gelangt ist, dass die Ideen von Gott, Pflicht u. s. w. seine eigenen Geschöpfe sind (?), und dass er sie nur aus sich selbst producirt hat (!!)." Allein, welcher christlich gesinnte Rationalist wird so kühnlich sich solcher Einsicht rühmen, die, wenn sie Statt fände, den die Idee der Gottheit aus sich producirenden Geist selbst zur Gottheit erheben, und consequenterweise nicht zur Religion, sondern zur Selbstanbetung führen würde? Hier hätte alles sorgfältiger erwogen, und viel behutsamer ausgedrückt werden müssen. Nach unserer Ansicht ist der Supernaturalismus die Vorstellungsart, welche in und mit dem Christenthume eine unmittelbare Wirksamkeit Gottes anerkennt, der christliche Rationalismus aber nichts anders, als das vernünftige Denken über die christliche Offenbarung in allen ihren Theilen. Soll Beides zusammenstimmen: so muss der Letztere das Princip des Erstern nicht anfeinden, sondern in

Schutz nehmen, und sie werden sich dann zu einander verhalten, wie die Vernunft, welche Göttliches vernimmt, zu dem Verstande, welcher das Vernommene zu verstehen, auszulegen und richtig anzuwenden sich bemüht, worin, nach *Jacobi*, alle ächte Philosophie besteht, deren Bestimmung nicht ist, die Wahrheit zu erweisen, sondern aufzuweisen, nicht, dem Willen sein Gesetz vorzuschreiben, sondern dem ohne ihr Zuthun vorhandenen Gesetze Achtung, Ehrfurcht und Gehorsam zu verschaffen. Eine Vermittlung des S. u. R. auf diesem Wege hat in der That keine Schwierigkeiten; denn jeder christliche Rationalist nimmt unstreitig ein Wollen alles Wahren und Guten in Gott an, er giebt zu, dass alles Wollen Gottes zugleich ein allmächtiges Wirken sey, und wird nie in Abrede stellen, dass solches nur als ein unmittelbares gedacht werden könne. Zwar wird er mit Fug und Recht die Erkennbarkeit des Unmittelbaren in den Wirkungen Gottes leugnen, da alle menschliche Erkenntniss auf positive Begriffsbestimmung, und mit dieser auf die blossen Gegenstände der äussern Erfahrung beschränkt ist; allein er wird desshalb, weil der Mensch alles zum Gegenstande der Reflexion machen kann, nie glauben, dass er alles nur wisse durch und aus Reflexion, indem dieser unleugbar der Act der Wahrnehmung und jedes unmittelbare Gewissseyn vorausgeht, und zwar nothwendig, weil der Verstand den Gegenstand schon besitzen muss, bevor er sich an demselben üben kann. Mit dem consequenten Supernaturalisten wird sich jedoch Hr. *K.* darüber nie verständigen, so lange er den gewöhnlichen Irrthum nicht aufgiebt, als verhalte es sich mit unseren Ideen des Absoluten, (der unbedingten Wahrheit, Güte, Schönheit u. s. w.) gleich also, wie mit unseren Verstandesbegriffen. Beide stehen vielmehr mit einander im Gegensatze, und schliessen sich aus wie Natur und Freyheit, sinnliche und übersinnliche, Körper- und Geister-Welt. Demgemäss kann man sagen: Begriffe haben *wir* als eigenes Erzeugniss, und bilden sie nach unserem Gefallen; die Idee aber hat *uns*, (wie *Kant* von der Vernunft scharfsinnig behauptete,) und wir besitzen sie keineswegs von Natur, sondern nie ohne göttliche oder menschliche Offenbarung und Erziehung; der Begriff vermittelt unsere Erkenntniss der Erscheinungen, die Idee aber ist keine Erkenntniss, sondern unmittelbare Wahrnehmung, und zwar nicht der Erscheinung, sondern des Realen selbst. Versuchen mag es das Reflexionsvermögen ganz unbedenklich, auch die Idee in die Begriffssphäre herabzuziehen; allein das Positive wird dann immer nur an der unmittelbaren Gewissheit der Anschauung haften, und das Begriffsmässige, durch Merkmale zu Unterscheidende nur negativ aufgefasst werden müssen, woraus, wie aus aller Negation, niemals Erkenntniss erwachsen kann. Wir können diesen noch vieler Aufhellung bedürfenden Gegenstand hier nicht weiter verfolgen, glauben jedoch bemerkbar gemacht zu haben, dass die ohne Ende sich wiederholende Foderung des Rationalisten: der Supernaturalist solle, um beachtet zu werden, die Merkmale des unmittelbaren Wirkens der Gottheit, an welches er glaubt, nachweisen, von gänzlichem Missverstande der Sache selbst zeuge, da die unmittelbare Wahrnehmung alles Idealen, als Gegensatzes des sinnlich Anschaubaren, nothwendig formlos und ohne alle positive Merkmale ist, daher auch nur in dem unnennbaren Gefühle des höheren Seyns sich kund thun kann. Bey Gegenständen der Kunst erträgt, billigt, fodert der Deutsche Philosoph diese Ansicht, denn aus seinem tiefen Gemüthe ging die Vorstellung hervor: das ächte Kunstgefühl sey Anschauung des Unendlichen. Er hat Recht, denn, wenn das Unendliche sich dem Endlichen vermählt, um in solchem einen Ausdruck, ähnlich dem zur Seele sprechenden Worte, zu suchen, so stellt es das Erhabene oder Schöne, die Majestät oder die Liebe der unsichtbaren Welt dem dafür empfänglichen Beschauer dar, und vergeblich wird die diesen Manifestationen nachhinkende Theorie sie zu erreichen und auf Naturgesetze aus der Erscheinungswelt zurückzuführen sich abmartern, wie z. B. alle mathematischen Forschungen misslingen, aus den Verhältnissen der Luftschwingungen den Zauber zu erklären, womit die Meisterwerke der Tonkunst unser Innerstes erfüllen, deren kühleste Bewunderer vielleicht unter den geschicktesten Rechnern zu finden sind. Offenbart sich nun schon in jeder rein ästhetischen Empfindung die wehmüthigfrohe Sehnsucht nach dem Unendlichen, wenn es liebend einen Strahl seines seligen Lichts in die nicht ohne unsere Schuld so trübe Nacht des Lebens fallen lässt: so mag die aufgeblähte Vielwisserey sich in einer vornehmthuenden und verächtlichen Behandlung des Supernaturalismus immerhin gefallen; jedem tieferen Gemüthe wird es dennoch klar seyn, dass der bessere Mensch, wo er am höchsten steht, in seinen heiligsten Stimmungen, in den Weihestunden der Andacht, und wenn er sich innigst von der sittlichen Gesinnung durchdrungen fühlt, gewiss nicht mit selbstgeschaffenen Ideen spielt, sondern recht eigentlich supernaturalistisch die unmittelbare Nähe Gottes, und zwar da empfindet, wo sie am meisten einheimisch ist, in dem reinen, Gott zugewandten und verwandten Herzen. Die Elemente solcher Erfahrungen des inneren, allein wahren Lebens aufzusuchen, blos, um sich überreden zu können, dass doch Alles im Menschen so immanent und fein natürlich zugehe, heisst in den idealen Schöpfungen Rafaels die Farbenstoffe anatomiren, um den Beweis zu gewinnen, dass nichts Überirdisches in diesen Zusammenstellungen enthalten sey. Diess wäre aber blos roher, ideenloser Naturalismus, als das eigentlichste Widerspiel des Supernaturalismus, und was hätte dieser mit dem achtungswürdigen Rationalismus gemein, der, weil sich unter den Händen der Menschen auch das Beste so leicht verschlechtert, die Ausartung des Supernaturalismus in Schwärmerey, in Thorheit und Schande aller Art

zu verhindern hat, aber auch seinerseits nie vergessen darf, dass er das höchste Heiligthum des Menschen, mit dessen Hüteramte ihm so Grosses und Ehrenvolles anvertraut ward, mit einer Zartheit, mit einer so heiligen Scheu pflegen müsse, die wir zu lange schon schmerzlich vermissen, und wodurch die Aufklärung, indem sie alle Kraft des Glaubens lähmte, zur wahren Pest der Seelen ausgeartet ist.

Wenn nun Hr. K. hierauf erwiedern möchte, dass eben dahin sein Versuch wirken solle, die getrennten Parteyen in seinem Religiosismus zu vereinigen: so bleibt nur zu wünschen übrig, dass er sich die Sache nicht zu leicht gemacht haben möge, indem zu besorgen ist, er werde es dadurch mit allen Parteyen verdorben haben. Schon, dass er zur Auflösung der in Frage stehenden Systeme hinarbeiten will, wird denen nicht gefallen, welche mit dem Rec. urtheilen, dass sie vielmehr fortbestehen müssen, um in dem freundlichsten Verbande ihren gemeinschaftlichen Feind, denn irreligiösen Naturalismus, zu verfolgen. Wenn ferner der Vf. dasjenige zum Grundprincipe seines Systems erheben will, was er durch Umfrage bey allen Arten von Offenbarungsgläubigen als das Bekenntniss aufgefunden haben will, worin sie alle übereinstimmen: so wird dieses empirisch-eklektische Verfahren, welches von vornherein sich principlos erklärt, alle Philosophen von dem Vf. entfernen; das solchergestalt aufgefundene Normalbekenntniss aber: „es gebe einen Gott und Vater, den alleinigen Schöpfer, Erhalter und Regierer, die einzige Ursache aller menschlichen Begebenheiten und Schicksale, und den Grund alles dessen, was in der inneren und äusseren Natur ist" — wie unvollständig, das moralische Moment der Religion kaum berührend, Grund und Ursache in einander mengend, und welchen Missverständnissen preissgegeben ist doch dieses Princip, in welchem weit eher ein Moslem, oder auch ein Pantheist, das Seinige erkennen würde, als die Männer, die sich in demselben vereinigen sollen. Übrigens ist diese Vermittelung mit sich selbst in Widerspruch. Denn S. 68 wird erklärt, keine der bekannten Offenbarungsarten, weder die ausserordentlichen, noch die gewöhnlichen durch Vernunft, Natur, Gewissen, Geschichte, könne für sich ein Ganzes ausmachen, und keine ohne die anderen vollkommen verstanden werden; Wahrheit und volle Überzeugung finde sich nur in dem, was mit allen jenen Offenbarungen vollkommen übereinstimme. Wie kann aber, was in allen seinen Theilen mangelhaft und schwankend ist, collectiv genommen, sich zur unwandelbaren Gewissheit verfestigen, und hat man nicht längst diese Art zu argumentiren aus der Apologetik mit Recht verbannt? Auf einen guten Weg kommt Hr. K., indem er der christlichen Offenb. den höchsten Rang, als einer ausserordentlichen, sogar durch Wunder beglaubigten anweist; allein, dann hätte er das Christenthum nicht bloss als Lehre, sondern als Heilsanstalt für ein sündiges Geschlecht würdigen sollen, in welchem Institute der in alle Wahrheit leitende Geist mitgetheilt wird, durch den wir Gottesstimme in der Natur, im Gewissen und sonst allenthalben allererst verstehen lernen. Hieran macht uns aber der Vf. wieder ganz irre, wenn er von der christl. Offenb. als einer perfectiblen, und von Christo und seinen Aposteln als von Lehrern, zunächst nur für ihr Zeitalter, redet, und den die vollendete Gewissheit in des Vfs. System erwartenden Leser zuletzt wieder auf den subjectiven Standpunct hinführt, wo nur wankende, dunkle Gestalten uns umschweben, wie sie die Phantasie und Laune des Einzelnen hervorzurufen begehrt. Am wenigsten befriedigt dieser Versuch, wenn er Glaube und Tugend, die nur in den Systemen der Weltweisen getrennt erscheinen, vereinzelt aber noch nie in eines Menschen Seele angetroffen wurden, einander entgegengestellt, und den geheimnissreichen Lehren des Christenthums keine andere Seite abzugewinnen weiss, als die, von welcher gemeiner Leichtsinn und Missverstand sie zu betrachten pflegt. Das Resultat ist, dass der Vf., wo er wirklich als religiöser Mensch urtheilt, es auf supernaturalistische Weise thut, — S. 67 redet er sogar von einem Gefühle der Nähe Gottes, und von einem Wandeln im Reiche göttlicher Ideen, die S. 4 bloss menschliche Producte waren, — übrigens aber dem ganz gewöhnlichen, Begreiflichkeit auch im Übersinnlichen fodernden Rationalismus huldigt, der in seiner Zerfallenheit mit sich selbst kein Princip der Einigung darzubieten vermag.

Der Vf. von No. 2 spricht gleichfalls von einer Vernunftreligion und von dem Christenthum als von zwey besonderen Systemen, denen zwar dieselben, aber aus wesentlich verschiedenen Erkenntnissquellen, nämlich, dort aus den reinen Grundsätzen der Vernunft, hier aus einer Offenbarung geschöpften Wahrheiten zum Grunde liegen sollen. Rec. kann sich mit dieser Behauptung nicht befreunden, zumal, da eben durch sie der unnütze Streit zwischen Sup. und Rat. immer neugenährt wird. Gehört nämlich zu jeder möglichen, religiösen Bildung des Menschen eine ursprüngliche Anlage in demselben zur Vernünftigkeit, d. h. ein Vermögen, durch das Göttliche afficirt zu werden, ferner, das wirkliche Daseyn göttlicher Dinge, ohne welches alle Religion objectlos und folglich leere Einbildung seyn würde, endlich, die freye Richtung unserer Aufmerksamkeit auf diese uns dargebotenen Gegenstände, um sie den Gesetzen unseres Denkvermögens gemäss zu ordnen, und dadurch unseres gesammten Verhältnisses zur Gottheit uns bewusst zu werden; so fällt aller wesentliche Unterschied zwischen dem angeblichen Vernunftgläubigen und dem denkenden Christen weg, denn von beiden gilt, was Joh. III, 27 steht: ein Mensch kann nichts nehmen, es sey ihm denn gegeben vom Himmel, beide gelangen als Vernunftwesen Einer Gattung auf dieselbe Art zu ihren religiösen Ansichten und Einsichten, und der stolze Wahn des Einen, als könne er aus eigener, constitutiver Machtvollkommenheit die ideale Religion aus seiner Vernunft hervorlangen, und als vermöge ein blo-

fses System abstracter Lehrsätze, über welche des Streits kein Ende ist, und zu welchen er ohne göttlichen und menschlichen Unterricht, wie etwa unter den Huronen und Botakuden, ewig nicht einmal gekommen seyn würde, ihn reicher und herrlicher zu machen, als das lebendige Wort der göttlichen Weisheit und Gnade, dieser Wahn ist mindestens eben so verwerflich und empörend, als der Widerwille der supernaturalistischen Ultras gegen den regulativen Gebrauch der Vernunft, ohne welchen alle Erleuchtung durch das Christenthum völlig unmöglich seyn würde. Übrigens wird durch den bloss logischen Verstandesgebrauch kein Fussbreit in dem Gebiete der Wahrheit errungen, denn nur die Wahrnehmung vermag unsere Kenntniss eigentlich zu erweitern, daher auch dem Streite zwischen Vernunft- und Offenbarungs-Glauben nur durch tieferes Studium der Anthropologie gründlich begegnet werden kann. Nun billigen wir es allerdings, wenn Hr. *M.* um zu seiner Theophanie, (Vorstellung von der Realität der Offenbarung Gottes in Christo,) zu gelangen, den inneren Ruf zur Sittlichkeit mit dem Glauben an die Gottheit, als ursprünglich in Eins zusammenfallend, und als Gegenstand aller Offenbarung den Satz anerkennt: „es giebt ein über das Weltall ausgebreitetes, sittliches Walten, (umfassender im Christenthum als das Walten der ewigen Liebe dargestellt,) und einen daher rührenden Ruf in uns zu gleichem Walten, den der Mensch sich anders nicht erklären kann, als aus dem Daseyn eines persönlichen, (geistigen) Gottes;" sodann den auffassenden und lehrprüfenden Gebrauch der Vernunft im Gebiete einer jeden Offenbarung in Schutz nimmt; ferner den Begriff dieser Offenbarung feststellt, als „einer augenscheinlich von Gott in der Absicht uns zu belehren, gewirkten Erscheinung" (wobey die Frage über das Unmittelbare in den Wirkungen Gottes, seiner Unerkennbarkeit wegen, S. 114 für überflüssig erklärt wird, offenbar, weil der Vf. die Doppeldeutigkeit des Wortes *Erkenntniss* nicht beachtet hat, das einmal ein *Begreifen*, dann aber auch ein *Anerkennen* bezeichnet; das Letztere findet aber, wie bey dem Übersinnlichen überhaupt, so auch bey der Unmittelbarkeit göttlicher Wirkungen Statt, ohne, dass eine Erkenntniss in Begriffen dazu erforderlich ist;) und endlich, mit teleologischer Beurtheilung der evangelischen Wundererzählungen, die Erscheinung Jesu vor den Menschen als eine wahrhaft göttliche Offenbarung behandelt, worüber wir den Leser auf das Buch selbst verweisen müssen. Allein, sollen wir aufrichtig seyn: so müssen wir gestehen, dass der tiefe, heilige Sinn, mit welchem namentlich der Religionslehrer die Theophanie des Christenthums erwägen sollte, aus dieser Schrift uns nur selten angesprochen hat. Die Doppelnatur des dem Himmel sowohl als der Erde zugewandten Menschen ist, dieser seiner Bestimmung gemäss, hinreichend mit Kräften versehen, die sowohl der Speculation, als der Contemplation dienstbar seyn, und, obwohl einander entgegen gesetzt, dennoch in der reinen, religiös sittlichen Gesinnung das wahre Princip ihrer Einigung finden sollen. Geben wir uns daher der Einen oder der Anderen mit Vorliebe hin: so ist die Gefahr der Folgewidrigkeit, und des theoretischen oder praktischen Irrthums unvermeidlich, wozu sich dem, die Erleuchtungen unserer Zeit zu günstig beurtheilenden Vf. auch in der vorliegenden Schrift mehrere Belege nachweisen liessen. Allein es sey genug, auf die Dürftigkeit des Resultats hinzuweisen, zu welchem in der grössten Angelegenheit des Menschen die Speculation, ohne gerechte Würdigung der Contemplation, den Vf. hat gelangen lassen. Im Grunde kommt endlich alles darauf hinaus, dass der Wahrheitsforscher aus den reinen Grundsätzen seiner Vernunft schon wisse, was er zur Religion rechnen solle, und dass nur von ihm beurtheilt werden könne, wie viel Naturforschung in das Gebiet der Religion gehöre, daher auch nur um des Volkes, und um der schwachen Stunden willen, die wohl auch im Leben des Weisen eintreten können, Gott durch providentielle Wunder zu den Menschen zu sprechen pflege, was jedoch der Weise an seinen Normalbegriff von der Religion zu halten habe, um nicht fehl zu gehen. Da aber das Volk nicht ganz unfähig sey, sich selbst Zweifel über dergleichen Offenbarungserscheinungen aufzuwerfen: so müsse der Religionslehrer als Wahrheitsforscher mit seinem Ansehen das Mangelhafte in der Wirksamkeit jener göttlichen Erscheinungen ergänzen, und das Gewicht, das dem Volke, (und dem Weisen in seinen schwachen Stunden?) zur völligen Überzeugung fehle, durch seine Versicherungen (S. 240) zulegen, dass alles seine gehörige Richtigkeit habe. Nun lehrt zwar schon Plato: über göttliche Dinge müsse man den Söhnen Gottes glauben, wenn sie gleich keine Gründe beybringen; allein die Wahrheitsforscher würden gleichwohl sicherer gehen, wenn sie auf solche Ehre verzichteten, und zugleich mit dem armen Volke, (welches, ähnlich den Kindern, nur durch die Schuld seiner unverständigen Erzieher um seine fromme, truglose Glaubenseinfalt gebracht werden kann,) sich zu dem wahren Gottessohne hinwendeten, der nichts davon wusste, dass er (S. 196) in Rücksicht der Gestaltungsbegriffe nur auf der Stufe seines Zeitalters stehe, und Niemand zugemuthet hat, ihm auf sein blosses Wort Glauben zu schenken. Wenigstens würde es eine recht ernstliche Rüge verdienen, dass der Vf., dem biblischen Lehrbegriff und aller Religiosphilosophie zum Hohne, den alten, socinianischen Irrthum wieder aufgewärmt hat: dass Gott unsere freyen Entschlüsse nicht vorhersehe, wenn wir nicht überzeugt wären, dass der Hr. Oberprediger *Märtens* nach einiger Zeit vor seinem Raisonnement hierüber von selbst erröthen werde.

Scs.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

JURISPRUDENZ.

Bonn, b. Marcus: *Grundriss zu Vorlesungen über das Strafverfahren nach den Bestimmungen der Deutschen Gesetzgebungen und nach dem Französischen Gesetzbuche*, von Dr. *C. J. A. Mittermaier*, ord. Prof. der Rechte zu Bonn. 1819. 48 S. 8. (6 gr.)

Drey Dinge sind es, deren Würdigung zur Zeit die Criminalisten vorzüglich beschäftiget, und von deren richtiger Stellung die Güte der Veränderungen im Criminalprocesse abhängt, deren Bedürfniss zwar allgemein anerkannt wird, über deren Umfang und Beschaffenheit aber man noch keineswegs einig ist. Diese Dinge sind: 1) Einfluss der Öffentlichkeit, 2) Trennung der Anklage und Untersuchung, und endlich 3) wesentliche Unterscheidung der General- und Special-Inquisition. Einen Grundfehler nennt es der Vf. mit Recht in der Einleitung, wenn man diese letzte insonderheit als eine unpraktische Distinction, oder nur als eine verschiedene Form des Verfahrens angesehen und behandelt hat. Er fühlt das Bedürfniss, seine Zuhörer und die angehenden Juristen überhaupt hiervon zu überzeugen, und aus den wesentlichen und natürlichen Erfordernissen des Untersuchungsverfahrens erkennen zu lassen, in wie weit der Deutsche oder der Französische Criminalprocess denselben genüge, oder noch Anfoderungen übrig lasse. Eine durchgeführte Parallele beider auf den Grund einer folgerechten Metaphysik des Criminalprocesses hat dem Vf. das Mittel geschienen, diesen Zweck zu erreichen: und da sein vor 10 Jahren herausgekommenes Handbuch so wenig, als das *Tittmannsche* oder *Martinsche*, ihm zu dieser Absicht genügten: so hat er, das Materielle dieser Handbücher beybehaltend und darauf hinweisend, der Ordnung der einzelnen Materien eine andere Stellung gegeben, wovon das Inhaltsverzeichniss in der vorliegenden Schrift mitgetheilt wird. Dieselbe enthält also die Skizze des Systemes zu Vorlesungen über die Philosophie des Criminalverfahrens und deren Walten im Deutschen und neueren Französischen Criminalverfahren, mit Hinweisung auf die Ausführungen in den genannten Lehrbüchern und Nachtragung der Literatur (nicht der vollständigen, sondern nur der zweckdienlichen) seit deren Erscheinung.

Gegen diese Idee selbst haben wir einzuwenden, dass sie den angehenden Juristen, zu deren Ausbildung sie doch dienen soll, eine deutliche und gründliche Erkenntniss mehr erschweren, als erleichtern wird. So ungemein nützlich die Zusammenstellung des Vfs. für die Wissenschaft selbst, und für die weiteren Untersuchungen ihrer Eingeweihten seyn muss: eben so unvermeidlich ist die Verwirrung, die sie in den ungeübten Köpfen derer anrichten muss, welche von den einzelnen Dingen, die hier zusammengestellt werden, noch keine klare Vorstellung haben. Rechtsphilosophie und positives Recht, Deutscher Process und Französisches Verfahren werden hier theilweise nach dem natürlichen Gange des Processes zusammengestellt und verglichen, was für den, der jedes dieser Dinge schon im Ganzen kennt, ungemein nützlich ist, aber für den, der es erst kennen lernen soll und will, es unmöglich macht, alles das zusammenzufassen, was zu jedem Theile gehört, ohne es mit anderen Bestandtheilen zu vermischen. Strenge Sonderung der einzelnen Theile der Wissenschaften ist für deren gründliches Studium das erste und nöthigste Erfodernis. Wenn aber die gesonderten und genau geschiedenen Begriffe oder Erkenntnisse klar eingesehen worden sind, alsdann ist es wieder nothwendig, darauf hinzuführen, dass diese Sonderung und Trennung nur durch den Verstand um seiner und des Gedächtnisses Schwäche willen hat gemacht werden müssen, dass sie aber in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist, und darum die Erkenntnisse der einzelnen Theile der Wissenschaft wieder in ihre natürliche Verbindung und Unterordnung gebracht werden müssen.

Die Ausführung selbst entspricht der Absicht des Vfs. überaus, von dem etwas Vollständiges und Gründliches nicht anders, als erwartet werden konnte. Einige Erinnerungen, welche wir dabey zu machen Gelegenheit gefunden haben, werden weniger dazu dienen, Beweise möglicher Ausstellungen an der Arbeit abzugeben, als die Aufmerksamkeit zu beweisen, welche man jedem Werke eines so ausgezeichneten Mannes schuldig ist. In §. 5 ist die Eintheilung offenbar unlogisch, indem sie weder erschöpfend, noch richtig geordnet ist. Mit demselben Rechte, womit die Polizeyübertretungen aufgeführt sind, hätten auch die Defraudationen, Forstrügen und Disciplinarfehler aufgeführt werden müssen. Alle zur Untersuchung geeigneten unerlaubten Handlungen können nur entweder Verbrechen oder Vergehungen seyn, deren jede ihre Unterabtheilungen haben. — Der §. 11 hätte wohl einen früheren Platz, gleich nach §. 3 verdient, da die Beurthei-

lung der zwischen gestellten §§. am Ende auf den Zweck des ganzen Processes zurückgeführt werden muss. — Wenn bey §. 49 nicht der Beruf der Polizey zur Verfolgung der Verbrecher und zur Überwindung aller Schwierigkeiten ihrer Ergreifung besonders aufgeführt wird: so fehlt ein hauptsächliches Stück ihres Wirkungskreises. — So löblich in §. 98 die Unterscheidung der Ungehorsamsstrafen von der Folter ist, so ist doch Ungehorsam nicht der einzige Veranlassungsgrund coercitiver Züchtigung während der Untersuchung; sondern es gehört dahin ebenfalls die Lüge vor Gericht, und noch mehr als jener. — Was in §. 212 — 217 enthalten ist, wird schicklicher seinen Platz schon bey der Behandlung der Theorie der Generalinquisition finden. — Zwischen §. 290 — 294 hat man ganz die Berücksichtigung der Zurechnungsfähigkeit, besonders der psychischen Momente, von denen jene abhängig ist, vermisst. Die Theorie der Zurechnung gehört freylich in den allgemeinen Theil des Criminalrechts; aber die Mittel der Erforschung, das Verfahren dabey, und die Vorsichtsregeln dürfen im Criminalprocesse nicht übergangen werden. — Eben so gehört zwar die Bestimmung des Begriffes der ausserordentlichen Strafe und deren Statthaftigkeit überhaupt in die Generaltheorie des Criminalrechts; wenn aber der §. 286 nach seiner Verbindung ergiebt, dass dabey bloss die Verknüpfung des künstlichen Beweises mit der ausserordentlichen Strafe zur Sprache gebracht werden sollen: so wäre es nöthig gewesen, nicht nur die ganz verschiedenen Bedeutungen des Ausdruckes: ausserordentliche Strafe, und die sehr verschiedenen Fälle, für welche sie angewendet wird, sorgfältiger zu bedenken, sondern auch überhaupt die Theorie der Folgen des unvollständigen Beweises, nach den verschiedenen Objecten desselben, den Thatbestand des Verbrechens, oder der That, die Überführung des Verbrechens und die Grösse der Schuldbarkeit, im Einzelnen zu verfolgen. — Endlich ist nicht wohl abzusehen, warum in §. 64 das Erkenntniss nicht als ein wesentlicher Bestandtheil des Criminalprocesses benannt worden, dafern nicht, wie es wohl scheint, es die Absicht gewesen ist, den ganzen Process in zwey Hauptbestandtheile einzutheilen, die Untersuchung und Entscheidung, und nur von jener in §. 64 zu handeln. Diess hätte jedoch wenigstens eine Andeutung verdient.

Rvl.

Halberstadt, b. Helm: *Rechtliche Erörterung der Frage: ob eine auf die Grundlage des Tit. XVI, §. 2. No. 5. der Preussischen Processordnung von einem oder einigen ungehörten Sachbetheiligten gegen ein Revisionsurtheil angestellte Nichtigkeitsklage in ihren Wirkungen und Folgen auch den gehörten Mitsachbetheiligten, unter vorausgesetzter Identität des Streitobjects, zu Gute komme?* 1819. 52 S. 8. (5 gr.)

So voll auch der Vf. dieser Deduction den Mund nimmt, und so entschieden er darüber abspricht, dass seine Ansicht die einzig rechtlich mögliche sey: so wenig hat doch die Rechtswissenschaft durch diese Untersuchung gewonnen. Vielmehr hat der Vf. in derselben fast durchgängig den ganzen Streitpunct verrückt, indem er die beiden Fragen: 1) in wie fern die einem Theilnehmer zu Gute kommende Nullität auch den anderen Theilnehmern nütze, und 2) in wie fern ein gegen einen einzelnen Theilnehmer eines gemeinschaftlichen Eigenthums, ohne Zuziehung der übrigen Theilnehmer, ergangenes Erkenntniss in Execution gesetzt werden könne, fast durchgehends mit einander verwechselt hat. Es liefert diese Abhandlung einen erneuerten Beweis, wie weit man sich vom Rechte verirren kann, wenn man aus vermeintlich unumstösslichen Rechtsgrundsätzen, ohne die Vorschriften der Gesetze zu beachten, deducirt. Denn die Streitfrage ist im Preussischen Rechte mit klaren Worten entschieden; aber der Vf. ist auf den Abweg gerathen, indem er zwey ganz unrichtige Grundsätze für unbestreitbares Recht ausgegeben hat. Diese sind: 1) dass der Kläger, welcher unterlässt, Alle Theilnehmer in Anspruch zu nehmen, sich den wirklich in Anspruch genommenen Theilnehmern dadurch verantwortlich mache; und 2) dass das Object eines Processes in der Aufklärung des Sachverhältnisses bestehe, aus welchem der klagende Theil seine Foderung, der Beklagte seine Vertheidigung ableitet. Wäre das wahr, so wäre ja jedweder Gegenstand eines Processes untheilbar, weil das Sachverhältniss immer nur ein und das nämliche seyn kann. Die Gesetze aber unterscheiden theilbare und untheilbare Gegenstände ausdrücklich, weil der Gegenstand eines Processes in derjenigen Leistung oder Unterlassung besteht, die von dem Verklagten verlangt wird, da hingegen das Sachverhältniss, worauf der Rechtstitel beruht, nur den Entscheidungsgrund für die Zu- oder Aberkennung des Gegenstandes enthält. Der Kläger muss zwar bey Aufnahme der Klage angeben, ob auf Seiten des Beklagten mehrere Theilnehmer sind; aber die Gesetze verbinden mit seiner Nichtwissenschaft oder Verschweigung keine anderen Nachtheile, als den, dass, wenn hienächst der Beklagte die übrigen Theilnehmer angiebt, durch deren anderweite Vorladung der Process aufgehalten wird, oder wenn auch der vorgeladene Beklagte es verschweigt, wie er noch mehrere Theilnehmer habe, dass alsdann das Erkenntniss gegen diese nicht in Execution gesetzt werden kann. (A. G. O. I. 5. §. 4. No. 8 u. 9. §. 12, auch 24. §. 5.) Die Frage hingegen, ob das ergangene Erkenntniss auch gegen den verurtheilten Beklagten in Execution gesetzt werden könne, hängt lediglich davon ab, ob der Gegenstand des Rechtsstreites theilbar ist, oder nicht. Denn in dem ersteren Falle besteht das Erkenntniss auf den Antheil des Beklagten, und wegen der Antheile der übrigen Theilnehmer muss der Kläger von Neuem klagen. (A. G. O. I. 5. §. 4. No. 8 u. 9. §. 2.) Ist hingegen der Gegenstand untheilbar: so hat entweder der Beklagte die übrigen Theilnehmer angezeigt, und sich

erboten, von ihnen Vollmacht beyzubringen, die er aber hienächst nicht erhalten kann, oder er hat die übrigen Theilnehmer verschwiegen. In dem einen, wie in dem anderen Falle kann das ergangene Erkenntniss gar nicht zur Execution gebracht werden, weder gegen die citirten, noch uncitirten Genossen (A. G. O. I. 24. §. 11 auch 17. §. 35 und A. L. R. I. 17. §. 10); ohne dass es dazu im letzteren Falle erst einer Nichtigkeitserklärung bedarf. Im Gegentheil darf sogar dasselbe nicht aufgehoben werden, da der Beklagte, der die Nomination unterlassen hat, daraus dem Kläger verhaftet bleibt. (A. L. R. I. 15. §. 12 — 14.) Im Falle das Erkenntniss hingegen namentlich gegen die nicht zugezogenen Interessenten, welche die Genehmigung (A. L. R. I. 13. §. 126 — 128) der Handlungen ihres Genossen verweigern, gerichtet gewesen wäre, müssen dieselben zwar auf dessen Nullität antragen; und diess hat die Wirkung, dass dasselbe überhaupt nicht executirt werden kann. Aber die Nichtigkeit erstreckt sich sodann auch auf diejenigen, die wirklich bey den Acten gehörig legitimirt sind, und welche daher bey dem neuen Hauptprocesse wiederum zugezogen werden müssen; (A. G. O. I 14. §. 14 a und b) gegen welche aber doch das ergangene Erkenntniss das Fundament des an sie zu nehmenden Regresses abgiebt. Selbst in Rücksicht der im Laufe des Processes sich ereignenden Veränderungen hat die Gerichtsordnung hinreichende Vorschriften, (I. 24 §. 9 und 20. §. 1 — 7), welche analogisch auch alsdann Platz greifen, wenn eine andere persönliche Veränderung sich zuträgt, welche auf das Interesse und Verhältniss der Parteyen zum Gegenstande des Processes einen Einfluss hat, weil durchaus Niemand, ohne eigene Verhaftung, einen Process fortführen darf, wozu er nicht hinlänglich legitimirt ist. (A. L. R. I. 15. §. 12 — 14.) Ein Landgut aber, welches immer den Gegenstand des Rechtsstreites in dem von dem Vf. aufgestellten Beyspiele ausmacht, gehört an sich niemals zu den untheilbaren Dingen, wenn es nicht das Object eines untheilbaren Rechtes ist, z. B. der Lehnsherrlichkeit. Rvl.

München, b. Thienemann: *Einige Hauptmomente des gewöhnlichen contradictorischen Verfahrens vor den ersten und zweyten Instanzen nach der Französischen Gerichtsordnung, zur Beurtheilung ihres Princips im Gegensatze des gemeinen Deutschen Processes, so wie zur Berichtigung der über Öffentlichkeit des Civilverfahrens herrschenden Irrthümer.* 1819. 23 S. 8. (3 gr.)

Als Hauptgrundsätze der Französischen Civil-Process-Ordnung stellt der Vf. folgende beiden Sätze auf: 1) Der Richter soll nichts weiter seyn, als dieses, d. h. das Organ des Staats zur Entscheidung der vor ihn gebrachten Privatstreitigkeiten; und 2) es ist lediglich die Sache der Parteyen, wie sie ihr Recht dem Richter klar machen; der Process darf daher nur das Mittel seyn, beide Theile von dem Widerspruche des Gegners zu unterrichten, um vor dem Richter seine eigenen Behauptungen bewahrheiten und die gegnerischen widerlegen zu können. Diese beiden Grundsätze sind mit Scharfsinn und Genauigkeit aufgefasst; aber es sind ganz dieselben, auf denen auch der gemeine Deutsche Process beruht, und es ist kaum zu begreifen, wie solches dem Vf. entgehen konnte. Denn dass nach Deutschem Processverfahren der Richter schriftlich auf die Angaben der Parteyen, deren Mittheilung an den Gegner verfügt, der *Hussier* aber solches ohne schriftliches Decret thut, wird doch für keine wesentliche Verschiedenheit angesehen werdee können. Weder der Französische, noch der gemeine Deutsche Process hat übrigens dem zweyten angegebenen Grundsatze in der Ausführung treu bleiben können, indem beide der Nothwendigkeit haben nachgeben müssen, nicht nur die einzelnen Acte des Processes gerichtlich beglaubigen zu lassen, damit *ab actis* constire, was jeder Theil gethan hat, sondern auch diejenigen Acte, deren materielle Beschaffenheit die richterliche Entscheidung vorbereitet, nur unter richterlicher Controlle expediren zu lassen, namentlich alle Theile der Beweisaufnahme. Noch mehr, die Gerichtsordnungen haben den ganzen Gang des Verfahrens vorschreiben müssen, weil sonst kein Theil, wider Willen des anderen, hätte weiter vorgehen können. Ob aber derjenige richterliche Beamte, welcher die formellen Mittheilungen besorgt, *Hussier* heisst, oder der Richter sie dem Gerichtsboten anbefiehlt, ist wiederum kein erheblicher Unterschied. Die eigentliche Verschiedenheit des Französischen Processes besteht darin, dass in diesem unmittelbar auf die schriftlichen Verhandlungen der Parteyen das Erkenntniss gebaut wird, da hingegen in jenem dieselben nur ein Vorbereitungsmittel für die Sachwalter abgeben, auf deren mündlichen Vortrag demnächst erst das Erkenntniss ergeht. Der Französische Process wiederholt also dieselbe Expedition zweymal, erst bloss zur Information der Parteyen schriftlich, und sodann zur Information des Gerichts mündlich. Wie nun diess von dem Vf. der kürzeste Weg genannt werden könne, möge er noch einmal überlegen. Zwar wendet er ein, dass solchergestalt der Vortrag des Referenten erspart werde. Diess ist aber nur bey einfachen Sachen der Fall, und auch bey diesen nicht ganz, da der Präsident immer noch die Sache wieder vortragen muss. Bey allen verwickelteren Sachen wird das Erkenntniss vertagt, und ein besonderer Rapporteur zu deren Vortrag ernannt. Nicht zu gedenken, dass dem Präsidenten die Macht ertheilt worden ist, die Debatten zu schliessen, sobald es ihm beliebt, so bleibt immer noch die Hauptfrage: Soll denn der Richter im Staate nichts weiter seyn, als ein Entscheidungsorgan? oder soll er vielmehr diejenige Staatsbehörde seyn, welche bestimmt ist, das materielle Recht im Lande, so weit es Menschen möglich ist, auch zum formellen zu machen, und dadurch die Herrschaft des Rechts und der wahren Gerechtigkeit zu sichern, aber nicht bloss unter der Autorität des Staats etwas für Recht auszugeben, was nicht recht ist?

Rvl.

Rudolstadt im Verlage der privileg. Hof-Buch- und Kunsthandlung u. Wien in Com. b. Gerold: *Entwurf eines Gesetzbuchs über das gerichtliche Verfahren in Criminal-Sachen.* Ein Versuch, als Beytrag zur Gesetzgebung und Verbesserung der Rechtspflege. Von *Christian Ross*, Actuar und Regierungs-Advocat in Rudolstadt. Mit einer Vorrede von dem Herrn Hofrath und Professor *Kleinschrod* in Würzburg. 1818. XXII u. 120 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. dieses Entwurfs hat durch das günstige Urtheil, das der verehrte *Kleinschrod* über seine Arbeit in der Vorrede (S. XIII) gefällt hat, eine sehr ehrenvolle Einführung in das gelehrte Publicum erhalten, und wirklich ist auch das Zeugniss, welches *K.* über seine Arbeit fällt, im Ganzen genommen, sehr richtig. Seine Arbeit zeigt Bekanntschaft mit dem dermaligen Standpuncte unserer Criminalrechtswissenschaft, und seine Vorschläge empfehlen sich im Ganzen durch Umsicht und Humanität des von ihm vorgezeichneten Processganges, und sind in einer ziemlich passenden Ordnung zusammengestellt und vorgetragen. Doch als *Entwurf* zu einem Gesetze über das Verfahren in Criminalfällen läst seine Arbeit noch Manches zu wünschen übrig. Am allerwenigsten konnten wir die Form der Behandlung für vollkommen genügend achten. Der Stil ist nicht ganz rein; die öfters eingemischten Lateinischen Kunstausdrücke, da wo es an gleich richtigen Deutschen ganz und gar nicht fehlt, möchten auf keinen Fall Beyfall finden. Auch ist der Charakter eines Gesetzbuches nie sorgfältig genug festgehalten. An gar manchen Stellen schweift der Vf. ins Gebiet der blossen Doctrin hinüber: und überhaupt ist der ganze Vortrag mehr *enumerativ*, als, wie es die Wesenheit eines Gesetzbuches eigentlich heischte, *dispositiv*. Das ganze hat mehr den Charakter einer Information oder Instruction, im engeren Sinne, für den Richter, als den einer eigentlichen Gerichts- und Process-Ordnung. Auch sind im Ganzen diejenigen Partieen, wo der Vf. den Richter mit den in manchen Fällen nöthigen praktischen Handgriffen bekannt macht, bey weitem besser, als diejenigen, die für den Richter, als Richter im eigentlichen Sinne des Worts, bestimmt sind. Zu der ersten Partie gehören vorzüglich die Anweisungen für den Actuar (S. 7—9), und die Andeutungen über Suggestivfragen (S. 83 und 84). Zu der letzten hingegen die vom Vf. gegebenen Regeln für die Würdigung der Beweise durch Zeugen (S. 46 folg.) der Anzeigen (S. 57), und die vom Vf. angenommene Zulässigkeit ausserordentlicher Strafen bey unvollständigem Beweise (S. 20 und 50). Übrigens scheint der Vf. bey seinen Vorschlägen zunächst blos das in den Niederdeutschen Ländern noch übliche Gerichtsverfassungswesen vor Augen gehabt zu haben. Die neueren Gesetzgebungen, namentlich die *Bairische*, hat er auch keinesweges benutzt, wie er es eigentlich hätte thun sollen. Selbst in Rücksicht der Ordnung der einzelnen Materien würde dadurch seine Arbeit bedeutend gewonnen haben; und wahrscheinlich würde er auch dadurch für den Missgriff bewahrt worden seyn, manche Materien, wie z. B. die von *Verhaftungen* und *Haussuchungen*, mehr im bloss polizeylichen Gesichtspuncte zu erfassen, als im juridischen.

Z.

KURZE ANZEIGEN.

Jurisprudenz. *Halle*, b. Kümmel: *Die Strafbarkeit der öffentlichen Verbrennung der Druckschriften Anderer, und die Zulässigkeit der Wiederklage bey dem Denunciations- und Untersuchungs-Processe, durch einen Rechtsfall erläutert.* 1819. VI u. 90. S. 8. (8 gr.)

In der bekannten Denunciationssache des Hn. *von Kamptz* zu Berlin gegen Hn. Prof. *Fries* zu Jena wurden die Acten an den Schöppenstuhl zu Halle zur Abfassung eines rechtlichen Erkenntnisses gesendet, und diese Sache dem Hn. Prof. *Pfotenhauer* daselbst zugetheilt. Dieser war der Meinung, dass das zu fällende Erkenntniss sowohl die Denunciation des Hn. *von K.* als die Wiederklage des Hn. *F.* gegen den Erstern, umfassen, und eine Straf-Bestimmung für beide enthalten könne; seine Collegen aber waren über diesen Punct anderer Meinung, und ihre Meinung ging dahin, dass Hr. *F.* mit seinen Ansprüchen an den Hn. *von K.* an den ordentlichen Gerichtsstand des Letztern zu verweisen sey. — In der hier angezeigten Schrift haben wir dann das Urtheil, wie es Hr. *Pfotenhauer* entworfen hatte, vor uns. Der Hauptpunct desselben ist die auf dem Titel angedeutete Zulässigkeit der Wiederklage in Criminalsachen, welche Hr. *Pfot.* hier (S. 70 folg.) mit vielen Gründen zu erweisen sucht. Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns auf eine umständliche Prüfung dieser Gründe hier einlassen wollten. Das Einzige, das wir uns zu bemerken erlauben, ist nur das, dass wir uns von der vom Vf. (S. 77) als allgemeine Regel aufgestellten Behauptung *bey schriftlichen Injurien sey der Ort des begangenen Verbrechens, wenn die Schrift an den Beleidigten selbst gerichtet war, da, wo jene diesem eingehändiget wurde, und wenn jene an einen Dritten gerichtet war, da, wo sie dieser erhielt,* — nicht zu überzeugen vermögen. Unserer Ansicht nach kann als Ort des begangenen Verbrechens nur der angenommen werden, wo die Schrift geschrieben wurde, und nur Ausnahmensweise kann etwa eine Strafbarkeit anderswo eintreten, wenn die Beleidigung in der Denunciationsschrift enthalten war, wo man solche als vor dem Gerichte, wo die Sache angebracht wurde, vorgebracht ansehen mag. Was Hr. *von K.* in seiner über jene Angelegenheit herausgegebenen Druckschrift sich gegen Hn. *F.* zu sagen erlaubte, konnte also wohl auf keinen Fall zur Begründung der Wiederklage gebraucht werden. Bloss nur das, was etwa zu dem Ende für tauglich zu achten, was er sich in seiner Denunciationsschrift an Sr. Königl. Hoheit den Grossherzog zu Weimar über Hn. *F.* zu sagen erlaubt hatte. Doch können wir uns überhaupt von der Zulässigkeit einer sogenannten Redenunciation nicht recht überzeugen. Der Art. 12 der *Carolina* spricht von einem besondern Falle, der im Allgemeinen jene Zulässigkeit gewiss nicht rechtfertigen kann, und die Bestimmungen der *Erläuterten Chursächsisch. Processordn. od. Tit. VI §. 2*, welche die Gegendenunciation in Injuriensachen an den ordentlichen Richter desjenigen verweist, gegen den sie gerichtet ist, hat offenbar die Natur der Sache für sich.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

MEDICIN.

Wien, i. d. Camesina'schen Buchh.: *Darstellung blutiger heilkundiger Operationen*, als Leitfaden zu seinen academischen Vorlesungen und für operative Heilkünstler bearbeitet von *Christoph Bonifacius Zang*, d. Ch. u. M. Dr. Sr. K. K. apost. Majestät Rathe, o. ö. Lehrer d. theor. u. prakt. Chirurgie, Director der chirurgischen Clinik a. d. med. chir. Josephs-Academie u. s. w. 1 Th. 1813. XII u. 448 S. mit 1 Kupf. 2r Th. 1814. 501 S. mit 1 Kupf.

Wien, b. Beck; 3r Thl. 1 Abtheilung. 1818. 508 S. m. 1 Kupf. 2 Abth. 1819. 441 S. mit 5 Kupf. (10 Rthlr. 8 gr. zusammen.)

Zweyte Auflage:

Wien, im Verl. v. Heubner und Volke: *Darstellung heilkünstlerischer Operationen* u. s. w. 1 Thl. 1817. XII u. 524 S. m. 1 Kupf. 2 Thl. 1818. 630 S. mit 2 Kupf. (4 Rthlr. 18 gr.)

Fragt man, ob wir ein Lehrbuch der äusseren Heilweise, eine *Operationslehre*, besitzen, welche den gerechten Anfoderungen der Zeit entspreche: so muss, in Ansehung der *blutigen* Hülfeleistungen, diese Frage mit Nein beantwortet werden. Denn die Werke von *Hunczovsky*, *Sabatier*, *Bertrandi*, *C. Bell* u. *A.* sind unvollständig und zu flüchtig gearbeitet. Vor allen fehlte es an einer, mit Gründen belegten Auswahl unter den verschiedenen Operationsweisen und an der richtigen und genauen Entwickelung der Krankheitsverhältnisse, unter welchen jene angezeigt oder verwerflich sind. Selbst *Schreger's* Grundriss der chirurgischen Operationen, welcher alle merkwürdigen Handwirkungsweisen von dem Ursprunge der Heilkunde bis auf den heutigen Tag mit musterhafter Treue umfasst, entbehrt die Indicationen, wenn gleich absichtlich, doch nicht minder gänzlich. Durch das vorliegende Werk wird diesem Zeitbedürfnisse auf eine meistens höchst befriedigende Weise abgeholfen. Dass man diess dankbar anerkannt habe, dafür zeugt die, vier Jahre nach der Erscheinung der zwey ersten Bände nothwendig gewordene neue Auflage, welche übrigens mit Recht eine umgearbeitete und vermehrte genannt wird. Die Ordnung, in welcher die einzelnen Operationen vorgetragen werden, ist die anatomische. Zuerst sind diejenigen abgehandelt, welche an verschiedenen Theilen des Körpers vorgenommen werden, sodann folgen die nur auf einzelne Theile Anwendung findenden, vom Scheitel bis zur Fusszehe herab. Rec. zieht mit dem Vf. diese Anordnung der von *Schreger* eingeschlagenen nach dem Operationszwecke vor, indem der Zweck bey einer und derselben Operation ein mannichfaltiger seyn kann. Jede einzelne Operation ist nun insbesondere folgendermassen abgehandelt. Zuerst ist die *Bestimmung*, der Begriff derselben gegeben, dann ihr *Zweck* entwickelt. Darauf folgt die *Anzeige* oder Bestimmung der Aufgabe; dann die Betrachtung des *veränderten, nachtheiligen Verhältnisses* der Operation und der *Heilsamkeit* derselben, wodurch also die wissenschaftliche Prognose gegeben ist. Wo der brauchbaren Methoden mehrere sind, geht deren Andeutung dem besondern Verfahren voran. Letzteres ist abgetheilt in die Vorbereitungs- und eigentlichen Operations-Acte. Bey den Vorbereitungsacten ist angegeben: 1) Vorrichtung der Werkzeuge und Verbandstücke, 2) Bestimmung der Gehülfen, 3) Lagerung des Kranken, 4) Vorbereitung der Operationsgegend. Auf die verschiedenen Operationsacte folgen die, nach den anzeigenden Verhältnissen abgetheilten, Operationsabänderungen, die Varianten, falls deren erforderlich sind. Die Beschreibung des Verbandes, die Angabe der möglichen üblen Ereignisse während der Operation und deren Begegnung, die Angabe der möglichen üblen Ereignisse nach der Operation und die Nachbehandlung, worin die Beseitigung der letzten mit begriffen ist, machen den Beschluss. Reiche Anmerkungen enthalten nebenbey die noch erforderlichen Fingerzeige. Bey den ausgezeichnet wichtigen, und mehr verwickelten Operationen kommen noch einige Überschriften hinzu, z. B. bey der Trepanation: Von der Stelle, an welcher die Durchbohrung geschehen soll, von der Zahl der Durchbohrungen, von der Blosslegungsform der zu durchbohrenden Knochenstelle u. s. w. bey kleinern Operationen fallen einige Rubriken, jedoch nur selten, hinweg. Rec. findet die strenge Beybehaltung dieser Form der Abtheilung durchaus zweckmässig, weil sie die Vollständigkeit des Vortrags verbürgt, gleichsam dazu nöthigt, und die Übersicht für den Leser und Zuhörer erleichtert. Da die Literatur und Geschichte der Operationen bereits von *Sprengel* und *Schreger* gegeben ist: so hat der Vf. dieselbe ganz ausgeschlossen. Die Wahl der aufgenommenen Methoden einer gewissen Operation, mit Hinweglassung anderer, und die Bestimmung der Eignung derselben für die angegebenen Verhältnisse, ist alsdann mit Gründen belegt, wenn

nicht etwa der Fall eintritt, dafs diefs durchaus überflüffig ift. „Citate“ fagt der Vf., „werden darum weggelaffen, weil ich, des darniederliegenden Buchhandels und der Härte der heuttägigen Zeitumftände wegen, aufser Stand gefetzt bin, fie vollftändig, genau und richtig zu liefern.“

Einleitung (von (S. 1 — 105 der 2 Aufl.). I. *Beftimmung des Standpunctes des operirenden Arztes, oder fogenannten Operateurs.* Der Vf. ftellt den vollendeten Wundarzt höher als den Arzt im engern Sinne des Worts, und zwar mit Recht; denn man kann kein völlig guter Operateur feyn, ohne bereits vollendeter Arzt zu feyn. Er zeigt auf eine höchft anfchauliche Weife, welche unfelige Folgen es hat, wenn der leitende Wille und die geleitete Mechanik in zwey Perfonen, dem, des Handwirkens unkundigen, Mediker und dem, mit der Wirkung der von ihm ausgeführten Eingriffe in das Leben nicht vertrauten, Chirurgen für den Operationserfolg habe und haben müffe, und fchliefst: „Man mag hieraus entnehmen können, dafs ein Operateur, der kein Arzt ift, ein Ding fey, für das die Sprache einer cultivirten Nation kaum eine Benennung haben dürfte, und dem jede Regierung das Handwerk legen follte.“ Rec., welcher als Glied eines Regierungscollegiums aus Erfahrung weifs, wie fchwer diefe offen liegende Wahrheit Eingang finde, wünfcht fehnlich, dafs die Worte des Vfs. beherzigt werden mögen. Die Unterftützung vollendeter Heilkünftler durch fixe Gehalte aus der Staatskaffe, koften den Unterthanen gewifs weniger, als wenn der einzelne Kranke zwey Perfonen, den unbefoldeten Arzt und Wundarzt, honoriren mufs. Der Vf. entwickelt hierauf II. *die Eigenfchaften eines operirenden Arztes,* wo die vollendete ärztliche Bildung, wie leicht zu erachten, an der Spitze fteht, und bemerkt fehr richtig: „die hier ausgefprochene Identität der Heilwiffenfchaft oder Untrennbarkeit der Medicin von der Chirurgie, rückfichtlich ihres Wefens, Gelehrt- und Gelerntwerdenfollens, fteht indeffen in gar keinem Widerfpruche mit der getrennten Ausübung derfelben,“ wobey es denn klar ift, „dafs der Mediker viele Male ohne Operationshandlung, der Chirurg aber nie ohne medicinifche Handlung die Cur beginnen und vollenden kann.“ III. *Vom Urtheile über das Angezeigtfeyn einer blutigen Operation, oder die Beftimmung derfelben als Mittels zum Heilzwecke, in Rückficht auf Heilbarkeit des Falles.* Die Wirkfamkeit des Akiurgen befteht nach dem Vf. in: Vereinigung, Trennung, Auslöfung, Erfetzung, Zurechtbringung, Verrückung, Auffaugungsbeförderung, Verödung und Einimpfung. Vermöge diefer kann er Misverhältniffe der mechanifchen Seite des Lebens, und nachtheilige ftoffige Einwirkungen entfernen, den Lebenszuftand umändern, ein ftellvertretendes Leiden erwecken, die Verrichtung eines Organs aufheben und ein ftellvertretendes Organ bilden. Nur da alfo ift von den operativen Unternehmungen Hülfe zu erwarten, wo die Heilbarkeit des gegebenen beftimmten Krankheitsfalls durch die letztgenannten Wirkungen des operativen Eingriffs ins Leben völlig bedingt ift. IV. *Betrachtung blutiger Operationen als Heilmittel in Bezug auf ihre Wirkung.* Die primitive Wirkung des operativen Eingriffs bezeichnet der Vf. richtig als Trennung des Zufammenhangs; die Secundarwirkung ift nach ihm Schmerz, Blutung (diefe ift nicht immer zugegen) und Entzündung mit ihren Folgen; die Tertianwirkung erfcheint als „organifche Verbindung, permanente Trennung gefundheitsgemäfs- oder auch krankhaft beſchaffener Verbindung beftimmter Theile, Vernarbung, Übernarbung, krankhafte Organenbildung und Secretion, Eiterung, Er- und Verhärtung, Verödung, Auffaugung, Brand und veränderte Temperatur des Nervenfyftems nach einer beftimmten Richtung.“ Nach diefer dreyfachen Wirkung mufs jedes operative Verfahren, in Bezug auf Heilfamkeit, berückfichtigt werden. Der Vf. macht darauf aufmerkfam, dafs ein örtliches Leiden nur alsdann durch den unmittelbaren Operationsangriff befiegt werden könne, wenn es ein *rein* örtliches fey. Diefes Verhältnifs auszumitteln, hat allerdings oft groffe Schwierigkeit. „Was kann nun den Arzt aus diefer Verlegenheit ziehen? Wohl nichts Anderes, als genialer Blick, die tieffte Fülle ärztlicher Kenntniffe, genaue Erfahrung, Individualifirungsgabe im höchften Grade und heilige Ahnung.“ Rec. vermifst aber bey diefer Unterfuchung die gehörige Berückfichtigung der Wirkfamkeit einer blutigen Operation auf die Gefammtheit des Lebens und dadurch auf alle oder auf einzelne leidende Theile. Man denke nur an die Operation des Aderlaffes, der Fontanellbildung, der Schutzpockenimpfung u. f. w. V. *Betrachtung blutiger Operationen als mechanifcher, und an fich Krankheit verurfachender Schädlichkeiten.* Der Vf. fucht durch Zufammenftellung einiger Sätze aus feinen Anfichten über Pathologie darzuthun, „dafs Alles, was die Körperlichkeit des Lebens ändert, diefes felbft ändere“, dafs mithin „jede blutige Operation eine kränkende und pofitive Schädlichkeit feyn müffe“, welche nicht als Heilmittel betrachtet werden kann, wenn die Verwundbarkeit des Kranken eine fehr hohe ift, das Operationsobject kein rein örtliches Leiden ift, „und durch die Operation weder Zeit gewonnen, noch ein Mittel gegeben ift, das Krankfeyn eines Syftemes oder des Gefammtorganismus zu heben.“

VI. *Betrachtung blutiger Operationen als Palliativmittel.* Der Vf. bemerkt, dafs, aufser dem Gewinne von Zeit, innerhalb welcher ein anderweitiges Heilmittel und die Selbfthülfe der Natur wirkfam feyn kann, diefe heilfamen Hergänge noch oft durch die Palliativoperationen veranlafst, bedungen oder befördert werden, und dafs durch eine Friftung des Lebens unter einem leidlichen Befinden, wenn auch nur auf kürzere Zeit, oft fchon unendlich viel errungen fey. Sodann zeigt er treffend die Nothwendigkeit „die Beftimmungsgründe zur Vollführung oder Beybehaltung einer Operation immer nur von Ähnlichkeitsverhältniffen der Meiftheit der, bis nun mit

glücklichem Erfolge Operirten, und, bey unterlassener Operation, mit Tod ausgegangenen Fälle abzuziehen, und mithin die höchste Ähnlichkeit für die gröſste Gültigkeit des Operationsmotives aufzustellen und gelten zu lassen." Hieraus ergiebt sich dann die Unentbehrlichkeit der Hospitalpraxis für der anfangenden und der unausgesetzten Zusammenfassung eigener und fremder Erfahrungen für den sich fortbildenden Operateur, der als Glied der Menschheit nur von der Geschichte derselben erzogen wird. VII. *Bestimmung des Werthes der Methoden für eine bestimmte, d. i. eine und dieselbe Operation.* Möglichst sichere Zweckerreichung, geringe Verwundung, groſse Schonung der Umgebungen und des zu operirenden Theils selbst, vielfache Anwendbarkeit auf andere Fälle, geringe Schmerzhaftigkeit, groſse Bluterſparniſs, leichte Ausführbarkeit, freye Herrschaft über die Werkzeuge, groſse Einfachheit dieser und ihres Gebrauchs, schnelle Heilbarkeit der Operationswunde bestimmen den Werth der zu wählenden Methode. Für jeden einzelnen Fall bedarf es übrigens noch einer besonderen Modification der gewählten Operationsmethode; daher der Vf. mit Recht auf den hohen Werth der Kenntniſs des Geschichtlichen im operativen Fache aufmerksam macht. VIII. *Von den Geräthen zu blutigen Operationen.* Hier wird bey der Empfehlung der Einfachheit des Geräthes weislich die Warnung ertheilt, die Vereinfachung desselben nicht auf Kosten der Brauchbarkeit zu weit zu treiben. Rec. hat sich darüber gefreut, daſs der Vf. in einer Note 15 höchst wichtige und umfassende Operationen aufzählt, welche mit einem gewöhnlichen chirurgischen Taschenbestecke, welchem eine Schlagader - Unterbindungsgeräth einverleibt ist, ausgeführt werden können. Fügt man eine Trephine, deren Handgriff als Hebel und Schraube dienen kann, und ein einfaches, 10 zolliges Amputationsmesser mit sägenzackigem Rücken nebst Knebeladerpressen hinzu: so hat der Feldarzt Alles, was er braucht, bey sich. Rec. möchte rathen, dem Feldarzte, damit dessen Taschen nicht zu sehr beschwert würden, diesen Apparat in einer, der Gartouche ähnlichen, Vorrichtung, mit Ausnahme des Amputationsmessers, tragen zu lassen, welches auf den Degen, wie das kleine Fangmesser am Hirschfänger, gesteckt werden kann. IX. *Über die Zeit zu Operationen.* Der Vf. zieht unter Anderem auch das Operiren am Morgen dem, später am Tage vorgenommenen vor, wenn die Wahl der Zeit frey steht. X. *Über das Locale zur Verrichtung einer Operation.* XI. *Über Vorbereitung des Kranken zur Operation.* Gegen die vormals übliche, bey allen Operationen gleiche, säftereinigende und schwächende Vorbereitungscur wird mit Recht geeifert. XII. *Über politische Prognose.* Dem Kranken soll bey heroischen Operationen die Gröſse der Gefahr verborgen, derselbe bey wichtigen Familienverhältnissen aber zum Testamentmachen glimpflich veranlaſst werden. Rec. hätte gewünscht, daſs über das, bey Katholiken so übliche Reichenlassen der soganannten Sterbesacramente etwas gesagt worden wäre. XIII. *Über den Plan der Operation.* XIV. *Über Vorbereitung der Werkzeuge, der Verbandstücke und sonstigen Geräthe zur bestimmten Operation.* Den Rath, die Werkzeuge auf eine schickliche *Tasse* zu legen, versteht Rec. nicht. Daſs man wohlthut, den besonderen Tisch oder das Tragbrett, worauf die Instrumente liegen sollen, mit einem doppelten Tuche zu bedecken, um das tönende Anstoſsen derselben zu vermeiden, hätte hier hinzugefugt werden können. Den vom Vf. gegebenen Rath, den ganzen Apparat bey wichtigen Operationen von einem zuverlässigen, befreundeten Amtsbruder vor der Operation nochmals sorgfältig nachsehen zu lassen, hält Rec. für sehr wichtig. Auch ist es wohlgethan, den Tisch wo möglich als Lagergeräthe zu vermeiden und statt dessen das Bett zu gebrauchen, um das Gemüth des Kranken weniger ängstlich zu bewegen. XV. *Über die Bestimmung der Gehülfen.* Rec. hätte gewünscht, daſs über das Verhalten der bey einer Operation gegenwärtigen Augenzeugen, z. B. über die Nothwendigkeit der gröſsten Stille und des Vermeidens von Äuſserungen, welche den Operateur verlegen oder ängstlich machen können, und über den Nachtheil eines rathenden, plötzlichen Zurufens von einem Amtsbruder etwas Besonderes gesagt wäre. Rec. hat es sich zur Regel gemacht, von den gegenwärtigen Amtsbrüdern unmittelbar vor jeder wichtigen Operation das Versprechen abzunehmen, ihn nur dann anzureden, wenn er dieselben ausdrücklich dazu auffodern werde. XVI. *Über Lagerung des Kranken.* Die hiebey zu nehmenden aufgestellten Rücksichten beziehen sich auf den Kräftestand und die Bequemlichkeit des Kranken; auf die leichte Zugänglichkeit des Operateurs und der Gehülfen, und deren Aller sichere und bequeme Stellung; auf den Sitz Operationsobjects, verglichen mit dem Mechanismus der gefoderten Operation, und endlich auf das Einfallen der Lichtstrahlen. XVII. *Über die Stellung des operirenden Arztes.* XVIII. *Über das Benehmen des Arztes während einer Operation.* Sehr zu beherzigende Winke! Rec. hätte gewünscht, daſs diejenigen Fälle, wo ein Schelten und ein Anfahren des Kranken wirklich etwas fruchten kann und einziges Mittel ist, etwas näher angedeutet worden wären. Es versteht sich von selbst, daſs der Operateur nie seinem Unmuthe folgen dürfe, sondern bey völliger, innerer Ruhe den Unwillen künstlich äuſserlich darstellen müsse. Daſs es solche Fälle gebe, weiſs Rec. aus Erfahrung. XIX. *Von möglichen üblen Ereignissen während einer Operation.* Mit der Vorschrift des Vfs., bey eintretender Ohnmacht nicht fortzuoperiren, ist Rec. völlig einverstanden. Bey eintretenden Krampfzufällen wird gerathen, eine Pause zu machen, warmen Kamillenaufguſs zu reichen, trockene warme Tücher aufzulegen, tröstende Worte zu geben und, „wenn die Umstände das weitere Operiren gestatten", äuſserst sanft und eilig zu handeln. Es wäre zu wünschen, daſs diese Umstände näher angedeutet worden wären. XX. *Von möglichen üblen Ereignis-*

ſen nach einer Operation. Es ſind deren 20 aufgezählt. XXI. *Von der Nachbehandlung.* Hier iſt betrachtet 1) die Ordnung des Regimens, 2) die Behandlung mit pharmaceutiſchen und mechaniſchen Dingen. In erſterer Beziehung kommen zur Sprache: die Nährweiſe, die Ruhe und Bewegung, das Wachen und Schlafen, die Beſchaffenheit der atmoſphäriſchen Luft, das Licht, die Lage, die Reinlichkeit, der Gemüthszuſtand, das Denken. In der folgenden Betrachtung wird der Verband und die dynamiſche Behandlung näher erörtert. Rec. wundert ſich, daſs der Vf., welcher ſich ſo vortheilhaft durch Vollſtändigkeit in der Darſtellung der zu berückſichtigenden Verhältniſſe auszeichnet, die Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft und Bekleidung nicht anführt. Der Zweck des Verbandes iſt beſtimmt auf: Vermittelung organiſcher Verbindung durch ſchnelle oder langſame Vereinigung; Bewirkung von Trennung; Verödung beſtimmter Theile durch Vereiterung, Aufſaugung, Verwachſung; Beförderung des Ausfluſſes der Wundabſonderung; ſchützende Bedeckung; Verhütung eines Vorfalls; Begründung der Brauchbarkeit des durch die Operation verwundeten Theils; Beſtellung eines ſchönen und zweckmäſsigen Äuſseren deſſelben und zwar erfoderlichen Falls auch in der Art, daſs der künſtliche Gliedererſatz wohl angebracht werden könne. Rec. hätte hier die Beſtimmung derjenigen Fälle im Allgemeinen erwartet, wo Zunderſchwamm, Zunderſchwammpapier und viereckige Leinewandläppchen von einem halben bis ganzen Zoll ins Gevierte den Wundfäden vorzuziehen ſind; es geſchieht deren aber gar keine Erwähnung. So iſt auch übergangen, daſs zarthäutige Kranke keine Klebſtreifen von irgend einem Pflaſter ohne Entwickelung roſenartiger, oft phlegmonöſer Entzündung ertragen, wo denn allein vom ſogenannten Engliſchen (Gummitaffent-) Pflaſter Gebrauch zu machen iſt. Die mediciniſche Nachbehandlung wird, als von der, im Grade und der Art ungünſtigen Rückwirkung des Organiſmus auf die Verwundung bedingt, betrachtet; ein Opiat nach jeder heroiſchen Operation als in der Regel heilſam empfohlen; die Wichtigkeit des Offenerhaltens des Leibes durch Klyſtiere berührt, und für jedes einzelne der möglichen üblen Ereigniſſe nach der Operation die geeignete Begegnung entwickelt. Rec. kann es nicht loben, daſs die bereits früher aufgezählten 20 Ereigniſſe hier nicht namentlich wiederholt ſind, ſondern daſs auf die Zahlenbezeichnung zurückgewieſen iſt, welches für den Leſer ein läſtiges Nachſchlagen nothwendig macht. Übrigens iſt der Abſchnitt über die Nachbehandlung in der erſten Auflage weit kürzer und unvollſtändiger als in der zweyten abgehandelt.

Wir haben uns bey der Einleitung länger verweilt, indem ſie den Geiſt verkündet, welcher das Werk ſelbſt beſeelt, und gehen zu der Betrachtung *der Operationen, welche an verſchiedenen Theilen des Körpers vorgenommen werden*, als Inhalt des erſten Bandes über. I. *Das Scarificiren.* Biſswunden von wüthenden Thieren hätten nicht ſollen unter die anzeigenden Krankheitsverhältniſſe aufgenommen werden, weil wohl durch Ausſchneiden, Ausbrennen, Ausätzen alle vergifteten Puncte aus dem Kreis des Organismus zu entfernen ſind, dieſes aber keineswegs durch bloſse Scarification möglich iſt, und beym Unkundigen der Wahn veranlaſst werden könnte, als gäben ſchon Einſchnitte Sicherheit gegen die Verbreitung des ſchrecklichen Wuthgiftes. In den Anmerkungen wäre wohl die Andeutung wünſchenswerth geweſen, wie die Schnitte bey der Anſchwellung der Mandeln oder des Zahnfleiſches, bey Waſſerſucht des Hodenſacks, bey Blutunterlaufungen, Windſucht u. ſ. w. zu modificiren ſeyn, wie dieſes in Bezug auf Zungenentzündung und *Conjunctivitis* in der zweyten Auflage geſchehen iſt. II. *Das blutige Schröpfen.* Bey dieſer oder der folgenden Operation hätte die Beſchreibung und Abbildung künſtlicher Blutſauger aufgenommen werden ſollen. III. *Die Anlegung der Blutigel.* Die anzeigenden Krankheitsverhältniſſe ſind hier mit einer ſehr ſorgfältigen Umſicht zuſammen getragen; nur wäre die nähere Beſtimmung der 11 Indication: gewiſſe Verſtimmungen des Nervenſyſtems, wünſchenswerth. Der Vf. legt dem Blutigel als lebenden Thiere eine ſehr wohlthätige, und beynahe ſpecifiſch heilſame Wirkſamkeit auf den Menſchenleib bey, welche daher durch keinen todten Mechanismus erſetzt werden kann. Rec. lobt dieſen Wink für den ausſchlieſslichen Gebrauch der Blutigel, wo ſie zu haben ſind, ſchnell genug anſaugen und dem Kranken keinen zu heftigen Widerwillen verurſachen, achtet darum aber die Erfindung der künſtlichen Blutſauger nicht für geringe und überflüſſig. Der Vf. empfiehlt zur Entfernung der in inneren Leibeshölen verkrochenen Blutigel Auflöſungen von Salzen, beſonders Kochſalz, und erwähnt der Säuren und geiſtigen Dinge gar nicht. Wenn er behauptet, daſs gegen Blutungen aus der Biſswunde kaltes Waſſer, Theden's Wundwaſſer, der Eichenſchwamm in Verbindung mit Druck das Gefoderte leiſte: ſo hat er nicht für alle Fälle Recht, indem manche Blutung dieſer Art nur durch Eindrücken von Wundfäden, Einbohren von ſpitzgedrehtem Löſchpapier, Durchſtechen der Wunde mit einer Nähnadel und Umwinden dieſer mit einem Faden, Anwendung der Spieſsglanzbutter, oder des Glüheiſens zum Stehen gebracht wird.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
NOVEMBER 1820.

MEDICIN.

Wien, i. d. Camesina'schen Buchh.: *Darstellung blutiger heilkundiger Operationen*, als Leitfaden zu seinen academischen Vorlesungen und für operative Heilkünstler bearbeitet von *Christoph Bonifacius Zang* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

IV. *Der Aderlass oder die Blutaderer öffnung.* Als anzeigende Krankheitsverhältnisse sind in der ersten Auflage angegeben: Krankheiten, welche 1) von einer gesundheitswidrigen grossen Menge des Blutes; 2) von einer krankhaft dichten Consistenz; 3) vom Reize desselben bedingt sind; die zweyte Auflage fügt hinzu: oder welche durch diese Verhältnisse verschlimmert werden. Ferner neuer Zusatz: 4) manche Blutungen; 5) manche Art von gehemmtem Kreislauf und Stockung des Blutes; 6) normale, aber gehemmte blutige Ab- und Aussonderung. Rec. hätte gewünscht, dass bey den drey ersten Indicationen der Unterschied der allgemeinen und örtlichen Überfüllung und Überreizung durch das Blut ausgehoben wäre. Die vierte Anzeige hätte wohl einer näheren Bestimmung bedurft: so auch die fünfte. Die Unterscheidung, ob das Blut durch eine lebhaftere Vegetation, oder blosse nervöse Belebung eines Theils *herbeygezogen wird*, oder wegen absoluter oder relativer Nachgiebigkeit dieses Theils gegen den Antrieb vom Mittelpuncte des Blutsystems aus *gewaltsam andringt*, möchte wohl zu aufhellender Andeutung zu benutzen gewesen seyn. Das sechste anzeigende Verhältniss wäre wohl auf *gewohnte* Ausleerungen zu erweitern gewesen. Rec. gesteht übrigens gerne, dass es hier beynahe unmöglich ist, nicht zu viel oder zu wenig zu sagen. In der Note bemerkt der Vf., dass man Verwundbarkeit mit Erregbarkeit, mit Reizempfänglichkeit und Rückwirkungsvermögen, mit Reizvertrag und endlich mit Lebensthätigkeit selbst sinnverwandt halten könne, und dass die Erkenntniss des Grades derselben oft beynahe unübersteigliche Hindernisse habe, womit Rec. im Ganzen einverstanden ist. Das eigentlich Operative dieser Kunsthülfe ist vortrefflich entwickelt, und mit einer Menge höchst wichtiger und nützlicher Fingerzeige begleitet, die freylich keines Auszugs fähig sind. Einen bekannten Handgriff indessen, welcher dem Rec. oft da aushalf, wo man die Blutader fühlen, aber nicht sehen kann, findet er nicht angeführt. Er besteht darin, die Spitze des Zeige- oder Mittel-Fingers, mit einem Tropfen Wasser befeuchtet, an der Stelle niederzudrücken, wo man die Vene nachgiebig fühlt, sie senkrecht von dieser Stelle auf und ab zu heben, wo dann der Wassertropfen über dem Gefässe stehen bleibt, und den Schnitt durch die Mitte des Tropfens zu führen. V. *Die Schlagaderöffnung.* Die Unterbindung der Schläfenschlagader dürfte nach der Operation zufolge der Ansicht des Rec. in den meisten Fällen der Compression vorzuziehen seyn, weil diese den Rückfluss des Blutes vom Kopfe erschwert. VI. *Die Operation der Schlagadergeschwülst.* Die Verhältnisse, unter welchen diese Operation anzustellen oder zu unterlassen, und statt ihrer die Compression anzuwenden, oder die Ablösung des leidenden Gliedes vorzunehmen ist, sind sehr gut auseinandergesetzt. Am Schlusse der Abhandlung sind die Indicationen für die Amputation noch besonders zusammengestellt. Der Vf. setzt sehr wenig Vertrauen auf die Compressionsmethode mit Einwickelung, und warnt, dieselbe lange fortgesetzt versuchsweise anzuwenden, weil die Weite der Nebengefässe durch sie verkleinert werde. Rec. ist hiemit in Bezug auf jedes bereits entwickelte wahre Anevrysma einverstanden, sah aber bey Arterienwunden, welche das Gefäss nicht völlig quer trennten, von der Anwendung des Drucks und der Kälte alles Erfoderliche wiederholt geleistet. Von den Verhältnissen, wo etwa die Heilungsweise *Valsalva's*, durch Aderlässe und Hunger, Anzeige finde, ist speciell nichts gesagt. Als Operationsmethoden sind nur die zwey angegeben, nämlich die des *Antyllus*, nach welcher die Geschwulst aufgeschnitten und zunächst an ihren Grenzen oberhalb und unterhalb unterbunden wird, und die von *Hunter* erfundene, bey welcher der Bund um die Schlagader in einiger Entfernung von der Geschwulst angelegt, und letzte uneröffnet gelassen wird. Jedoch hat der Vf. die *Anel'sche* Methode, die Ligatur nahe an der obern Grenze des sich selbst zu überlassenden Sacks anzulegen, nicht genau von der *Hunter'schen* trennen wollen. Wir wundern uns, dass er der *Brasdor'schen* Unterbindungsweise unterhalb der kranken Aderstelle gar nicht gedenkt, da in manchen Fällen nach keiner anderen Weise operirt werden dürfte. Geht man indessen von dem Gesichtspuncte aus, dass der Vf. in seinem Lehrbuche nur das durch Erfahrung ausser allen Zweifel Gesetzte aufnehmen wollte: so muss man ihm in diesem Falle Recht geben, jene noch wenig erprobte Behandlungsart mit Stillschweigen übergangen zu haben. Die Vorzüge und Nachtheile der beiden von ihm aufgenommenen

Methoden find mit einer musterhaften Genauigkeit und Vollständigkeit gegen einander abgewogen, und das Verfahren von *Antyllus* ist als Endergebniss empfohlen, wenn die Schlagadergeschwulst unbegrenzt ist und mit einer beträchtlichen Menge Extravasat besteht; wenn sie zu bersten droht; wenn die Resorbtion des im Sacke Enthaltenen wegen seiner Menge nicht zu erwarten ist; wenn ihr Sitz ein solcher ist, dass man die Ligatur nahe am Sacke anlegen muss (hier wird also die *Anel'sche* Methode verworfen, indessen ist sie späterhin beym Inguinalanevrysma als unentbehrlich wieder angegeben worden); und endlich, wenn man eine *varix aneurysmatica cum aneurysmate diffuso* zu behandeln hat. Hierauf ist die Operation in der Armbuge nach dieser Methode vorgetragen, denn es wurde das Übel daselbst; „laut vieler Beobachtungen mit dem besten Erfolge behandelt, doch aber nur darum, weil das Anevrysma beynahe allezeit ein sogenanntes *spurium* und nicht inveterirtes ist." Auch für den Fall, wenn die Pulsadergeschwulst sich in der Mitte oder am unteren Endtheile des oberen Drittheils des Oberschenkels befindet, ist sie empfohlen und besonders beschrieben; und zwar wegen der dadurch möglichen Schonung der *Arteria femoralis profunda*. Auch das Anevrysma an der entsprechenden Gegend des Oberarms soll auf gleiche Weise operirt werden. Dagegen soll die Geschwulst in der Kniekehle, in der Weiche, in der Achselhöhle, und zwar sowohl bey tiefem als auch bey hohem Stande, an der Drosselschlagader nicht eröffnet, sondern oberhalb unterbunden werden, wozu die Handgriffe besonders beschrieben worden sind. Auch ist das Handwirken für die Schlagadergeschwulst in der Armbuge nach dieser Methode noch speciell entwickelt. Die Unterbindungsweisen der *A. radialis*, *ulnaris*, *interossea brachii*, *tibialis antica et postica*, *fibularis*, *glutea*, *ischiadica*, *carotis externa*, *iliaca interna*, *innominata* und des unteren Theils der *Aorta*, wie sie die Engländer vorschlugen und übten, sind somit nicht aufgenommen. Der Vf. bedient sich einer eigenen, stumpfspitzigen, am oberen Ende für den Faden zweymal quer durchlöcherten Nadel, welche durch eine Abbildung versinnlicht ist, und verschieden gefärbter, aus sechs Fäden zusammengesetzter, gewichster *Bändchen*, nach der ersten, und *gleichdicker Schnüre*, nach der zweyten Ausgabe. In der ersten Ausgabe sprach der Vf. unbedingt für die in den Bund einzulegenden Leinwandwälzchen. Seit der Zeit ihrer Erscheinung hat er sich durch drey glücklich vorgenommene Unterbindungen von den Vorzügen der Ligatur ohne Cylinderchen und mit runden Schnüren überzeugt. Auch werden nicht mehr zwey Bunde neben einander gelegt, indem, jenen Erfahrungen zufolge, einer ausreicht. Die Unterbindungsfäden schneidet er weder halb noch ganz an dem Knoten ab, sondern läſst sie, 5 Zoll lang, in den Wundwinkeln liegen. Die Nothschlingen verwarf der Vf. schon bey der ersten Ausgabe. Die Brauchbarkeit der Aderkneipen verwirft er in einer der Anmerkungen nicht ganz unbedingt, wie dieſs die neueren Erfahrungen von *Dubois*, *Assalini*, *Crampton*, *Paletta* und selbst *Scarpa* rechtfertigen, welcher letzte zwar wieder zu seinem *Cilindretto di tela* (*spalmata di cerotto*) griff, allein den Faden nach 3 — 4 Tagen wieder entfernt: wo also der Zweck alles Handelns Vermeidung der Eiterung in den Gefäſsrandungen ist. Der Vf. ist gegen das quere Durchschneiden des Gefäſses bey beiden von ihm aufgenommenen Methoden. Er macht zur Unterbindung der *Carotis communis* den Hautschnitt, anfangend in gleicher Höhe mit dem Reigknorpel, verlaufend zwischen dem Brust- und Schlüsselbeintheil des Kopfnickers, endend einen Zoll vom Schlüsselbein, während *Hodgson* und *C. Bell* zunächst über dem inneren Rande des Zitzenbrustbeinmuskels eindringen. Auch der Schnitt, um zur *Subclavia* zu kommen, ist ein eigenthümlicher. Derselbe soll nämlich in die Mitte des Dreyecks fallen, welches vom hinteren Bauche des *musculi omohyoidei* und dem hinteren Rande des Claviculartheils des *m. sternocleidomastoidei* gebildet wird. Man soll daher das Scalpell zwey Zolle oberhalb des Schlüsselbeines am hinteren Rande des Claviculartheils des Kopfnickers führen, es ansetzend, etwas schief nach aussen und unten bis zur Mitte des oberen Randes des Schlüsselbeines durch die allgemeine Decke und den breiten Halsmuskel führen. Bey der Unterbindung der *Axillaris* wird ein Schnitt von der unteren Mitte des Schlüsselbeins nach ab und auswärts zwey und einen halben Zoll fortlaufend und die Trennung des grossen Brustmuskels ganz und des kleinen zum Theile empfohlen. Bey der Operation des Kniekehlanevrysma nach *Hunter* falle der untere Winkel des vierzolligen Schnittes auf den inneren Rand des längsten Schenkelmuskels, wo er die Schenkelschlagader quer bedeckt, und wo die Spitze des Dreyecks sich befindet, welches vom *adductore medio et vasto interno* gebildet wird. *Scarpa's* Bestimmung der Schnittrichtung durch den Aderschlag ist auch erwähnt. VII *Operation der Blutaderknoten*. Es sind drey Methoden aufgenommen: 1) die Exstirpation mit dem Messer nach *Celsus*, *Richter*; 2) die Unterbindung nach *Richters* dreyfacher Modification und *C. Home*; 3) die Punction nach *Schreger*, *Sennebier*. *Solera's* Verfahren, die *Vena saphena interna* oberhalb des Kniees und tief am Unterschenkel ganz zu durchschneiden, ist nicht aufgenommen. Bey geborstener Vene und vielem Extravasate ist das Verfahren wie bey der Operation des Anevrysma mit Eröffnung des Sackes empfohlen, und daher das Verfahren von *Paul von Aegina* etwas modificirt. In Ansehung der Goldaderknoten ist bloss die Anwendung des Messers oder der Schere angegeben, und die Unterbindung mit Recht verworfen. Noch hätte angeführt werden können, dass die Unterbindung und quere Durchschneidung grösserer ausgedehnter Venen keineswegs immer gefahrlos ist, indem die Entzündung ihrer Häute sich oft schnell aufwärts verbreitet, um den Unerfahrenen vor einem zu dreisten Operiren zu warnen. VIII. *Die Unterbindung der Blutgefässe*. Hier ist nach *Jones* eine solche Zuschnürung des Fadens empfohlen, dass

die zwey inneren Häute sich trennen, während die äussere bloss in gegenseitige Berührung ihrer Innenfläche gebracht wird. Der Vf. empfahl bey der ersten Ausgabe breite Schnüre, in der zweyten ist er davon zurückgekommen, jedoch räth er bey grossen Gefäsen auch dicke Schnüre zu nehmen, welches gegen die Empfehlung der Engländer ist. IX. *Die Nath der Wunden.* Die anzeigenden und gegenanzeigenden Verhältnisse sind vortrefflich entwickelt. Beschrieben ist hier nur die Knopfnath. Als Variant ist *Bell's* Methode, für jedes Fadenende eine Nadel zu gebrauchen, aufgeführt. Die eingestreuten Bemerkungen für das Operative sind sehr zweckmäsig. X. *Die blutige Wundenerweiterung.* Das Verfahren ist modificirt angegeben 1) wenn ein blutendes Gefäss bloss zulegen ist; 2) wo fremde feste Stoffe, 3) Flüssigkeiten zu entfernen sind; 4) bey Verletzungen der Sehnen und sehnigten Ausbreitungen; 5) bey vorgefallenen und in der Wunde eingeklemmten Theilen; 6) bey vergifteten, zumal von wüthenden Thieren gebissenen Wunden. Man ersieht aus diesen Zwecken bereits zum Theil die Indicationen für die Operation. XI. *Die Ausziehung fremder Körper aus Wunden.* Bey Einkeilungen des fremden Körpers zwischen zwey Knochen z. B. am Unterschenkel, Vorderarm soll der Knochen ausgesägt, ausgestemmt und nicht amputirt werden. Ob fremde durch Wunden in die Urinblase gekommenen Körper immer den Steinschnitt fodern, möchte Rec. bezweifeln. XII. *Die Eröffnung der Abscesse.* Drey Methoden, durch das Messer, das Ätzmittel und das Eiterband, sind aufgeführt. Dass der Gebrauch des Schröpfkopfs verworfen wird, kann ein Jeder erwarten. Rec. findet die Winke für die, der Natur zu überlassende und von der Kunst, und zwar früh oder spät, zu übernehmende Eröffnung der Eiterhöhlen und die Wahl der Methoden meisterhaft; nur kann er sich den Widerwillen des Vfs. gegen die Eiterschnur, von welcher *Langenbeck* so sehr grossen Nutzen beobachtete, nicht erklären: es sey denn dadurch, dass *Langenbeck* eine dünne Schnur durch eine höchst enge Öffnung einführt, und die Enden fest zusammenbindet, also ganz anders verfährt, als es gewöhnlich geschieht und vom Vf. beschrieben wird. Sie wird nämlich höchstens da empfohlen, wo eine eiternde Balggeschwulst zugegen ist, oder wo man kein Mittel findet, die zur Obliteration einer grossen, bereits versiegten Eiterhöhle nöthige adhäsive Entzündung hervorzurufen, oder endlich, wo ganz besondere Verhältnisse eines Gelenkabscesses bestehen. Die Grösse der Öffnung wird für gewöhnlich auf 5—8 Linien, das je erfoderliche Maximum auf 1½ Zoll bestimmt. Der Vf. ist mit Recht in der Regel für kleine Öffnungen. Nekrose, Beinfrass geben Anzeigen für weites Aufschlitzen. Rec. möchte auch hier noch manchen Fall ausnehmen z. B. beym Psoasabscess. Die Anwendung des Ätzmittels und das Ausschneiden eines Fleischlappens beym Panaritium verwirft der Vf. als nachtheilig und unnöthig. Auch bey der Eröffnung des Eiterauges soll kein Stück aus der Hornhaut ausgeschnitten werden; die erfolgte Verwachsung des Einstichs fodert bloss die Wiederholung der Operation. *Mauchart's* Vorschlag, den Eiter der hinteren Kammer durch die Sclerotica zu entleeren, ist nicht aufgenommen. Der Lendenabscess wird nach *Abernetty* behandelt. Dass der Schröpfkopf jemals erspriesslich seyn könne, will dem Rec. nicht einleuchten. Gesäss- und Damm-Abscesse sollen vor der Reife geöffnet werden. Findet man das Zellgewebe am Mastdarme im grossen Umfange bereits durch den Eiter vernichtet: so soll die Operation der Mastdarmfistel sogleich vorgenommen werden. Als Variant ist beym Gelenkabscesse die Eröffnung mit der Eiterschnur angegeben, ohne dass hier jedoch die besonderen anzeigenden Verhältnisse für dieses Verfahren bestimmt werden. Aus dem bey Gelegenheit der Nachbehandlung Gesagten ergiebt sich indessen, dass das Haarseil da passe, wo man eine Gelenksteifheit durch Verwachsung absichtlich herbeyführen will. Als Nachbehandlung empfiehlt der Vf. aus vielfacher Erfahrung, die Bedeckung der Abscessöffnung mit Charpie und des ganzen Eiterhöhlenumfanges mit dampfenden Breyumschlägen. XIII. *Blutiges Behandeln der Lymphgeschwulst.* Es werden drey Methoden beschrieben: 1) Aufschneiden der halben Geschwulst, Entleerung des flüssigen Inhalts, festes Ausstopfen mit, in eine Ätzsteinauflösung getauchter, Charpie, Bedeckung mit einer, etwas fest angedrückten Compresse. Als Variant ist das Einspritzen von siedendem Wasser nach *Rust*, mit nachfolgendem Gebrauche aromatischer Bähungen und abgestufter Compressen angegeben; wobey der Fingerzeig ertheilt wird, den Druck des Verbandes nur erst nach einigen Tagen, wo sich die Abscesshöhle mehr gereinigt hat, ausgiebig anzuwenden. 2) Das Ätzmittel soll in der Grösse einer Bohne am abhängigsten Theile der Geschwulst aufgelegt, und 8 Stunden lang angewandt werden. Dann soll die Brandschorfe durch Digestivsalbe zum Abfallen gebracht, und darauf ein kleiner Einstich gemacht, 8—10 Tage hindurch warm mit zusammenziehenden Dingen fomentirt, und Druck angewandt, inzwischen die geätzte Stelle mit Höllenstein in Eiterung erhalten, und bey erneuerter Schwappung der Einstich wiederholt werden. Man sieht es der Art und Weise, womit der Vf. diese Methode von *Beinl* darstellt, an, dass er nicht viel von ihr hält. 3) *Volpi's* Methode mit wiederholter kleiner Sticheröffnung, Druck und aromatisch weinigter Bähung hat der Vf. noch hinzugefügt, mit der Bemerkung, dass er deren Wirksamkeit nicht aus Erfahrung kenne. Als Nachbehandlung empfiehlt er in der zweyten Auflage „ein verständig systematisirtes Bachanalleben auf dem Lande oder auf Reisen.“ XIV. *Die Operation der Balg- und anderer Geschwülste.* Dieser Abschnitt ist keines Auszugs fähig. Für die Benutzung des Messers, der Unterbindung, des Ätzmittels, der Einspritzungen, des Eiterseils sind die zweckmäsigsten Fingerzeige nach *Avicenna*, *Celsus*, *Paul* von *Aegina*, *Brünninghausen*, nach Art der Französischen Wundärzte, nach *Bell*, *Beer* u. A. und aus eigener Abstraction gegeben.

Rec. ist es aufgefallen, dass in der zweyten Auflage das in der ersten angegebene Verfahren, eine zwischen dem Augapfel und der Augenhöhle haftende Balggeschwulst mit einem Eiterseile zu behandeln, weggelassen ist. Es scheint also, dass der Vf. das Messer weniger als früher scheut. XV. *Die Anwendung des Glüheisens und Brenneylinders.* Da die *Wiener* Schule, welche von jeher durch praktische Gediegenheit sich auszeichnete, den Gebrauch der Glühhitze in der Chirurgie nie vernachlässigte: so machen wir auf die Krankheitsverhältnisse aufmerksam, gegen welche dieselbe vom Vf. empfohlen wird. Sie müssen aber im Buche selbst nachgesehen werden. Der Vf. fügt hinzu: „Es ist wohl zu beachten; dass der Arzt zur Anordnung des Feuers bey vorhin aufgestellten Krankheiten nur dann befugt ist, wenn vorläufig ein durch Vernunft dictirtes, und auf Erfahrung gegründetes Heilverfahren, anderer und welcher Art immer, fruchtlos angewendet wurde. Übrigens aber werde das Glüheisen nicht als letztes Mittel betrachtet" u. s. w. „Krankheiten entzündlicher Natur, oder von einer erheblichen Entzündung begleitet, verbieten die Anwendung." —, Speciell ist die Anwendung des Brenneisens bey den einzelnen Formen der *Arthrocace*, wie es in demselben Jahre von *Rust* geschah, nicht angegeben. Indessen muss durch des Vf. Darstellung jedem klar werden, dass *Rust's* Ansichten aus der *Wiener* Schule hervorgingen. XVI. *Die Anwendung des Ätzmittels.* Entwickelt ist: I. Der Vorgang mit dem Ätzsteine a) zur Eröffnung der Abscesse, Lymph- und Balg-Geschwülste und Fontanellbildung; b) zur Abätzung fungöser und carcinomatöser Aftergebilde, und Blosslegung eines Sequesters. II. Anwendung des Höllensteins. III. Application des Arseniks im *Côme*'schen Pulver. IV. Verfahren mit dem ätzenden Quecksilber. V. Ätzen mit Spiesglanzbutter. VI. Verfahren mit der Brechweinsteinsalbe. Hinsichtlich des Gebrauchs der concentrirten Säuren ist auf die Anwendung der Spiesglanzbutter verwiesen. Rec., welcher bey Knochenleiden sich häufig der rauchenden Salpetersäure mit sehr glücklichem Erfolge bedient, wendet ein Holzstäbchen statt des schnell zerfressenen Pinsels zum Auftragen derselben an. Vom phosphorsauren Eisen ist keine Rede. XVII. *Die Bildung des Fontanells.* Dargestellt ist der Gebrauch des Messers und des Blasenpflasters. XVIII. *Die Einziehung des Eiterbandes.* Hier ist beschrieben: der Vorgang mit dem Bistouri und der Sonde, mit der Eiterband- und Troicartnadel. Das für das letztere Geräthe angegebene Verfahren scheint dem Rec. unnöthig complicirt, indem man die Troicartnadel, welche mit ihrem Faden und ihrer Röhre versehen ist, ohne weiteres ein- und durchstechen kann, ohne mit einem gewöhnlichen Troicart den Einstich zu machen, und durch dessen Röhre hindurch die Troicartnadel mit ihrer Röhre einzuschieben. XIX. *Die Anwendung des Blasenpflasters.* Rec. muss tadeln, dass diese Darstellung allein auf das gewöhnliche Blasenpflaster (nach welcher Pharmacopoee?) eingeschränkt ist. Das schnellste rothmachende Mittel: Löschpapier in siedendes Wasser getaucht und schnell aufgelegt, ist z. B. gar nicht angegeben. Auch dürften die Zusammensetzungen einiger, sehr schnell und langsam wirkender Blasenpflaster wohl nicht so ganz ausser der Grenze der Operationslehre liegen. XX. *Die Anwendung der Seidelbastrinde.* XXI. *Die Einimpfung der Kuh- oder Schutz-Pocken.* Rec., welcher viele Jahre hindurch in einem grossen Impfbezirke alle Impfmethoden an vielen Hunderten von Impflingen versuchte, fand, dass der Einstich häufig von keinem Erfolge war, während der Schnitt, folgendermassen bestellt, höchst selten ohne Gelingen der Impfung gewirkt wurde. Die linke Hand wird in die Achselhöhle des Impflings gelegt, und mit dem Daumen, Zeige- und Mittel-Finger die Haut über dem Deltamuskel straff angespannt, sodann mit der rechten Hand, an der gespannten Hautgegend die Epidermis durch ein sehr leises Niederführen einer Aderlasslanzette einen Zoll lang getrennt. Durch Einstellen der Hautspannung wird der Blutung vorgebeugt; oder die etwa leicht eingetretene gestillt. Darauf bringe man ein plattrundes, 2 Zoll langes, 2 Striche breites, stumpfes Stäbchen an die eröffnete Mutterpustel, befeuchte es mit der Lymphe und reibe diese damit in die wiederum auseinandergespannte Schnittwunde ein. Die Aufbewahrung der Lymphe geschah auch an diesen Stäbchen, welche einzeln mit ihrem spitzigen untern Ende in die Korkstöpsel sehr enger, zu versiegelnder Glasfläschchen eingesteckt wurden. Zum sehr langen Aufbewahren diente das Anstechen einer Mutterpustel mittelst einer runden Nadel, und Trocknenlassen des vorquellenden Tropfens, welcher als rundes Kügelchen in eine Glasröhre mit mehreren eingesiegelt wird. Man sey bedacht, räth Rec. noch, auf die Fliegen (*muscae*) zu achten, wenn man Impfstoff an Stäbchen sammelt, weil sie denselben schnell davon abfressen. XXII. *Die Operation der Nekrose.* Der Vf. behauptet mit Recht: „Alles was (bey der Nekrose der Plattknochen, oder der Aussenflächen der hohlen cylindrischen) von der mechanischen Kunsthülfe gefordet wird, ist ein einfacher Schnitt in die, die nekrosirte Stelle bedeckenden Weichtheile, wenn das Nekrosische abgesondert ist, und diese den Austritt erschweren oder versagen. Jedoch, sollte der höchst seltene Fall Statt haben; dass beide Tafeln eines Schädelknochens abgestorben wären, und unter ihnen ein krankhaftes Secretum bestände: so würde trepanirt werden müssen. Bestellen die Köpfe der Gelenkknochen den todten Theil: so werde decapitirt, oder amputirt." Ein Sequester soll nur dann aus den Röhrenknochen künstlich entfernt werden, wenn er völlig frey und beweglich liegt, der Eiterzustand aber das Leben oder die Brauchbarkeit des Gliedes gänzlich befährdet. XXIII. *Die Operation der Polypen.* Die betrachteten Methoden sind: Ausreissung, Unterbindung, Ausschneidung, Glüheisen, Zerquetschung, gemischtes Verfahren. Die für die Wahl dieser Methoden entwickelten Bestimmungen sind vortrefflich ausgearbeitet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

MEDICIN.

Wien, i. d. Camesina'schen Buchh.: *Darstellung blutiger heilkundiger Operationen*, als Leitfaden zu seinen academischen Vorlesungen und für operative Heilkünstler bearbeitet von *Christoph Bonifacius Zang* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte Band* enthält die Operationen, welche am Kopfe verübt werden. Der Vf. hat hier auch die Augenoperationen aufgenommen. Die Augenheilkunde ist aber ein so ausgebreitetes Gebiet der Heilkunde, dass, wer darin etwas Tüchtiges leisten will, sich ganz besonders dafür ausbilden muss. Sodann fodern die Augenoperationen insbesondere eine so sichere und zarte Hand, dass sie unmöglich von der Mehrzahl ausgeführt werden können. Der Vf. würde daher besser gethan haben, die für das Sehwerkzeug bestimmten Hülfeleistungen in einem besondern Bande, der auch einzeln zu haben wäre, abzuhandeln. Wir werden uns daher einer nähern Prüfung des in gedachter Hinsicht Gelieferten hier gänzlich enthalten, und dieselbe an einem anderen Orte, bey Gelegenheit der Beurtheilung anderer ophthalmologischer Schriften, nachholen. I. *Die Durchbohrung der Schädelknochen.* Auf diese hochwichtige Operation der Trepanation hat der Vf. einen ganz besonderen Fleiss verwandt. Er hat mit Benutzung der trefflichen Monographien von *Louvrier* und *Mursinna*, und einer reichen eigenen Erfahrung, eine segensreiche Zusammenstellung geliefert, und sich eifrig bemüht, den Nachtheil zu beseitigen, welchen *Richter* durch seine zu ängstliche und irrig beschränkte Empfehlung dieser Operation vielfach veranlasste. Übrigens ist Rec. nicht einverstanden mit dem Vf., wenn er dem Bogentrepan unbestreitbar den Vorzug vor dem Handbohrer im Allgemeinen giebt, weil das Handhaben des letzten mehr technische Fertigkeit fodere. Mit der Trephnie bohrt man unbezweifelt sicherer, man hat eine vollkommnere Einsicht in die Operationsgegend, und bedarf nur eines leichter tragbaren, kleinern Geräthes, wie es der Vf. für die Feldpraxis im ersten Bande sehr zweckmässig angiebt (indem der Hebel mit dem gegenendigen Linsenmesser oder Bodenzieher die Querstange des Handtrepans darstellen kann). Die Handhabung desselben ist bald gelernt, und was die Ermüdung bey wiederholtem Gebrauche anlangt, so bemerkt Rec., dass er noch vor Kurzem 9 Kronen nach der Reihe ansetzte, ohne Beschwerde zu fühlen. Als er bald darauf 11 Mal einbohren musste, fiel ihm ein, die 10 Öffnung mit dem Bogen zu machen; allein er griff bey der 11 wieder zur Trephine. Die gegebenen Fingerzeige für die Bestimmung der Stelle, an welcher die Durchbohrung geschehen soll, und der Zahl der erfoderlichen Durchbohrungen, so wie der Blosslegungsform der zu durchbohrenden Knochenstelle, sind höchst zweckmässig. In letzter Hinsicht wird der Kreuz- und T förmige Schnitt ganz verworfen. Rec. freut sich, die halbmondförmige Säge zum Entfernen der Knochenbrücken gerühmt, und die *Heine*'sche Bodenschraube als überflüssig angegeben zu sehen. Man muss dem Vf. Dank wissen, dass er auch eine Gebrauchsanweisung der geriffelten alten Trepankronen mit ausschraubbarem Axenstift beygefügt hat. Des Kronenganges von *Merrem* ist nicht gedacht, indem ausgeschnittenes Sohlleder statt desselben hinlänglich aushilft. Beym Verbande ist in der zweyten Ausgabe die Bedeckung der gesammten Wundfläche nur mit einem, in ein blankes Flüssige z. B. in Käsepappelabsud oder Wasser getauchten Charpiebäuschchen mit Recht empfohlen, welche dem Gebrauch der Digestivsalbe in den meisten Fällen vorzuziehen ist. Rec. bedient sich gegen das Ende der Behandlung, wenn sie glücklich ausläuft, einer schwachen Alaunsalbe. Wir verlassen diesen Abschnitt mit dem Rathe für den minder erfahrenen Praktiker, bey der Nachbehandlung nicht zu vergessen, dass, wenn die erkannte Affection der Schädelhöhlengebilde, welche Grund der Operation wurde, die wahrnehmbaren Krankheitszufälle allein zu bedingen scheint, dennoch sich ein anderweitiges, eben so gefährliches Leiden in anderen Organen z. B. der Brust- oder Bauch-Höhle gleichzeitig vorfinden kann, welches nur zu leicht übersehen wird, und den Kranken tödtet, weil dessen Behandlung unterbleibt. Eine unvermuthete Verschlimmerung der Schädelrunde beruht häufig auf einem solchen entfernt bestehenden Kranksein. II. *Die Ausrottung des schwammigen Auswuchses auf der derben Hirnhaut.* Hier ist auf diejenige Form des Hirnhautschwammauswuchses keine Rücksicht genommen, welche als Gefässausdehnung vorkommt, und worauf besonders *Caspar v. Siebold* und neuerlichst *v. Walther* aufmerksam gemacht haben. Bey dieser Form dürfte wohl gar nicht operirt werden, oder man müsste einen Kreisschnitt in einiger Entfernung von dem Gewächse durch die Haut machen, und dasselbe, rings

mit vielen Kronen es umbohrend, an seiner Wurzel bloſslegen, um es hier mit der Schere aus dem Gesunden ausschneiden zu können. Von der Behandlung des Gehirnschwamms und des Hirnbruchs ist nicht unter einer besonderen Überschrift die Rede, indem bey den üblen Ereignissen nach der Trepanation Einiges darüber gesagt worden ist. Gegen das erste Übel wählt der Vf. bey der Entstehung ein allgemeines und örtliches antiphlogistisches Verfahren, sodann austrocknende Mittel, den Höllenstein, einen angemessenen Druck und endlich das Messer. Gegen den Hirnbruch „vermag die Kunst wenig, sagt Hr. Z., „um nicht zu sagen, nichts; ich sah noch keinen der Art Kranken retten, trotz der Anwendung der mannichfaltigsten Kurverfahren. Doch dürfte jener Grad von Druck, der noch unter demjenigen steht, wobey bereits krankhafte Erscheinungen eines gedrückten Gehirns sich offenbaren, vermittelt durch eine, in Alkohol oder *Theden's* Wundwasser getauchte Compresse und eine passende Binde, immer versucht werden." *Hill, Stanley, Sticotti,* waren also glücklicher als der Vf. Da ohne Zweifel in den meisten Fällen Ansammlungen von Blut oder Eiter unter der Oberfläche der äuſseren Gehirnfläche in gröſserer oder geringerer Tiefe den Grund des Vortritts der Gehirnmasse enthalten: so kann wohl nur von der Natur die Resorbtion oder der Aufbruch nach Auſsen erwartet, oder von der Kunst durch einen Einstich bis auf die Ansammlung deren Entfernung befördert werden. Das Abschneiden des Vorgetretenen nach *Hill* kann nur in sofern nutzen, als dadurch der Ansammlung in der Tiefe der Durchbruch erleichtert wird. III. *Die Anbohrung der Stirnhöhle* war bereits als Variant der Schädelknochenanbohrung abgehandelt worden, und ist darauf und auf die Eröffnung der *Higmor's*höhle zurückgewiesen. IV. *Die Operation der verwachsenen Augenlieder.* V. *Die Ausrottung der Balg- und anderer Geschwülste, z. B. des Hagelkorns der Augenlieder,* zurückgewiesen auf den ersten Theil. VI. *Die Operation des Plärrauges.* VII. *Die Operation gegen die Einwärtskehrung des Augenliederrandes, der Wimpernhaare und des Vorfalls des Augenliedes.* VIII. *Die Operation gegen das Hasenauge.* IX. *Die Operation der Augenliedspalte.* X. *Die Ausrottung krebsichter Augenlieder,* zurückgewiesen auf die Ausrottung des Augapfels. XI. *Das blutige Verfahren gegen die wasserblasige Thränendrüse.* XII. *Die Ausrottung der geschwulstartig entarteten Thränencarunkel.* XIII. *Das operative Verfahren zur Eröffnung und Wegsammachung des Thränensackes, des Nasencanals, und Bildung eines künstlichen Ausführungsweges der Thränenflüssigen, oder die sogenannte Thränensackfistel-operation.* XIV. *Die Ablösung des Flügel- oder Augenfells.* XV. *Der Hornhautschnitt, oder die Eröffnung der vorderen Augenkammer.* XVI. *Die Abschneidung des Hornhautstaphylom's.* XVII. *Die Eröffnung des Wasseraugs.* XVIII. *Die Bildung einer künstlichen Sehe.* XIX. *Die Operation gegen den grauen Staar.* XX. *Die Ausrottung des Augapfels.* Hiemit schlieſsen die blutigen Behandlungsweisen der Augenlieder, welche wir vor der Hand unbeurtheilt lassen. XXI. *Die künstlich organische Nasenbildung.* Hier ist das Verfahren aus der Stirnhaut ~~und aus der Haut~~ der Gegend des Gesäſses beschrieben; auch *Rust's* Verfahren zur Heilung der Durchlöcherung der Nase angegeben. Der Methode, sich der Haut am Arme zu der Nasenbildung zu bedienen, geschieht keine Erwähnung. Daſs das hier Gelieferte der Monographie von *Gräfe* „Rhinoplastik", welche in demselben Jahre erschien, mit Ausnahme der letztgenannten Methode, an Vollkommenheit unendlich weit nachstehe, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. In der ersten Auflage war diese Operation ganz weggelassen. Hr. *Z.* ist nicht abgeneigt zu glauben, daſs, wenn man die Haut zur neuen Nase von einem Fremden nimmt, diese bey dessen Tode abfallen könne, und Rec. schämt sich nicht, gleicher Meinung zu seyn. Rec. kennt noch eine vierte Methode, nämlich die Bildung des Hautlappens aus der Wangenhaut, welche in einem ihm bekannten Falle mit Glück ausgeführt wurde. XII. *Die Durchschneidung des Unteraughölennerven.* Diese Operation hätte, auf mehreren Gesichtsnerven ausgedehnt, dargestellt werden sollen, wie dieses ein Jahr später von *Schreger* so trefflich geschehen ist. M. vgl. dessen Grundriſs d. chirur. Oper. 1819. S. 645—651. XXIII. *Die Eröffnung des verschlossenen Gehörganges.* In dem Falle, wo die Verwachsung des äuſseren Gehörganges bis zum Trommelhäutchen bestände, und nicht ohne Verletzung des letzten getrennt werden kann, so wie auch in dem Falle, wo das Trommelhäutchen selbst krankhaft beschaffen ist, schlägt der Vf. gewiſs mit Recht vor, die Operation in verschiedenen Zeiträumen mit Durchbohrung des Trommelfelles vorzunehmen. Bey der Anwendung des Höllensteins nach *Levechin* dürfte dieses Häutchen die zu seinen Functionen erfoderliche Beschaffenheit auf jeden Fall verlieren. XXIV. *Die Durchbohrung des Trommelhäuters.* Zu dieser Operation ist ein Stechstäbchen mit einem Gegenhalte erfunden und abgebildet worden. XXV. *Die Anbohrung des Zitzenfortsatzes.* Der Vf. scheint von dieser Operation mehr für die Verbesserung des Gehörs zu erwarten, als von der zunächst vorhergehenden, worin ihm wohl Recht zu geben seyn möchte. XXVI. *Die Eröffnung der verwachsenen oder verengten Nasenöcher.* Nicht ohne Grund wird in der zweyten Auflage empfohlen, bey bemerkter Neigung des Bildungstriebes der Natur zur Verengerung oder Verwachsung der operirten Nasenöffnungen von sie unblutig erweiternden Dingen z. B. von dicken Darmsaiten oder auch Preſsschwamm Gebrauch zu machen. XXVII. *Die An- und Durchbohrung der Oberkieferhöhle.* Die betrachteten Stellen für die Operation sind folgende: 1) „der Alveolarfortsatz in der Gegend des zweyten, dritten und vierten Backenzahns. Das Verfahren ist nach *Cowper, Drake* und *Callisen* beschrieben. Die Benutzung dieser Stelle wird empfohlen zur Entfernung von Sterosität oder Eiter

bey cariösen oder sonst kranken Backenzähnen, bey eben so leidendem Alveolarfortsatze und Fistelzustand dieser Gegend. 2) Die Kiefergrube zunächst am Jochbeinfortsatz soll benutzt werden „durchaus da, wo es sich handelt um die Nothwendigkeit einer grossen Öffnung zur Entfernung fremder Körper, oder zur Zerstörung irgend eines Afterproducts, oder auch da, wo die Schleimsecretion der Kieferhöhlenmembran aufzuheben ist." Das Verfahren der Durchbohrung ist nach *Desault* angegeben. Dabey wird auch des Gebrauchs einer kleinen konischen, schnell dicker werdenden Trepankrone und bey der Erweiterung der Anwendung des Fistelmessers von *Savigny* gedacht. Letztes scheint uns nicht sonderlich passend; die Benutzung der Trepankrone, welche schon *Jourdain* benutzte, dürfte dagegen zweckmässiger seyn. Zur Entfernung eines Fleischgewächses werden sodann verschiedene Methoden angegeben: a) Die Ausschneidung. Zur Blutstillung sind Alkohol, Alaunauflösung, Tamponade und im schlimmsten Falle das Glüheisen empfohlen. Die Nothwendigkeit, das letzte zu gebrauchen, ist so selten nicht. b) Die Ausziehung. Sie soll mit der Zange drehweise bestellt und der etwaige Rest ausgeschnitten werden. c) Die Unterbindung mit dem Cylinder von *Levret* und Silberdrath, oder mit dem vereinfachten Apparate *Desault's*. d) Die Ätzungsweise. 3) Unterhalb der *eminentia malaris* über dem dritten oder vierten Backenzahne nach *Lamonier* kann operirt werden, um einen augenblicklichen oder dauernden Ausführungsgang zu bilden, Fisteln zu heilen, Polypen zu entfernen, oder die Verödung der Schleimhaut zu bewirken, wenn die Zähne gesund, die Zahnhöhlen verstrichen sind, und die Kiefergrube (warum?) geschont werden muss. Lange Wurzeln des 3ten und 4ten Backenzahns contraindiciren diese Stelle. Um die schleimabsondernde Eigenschaft der Schleimhaut aufzuheben, wird, bis zum erreichten Zwecke, täglich, oder in grösseren Zwischenzeiten, die Einspritzung einer Auflösung von *lapis causticus*, oder von ätzendem Quecksilber mit Opiattinctur empfohlen. 4) *Der Gaumentheil des Oberkiefers*, zuerst von *Gooch* zu benutzen empfohlen, bietet die zweckmässigste Operationsgegend dar, wenn das Operationsobject die Gaumenbeinwand in die Mundhöhle getrieben hat, oder wenn die Knochen dieser Gegend, wie immer, krank sind. 5) Bey einem Vorgetriebenseyn irgend einer anderen Gegend der Höhlenwendung ist diese zu benutzen. *Jourdain's* Bemühen, die verschlossene Nasenmündung der Höhle zu eröffnen, wird als unzureichend verworfen, und *Richter's* Empfehlung, die in der Nase geschwollen hervorragende Höhlenwand von der Nase aus zu durchbohren, nicht besonders ausgehoben. Dasselbe gilt von *Bertrandi's* Verfahren, zwischen den beiden hinteren Backenzähnen die Gaumenfläche zu durchbohren. XXVIII. *Die Operation der Speichelfistel.*

R—n.

(Der Beschluss wird nächstens folgen.)

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Der praktische Pferdearzt.* Ein Handbuch für Pferdeliebhaber und Ökonomen. Mit deutschen Recepten zum Gebrauch für Jedermann bearbeitet und herausgegeben von *T. Merk*, K. Baier. Regimentspferdearzt in München. 1820. IV und 162 S. 8. (16 gr.)

Dieses Handbuch soll eine auch für den gemeinsten Mann leicht verständliche Belehrung darüber liefern, was man bey dem Ankauf eines Pferdes, um sich vor Betrug zu schützen, zu beobachten, wie man ein Pferd zu füttern, zu warten und zu pflegen, und wie man dasselbe in Krankheitsfällen zu behandeln hat. — Die Regeln über die Fütterungsart, Wartung, Pflege und Behandlung der Pferde, so wie über das Beschlagen und die Krankheiten, welche am häufigsten vorkommen, mögen zu der angegebenen Absicht wohl genügen. Etwas vollständiges kann man hier nicht erwarten, aber genug, um eine kurze Übersicht zu erlangen und für den Augenblick sogleich etwas Nützliches thun zu können, bis ein Thierarzt um Rath gefragt werden kann, manche leichtere Krankheiten wohl auch ohne diesen ganz zu heilen. Die Kennzeichen werden kurz, aber meistens treffend angegeben. Die in Vorschlag gebrachten Heilmittel entsprechen der Erfahrung und richtigen Ansichten von der Natur des Übels. Die Ursachen, aus welchen die Krankheit entsteht, hätte aber der Vf. nicht so oft mit Stillschweigen übergehen sollen; und die vorzüglich für die Volksclasse, welcher dieses Buch nöthig werden soll, so nothwendigen Vorsichtsmassregeln beym Ankauf der Pferde, um gegen die Kunstgriffe der Mäkler zu schützen, sind zu kurz und unvollständig abgehandelt.

B...

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Über die Begründung der Radicalcur ausgebrochener Wasserscheu.* Ein Vorwort von *F. W. Sieler.* 1820. VIII und 128 S. 8. (16 gr.)

Nachdem der Vf. auf eine pathetische Weise die Furchtbarkeit der Wasserscheu dargestellt, und die Bemühungen der Ärzte, sie zu heilen, mehr, als billig, herabgewürdigt hat, erzählt er, dass er auf seinen Reisen im Orient die Stufen dieses Übels erkannt, und eben dadurch eine höchst einfache Heilart, die wenigstens die Hälfte der bisher an der Wasserscheu jährlich versterbenden Individuen zu retten vermöge, entdeckt habe. Er habe jedoch sein Vermögen auf seine Reisen verwendet, und könne daher sein Geheimniss nicht ohne Weiteres bekannt machen, zumal da er nochmals in den Orient reisen wolle. Rec. hat eine viel zu grosse Erwartung von dem Fortschreiten unserer Kunst, als dass er durch die bisher misslungene Behandlung der Wasserscheu zu der Ansicht gebracht werden könnte, als sey dieselbe absolut unheilbar; er kann daher auch nicht mit Bestimmtheit behaupten, dass das von Hn. S. angekündigte Geheimniss auf Täuschung beruhe; al-

lein die vorliegende Schrift hat viel zu sehr den Ton der Grosssprecherey, als dass sie uns Zutrauen einflössen könnte. Auch finden sich viele Widersprüche darin. So behauptet der Vf. zuerst, die Wasserscheu sey unbedingt tödtlich, und führe den Tod noch zuverlässiger mit sich, als die Pest und der Aussatz; an spätern Stellen giebt er aber dennoch zu, dass in seltenen Fällen eine Heilung statt gefunden habe, welches wir übrigens, wenn es auch Hr. *S.* nicht zugegeben hätte, ihm mit unleugbaren Thatsachen bewiesen haben würden. Wie will der Vf. den Satz, S. 17, „dass die Siphilis (*Syphilis*) ihrem Ende nahe," beweisen? Wir glauben übrigens, Hn. *S.* zur ungesäumten Bekanntmachung seines Geheimnisses auffodern zu dürfen, weil man ihn sonst für einen Charlatan halten muss. Eine so wichtige Entdeckung auch nur einen Augenblick der Menschheit vorzuenthalten, ist gewissenlos; auch darf Hr. *S.* sich versichert halten, dass, wenn er dereinst als Entdecker eines so wichtigen Gegenstandes anerkannt werden sollte, ihm viele äussere Vortheile zuströmen, ihn reichlich für seine Uneigennützigkeit entschädigen werden. Er möge daher bald zu seinem langen *Vorworte* das Werk liefern, damit wir ihn um Verzeihung bitten können, wenn wir wirklich seinem Geheimnisse weniger zugetraut haben sollten, als es verdient.

Rud.

BRESLAU, b. Holäufer: *Chirurgische Monogrammen.* Ein Leitfaden zu akademischen Vorlesungen über die Wundarzneykunst. 1818. XXXII u. 203 S. 8. (1 Rthlr.)

Was der Vf. (vielleicht Hr. Prof. *Benedict* in Breslau?) unter diesem, etwas sonderbar gewählten Titel giebt, ist eigentlich nur ein Inhaltsverzeichniss der in seinen Vorträgen abzuhandelnden Gegenstände, ohne die geringste weitere Erklärung. So, um eine Probe von der Behandlung der einzelnen Gegenstände zu geben, heisst es S. 194 von *Klumpfuss*: „Begriff dieses Übels. Der angeborne — der später entstandene Klumpfuss. Erscheinungen und einzelne Grade dieses Übels. Prognose bey denselben. (Nun folgt die Literatur des Klumpfusses.) Die Kur des Klumpfuss (es). Einzelne Perioden derselben. Geschichtliche Darstellung der älteren Verfahrungsarten bey der Kur des Klumpfuss (es). Die Einreibungen und Bäder. *Scarpa's* Maschinen. Die Kur des Klumpfuss (es) durch das Einschneiden der Sehnen — durch das Anlegen der Heftpflaster."

Dem Lehrer mag ein solches Vorlesebuch allerdings genügen, aber auch nur ihm; wenn es aber der Vf. für seine Zuhöhrer zum Nachlesen bestimmt hat: so glauben wir, dass er damit seinen Zweck verfehle. Denn gerade das, was ein solches Register enthält, wird dem Gedächtniss am leichtesten zu behalten; die Ausführung im Einzelnen aber, die hier dem mündlichen Vortrage überlassen bleibt, geht am leichtesten daraus verloren, und diesem soll ein zweckmässiges, nicht zu dürftiges, aber freylich auch nicht zu weitschweifiges, Handbuch nachhelfen. Eben jene Hülfsbücher, zu deren Gebrauch der Vf. noch neben seinen Monogrammen räth, soll es entbehrlich machen, denn die hat nicht jeder Zuhörer zur Hand.

Die Einleitung zu dieser Schrift enthält einige Bemerkungen über die Idee einer vollkommenen chirurgischen Schule, die wohl zur Eröffnung der Vorlesungen über die Wundarzneykunst nicht am unrechten Orte stehen, und manches Beherzigenswerthe enthalten, aber nur nicht den Titel verdienen, den ihnen der Vf. gegeben hat. Denn von der Einrichtung einer chirurgischen Schule ist eigentlich hier nicht die Rede. Viel passender würde der Titel seyn: Bemerkungen für diejenigen, welche sich dem Studium der Chirurgie widmen wollen.

Hbm.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Göttingen*, b. Deuerlich: *Medizinisches* (medicinisches) *Wörterbuch* oder *etymologische Erklärung der im Gebiete der neueren Arzneykunde vorkommenden Griechischen Wörter.* Von *H. Brandeis*, Dr. der Medizin (Medicin). 1819. XIV u. 202 S. 8. (12 gr.)

Wenn einmal ein solches Buch geschrieben seyn soll und muss, für solche, welche der Griechischen Sprache nicht mächtig genug sind: so möge es doch nicht so dürftig ausfallen, als das hier von Hn. *B.* gelieferte. Fast auf jeder Seite vermisst man Worte, die doch eben nicht so selten in der medicinischen Literatur vorkommen: z. B. *Apostema*, *Adipsia*, *Anchylosis*, *Antipathia*, *Coma*, *Crystallus*, *Dysorexia*, *Eclampsia*, *Nausea*, *Pathemata (animi)*, *Physiognomia*, *Prophylaxis*, *Ptyriasis*, *Psychicus*, *Raphania*, *Somaticus*, *Zoophyton*, u. s. w. Noch dürftiger sieht es um die Worte aus der Botanik und Mineralogie aus. Auch wäre es gut gewesen, wenn den Worten eine etwas ausführlichere Erklärung beygegeben worden wäre, als es hier in den meisten Fällen geschehen ist, damit der Schüler nicht erst noch andere Bücher deshalb zu Rathe ziehen muss.

Hbm.

Tübingen, b. Osiander: *De respicienda primaria causa in morbis chirurgicis*, observationibus illustrata. Auctore *Carolo Friderico de Gaertner*, ord. reg. mer. civ. equit. chirurg. Doct. ipsiusque et artis obstetriciae in clinico Tubingensi praemonstratore. 1819. 26 S. 4. (6 gr.)

Diese Diss. enthält 6 chirurgische Beobachtungen, von denen einige nicht ohne Interesse sind, andere dagegen lieber ungedruckt hätten bleiben können.

Hlph.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(Ohne Druckort:) *Vom Götzendienst unserer Zeit.* Von *Sebast. Theopluton.* 1818. 127 S. 8. (12 gr.)

In einer lebendigen und gebildeten Sprache geschrieben, rasch fortschreitend, die Erscheinungen der Gegenwart meistentheils richtig auffassend, und gestützt oft auf die Urtheile der ausgezeichnetsten Männer, bietet diese Schrift in ihren Ausführungen den sonderbarsten Contrast klarer Anschauungen und richtiger Würdigungen mit übereilten Schlüssen und vorurtheilsschwangeren Behauptungen dar. Man könnte von ihr sagen, was der Vf. von dem Gange der Aufklärung bey den einzelnen Völkern behauptet, dass sie den Keim ihres Verderbens in sich selbst trage, und darum durch ihre grösseren Fortschritte sich selbst verschlechtere. Wenigstens würde der Vf. dabey gewinnen, wenn man die Schrift von hinten zu lesen anfinge, und alsdann den letzten Eindruck davon behielte. Doch verdient sie ganz gelesen zu werden. Denn die Wahrheit und die Erkenntniss gewinnt immer dabey, einem denkenden Kopfe auf allen seinen Wegen zu folgen, wären es auch Abwege, die man kennen lernen muss, um den Irrthum zu vermeiden. Niemand aber kann dem Vf. bestreiten, dass er ein eben so unterrichteter, als denkender Mann sey. Einer weitläuftigen Begründung unseres Urtheils, einer ausführlichen Kritik des Werks wird es nicht bedürfen, da aus der Inhaltsanzeige sich jenes wohl von selbst ergeben dürfte.

Die drey Götzen, deren Dienst der Vf. beleuchtet, sind: das politische Gleichgewicht, die Constitutionen, und die Pressfreyheit. In Bezug auf alle drey stellt die Einleitung den Gang der Untersuchung dar, in den Worten: „Einst waren diese Dinge, so lange man weise sie anwendete, in der That löblich und dem Ganzen heilsam; aber sie haben durch den Missbrauch unserer Zeit ihre wahre Natur verloren, und sind in Götzen umgewandelt worden, deren heilloser Dienst jeder Gemeinheit Gefahr bringt. Wie nichts so gut ist, dass es nicht durch schlechten Gebrauch verderblich und schlecht werde, so auch sie. Die einst die trefflichsten Mittel waren, das allgemeine Wohl zu erhalten, als Weisheit und Gerechtigkeit sich ihrer bediente, die sind geworden die Zerstörer der öffentlichen Ruhe und Wohlfahrt, da Ungerechtigkeit, Selbstsucht und hinterlistige Politik sie als Werkzeug zu gebrauchen angefangen haben."

Der Wendepunct des Gebrauchs der Idee vom politischen Gleichgewichte ist dem Vf. die Theilung Pohlens gewesen. Vorher (so raisonnirt er) suchte man das Recht durch das Gleichgewicht, nachher in demselben. Sobald man aber nicht mehr durch das Gleichgewicht das Eigne zu erhalten, sondern in ihm Rechte und Ansprüche auf das Eigenthum fremder Staaten zu finden suchte, da veränderte die Sache ihre Natur, und ward ein, für die Sicherheit der Staaten furchtbares Werkzeug habsüchtiger Politik. Jetzt erlosch die Ehrfurcht vor der Würde des Volkes, als eines Ganzen; die Habsucht griff um sich, und fing an, die Staaten als Meyergüter, und die Völker als Heerden zu betrachten, die jeder zerstückeln und an sich reissen könne, zu Lust und Vergnügen. Es gab kein Vaterland mehr, dessen Eigenthum gesichert gewesen wäre. So wie aber jedes Böse sich selbst zerstört: so hat auch dieser Missbrauch des Gleichgewichts dasselbe ganz vernichtet. Denn seit Russland die Weichsel überschritten hat, giebt es kein Gleichgewicht mehr; und Täuschung ist es, wo noch davon die Rede ist. Jener Coloss steht der ganzen übrigen gebildeten Welt gegenüber.

Unvermeidlich sind im Innern der Staatsverwaltung und der Verfassung Veränderungen, die den Bedürfnissen der Zeit entsprechen. Besonders wichtig ist die Aufnahme des Bauernstandes unter die Repräsentanten des Volks. Aber verderblich ist es, die Begierde nach Veränderungen so weit auszudehnen, theoretische Ideen in den Organismus der Staaten überzutragen und aus dem Grundsatze der Heiligkeit angeborener Rechte die Freyheit und Gleichheit für Güter zu erklären, welche der Staat seinen Bürgern gewähren müsse. Ist es möglich, diese beiden Ideen in einer Monarchie zu verwirklichen? Jede Form kann nur tauglich seyn, wenn sie der Materie angemessen ist. Was aber ein Volk wirklich sey, das ist nur, durch Verfolgung seiner Entwickelung, aus seiner Geschichte zu erkennen; und diese giebt den Standpunct an, auf welchem es steht, und die Bedürfnisse, die ihm wahrhaft zuträglich sind. (Wozu? lehrt das auch die Geschichte?) *Montesquieu* hat nur eine allgemeine Erfahrung ausgesprochen, wenn er das Princip jeder Monarchie in die Ehre setzt. Der Adel, die Auszeichnung eines Theiles der Nation ist darum ein wesentliches Erfoderniss der Monarchie, um für die Ehre selbst ein festes und ruhiges Element zu besitzen. Ausserdem würde nur ein ungeregeltes Streben nach derselben Auszeichnung obwalten; ein gesetzloser Adel

schreiben und lesen, müssen sie sich dazu Zeit nehmen, überdenken, und kommen in keine unmittelbare Verbindung. Aber wenn das Schreiben und Lesen ihnen untersagt wird, wenn dann das Bedürfniss der Mittheilung dazu treibt, die Sinnenverwandten aufzusuchen, von Munde zu Munde des erglühten Herzens Empfindungen überströmen, und die Überredung an die Stelle der Überzeugung tritt, dann verbreiten sich mit Blitzesschnelle die Meinungen durch ein ganzes Land, und was die Schrift getheilt hätte, das vereinigt die Rede. So viel langsamer die Schrift ist, als die Rede, in eben dem Grade ist sie weniger zu fürchten; und es giebt keinen sicherern Ableiter gegen alle unmerkbar stille Vereinigungen, als die völlige Freyheit der Presse. Wer noch zweifeln könnte, der sehe nur nach Spanien und Neapel. Rvl.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Enslin: *Antwort eines Juristen auf die Anklage des Hn. Jonathan Schuderoff*, Doctors u. s. w. Aus dem Journal für Deutschland besonders abgedruckt. 1818. 32 S. gr. 8. (6 gr.)

Herr *Schuderoff* hat die Juristen, worunter alle Staatsbeamte gemeint sind, in seinen bekannten Abhandlungen, als angebliche Feinde der Kirche, hart angegriffen. Es wird ihm hier von einem solchen in der am Schlusse ausgedrückten Voraussetzung geantwortet: „Wenn protestantische Geistliche ihre Bestimmung verkennen: so müssen sie durch protestantische Weltliche erinnert werden. Ich habe nur Ihr Presbyter seyn wollen." Unstreitig hätte in diesem Verhältnisse die, übrigens wohlverdiente Erinnerung freundlicher und liebevoller seyn können; aber die Erinnerung selbst ist dem Inhalte nach treffend, und diese kleine Schrift nichts weniger, als unbedeutend. Man kann nicht behaupten, dass sie gründlich sey; man kann nicht einmal zugeben, dass der Begriff der Kirche ganz richtig aufgefasst, und deren Verhältniss zum Staate und prätendirte Unabhängigkeit von demselben völlig erwogen sey. Es giebt einzelne Stellen, die man geradezu verwerfen muss, z. B.: „Das steife Halten der Regierung an der einmal erworbenen Eigenthümlichkeit (den Symbolen) der Kirche würde ein grosses Verdienst in sich geschlossen haben." Bey dem allen spricht sich in der Abhandlung eine grosse Bekanntschaft mit den Ergebnissen der Geschichte, eine klare Ansicht der Staatsverhältnisse und der Macht im Staate, und ein durchdringender Scharfsinn aus, der den Dingen auf den Grund sieht.

„Die Geistlichkeit kann sich nur dadurch vor einer Verwandlung in Priesterschaft bewahren, dass sie sich auf die Lehre beschränkt, und von dem Gebrauche der Macht und Gewalt entfernt bleibt. Der Hauptvorwurf, der Hn. *Sch.* zu machen ist, ist der, dass er in der Kirche nur die Sache der Geistlichkeit gesehen hat." Aber ist diess nicht immer der Fall gewesen? „Schlimmer ist es, dass ein grosser Theil der Geistlichkeit, wenn von dem Zustande der protestantischen Kirche die Rede ist, nur von den pecuniären oder Ehrenvorzügen des geistlichen Standes handelt." „Die durch Jahrhunderte gehende Klage über den Verfall der Kirche ist entweder bloss eine Frucht der Begierde zu herrschen, oder sie findet ihre Auflösung nur in den unerlässlichen, aber auch unerreichbaren Foderungen des sittlichen Ideals, welches mit dem, was die Wirklichkeit bietet, nothwendig im Streite liegt." Doch hat der Reinheit der Lehre und der wahren Wirksamkeit der Kirche nichts so sehr geschadet, als der Überfluss und das Ansehn, welches die Geistlichkeit früherhin erlangt hatte. Der Geist erlag dem Gewichte der Hülle; und in gewissem Betrachte ist es unbestreitbar wahr, dass je mehr die Religiosität an intensiver Herrschaft gewinnt, desto mehr muss die Kirche an extensivem Ansehn verlieren.

„Nichts aber widerspricht den Anfoderungen des Staatsrechtes mehr, als das Begehren, dass der Staat die Kirche, als eine neben sich bestehende unabhängige Macht anerkennen und sein Rechtsverhältniss zu ihr durch Vertrag bestimmen solle." Die Religion, besteht freylich neben der Staatsgewalt; aber die Kirche, als eine äussere Erscheinung, kann nur im Staate und unter der Staatsgewalt bestehen. „Die Gesellschaft befindet sich immer übel, wenn sie einer doppelten Richtung folgen soll. Staat und Kirche dürfen derselben nur eine übereinstimmende Richtung geben. Die Natur der Gesellschaft verträgt sich nur mit Einer Macht in ihr; und hierin schon liegt ein Hauptgrund, zu verhindern, dass die Kirche eine besondere Macht bilde." „Wenn das Kirchenthum eine äussere Macht gewinnt: so ist sie, um sich als solche auszubringen, genöthiget, die ihr gegenüberstehende Macht des Staats aus allen Kräften zu bekämpfen. Aus einem solchen Verhältniss könnte nur gesellschaftliches Elend hervorgehen, wie es denn auch zu allen Zeiten daraus hervorgegangen ist." „Was seine Wirksamkeit nur durch die Freyheit hat, verändert nothwendig sein ganzes Wesen, wenn es von der Gewalt unterstützt wird." „Die evangelische Kirche hat gar keine äussere Macht, und darf sie nicht haben, weil eine solche ohne hierarchische Abstufung und Zwangsmittel gar nicht bestehen kann." Rvl.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Worte zur Beherzigung an Deutsche Fürsten und Völker über die traurige Lage des vaterländischen Handels und die Nothwendigkeit schleuniger Hülfe*, von *Franz Miller* in Immenstadt. 1820. 44 S. 8. (4 gr.)

Manche Übertreibungen und mehrere Verstösse gegen die Rechtschreibung abgerechnet, gehört diese Schrift zu den verständigeren über die gemachte Aufgabe. Die Ursachen der Stockung des Deutschen Handels, noch mehr aber der Gewerbebetriebsamkeit in Deutschland, findet der Vf. theils in dem Zustande der herrschend gewordenen Lebensart, theils in den politischen Massregeln, welche den Deutschen Handel und das Gewerbe betreffen. Jenes ist das wichtigere und entscheidendste. Indem es allgemeine Sitte geworden, den Genuss an eine Menge ausländischer Erzeugnisse zu fesseln, und die Früchte des vaterländischen Bodens und des Fleisses seiner Mitbürger um der fremden Waaren willen zu verachten, ist es unvermeidlich geworden, dass für diese erkünstelten Bedürfnisse jährlich ungeheure Summen aus dem Lande gehen, und dass für die Beziehung verzehrbarer Dinge stets eine Masse unverzehrbarer Güter weggegeben, mithin das Nationalcapital angegriffen werden muss, weil die Einfuhr mit dem Ertrage des Inlandes nicht ausgeglichen werden kann. Zur Hebung dieser Passivität muss das Volk selbst am thätigsten seyn, und ohne seine eigene Ermannung können die Massregeln der Regierungen wenig fruchten. Doch können sie zu Hülfe kommen, indem sie den Genuss der ausländischen Luxus-Waaren besteuern, und dadurch mittelbar eine Prämie auf den Vorzug der vaterländischen Erzeugnisse setzen. Die zweyte Ursache sind die bisher gewöhnlichen politischen Massregeln, in Folge deren Deutschland der grosse Markt für den Waarenvertrieb aller Nationen geworden ist, während die Einfuhr der Erzeugnisse Deutschlands in den meisten Ländern Europas erschwert oder ganz gehindert wurde, ja die einzelnen Staaten Deutschlands selbst sich in commerzieller Hinsicht als Ausland behandeln. Hienach stellt der Vf. die Grundsätze auf: I, Freyer Handel mit allen Völkern, welche solchen ebenfalls gestatten; II, dahingegen ein strenges Mauthsystem gegen alle Länder, welche gegen den Deutschen Handel drückende Einrichtungen fortbestehen lassen; III, Einheit Deutschlands in commerzieller Hinsicht, ohne welche keine durchgreifende Massregeln ausführbar sind. Der Verlust der Staatscassen bey den Zöllen, der hiedurch veranlasst werden muss, kann vernünftigerweise gar kein Hinderniss seyn, da alle Abgaben nur von der Rente des Nationalcapitals gezogen werden können, und es also eine verkehrte Massregel ist, dieses angreifen zu lassen, um die ersteren zu empfangen. Was den Staatscassen, nach Abzug der ansehnlichen und ganz zu ersparenden Erhebungskosten bey den Zöllen, entzogen wird, kann um so leichter durch andere Auflagen ersetzt werden, wenn der sechsmal grössere Verlust am Nationalcapitale vermieden wird. Es wäre zu wünschen gewesen, dass diese einfachen Sätze, welche schwerlich zu bestreiten sind, durch keine Zusätze und durch gar keine Übertreibung entstellt worden wären, durch welche ihr Gewicht nur vermindert worden ist.

Rvl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

MATHEMATIK.

1) Erlangen, b. Palm u. Enke: *Leichtfasslicher Unterricht in der Lehre von den Quadrat- und Cubik-Zahlen für Selbstlehrlinge.* Herausgegeben von Dr. *Joh. Paul Pöhlmann.* 1819. IV u. 124 S. 8. Mit 1 Kupfertafel. (12 gr.)

2) Erlangen, b. Palm: *Leichtfasslicher Unterricht im Rechnen mit Decimalbrüchen*, von Dr. *J. Paul Pöhlmann.* 1819. VI u. 78 S. 8. (12 gr.)

3) Berlin, b. Enslin: *Regeln und Gründe zu den Rechnungen für das gemeine Leben.* Von *J. A. C. Weise*, Collabor. am Friedr. Werdersch. Gymnas. zu Berlin. 1819. 76 S. 8. (6 gr.)

4) Hannover, b. Hahn: *Das Kopfrechnen, angewandt auf die Lösung solcher Aufgaben, welche zu dem sogenannten Rechnen mit Ursache und Wirkung gehören*, für Schullehrer, von *J. H. Ch. Seffer*, Inspector des Schullehrer-Seminars zu Alfeld. 1819. 118 S. 8. (6 gr.)

In No. 1 erhalten wir von dem bekannten Vf. mehrerer Jugendschriften eine im Ganzen wohlgelungene Anleitung zur Ausziehung der Quadrat- und Cubik Wurzeln für die ersten Anfänger. Der Titel der Schrift entspricht daher ihrem Inhalte nicht. Der erste Abschnitt trägt unter der Aufschrift: *Vorbereitende Wahrheiten* die nöthigen Erklärungen und allgemeinen Vodersätze vor, welche auch im Allgemeinen befriedigend entwickelt sind. Doch möchte die Verwechselung des Additionszeichens mit jenem der Multiplication die Anfänger oft irre führen, da dieselbe Seite 2, 3, 8, 9 in mehreren §§ vorkömmt, und keine Druckfehler-Anzeige zurechtweist. S. 4 macht der Vf. die richtige Bemerkung, dass, nach den gewöhnlichen Begriffen von der 2, 3 und 4 Potenz, es nichts weniger als verständlich sey, wenn man der Wurzel den Namen der ersten Potenz beylegt. Auch wir haben über das Unschickliche der gewöhnlichen Benennungen mehrfach nachgedacht, und theilen hiebey die Resultate dieser Forschungen mit, wodurch, nach unserer Überzeugung, die Begriffe eine feste und bestimmte Bedeutung erhalten. Zuerst bringen wir folgendes Schema vor Augen:

a.a.a.a… = a^{+n} der n positive Grad; die n pos. Pot.
.
.
.
a.a.a.a = a^{+4} der 4 positive Grad, die 4 pos. Pot.
a.a.a = a^{+3} der 3 positive Grad, die 3 pos. Pot.
a.a = a^{+2} der 2 positive Grad, die 2 pos. Pot.
a = a^{+1} der 1 positive Grad, die 1 pos. Pot.
1 = a^{0} Kein Grad oder die Nullpotenz
$\frac{1}{a}$ = a^{-1} Der 1 negative Grad, die 1 neg. Pot.
$\frac{1}{a.a}$ = a^{-2} der 2 negative Grad, die 2 neg. Pot.
$\frac{1}{a.a.a}$ = a^{-3} der 3 negative Grad, die 3 neg. Pot.
$\frac{1}{a.a.a.a}$ = a^{-4} der 4 negative Grad, die 4 neg. Pot.
.
.
.
$\frac{1}{a.a.a.a}$… = a^{-n} der n negative Grad, die n neg. Pot.

Die Erklärungen, welche wir statt der gewöhnlichen vorschlagen, sind folgende:

1) *Potenziren* heisst, die Einheit mit einer gegebenen Zahl multipliciren oder dividiren; oder ein Stück der Einheit, oder eine gegebene Zahl mit sich selbst multipliciren; 2) *Potenzen* sind die durch das Potenziren entstandenen Grössen, welche theils grösser, theils kleiner als 1 seyn können; 3) *Grad* der Potenz ist die Zahl, welche anzeigt, wie oft potenzirt werden soll, oder potenzirt worden ist, um aus der Einheit die zu findende oder die gegebene Potenz zu erhalten; 4) *Positive Potenzen* sind jene Potenzen, welche grösser als 1, somit ganze Zahlen sind; 5) *Negative Potenzen* sind solche, welche kleiner als 1 sind, und somit Eines oder mehrere Stücke der in gleiche Theile getheilten Einheit enthalten; 6) Nach diesem befindet sich jede Zahl auf der *ersten* Potenz. Auch ist jede Zahl auf der *Nullpotenz* der Einheit gleich. Denn alle Potenzen entspringen aus 1 durch das Potenziren; daher ist 1 die Nullpotenz aller Zahlen, d. h. jede Zahl ist *vor* dem *ein*maligen Potenziren = 1. Durch Anwendung dieser Begriffe werden, dünkt uns, alle Schwierigkeiten beseitigt, welche gewöhnlich in dieser Lehre sich aufwerfen.

Obwohl wir mit dem Vortrage des Vfs. meistens einverstanden sind: so müssen wir doch nachfolgende Bemerkungen beyfügen: S. 10 wird gesagt, die Zahl 17 habe keine genau angebbare Quadratwurzel, und sey daher nur durch einen *unendlichen* Decimal-Bruch näherungsweise darzustellen. So wahr dieses ist: so sehr missfällt uns die Stelle, an welcher es steht, da der Anfänger sich von der Wahrheit dieser Behauptung hier noch auf keine Weise überzeugen kann. Eben dieses gilt von den Worten *rational* und *irrational*, welche in den folgenden §§. gebraucht werden.

Wenn es S. 12 heisst, dass ein Parallelogramm von 17 Quadratschuhen nicht ganz genau in ein Quadrat verwandelt werden könne: so hat der Vf. den Unterschied einer *arithmetischen* und *geometrischen* Verwandlung übersehen, worauf der Anfänger wenigstens hätte aufmerksam gemacht werden sollen. — In §. 10 heisst es, das Quadrat eines Bruchs sey allemal kleiner als die Wurzel, was *nur dann* wahr ist, wenn der Wurzelbruch ein ächter ist. Die geometrische Erläuterung, welche in diesem §. beygebracht ist, hat übrigens unseren ganzen Beyfall. — S. 20 haben wir einige Druckfehler bemerkt; es sollten sich nämlich an den Potenzen der drey letzteren Zahlen noch drey Nullen befinden. — Im 2ten Abschnitte wird die Lehre von der Ausziehung der Quadratwurzel verständlich, aber nach unserer Meinung allzu wortreich vorgetragen, da wir überzeugt sind, dass wenige, aber mit Klarheit ausgesprochene Worte den Anfänger sehr leicht in das Wesen der Rechnungsoperationen einführen. — Der Beschluss dieses Abschnittes wird auf eine belehrende Weise mit der Berechnung von 9 Beyspielen gemacht, bey welchen es zur Erreichung eines praktischen Zweckes darauf ankömmt, aus gegebenen Zahlen die Quadratwurzeln zu finden. — Von dem 3ten Abschnitte, welcher die Ausziehung der Cubikwurzel enthält, müssen wir, den allzuwortreichen Vortrag abgerechnet, eben dieses günstige Urtheil fällen: so wie überhaupt die ganze Schrift zur Belehrung der ersten Anfänger empfohlen zu werden verdient.

In No. 2 liefert derselbige Vf., als Anhang zu seinem Rechnenbuche, die Lehre von den Decimalbrüchen, welche mit den nöthigen Erklärungen über den Begriff und die Entstehung dieser Brüche beginnt. So fasslich diese Darstellung auch ist: so herrscht an mehreren Stellen der kleinen Schrift eine allzugrosse Weitläuftigkeit, wohin wir z. B. die unverhältnissmässig grosse Menge von Beyspielen rechnen, welche sich S. 6, 8 und 9 befinden. — Da der Vf. S. 10 die specifischen Gewichte mehrerer Körper in ganzen und Decimal-Brüchen aufgeführt hat, was wir billigen: so hätten die bekannten Metalle vorzüglich genannt werden sollen, und andere Stoffe z. B. Naphtha, Salmiak-Geist, Salpetersäure hätte man lieber entbehrt. — Die Verwandlung der gemeinen Brüche in Decimalbrüche S. 15, u. f. hätten wir deutlicher gewünscht. Der allzuweitläuftige Vortrag steht auch hier der Klarheit im Wege. — S. 21 heisst es, man solle die Decimal-Bruchstellen bey Verwandlung eines gemeinen Bruchs in einen zehntheiligen da abbrechen, *wo es einem gut dünke*. Warum hat der Vf. den Anfänger nicht aufmerksam gemacht, dass Alles hiebey *auf den Grad der Genauigkeit* ankomme, welchen man im Rechnen erreichen will? — Die Addition ist befriedigend durchgeführt; doch möchten wir den Anfängern das unnütze Schreiben so vieler Nullen nicht empfehlen, welches in dem Beyspiele S. 28 vorkömmt. — Auch die Multiplicationsfälle sind befriedigend dargestellt; nur möchten auch hier die Übungsbeyspiele S. 41 vermindert werden. — Die Fälle für die Subtraction sind dagegen verhältnissmäsig zu kurz behandelt, und gerne hätten wir auch hier einige praktische Anwendungen gesehen. — Bey der Division sind alle möglichen Fälle aufgeführt, auch einige aus mehreren Gesichtspuncten dargestellt, und es folgen wiederum mehrere, vielleicht allzu viele, Übungsbeyspiele. Das ganze Schriftchen eignet sich mehr zum Unterichte in den öffentlichen Volksschulen, als zum Leitfaden in eigentlich gelehrten Schulen. Für letzte kann eine durchaus hinreichende Anleitung zur Rechnung in Decimalbrüchen auf der halben Seitenzahl gegeben werden. Daher empfehlen wir dieses Schriftchen vorzüglich jungen Schullehrern.

Der Vf. von No. 3 liefert eine Anleitung für die ersten und gewöhnlichsten Rechnungen des gemeinen Lebens. Die kleine Schrift handelt von unbenannten und benannten Zahlen, von gemeinen Brüchen und von der einfachen Regel de tri. Der Vortrag ist meist auf das Praktische berechnet; und wenn man das Werkchen von dieser Seite betrachtet: so kann dasselbe in der Hand eines geschickten Lehrers, welcher das Fehlende zu ergänzen, das Irrige zu berichtigen, und das Dunkle aufzuklären weiss, den Schülern nützlich werden. Aber strenge Theorie ist weniger darin zu finden. Einige besondere Bemerkungen mögen dieses Urtheil rechtfertigen. — Nach dem Vf. sind die Zahlen nichts, als Mengen von einzelnen Dingen, wobey das wichtige Kennzeichen übersehen ist, dass diese Dinge *gleichartig* seyen müssen. — Die Lehre vom Aussprechen und Anschreiben der Zahlen ist nicht mit gehöriger Gründlichkeit entwickelt. — Bey der Addition fehlen die Regeln zur Auflösung dieser Rechnungsart. — §. 21 wird von benannten und unbenannten Zahlen gesprochen, ohne dass dieser Unterscheid erklärt worden ist. — Auch bey der Multiplication fehlen die Regeln zur Auflösung. — Die Erklärung des Bruches in §. 60 ist fehlerhaft, weil in ihr übergangen ist, dass man das Ganze in mehrere *gleiche* Theile eintheilen müsse; auch ist die Erklärung des ächten Bruches als eines solchen, dessen Zähler kleiner als der Nenner ist, eine blosse *Worterklärung*, welche die Wesenheit der eigentlichen Brüche im Dunkel lässt. Auch nennt der Vf. folgende Ausdrücke: $8\frac{1}{4}$, $7\frac{5}{12}$ u. s. w. *vermischte Brüche*, welche man richtiger *vermischte Zahlen* nennen sollte. Eben so wenig gefällt uns der Aus-

druck: *gebrochene Brüche* für jene, deren Nenner selbst ein Bruch ist. — In der Lehre von den Verhältnissen fehlt die Erklärung von der arithmetischen Proportion; auch sind die Sätze: wenn man zwey Zahlen mit der nämlichen dritten multiplicirt oder dividirt: so verhalten sich die Producte oder Quotienten gerade wie jene Zahlen; und: die Proportion bleibt ungestört, wenn man irgend ein Paar verhältnissmäsige Glieder mit der nämlichen Zahl multiplicirt oder dividirt, ohne allen Beweis, der so leicht gegeben ist, aufgestellt. Bey den Regeln zur Anordnung der Sätze der Regel de tri fällt der Vf. in den gewöhnlichen Fehler der praktischen Rechnenmeister, indem er bey der Frage: 3 Pfunde kosten 2 Thaler, was kosten 13 Pfunde? die drey Glieder nach der hier genannten Ordnung in die Proportion setzt, da doch 3 Pfunde zu 2 Thalern, wegen ihrer Ungleichartigkeit, kein Verhältniss haben können. Dieser Fehler gegen die Theorie wird in §. 111 selbst noch zur Regel erhoben. Heisst dieses das Theoretische mit dem Mechanischen verbinden, was der Vf. in der Vorrede mit Recht für zweckmäsig hält? Eben so wenig können wir die Regeln zur Auflösung des sogenannten *verkehrten Dreysatzes* (S. 63) billigen, wodurch die Schüler die Natur der Regel de tri nie gründlich einsehen lernen, welche auf folgenden wenigen und höchst verständlichen Regeln beruht: 1) Man setze dasjenige von den drey gegebenen Gliedern, welches mit dem zu findenden gleichartig ist, als drittes Glied in eine Proportion, deren viertes Glied das zu suchende x ist; 2) man erwäge, was aus der Natur der Aufgabe jedesmal leicht zu entscheiden ist, ob dieses x grösser oder kleiner, als das gegebene dritte Glied werde. In *jenem* Falle ordne man die zwey übrigen gegebenen gleichartigen Glieder in ein Verhältniss vom Kleinern zum Grössern, in *diesem* aber vom Grössern zum Kleinern; 3) aus diesen drey geordneten Gliedern berechne man nun auf die bekannte Weise den Werth von x. — Durch Befolgung dieser Regeln fällt der, den Anfängern oft Schwierigkeit verursachende, Unterschied zwischen der *geraden* und *verkehrten* Regel de tri gänzlich hinweg. — Als *Anhang* sind sieben fürs praktische Rechnen nützliche Tabellen beygegeben.

Die kleine Schrift No. 4 ist dem Kopfrechnen gewidmet, und wird theils wegen der Mannichfaltigkeit der darin vorkommenden praktischen Aufgaben, theils auch wegen der meist befriedigenden Auflösungsweise zur Beförderung dieser sehr nützlichen Rechnungsart fruchtbar wirken können, wenn ein tüchtiger Lehrer mit Besonnenheit ihren Vorschriften folgt. So empfehlungswerth daher diese Anleitung ist, so wenig billigen wir die Anwendung von *Ursache* und *Wirkung* auf die Auflösung der Regel Detri-Aufgaben. In der Frage: wenn 4 Pfunde einer gewissen Waare 3 Thaler kosten, wie viel kosten 16 Pfund dieser Waare? werden die 4 Pfunde als Ursache, die 3 Thaler als ihre Wirkung aufgeführt; eben so wie die gegebenen 16 Pfunde die Ursache von der zu findenden Wirkung (der verhältnissmäsigen Zahl von Thalern) sind. Wir müssen gestehen, dass dieses Übertragen von Ursache und Wirkung aus der Naturkunde auf die Arithmetik fürs erste nichts weniger als gründlich, und dann auch nicht fasslich für Anfänger ist. Wie kann man z. B. eine gewisse Menge von Pfunden als Ursache der Zahl von Thalern ansehen, welche ihren Preis bestimmen? und wie mag man diese Geldsumme als Wirkung jener Pfunde betrachten, da auch gerade umgekehrt die Geldsumme als Ursache, die Menge der Waare dagegen als Wirkung angesehen werden kann? Was muss der Anfänger über die Begriffe von Ursache und Wirkung denken, wenn die Ursache bald mit der Wirkung, bald diese mit jener verwechselt wird? Auch sind wir überzeugt, dass sich die Anfänger weit schneller in die bekannten *geraden* und *verkehrten* Verhältnisse, als in diese unverständlichen und schwankenden Begriffe von Ursache und Wirkung finden werden. Abgesehen von dieser Eigenthümlichkeit, welche sich durch sämmtliche Aufgaben gegenwärtiger Schrift hindurchzieht, können wir ihr die Brauchbarkeit für den Unterricht nicht absprechen. Doch fanden wir die dialogisch durchgeführten Auflösungen einiger Aufgaben zum B. jener Seite 15, allzuweitläufig, obgleich sie wahrscheinlich dem Lehrer nur als Muster dienen sollte. Dass mehrere Aufgaben auf mehr als eine Art aufgelöst sind, z. B. die 33ste, müssen wir um so eher billigen, als der Anfänger hiedurch an ein mehrseitiges Auffassen des Wesens derselben gewöhnt wird. Solche Übungen bereiten ihn am wirksamsten zu einem fertigen und gründlichen Kopfrechner vor. Die Auflösungen der in dieser Schrift enthaltenen 300 Aufgaben sind am Ende derselben beygefügt. Wenn der Vf. die Gesellschafts- und Vermischungs-Rechnung, nach ähnlichem Plane bearbeitet, will nachfolgen lassen: so möchten wir ihm den Rath ertheilen, die der Arithmetik durchaus fremden Begriffe von *Ursache* und *Wirkung* nicht in seinen Vortrag einzumischen, welcher auch ohne dieselben seinem Zwecke entsprechen kann.

Papier und Druck der hier angezeigten Schriften sind gut.

Δ.

Zerbst, b. Füchsel: *Fassliche Anleitung zum praktischen Feldmessen*, für Beamte, Forstmänner und Landwirthe von *L. Fr. Dörssling*, Anhalt-Dessauis. Rathe und Kammerconducteur. Mit 8 Kupfertafeln. 1820. XVI u. 391 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Überzahl von populären Anweisungen zum Feldmessen und analogen Operationen berechtigt immer mehr zu Ansprüchen auf eine gute Bearbeitung des Gegenstandes. Da die Belehrung auf Dilettanten und Ungeübte berechnet ist: so sind die Mängel in der Methode und in der Materie selbst ohnediess von mehrern nachtheiligen Folgen. Diese Bemerkung dringt sich beym Durchlesen dieser Schrift allenthal-

ben von selbst auf. Die Reihenfolge der ziemlich reichhaltigen und mitunter guten Vorschriften ist gar zu wenig methodisch und man stösst dabey auf zu viele Unrichtigkeiten und Unzulänglichkeiten. Hiezu nur einige Belege. S. 30 werden ausser den 4 Seiten eines Trapez noch 2 Winkel als Bestimmungselemente postulirt. S. 92 wird gesagt, dass beym Holz das Verhältniss des Durchmessers zum Umfang wie 1 zu 3 ausreichend sey. Statt des Kreuzmasses genügt S. 85 u. 144 ein Brett mit zwey Sägeschnitten. Wenn ein Astrolab von 10′ zu 10′ getheilt ist: so heisst diese Eintheilung nach S. 151 ein Nonius. Von der Magnetnadel heisst es S. 160, dass sie unter andern bey Sümpfen einer Declination unterworfen sey, wenn es ihr an magnetischer Kraft fehlt. Die beste Einrichtung einer Nivellirwage ist nach S. 320 diese, dass eine genaue cylindrische Glasröhre mit rothem Wasser gefüllt wird, und dass, weil sich die Röhre nicht so füllen lässt, dass nicht ein Luftbläschen darin bleiben sollte, dieses Bläschen bey der geringsten Verrückung aus der horizontalen Lage in der Mitte der Röhre erscheint. Wo die Vorschrift oder der Satz an sich richtig ist, wird man öfters durch die Angabe des Grundes unangenehm überrascht. Die Ursache, warum das Quadrat zur Einheit des Flächenmasses gewählt wird, liegt nach S. 1 darin, dass sich die Quadrate ohne Zwischenräume nebeneinander stellen lassen. Die Quadratur des Kreises heisst nach S. 92 so, weil das Verhältniss des Durchmessers zum Umfang durch Quadriren der Catheten und Hypotenusen in Folge des pythagorischen Lehrsatzes gefunden wird.

— e —

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Mitau*, b. Steffenhagen: *Programm zur Eröffnung des Lehrcursus auf dem Gymnasium illustre zu Mitau für das Jahr* 1817. 72 S. 4.

Unter diesem Titel sind zwey Abhandlungen ausgegeben, die eine: über astronomisch-trigonometrische Landesvermessungen; die zweyte: über die Organisation der Gymnasien, mit Beziehung auf die Gymnasien der Ostsee-Provinzen des Russ. Reichs, ein Versuch von Dr. *G. S. Bilterling*, (Lehrer am Gymn. in Mitau).

Die Hoffnung, dass die Kurländische Ritter- und Landschaft eine astronomisch trigonometrische Vermessung von ganz Kurland, verbunden mit einem genauen Nivellement, veranstalten werde, giebt dem Vf. der ersten Abh. Veranlassung, in einer auch dem Ungelehrten verständlichen Darstellung den Nutzen solcher Unternehmungen und die Mittel zur Ausführung derselben näher zu erörtern. Sein Vortrag ist diesem Zwecke angemessen, doch setzt er einen wissenschaftlich gebildeten Leser voraus. Wir wünschen, dass die Hoffnung des Vfs. bald erfüllt werden möge.

Die zweyte Abh. geht Alles, was den Zweck der Gymnasien, Gegenstände und Grenzen des Unterrichts, Disciplin, Verhältnisse der Lehrer unter sich und zu den Schülern betrifft und ähnl. Gegenstände auf eine recht gründliche und Beyfall verdienende Weise durch.

i. e. e.

Mitau, b. Steffenhagen: *Zur Feyer des Allerhöchsten Geburtstags Seiner Kaiserl. Majestät am 12 Dec.* 1816. — Worte gesprochen im grossen Hörsale des Gymnas. ill. zu Mitau von *M. G. Paucker*, Dr. phil., Prof. der Math. und Astron. 1816.

Der Vf. rühmt die grossen Verbesserungen, deren die Erziehungsanstalten im Russischen Reiche sich unter der glorreichen und milden Regierung Alexanders erfreuen. — „Nur halb lebt, wer des Lichtes der Wissenschaften entbehren muss, und so darf man mit Recht sagen, dass Alexander durch so thätige Förderung der Geistesausbildung die Zahl seiner Unterthanen verdoppelte."

Der erwünschte Umstand, dass das Gymnasium in Mitau auch die Sternkunde als ausdrücklichen Theil des Lehrcursus unter die Gegenstände des Unterrichts aufnehmen durfte, und die Errichtung eines Observatorii in Mitau geben dem Vf. Veranlassung, einige Bemerkungen über die Fortschritte der Astronomie seit *Newton* zum Hauptgegenstande seiner Rede zu machen, und über den Zweck der Mathematik überhaupt, dieser Lieblingsbeschäftigung der himmlischen Götter, einige Worte beyzufügen. Dass dieses alles etwas mehr rhetorisch, als wissenschaftlich genau ist, kann man dem Vf. eben nicht übel nehmen; doch ist der Inhalt der einzelnen Theile der Mathematik wohl etwas zu wenig treffend angedeutet, wenn er von der höhern Geometrie sagt, sie fasst die äusseren Eigenschaften der Körperwelt auf, und die Arithmetik und Algebra, als „die Verhältnisse malend," bezeichnet. Er schliesst mit dem Wunsche, dass auch die praktische Mathematik auf dem Gymnasio möge gelehrt werden, damit es möglich sey, etwas Aehnliches zu leisten, wie die polytechnische Schule in Paris.

i. e. e.

Kriegswissenschaften. *Stuttgart*, b. Metzler: *Über die Bedeutung von Mannheim und Ulm in dem Vertheidigungssystem von Deutschland.* 1819. 32 S. 8. (5 gr.)

Über die Sache selbst sind wir mit dem Vf. einig. Die Nothwendigkeit einer Festung (doppelten Brückenkopfs) am Oberrheine spricht für sich selbst, und hinsichtlich Ulm's scheint es uns sehr wichtig, in zweyter Linie einen grossen Platz mit verschanztem Lager (aber in dem Sinne, wie es in dem neuerlich erschienenen „Unterricht Friedrich II" u. s. w. genommen ist) in Süddeutschland zu haben, um der Armee, welche die Vertheidigung des Rheins vielleicht in Folge einer unglücklichen Schlacht aufgeben muss, einen Ruhepunct zu verschaffen, wo sie überdiess das etwa verloren gegangene Material ergänzen kann. Und da die Lage Ulm's diese Stadt in vielfacher Hinsicht zu einem solchen Platze zu bestimmen scheint: so würden wir sie allerdings auch wählen. Die von dem Vf. dafür aufgestellten Gründe würden uns aber keinesweges dazu bestimmen, weil wir uns immer noch nicht haben überzeugen können, dass die ganze Theorie von Basis, parallelen oder senkrechten Operationslinien u. s. w. bey der heutigen Kriegführung und Taktik irgend einigen praktischen Werth habe. Ein solcher diametraler Widerspruch in den Grundansichten kann aber am wenigsten in dem engen Raume dieser Anzeige ausgeglichen werden, und wir enthalten uns daher hier einer Auseinandersetzung, die doch nicht zur Entscheidung der Sache führen möchte.

B. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

CHEMIE.

Erlangen, i. d. Palmschen Verlagshandlung: *Lehrbuch der Stöchiometrie*, oder Anleitung, die Verhältnisse zu berechnen, nach welchen sich die irdischen Körper mit einander verbinden. Abgefasst vom Dr. *Carl Gust. Bischof*, Prof. auf der Königl. Preuss. Rheinuniverl. zu Bonn u. s. w.
Auch unter dem Titel:
Anhang zu Friedrich Hildebrand's Lehrbuch der Chemie, als Wissenschaft und als Kunst, die *Stöchiometrie* enthaltend u. s. w. 1819. XIV u. 403 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Bevor Rec. sein Gutachten über die vorliegende Schrift abgiebt, hält er für nöthig, über das Verhältniss und den Stand der Stöchiometrie zu den übrigen mit ihr verwandten Wissenschaften einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken. Die Messkunst der chemischen Elemente nimmt zwar in mehreren neueren Lehrbüchern der Chemie bereits einen eigenen Abschnitt ein; aber sie ist noch kein Gemeingut in dem philosophischen Gebiete der Gelehrsamkeit, sondern gehört bis jetzt nur einer einzigen Classe der Gelehrten, den Chemikern an, und erwartet von diesen ihre wissenschaftliche Form. Nun ist es zwar eben so verdienstlich als rühmlich, dass diese Männer sich beeifern, die gelehrte Welt mit einer neuen Theorie zu beschenken, welche der handwerklichen Scheidekunst zur Seite gehen, und sich zu dieser ungefähr so verhalten soll, wie die beobachtende Astronomie zur rechnenden. Aber es wäre doch zu wünschen, dass Gelehrte aus *verschiedenen* philosophischen Fächern an der wissenschaftlichen Ausbildung der Stöchiometrie Theil nehmen möchten, um ihr jetzt gleich einen solchen Zuschnitt zu geben, dass in der Folge daran nicht mehr geändert werden dürfte. Wenigstens verdient diese Wissenschaft es um ihrer Wichtigkeit willen; denn sie interessirt nicht bloss den praktischen Scheidekünstler und experimentirenden Physiker, sondern auch den Naturforscher überhaupt, insonderheit den Physiologen, mag er sich mit der Zoologie, Arzneykunst oder Pflanzenkunde beschäftigen. Ja selbst dem Metaphysiker und Mathematiker kann sie nicht gleichgültig seyn, sofern sie bey den tieferen Untersuchungen über die Gesetze der Körperwelt irgendwo und irgendeinmal wird zu Rathe gezogen werden müssen. Sie verspricht nämlich einen Weg zu bahnen, auf welchem die menschliche Erkenntniss im Erklären der Natur noch um etliche Schritte weiter vorwärts gehen kann, als es unter der Leitung der rechnenden Mechanik und des angewandten mechanischen Theils der Physik geschehen ist. Wenigstens schwebte eine solche Idee dem ersten Begründer dieser Wissenschaft, Hn. *Richter* in Berlin, vor.

Nun ist die Frage: welche Anlage macht man, um zu diesem grossen Ziele hin zu streben? — — — Man sammelt Erfahrungen über das Verhalten der einfacheren Naturkörper in ihren Verbindungen und Trennungen, betrachtet diese (durch Induction) als allgemein gültige Gesetze, legt sie als Prämissen beym Calcul zum Grunde, und schliesst dann, in den bekannten Syllogismen desselben, von dem Gegebenen auf das Gesuchte. Dass dieses Verfahren ohne Tadel sey, sobald man unzweydeutige Erfahrungen als Grundsätze ansehen darf, und für die zu vergleichenden Grössen eine Einheit gefunden oder festgesetzt hat, versteht sich von selbst. Jedoch erfodert es die Natur dieser Wissenschaft, als eines neuen Zweiges der angewandten Grössenlehre, dass einerseits ihre Grundsätze für allgemein wahr anerkannt werden müssen, und andererseits, dass gegen die regelrechte Form des Calculs kein Verstoss gemacht werde.

Der stöchiometrischen Grundsätze sind bis jetzt nur noch wenige. Als Hauptgrundlage dient ihr die Erfahrung, dass wenn zwey neutrale Verbindungen einander zersetzen, die nachher entstehenden Wechselverbindungen der Stoffe auch wieder neutral sind. Ausserdem hat man wahrgenommen, dass die Natur bey den Verbindungen der Stoffe zu Oxyden, Hydraton, Silicaten und anderen Combinationen, nicht die ganze Scale der Verhältnissstufen durchläuft, sondern einige wenige Stellen festhält, und bey manchen Verbindungen, z. B. des Wasserstoffs und Sauerstoffs, nur ein einziges Verhältniss Statt finden läfst. So räthselhaft uns diese Thatsache zur Zeit noch seyn mag, so ist sie doch nicht von der Art, dass kein auch nur entferntes Analogon dazu vorhanden wäre. Betrachten wir z. B. die Schwingungen gespannter Saiten: so sprechen in der Tonleiter, besonders in der Tiefe, nur einzelne Accorde an, und die übrigen möglichen Laute werden überschlagen. Ja noch mehr, sie kommen nicht zum Vorschein, wenn gleich eine einzige Saite zwey bis drey Töne zugleich angiebt. Wie die Natur hier das Gesetz der Erscheinung aus den Bedingungen der Schwingungskraft *des Ganzen* hernimmt: so wird sie sich auch anderwärts, nach Massgabe der statischen und me-

chanischen Momente des Aggregatzustandes aller in Einwirkung und Zurückwirkung begriffenen Kräfte richten müssen. Da dieser Aggregatzustand *im Ganzen* immer derselbe bleibt: so sind auch immer dieselben Bedingungen des statischen und mechanischen Gleichgewichts da. Folglich läst sich, wenigstens von ferne, die Möglichkeit (Begreiflichkeit) des zweyten stöchiometrischen Gesetzes ahnen.

Wenn nun aber auch behauptet wird, dass die stöchiometrischen Verhältnissglieder der Verbindungen zweyer Stoffe auf der ersten, zweyten, dritten Stufe, z. B. das Eisen-Protoxyd und Eisen-Deuteroxyd, sich nicht nur durch *ganze* Zahlen, sondern auch durch *kleine* Zahlen *unter zehn*, ingleichen durch *solche* Zahlen ausdrücken lassen, die, wenn sie sehr groß sind, durch ein *gröſstes gemeinschaftliches Mass* auf sehr kleine einfache Zahlen zurückgebracht werden können: so ist dafür bis jetzt wohl einiger Schein vorhanden. Aber *was nur scheint*, eignet sich nicht zu einer Prämisse in einem mathematischen Vernunftschlusse, aus welchem eine allgemein gültige Folgerung abgeleitet werden soll. Diese Art von Sätzen müßte daher in einem System der Stöchiometrie noch nicht in die Reihe der zuverlässigen gestellt und so behandelt, sondern als Anmerkungen ausgesondert werden, und nur als Andeutungen gelten, wo dem Leser, oder dem Theilnehmer der Sache, ein Feld zu neuen Untersuchungen offen liege. Beobachtet man bey der Grundlegung einer neuen mathematischen Disciplin diese Vorsicht nicht: so kommt das Wahre und Scheinbare in ihr zu sehr unter einander zu liegen, als dass nicht die jugendliche Wissenschaft darunter leiden sollte.

Was übrigens die Aussicht betrifft, welche dieser neue Zweig der angewandten Gröſsenlehre uns giebt, aus dem handwerklichen Gebiete des Filtrums und der Wage hinauszutreten, und über die chemikalischen Gegenstände bald freyere Untersuchungen an der Hand des Calculs anzustellen: so läſst sich, bey einem allgemeiner werdenden Eifer für diese Wissenschaft, wohl hoffen, dass jene Aussicht nicht getrübt, sondern mit der Zeit immer heller werden wird. Wie der Calcul in anderen Regionen der wissenschaftlichen Forschungen die erspriesslichsten Dienste geleistet hat: so wird er sie auch hier nicht versagen, wenn er anders auf eine besonnene und regelrechte Art angewandt wird. Er, der uns in das Verborgene schauen läst, der uns Aufschlüsse gegeben hat über die eigenthümliche Dichtigkeit unseres Erdkörpers, über die Dichtigkeit der Sonne wie ihrer übrigen Planeten, und über die Fallkraft auf den Oberflächen dieser unzugänglichen Himmelskörper; er allein ist es, der durch analytische Behandlung vermengter unbekannter Gröſsen noch zergliedern, sondern und bestimmen kann, wo alle Handgriffe unter Beyhülfe des chemikalischen Apparats leer ausgehen. Gelingt einmal dem menschlichen Unternehmen diese Meſskunde der Elementarkräfte, in der weitesten Bedeutung des Worts: so wird dann erst Vieles erklärbar seyn, was für jetzt noch räthselhaft, oder ein Spiel herumflatternder Einbildungen bleiben muss. Wenigstens ist die Idee, eine Meſskunst der chemischen Grundkräfte zu Stande zu bringen, das Höchste aller physikalischen Naturforschung; denn sie umfaſst alle andere Aetiologie, selbst die speculative des Metaphysikers, in sofern sie ihm bisher unbekannte Naturgesetze vorlegen wird, welche den Gang seiner Ideen leiten müssen. Mag aber auch die Stöchiometrie niemals als *vollendete* Wissenschaft auftreten: so wird sie doch gewiss durch die mathematische Methode, welche sie sich aneignet, zu dem Besitze von Formeln gelangen, welche, wo nicht im Allgemeinen, doch im Besondern, namentlich in der analytischen und synthetischen Chemie, wesentlichen Nutzen verschaffen werden. Jedoch setzt diese Erwartung voraus, dass der stöchiometrische Calcul nicht nur überall festen Grund, sondern auch die erfoderliche Übereinstimmung mit der allgemeinen Gröſsenlehre und überdiess Geschmeidigkeit genug habe. Oder um bildlich zu reden: bey dem vorhabenden Erbau eines wissenschaftlichen Systems der Chemie muss, ausser der Festigkeit und dem Ebenmaſse, auch auf Bequemlichkeit gesehen werden. Es ist nicht genug, richtige Formeln zu haben, sondern sie müssen auch verstatten, dass man jede Art der Rechnung mit ihnen ungehindert verrichten kann. Hier ist es nun ein Haupterfoderniss, die Gröſsen so einfach, und die verschiedenen Operationen des Calculs so bestimmt als möglich zu bezeichnen. Denn zweydeutige und mit Anhängseln überladene algorithmische Zeichen geben sowohl zu Irrthümern als zu Missverständnissen Anlaſs. Diess zu verhüten, ist Pflicht eines Jeden, welcher an der Wissenschaft Interesse findet. Insonderheit liegt es dem didaktischen Schriftsteller ob, dafür zu sorgen, dass Alles aus seinem Lehrbuche wegbleibe, was dem Zwecke desselben hinderlich ist. Mag er daher bey Abfassung desselben recht umsichtig mit sich zu Rathe gehen, und mehr seiner eigenen Einsicht, als fremdem Ansehen folgen, wenn er zwischen beiden freye Wahl hat!

Wiefern diese allgemeinen Bemerkungen mit der gegenwärtigen Schrift in Beziehung stehen, das wird sich weiter unten ergeben. Sie dankt ihre Entstehung folgender Veranlassung: Der Vf. vermiſste bey dem *Hildebrandt'schen* Lehrbuche der Chemie, als Leitfaden zu seinen Vorlesungen, eine Anleitung zur Stöchiometrie, und wollte diesem Bedürfnisse durch einen Anhang zu jenem abhelfen. Indessen konnte letzterer nicht so kurz werden, wie es Anfangs die Absicht war; daher entstand gegenwärtiges Lehrbuch, welches in vier Abschnitte zerfällt. Der erste giebt eine Übersicht der Geschichte dieser Wissenschaft; der zweyte enthält ihre Grundlehren; der dritte chemische Analysen, als Thatsachen zur Begründung jener Hauptlehrsätze, und im vierten kommen stöchiometrische Verhältniſszahlen vor, aus den genauesten Analysen berechnet.

Was fürs Erste die Anordnung dieses Buches betrifft; so wäre zu wünschen, dass der zweyte Abschnitt die erste, und der erste die letzte Stelle einnähme; denn so hätten die nöthigen Erklärungen und Begriffe vorangehen, dann in gehöriger Ordnung die Lehrsätze, auf diese die Anwendung derselben zur Berechnung theils der stöchiometrischen Werthe, theils der quantitativen Verhältnisse einzelner Stoffe in den Mischungen fester und flüssiger Körper folgen, und endlich die Geschichte der Wissenschaft den Beschluss machen können. Das Unbequeme, was die vorhin erwähnte Folgeordnung der Materien mit sich führt, ist dem Vf. selbst nicht entgangen; denn er sagt S. VI der Vorrede: „Da dieser — der zweyte — Abschnitt eine Übersicht von dem Ganzen in systematischer Ordnung giebt: so möchte es zweckmäsig seyn, sich mit ihm früher als mit dem ersten vertraut zu machen". Allerdings, weil sonst die der Sache noch unkundigen Leser sogleich mitten auf das Feld der Stöchiometrie und ihrer Verhandlungen hingeführt werden, ohne einen klaren Begriff von dieser Wissenschaft mitzubringen; denn der erste Abschnitt giebt auch nicht einmal eine Namenerklärung von ihr. Überdiess hätte dann die zweyte Abtheilung eine etwas vollständigere Darstellung der stöchiometrischen Grundlehren verstattet, als welche hier oft nur im Vorbeygehen berührt worden sind, indem der Vf. Wiederholungen vermeiden wollte, und eben desshalb an manchen Stellen auf den ersten Abschnitt bloss zurückwies, z. B. im §. 72, wo die Berzelischen Gesetze hätten vollständig aufgeführt werden müssen, um den Inbegriff aller bis jetzt entdeckten stöchiometrischen Gesetze in diesem Abschnitte vorzufinden, und den Zusammenhang des Ganzen hier nicht zerrissen zu sehen. Rec. glaubt also, dass folgende Ordnung des Inhalts dem Zwecke dieses Lehrbuchs angemessener seyn würde: 1) *Einleitung*: über den Begriff der Stöchiometrie und ihre Wichtigkeit in Hinsicht des aetiologischen Verhältnisses zur Naturlehre überhaupt, und insonderheit zur Physiologie; 2) *Erster Abschnitt*: Übersicht der bisher entdeckten Naturgesetze, durch welche sich ein stöchiometrischer Calcul begründen läst, und Darstellung des algorithmischen Verfahrens, wodurch man allgemeine stöchiometrische Ausdrücke erhalten kann; 3 *Zweyter Abschnitt*: Berechnung aller stöchiometrischen Verhältnisszahlen der bekannten unzerlegten Stoffe nach Masgabe entweder ihres absoluten Gewichts, oder auch ihrer Raumerfüllung; 4) *Dritter Abschnitt:* Darstellung der einfacheren und zusammengesetzteren Verbindungen aller unzerlegten Stoffe zu Mischungen, nach Masgabe des Calculs, und Vergleichung dieser stöchiometrischen Ausdrücke mit dem quantitativen Verhältnisse, welches aus den genauesten Analysen berechnet worden ist; 5) *Vierter Abschnitt:* Geschichte der Begründung dieser Wissenschaft und ihrer Erweiterung, bis auf gegenwärtige Zeit. Diese etwas veränderte Anordnung des Inhalts würde gegenwärtiges Lehrbuch, als Leitfaden beym Unterricht, noch brauchbarer gemacht haben.

Was fürs Zweyte den Inhalt selbst betrifft: so verräth er überhaupt einen Mann, der mit seinem Gegenstande vertraut ist, und welchem es nicht an Darstellungsgabe fehlt. Insonderheit hat der Vf. diess durch die historisch-kritische Darstellung der Stöchiometrie im ersten Abschnitte bewiesen. Es herrscht hier ein lichtvoller Vortrag, eine gedrängte Kürze, und gleichwohl vermisst man nichts, was nöthig ist, um einen richtigen Überblick des ganzen Herganges der Sache zu erlangen, wie auch diejenigen Entdeckungen und Entdecker im Gebiete der Chemie kennen zu lernen, welche vorzüglich zu dem Entstehen dieser Wissenschaft beygetragen haben. Sie verdankt ihr Daseyn mehreren nach einander lebenden Gelehrten, von *Stahl's* Zeiten an bis jetzt. Am merkwürdigsten unter ihnen sind *Wenzel* und *Richter*, jener durch die Entdeckung des chemischen Gesetzes, dass neutrale Verbindungen, welche sich gegenseitig zerlegen, in ihrer Wechselverbindung auch wieder neutral sind; dieser dadurch, dass er den glücklichen Gedanken fasste, auf das eben ausgesprochene Gesetz einen Calcul zu gründen, vermittelt dessen sich nicht nur das quantitative Verhältniss der Stoffe in den Mischungen der Körper bestimmen, sondern auch die besonderen physischen Kräfte selbst nach Einheit und Zahl mit einander vergleichen lassen. Wenn gleich die Ausführung des letzteren Theils dieser Idee für die Zukunft aufgespart bleibt, indem es noch an einer Maseinheit und Vergleichungsweise für diese grosse Aufgabe fehlt: so ist doch von der anderen Seite her schon etwas Bedeutendes geleistet worden, und die Hoffnung einer einstmaligen wirklichen Ausführung der obigen Idee nicht zu verwerfen. Der Vf. äussert bey dieser Gelegenheit (§. 28 u. f.) seine Verwunderung darüber, dass *Richters* Verdienste um diese Wissenschaft, welche jetzt nicht nur Deutschland, sondern auch das Ausland anerkennt, von seinen Zeitgenossen so unbeachtet geblieben sind. Es sey, meint er, nicht zu leugnen, dass *Richter* durch den öfters unnöthigen Gebrauch analytischer Formeln bey Gegenständen, die sich eben so leicht und kurz hätten mit Jedermann verständlichen Worten sagen lassen, wie auch durch einen gewissen Pedantismus in Darstellung und Sprache, jeden Leser abschrecken musste. Indessen hätten doch auch die vielen Goldkörner, welche seine Schriften enthalten, durch die Unachtsamkeit seiner Zeitgenossen verloren gehen können. Diese Bemerkungen sind in gewisser Hinsicht wahr, und es ist zu bedauern, dass der Erfinder der Stöchiometrie (der als junger Mann starb) für seine redlichen Bemühungen so wenig belohnt worden ist. Indessen verdienen seine Zeitgenossen und Freunde wohl nicht unbedingt den Vorwurf, dass sie ihn und seine Schriften ganz unbeachtet gelassen hätten. Die Wahrheit ist, sie waren nicht seine Lobredner, sondern *zweifelten*. Und dabey gewinnt die gute Sache mehr, als beym Gegentheil. *Klaproth* und *Rose* beach-

teten Richter's Stöchiometrie gerade nicht zu wenig. Hätten sie ohne Bedenken gehuldigt: so würde vielleicht keiner von beiden Richter's Irrthümer berichtigt haben, wie unter anderen bey der Agusterde und vorgeblichen Fettsäure (S. 29 u. 30). Wahrer Naturforschung ist nichts nachtheiliger, als ein vorschnelles Anpreisen neuer Ideen durch einen Schwarm bereitwilliger Herolde. Richter hatte diese letzteren nicht, und verschmähte sie auch. Er war ein eben so schlichter als biederer Mann, ohne Anspruch, ohne vornehmen Titel, ohne vor ihm hergetragenen Ruf, ohne *früher* erworbenen Beyfall auf schriftstellerischem Wege. Er gefiel sich im Stillen in seiner Hauptwissenschaft, der Chemie, und Hülfswissenschaft, dem Calcul. Den letzteren hatte er so weit in seiner Gewalt, dass er ihn gern, also häufig, anwandte. Dagegen waren die mehrsten mit ihm gleichzeitig lebenden Chemiker zu wenig Mathematiker, als dass sie seinem Vortrage hätten überall folgen können. Daraus entstand natürlich ein sehr nachtheiliges Missverhältniss zwischen dem Schriftsteller und seinem Publicum. Man könnte aber mit eben dem Recht fodern, dass Richter hätte fasslicher schreiben, als dagegen, dass seine Leser ihn hätten verstehen lernen sollen. Einige begriffen ihn wohl; aber es waren lange nicht lauter praktische Chemiker. Anderen blieb er dunkel, und sie vernahmen bloss das Gutachten der ersteren, welche jedoch von der Wahrheit der neuen Lehre noch nicht überzeugt waren; denn dazu bedurfte man *Zeit*. — Ohne Zweifel wird der Vf. einräumen, dass diese verständigere aber zweifelnde Partey unter die Kategorie derjenigen gehöre, welche er S. 36 *behutsame Naturforscher* nennt. Und wenn das ist, so hält er selbst a. a. O. in der trefflichen Beurtheilung der Richter'schen Schriften ihr eine schöne Lobrede.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Ratibor*, b. Juhr: *Denkschrift über die feyerliche Eröffnung des Königl. Evang. Gymnasium zu Ratibor* am 2ten Juny 1819 nebst den dabey gehaltenen Reden des Consistorialrath Dr. *Wachler* und des Dr. *Linge* und anderen Beylagen herausgegeben von Dr. *Karl Linge*, Director des Gymnasium. *Zum Besten der Gymnasien-Bibliothek.* 1820. 71 S. 8. broch. (8 gr.)

In den Intelligenzblättern zu dieser A. L. Z. 1819 Julius, No. 47 ist bereits eine kurze Berichterstattung über die Stiftung und Einrichtung eines neuen Evangelischen Gymnasiums zu Ratibor in Oberschlesien von einem theilnehmenden Augenzeugen niedergelegt worden. Der rege Bildungstrieb der Einwohner, durch die rastlose Thätigkeit der wackeren Lehrer befeuert, hat der jungen Anstalt so glückliches Gedeihen gegeben, dass sie, noch ehe sie ihr erstes Jahr vollendet hatte, bereits mehr als 200 Schüler zählte, ohne dass die Frequenz der benachbarten älteren katholischen Gymnasien sich verminderte: ein schöner Beweis, wie es nicht an Bildungslust fehlt, wenn nur die erfoderlichen Bildungsmittel dargeboten werden.

Die Anfänge dieses Gymnasiums sind in der vorliegenden kleinen Schrift des Director *Linge* mit Würde und mit der Heiterkeit erzählt, die ihrem Gegenstande angemessen ist. Sie ward am 3ten August, dem Geburtstage des Königs von Preussen, des Stifters der Anstalt, ausgegeben.

Ausser dem, was der Titel besagt, enthält sie ein Paar Gedichte zur Einweihung, die nicht in die Zahl der gewöhnlichen Gelegenheitsverse gehören, und die Namen der bis zur wirklichen Eröffnung eingeschriebenen 91 Schüler: beygefügt ist eine Ansicht des Schulgebäudes in Steindruck.

Wir wünschen dem Büchlein nicht bloss recht viele Leser, sondern auch, seines auf dem Titel angegebenen Zweckes wegen, recht viele Käufer.

W. J. B.

Salzburg, b. Mayr: *Sprüche, Lehren und Meinungen berühmter Weisen des Alterthums.* Ein Büchlein für Jedermann von *Aloys Maier*, zweytem Inspector am k. k. Schullehrer-Seminarium zu Salzburg. 1816. VI u. 95 S. 8. (6 gr.)

„Vielleicht", sagt die Vorrede, „ist dieses Büchlein manchem jungen Menschen auf der gefährlichen Reise durchs Leben ein schützender Geleitsmann, der ihn väterlich belehret, warnet, mahnet, lobet und tadelt." Unnütz wenigstens wollen wir diese Sammlung, welche aus den Griechen schöpfte, nicht nennen, ob es gleich an ähnlichen nicht fehlet, wenn nur manche triviale und unbestimmte und einseitige Aussprüche weggeblieben, und die Übersetzung überall richtig und genau wäre, woran aber viel fehlet. Der Vf. scheint das Griechische sehr unvollkommen zu verstehen.

In dem Räthsel des Kleobulos musste παῖδες das zweytemal nicht durch Söhne, sondern durch Töchter übersetzt werden. — Was soll man sich dabey denken, wenn es gleich darauf heisst: „Thorheit ist der meisten Sterblichen Antheil, und Überfluss an Geschwätz; *„Aber die Zeit ist hinreichend!"*" — Φρόνει τὶ καλόν ist auch nicht: „Denke das Rühmliche." — Dass Ruhe rühmlich sey, wollte Periander schwerlich sagen; und, hätte er so schlechthin gesagt: „Gewinn ist schändlich," so verdiente das doch in eine Sammlung, wie diese seyn soll, nicht aufgenommen zu werden. — „Als ihm" (dem Aristipp) Einer seinen Sohn *vorstellte*", zeigt die Absicht des Vaters nicht deutlich genug an. — „Als Xenokrates einmal in sein Haus trat, verlangte er von ihm" u. s. w (S. 29) — wer? Xenokr. oder Platon? — Was Arkesilaus (nach *Diog. Laert. Lib. IV. c.* 6) einen Wucherer (aus dem Sophokles) erwiedert haben soll, ist hier sinnlos übersetzt: „Ja verborgen sind der Winde Züge die, und das Huhn, wenn's eben kein Ey legt"! — „die Wurzel der Erziehung ist bitter" (S. 34); da ist παιδεία doch wohl Wissenschaft, Gelehrsamkeit. Eben so bald nachher; nicht „eine gute Erziehung", sondern Gelehrsamkeit, Bildung ist „eine *Zierde* im Glück, eine Zuflucht im Unglücke." Καλῶς ζῆν ist auch nicht *ehrenvoll* leben. „Freunde muss man so gebrauchen, wie wir wünschen (man wünscht) von ihnen *gebraucht* zu werden." Behandeln, begegnen wäre hier besser. — Was mag wohl jemand, der von Parmenides philosophischen Ansichten sonst nichts weiss, daraus machen sollen, wenn er hier liest: „Die Philosophie ist zweyfach; die eine geht auf Wahrheit, die andere auf Meinung:" Und in dem angeblichen Ausspruche des Pyrrhon (nicht Pyrrou) ist τοῖς ἔργοις πρὸς τὰ πράγματα nicht: „Durch Thaten gegen *Thaten*." Was sollte das hier auch heissen? —

Wo Hr. *M.* anderen Übersetzern folget, geht es besser. S. 81 steht eine Nachbildung einer Blume, die S. 64 schon von einer anderen Hand übersetzt, vorkam.

J. C. F. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

CHEMIE.

Erlangen, i. d. Palmschen Verlagshandlung: *Lehrbuch der Stöchiometrie* — — von Dr. *Carl Gust. Bischof* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Anhang zu Friedrich Hildebrand's Lehrbuch der Chemie, als Wissenschaft und als Kunst, die *Stöchiometrie* enthaltend u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Abschnitt begreift den eigentlich systematischen Theil der Stöchiometrie, oder die Grundlehren dieser Wissenschaft, welche auf einigen wenigen Naturgesetzen und Gesetzen des Calculs beruhen. „Ich wählte die mathematische Form — sagt der Vf. S. VI der Vorrede — weil der Gegenstand selbst nicht wohl eine andere zuläfst; jedoch hoffe ich auch denjenigen, welchen diese Form etwas fremd seyn sollte, durch die angeführten Beyspiele verständlich geworden zu seyn." Zwar ist es zu bedauern, dafs dem Vf. diese *captatio benevolentiae* nöthig zu seyn schien, obgleich sein gegenwärtiges Lehrbuch nur von der Proportionslehre, Zusammensetzung der Verhältnisse und von den Gleichungen des ersten Grades Gebrauch macht. Indessen wird dieser Umstand ihn hoffentlich nicht abhalten, in der Folge, da, wo es nöthig ist, noch allgemeinere Formeln zu entwickeln, und wenn es auch mittelst des höheren Calculs geschehen müfste. Den Anfang dieses zweyten Abschnitts macht die Erklärung (Definition) der Stöchiometrie. Es heifst im §. 68 also: „Die Verbindungen der chemischen Elemente miteinander erfolgen nach allgemeingültigen *mathematischen* Gesetzen, welche kennen zu lernen der Gegenstand der Stöchiometrie ist ..... sie bezeichnet daher die Mefskunst der Elemente." Gegen diese Erklärung wäre zu erinnern, dafs die *allgemein gültigen Gesetze*, nach welchen sich die Verbindung der Elemente richtet, *chemische*, keinesweges aber *mathematische* Gesetze hätten genannt werden müssen. Denn die letzten gehen blofs die gegenseitigen Beziehungen, die Entwickelungs- und Umstaltungs-Arten der allgemeinen symbolischen Gröfsen, und das dabey zu beobachtende Verfahren an. Alle diese Gesetze kann man sehr vollständig kennen, ohne im Stande zu seyn, auch nur eine einzige stöchiometrische Aufgabe zu lösen. Wie unfruchtbar hier alle algarithmisch-analytischen Formeln und Kunstgriffe sind, bevor wir die Bedingungen kennen, von welchen die Gestaltung der materiellen Elementartheile zu Ganzen, ihre Vergröfserung, Dauer, allmähliche und oft plötzliche Zersetzung nothwendig abhängt, davon kann uns gegenwärtig jede Aufgabe aus der höheren Stöchiometrie, das heifst, aus der Statik und Dynamik der Elementarkräfte überzeugen. Um einmal im Stande zu seyn hier den Calcul *anzuwenden*, werden wir gewifs nicht nöthig haben, neue *mathematische*, wohl aber bisher unbekannte *chemische* Gesetze zu entdecken. Es können also nicht jene, sondern blofs diese der Gegenstand der Stöchiometrie seyn. Gebe man uns nur die Verhältnisse der Elementarkräfte im Zustande ihres statischen und dynamischen Gleichgewichts: so werden wir diese alsbald wie Gröfsen behandeln können, ohne dafs zu den bekannten mathematischen Gesetzen auch nur ein einziges hinzukommt. Angenommen, es wären die mathematischen Gesetze und ihre Kenntnifs der Gegenstand der Mefskunst chemischer Elemente: so würde der Ausdruck: „die Stöchiometrie ist bis jetzt noch eine unvollendete Wissenschaft" nichts anderes sagen können, als: es sind noch zu wenig mathematische Gesetze entdeckt worden, als dafs die Stöchiometrie schon ihren ganzen Umfang haben könnte; oder: in der gelehrten Welt sind noch viel zu wenige Individuen mit den mathematischen Gesetzen bekannt, als dafs eine vollständige Stöchiometrie Statt finden könnte. Beides hat keinen Sinn; also mufs der Gegenstand der Stöchiometrie etwas anders seyn, als die Kenntnifs mathematischer Gesetze. Das ist er auch wirklich; denn die längst bekannten mathematischen Gesetze sollen blofs eine *neue Anwendung* finden, wenn uns die Erfahrung wird *neuen* Stoff gegeben, oder in die Kenntnifs der *Wirkungsgesetze* chemischer Elemente gesetzt haben. Diesem nach würden die beiden ersten Paragraphen des zweyten Abschnitts wohl so lauten können: S. 68. „In allen Verbindungen der chemischen Elemente mit einander wird die Menge jeder einzelnen Art der Bestandtheile durch die Menge der anderen dergestalt bedingt, dafs man sie entweder nach ihrem absoluten Gewicht, oder nach ihrem Raumgehalt bey einer gewissen Temperatur, berechnen kann, sobald die Stoffe gegeben sind, welche ein chemisches Gemisch ausmachen. Diefs ist der nächste Gegenstand der Stöchiometrie, oder Mefskunst chemischer Elemente." In einer Anmerkung hätte gesagt werden können, dafs diese Wissenschaft, aufser der Berechnung der Menge einzelner Bestandtheile, noch die

Aufgabe zu löſen habe, warum bey der Combination der chemiſchen Elemente zu gewiſſen Complexionen, auch Variation Statt finde, z. B. die Verbindungen des Sauerſtoffs mit einerley Subſtanz in verſchiedenen Graden, dem von *Thomſon* ſogenannten Protoxyd, Denteroxyd, Tritoxyd . . . . . Hyperoxyd u. a. m. Es genüge nämlich der (gründlichen) Erkenntniſs noch nicht die näher liegende ſtöchiometriſche *Erſcheinung* (das quantitative Verhältniſs) als eine Wirkung von entfernter liegenden *Kräften*; ſondern ſie verlange eine Einſicht in die gegenſeitigen ſtatiſchen und dynamiſchen Beziehungen, oder das Maſs dieſer letzten ſelbſt. Sie werfe daher z. B. die Frage auf, ob der höhere Oxydationsgrad eines Körpers entweder von dem in erhöhter Temperatur verminderten Grade ſeiner Dichtigkeit und der davon abhängenden gröſseren Durchdringlichkeit ſeiner Maſſe, oder von dem Verluſt eines für jetzt noch unbekannten Miſchungstheiles, oder auch wohl von der Aufnahme irgend eines neu hinzukommenden Elements, eines ſogenannten Bindemittels, herrühre u. ſ. w. Hienach leuchte ein, daſs die Stöchiometrie einen viel weiteren Umfang habe, als die, auf dem durch Erfahrung ausgemittelten Mengenverhältniſſe unzerlegter Stoffe in ihren Verbindungen, ſich ſtützenden Rechnungen. Der folgende §. 69 hätte dann ſo lauten können: „Berückſichtigt man indeſſen bloſs das quantitative Verhältniſs der Beſtandtheile einer Miſchung: ſo kommt es nicht auf die Frage an, *wie* die chemiſchen Elemente unter ſich verbunden ſeyn mögen, ſondern bloſs auf die Thatſache, daſs durch die Erfahrung beſtimmte Verhältniſſe *gegeben* ſind, nach welchen ſich die Menge einer jeden Art der Beſtandtheile bey ihrer Vereinigung richtet. Übrigens iſt nun jedes Verhältniſsglied (Quantum) eine Gröſse, welche nach den Geſetzen des Calculs behandelt werden kann. Man bezeichne daher durch die Staben A, B, C, D . . . . . chemiſche Elemente" u. ſ. w.

Bey den im §. 70—81 aufgeſtellten Lehrſätzen durfte der Vf. von ſeinen Leſern ſo viele Kenntniſs der Arithmetik fodern, daſs ſie dem Vortrage überall zu folgen im Stande waren, auch da, wo die Deduction eines Satzes Kürze halber unterblieb. Eben darum hätte er manchen Satz, oder manche Regel, mehr in die Buchſtabenſprache des Calculs einkleiden können, um ſich einen bedeutenden Aufwand von Worten oder von beſonderen Rechnungsfällen zu erſparen. Rec. iſt weit entfernt, es nicht gut zu heiſsen, daſs der Leſer hier viele Beyſpiele findet, durch welche die Sätze und Rechnungsvorſchriften mehr verſtändigt worden ſind; aber er vermiſst nur manchmal die mathematiſche Kürze und Bündigkeit des Vortrags, als welche ſich mehr, wie eine Menge von Beyſpielen dazu eignet, das Ineinandergreifen der Lehrſätze und Regeln (arithmetiſchen Formeln) klarer darzuſtellen, und ſich von der Richtigkeit derſelben ſchnell zu überzeugen. Dieſs wäre unter anderen im §. 76 dienlich geweſen, wo die Rede von den verſchiedenen Verbindungsſtufen gewiſſer Stoffe mit anderen, und die Frage iſt, nach welcher von denſelben die Verhältniſszahl eines chemiſchen Elements zu beſtimmen ſey. Es heiſst dort alſo: „Wenn ein elementarer Körper A ſich mit einem anderen B nur in einem einzigen Verhältniſſe verbindet: ſo beſtimme man nach dieſem ſeine Verhältniſszahl. Wenn hingegen A von B verſchiedene Quantitäten aufnimmt: ſo ſuche man das gröſste gemeinſchaftliche Maſs derſelben (Quantitäten), und beſtimme nach dieſem die Verhältniſszahl." Nun zeigt der Vf. an einigen Beyſpielen, wie dieſe Regel zu verſtehen ſey, nämlich folgendermaſsen: Es werden in den Miſchungsverhältniſſen des Phosphors und Sauerſtoffs 10000 : 7650 und 10000 : 12745 die vorangehenden Glieder durch 10000, die nachfolgenden aber durch ihr gröſstes gemeinſchaftliches Maſs 2555 getheilt, wodurch nun die auf die Einheit reducirten Verhältniſſe 1 : 3 und 1 : 5 zum Vorſchein kommen. Eben das geſchieht bey den Oxydations-Stufen des Eiſens, wo ſich verbinden 10000 Gewichtstheile Eiſen einmal mit 2950 und das andere Mal mit 4425 Gewichtstheilen Sauerſtoff: und der Schluſs iſt, daſs, wegen des gröſsten gemeinſchaftlichen Maſses 1475, im Oxydul ſich verbinde 1 Maſſentheil Eiſen mit 2 Maſſentheilen Sauerſtoff, im Oxyd aber 1 Maſſentheil Eiſen mit 3 Maſſentheilen Sauerſtoff. Die Unrichtigkeit dieſes Verfahrens würde dem Vf. bald eingeleuchtet haben, wenn er ſeine Regel in einer algebraiſchen Formel ausgedrückt hätte. Verbinden A und B ſich einmal in dem Verhältniſſe a : b, und noch einmal im Verhältniſſe a : c: ſo bringt man beide dadurch auf die Einheit, daſs man jedes Glied durch eins von ihnen dividirt. Es iſt daher ganz allgemein $A : B = a : b = 1 : \frac{b}{a} = \frac{a}{b} : 1$; $A : B = a : c = 1 : \frac{c}{a} = \frac{a}{c} : 1$; ſo auch $A : B : C : D \ldots = a : b : c : d \ldots = 1 : \frac{b}{a} : \frac{c}{a} : \frac{d}{a} \ldots =$ etc. Hienach hätte kommen müſſen aus dem erſteren Verhältniſſe: Eiſen zum Sauerſtoff = 10000 : 2950 = 1 : 0,295; aus dem letzteren: Eiſen zum Sauerſtoff = 10000 : 4425 = 1 : 0,4425; oder umgekehrt: Sauerſtoff zum Eiſen wie 1 : 3,79 und wie 1 : 2,25. Daſs die Diviſion der Verhältniſsglieder durch zwey *verſchiedene* Zahlen richtige Verhältniſſe übrig laſſe, oder daſs allgemein $a : b = \frac{a}{a} : \frac{b}{n}$ oder $= \frac{a}{m} : \frac{b}{b}$ u. d. g. ſey, iſt ein ganz falſcher Satz, den der Vf. ohne Zweifel hier nicht würde untergeſchoben haben, wenn er nur darauf geachtet hätte, daſs er auf der einen Seite vier Nullen wegſtrich, indem er auf der anderen Seite durch das gröſste gemeinſchaftliche Maſs dividirte. Wollte er dieſes letztere als Theiler gebrauchen: ſo muſsten *beide* Glieder dadurch dividirt werden; wo nicht, ſo würde in jedem Fall, in welchem das eine von den nachfolgenden Gliedern (*termin. conſequentium*) *ſelbſt* das gemeinſchaftliche Maſs aller wäre, das widerſprechende reducirte Verhältniſs 1 : 1 kommen.

z. B. wenn sich Phosphor und Sauerstoff in den Verhältnissen 10000 : 2555, 10000 : 7650, 10000 : 12745 verbänden, und man jetzt auf der einen Seite immer die vier Nullen wegstreichen, auf der anderen dagegen durch 2555 dividiren wollte. Es scheint fast, als wenn die S. 221 Z. 19 u. f. angenommene Hypothese, „dass die verschiedenen Mengen, welche ein Körper A von einem anderen B aufnimmt, in einem *rationalen*, und zwar in einem solchen Verhältnisse zu einander stehen, dessen Glieder ein gemeinschaftliches Mass haben müssen und eben darum sich durch sehr niedrige, vielleicht einziffrige Zahlen ausdrücken lassen," den Vf. zu diesem Verfahren verleitet habe. Und wenn das wäre: so würde Rec. ihm hier seine eigene sehr schöne Vorsichtsmassregel S. 35. Z. 36 empfehlen: „Hüte dich, eine scheinbare Gesetzmässigkeit sofort für eine wahre zu halten." — — Doch es möge jenes Versehen seinen Grund haben, worin es wolle, soviel ist klar, dass im §. 76 die Worte: „Man suche das gröste gemeinschaftliche Mass der verschiedenen Mengen, und bestimme nach diesem die Verhältnisszahl" — nicht an ihrer rechten Stelle stehen. Anstatt ihrer hätte dieser Paragraph noch folgende zwey Zusätze erhalten können: 1) Man nehme allgemein A : B nacheinander in den Verhältnissen a : b, a : nb, a : mnb, a : pnb und b = cn: so ist zwar $cn : cn^2 : cmn^2 : cpn^2 = 1 : n : mn : pn$; aber daraus folgt, ungeachtet der gemeinschaftlichen Masse b, c und n, doch nur entweder $a : b = \frac{a}{a} : \frac{b}{a} = 1 : \frac{cn}{a}$ oder $a : b = \frac{a}{b} : \frac{b}{b} = \frac{a}{cn} : 1$ u. s. w. Darum sind nun die auf die Einheit $\frac{a}{a}$ gebrachten Verhältnissglieder keine anderen, als 1, $\frac{cn}{a}$, $\frac{cn^2}{a}$, $\frac{cmn^2}{a}$, $\frac{cpn^2}{a}$ u. s. w. 2) Soll die Ordnungszahl eines Verbindungs-Verhältnisses bestimmt werden: so dividire man mit dem kleinsten nachfolgenden Gliede in alle nachfolgenden Glieder, und nehme die erhaltenen Quotienten für die Ordnungszahlen. Diese Vorschrift leidet, um des etwa vorhandenen gemeinschaftlichen Masses dieser Glieder willen, keine Abänderung. Denn gesetzt es verlieren sich zwey Stoffe A und B in den Verhältnissen a : b, a : mb, a : pb, und es sey noch b = cn: so können immer keine anderen Ordnungszahlen für die Einheit $\frac{b}{b}$ erhalten werden, als $\frac{cn}{cn} = 1$, $\frac{bm}{b} = \frac{cmn}{cn} = m$, $\frac{bp}{b} = \frac{cnp}{cn} = p$ u. s. w. folglich daraus, dass ausser b auch noch die gemeinschaftlichen Masse c und n vorhanden sind, keine Abänderungen der Quotienten hervorgehen. — Aus diesen Zusätzen hätte dann einleuchten müssen, dass das Dividiren der nachfolgenden Verhältnissglieder (*terminor. conseq.*) durch *ihr* gemeinschaftliches Mass bey der Reduction auf die Einheit ganz unstatthaft sey, oder man müsste auch die vorangehenden (*terminos antecedentes*) durch *dasselbe* gemeinschaftliche Mass theilen. Wäre diess unter anderen im §. 77 unter II geschehen: so hätte der Vf. aus dem Verhältnisse 100000 : 7725, welches $= \frac{100000}{1000} : \frac{3862}{1000}$ gesetzt worden ist, das richtigere $\frac{100000}{1000} : \frac{2.3862}{1000}$ = 100 : 7,725, und $\frac{100}{7,725} : 1$, also nicht die stöchiometrische Zahl 25,89 sondern 12,94 erhalten, welche mit der S. 71 im 2 Th. der chemischen Messkunst vom Hn. Prof. *Meinecke* angegebenen = 13,00 ziemlich übereinstimmt.

Hier könnte nun auch noch die Frage aufgeworfen werden, mit welchem Recht der Vf. 221 Z. 30 zu behaupten glaubt, es sey bey verschiedenen Sättigungsgraden des einen Stoffes durch den anderen *am natürlichsten*, die stöchiometrische Verhältnisszahl eines unzerlegten Körpers nach der *niedrigsten* Verbindungsstufe zu bestimmen. Warum soll diess nicht lieber nach der höchsten Stufe geschehen, wo man eigentlich erst sagen kann, dass ein Körper A durch einen anderen B vollkommen gesättigt ist? So lange wir keine deutliche Einsicht in die Möglichkeit der verschiedenen Verbindungsgrade haben, und nicht wissen, ob durch Kunst noch höhere Verbindungsstufen erreicht werden können, wie die Natur sie giebt, z. B. bey der durch *Thenard* zu Stande gebrachten Oxygenirung des Wassers, so lange lässt sich über die obige Frage nur *willkührlich* entscheiden.

Im §. 78 wird eine Anweisung gegeben, die Massenverhältnisse der Elemente anstatt des bisher gebrauchten (relativen oder absoluten) Gewichts, durch die Grösse des Raums zu bestimmen, den sie erfüllen. Der Vf. nimmt eine Verbindung ²C an, deren Bestandtheile A und B sind. Die binäre Verbindung ²C hat das eigenthümliche Gewicht s, das Gewicht c und den körperlichen Inhalt γ; A in derselben Folge m, a, α, und B eben so n, b, β. Diese Grössen machen mit den beiden Gleichungen c = a + b und $a : b : c = m\alpha : n\beta : s\gamma$ das Gegebene aus, um die 24 Ausdrücke S. 226 und 227 zu entwickeln. Es wäre gut gewesen, unter dem Gegebenen auch noch die aus der Statik bekannten Werthe von a, b und c, nämlich $a = m\alpha$, $b = n\beta$ und $c = s\gamma$ aufzuführen, um den Lesern die wichtige Ableitung dieser Formeln desto einleuchtender zu machen. Was das Gewicht betrifft: so hätte angezeigt werden sollen, ob man absolutes oder bloss relatives zu verstehen habe. Auch wäre es nicht überflüssig gewesen, bey dieser Gelegenheit etwas über die Theorie des Abwägens der Körper in der atmosphärischen Luft, und über die Reduction des relativen Gewichts auf den leeren Raum zu sagen. Denn so unerheblich auch die Unterschiede zwischen dem absoluten Gewichte p und relativen q (jenes ist $= \frac{mq\gamma}{m\gamma - \beta}$ in Pfunden, wenn m das Eigengewicht der gewogenen Masse, γ das

absolute Gewicht eines Kubikfusses Wasser und β das absolute Gewicht eines Kubikfusses atmosphärischer Luft bey einem Normalstande des Barometers bedeutet, seyn mögen: so erfodert es doch die Genauigkeit des stöchiometrischen Calculs, auch diese Kleinigkeiten zu berucksichtigen. Dabey müsste die Stöchiometrie für die analytische Chemie nicht nur einen Normal-Barometerstand, sondern auch gewisse Normaltemperaturen festsetzen, um in die Ergebnisse der Arbeiten verschiedener praktischer Scheidekünstler wo möglich mehr Übereinstimmung zu bringen. Wenigstens ist diess bey der Berechnung des Volums und Gewichts der Luftarten unerlässlich.

S. 227. Z. 20 u. 21 erinnert der Vf., dass in den dort gegebenen Rechnungsbeyspielen das eigenthümliche Gewicht der atmosphärischen Luft als Einheit angenommen worden sey. Dabey hätte auch bemerkt werden können, dass *diese Einheit* nach Massgabe des Barometerstandes variirt, also nöthig macht, immer einen gewissen Dichtigkeitszustand der Atmosphäre in Acht zu nehmen, um die Eigengewichte anderer Körper darnach zu bestimmen. Übrigens würde hier eine Reductionsformel aller Eigengewichte des einen Systems, wo das reine Wasser bey einer gewissen Normaltemperatur an der Spitze steht, auf ein jedes andere, wo man einen beliebigen festen oder flüssigen Körper zur Einheit annimmt, an ihrem rechten Orte gewesen seyn.

Die §§ 79 und 80 enthalten eine Auflösung der Aufgabe, unter gewissen Bedingungen die Gewichtstheile der verschiedenen Stoffe A, B und C in einer Tripelverbindung zu bestimmen. Diese Aufgaben machen nun den eigentlichen angewandten Theil der Stöchiometrie aus, welcher noch einer weiteren Ausbildung bedarf.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Mitau*, gedr. b. Steffenhagen: *Über die Anwendung der Methode der kleinsten Quadratsumme auf physikalische Beobachtungen.* Programm zu Eröffnung des Lehrcursus auf dem Gymnasium illustre zu Mitau für das Jahr 1819. Von Dr. *Magnus Georg Paucker*, Professor zu Mitau, u. beständ. Secr. d. Kurländ. Ges. f. Literatur und Kunst. 1819. 32 S. 4.

Wenn man eine Reihe von Beobachtungen oder physikalischen Versuchen unter ein mathematisch dargestelltes Gesetz bringen will, um die verschiedenen Erfolge bey einer bestimmten Verschiedenheit der Ursachen anzugeben: so enthält die Formel dafür allemal gewisse beständige Grössen, die aus den Beobachtungen selbst müssen bestimmt werden. Hat man nur so viele Beobachtungen, als es zu bestimmende beständige Grössen giebt: so erhält man diese leicht; aber mit mehr *Sicherheit* erhält man sie unstreitig, wenn man sie mehreren Beobachtungen anpassen kann. In diesem Falle, wo die Anzahl der gegebenen Gleichungen grösser, als die Anzahl der zu bestimmenden Grössen ist, kömmt es nun darauf an, diese so zu wählen, dass im Ganzen und *für alle* Beobachtungen die Abweichung von der Wahrheit am kleinsten sey. Will man hiebey bloss auf die möglichst kleinste Summe der Fehler sehen: so genügt die gewöhnliche Bestimmung des arithmetischen Mittels aus allen Beobachtungen. Aber hier können die positiven und die negativen Abweichungen von der Formel sehr bedeutend seyn, wenn gleich ihre Summe Null ist, und man erhält daher etwas viel Genaueres, wenn man die Summe der Quadrate der Fehler oder der Unterschiede zwischen Formel und Beobachtung zu einem Kleinsten macht. Dieses ist die am nächsten liegende Betrachtung, die zu der Überzeugung führt, dass man die Summe jener Quadrate möglichst klein muss zu erhalten suchen; der Vf. führt noch einige andere von *Legendre* und *Gauss* angestellte Betrachtungen an, und geht dann zur Anwendung über.

Biot hat in seiner Physik Gleichungen gegeben für die Ausdehnung erwärmter Flüssigkeiten bey verschiedenen Temperaturen; diese sucht Hr. *P.* durch Anwendung jenes Gesetzes strenger zu berichtigen. Es werden hier, wie bey *Biot Delucs* Beobachtungen zum Grunde gelegt, welche z. B. für ein mit Wasser gefülltes Thermometer den Stand angeben für die Temperatur, wo der Quecksilberthermom. 0°, 5°, 10° u. s. w. bis 80° zeigt. Wir nehmen nun an, dass für irgend einen Grad $= t$ des Quecksilberthermometers der entsprechende Grad $= T$ des Wasserthermometers soll gefunden werden vermittelst der Formel $T = a.t + b.t^2 + c.t^3$ und hier sollen a, b, c so bestimmt werden, dass die Summe der Quadrate aller Abweichungen der beobachteten T von den berechneten T ein Kleinstes sey; bezeichne ich also die gegebenen Grade des Wasserthermometers mit T_1, T_2, T_3, wenn $t = 1, = 2, = 3$ ist, und in eben den Fällen die berechneten T mit ${}_1T$, ${}_2T$, ${}_3T$, so soll $(T_1 - {}_1T)^2 + (T_2 - {}_2T)^2 + (T_3 - {}_3T)^2 +$ etc. ein Kleinstes, also, die Summe

$$\begin{aligned}&(T_1 - a - b - c)^2\\ &+ (T_2 - 2a - 4b - 8c)^2\\ &+ (T_3 - 3a - 9b - 27c)^2\\ &+ (T_4 - 4a - 16b - 64c)^2 + \text{etc.}\end{aligned}$$

ein Kleinstes seyn, oder da T_1, T_2, T_3, T_4, etc. gegebene Grössen sind,

$$0 = da \begin{cases}(a + b + c - T_1)\\ + 2(2a + 4b + 8c - T_2)\\ + 3(3a + 9b + 27c - T_3) + \text{etc.}\end{cases}$$

ferner

$$0 = db \begin{cases}(a + b + c - T_1)\\ + 4(2a + 4b + 8c - T_2)\\ + 9(3a + 9b + 27c - T_3) + \text{etc.}\end{cases}$$

und

$$0 = dc \begin{cases}(a + b + c - T_1)\\ + 8(2a + 4b + 8c - T_2)\\ + 27(3a + 9b + 27c - T_3) + \text{etc.}\end{cases}$$

seyn. So erhält man aus den sämmtl. Bedingungsgleichungen so viele Bestimmungen als beständige Grössen verlangt werden.

Hr. *P.* führt diese Rechnung wirklich durch, und findet folgende Formeln, die mit den Beobachtungen bedeutend genauer als *Biot's* Formeln übereinstimmen.

Für die Ausdehnung des destillirten Wassers
nach *Paucker*: $T = -0{,}1072\,t + 0{,}01657297\,t^2 - 0{,}0000381616.\,t^3$
nach *Biot*: $T = -0{,}16.\ t + 0{,}0185\ t^2 - 0{,}00005.\ t^3$

Für Alkohol:
nach *Paucker*: $T = 0{,}7766.\ t + 0{,}00230938.\ t^2 + 0{,}0000006072.\ t^3$.
nach *Biot*: $T = 0{,}784.\ t + 0{,}00205\ t^2 + 0{,}0000077\ t^3$.

Für Oliven-Öl:
nach *Paucker*: $T = 0{,}9571.\ t + 0{,}0005211.\ t^2\ 0{,}000000912.\ t^3$.
nach *Biot*: $T = 0{,}95067.\ t + 0{,}00075.\ t^2 - 0{,}000001667.\ t^3$.

Wie diese Formeln zeigen, dass es für Wasser einen Punct der grössten Dichtigkeit *über* dem Gefrierpuncte gebe, hat schon *Biot* gezeigt: Hn. *Pauckers* Formeln geben für die Temperatur, bey welcher die grösste Dichtigkeit statt findet, etwas andere Resultate, als die von *Biot*, worüber wir hier nicht ausführliche Erörterungen mittheilen können.

Eine ähnliche Anwendung macht der Vf. auf die Bestimmung des specifischen Gewichtes des Wassers bey verschiedenen Temperaturen, und endlich auf die Elasticität des Wasserdampfs bey verschiedenen Temperaturen.

Der Raum einer Anzeige erlaubt uns nicht, umständlicher in das Einzelne einzugehen; wir glauben aber genug gesagt zu haben, um die Aufmerksamkeit derjenigen Physiker, welche Mathematik genug verstehen, um solche Bemühungen gehörig zu würdigen, auf diese kleine, sehr gehaltvolle Abhandlung aufmerksam zu machen.

A. e. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

CHEMIE.

Erlangen, i. d. Palmschen Verlagshandlung: *Lehrbuch der Stöchiometrie* — — von Dr. *Carl Gust. Bischof* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Anhang zu Friedrich Hildebrand's Lehrbuch der Chemie, als Wissenschaft und als Kunst, die *Stöchiometrie* enthaltend u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im dritten Abschnitte kommen die Mischungsverhältnisse unorganischer und organischer Substanzen vor, nicht bloss nach Gewichtstheilen S. 239—343 unter A und B, sondern auch nach Masstheilen S. 343—350. Auf jeder Seite befinden sich fünf Spalten, deren erste diejenigen bekannten Elemente enthält, welche sich entweder mit Sauerstoff, oder Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Chlorin und Jodin verbinden. Die zweyte Spalte zeigt an, wie viele Gewichtstheile der letzten sich mit 100 Gewichtstheilen der ersteren vereinigen. Die dritte und vierte Spalte enthält die Procente von je zwey Stoffen, z. B. Metall und Sauerstoff, oder Metall und Schwefel, Metall und Chlorin u. s. w. in einer binären Verbindung. In der letzten Spalte stehen die Namen derjenigen Chemiker, auf deren Untersuchungen die Angaben sich gründen. Ein solches tabellarisches Verzeichniss ist sehr brauchbar, wenn es so vollständig ist, als das gegenwärtige, vorausgesetzt, dass alle darin vorkommenden Zahlen richtig sind.

Der vierte und letzte Abschnitt giebt ausser den stöchiometrischen Zahlen der unzerlegten Körper, und der darauf gegründeten Berechnung der Mischungsverhältnisse aller analysirten Verbindungen und vieler nicht analysirten, auch die von neueren Chemikern, besonders von *Berzelius* gewählten Zeichen, ingleichen die chemischen Formeln, welche sich nach Massgabe der neueren Bezeichnungsart der Stoffe zusammensetzen liessen. Rec. kann hier die Besorgniss nicht verhehlen, dass diese neue Bezeichnungsart in der Folge, wenn sich die Stöchiometrie wird erweitert haben, einen zum Theil schwerfälligen, zum Theil unsicheren Calcul verursachen werde. Die Bezeichnung der Stoffe durch die grossen Anfangsbuchstaben ihrer Lateinischen und lateinisirten Namen, hat zwar auf den ersten Anblick viel Gefälliges; allein, wenn man erwägt, dass dadurch allerley Gleichungen und Functionen geformt werden sollen, die zukünftig einmal im stöchiometrischen Calcul vorkommen müssen: so wird es zu nicht wenigen Verwirrungen oder doch Hinderungen im Rechnen Anlass geben, wenn man die Grössen gerade so in den Calcul nehmen will, wie sie jetzt dastehen. Die kleinen Buchstaben dienen hier oft als Unterscheidungsmerkmale für solche Fälle, wo mehrere Stoffe einen grossen Anfangsbuchstaben gemein haben; und im Calcul sind jene, so lange sie in der Zeile stehen, Coefficienten. Die kleinen Ziffern rechts oberhalb der Buchstaben bedeuten hier das, was im combinatorischen Calcul Binion, Ternion u. s. w. ist; und in der Algebra bezeichnen sie Exponenten der Potenz. Nun wird man in der Folge, wenn die höhere oder auch nur angewandte Stöchiometrie ausgebildet werden sollte, öfter genöthigt seyn, die Hauptgrössen theils mit Coefficienten, theils mit Exponenten in den Calcul zu nehmen. Aber wie werden sich dann Formen, wie C^3 und C^3 unterscheiden lassen, von denen die eine $= C + C + C$ die andere CCC ist? Warum will man nicht lieber die erstere 3C schreiben, was sie dem bestehenden mathematischen Sprachgebrauche nach wirklich ist? Oder gefällt dieses nicht: so schreibe man die Ziffer rechterhand unter die Zeile, wie B_3, C_3; eine Bezeichnungsart, welche sehr gebräuchlich ist, besonders bey Französischen Mathematikern, und welche zu keiner Irrung Anlass geben würde. Behielte man die sonst üblichen chemischen Zeichen bey, und vertauschte die gar zu missgestalteten mit besser geformten: so würden die algebraischen Ausdrücke in der Chemie sehr vereinfacht werden können. Man will sie vielleicht bloss ihrer eckigen Figur wegen verweisen. Wie aber, wenn sie sich dennoch erhalten? — — Die Französischen Chemiker versuchten vor ungefähr ein paar Decennien andere chemische Zeichen einzuführen, welche aus geraden Linien, Kreisbogen, S-förmigen Linien, aus Dreyecken, Vierecken und Kreisen mit eingeschriebenen Buchstaben bestanden. Sie sind aber längst wieder in Vergessenheit gerathen, weil sie wirklich, beides in Hinsicht des Raums und der Zeichnung, viel unbequemer waren, als die älteren chemischen Zeichen, deren sich unter anderen Hr. Prof. *Meinecke* in seiner Stöchiometrie noch bedient hat. Sie entstellen auch die Schrift eben so wenig, wie in astronomischen Werken, wo man sich bekanntlich ausser den Buchstaben vieler anderer, mitunter sehr eckiger Zeichen bedient. Es

läfst fich zwar diefen Bemerkungen entgegenftellen, dafs man beym ftöchiometrifchen Calcul gerade wie bey jedem anderen, ganze Ausdrücke, fo fchwerfällig fie auch feyn mögen, mit einem einzigen Buchftaben vertaufchen, und fo die Rechnungs-Operationen verrichten könne. Indeffen diefer Vortheil dauert nur fo lange, als *allgemeine Formeln* entwickelt werden, und findet nicht mehr Statt, wenn die Rechnung einen *befonderen Fall* angeht. Es ift freylich keine leichte Aufgabe, für den ftöchiometrifchen Calcul eine Bezeichnungsart der Gröfsen zu erfinden, bey welcher fich Bequemlichkeit im Schreiben, gefälliges Anfehen, Kürze und Beftimmtheit des Ausdrucks vereinbaren. Indeffen, wenn nicht mehr gefchehen kann: fo laffe man wenigftens alles weg, was der beftehenden mathematifchen Schreibart zuwider ift. Sollen die älteren chemikalifchen Zeichen abgefchafft, und durch die grofsen Anfangsbuchftaben der Lateinifchen Benennungen der Stoffe erfetzt werden: fo fteht der Stöchiometrie ein fehr leichtes Mittel zu Gebot, fowohl die kleineren Buchftaben hinter den gröfsern, wie in As, Bi, Cn, Mn u. d. g., als auch die angenommene Bezeichnung eines Multiplums durch einen Exponenten, wie in FeS^4, CoS^3, PbO^2 u. a. m. entbehrlich zu machen, und zwifchen ihrer und der Schreibart der Algebra jeden Zwiefpalt zu vermeiden. Diefe letzte hat den Gebrauch, die Buchftaben zu apoftrophiren, um anzudeuten, dafs fie verfchiedene Werthe haben. Auch theilt fie diefelben durch Commata ab, um anzuzeigen, dafs fie keine Producte, wie xyz, fondern blofs zufammengefetzte Functionen von mehr als einer Variablen find, wie f (x, y, z). Diefs könnte die Stöchiometrie nachahmen, und fürs Erfte ihre Zeichen für die bekannten Stoffe dadurch von einander unterfcheiden, dafs fie entweder Apoftrophe erhalten, wie A, A′, A″ u. f. w., oder folgende Marken bekommen B, B̊, Ḃ, B̈, B̄, B̀, B́, B̂, B̃, B̆ u. f. w., wodurch nun ein einziger Stabe zehn und mehr verfchiedene Stoffe (wenn fie mit einerley Anfangsbuchftaben da find) bezeichnen könnte. Fürs zweyte, um die Verbindung zweyer und mehrerer Stoffe, wie KO, LO u. f. w. von Producten zu unterfcheiden, würde das Comma zwifchen ihnen am dienlichften feyn. Oder will man hiezu, nach Mafsgabe der algebraifchen Schreibart fx, f′y, f (x, z) ingleichen dx, d^2x, d^3x, fx, ∬x u. f. w. lieber ein Vorfetzungzeichen einführen? Diefs würde weniger Gefälliges haben, als die vorhergenannte Methode. Endlich könnte man, um das Duplum, Triplum u. f. w. eines einelnen Stoffes in einer Verbindung zu bezeichnen, die Zahlencoefficienten 2, 3, 4 . . . gebrauchen, z. B. bey der Jodinfäure $_3O, I$, beym Zinkoxyd $_2O, C + Z_n, O$, welches am natürlichften feyn würde. Anftatt diefer Bezeichnungsart würde auch folgende bequem feyn, wenn man die Ziffer, welche jetzt oben rechterhand des Buchftaben fteht, ganz nach unten in die Zeile hinabrückte, wie beym Mangandeuteroxyd 2 (CO_2) $+ M_n, O_2$; eine Schreibart, welche in der Algebra öfter vorkommt, wiewohl fie hier keine Multipla bedeutet, fondern blofs eine Marke für eine gewiffe Beziehung derjenigen Gröfse ift, welcher fie angehängt wird. Auf diefe Weife würde es dem Stöchiometer unbenommen bleiben, bey feinen fymbolifchen Gröfsen alle Operationen des Calculs, welche in der Mefskunft chemifcher Elemente irgend einmal nöthig werden mögen, durch eben die Zeichen anzudeuten, deren fich der allgemeine Calcul bedient, und welche bey diefem, als einer vollendeten Wiffenfchaft, keiner Abänderung, zu Gunften einer eben aufkeimenden, mehr unterworfen feyn können.

Diefe Bemerkungen gehen übrigens nicht den Vf. des gegenwärtigen Lehrbuchs allein an, fondern jeden Gelehrten, welcher an der Ausbildung der Stöchiometrie thätigen Antheil nimmt. Rec. fchliefst mit dem Wunfche, dafs Hr. *B.* diefe freymüthigen Aufserungen über feine Schrift als einen Beweis anfehen möge, mit welcher Aufmerkfamkeit er fie gelefen, und wie fehr fie ihn von Anfang bis zu Ende angezogen. Möge fie recht viele Lefer finden, in welchen durch fie die Neigung zum Studium diefer Wiffenfchaft, und der gute Wille zu ihrer immer weiteren Beförderung angeregt werde!

K. N.

PHYSIK.

München, b. Lentner: *Verfuche und Beobachtungen zur näheren Kenntnifs der Zambonifchen trockenen Säule.* Eine öffentl. Vorlefung als Vorläuferin und Bruchftück einer gröfseren Arbeit, in d. Kgl. Akad. zu München gehalten am 28 März 1820, von *Julius Conrad von Yelin*, Dr., Ritter des Civil-Verdienft-Ordens der Kgl. Baierifchen Krone, Confervator des phyf. Cabinets, Mitgl. d. Akad. d. Wiff. u. f. w. Mit einer lithographifchen Zeichnung. 68 u. VIII S. 4. (8 gr.)

Das auf dem Titel angedeutete gröfsere Werk foll Alles, was bisher von dem Vf. felbft und von Anderen an der trockenen Säule beobachtet und in Hinficht auf die Theorie derfelben gefchloffen worden ift, enthalten, und wird alfo den Naturforfchern eine erwünfchte Überficht des Bekannten und zugleich manches Neue darbieten. Dafs auch das Letzte der Fall feyn werde, zeigt der Vf. unter Anderen, indem er hoffen läfst, dafs er eine neue trockene Säule ohne alles Metall darzuftellen im Stande feyn werde. Einige hier angeführte Verfuche zeigen ungefähr, worauf fich diefe Hoffnung gründet.

Die Abhandlung felbft befchäftigt fich mit eigenen Verfuchen an der Zambonifchen Säule. Der Vf. handelt zuerft von Verfuchen zu Beftimmung des Gefetzes der electrifchen Wirkung in der Entfernung. Bekanntlich fetzt *Coulomb* und nach ihm fetzen alle Franzöf. Phyfiker diefe Wirkung den Quadraten der Abftände umgekehrt proportio-

nal; *Simon* dagegen schliesst aus seinen Versuchen, dass sie den einfachen Abständen umgekehrt proportional sey, und *Oersiädt* glaubte in den von ihm angestellten Versuchen noch ein anderes, minder einfaches, Gesetz zu entdecken. *Parrot* glaubte *Coulombs* Gesetz an den Schwingungen des Pendels zwischen den Polen einer Zambonischen Säule bestätigt zu finden; aber Hr. *v. Y.* stimmt seinen theoretischen Schlüssen nicht ganz bey, und ist geneigt, *Parrots* Versuche eher als die *Simonsche* Meinung unterstützend anzusehen. (Diese Streitfrage, die Hr. *v. Y.* mit aller Bescheidenheit aufwirst, dürfen wir wohl hoffen, einmal näher mathematisch erörtert zu sehen.) Was die eigenen Versuche des Vfs. betrifft: so glaubt auch er in ihnen ein von beiden Gesetzen verschiedenes Gesetz der Anziehung und Abstossung zu entdecken, worin Rec. aber so schnell noch nicht einstimmen kann. Die Versuche sind angestellt theils mit einem horizontal liegenden, vollkommen leicht beweglichen, nach Art der Magnetnadeln aufgehängten Glasstäbchen, an dessen Ende sich eine vergoldete Glaskugel befand, die von den an den Endpuncten zweyer Zambonischer Säulen angebrachten Knöpfen angezogen und abgestossen wurde, theils mit dem Zambonischen Verticalpendel. Wir wollen hier nicht dabey verweilen, die Mittel anzuführen, deren Hr. *v. Y.* sich bediente, um die oscillirende Bewegung minder schwankend zu machen, sondern bemerken nur, dass jenes, in seinem Schwerpuncte unterstützte Glasstäbchen zwischen dem positiven Ende der einen und dem negativen Ende der anderen Säule oscillirte. Die Anzahl der Oscillationen in einer Minute wurde nun beobachtet, und so für verschiedene Abstände der anziehenden und abstossenden Puncte von einander die Oscillationszeiten bestimmt. Für diese Oscillationszeiten erhellt allerdings durch die vom Vf. angestellten Rechnungen sehr leicht, dass sie weder den Distanzen, noch ihren Quadratwurzeln proportional sind; aber dadurch scheint dem Rec. über das Gesetz der anziehenden und abstossenden Kräfte noch nicht so schnell entschieden zu seyn. Eine leichte Überlegung zeigt nämlich, dass die Voraussetzung einer anziehenden und abstossenden Kraft, die dem Quadrate der Distanzen umgekehrt proportional ist, auf eine sehr schwer integrable Formel für die Oscillationszeiten führt, dass alle diese schwerlich anders als durch eine unendliche Reihe können ausgedrückt werden, wenn auch das Gesetz der Kräfte jenes überaus einfache ist. Unstreitig werden die Physiker es dem Vf. sehr danken, dass er ihnen eine Reihe so gut unter sich stimmender Beobachtungen gegeben hat, aus denen jetzt ein Mathematiker das Gesetz der Kräfte wird ableiten können; aber das Gesetz selbst läfst sich nach unserer Überzeugung nicht so unmittelbar wie Hr. *v. Yu* es versucht, sondern erst durch Anwendung jener Formeln ableiten. Noch schwieriger scheinen die Bestimmungen bey dem Verticalpendel zu werden, wo ausser jenen Kräften auch die Schwere noch einwirkt.

Dieser Reihe von Versuchen folgen dann andere Versuche; welche erstlich eine mit höherer Temperatur zunehmende Thätigkeit der Säule, dabey aber einige Anomalien, deren Grund der Vf. nachweist, zeigen; zweytens die Abhängigkeit ihrer Thätigkeit von dem mehr oder minder feuchten Zustande der Atmosphäre bestätigen, so dass man mit Hülfe der Säule das Aufhören oder den Anfang einer nassen Witterung wohl auf zwey Tage voraus bestimmen kann; drittens den Einfluss der Electricität zeigen. Aus diesen letzten heben wir nur aus, dass der Vf. einigemal eine bedeutende Beschleunigung der Oscillationen bey Gewittern bemerkte, und dass die Versuche, welche mit zwey Säulen einzeln und dann mit beiden verbunden angestellt wurden, zeigten, dass die Anzahl der Oscillationen in 1 Min. im letzten Falle nahe übereinstimmte mit der Summe der Oscillationen im ersten Falle.

Endlich müssen wir auch noch über die Untersuchungen etwas sagen, welche der Vf. überschreibt: Gang der Säulen mit dem Gange der Luft-Electricität, des Barometers und der Magnetnadel. Hier werden zuerst *Schüblers* Untersuchungen, wonach die Perioden stärkerer und schwächerer atmosphärischer Electricität mit den täglichen Variationen des Barometers und der Magnetnadel genau gleichen Gang halten, mit rühmender Anerkennung erwähnt. Dann theilt der Vf. *Ramonds* Beobachtungen über die periodischen täglichen Änderungen des Barometerstandes in Paris, und über denselben Gegenstand eigene Beobachtungen für München mit. Die letzten, welche stündlich den ganzen Tag durch angestellt sind, zeigten schon in 7 Monaten sehr deutlich, dass in München die Maxima der Barometerstände auf 10 Uhr Morgens und 9 Uhr Abends, und die Minima zwischen 3 und 4 Uhr eintreffen; der Unterschied zwischen Maximum und Minimum beträgt etwa $\frac{1}{4}$ Linie. Der Vf. bemerkt, dass die Zeit des Minimum zu barometrischen Höhenmessungen am passendsten sey. Rec. erlaubt sich hiebey noch folgende Bemerkung. Bekanntlich ist die Differenz der Temperatur in verschiedenen Höhen nicht zu allen Tageszeiten gleich, sondern am grössesten kurz nach Mittag, wo die grössere Erhitzung vorzüglich im Sommer nur nahe an der Erdoberfläche statt findet, und am geringsten während der Nacht, wo sogar die höheren Luftschichten wärmer als die unteren seyn können. Etwa um 4 Uhr Nachmittags findet so ziemlich eine für die unteren Luftschichten gleichförmige Wärme, (vielleicht bis zu mehr als 100 Fuss Höhe) statt, und die Abnahme der Temperatur in grösseren Höhen ist dann am regelmässigsten. Sollte nicht hierin eher als in jenem Umstande das bessere Zusammenstimmen der barometrischen Messungen, die zu dieser Tageszeit angestellt worden, mit der wahren Höhe seinen Grund haben? — Da wir die Ursache jener täglichen periodischen Änderungen des Barometerstandes noch nicht recht kennen: so liesse sich allerdings auch ein Zusammenhang zwischen diesen und den eben erwähnten ungleichen Diffe-

renzen der Wärme denken; doch gesteht Rec., dass er eine Erklärung, wie diese Perioden mit den ungleichen Wärmedifferenzen zusammenhängen könnten, noch nicht übersieht.

In Rücksicht auf die Periodicität der Thätigkeit einer Säule, hat Hr. *v. Y.* Folgendes entdeckt: 1) Im Allgemeinen wächst vom Morgen bis Mittag die Thätigkeit der Säule und erreicht gegen 2 bis 3 Uhr ihr Maximum; dann sinkt sie bis gegen 9 oder 10 Uhr Abends, wo in der Regel sie etwas höher stehen bleibt, als sie am Morgen anfing. 2) Ihre Thätigkeit nimmt ab einige Tage vor dem Eintritte eines eigentlichen Regenwetters, und steigt, wenn nach feuchtem Wetter heitere Tage eintreten. 3) Ungeachtet jenes *im Ganzen* statt findenden Wachsens der Thätigkeit vom Morgen bis Mittag, und des Abnehmens bis Abends, bemerkt man eine Ungleichheit der Thätigkeit, die so wechselt, dass um 6 Uhr Morgen, um 9 bis 10 Uhr, gegen 12 Uhr, um 3 Uhr, um 9 bis 10 Uhr, gegen Mitternacht und um 3 Uhr Morg. Maxima eintreten, zwischen denen wieder schwächere Zustände statt finden.

Wir mussten bey der Anzeige dieser kleinen, aber reichhaltigen Schrift etwas länger, als es die Seitenzahl zu fodern scheint, verweilen, um das darin enthaltene Neue gehörig darzustellen, und das rühmliche Streben des Vfs., durch mühsame Versuche und Beobachtungen die Naturlehre mit wohlbegründeten Thatsachen zu bereichern, ins rechte Licht zu stellen. Möchte doch ein gleicher Eifer diejenigen Deutschen Physiker beleben, die auf unhaltbare Hypothesen stolz, den ächten Ruhm, durch sorgfältige Beobachtung *sichere Wahrheiten* aufgefunden und befestigt zu haben, gering zu schätzen scheinen.

i. e. e.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Wien*, b. Gerold: *Kritik der Albaneserin.* Von Dr. *Eduard Sommer.* 1820. 44 S. 8. (10 gr.)

Es kann unsere Absicht nicht seyn, über diese Kritik wieder eine Kritik zu schreiben, wozu wir nicht nur das beurtheilte Trauerspiel selbst, sondern auch die aufgestellten Grundsätze des Tragischen einer Prüfung unterwerfen müssten, was gewiss den Raum eines ganzen Buchs füllte; aber wir halten es für unsere Pflicht, nach Durchlesung dieser Schrift zu bezeugen, dass sie wohl verdient, von denen in Betrachtung gezogen zu werden, die ihr Nachdenken einem solchen Gegenstande widmen. Löblich ist es, und sicher die richtigste Methode, den Vf. eines Werks, das man so sorgfältig mustert, mit Achtung zu behandeln, und bey ihm dieselbe Begeisterung für die Kunst vorauszusetzen, mit der man selbst ans Werk geht. Auf diese Weise hat Hr. *S.* sich eben so sehr bemüht, in den Sinn und Geist des Dichters bey der Anlage seines Werks einzudringen, und das Wohlberechnete in der künstlichen Zusammenfügung desselben zu erkennen, als auch die Ursachen aufzufinden, warum die Albaneserin auf der Bühne (zu Wien) nicht die erwartete Wirkung hervorgebracht habe. Er macht hier mit Recht auf den grossen Unterschied einer blossen Lectüre, bey welcher die Phantasie das Nahe und Entfernte im Gange des Schicksals vollkommener verbindet, gegen eine wirkliche Darstellung, bey welcher das Gegenwärtige vorwiegt, im Voraus aufmerksam, und erwägt dann, was zur Erreichung des Zwecks auf beiden Wegen in der Begründung und Stellung der Charaktere gegen einander, und besonders im Gange des Stücks gegen das Ende noch erfoderlich seyn möchte. Vor allen hat der König das Schicksal gegen sich gereizt; aber nicht durch einen Schicksals*spruch* fällt die Macht desselben auf ihn, sondern weil er durch ungerechte Handlungen die Strafe verdient hat, so dass es hier gar keiner Entgegensetzung des heidnischen Orakels gegen die christliche Vorsehung bedarf. Demnach hätte aber auch, erinnert der Vf., die Macht des Schicksals vor allen den König erschütternder treffen sollen. In wie fern die übrigen Personen sich zum Tragischen und Zusammenwirken eignen oder nicht, darin besteht der letztere Theil der philosophischen Untersuchung, durch welche unseres Erachtens der Vf. genugsam kund giebt, dass er in den Sinn und Geist des Tragischen überhaupt wirklich eingedrungen ist. Nur hätte er, da die Schwere der Sache eine schwerverständliche Sprache noch nicht rechtfertigt, sich einer einfachen Schreibart befleissigen sollen. *Lessing, Goethe, Schlegel,* selbst *Collin* können ihm hierin zum Vorbilde dienen.

Bey dieser Gelegenheit können wir unsere Verwunderung nicht zurückhalten, dass sich noch keiner an eine *Theorie des Tragischen* gewagt hat, und jeder sich immer mit den Worten des Aristoteles herumplagt, die doch eine so verschiedene Auslegung zulassen. Dem Deutschen Scharfsinn darf man wohl zutrauen, dass er ohne alle Fesseln die Materie tiefer ergründen und sie bestimmter auffassen könne. Und hat man sorgfältig und nach allen Abstufungen untersucht, welche Grösse und Stärke des menschlichen Charakters und Willens dazu gehört, um mit dem Schicksal in Wechselwirkung zu treten: so wird man auch, ohne bey der Herleitung aus einerley Quelle stehen zu bleiben, das *Komische*, als dasjenige, was in den Elementen glücklicher Beschränktheit sich bewegend, die Freyheit des Menschen in ein *leichteres* Spiel mit *nähern* Einwirkungen setzt, vom Tragischen genauer zu sondern im Stande seyn.

T. Z.

Leipzig, b. Hartknoch: *Die Gestalt auf dem Grabmale.* Vielleicht Gespenstergeschichte. Von *F. Laun.* 1813. 262 S. 8. (1 Rthlr.)

Warum der Titel den Beysatz *Vielleicht Gespenstergeschichte* hat, ist Rec. nicht ganz klar; es kömmt auf denselben gar nichts an. Hrn. *Laun's* Darstellungs- und Erzählungsweise ist bekannt, und die Freunde derselben werden sich auch bey dieser Gespenstergeschichte vielleicht wohlbefinden. Die Begebenheiten haben in ihrer Verbindung viel Angenehmes.

12 X 57.

Berlin, b. Schmidts Wittwe u. Sohn: *Der einfältige Apotheker und das Förstersgänschen*, ein komischer Roman, dem eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt. Herausgegeben von *Julius von Voss.* 1820. 364 S. 8.

Bey diesem Buche ist dem talentvollen Vf. etwas begegnet, was sonst am allerwenigsten an ihn kommt, — er ist langweilig geworden, ungemein langweilig. Höchst unbedeutende Personagen, deren Thun, Treiben und Reden in einem wahrhaft entsetzlichen Detail dargelegt wird, werden in eine Intrigue verwickelt, die so plump ist, dass sie auch den Einfältigsten nicht erschrecken würde, und deren Lösung denn auch so erfolgt, wie es jeder vernünftige Mensch von vorn herein voraussehen muss. — Diess ist der Fluch der Vielschreiberey; und Rec. kann nicht umhin sein Bedauern darüber auszusprechen, dass das unverkennbare schöne Talent des Vfs. durch dieses Unheil verhindert wird, das Erfreuliche zu leisten, das es unter günstigeren Verhältnissen ohne Zweifel leisten würde.

Mg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg, b. Unzer: *Dramatische Novellen* von *Friedrich von Heyden*. Erster Theil. VIII u. 262 S. Zweyter Theil. VI u. 263 S. 1819. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Deutschland, wo so manches dichterische Talent verdirbt, theils, weil ein so sehr verschiedener, parteyisch herrschender Geschmack darauf nachtheilig wirkt, theils, weil es — besonders in Verhältniss zum verachteten Frankreich — zur freyen, völligen Entwickelung so gar wenig Ermunterung und Unterstützung findet, kann sich abermals ohne erworbenes Anrecht zu einem schönbegabten Dichter, und zwar in dem Vf. dieser Schauspiele Glück wünschen, der, mit voller Jugendkraft hervortretend, hier vorzüglich zum höheren Drama ein herrliches Talent verräth, das der Himmel in seinen Schutz nehmen und vor Abwegen bewahren möge. Wenn er seine Schauspiele dramatische Novellen nennt: so hat diess vielleicht seinen Grund darin, dass der Inhalt derselben zum Theil geschichtlich entlehnt und zugleich hie und da gegen die Form noch zu stoffartig vorherrscht; sonst vermissen wir hier nichts, was zu einem guten dramatischen Dichter gehört: eine schöpferische, bilderreiche Phantasie, eine anmuthig-kräftige Sprache, eine unmittelbare warme Theilnahme des Gefühls, eine geschickte Verknüpfung verschiedener persönlicher Verhältnisse, eine tiefe Auffassung und natürliche Entwickelung der Charaktere, so wie eine richtige Zeichnung in der Schilderung des Affects — alles das sehen wir hier in einem ziemlich hohen Grade vereinigt. Was dem Dichter noch am meisten zu wünschen wäre, das möchte ausser einer noch innigeren dramatischen Verschmelzung des Stoffes mehr Berücksichtigung der theatralischen Darstellung seyn. Denn höchst beklagenswerth wäre es doch, wenn auch dieses herrliche Talent, wie schon so manches andere, mit hoch strebender Phantasie für das Deutsche Theater verlohren gehen sollte. Auf der anderen Seite muss man aber auch wünschen, dass sich ein wirkliches Kunsttheater mit demselben in Verbindung setzen (mit Wünschen sowohl als pflichtmäsiger Erhaltung) und mit seinen Darstellungsmitteln der höheren Poesie auf halbem Wege entgegenkommen, den geistigen Foderungen sich mehr anschliessen, und so das Ideal immer mehr ins Leben hinableiten möchte. Schon wie diese Schauspiele jetzt sind, können sie auf der Bühne gegeben werden; aber sie würden noch mehr gewinnen, wenn eine Besprechung mit dem Dichter wegen kleiner Änderungen in theatralischer Hinsicht vorhergehen könnte.

Indem wir nun jedes einzelne Drama in Erwägung ziehen, wollen wir dem Vf. zugleich bemerken, was seinen theatralischen Producten zu einer reineren Vollendung und grösseren Wirkung noch zu fehlen scheint.

Das bedeutendste von allen ist wohl das erste: *Hass, Ritterpflicht und Liebe*, Schauspiel in drey Aufzügen, dessen Inhalt auf einen Vorfall zu Siena im 14 Jahrhundert sich gründet. Der *Hass* ist wirksam zwischen zwey Familien, von denen die unterdrückte sich nicht eher mit der anderen aussöhnen will, als bis sie diese beschämt zu ihren Füssen sieht, wobey die *Ritterpflicht* wieder zu einem edeln Wetteifer Gelegenheit giebt, bis die *Liebe* zur Erfüllung des Racheschwurs und zur Aussöhnung beider Familien führt. Erst nach langem Kampf überwindet sich der in Gefahr schwebende Ritter, die Hülfe seines Feindes, der seine Schwester liebt, anzunehmen, und erst, da dieser vor ihr niederkniet, glaubt er sich von seinem Schwur entbunden. Die verschiedensten Leidenschaften kommen durch diess anziehende Verhältniss in Regsamkeit, wobey der Dichter eine grosse Treue in der Auffassung und viel Gewandheit im Ausdruck offenbart. Bilderreich, zart und fein erinnert er an den Calderon, ohne die Zeichnung mit so blendenden Farben zu überladen; grosse Schönheiten treten bey ihm oft in grosser Gedrängtheit hervor, obgleich er sich doch auch zuweilen, besonders zu theatralischen Zwecken, zu sehr dem Strome der Rede überlässt. Die Worte entsprechen den inneren Empfindungen wohl, aber nicht immer den äusseren Verhältnissen der dramatischen Handlung; die Aufmerksamkeit wird zu sehr auf den Ausdruck hingeleitet, was freylich bey den schönsten Dramen unserer Literatur hie und da der Fall ist, was aber auch immer die Folge hat, dass der Affect nicht genug hervorbrechen und der wirklichen Darstellung die gehörige Regsamkeit und das rechte Leben geben kann. Beym Lesen ist das ein anderes: hier versetzen wir uns mehr in den inneren Zustand, ohne viel an Gestalt und Bewegung zu denken. Oft fehlt auch im Zusammenhange *denen* Worten, die gerade eine äussere Veränderung hervorbringen sollen, die angemessene Wichtigkeit, wobey jedoch ein guter Schauspieler leicht durch Erhebung und Beseelung des Tons nachhelfen und so den Verdacht

einer Willkühr im Fortschreiten der Handlung abwenden kann. Noch mehr ist zu tadeln, dass der Vf. *naive* Äusserungen nicht immer nach innerer Zweckmässigkeit in den Ton des Ganzen verschmolzen, oder nicht immer nach Beschaffenheit der Scene edel genug gehalten hat, wobey man wieder den Unterschied berücksichtigen muss, wenn etwas vor dem Publicum gesprochen oder etwas still gelesen wird. So möchte es doch wohl etwas auffallend klingen, wenn Angelika unmittelbar nach den schönsten, feyerlichsten Reden zu ihrem Bruder sagt: *heute warst recht wild du wieder.* Auch würde, wenn das Stück zur Darstellung kommen sollte, wohl im Anfang, wo sie Hühner und Tauben füttert, Manches, so schön es an sich ist, wegfallen müssen. Dergleichen giebt, wenn auch der Phantasie, doch nicht zugleich dem Auge ein rein anmuthiges Bild. — Bemerken müssen wir noch, dass der Dichter hier auch ein Paar komische Scenen eingemischt hat, die ihm dem Sinn und Geiste nach ebenfalls nicht übel gelungen sind.

Das zweyte Drama: *Magandola* oder die *Perle des Ganges* enthält ein indisches Mährchen, worin die Personen eine so ideale Allgemeinheit haben, dass die wohl überlegte, dramatisch gedachte und gedichtete, Verknüpfung ihrer Verhältnisse fast zu einer symbolischen Handlung wird voll tiefen Sinnes und richtiger Bedeutung. Ein in Kriegswuth ausgeartetes Geschlecht, das Glauben und Liebe verlohren, wird durch die Tochter der Göttin des Ganges, welche ein Bramin in der Einsamkeit erzog, wieder zu Brama (mit Hülfe desselben) zurückgeführt. Der Dichter hat hier schöne, zarte Phantasieen an Orientalische Gebräuche geknüpft, und nähert sich damit der Sakontala, obgleich die Sprache in dieser einfacher, und, wie sich leicht denken lässt, noch vaterländischer ist. Es ist hier so viel Liebliches und Sinnreiches, auch äusserlich, dem Geiste vorgezaubert, dass es das Theater mit der Darstellung wohl nicht leicht erreichen kann. Am besten könnte es noch zu einem Zauber-Drama mit Gesang verarbeitet werden; dann müssten aber die Worte, die jetzt die Musik ersetzen, derselben mehr Platz machen.

Der *zweyte* Theil beginnt mit einem Schauspiele in einem Aufzuge: *Das Feuer im Walde.* Der Hauptinhalt liegt in den Worten:

> Dieses Feuer,
> Von Enguerand, dem Vater selbst, gezündet,
> Führt ihn mit seinen Kindern in Hauteroche,
> Der eigenen zerstörten Burg, zusammen,
> Und was der Menschenwitz zu lösen sich
> Bereitet, löst Gott selbst.

Eine reiche Erfindung offenbart sich hier in der gegenseitigen Verknüpfung des Schicksals verschiedener Personen; aber in sofern das Wichtigste aus der Vergangenheit kommt und sein Licht durch Erzählung erhält, ist das geschichtliche Interesse des Stücks gegen das dramatische überwiegend, beides indess so anziehend, dass das Theater es damit immer dreist wagen kann. Mehr befremdend als überraschend scheint uns, wenn zuletzt auch der, welcher für ermordet gehalten wurde, lebend erkannt wird, was gleichsam *wider* das Stück läuft, indem die Ermordung ja erst das Wichtigste des Vorgangs hervorbrachte. Auch sollte der Vf., der hauptsächlich der gediegenen Sprache der Alten folgt, mehr auf den Unterschied derselben gegen die moderne Beweglichkeit sehen, wonach ein im vollen Gewitterregen Wandernder beym Eintritt in eine erhellte Burgruine den Nachfolgenden wohl nicht leicht mit solcher Umschreibung zurufen wird:

> Nicht eine Menschenwohnung ists, Sennora,
> Aus welcher *dieses Feuers milder Strahl*
> Den *pfadlos Irrenden* entgegen leuchtet.

Apelles, Schauspiel in zwey Aufzügen, zeichnet sich besonders durch eine erhabene Haltung in Sprache, Gedanken und Bildern und durch eine überaus edle Würde in den Charakteren aus. Wer einen Alexander, einen Apelles so darstellen kann, dem muss der Weg zu allen Heroen des höheren Dramas offen stehen. In Rücksicht der möglichen Darstellung erinnern wir bloss, dass die *harte* Prüfung, die Alexander mit Apelles anstellt, zu Scenen führt, die auf dem Theater fast gewöhnlich geworden sind, und dort die letzte Handlung, da er die Kampaspe wirklich giebt, für den Gehalt *innerer* Grösse vielleicht mit zu vielem theatralischen Pomp umgeben ist.

Es folgt der *Pilgrim*, ein romantisches Spiel in einem Aufzuge, welches schildert, wie ein Einsiedler nahe bey Jerusalem in einem irrenden Pilgrim seine untreu geglaubte Geliebte wiederfindet. Dieser Gegenstand kann in dramatischer Form nicht so viel Täuschung und Überraschung geben, wie in Balladen, worin er auch schon oft und mit vorzüglicher Schönheit behandelt ist. — Wenn die Liebenden an einem Liede sich erkennen, von dem sie sich einzelne Verse zusingen: so erinnert das zu sehr an die Auffindung Richards. — Diess abgerechnet ist die dramatische Einkleidung dichterisch und gefühlvoll und der Sache angemessen.

Den Beschluss macht der *Winterabend*, Schauspiel in einem Aufzuge, das wir, vielleicht mit einiger Abkürzung der letzten Erzählung, als ein *rührendes* Drama besonders zur Darstellung empfehlen. Der alte, auf seiner Burg verlassene Ritter, zu dem unverhofft die verstossenen, todtgeglaubten Kinder wiederkehren, ist ganz vorzüglich mit grosser Innigkeit geschildert. Unpassend scheint uns, obgleich charakteristisch, wenn bey der allgemeinen Rührung in der letzten Scene der Alte zu seinen Knappen noch drohend spricht:

> Nun, Buben, holt ihr einen, der Euch aufpasst.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass der Dichter auf dem betretenen Wege rüstig fortwandeln, seine Eigenthümlichkeit immer mehr entwickeln und von fremdartigem Einfluss frey erhalten, dann aber auch mit Deutscher Treue ein dankbares Vaterland finden möge.

T. Z.

Taschenbücher und Almanachs.

„Wenn der grosse Heereszug einer Literatur schon längst in aller Ordnung schweigend vorüber ist, finden sich noch einige Nachzügler hinterher, die das Land weit umher mehr mit Unruhe und Lärm erfüllen, als jener dichte gedrängte grosse Zug. — Manches glänzende Talent dieser Spätlinge würde den Vers nicht geahnet haben, den es mit Leichtigkeit ihm selbst unbewusst heute macht, wenn es im Zeitalter Gottscheds hätte anfangen müssen.“ Dieser Ausspruch eines neueren geistreichen Schriftstellers — der dabey freylich weiter umblickt — drängte sich dem Rec. unwillkührlich auf, als er nach dem Durchlesen einer Menge neuer Taschenbücher fragte, was denn nun eigentlich durch sie für die Kunst gewonnen sey. Im Verhältniss zu dem Aufwande von Mitteln, die dadurch grösseren Unternehmungen entzogen werden, gewiss so viel wie nichts; und was man immer zur Rechtfertigung dieser Lieblinge des Publicums vorbringen möge: es ist nur zu gewiss, dass sie dem Gedeihen der Kunst nicht allein indirect auf die angegebene Weise, sondern auch direct durch die Verplitterung der vorzüglicheren Talente schaden, während der Mittelmässigkeit ein weiter und nicht glanzloser Tummelplatz geboten wird. Und welche Masse des weniger als Mittelmässigen neben wenig Werthvollem und Dauerndem wird durch die fast alljährlich wachsende Zahl dieser „Lieblinge“ dem lesegierigen Publicum dargebracht! Wir wollen davon, was das Jahr 1821 betrifft, in möglichster Kürze Nachricht geben.

Leipzig, b. Gleditsch u. Wien, b. Gerold: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr* 1821. 441 S. 14 S. Musik. 10 Kupf. 1 Vignette. (1 Rthlr. 20 gr.)

Erzählungen heischt der Chorus der Leser und Leserinnen, und sie werden ihnen denn auch hier wie anderwärts in reicher Fülle geboten. Zuerst werde genannt *Houwald's Jacob Thau der Hofnarr*, ein schönes Bild der uneigennützigsten Liebe, das durch den tragischen Schluss erst seine volle Bedeutsamkeit erhält, und kein empfängliches Gemüth ungerührt lassen wird. *Owen Tudor* v. *A. v. Arnim* gut erfunden, in der Darstellung reich bedacht, fast überladen, die Vergangenheit an die Gegenwart knüpfend, aufs neue beweisend, was der hochbegabte Vf. leisten könnte, wenn er wollte. Der *gefundene Sohn* von *Fr. Treitzschke* entschädigt durch die recht ansprechende Auflösung für das Missbehagen, welches der in der Exposition sichtlich genommene Anlauf zum Komischen nicht uns allein veranlassen wird. Der talentvolle *Hoffmann* würde wohl schwerlich einen allerdings merkwürdigen Criminalfall zu einer romantischen Erzählung: *die Marquise de la Picardiere* verarbeitet haben, müsste nicht zur gesetzten Zeit ein Beytrag zu den lieben Taschenbüchern eingeliefert seyn. *Der Schwedenkeller* v. *Prätzel* laborirt eben so sehr an dürftiger Erfindung als oft ganz verfehlter Darstellung; was der Vf. für komisch hält, mag S. 95 das Gespräch des Helden — eines Knopfmachers — mit seiner Geliebten einer Gastwirthstochter darthun. Ihm giebt übrigens das Mährchen *Lolo und Muri* von *Laun* nichts nach, es wird langweilig, das Übelste, was einem Mährchen begegnen kann. Die *Gedichte* enthalten nichts, was man als Besonderes ausgezeichnet erwähnen könnte, als wie uns auch *Tieks Prolog zur Magelone* nicht erscheinen will; am höchsten scheinen *Rückert* und *Schefer*, am niedrigsten *R. Hoos* zu stehen. Die *Kupfer* meist recht wohl gerathen, besonders die Copieen nach *Quaglio* und eine Madonna mit dem Kinde aus der Giustinianischen Sammlung. Der Verleger will künftig lieber Copieen guter Blätter als Originalzeichnungen zu den Erzählungen geben, und thut daran ohne Zweifel sehr wohl.

Leipzig, b. Göschen u. Wien b. Gerold: *W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*, herausgegeben von *Friedrich Kind*. Auf das Jahr 1821. XII. 426 S. 14 S. Tanz. Musik u. Touren. 14 Kupf. 1 Vignette. 5 Umrisse. 4 Blätter Musik-Beylage. (1 Rthlr. 20 gr.)

Bilder aus der altgriechischen Hirtenwelt, ein dramatisches Idyll von *Geh*. Verlobung, Verheirathung und Tod des Grossvaters der Vermählten (den er selbst vorher tüchtig andeutet) bilden den Stoff dieser Bilder, die keine rechte Bedeutsamkeit gewinnen wollen; ächt isländisch ist's, dass der Grossvater zu dem werbenden Mykon sagt: Du bist ein guter Jüngling, deine Heerde ernährt dich. — *Der Liebe Wahn*, Erzählung von *Kind*, beruht auf einer sinnigen Idee und erfreut durch die gerundete Darstellung, die diesem Dichter so eigen ist. *Die lustigen Musikanten* von Grafen von *Loeben*, ein Schwank, geschickt in eine nicht genau bezeichnete Vergangenheit gerückt, und recht lustig zu lesen; aber von dem Vf. erwartet man billig Höheres. *Der Kirchgang* von *G. Schilling*, in der halb sentimentalen Gattung, der er sich neuerlich zugewendet, und die ihm nur selten so gut steht, wie die sprechende Malerey seines komischen Pinsels. In der *Unmöglichkeit* bemüht *L. Bruchmann* den Papst Pius IV nach Spanien, um einen verheiratheten Katholiken durch Scheidung zu seiner Geliebten zu verhelfen; — wohin wird sich nicht noch die Sucht nach origineller Erfindung verirren! Zu den *Gedichten* haben nicht weniger als 31 Poeten und Poetinnen beygesteuert. Das vorzüglichste darunter dürfte von *Fr. Kuhn* seyn; eine recht schöne Idee hat S. 226 unter *Langbeins* zu breiter Darstellung gelitten. Die Kupfer gehören mit Ausnahme von einigen landschaftlichen Ansichten aus Nordamerika — an denen der Vordergrund das Beste ist — und einer Nachlieferung zum Apian v. *Kind*, zu den Erzählungen und Gedichten dieses Jahrgangs; Zeichnung und Stich sind meist gut, aber nicht immer die darzustellenden Momente glücklich gewählt. Die Umrisse enthalten eine Charade; die Auflösung des Räthselalphabets im vorigen Jahrgange ist in Distichen gegeben.

Leipzig, b. Hinrichs: *Penelope*, Taschenbuch für das Jahr 1821. Herausgegeben von *Th. Hell.* 10ter Jahrgang. Mit 9 Kupfern. XVIII u. 374 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

An der Spitze des Büchleins findet sich eine biographische Skizze über die *Nonne Roswitha*, deren Portrait von *Fleischmann* schön gestochen das Titelkupfer bildet; darauf folgt eine kurze Erklärung des landschaftlichen ebenfalls sehr gelungenen Kupfers, die Gräber des Scaurus in Pompeji darstellend. Nicht weniger als neun Erzählungen werden uns geboten. Den *Birnbaum* von *Kind* könnte man ein Idyll nennen, wenn nicht die gar zu verbrauchte Maschine eines verleumdeten und verfolgten Grafen dazwischen knarrte. Das *Begräbniss* von *Houwald*, überaus zart empfunden und mit der schönen Einfachheit ausgeführt, die dieses Dichters Erzählung so gemüthlich macht. Der *Heimathlose* von *Prätzel*, eine originelle und tüchtig durchgeführte Idee; unstreitig das Vorzüglichste, was der Vf. zu den diessjährigen Taschenbüchern geliefert hat. Die *Freunde von Zerni* von *v. Miltitz* sind ächt poetisch; einer Sage sieht man es schon nach, dass man am Schlusse manches erfährt, was denn doch eigentlich niemand wissen kann. Dem *Handschuh* von *Gleich* kann das Lob glücklicher Erfindung und lebendiger Darstellung nicht versagt werden, während das *Beichtkind* von *Schilling* sich nur der letzteren erfreut. *Schön Eisi* von *Lebrün*, einem schweizerischen Volksliede nachgebildet, verleugnet auch in dieser Gestalt seinen ächt dichterischen Ursprung nicht. *Was seyn soll fügt sich wohl* von *M. Müller*, und *Geist und Gemüth* von *Agnes Franz* sind, um mit J. Paul zu sprechen, ein Paar recht liebe Geschichten. Von den Gedichten, die sich zur Prosa etwa wie 1 : 12 verhalten, ist nicht viel zu sagen. *Kinds Frühlingssturm* scheint uns ein glücklicher Wurf der Laune, und *H. Dörings neuer Heiliger* würde noch eindringlicher sprechen, wenn der Vf. sich die Nutzanwendung erspart, und sie dem Leser selbst überlassen hätte. Die sieben noch nicht erwähnten Kupfer, Scenen aus Schillers Glocke darstellend, sind die erste Lieferung einer Gallerie zu des Sängers kleineren Gedichten von *Ramberg*. Wohlgethan! Wir würden das letzte Blatt, wo die Glocke in die Lüfte aufschwebt, unbedingt als ein sehr gelungenes ansprechen, störte uns nicht das feiste Pfaffengesicht, das mit indolenter Behaglichkeit dreinschaut. Ein würdiges Priester-Antlitz wäre dem tüchtigen Meister gegenüber wohl mehr an seiner Stelle gewesen.

F.

Meissen, b. Gödschen: *Euphrasia*, Taschenbuch für gesellschaftliches Spiel und Vergnügen, von *Karl Fröhlich.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. (1820.) VIII u. 328 S. 12. (1 Rthlr.)

Die erste Ausgabe dieses für Unterhaltung und Fröhlichkeit, besonders beym Gastmahle und in Gesellschaften, bestimmten, und diesem Zwecke wohl entsprechenden Taschenbuchs ist bereits im vorigen Jahrgange dieser A. L. Z. No. 118 angezeigt worden. In dieser zweyten Auflage ist nicht bloss der Stil verbessert, und manche nöthige Erläuterung beygefügt worden, sondern die Beschreibung mancher Gesellschaftsspiele, manche räthselhafte Aufgaben, manche Kunststücke und Belustigungen gemischter Art sind neu hinzugekommen, auch Trinksprüche oder Toaste. Weggeblieben ist bloss die in der vorigen Auflage mit enthaltene Anweisung zum Kegelspiele, weil dasselbe nicht zu den eigentlichen Gesellschaftsspielen gehörte, und der Vf. zu einem, dieser Art Spielen besonders gewidmeten Taschenbuche Hoffnung macht. Wir sehen es für ein gutes Zeichen der Zeit an, wenn das Geld, das sonst den Fabriken von Spielkarten zugetragen wurde, auf den Ankauf solcher, das gesellschaftliche Beysammenseyn erheiternder Bücher verwendet wird.

M. G.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, i. d. Schüppelschen Buchh.: *Der Deutsche Don Juan.* Original Roman von *Adolph von Schaden.* 1820. X u. 405 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. sucht sich — wahrscheinlich im Gefühl poetischer Armuth — durch Darstellung von Wollust-Scenen ein Publicum zu verschaffen. *Pour sauver les dehors* behauptet er mit edler Dreistigkeit: bey Abfassung dieses Romans Absichten *reiner* und *edler Natur* gehabt zu haben, und entwickelt diess durch Sofismen nach welchen *Grecourt's* Schriften als Erbauungsbücher empfohlen werden könnten. Unbekümmert um das angedrohte Lächeln des Hn. *v. Schaden* bezeichnen wir seinen Roman als ein Product, vor welchem sich Jeder hüten möge, welchem Sitte noch etwas gilt.

Der Vf. deutet an, dass ihm die Censur „einige Auswüchse einer zu wilden Phantasie" gestrichen habe. — Dass sie das Product einer Behufs des Gelderwerbs schmutzig angeregten Phantasie nicht ganz zu unterdrücken versucht hat, ist ein betrübender Beweis dafür, dass man solche Schriften, die leider! nur zu schnell in Vieler Hände kommen und unverkennbar nachtheilig wirken, für weniger gefährlich als ungewaschene oder böswillige politische Raisonnements hält, welche nur unter ganz besonderen Conjuncturen auf die *Handlungen* der Menschen Einfluss gewinnen.

Mg.

Dresden, b. Arnold: *Die Braut*, ein romantisches Gemälde nach Walther Scott, von *W. A. Lindau.* 1820. Erster Th. 215 S. Zweyter Th. 184 S. Dritter Th. 203 S. 8. (2 Rthlr. 21 gr.)

Der allgemeine Charakter der Romane von W. Scott: die Begebenheiten seiner Helden durch geschichtliche Beziehungen in eine bestimmte Zeit hineingestellt und localisirt an uns vorbeygehen zu lassen, fehlt auch dem vorliegenden nicht, der im Anfange des 18ten Jahrhunderts in dem durch innere Unruhen aufgeregten Schottland spielt. Der Vf., welchem überdiess eine sichere Charakterzeichnung nicht fehlt, weiss durch solche Mittel viel auszurichten; und so fesseln denn auch diese beiden Bände, in welchen nur die Verwickelung gegeben ist, die Theilnahme des Lesers gar sehr. Einfache gediegene Darstellung nicht ohne den Reiz eines gewissen romantischen Anhauchs, äusserst glückliche Benutzung des Locals im weiteren Sinne, und Entfaltung der verschiedenartigsten Charaktere, die doch alle interessant, sind Vorzüge, denen man sich um so williger hingiebt, je seltener sie sich machen.

Die Bearbeitung des Hn. *Lindau* muss vorzüglich genannt werden; sie liest sich wie Original. Er verheisst in der Vorerinnerung demnächst desselben Vfs. berühmten Roman *Waverley* verdeutscht erscheinen zu lassen, welcher dankenswerthen Arbeit wir mit Vergnügen entgegensehen.

Mg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmann: *Theophrasti Characteres.* Ad optimorum librorum fidem recensuit, de notationum ingenio atque auctore exposuit, et perpetua adnotatione illustravit D. *Fridericus Astius*, Saxo-Gothanus. 1816. XLVIII u. 272 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Dieser zweckmäfsigen neuen Ausgabe der Charakterschilderungen des Theophrast ist zuerst eine Einleitung vorausgesandt, die in 2 Theile zerfällt. In dem ersten handelt der Herausg. von der Beschaffenheit und dem Ursprunge der Schilderungen (S. 3—32). Er erklärt sich gegen die jetzt vorherrschende, von *Schneider* und anderen angenommene Meinung, dafs das Buch in seiner jetzigen Gestalt blofs ein Auszug aus einem gröfseren Werke des Theophrast sey. Um diese Meinung zu widerlegen, sucht er zu beweisen, dafs der Stil in seiner Kürze und Einfachheit, und die Schilderungen selbst in ihrer Wahrheit und Reinheit ganz ihrem Zwecke entsprechen, man müsse diesen nur nicht in eine philosophische oder rednerische, sondern in eine mimische Darstellung setzen. Dieses, dafs wir hier eine mimische Schrift vor uns haben, ist der Haupt- und Lieblings-Gedanke des Herausg., dessen weitere Entwickelung in dem Buche selbst nachgesehen werden mufs. Rec. seiner Seits kann von der Meinung, hier blofs einen Auszug vor sich zu sehen, noch nicht abgehen, wie er unten noch zu bemerken Gelegenheit haben wird. Hier erinnert er nur, dafs der Herausg. in der Aufzählung der Schönheiten der Schrift zuweilen gar zu freygebig gewesen zu seyn scheint, wodurch er auch einmal mit sich selbst in Widerspruch gerathen ist. Denn S. 19 der Vorerinnerungen rühmt er uns vorzüglich die Stelle Cap. 4: „*ubi rusticus dicitur ante Archiae salsamentarii officinam transiens salsamenta emere et a brachio pendentia domum referre; hic, ut rusticum tui temporis videas, solum Archiae nomen mutandum tibi erit.*" Und doch hat er uns diese vorgeblich ausgezeichnete Schönheit selbst entzogen, indem er blofs geschrieben hat, *καὶ τῆς αὐτῆς ὁδοῦ [παριὼν] κομίσασθαι παρ' Ἀρχίου τοῦ ταρίχους* mit Auslassung der Worte *ἀπὸ τοῦ βραχίονος*, die er im Commentar S. 77 für eine Glosse erklärt, weil „*rusticitas non in eo cernitur, quod rusticus ipse salsamenta e brachio pendentia portat, sed in hoc, quod ante Archiae salsamentarii officinam transiens facere non potest, quin salsamenta emat emtaque secum auferat.*" Nur Schade, dafs sich dieses mit den Worten der Einleitung nicht vereinigen läfst! In dem 2 Theile dieser Einleitung werden die Ausgaben der Charaktere nach 4 Zeitaltern zweckmäfsig aufgezählt. Es folgt der Griechische Text selbst, unter welchem diejenigen Lesarten und Vermuthungen, die dem Herausg. einer vorzüglichen Beachtung würdig und vielleicht richtig zu seyn schienen, kurz angegeben sind. Über seine Art, den Text zu behandeln, erklärt sich Hr. *A.* in der Vorrede dahin, er habe, frey von der Kühnheit, womit *Schneider* und andere ihre von den handschriftlichen Lesarten weit abweichenden Vermuthungen in den Text aufgenommen hätten, eine neue Recension des Textes liefern wollen, die sich so genau als möglich an die Handschriften hielte, ohne jedoch in entschieden verdorbenen Stellen ängstlich an dem Alten zu kleben, wie es *Fischer* gethan habe. Diesen Plan hat er nach der Ansicht des Rec. im Ganzen lobenswerth durchgeführt, ohne jedoch die eine der beiden Klippen, vor welchen er warnt, ganz zu vermeiden. Zu loben ist zunächst, dafs die alte Anordnung der Charaktere, die von *Schneider* aus dem Bestreben, das Gleichmäfsige mehr nebeneinander zu stellen, verändert worden war, zur Vermeidung der Verwirrung in den Anführungen zurückgerufen worden ist. Zu wünschen wäre aber, dafs der Herausg. den Fehler, den er in der Stellung des Ganzen vermieden hat, nicht bey einzelnen Gedanken sich auf eine Weise hätte zu Schulden kommen lassen, wodurch alle Regeln einer gesunden Kritik umgestofsen, und der Willkühr Thüre und Thor geöffnet wird. Gar nicht selten nämlich sind ein oder mehrere Gedanken aus einer Schilderung herausgerissen und in eine andere eingeschoben. So sind die Worte *καὶ τοὺς ὅρους δὲ ἐπισκοπεῖσθαι ὁσημέραι, εἰ διαμένουσιν οἱ αὐτοί* Cap. 10 mit Haken bezeichnet, dagegen Cap. 18 ganz willkührlich, und selbst ohne den Leser durch ein Zeichen auf diese Willkühr aufmerksam zu machen, nach *ὕπνου τυγχάνειν* eingefügt. Auf dieselbe Weise sind die Worte *καὶ εἰς ὀρνιθοσκόπου — τῷ οἰναχόῳ* von Cap. 19 nach Cap. 11 verpflanzt, und dergleichen Dinge sind noch öfter geschehen. Hätte der Herausg. solche Zusätze, die ihm zu dem Hauptinhalt des Capitels nach der strengen Logik nicht zu passen schienen, für das Machwerk irgend eines Gelehrten erklärt, der in sein Exemplar ähnliche Fälle eintrug, aber nicht immer den passendsten Ort dazu wählte, weil er den Hauptgedanken falsch auffafste; wären demnach dergle-

chen Stellen als verdächtig bezeichnet worden: so liesse sich wenigstens die Möglichkeit einer solchen Verfälschung des Textes zeigen, um so mehr, wenn man von den Zusätzen der Pfälzer Handschrift dieselbe Ansicht hat wie der Herausg. Aber wie in aller Welt soll es zugegangen seyn, dass Abschreiber, indem sie ein Capitel schrieben, plötzlich einige Blätter überschlugen, um 2 Zeilen aus einem anderen Capitel herzunehmen, dann regelmässig fortfuhren, und wenn sie zu jener späteren Stelle kamen, auch wohl eingedenk, dass sie diesen Satz schon einige Seiten früher geschrieben hätten, ihn jetzt wegliessen? Oder sollen dieses etwa Gelehrte gethan haben, welche glaubten, dass solche Stellen an einen anderen Ort gehörten? Aber wenn dieses der Fall ist, wenn diese Stellen so verführerisch sind, dass sie einen alten Gelehrten, der sonst gar nicht so mit dem Text umzuspringen pflegt, wie unsere Kritiker, zu Versetzungen verleiten konnten: so müssen sie doch wohl für ihren neuen Ort mindestens eben so passend seyn, als für den alten, wo sie vor jenem Gelehrten standen, und in welchen Hr. *Ast* sie jetzt zurückgebracht zu haben glaubt? Sind wir aber erst zu dieser Annahme gelangt, dann werden wir die alten Grammatiker, denen man gern alle Schuld aufbürden möchte, ganz fahren lassen, und entweder die Möglichkeit, dass wir selbst den Zusammenhang falsch auffassen können, gelten lassen (worauf schon der Umstand führen muss, dass dasjenige Stück, welches unser Herausg. von Cap. 19 nach 11 versetzt, anderen Gelehrten zu Cap. 14 zu gehören scheint); oder wir werden annehmen, dass der Vf. selbst, der sich schon in seinen Definitionen nicht immer als scharfer Denker zeigt, wegen des Mangels an schärfer Begrenzung der Begriffe manchen Beyspielen nicht die richtigste Stelle angewiesen hat. Wo aber dieses nicht ausreicht, wie bey dem Schluss des 5ten Cap. *καὶ πλειστάκις δέ* an, da werden wir, wie andere neue Kritiker gethan haben, eine Lücke annehmen müssen, und nicht wieder von Cap. 5 nach Cap. 21 springen. Wenn wir hierin das Verfahren des Herausg. gänzlich missbilligen müssen: so können wir ihm auch in seiner Ansicht über die Pfälzer (Vatikanische) Handschrift, die zunächst in Betrachtung kommt, nicht beypflichten. Hr. *Ast* nämlich erklärt die Zusätze, welche diese Handschrift liefert, für das Werk eines Interpolators. Dagegen aber spricht erstens, dass die Handschrift, aus der sie entlehnt sind, sich in anderen Stellen als vorzüglich bewährt, da sie allein unter allen, auch nach Hn. *Ast's* Urtheil, den ursprünglichen Text, oder doch die deutlichsten Spuren desselben aufbehalten hat. So Cap 26 in *προαιρεῖσθαι* (*προσαιρεῖσθαι*), *ἢ τούτους δεῖ ἢ ἡμᾶς οἰκεῖν τὴν πόλιν*, *καὶ τὸ ἱμάτιον ἀναβεβλημένος*, Cap. 27 in *λέγων* u. s. w. Dieselbe Handschrift ergänzt ferner den gewöhnlichen Text da, wo entschieden Etwas ausgefallen seyn muss. So Cap. 18 nach *μάλιστα μὲν μὴ δοῦναι*, Cap. 24 nach *ὅταν δὲ αὐτῷ δέξῃ* u. A. Ferner hat schon *Schneider* im Allgemeinen erinnert, dass unter den Zusätzen der Pfälzer Handschrift mehrere sind, in welchen auf sonst unbekannte und dabey offenbar alte Gebräuche angespielt wird, deren Kenntniss also dem ersten besten Grammatiker nicht füglich zugeschrieben werden kann. So Cap. 16, 20, 27. Fragt man nun aber, woher es komme, dass diese Zusätze in anderen Handschriften fehlen: so kehren wir zu der Ansicht zurück, dass von einem grösseren Werke des Theophrast verschiedene, bald längere, bald kürzere, Auszüge gemacht worden sind. Ohne uns jedoch hiebey länger aufzuhalten, wenden wir uns zu dem Einzelnen. Hier würde nun zunächst, sofern der Pfälzer Handschrift ein grösseres Ansehen beyzulegen seyn sollte, als der Herausg. gethan hat, manche Stelle etwas anders zu lesen seyn. Aber auch, wo der Werth jener Handschrift nicht in Betrachtung kommt, können wir nicht immer dem Urtheil des Herausg. beytreten. Wenn z. B. Cap. 7 die Handschriften statt *ἀποκναίσῃ* das aus *ἀπογυιώσῃ* verderbte *ἀπογυμνώσῃ* darbieten, wie kann man da annehmen, dass das seltene Verbum *ἀπογυιοῦν* durch das häufig vorkommende *ἀποκναίειν* erklärt worden sey, da die entgegengesetzte Annahme viel näher liegt? Besonders aber hat sich der Herausg. nicht selten zu kühne Änderungen erlaubt. So steht Cap. 18 in den Handschriften *κοιλιούχιον* st. *κυλιούχιον*. Viele Gelehrten bemerkten schon, dass ein Wort, das den Sinn von *κυλικεῖον* habe, hier gestanden haben dürfte; aber keiner, selbst diejenigen nicht, über deren Kühnheit Hr. *A.* in der Vorrede klagt, wagten *κυλικεῖον* aufzunehmen, da dieses zu weit abliegt, sondern sie begnügten sich mit Muthmassungen, wie *κυλικούχιον* u. dgl.; Hr. *A.* hingegen scheuet sich nicht *κυλικεῖον* in den Text zu setzen. Cap. 21 (nach dem Herausg., oder Cap. 5 gewöhnlich) ist die Veränderung von *ὅταν ᾖ ἡ θέα* in *οὗ ἂν ᾖ ἡ θέα* freylich gering; nur musste dessbalb nicht zugleich *πλησίον* herausgeworfen werden. (*Er will im Theater da sitzen, wo es ihm möglich ist, in der Nähe der Feldherrn zuzusehen.*) Auch war durchaus kein hinreichender Grund da, an der Echtheit der Worte *ἐκ τοῦ δήμου*, Cap. 22, zu zweifeln. Dagegen, wenn man Cap. 8 in den Handschriften geschrieben sieht, *πάντα συμφωνεῖν· ταῦτα* (*ταὐτὰ*) *λέγειν*, wer möchte nicht da lieber die letzten Worte für eine Erklärung des *συμφωνεῖν* halten, als durch Einschiebung eines *γάρ* mit einigen Handschriften die Kürze des Stils vernichten? Die Muthmassungen des Herausg. sind oft scharfsinnig und treffend; aber zuweilen wäre auch eine nähere Begründung zu wünschen, wie bey dem statt *ὤσαντι* Cap. 15 vorgeschlagenen *χρώσαντι*, wo bewiesen werden musste, dass *χρώσαι* auch in der gewöhnlichen Sprache für *foedare*, *contaminare* gebraucht wird. Die schwächste Seite des Buches ist die grammatische. Diess erhellt daraus, wenn Cap. 21 statt *πηδήσεται*, wie die Handschrift richtig hat, die Muthmassung von *Koray* *πηδήσει* gebilligt, und Cap. 27 *ᾄσοντας* vermuthet wird, da der Herausg. schon aus *Buttmanns* Grammatik wissen musste, dass das gewöhnliche Futurum dieses

Verba κηδήσομαι u. ἄσομαι heifst. Dahin gehört ferner, wenn Cap. 21 ἀπαγγείλῃ in ἀπαγγέλλῃ verändert, dabey jedoch ὅπως ἂν ἀπαγγείλῃ mehr gebilligt, und Cap. 27 καλλιστεύσει vorgeschlagen wird; alles unstreitig dem Kanon des Dawes über die Construction von ὅπως zu Liebe, der nun so vielfach und gründlich widerlegt ist, dass es endlich wohl einmal Zeit wäre, ihn zu vergessen. Wo nicht einer Änderung, so doch wenigstens einer Rüge bedurfte, hingegen ἀποδράσῃ Cap. 18. Vgl. *Lobeck* zu Phrynichus S. 737 fg. Wie denn auch sonst auf den Unterschied der Sprache des Theophrast von der Attischen hätte aufmerksam gemacht werden sollen, z. B. bey εἰδῆσαι S. 3. Bey solchen entschiedenen Abweichungen von dem Attischen Stil kann es nicht gebilligt werden, wenn der Herausg. anderwärts die Attischen Formen hergestellt hat, z. B. in πανδοκεῦσαι Cap. 6. Vgl. *Lobeck* a. a. O. S. 307. Wir fügen noch einige andere grammatische Bemerkungen bey, um den würdigen Herausg. zu grösserer Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Bearbeitung zu veranlassen. Cap. 2. S. 6 steht δυεῖν ἡμερῶν. Diess bedarf näherer Begründung, da zwar δύο ἡμέραι, aber nicht δυεῖν ἡμερῶν genügend gerechtfertigt ist. Vgl. *Buttmann* ausführliche Sprachlehre S. 282 **). Seltsam ist es uns vorgekommen, dass der Herausg. zu Cap. 6 (S. 91 des Commentars) zweifelt, ob λοιδορεῖσθαι in activer Bedeutung gebraucht werden könne, wovon er sich aus jedem guten Wörterbuche und aus dem bekannten Werke *de verbis mediis* zur Genüge überzeugen konnte. In demselben Capitel S. 9 u. Cap. 28. S. 34 ist χαλκούς falsch accentuirt statt χαλκοῦς. (Derselbe Fehler bey *Schneider*.) Zu Cap. 12 wird im Commentar S. 123 dieser Unterschied zwischen ἐντυγχάνειν und ἐπιτυγχάνειν aufgestellt, dass erstes heisse *forte fortuna incidere, obviam fieri, occurrere*, letztes *aliquem adire et quasi adoriri*; ein Unterschied, den die Art der Zusammensetzung selbst nicht begünstigt (zumal wenn man an ἐπιγίγνεσθαι, ἐπιφαίνεσθαι u. dgl. sich erinnert), und dessen Nichtigkeit sich aus Xenophons Schriften (s. das Wörterbuch von *Sturz*) zur Genüge darthun lässt, wie denn der Herausg. selbst Cap. 29 (Comment. S. 247) ἐντυγχάνειν für ἐπιτυγχάνειν gesetzt findet. Cap. 13. Anmerk. S. 130 findet der Herausg. in ὅπως μὴ δώσῃ einen *doppelten* Solöcismus. Einer ist wohl darin enthalten, wegen der Form des Wortes, aber ein doppelter keineswegs, da der Conjunctiv sowohl an sich, vermöge eines halben Überganges in die *oratio recta*, als auch nach ὅπως μή, da der Dawesische Kanon, wie oben bemerkt, nichtig ist, ohne Bedenken hier stehen konnte. Cap. 14. Anm. S. 137 wird ἔζειν τῆς γῆς erklärt durch *terram suaviter olere (int. ex pluvia) s. fragrare herbis*, was Griechisch heissen müsste ὄζειν τὴν γῆν (ὑγ. ὑετοῦ ἢ φυτῶν). Cap. 16 in ἕως διεξέλθῃ τις ist ἂν wider die Handschriften beygefügt worden, und im Commentar dazu bemerkt: „*quod salvis linguae legibus abesse nequit.*" Dass es nach πρίν, ἕως, μέχρι und dergleichen Partikeln füglich fehlen könne, haben zur Genüge gezeigt *Poppo Observatt. crit.* S. 143 und kürzlich *Lobeck* zu *Phrynich.* S. 14 ff. S. 151 ist aus der Pfälzer Handschrift und der *Schneiderschen* Ausgabe die Lesart παιδῶν angeführt, ohne dass der falsche Accent gerügt worden wäre. Mit demselben falschen Accent steht das Wort S. 176, Cap. 17. Anm. S. 157 ist statt οὐδέποτε geschrieben worden οὐδεπώποτε, weil dieses gern mit Praeteritis verbunden werde. Aber obgleich οὐδεπώποτε seinem Begriffe nach nicht bey dem Futurum stehen kann: so kann doch umgekehrt οὐδέποτε füglich auch zu vergangenen Zeiten gesetzt werden, so wie wir Deutschen nicht bloss sagen können *er hat dieses noch niemals gethan*, sondern auch *er hat dieses niemals gethan*, welches letztere eher stärker als schwächer ist als das erste. S. auch hier vor allen *Lobeck* zu Phrynichus S. 358. Cap. 22. S. 196 der Anmerk. ist statt προσιδόμενος geschrieben worden προϊδόμενος. Ohne Grund. Vergl. die Wörterbücher und Thucyd. IV, 64. S. 206 heisst es: „Προσῄει *Atticorum more etiam pro praesente haberi potest.*" Was ist diess für ein seltsamer Gebrauch der Attiker, das Imperfect statt des Präsens zu setzen? S. 252 war φυλάττειν nicht sowohl durch *cavere, arcere, prohibere*, als durch *observare* zu erklären, wie man sagt φυλάττειν νύκτα, ἄνεμον u. dergl. statt τηρεῖν. Anderes von dieser Art ist zwar richtig bemerkt, aber die Erläuterung ist zu dürftig. So heisst es bey προστάς S. 121 mit den Worten *Schneiders*: „Προστάς est a προΐσταμαι, *omissa una littera, quod et Latini faciunt in compositis verbis.*" Hier musste der Streit, der über die Schreibart solcher Wörter geführt worden ist, sey es auch nur durch eine einzige Verweisung, z.B. auf *Schäfer* zu Gregorius Corinthius S. 681, angedeutet werden. Was aber in grammatischer Hinsicht mangelhaft ist, das ersetzt der Werth der antiquarischen Anmerkungen, unter welchen vorzüglich die hier wieder abgedruckten Noten von *Casaubonus* bekanntlich sehr viel Schätzbares enthalten. Der Lateinische Ausdruck des Buches ist rein und überhaupt lobenswerth, einige kleine Flecken abgerechnet, z. B. das berüchtigte *nuspiam* S. 160, wie denn auch *Schneider* und *Koray*, die in keiner amtlichen Verbindung stehen, schwerlich mit Recht *duumviri* genannt sind Vorr. V., und das oft gebrauchte *quodcontra* nicht Aller Beyfall erlangen dürfte. Papier und Druck sind gut. Bedeutende Druckfehler haben wir ausser den schon verzeichneten nicht bemerkt, abgerechnet, dass Cap. 28. S. 34 noch ἁρπάζουσι steht, da doch aus dem Commentar erhellt, dass der Herausg. συναρπάζουσι gedruckt wissen wollte.

* o * o.

PHILOLOGIE.

Basel, b. Schweighäuser: *Lateinisches Lesebuch*, nach den Theilen der Formenlehre geordnet zur Einübung der Declinationen und Conjugationen von *Rudolf Hanhart*, Rector des Gymnasiums in Basel. Ersten Theiles erster Cursus. 1819. VIII u. 96 S. Text, und 92 S. Wörterbuch. 8. (12 gr.)

Der verdiente Vf. ist bey der Ausarbeitung dieses

zweckmäsigen Elementarbuchs von den zwey sehr richtigen Grundsätzen ausgegangen, dass, da jetzt auf Schulen so vielerley gelernt würde, dahin gesehen werden müsse, die Lesebücher so einzurichten, dass bey ihrer Benutzung Zeit erspart, und den Lernenden Alles auf eine zweckmäsige Weise möglichst erleichtert werde. Hr. *H.* theilt das einstimmige Urtheil erfahrener Schulmänner: „es sey nicht wohlgethan, die Anfänger Jahre lang einzig mit dem Memoriren der Lateinischen Declinationen und Conjugationen und einzelner Vocabeln zu beschäftigen; auf den ersten Gang durch die Grammatik müsse die Einübung der Formen nach festen Grundsätzen in einer natürlichen Ordnung folgen." „Meine Erfahrungen, fährt er fort, leiteten mich, wie so viele Andere, auch auf diesen Weg. Nur glaubte ich noch einen Schritt weiter gehen zu müssen. Bey der Einübung der ersten Declination liess ich keine Form aus den folgenden, bey den Beyspielen über die zweyte, keine aus der dritten zu, u. s. w. Hingegen wurde darauf Bedacht genommen, bey der ausschliesslichen Einübung der Formen aus der zweyten, dritten Declination u. s. w., die früher eingeübten mit diesen in Verbindung zu setzen, nicht nur der Wiederholung, sondern auch der Vergleichung wegen, wodurch wir erst diese Übungen, die sonst nur Gedächtnisswerk sind, zur Weckung aller Geisteskräfte benutzen, und ihnen jenen höheren Werth verleihen können, dessen Beachtung die grösste Beruhigung gewährt, wenn man etwa durch die Frage, wozu das Latein diene, angefochten wird."

Das Wortregister hat der Vf. nicht alphabetisch eingerichtet, weil das Aufschlagen der Vocabeln für einen Schüler von acht Jahren eine sehr grosse Mühe sey; diess ist indess wohl nicht so sehr der Fall, zumal in einem so beschränkten Lexicon; wenigstens wird es dem Schüler, welcher, was so häufig vorkommt, diese oder jene Vocabel wieder vergessen hat, bey weitem mehr Mühe kosten, sie bey der vom Vf. befolgten Ordnung wieder aufzufinden.

Die gelieferten Lesestücke sind zwar, wie es nicht anders seyn konnte, von der ganz gewöhnlichen Art, Hr. *H.* hat sich aber doch überall sichtbare Mühe gegeben, den Stoff so lehrreich als möglich zu machen.

P. K.

Lemgo, b. Meyer: *Historisch-mythologisch-geographisches Wörterbuch über den Horaz.* Von *J. S. G. Holzapfel*, Pastor zu St. Nicolai in Lemgo. 1819. 32 S. 8. (8 gr.)

Was andere Erklärer des Horaz mit in ihre Anmerkungen aufgenommen haben, wird hier, nach dem Plane, welchen der verstorbene *Borheck* bey seiner Ausgabe des Dichters befolgte, in einem Wörterbuche gegeben (es wird von der Verlagshandlung auch einzeln überlassen). Statt dass Hr. H. in der kurzen Vorrede die Werke angiebt, welche er bey seiner Arbeit benutzt hat, wäre es zweckmäsiger gewesen, über den Plan, nach welchem er gearbeitet, etwas zu sagen; denn der muss bey der besonderen Rucksicht auf einen einzelnen Schriftsteller ein anderer seyn, als bey der Abfassung eines allgemeinen Wörterbuchs über jedes einzelne der hier behandelten Fächer. Diese Rücksicht hat der Vf., so viel wir bemerkt zu haben glauben, nicht überall gehörig genommen. So kann der Leser (wie ihn *Borheck* bey seiner Ausgabe besonders vor Augen hatte), das, was Hr. *H.* über Achilles z. B. sagt (es ist weiter nichts, als wie man versucht habe, ihn durch Frauenkleidung vor der Theilnahme an dem Trojanischen Kriege zu sichern), nicht gebrauchen, um einzusehen, was der Dichter unter *gravis Pelidae stomachus* (Od. I, 6.) versteht; bey *Numantia* ist es nicht so nöthig zu wissen, dass es eine Stadt in Spanien gewesen sey, als warum sie *fera* (Od. II, 12.) genannt wird. Der Vf. kann sagen, dass der Rec. nur einzelne Artikel heraushebe, und das Ganze vielleicht nicht aufmerksam durchgelesen habe; darin hat er Recht; aber eben so wahr ist es, dass bey so allgemein bekannten Dingen, als hier behandelt worden, wo das was? nicht in Betracht kommen kann, auch die geringste Vernachlässigung des wie? gerügt werden muss; und aus dieser Rücksicht verdient es auch Tadel, dass der Vf. zuweilen nicht zur Sache Gehöriges aufgenommen hat, z. B. dass dem Socrates sein Weib Xanthippe viel zu schaffen machte.

P. K.

NEUE AUFLAGEN.

Heidelberg, b. Groos: *Anleitung, wie man in freyen Wäldern Roth-, Dam- und Rehwild, in Anzahl, auf die sicherste Weise in gewissen Waldgegenden ohne Schaden für diese und für den Landmann, in gesundem Zustand und bey guter Vermehrung, erhalten kann.* Von *C. F. Graf von Sponeck*, Doctor der Philosophie, Grosherzogl. Badischem Oberforstrath u. s. w. Neue Auflage. 1819. VIII u. 156 S. 8. (16 gr.) Dieses Buch verdient alle Empfehlung.

Stuttgart, b. Löflund: *Fabeln und Erzählungen für gute Kinder* von *Pfeffel, Tiedge, Meisner, Gellert, Weisse* und Anderen. Mit 4 Kupfern. Dritte Ausgabe. 1820. 208 S. 8. (20 gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1806. No. 128.

Leipzig b. Barth: *Handbuch der populären Chemie zum Gebrauch bey Vorlesungen und Selbstbelehrung bestimmt* von Dr. *Ferdinand Wurzer*, Kurhessischem Hofrathe und Ritter des gold. Löwenordens, ord. Professor der Medicin und Chirurgie zu Marburg u. s. w. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. 1820. XVIII u. 446 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) S. d. Rec. von diesem nützlichen und empfehlungswerthen Werke Jahrg. 1814. No. 178.

Stuttgart, b. Löflund: *Der kleine Zauberer oder Anweisung zu leichten und belustigenden Kunststücken aus der natürlichen Magie. Für Kinder und Nichtkinder.* Zweyte Ausgabe. 1819. XVI u. 144 S. 8. (9 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Stuttgart, in der Würtemberg. Societätsdruckerey, und Leipzig in Commission b. Hartmann: *Cornelii Nepotis, quae exstant*, cum selectis superiorum interpretum suisque animadversionibus edidit *Augustinus van Staveren*. Editio nova auctior, curante *Guilielmo Henrico Bardili*, AA. LL. M. Ecclesiae Uracensis Diacono. Accedunt Cornelii Nepotis Fragmenta Guelpherbytana cum *Jac. Frid. Heusingeri* Defensionibus omniumque vocabulorum ac rerum index *Bosianus* multo quam antea plenior et emendatior. 1820. Tom. I. CXVII u. 562 S. Tom. II. 704 S. gr. 8. (Subscr. Pr. auf Schreibp. 6 Rthlr. 20 gr. auf Druckp. 4 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *T. Livii Patavini Historiarum ab V. C. libri, qui supersunt, omnes*, cum notis integris Laur. Vallae, M. Ant. Sabellici, B. Rhenani, Sig. Gelenii, Henr. Lor. Glareani, Car. Sigonii, F. Vrsini, Fr. Sanctii, I. Fr. Gronovii, Tan. Fabri, Henr. Valesii, Jac. Perizonii, Jac. Gronovii; excerptis P. Nannii, Just. Lipsii, Fr. Modii, I. Gruteri; nec non ineditis Jan. Gebhardi, Car. Andr. Dukeri et aliorum: curante *Arn. Drakenborch*, qui et suas adnotationes adiecit. Accedunt supplementa deperditorum T. Livii librorum a *Jo. Freinshemio* concinnata. Tom. I Pars I. 1820. XVII u. 433 S. gr. 8. (Subscr. Pr. Schreibp. 1 Rthlr. 21 gr. Druckp. 1 Rthlr. 8 gr.)

Es ist gewiss eine höchst erfreuliche Erscheinung für die philologischen Studien, dass, während der wackere *Tauchnitz* in Leipzig für correcte und dabey sehr wohlfeile Hand- und Schul-Ausgaben der alten Classiker nach den besten Textes-Recensionen mit rastlosem Eifer besorgt ist, in Stuttgardt sich ein Verein gelehrter Männer gebildet hat, welche uns die selten und kostbar gewordenen Hauptausgaben, besonders die in Holland erschienenen, für billige Preise in neuen Abdrücken liefern. Etwas Ähnliches haben zwar schon bey einigen Griechischen Autoren, z. B. beym Diodor von Sicilien, die gelehrten Urheber der Zweybrücker Editionen unternommen: aber wenn auch die Aussenseite ihrer Ausgaben empfehlungswerth war, so fehlte ihnen doch die Sorgfalt und Umsicht, mit welcher ein solches Unternehmen, wofern es das Lob der Zweckmässigkeit verdienen soll, ausgeführt werden muss. Grössere Sorgfalt herrscht in einigen Abdrücken grosser Ausgaben, welche im Schwickertschen Verlag zu Leipzig erschienen sind; aber der Druck derselben ist so schmutzig, das Papier so einzig schlecht, dass es nicht befremden darf, wenn die Ausländer unwillig ihren Blick von Büchern wandten, an welchen der ärmere Deutsche nur nothgedrungen seine Augen verdirbt. Allein das ist und war das gewöhnliche Schicksal der Ausgaben alter Classiker in Deutschland, über welches unter anderen auch *Heyne* in der Vorrede zur zweyten Ausgabe seines Tibulls mit Recht klagte. Was *Ruhnkenius* ehemals seinem Lehrer und Freunde Ritter nach Wittenberg schrieb: *Noli inposterum concedere, ut scripta tua limatissima Lipsiensibus typis foedentur* (*Hugo* Civilist. Magazin V, 3. S. 344), das leidet noch immer hie und da Anwendung, wenn auch einzelne Verlagshandlungen sich und ihr Geschäft und die Alten selbst mehr zu ehren angefangen haben. Es kommt dazu, dass bey den früheren Unternehmungen dieser Art eine buchhändlerische Berechnung sichtbarer ist, als die Wahl der Herausgeber; dass man gewöhnlich Einem Gelehrten Alles zur Besorgung übergab, und vielleicht dem guten Willen desselben noch obendrein durch Beschränkung der Zeit, oder durch kärglichen Sold, der mit Fug nicht einmal Ehrensold genannt werden mochte, hemmende Schranken setzte.

Bey der Würtembergischen Unternehmung, welche wir jetzt anzuzeigen haben, finden alle diese Mängel und Unvollkommenheiten, soviel sich aus den seither erschienenen Bänden beurtheilen läst, nicht Statt. Vor allen ist mit lobenswerthem Fleisse für einen fehlerfreyen Druck gesorgt; dann ist auch das Äussere dieser Ausgaben so wohl ausgestattet, dass sie an Schärfe und gefälliger Angemessenheit der Typen, an Reinheit und Schwärze des Drucks, an Güte des Papiers, mit den besten Englischen und Holländischen Ausgaben wetteifern können, während sie dieselben an Wohlfeilheit bedeutend übertreffen. Endlich scheint man, was vorzügliche Auszeichnung verdient, für jeden Autor einen Herausgeber aufzusuchen, der nicht unvorbereitet zum Geschäfte tritt, sondern der Arbeit durch frühere Studien und längere Bekanntschaft mit diesem Autor gewachsen ist.

So ist der *Nepos* (No. 1) in so geschickte Hände gefallen, dass, wenn der fleissige und grammatisch gründliche *van Staveren* seine Ausgabe selbst einem neuen Bearbeiter hätte anvertrauen sollen, derselbe, nach dem Ableben *Fischers*, der ihm vielleicht

verwandter am Geiste war, schwerlich einen Anderen gewählt haben würde. Hr. *Bardili* hat, laut der gut geschriebenen Vorrede, zuvörderst den Text seines Autors sorgfältiger, als *van St.*, nach alten Handschriften und Ausgaben hergestellt, und von *Lambinus* oft sehr verwegenen Einfällen gereinigt; er hat sich dabey vorzüglich auch eines vortrefflichen Wolfenbüttler Codex und einer alten Utrechter Ausgabe mit Erfolg bedient; er hat ferner, um die Übersicht der sämmtlichen kritischen Hülfsmittel zu erleichtern, die *Fischersche* Vorrede mit untergesetzten neuen Noten und Berichtigungen wieder abdrucken lassen; er hat endlich die sämmlichen, in *van Staverens* Ausgabe gelieferten Anmerkungen, und zwar berichtigter, als sie in der Holländischen Ausgabe stehen, wiederholt, indem er zu diesem Zwecke die Originalausgaben der Einzelnen, eines *Lambinus*, *Gebhard*, *Boecler*, *Bose* u. A. selbst verglich, und das nicht selten Fehlerhafte aus denselben verbesserte, sowie das Ausgelassene (besonders in *Bosens* Noten) ergänzte. Aus *van Staverens* Noten ist nichts weggeblieben, als die oft derben und plumpen Ausfälle auf unseren *Heusinger*, die nun billig der Vergessenheit übergeben werden. Hinzugekommen sind theils die vom Herausg. entweder zuerst, oder doch genauer, als von seinen Vorgängern, gesammelten Varianten, theils die wichtigsten Bemerkungen aus drey Programmen des auch für den Nepos zu früh verstorbenen *Mosche*. Auch die Wolfenbüttler Fragmente des Schriftstellers sind, wie billig, mit *Heusingers* Rechtfertigungen derselben, von Neuem abgedruckt, und endlich ist der *Index Bosianus*, den schon *Heusinger* vielfältig verbessert hatte, wiederum vermehrt, berichtigt, und dem jetzigen Texte des Autors angepaſst worden. Was zuletzt die Meinung des Herausgebers über den Verfasser dieser Biographieen selbst anlangt: so ist diese im Ganzen dieselbe, welche *Vossius* bereits ausgesprochen, und neuerlich besonders *Mosche* zu vertheidigen und erweisen gesucht hatte. In den vorangesetzten *testimoniis auctorum* hat Hr. *B.* sich zwar kurz, aber bündig und deutlich, darüber erklärt.

Mit so viel neuen Vorzügen, als *Nepos*, ist zwar die neue Ausgabe des *Drakenborchischen Livius* (No. 2) nicht ausgestattet, aber deshalb nicht minder zweckmäſsig und empfehlungswerth. Wir verdanken dieselbe der Besorgung des Hn. Prof. *Klaiber* zu Stuttgart, dem ein günstiger Zufall das Exemplar zugeführt hatte, dessen der Holländische Editor selbst sich zu bedienen pflegte, und welches mit mehreren, in dem ersten Bande besonders zahlreichen, Verbesserungen und Zusätzen von ihm versehen war. Hr. *K.* hat dieselben gehöriges Ortes eingeschaltet, so wie auch Alles dasjenige an seinen Platz gestellt, was in der *Drakenb.* Originalausgabe, beym Fortschreiten des Druckes, später nachgetragen, oder gar unter die *Addenda* des letzten Bandes gebracht worden war. Auch die Varianten des *Codex Veithianus* sind aus der Gothaischen Ausgabe, sowie die Lesarten zweyer Helmstädter Handschriften, von denen *Jo. Friedr. Gronov* nur Eine zuweilen erwähnt, aus den *Novis Actis Societ. Latin. Jenensis*, von Hn. *K.* beygefügt worden. Alles verräth auch hier Besonnenheit im Plane, Sorgfalt in der Ausführung: der Genauigkeit des Herausgebers geht auch in dieser Ausgabe typographische Sorgfalt und Nettigkeit zur Seite.

In das Einzelne, d. h. in die Würdigung der aufgenommenen oder nicht aufgenommenen Lesarten einzugehen — wozu die Ausgabe des *Cornelius* allerdings einladet — würde jetzt nicht zweckmäſsig seyn, da vielmehr ein ganzes, neuangefangenes und vielversprechendes Unternehmen zu würdigen ist. Wir erlauben uns in dieser Hinsicht einige Bemerkungen und Wünsche, besonders für so viele wenig bemittelte Philologen Deutschlands, öffentlich darzulegen.

Die Frage, ob es nicht räthlicher sey, jene classischen Ausgaben der Römischen Classiker ohne alle Zusätze und Veränderungen, bloſs mit Tilgung der typographischen Fehler, wiederzugeben, möchte sich wohl Manchem bey der erst angezeigten Ausgabe des *Nepos* aufdringen: sie findet aber auch in der Vorrede zu dieser Ausgabe selbst, und dann in der Anlage des neuen *Livius*, eine vollkommen befriedigende Antwort. Hr. *Bardili* hat nämlich seine eigene Ausgabe gewissermaſsen als eine Ausnahme von der Regel aufgestellt, nach welcher künftig jene Ausgaben treu und unverändert wiederholt, neue Berichtigungen und Zusätze aber in besonderen Bänden nachgeliefert werden sollen; und Hr. *Klaiber* hat diese Norm beym *Livius* immer im Auge gehabt.

Dieſs führt uns auf eine zweyte Bemerkung. So wünschenswerth es ist, daſs ein so gut entworfener und bis jetzt so geschickt ausgeführter Plan rasch vorwärts zur Vollendung schreite; so sehr alle Aufseher der gelehrten Schulen oder öffentlicher Bibliotheken dafür sorgen sollten, daſs auf jeder Schule und in jeder Bibliothek wenigstens Ein Exemplar dieser neuen Ausgaben angeschafft würde; so dringend man endlich den Unternehmern es zur Pflicht machen muſs, daſs sie auch in der Zukunft für jeden Autor einen tüchtigen, mit dem Geiste und den Schriften desselben befreundeten Herausgeber auserwählen; so sehr fodert auch eine billige Berücksichtigung unserer literarischen Verhältnisse, daſs man sich, wenigstens einige Decennien hindurch, mit diesen Ausgaben begnüge, daſs nicht, wie leider bey uns oftmals der Fall ist, ein Zweyter und Dritter sofort etwas Ähnliches versuche, sondern daſs, wer es vermag, vielmehr sein Scherflein zur Förderung und Unterstützung des einmal begonnenen groſsen Unternehmens beytrage. Wir wollen uns deutlicher erklären durch ein Beyspiel. Ein wackerer Buchhändler in Berlin, dem die alte Literatur schon manche treffliche Unterstützung verdankt, und künftig gewiſs mehrere verdanken wird, hat auch einen neuen vollständigen Abdruck des *Drakenborchischen Livius* angekündigt, unter Besorgung und mit Zusätzen eines jungen Gelehrten, der seine Tauglichkeit dazu durch eine Probeschrift nicht ohne Beyfall gezeigt hat. Wir hoffen und wünschen, daſs er

diesen Plan nunmehr aufgebe. Wie wollte man der *Paupertas Germanica* auf Schulen, auf akademischen Lehrstühlen und in der Regel auch in den Museen, zumuthen, wegen hinzugekommener neuer Bemerkungen, die ganze *Drakenborchische* Ausgabe zum zweyten - oder vielleicht, (wenn die Holländische Originalausgabe mitgezählt wird) zum dritten Male anzukaufen? Oder wer möchte es den Würtembergischen Unternehmern verübeln, wenn sie aus dem zweyten Nachdruck dasjenige, was ihrer Ausgabe zur Vervollständigung gereichen könnte, neu geprüft, in einem eigenen Bande nachlieferten? Zweckmäsiger aber würde es ohne Zweifel seyn, wenn neue Herausgeber, wofern sie nicht etwa eine Ausgabe bloss mit eigenen und gediegenen Noten beabsichtigen, ihre Verbesserungen und Zuthaten zu den *Drakenborchischen* Noten in besonderen Büchern bekannt machten, welche als ergänzende Theile jener grossen Ausgabe betrachtet und leichter angeschafft werden könnten. So würde man nicht bloss dem Würtembergischen Gelehrten - Verein zur schnelleren Fortsetzung des Unternehmens, welche wir bald ankündigen zu können hoffen, auf eine so freundliche als würdige Weise die Hand bieten, sondern zur Beförderung und Unterstützung der alten Literatur selbst in unserem Vaterlande das Seinige redlich und uneigennützig beyzutragen.

R. G. H.

Leipzig u. Züllichau, b. Darnmann: *M. Tullii Ciceronis de Oratore ad Qu. Frat. L. III.* Recensuit, illustravit, aliorum suasque animadversiones adjecit *Otto Maurit. Müller.* Ph. D. AA. LL. M. paedagogii Züllichaviensis Inspector. 1819. XII u. 603 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Was der Herausgeber in der *Vorrede* verspricht, hat er meistens gut geleistet. Er sagt, diese Arbeit habe er für solche Jünglinge bestimmt, die in den Schulanstalten bereits Fortschritte gemacht haben, und in der höchsten Classe derselben stehen; daher seyen von ihm oft Erläuterungen gegeben worden, welche die genauere Kenntniss der Sprache und die wahre Bedeutung der nicht so bekannten Wörter betreffen; auch Sacherläuterungen und die nöthigen Notizen über die im Text genannten Personen habe er mitgetheilt, endlich kritische Bemerkungen beygemischt, weil hauptsächlich durch kritische Untersuchungen die Beurtheilungskraft der Jugend geübt, und der Kopf gebildet werde. Von seinen kritischen Bemühungen spricht der Vf. sehr bescheiden. Neue Codd. bezeugt er, seyen von ihm nicht gebraucht worden, ausser dem Dresdner, der aber, weil er aus späteren Zeiten sey, ihm wenig nützte, hingegen von einer Menge alter Editionen aus den öffentlichen Bibliotheken in Leipzig habe er Gebrauch gemacht, und den Erfolg in den Anmerkungen angezeigt. Diese können allerdings als ein vollständiger Commentar über diese Ciceronische Schrift empfohlen werden. — Die Wort- und Sach-Erläuterungen sind deutlich und richtig, nur finden sich unter denselben mehrere, die für den gelehrten Kenner ohnehin, aber auch für erwachsene Jünglinge in Gymnasien oder Lyceen, entbehrlich sind. Z. B. gleich S. 1. L. 1, 1 bey *cogitanti mihi.* Alsdann werden, wie hier, oft andere Autoritäten oder andere Stellen Cicero's, in denen eben dieselbe Redart sich findet, angeführt, was gleichfalls zuweilen überflüssig, und etwa nur bey ungewöhnlichen Ausdrücken und seltenen Bedeutungen, oder wo ein solches Citatum einen sichtbaren Einfluss auf die Erklärung des Vorliegenden hat, nützlich ist. Was hilft der Beysatz in eben derselben Note: „*Similiter incipit liber Rhetoricorum: saepe et multum hoc mecum cogitavi. Nostrum imitatus est Lactantius initio libri quarti Institutionum.*" Solche Noten könnte man bis in's Unendliche machen. Eben so versteht doch jeder, der den Cicero liest, was *optima respublica* ist, ohne eine solche Note, wie S. 1: „*i. e. quum a bonis viris domi militiaeque omnia sapienter, juste feliciterque gererentur. Opponitur resp. perdita, afflicta, aliqua, nulla.*" So sind oft die bekanntesten Ausdrücke, wie *aetas*, *studia* u. dgl. durch Umschreibungen erläutert. — Eben so könnte man von einer Menge Röm. Wörter und Redformeln ähnliche entsprechende aus dem Griechischen finden — auch in dieser Hinsicht kommt zuweilen etwas vor, das wegbleiben konnte. Z. B. S. 4. L. I, 1 steht bey: *a pueris* — „*Graeci similiter* ἐκ παιδός *et* ἐκ παιδων." S. 5. L. I, 1 bey: *sed tamen Graeci dicunt* ἀλλὰ μέντοι. *His particulis evagata vel interrupta oratio in viam revocatur.*" — S. 6. L. 1. c. 2 bey: *non sane* „*i. e. plane non,* οὐ πάνυ, οὐ μάλα." — Bey Ausdrücken und Redensarten, die eine Beziehung auf etwas Alterthümliches haben, oder bey Tropen, die eben daraus, oder aus dem Griechischen erklärt werden müssen, wird die Quelle ihrer Entstehung und ihrer Entstehungsart gezeigt, was für junge Studirende zweckmäsig ist. Z. B. S. 3. L. 1. c. 1 bey: *decursu honorum, etiam aetatis flexu.* — wo in der Note steht: „*metaphora hujus loci sumta est a circi certamine,*" und die hieher gehörigen Stellen zur weiteren Aufklärung werden aus Homer, Sophokles, Theokrit, Horaz angeführt. — Auch ist es wenigstens in vielen Stellen nicht ohne Nutzen, dass Parallel-Stellen aus Cicero, oder einem anderen Röm. Autor citirt werden, wenn nämlich besonders die Sache dadurch aufgehellt, oder ein schwerer Ausdruck verständlicher gemacht wird, wie in derselben Note aus der *Or. pro Coel.* c. 31 nach *Lambins* Vergleichung die Worte angeführt werden: „*in hoc flexu quasi aetatis fama adolescentis paullum haesit ad metas.* — Der Herausg. sorgt aber für die deutliche Auffassung der Begriffe vornehmlich dadurch, dass er die philosophischen, moralischen u. dgl. Gegenstände, die durch ein angenommenes Wort bezeichnet werden, nach ihrer inneren Natur entwickelt, und besonders solche Stellen aus Cic. oder anderen Schriftstellern beybringt, in denen eine *Definition* solcher Wörter enthalten ist. So wird z. B. bey dem Wort *Tranquillitas* aus *Off. Cic.* 1, 20 hin-

gewiesen. — Auf Bestimmtheit, Würde, Eleganz des Abdrucks macht der Commentar häufig aufmerksam, und zeigt, in wiefern eine jener Eigenschaften hier Statt finde; besonders, wenn ein Gegensatz da liegt: so hebt er diesen heraus. — Z. B. S. 4. L. 1, 1 „*moles molestiarum opponuntur quieti, et turbulentissimae tempestates tranquillitati.*" — Auch andere feinere Sprachbemerkungen werden gelegentlich gegeben, die wenigstens für die Jugend tauglich sind. Z. B. (Ebds.) bey: *inter nosque:* „*recte que monosyllabis jungitur — quod innumera exempla docent; nec raro praepositionibus monosyllabis, quod nonnulli negant.*" So S. 6. L. 1, 1. bey: *non sane* „*sane, si post non ponitur, levius affirmat: non sane satis est igitur ne mediocriter quidem.*" — So oft etwas Historisches oder eine Anspielung auf etwas Historisches vorkommt: so wird diess deutlich dargelegt. — Neuere philologische Bemerkungen und Untersuchungen, in sofern eine hier vorkommende Redeformel in jenen erläutert worden ist, werden angeführt. Bey einer anscheinenden Verwirrung oder Unordnung in der Construction zeigt unser Erklärer das Täuschende, und setzt hingegen aus einander, wie die Sache anzusehen sey, wobey oft gerade eine schöne Ordnung und überdiess Eleganz erscheint. — Bey etwas dunkleren und schwereren Stellen werden die Meinungen mehrerer Interpreten oft wörtlich dargelegt, und wenn unser Vf. nicht damit übereinstimmt: so setzt er seine eigene Erklärung bey, deutlich und ausführlich, welche auch so beschaffen ist, dass man ihr den Beyfall selten versagen kann. Auch die Rechtschreibung betreffen zuweilen die Noten z. B. D. 7. L. 1, 2. bey *inchoata.* Zur Verdeutlichung der Bedeutungen werden oft die einem Worte entgegengesetzten Wörter beygefügt und erklärt, wie bey dem obigen: *inchoatum* — „*opposita sunt: inchoata ac* „*rudia — aliquid politius perfectiusque.*" So S. 8. L. 1, 2. „*disserendi elegantia et confuse loqui e regione sunt opposita de Fin. L. II. 9. 27.*" — Besonders Ausdrücke, mit denen der Schüler aus den Wörterbüchern meistens einen Begriff verbindet, welcher nicht erschöpfend oder wohl gar falsch oder nur halb wahr ist, werden befriedigend erläutert. Z. E. S. 7. L. 1, 2. „*prudentissimorum h. e. doctissimorum vel eorum, qui habent elegantiam doctrinae.*" Eben so wird S. 8. L. 1, 2. gezeigt, dass *elegantia doctrinae* den Begriff von Gründlichkeit, Scharfsinn in der Behandlung einer gelehrten Materie in sich schliesse, und eigentlich den *Dialektikern* und *Philosophen* zugeschrieben werde. — Begriffe, die an einander grenzen, werden in Hinsicht auf ihre Unterschiede genauer bestimmt, z. B. S. 8. L. 1, 2. *scientia* und *artes.* — Die Bedeutung der Partikeln, die oft von grossem Belang ist, wird richtig dargelegt. — Die Eigen-Namen von berühmten Römern, oder überhaupt von Personen, deren Erwähnung geschieht, werden sehr gut in sofern behandelt, in sofern das Wichtigste von ihnen, das zum Verständniss der Stelle gehört, angeführt wird. Auch werden oft literarische Notizen gegeben. Die Etymologie einzelner Wörter und ihre ursprüngliche Abstammung wird öfters angegeben. Diess hat auf die Rechtschreibung nicht nur, sondern auch auf die richtige Erfassung der Begriffe einen grossen Einfluss z. B. S. 67. L. 1, 21 bey *percontanti.* Der Übergang von einer Materie zur anderen wird deutlich und richtig gezeigt. — Wenn Cicero, wie er es gewohnt ist, Verse oder Stellen aus einem alten Dichter citirt, die oft aus ihrem Zusammenhang herausgerissen und dunkel sind: so werden dieselben nicht nur erklärt, sondern auch das zum Verständniss Fehlende wird beygebracht. — Die im Text angenommene Lesart wird mit Gründen bestätigt, oft nur zu ausführlich; ältere und neuere Kritiker mit ihren Lesarten werden citirt, und ihre Gründe angegeben. Der *Zweybrücker Ausgabe* und der von *Harles* und *Schütz* ist unser Herausg. nicht sehr zugethan. Seine Abweichung von denselbigen ist nicht immer glücklich. z. B. S. 10. L. 1, 2. bey *studuisse ei scientiae* wird *Schütz* angeführt, der *scientiae* einem *Glossator* zuschreibt. Unser Editor will aber *scientiae* vertheidigen; seine Gründe sind unwichtig. Schon dadurch verräth diess Wort eine Glosse, weil Cicero weder die Mathematik, noch überhaupt eine Wissenschaft oder ein gelehrtes Fach, *scientiam* schlechtweg nennt, und dieser Ausdruck auch sonst in der Lateinischen Sprache nie für: *Wissenschaft* — allein vorkommt. — Der Römer sagt zwar *hujus rei — medicinae, philosophiae, scientia* — aber: *diese Wissenschaft* drückt er nicht aus durch: *haec scientia.* In Ansehung der Interpunction stimmt unser Vf. sehr oft mit jenen Editionen überein. Bey seinen Abweichungen von diesen führt er nicht immer Gründe, wenigstens nicht immer genügende Gründe an, z. B. S. 9. L. 1, 3. liest er *laudandarum artium omnium* — „*sic Manutius, Brutus, Strebaeus, Talaeus, Junt. aliique ediderunt.*" Diese Kritiker, so wichtig sie sind, können doch nicht für sich allein entscheidend seyn. *Schütz* hatte absichtlich: *omnium laudatarum artium* — das schon besser und ciceronischer klingt, als jenes. — Am Ende steht: *collatio libri vetusti, quem Ernesti dixit Editionem sine loci et anni nota,* u. s. w. Eine mühsame aber nützliche Arbeit. — Zuletzt der *Index nom. propriorum,* den nach der Vorrede ein junger Gelehrter Namens *Thienemann* gefertigt hat. Die *Errata typographica* sollten weniger zahlreich seyn. Durch Druck und Papier empfiehlt sich übrigens die Ausgabe.

Th. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

GESCHICHTE.

Stuttgart, in Commission der Metzler'schen Buchhandlung: *Die Möncherey oder geschichtliche Darstellung der Kloster-Welt.* Erster Band. 1819. XXIV u. 414 S. Zweyter Band. 1819. 522 S. Dritten Bandes erste Abtheilung. 1820. 394 S. Dritten Bandes zweyte und letzte Abtheilung. 1820. 411 S. 8. (6 Rthlr. 4 gr.)

Eine geschichtliche Darstellung der Klosterwelt, gezeichnet von einem Manne, der, ausgerüstet mit Welt- und Menschen-Kenntniss, besonders mit der Kenntniss der Organisation der Kräfte des menschlichen Geistes, ihren Anlagen zum Guten und Bösen, des Ideals und höchsten Zweckes der Menschheit, und des wirklichen, von seiner Bestimmung abgewichenen, bey seinem Zurückstreben zum Göttlichen mit tausend Hindernissen kämpfenden Menschen, und der Bedingungen, an welche das Fortschreiten desselben zum Besseren und Vollkommneren gebunden ist, aus den Tiefen der Philosophie, der übersinnlichen Natur, der Religion überhaupt und des Christenthums insbesondere den Mönchsgeist deducirte, und dann die Wahrheit dieser Deduction ohne alle Parteylichkeit geschichtlich bestätigte — ein solches Werk würde in unseren Tagen, da man in verschiedenen Ländern, wo entweder die Klöster ganz, oder grössten Theils aufgehoben worden sind, wieder an die Herstellung derselben mit Ernst denkt, und schon Anstalten dazu macht, das wichtigste und dankwürdigste Geschenk für das Publicum seyn. Die Fürsten, Staatsmänner und Gelehrten, welche in der Wiederherstellung der Klöster, und vorzüglich in der Zurückberufung der Jesuiten das Heil, die Rettung und feste Begründung der Staaten erwarten, würden aus einer treuen Charakteristik des Mönchsgeistes, abgespiegelt durch die Geschichte aller Zeiten, wo derselbe unter tausend Formen ans Licht trat, auf das deutlichste erkennen können, ob bey dem Grade der Cultur, der nun einmal in den meisten christlichen Staaten Europa's, vorzüglich aber in Deutschland herrscht, dadurch, dass man seine Zuflucht zu dem schon längst verhassten, und endlich verscheuchten Mönchsgeist nimmt, der beabsichtigte Zweck erreicht werden könne, oder ob nicht vielmehr durch diese Massregel das befürchtete Übel herbeygeführt werde. Wenigstens hat in allen den Staaten, wo man sich wieder vertrauungsvoll in die Arme der Mönche warf, der Erfolg der erwünschten Erwartung so wenig entsprochen, dass gerade dadurch die gefährlichsten Gährungen entstanden — Gährungen, die noch fortdauern, und deren schreckliches Ende und mögliche Verbreitung auch in anderen Staaten sich noch nicht absehen lässt. Wie kann eine, auch nur kurzsichtige, auf blosse Thatsachen sich beschränkende, und von Vernunftprincipien entblösste Politik von einem Baume heilsame Früchte erwarten, der in allen seinen möglichen Verzweigungen, Arten und versuchten Inoculationen und Einpfropfungen besserer Principien, als die sind, welche dem Mönchsthum an und für sich eigen sind, sich dennoch immer verpestend für die Menschheit bewiesen hat? Wozu neue Experimente mit einem pharisäischen Natterngezüchte, das sich seit mehr als tausend Jahren, selbst im Schoosse der heiligsten Religion, immer als giftig bewies, und alle Quellen des Guten, die im Menschen liegen, vergiftete? Die Thatsachen, als nothwendige Folgen des Mönchsgeistes, liegen aufgehäuft vor uns, und erfüllen jeden, der sie aufmerksam betrachtet, mit Schrecken und Abscheu. Aber eine erleuchtete, auf Vernunftprincipien gestützte Politik wird nicht bloss die Greuel, die aus dem Mönchsthum hervorgingen, sondern vorzüglich den ächten Geist desselben scharf in's Auge fassen, und aus dem letzten mit höchster Evidenz erkennen, dass aus demselben durchaus nichts Gutes kommen könne, als *bloss zufälliger Weise.* Der blosse Empiriker könnte sagen, dass alles das Böse, das dem Mönchsthum zur Last gelegt werde, bloss aus dessen Missbrauche herzuleiten sey, und dass folglich sich dasselbe höchst wohlthätig für die Menschheit äussern werde, sobald man es auf seine ursprüngliche Reinheit, auf den ihm wesentlichen Zweck, der kein anderer sey, als Belebung und Beförderung des übersinnlichen Princips im Menschen, zurückführe. Diese Einwendung erscheint aber in ihrer ganzen Nichtigkeit, sobald man den Mönchsgeist nicht bloss aus den Früchten, die er getragen hat, sondern aus seiner Wurzel, aus der Natur seines Samens kennen lernt. Der Mönchsgeist ist ursprünglich keine ächte Frucht, sondern eine Ausartung des Heiligsten, das im Menschen ist, nämlich des Strebens nach dem Göttlichen, des Princips aller Menschenwürde — der Moralität und Religion. Ist dieses Princip in seiner Wurzel einmal vergiftet, wie lässt sich dann aus allen möglichen Verzweigungen desselben irgend etwas Gutes und Heilsames für die Menschheit erwarten? Wie müssen nicht zugleich selbst alle möglichen Anlagen

zum Guten in dem Menschen, durch den giftigen Saft, den sie aus der Wurzel saugen, angesteckt, zum allgemeinen Verderben der Menschheit ausschlagen, und in schwelgerischer Fruchtbarkeit für das Reich des Satans gedeihen? Der Mönchsgeist ist ursprünglich der ächte Geist des Pharisäismus, gegen welchen die eben so heilige, als menschliche Religion Jesu mit ihrer ganzen göttlichen Kraft gerichtet ist, und zwar weit mehr, als gegen die offenbar sündlichen Ausbrüche der Sinnlichkeit, so lange das Princip des Göttlichen in dem Menschen noch feststeht, und als absolut gültig anerkannt wird. Der Mönchsgeist ist die personificirte Sünde wider den heiligen Geist, die Sünde, die nicht vergeben werden kann, weder in diesem, noch in dem künftigen Leben, weil der Sünder, nur durch den heiligen Geist ergriffen und beseelt, auf den verlassenen Pfad der Tugend zurückgeführt werden kann. Der Mönchsgeist, seinem innigsten Wesen nach pharisäischer Geist, ruft stets, mitten im Psalmengesang, gegen den Heiligsten dem Fürsten der Welt zu: *Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!* Der Mönchsgeist ist noch schlimmer, als der pharisäische Geist, insofern derselbe sich durch ewige Gelübde unter dem Namen und der Firma des Gottesreiches dem Dienste des Satansreiches weihet.

Der Vf. der vorliegenden Schrift hat alles das Böse, das das Mönchsthum seit seinem Ursprunge in den christlichen Staaten und in der übrigen Welt bewirkt hat, beleuchtet, und durch unleugbare Thatsachen bestätigt; er hat uns alle die Furien, die aus dieser Hölle hervorgingen, und die arme, durch Scheinheiligkeit getäuschte Menschheit peitschten, und ein unabsehbares Heer von Übeln über dieselbe brachten, vor Augen gestellt. Man muss über den eisernen Fleiss staunen, den der Vf. verwendet haben mag, um aus allen Winkeln der christlichen Welt, die auf das Mönchsthum sich beziehenden Nachrichten ans Licht zu ziehen. Und in dieser Rücksicht wird dieses Werk immer ein verdienstliches, und besonders für unser Zeitalter nützliches Werk bleiben. Diejenigen, welche aus Vorurtheil die Wiederherstellung des Mönchsthums wünschen, oder gar mit Macht ausgerüstet, daran arbeiten, können wenigstens aus den Früchten, die dasselbe getragen hat, die Beschaffenheit des Baumes erkennen, und voraussehen, welche noch weit verderblicheren Früchte, bey einem ganz veränderten, alle Geistesclaverey verabscheuenden Zeitgeiste, dasselbe hervorbringen werde. Es ist nichts gewisser, als dass, wenn Fürsten dem durch die allgemeine Erfahrung gebrandmarkten, und durch den Genius der Menschheit, durch die erwachte Vernunft, und den heiligen Geist des Christenthums verscheuchten Mönchsthum wieder freundlich die Hand reichen, in dem Wahne, dass die Klöster die festesten Burgen des Staates seyen, sie sich bey den, ihnen unterworfenen, Nationen in den Verdacht setzen werden, als wenn es ihre Absicht wäre, dieselben in neue, und höchst verhasste Fesseln zu werfen, und dass sie demnach ihre, wenn auch noch so guten, Zwecke nicht erreichen.

Aber dieses Werk, welches an Vollständigkeit und Genauigkeit der Thatsachen, die zur richtigen Beurtheilung des Mönchsthums nothwendig sind, alle übrigen, die bisher über diesen Gegenstand geschrieben worden, weit hinter sich lässt, ist nicht bloss in politischer, sondern auch in literarischer Rücksicht überhaupt höchst wichtig. Denn da die Mönche, wenigstens tausend Jahre lang, beynahe die einzigen Pfleger und Verbreiter der Wissenschaften in der christlichen Welt waren; da sie ferner, mit Reichthümern und Macht ausgerüstet, den entscheidendsten Einfluss auf die wichtigsten Angelegenheiten der Staaten und der Kirche erhielten: so war es unvermeidlich, dass Alles — Wissenschaften, Gesetzgebung, Christenthum — einen Anstrich des Mönchsthums bekam. Man ist nothwendig in der christlichen Welt seit der Entstehung des Mönchsthums fremd, wenn man dasselbe nicht genau kennt. Diese Kenntniss gewährt vorzüglich dieses Werk, das in das genauste Detail alles dessen, was aus dem Mönchsthum, nach allen seinen möglichen Modificationen, hervorging, sich einlässt. Es ist kaum glaublich, dass der Vf. ein Protestant seyn könne, für den er sich in verschiedenen Stellen ausgiebt. Es würde einem wirklichen, mit freyem Beobachtungsgeist ausgerüsteten Mönch, der den grössten Theil seines Lebens in Klöstern zugebracht, und absichtlich alle Schlupfwinkel des Mönchsthums mit geschärfter Aufmerksamkeit untersucht hätte, schon Ehre machen, wenn er alles das, Grosses und Kleines, was das Mönchsthum nach allen Richtungen hin charakterisirt, auf die Art ans Licht gezogen hätte, wie es durch den unermüdeten Forschergeist und das bewunderungswürdige Späherauge des Vfs. geschehen ist. Rec., der Gelegenheit hatte, mit dem Mönchsgeiste überhaupt, und mit den Legionen der aus demselben hervorgehenden Geister, nebst den Werken der Finsterniss und des scheinheiligen Lichtes, welche die Welt ihnen zu verdanken hat, vertraut zu werden, bedauert jedoch recht herzlich, dass diesem, was die geschichtliche Darstellung betrifft, höchst schätzbaren und gemeinnützigen Werke gewisse Flecken anhängen, welche bewirken werden, dass gerade diejenigen, welche es vorzüglich benutzen könnten und sollten, dasselbe mit Unwillen von sich werfen, und vielleicht gar auf Verbietung und Confiscation desselben dringen werden. Rec., der nach seinen so eben geäusserten Grundsätzen nicht in den Verdacht kommen kann, ein Mönchsfreund oder Verfechter abergläubischer und mystischer Ansichten der Religion überhaupt und des Christenthums insbesondere zu seyn, würde es dennoch keinem edeldenkenden und aufgeklärten Katholiken, ja nicht einmal einem noch viel freyeren Protestanten übel nehmen, wenn er dieses Werk, welches in Rücksicht auf den Schatz historischer Gelehrsamkeit jedem Gelehrten aller Religionsparteyen empfohlen zu werden verdient, wegen leichtfertiger Äusserun-

gen über Religion und Christenthum für gefährlich und schädlich erklärte. Rec. muss aufrichtig bekennen, überzeugt zu seyn, dass, wenn die Grundsätze über Religion und Christenthum, welche der Vf. an verschiedenen Stellen, vorzüglich in den letzten Abschnitten des Werkes auskramt, und die er mit einer gewissen Miene des Stolzes und der Überlegenheit dem Mönchsthume entgegensetzt, in der Welt herrschend würden, sich dieselbe um kein Haar besser, als sie in den goldenen Jahrhunderten des Mönchsthums war, ja vielmehr noch schlimmer befinden würde. Es ist wahr, dass der Vf. an verschiedenen Stellen mit Begeisterung von Religion und Christenthum, auf eine ganz würdige Art spricht; dagegegen stösst man wieder auf eine Menge anderer Stellen, wo Behauptungen und Ansichten zum Vorschein kommen, die mit dem ächten Geiste der Moralität, der Religion und des Christenthums streiten. Überhaupt hat Rec. bey der aufmerksamen Lesung dieses ganzen Werkes bemerkt, dass es dem Vf. an einer auf festen Principien beruhenden Philosophie, und eben darum auch an lichtvoller Einsicht in das Wesen der Moralität, der Religion und des Christenthums fehlt — Eigenschaften, die einem pragmatischen Geschichtschreiber des Mönchsthums unerläslich sind. Der Vf. fühlt zwar ganz richtig das Thörichte, Abergläubische, Unchristliche und Verderbliche in den Äusserungen des Mönchsthums; aber sobald er es wagt, seine eigenen Grundsätze über Religion und Christenthum auseinander zu setzen, und auf den Trümmern des Mönchsthums ein Gebäude aufzuführen, wo die Würde und Glückseligkeit des Menschen nicht mehr gefährdet werden soll: so zeigt es sich, dass Alles auf eben so faulem und bodenlosem Sumpf errichtet ist, als auf welchem selbst das Mönchsthum schwankt. Es ist leichter niederzureissen, als aufzubauen. Hätte sich der Vf. bloss mit der geschichtlichen Darstellung der Klosterwelt von den ersten Vätern in der Wüste an bis auf die Jesuiten, welche das ungeheure Mönchsheer schliessen, und deren Grundsätze und Thaten vortrefflich auseinander gesetzt sind, begnügt, und sich der ganz unreifen Urtheile über Religion und Christenthum enthalten: so würde sein Werk das vortrefflichste und nützlichste seyn, das je über diesen Gegenstand erschienen ist.

Der erste Band ist grösstentheils der Geschichte des Benedictiner-Ordens gewidmet. Es wird hier alles das Gute auseinander gesetzt, das dieser Orden gestiftet hat. Der Vf. zeigt sich hier in der liebenswürdigsten Unparteylichkeit. Rec. will hier noch bemerken, dass dieser Orden nach seiner ursprünglichen Einrichtung noch nicht zum Mönchsthum gerechnet werden kann. Das eigentliche Mönchsthum, in dem verwerflichen, der Vernunft und dem Christenthum ganz entgegengesetzten Sinn, fängt erst zu der Zeit an, als man förmliche, ewige, unauflösliche Gelübde ablegte. Benedict war noch so menschenfreundlich, und hatte soviel Verehrung gegen die menschliche Freyheit, dass er, ganz dem Geiste des Christenthums gemäss, keinen seiner Zöglinge durch unauflösliche Gelübde gebunden wissen wollte. Nach der ausdrücklichen Verordnung seiner Regel stand es einem Jeden frey, auch nach abgelegter Profession, wo weiter nichts, als *obedientia* und *stabilitas loci* (im Gegensatz gegen die herumschwärmenden und an keine Ordnung gebundenen Andächtler) versprochen wurde, wieder aus dem Orden auszutreten. Daher mussten die Kleider von einem Jeden, der am Altare versprochen hatte, in dem Orden zu leben, aufbewahrt werden, damit, wenn irgend einen sein Versprechen gereute, und er wieder in die Welt zurückkehren wollte, derselbe in eben den Kleidern, mit welchen er ins Kloster ging, ohne alles Hinderniss wieder abtreten konnte. Wäre man bey dieser weisen, der Würde des Menschen und dem Geiste des ächten Christenthums so angemessenen Massregel stehen geblieben: so hätte nie ein eigentliches, dem Staate eben sowohl, als der Kirche höchst verderbliches Mönchsthum entstehen können. Entfernung von dem Weltgetümmel, um sich selbst zu sammeln, um sich zu veredeln und zu vervollkommnen, um sich zur Ausführung wohlthätiger Zwecke desto fähiger zu machen, mit vollkommener Behauptung seiner Freyheit, wieder in die grosse menschliche Gesellschaft zurückzutreten, sobald man es für gut findet, kann durchaus nicht getadelt werden. Nach einer so liberalen Denkart des heil. Benedicts liesse sich sogar ein Ideal vom Klosterleben denken, das selbst in unseren Zeiten höchst nützlich wäre, und nicht bloss in katholischen, sondern auch protestantischen Ländern eingeführt zu werden verdiente. Der Raum einer Recension verstattet nicht, diese Idee weiter auseinander zu setzen. Rec. will nur noch bemerken, dass, wenn Fürsten wieder Klöster herzustellen gedenken, es schlechthin nöthig sey, die ewigen Gelübde von dem neuen Klosterstande auszuschliessen, und nach der weisen Verordnung des heil. Benedicts jedem die Freyheit zu gestatten, wieder aus dem Kloster zu treten, sobald er es für gut findet. Nur aus den ewigen Gelübden sind alle die Greuel, Ärgernisse und Satansauftritte im Staate und in der Kirche entsprungen, wodurch sich die Klosterorden auf ewig gebrandmarkt haben. Nebst dem grösstentheils wohlthätigen Benedictiner-Orden, der nur dann schädlich zu werden anfing, als er von der Regel seines Stifters abwich, ist der Orden der Jesuiten, der schon im Keime vergiftet war, am ausführlichsten dargestellt. Möchte doch Jeder, der die Jesuiten zurückwünscht, diese Darstellung lesen und beherzigen! — Jedoch obgleich jenen beiden Orden die ausführlichste und genaueste Auseinandersetzung gewidmet ist: so ist doch kein anderer Mönchs- und Nonnen-Orden übergangen. Bey der Darstellung jedes Ordens findet man Alles, was in Beziehung auf denselben merkwürdig ist. Auch verdient zu Ehre des Vfs. bemerkt zu werden, dass er nicht bloss das Böse, das aus dem Mönchsthum überhaupt, und dann aus den einzelnen Orden her-

vorgegangen ist, in einem lebendigen Umriss darstellt, sondern dass er auch das Gute sorgfältig aufspürt, das das Mönchsthum geleistet hat. Auch aus den thörichtsten und verderblichsten Orden hebt er die edlen Männer aus, die sich aus dem Schlamme der Verworfenheit durch eigene Geisteskraft emporhoben, und sich auf verschiedene Weise um die Welt verdient machten.

Rec. würde die Grenzen einer Recension weit überschreiten, wenn er auch nur die auffallendsten Stellen anführen und berichtigen wollte, wo der Vf. durchaus wurmstichige Grundsätze in Beziehung auf Moralität, Religion und Christenthum aufstellt. Jeden Leser, der noch wenigstens Achtung für die Moral Jesu hat, muss sogleich im Anfange des Werkes der Anblick der Genealogie der Mönchs- und Nonnen-Orden, dargestellt durch eine Tabelle, *wo Jesus an der Spitze des Mönchsthums steht*, mit Recht empören. Die Begreiflichkeitssucht unseres Zeitgeistes, der alles das scheuet, was über die Sphäre des bloss an die Sinnenwelt gefesselten, und nur nach dem Begreiflichen haschenden Verstandes erhaben ist, hat wenigstens noch der Moral Jesu Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihre Beredsamkeit in der Lobpreisung derselben erschöpft: aber nun geht dieser Schwindelgeist so weit, dass er die Moral Jesu zur Mönchsmoral herabwürdigt. Die ersten Christen, welche, der Moral Jesu treu folgend, lieber alle irdischen Güter, ja das Leben selbst, als ihre Würde, aufgeben wollten, sind arme Schwärmer, schon vom Mönchsgeist angesteckt, und daher würdig der Vorwürfe, die ihnen Tacitus und Suetonius macht, würdig der Verfolgung der Tyrannen. Die Religion überhaupt ist *Ahnung*, *Überzeugung* (!) aus zwar *unzureichenden*, aber doch wahrscheinlichen Gründen. — Was wird aus der Menschheit werden, wenn man an die Stelle des Mönchthums, oder vielmehr des Christenthums, das man zum Mönchsthum stempelt, solche Ansichten über Moral und Religion aufstellt? Der Vf. rühmt sich, die Bibel beynahe auswendig gelernt zu haben. Aber auswendig lernen heisst noch nicht verstehen. Und dann ist es für einen solchen Auswendiglerner der Bibel ein unverzeihlicher Gedächtnissfehler, dass er den Apostel Johannes mit Johannes dem Täufer verwechselt. „Johann der Täufer, heisst es S. 18. I B., bekleidet mit Kameelhaaren, und mit einem ledernen Gürtel um die Lenden — ass Heuschrecken und Honig, überlebte alle Apostel, und soll, nach Tertullian, zu Rom, auf Befehl Domitians in siedendes Öl geworfen, aber unbeschädigt wieder herausgekommen seyn, so, dass er, über hundert Jahre alt, noch nach Pathmos reisen, und daselbst seine Offenbarung schreiben konnte." Es ist dem Vf. zu rathen, die Bibel besser auswendig zu lernen.

Ms.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Barmen*, b. Stahl: *Freymüthige aber wahrhafte Bemerkungen über den Schulstand und was demselben Noth thut. Nebst Bitten an meinen König.* Von Dr. *J. H. Voss.* 1819. XXII u. 64 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Vf. betrachtet die Elementarschulen als die Grundfesten der wahrhaften Volksbildung und des allgemeinen Staatswohls. Sie geben dem Volke eine moralische Haltung, sind die Seele der geistigen und bürgerlichen Betriebsamkeit, Ordnung und öffentlichen Wohlfahrt. „Sie erfassen in kräftigem Wirken das Göttliche der Gesammtheit, rufen es hervor zur thätigen Offenbarung im Irdischen, pflegen die Menschheit auf Erden, damit der Himmel Engel gewinne." Darum soll der Staat vor allen anderen Anstalten die Elementarschulen pflegen, ihre Existenz auf sicherem Grunde befestigen, ihre Wirksamkeit möglichst befördern und vor Allem sich des Standes annehmen, *der sein Daseyn dem Baue der Ewigkeit widmet.* Diess ist es, was Hr. *V.* seinem Könige recht dringend ans Herz legt. Hierauf betrachtet er die Wichtigkeit des Lehramtes für die Volksschulen 1) im Allgemeinen für die Menschheit und 2) für den Staat insbesondere. Dann schildert er die Lage und Verhältnisse des Schulstandes, rücksichtlich der grossen Unsicherheit seiner Subsistenz und der Geringschätzung desselben, bezeichnet das Verhältniss des Schulstandes gegen die Kirche und den Staat, und zieht daraus mehrere Folgen für die gelähmte Wirksamkeit und die traurige Lage der Volksschullehrer.

Vieles von dem, was der Vf. sagt, ist wahr, und verdient Beherzigung; anderes aber beruht auf grundlosen Voraussetzungen, geht in leere Declamationen über und stellt die Dinge höchst einseitig und nicht ohne Parteylichkeit dar. Überhaupt trägt der Vf. die Farben zu stark auf, und ein neidischer Hinblick auf die bessere Lage der Geistlichen ist nicht zu verkennen. Damit aber wird nichts gebessert; man ist ungerecht gegen die Regierungen, die sich in fast allen Deutschen Landen die Verbesserung des Volksschulwesens recht angelegen seyn lassen; man macht die Lehrer unzufriedener mit ihrer Lage, und legt der sogenannten technischen Bildung mehr Werth bey als sie hat. Unsere Elementarschulen und ihre Lehrer müssen erst ganz anders werden, wenn das Heil des Volks aus ihnen hervorgehen soll. Äussere Ehre, glänzende Gehalte und reiche Dotationen machens wahrhaftig nicht.

L. Th.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Düsseldorf*, in der Dänzerschen Buchhandlung: *Monatrosen;* Eine Zeitschrift herausgegeben von *Th. von Haupt*. Fünftes Heft. (Alle 6 Hefte kosten 7 Rthlr. 4 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1818. No. 166.]

Dieses Heft enthält mehrere recht artige Anekdoten, Erzählungen und Gedichte. Unter den ersten zeichnet sich das *Kleeblatt*, die Geschichte dreyer Pariser Freudenmädchen aus, die im J. 1769 in Verbindung traten, um jedes nach einem eignen fein angelegten Plan durch Trug und Täuschung ihr Glück zu machen. Dass die Supplik der Clevischen Jungfrauen aus dem 17ten Jahrhundert an den Kurfürsten von Brandenburg, es möge Fremden, die sie ehelichen, das Indigenat verliehen worden, ächt seyn sollte — können wir uns kaum überreden. Der Name des geistvollen Herausgebers bürgt übrigens dafür, dass diese Zeitschrift auch ferner gehaltreich seyn werde. Wir halten sie für ein angenehmes und unterhaltendes Geschenk für die Lesewelt.

J. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Flittner: *Russland und das Russische Reich* (,) ein geographisches Handbuch von *Karl Moritz von Brömsen*. 1819. Erster Band XXXVIII u. 409 S. Zweyter Band IV u. 415 S. 8. (2 Rthlr.)

Eine zwanzigjährige Dienstzeit in der Armee (Hr. *v. B.* diente als Major im Russ. Heere) und dadurch veranlasster Aufenthalt in Grossrussland, in den westlichen und südlichen Gouvernements, so wie in Litthauen, Weissrussland und manchen anderen Gegenden des grossen Russischen Reichs, verschaffte dem achtbaren Vf. Gelegenheit sich mit einem bedeutenden Theil dieses Riesenreichs aus eigener Ansicht bekannt zu machen. Dieses, das fleissige Studium der früher erschienenen geographischen und statistischen Werke über Russland, so weit selbige, bey der Entfernung seines Aufenthaltortes von grossen Bibliotheken, zu erhalten möglich war, und die ihm von gelehrten Freunden gewordenen handschriftlichen Mittheilungen, setzten ihn in den Stand, sich an die Ausarbeitung eines Werkes zu machen, das er hier dem Publicum übergiebt, und das dem Geographen und Statistiker eine um so angenehmere Gabe seyn wird, da es manche in früheren ähnlichen Schriften eingeschlichene Irrthümer berichtigt, und überhaupt mit lobenswürdigem Fleiss und Genauigkeit ausgeführt ist.

Von S. 1—74 wird in einer „allgemeinen Übersicht" ein Gesammtblick auf das ganze ungeheure Reich gegeben; dessen (jetziger Gesammt-) Name, Lage, Umfang, Grenzen, Meere, grossen Landseen, Flüsse, Kanäle, Gebirge, Klima, Boden, Producte, Gewerb- und Kunst-Fleiss, Münzen, Masse, Gewichte, Bevölkerung (im Allgemeinen, so wie nach den verschiedenen ursprünglichen Volksstämmen), Religion, Künste und Wissenschaften, innere und äussere Regierungsverfassung, Einkünfte, Kriegsmacht, einzelne Bestandtheile des Ganzen, und jetzige Vertheilung desselben in Gouvernements und Provinzen u. s. w. betrachtet, und dann im 1 Abschnitt, nach einer speciellen Schilderung *Grossrusslands* und dessen Bewohner, die geographisch-statistische Beschreibung der 21, dasselbe bildenden Gouvernements, gegeben, wobey noch schätzbare Notizen über manche die einzelnen Statthalterschaften zum Theil oder ganz bewohnenden, von dem Haupt-Volksstamm in ihrem Ursprung verschiedenen, kleineren Völkerschaften geliefert worden, z. B. bey Archangel, von den Lappen und Samojeden; bey Wologda, von den Sirjänen; bey Nischegorod, von den Tschuwaschen; beym Land der Donischen Kosaken, von dem Ursprung der Kosaken (deren erste Entstehung und Benennung der Vf. in die Zeiten setzt, wo nach Unterjochung Russlands durch Tartaren, die Litthauer Kiew und andere Städte und Gegenden des Reichs erobernd überzogen) u. s. w.

Der 2 Abschnitt behandelt die Ostsee-Provinzen Neu- und Alt-Finnland, Ingermannland, Esthland, Liefland und Kurland nebst deren verschiedenen Bewohnern, und der 3te Litthauen und Schmudien mit Beloistok, bey welcher Gelegenheit S. 330 vom Vf. in einer Anmerkung die Frage: „Was ist Polen und was ist es nicht?" dahin erwogen wird, dass alle Länder, die nicht durchaus von Völkern Polnischen Stammes bewohnt werden, dennoch aber *einst* von der Krone Polen besessen wurden, unrechtmässiges Eigenthum gewesen, und von Gott und Rechtswegen zu Russland gehört hätten: eine Aufstellung, die Hr. *v. B.* mehrmal an verschiedenen Orten seines Werkes versucht, die aber demungeachtet in der Allgemeinheit, wie sie hier gegeben wird, des wahren Haltes ermangelt. Denn eben so leicht könnte man den mehrmals von ihm aufgestellten Satz: „nur das gehöre *rechtmässig* einem Lande, was von dessen eigenem Volke ursprünglich bewohnt sey," *gegen* Russland anwenden, als er ihn für dasselbe anbringt, und wenigstens mit demselben Gewicht und Recht, wie es von ihm geschieht. Doch sind diess nur *Ansichten*, und da diese Ansichten dem Werthe des Werkes des Vfs. als geographischen Handbuchs, keinen Eintrag thun, leicht zu übersehen, wie man ja stets gern dem Menschen eine Vorliebe für sein Land zu gute hält, wenn solche nur nicht in tadelnswerthe Befangenheit und Ungerechtigkeit gegen Anderes und Andere ausartet, was jedoch bey unserem Vf. im Ganzen nicht der Fall ist, so schroff auch zuweilen jenes Überschätzen des Heimischen — besonders da, wo er auf die Kriegsereignisse des Jahres 1812—13 gelegentlich zu sprechen kommt, und wo gleichsam der Militair sich noch mit dem lebhaften Verehrer seines Volkes paart — hervortritt. Die Abschnitte 4. 5 u. 6 umfassen Weissrussland, Kleinrussland und Westrussland mit den darin enthaltenen Gouvernements von Witepsk, Mosilew, Tschernigow, Poltawa, Kiew, Minsk, Wolhynien und Podolien, und hiemit schliesst sich der Erste Band dieses schätzenswerthen Werkes.

Zweyter Band. Der 7 Abschnitt beschäftigt sich mit Neurussland (bestehend aus den Gouv. Jekatharinoslaw, Cherson, der Moldau und Bessarabien.) Über die Entstehung und militärisch-cölibatistische Verfassung des, durch Katharina II. wegen vielfacher Räubereyen, Unordnungen und Zügellosigkeiten, aufgelöseten *Saporoger* Kosaken-Bundes, werden hier mehrere *data* gegeben, die dem Freunde der Geschichte um so willkommener seyn werden, da dieser so lange im ehelosen Stande lebende Krieger- und Räuber-Bund immer als ein merkwürdiges Factum in der Geschichte dastehen wird. Der 8te Abschnitt umfasst das Königreich Taurien und die dazu gehörigen Provinzen der Kosaken am schwarzen Meere; der 9te Kaukasien, Grusien, Imeretien, Schirwan und die Kaukasischen Gebirgs-Gebiete und Völker, welche theils mehr theils minder, manche in der That fast nur dem Namen nach, dem Russischen Scepter unterworfen sind. Beide Abschnitte sind sowohl in ethischer als geographischer Hinsicht mit vielem Fleiss und Umsicht ausgearbeitet, und ein sehr achtungswerther Beytrag zur Kenntniss jener noch immer nicht völlig erforschten Länder, jener Gegenden, die zum Theil classisch genannt werden können der Beziehungen halber, in welchen sie mit und auf die ältesten Geschichten, Mythen und Sagen des gebildetsten Volkes der alten Welt stehen. Denn hierher, an die Gestade des Euxins, in die Felsen des Kaukasus, leiten uns die frühesten Überlieferungen der Hellenen, und nicht mit Unrecht mag man in diesem Betracht diese Länderstriche ein Land der Wunder und der Sagen nennen.

Die Beschreibung der Königreiche Kasan und Astrachan nimmt den 10ten Abschnitt ein. Über die, diesen weiten Gegenden bewohnenden Kalmyken, Kirgisen, Mordwinen, Tscheremissen, Baschkiren, Mostschoräken, Textären, Uralischen Kosaken und Kasanischen und Orenburgischen Tartaren finden sich mehrfache geschichtliche Notizen. Dessgleichen über die Völkerschaften der Wotjäken, der Permier und Wogulen, im 11ten Abschnitt, der Biarmien oder Gross-Permien umfasst.

Abschnitt 12 beschäftigt sich mit dem ungeheueren nach Norden und Osten sich streckenden Lande Sibirien, mit seinen Anhängseln Kamtschadka und den Kurilen, und den 24, diese weiten Öden bewohnenden und durchstreifenden Völkerschaften. Zweckmässig hat hier der Vf. eine kleine Abhandlung über das Schamanische Heidenthum (dem viele der hier lebenden Völker noch ergeben sind) eingeschaltet. Lächeln erregt aber das Bemühen desselben, Siberien mit seinem freudenlosen Klima uns anderen Europäern aus einem Gesichtspuncte zu schildern, nach welchem es dort nicht allein gar nicht so übel seyn soll, als man gewöhnlich glaubt, sondern sogar in manchen Dingen recht schön und annehmlich. Als Beweis dafür wird die Liebe der Eingeborenen für ihr Mutterland angeführt: wiewohl sattsam bekannt und in der Natur der Sache gegründet ist, dass die Eingeborenen jedes Landes der Erde ihr Heimathsland lieben und vorzüglich finden. Indess geben wir gern zu, dass die Phantasie der West-Europäer diesen ungeheuren Länderstrich sich manchmal noch trauriger und öder denken mag, als er wirklich ist. Jedoch hier wie bey anderen Gelegenheiten, wo der warme Patriotismus mit dem Vf. gleichsam durchgeht, und ihn Dinge in der Natur, im Leben und dessen Verhältnissen *jetzt schon* sehen lässt, die vielleicht dereinst seyn werden, wenn Gott Alexanders beglückende Herrscherhand noch recht lange über dem weiten Reiche gedeihend walten lässt — muss man es nicht so genau mit dem Vf. nehmen, und in diesem Puncte dem enthusiastischen Verehrer seines Vaterlandes und Volkes einiges nachsehen, was eigentlich dem Autor, der etwas schildert, um es zur Kenntniss zu bringen *wie es ist*, nicht wie es einmal seyn *kann*, nicht nachgesehen wird.

Der letzte Abschnitt des Werkes handelt von den Besitzungen Russlands in Amerika, worunter der Vf. nicht allein die an den nordwestlichen Küsten jenes Continents zerstreuten Niederlassungen begreift, sondern auch alle im östlichen Ocean, zwischen Asien und Amerika bis zur Behringsstrasse hinauf gelegenen Inseln. Dieses Alles gehört der privilegirten Amerikanischen Handelsgesellschaft, der es durch einen sogenannten Gnadenbrief auf eine Reihe von Jahren zur Benutzung und möglichen Anbauung überlassen ist, und die von hieraus einen zwar beschwerlichen, dennoch aber sehr einträglichen Handel mit Pelzwerk und anderen arktischen Erzeugnissen treibt. Sehr verdient durch Gründung einer 1790 gestifteten, seitdem erweiterten und mit einer Bibliothek versehenen Schulanstalt am Fort St. Paul, auf der Insel Kadjak, zum Unterricht der Kinder der Ureinwohner, hat sich der Vorsteher dieser Niederlassung, der Kaufmann *Delarew* gemacht, der auch desswegen mit gebührendem Lobe genannt wird. Um den Namen dieses Wackeren der Nachwelt zu erhalten, wird jetzt die ehemalige Insel Nikachlai-Tak im Tschugatzkischen Meerbusen (Prinz Williams-Sund) nach ihm genannt.

Von S. 779 an (beide Bände haben fortlaufende Seitenzahl) folgen sieben Beylagen, die als Hauptüberblicke den Gebrauch und Nutzen dieses Werkes erhöhen, und eine sehr schätzbare Zugabe genannt werden können. Die erste giebt ein Verzeichniss aller Städte und Festungen des Russischen Reichs, nach den verschiedenen Gouvernements zusammengestellt. Die Bedeutenheit der Festungen ist durch die Zahlen 1. 2. 3. (vom 1sten, 2ten oder 3ten Rang), die grösseren Städte durch gesperrten Druck, die erst seit der Thronbesteigung Katharinens II. erbauten, oder seitdem aus Sloboden und Kirchdörfern zum Range der Städte erhobenen, mit Lateinischen Lettern, auf den ersten Blick kenntlich gemacht, und bey allen ist die Entfernung nach Wersten von ihrer Gouvernementsstadt nach der Berechnung, wie sie sich im Ak.-Kal. vom Jahr 1814 findet und da, wo diese Angaben mit denen von *Pleschtschejew* angegeben divergiren, auch diese bemerkt. Die zwey-

te giebt die astronomische Lage der sämmtl. Gouv. und Provincial-Städte, auch andererer merkwürdiger Puncte und Orte des Reichs und ihre Entfernung von den beiden Residenzen (Petersburg und Moskwa). Die dritte eine Übersicht der gesammt Volksmenge des Reiches nach dessen Hauptabschnitten und nach der im Werke selbst bey den Gouv. und Provinzen angezeigten Bevölkerung. Die vierte ist ein Versuch, die Bevölkerung von ganz Russland nach den verschiedenen, dieses Reich bewohnenden Nationen, aufzustellen. Die fünfte, eine Zählung nach den Religionsbekenntnissen, wo sich denn unter diesen drey Zählungsarten eine Differenz ergiebt, die zwischen 41,780,000, und 42,030,000 Köpfen schwankt, eine Zahl, die unbedeutend genug ist, bey einem solchen Reich und so vielen weit auseinander zerstreuten, zum Theil noch als Nomaden lebenden Völkern. Beylage VI giebt eine Areal-Vergleichung einiger Gouvernements mit auswärtigen Ländern und Staaten, nach *Wichmann*, und endlich die siebente, eine Anzeige der Bevölkerung des ganzen Reichs nach der neuesten in Moskwa 1814 erschienenen Geographie von Russland vom Prof. *Säblowskoi*, wo die Summe von 44,909,888 Seelen herauskömmt, also beynahe 3 Millionen mehr als die Berechnung in den Beylagen No. 4 u. 5 giebt.

G.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Plan von Tharand und der Umgegend.* Aufgenommen und gezeichnet von *J. G. Lehmann.* (16 gr.)

Ein schönes Blatt von 11'' Höhe 14'' (Dresdner) Breite, von Hn. *Bach* so gestochen, wie es der Name dieses Künstlers erwarten lässt. Wir empfehlen es nicht allein denen, welchen die Erinnerung an Tharand lieb und werth ist, sondern ganz vorzüglich auch den Lehrern der Situationszeichnung und Allen, welche sich durch Selbststudium darin zu vervollkommen suchen, als treffliches Vorlegeblatt. Der Massstab von ungefähr 25 Ruthen auf den Dresdner Zoll gestattet schon sehr grosses Detail in der Bezeichnung des Terrains, das hier alle Arten Abdachungen von 50° bis zum steilsten Felsenabfall bildet. Ist so das Blatt vorzüglich zum Unterrichte geeignet und wohl auch bestimmt: so bliebe der Wunsch übrig, dass eine Scala der Schwärzen beygefügt seyn möchte, die besonders dem ohne Lehrer Zeichnenden sehr nützlich seyn, den Kenner aber keineswegs stören würde.

Bm.

Dresden, b. Arnold: *Neues Gemälde von Dresden* in Hinsicht auf Geschichte, Örtlichkeit, Cultur, Künste und Gewerbe. Mit und ohne Plan. 1817. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dresden, b. Arnold: *Nouveau tableau de Dresde* ou description topographique de cette ville contenant des notices sur tout ce qu'elle a de curieux et d'interessant pour les etrangers relativement à l'histoire les arts et l'industrie. Suivi d'une table des routes de Dresde aux principales villes de l'Allemagne et de l'Europe et d'un nouveau plan de la ville. 1818. X u. 262 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Da das schöne Dresden schon seit langer Zeit alljährlich eine Menge Reisende aus fremden Ländern an sich zieht, worunter gar viele des Deutschen nicht mächtig sind: so war es eine gute Idee, dieses nützliche Buch sowohl Deutsch als in der Weltsprache erscheinen zu lassen. Mit Hülfe dieses Buchs kann jeder Reisende einen Plan für seinen Aufenthalt in Dresden entwerfen, und er findet zugleich eine Menge Notizen, die ihm für das gewöhnliche Leben von grossem Nutzen sind. Die folgende Übersicht des Inhalts mag das beweisen: I. Abth. *historische Notizen;* II. *Topographie,* als S. 12 allgemeine Schilderung der Lage, des Klima u. s. w. S. 14 Theile der Stadt, Brücken, Strassen. S. 44 Kirchen und andere bemerkenswerthe Gebäude, Gärten. III. *Statistische Nachrichten.* S. 96 Bevölkerung, Consumtion u. s. w. S. 109 Ärzte, Apotheken, Bäder, Hospitäler. S. 114 öffentl. Vergnügen, S. 120 gesellige Privatvereine, S. 122 Gasthöfe und Restaurationen, S. 126 Posten. Unter die Rubrik *Etat politique* S. 127 der Hofstaat und öffentl. Autoritäten, S. 134 Schulen, S. 146 Akademieen, S. 158 Sammlungen, (in jedem Falle hinreichend, um übersehen zu können, *was* man zu beschauen und an wen man sich deshalb zu wenden hat) S. 207 wissenschaftl. Gesellschaften, S. 212 Schauspiele und Concerte, S. 215 Buch- und Kunsthandlungen u. s. w. S. 221 Industrie, Manufacturen, Banquiers, S. 228 Münzen, Mass und Gewicht, S. 231 kirchliche Einrichtungen, S. 233 bürgerliche (Passwesen S. 238) S. 249 militärische. Am Schlusse werden einige Schriften über die Umgegend von D. genannt, ein Verzeichniss der Reiserouten nach den vorzüglichsten Städten Deutschlands und Europa's mit Bemerkung der Entfernungen ist angehängt.

Der Plan ist der bekannte *Lehmann'sche,* ergänzt von *Reinsch,* richtig bis auf die seit dem Jahr 1818 stattgefundenen nicht bedeutenden Veränderungen. Wer aber das Buch kauft, weil er kein Deutsch versteht, wird sich durch die Deutsche Beschreibung des Plans nicht sonderlich orientiren.

r.

Stuttgart, b. Metzler: *Allgemeine mathematische Erdbeschreibung;* dem Verständnisse auch der Ungeübtern in den geometrischen Wissenschaften nahe gebracht durch *M. Ernst Fr. Hochstetter,* Prof. an der landwirthschaftl. Lehranstalt zu Hohenheim. Mit Kupfern. 1820. 159 S. 8. u. 2 Kupfertafeln. (16 gr.)

Rec. hat in dieser Schrift weder in Hinsicht auf den Inhalt etwas Besonderes, noch in Betreff der Methode etwas Eigenthümliches auffinden können, die besondere Neigung des Vfs. ausgenommen, überall in der Natur — wie er sich ausdrückt — Beziehungen auf das Geistige zu suchen. Um den Gehalt dieser Beziehungen zu charakterisiren, ist zu bemerken,

dafs ihm die zunehmende und abnehmende Höhenänderung der Sterne ein täglich anschaubares Bild vom — doch wohl minder geregelten? — Wechsel der irdischen Dinge darbietet, dafs er in der geringeren Gröfse dieser Änderung in der Nähe der Culmination, wo die Sterne fich gleichsam zu befinnen scheinen, ehe fie, mit zunehmender Geschwindigkeit, wieder zu wirken anfangen, eine Ähnlichkeit mit dem menschlichen Leben erblickt, wie solches in der Höhe des Mannesalters, seinem Mittage einen Stillstand zu machen scheint, bis die Linie fich allmählich neigt, und dann der Weg abwärts eben so schnell durchlaufen wird, wie die vom Anfang des Lebens an bis zu seiner mittlern (?) Höhe beschriebene Bahn, und dafs ihm der tägliche Sonnenlauf ein Ebenbild vom Kreislauf der menschlichen Cultur darbietet, welche, vom Oriente ausgehend, nach und nach den Westen mit der Morgenröthe der Aufklärung beglückt, bis fie wieder die jetzige mitternächtige Finsternifs des Morgenlands zu erhellen im Kreise fich fortbewegt. Zu diesen geistigen Beziehungen wird der Vf. unstreitig auch die Bemerkung rechnen, die er nach der Definition vom Zenith und Nadir mit folgenden Phrasen einstreut: „Durch seinen Fufspunct *wurzelt* der Mensch in der Erde, in deren Mittelpunct alle Richtungen der Schwere, — so zu sagen alle irdischen Tendenzen zusammen laufen, dagegen das Zenith jene Richtung bezeichnet, womit der Mensch in das Unendliche hinausstrebt; oder auch die Stellung, die er, verschieden von der Stelle jedes anderen Individuums, in dem Universum genommen hat." Rec. findet fich in diesem Gedankenschwung nicht sonderlich zurecht. Aus seinem Zenith — um den Ausdruck des Vfs. zu gebrauchen — betrachtet, lassen dergleichen Mystificationen mathematischer Gegenstände keine Zergliederung zu, ohne in fich zu zerfallen. Es wäre besser gewesen, wenn dafür etwas von der Gröfse der Längengrade unter verschiedenen Breiten von Ebbe und Fluth und von den Mappirungsmethoden beygebracht worden wäre. Es ist zwar richtig, dafs letzteres höhere mathematische Kenntnisse voraussetzt, als hier postulirt werden; allein die allgemeinen Begriffe lassen fich doch im Wesentlichen darstellen, und Manches davon ist jedem Leser interessant, wie z. B. die Kenntnifs der Charten mit wachsenden Breiten, die zuweilen in Seereisebeschreibungen vorkommen und — ohne alle vorgängige Erläuterung — für den Leser eine paradoxe Erscheinung find. Übrigens find die Gegenstände der mathematischen Geographie mit vieler Deutlichkeit erklärt.

— e —

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Frankfurt a. Main*, b. den Gebr. Wilmans: *Der phyfikalische Jugendfreund* oder fafsliche und unterhaltende Darstellung u. f. w. Von *D. J. H. M. Poppe*, Rath und Prof. zu Frankf. a. M. Siebenter Theil. Mit 6 Kupfertafeln. 1818. 514 S. Taschenform. Auch unter dem Titel: *Der mechanische Jugendfreund* oder u. f. w. 1ster Theil. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1812. No. 106. 1813. No. 177. 1815. No. 208. 1819. 167.]

Was den inneren Werth und Gehalt dieser Schrift betrifft: so gilt völlig das Urtheil, das wir bey den früheren Theilen aussprachen. Ganz mit demselben Fleifse und mit derselben Sachkenntnifs ist auch dieser Theil ausgearbeitet. Es bleibt uns daher nichts übrig, als die Leser mit dem sehr reichhaltigen Inhalte näher bekannt zu machen. Er ist in 19 Capitel vertheilt; 1) Anwendung der Gesetze des Hebels auf Wagen und Räderwerke, als Einleitung zum Ganzen; 2) Haspel, Göpel und andere Werke; 3) Mahlmühlen aller Art, allgemeine Belehrung darüber; 4) die Waller-Mühle, sehr verständlich und belehrend, in allen Arten erläutert, so wie auch die Schiffmühle; 5) die Windmühle als Kornmühle; 6) die Graupen- und Schuller-Mühle; 7) Stampf- und Hammerwerke, wozu 8) auch die Grütz- Hirse- und Ölmühlen; 9) die Loh- Pulver- Poch- Mühlen nebst einigen anderen kommen, so wie 10) die Walk- Papiermühlen, Hammerwerke. Vorzüglich gut ist die Papiermühle beschrieben mit allen Hülfsmaschinen, als dem Holländer, den mancherley Pressen, worunter selbst die hydraulische des Bramah nicht fehlt. 11) die vorzüglichsten Walzenwerke. Nach einer allgemeinen Einleitung find hier 33 dergl. Werke aufgeführt; 12, 13, 14 u. 15 Sägemühlen und Schneidemaschinen aller Art; 16) die Bohrmühlen; 17) Schleif- und Polirmühlen; 18) Buttermühlen, Ölreinigungs- Knet u. dergl. Maschinen, auch das Amalgamirwerk, welches etwas zu kurz abgefertigt worden; 19) Mechanische Kunststücke.

gn.

Leipzig, b. Kummer: *Technologischer Kinderfreund.* Von *G. H. L. Lippold*. Pfarrer zu Horstdorf bey Wörlitz. Zweyter Theil. 1819. VIII u. 278 S. 8. (1 Rthlr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1819. No. 175.]

Dieser zweyte Band, der den Beschlufs des Ganzen macht, enthält die mancherley Arten der Färberey und des Farbendrucks, die Anfertigung der Malerfarben, das Bleichen, die Wachsmalerey, die Verfertigung der Malerfarben, des Schiefspulvers, Salpeters u. f. w. die Gerbereyen, Leimfieden, die Bereitung des Pelzwerks, Chagrins, der Darmsaiten, Hornarbeiten, der Potasche, Schmiedekohlen, des Theers und Pechs, Kienrufses, Kalks, Gypses und Gypsmarmors, der Ziegeln und einige andere Gegenstände. — Unter Beziehung auf unser ehemaliges Urtheil, das bey dem einen Gegenstande mehr bey dem anderen weniger gültig bleiben möchte, finden wir, dafs der Vf. überall mit guter Einficht ausgestattet war, und unterhaltend und deutlich dargestellt hat. Der oben so kurz als möglich angegebene Inhalt spricht den Reichthum und die Manichfaltigkeit dieses Bändchens hinreichend aus. Wenn S. 42 eines der redenden Kinder fagt, es habe sogar schon eine Charte von Deutschland auf einem Schnupftuche abgedruckt gesehen, und der Vater hierauf spricht: „ihr wifst ja, dafs man jetzt auf Stein druckt; weshalb sollte man denn nicht auf feinen Zeugen wie auf Papier drucken können?" so bekennt Rec., dafs er nicht recht wisse, was damit gemeint sey.

yn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

PHYSIK.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Die Fundamentalgesetze aus den Erscheinungen der Wärme empirisch begründet, und deren Bedeutung nach dynamisch mathematischen Ansichten im Geiste hervorgerufen, ohne Annahme eines Wärmestoffs.* Erster Nachtrag zu dem Werke: Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur, vom Grafen *Georg von Buquoy.* 1819. X S. Einl. u. 82 S. 4. mit fortl. Seitenz. v. 395—477. (20 gr.)

Der Vf. ist ein Gegner des sogenannten atomistischen Systems in der Naturlehre, nach welchem verschiedene für sich bestehende Grundstoffe angenommen werden, und er tritt hier als Anhänger der Naturphilosophie, in der engeren Bedeutung des Wortes, auf. Als solcher verwirft er nun das Daseyn eines besonderen Wärmestoffes, und sucht die Erscheinungen der Wärme auf einem anderen Wege begreiflich zu machen. Diess ist an sich nichts Neues, denn es haben schon verschiedene Atomistiker (Chemiker) dasselbe gethan, und zwar aus denselben Gründen, aus welchen es hier geschieht, dass nämlich es unbesonnen, wo nicht gar lächerlich sey, für jede besondere Erscheinung auch ein ganz besonderes Agens, also z. B. einen Bewegungs-Stoff, Wackel-Stoff u. dgl. anzunehmen. Man fasste den Gegensatz in der Empfindung der Wärme und Kälte auf, und fragte, ob denn die letzte Empfindung auch die Wirkung einer besonderen für sich bestehenden Ursache sey. Da diese Frage fast allgemein verneint wurde, und man an den Körpern im Zustande der Kälte ein Erstarren, ein Steif- und Sprödewerden, wie auch ein merkliches Schwinden des Volumens, hingegen im Zustande der Wärme an ihnen eine Zunahme des Raumgehalts, ein Geschmeidig- ein Flüssig-werden, und sogar eine Verflüchtigung wahrnahm: so glaubte man, es sey der Wahrheit gemässer gesprochen, wenn man sage: Wärme und Kälte sind Zustände an den Körpern, in deren ersterem die Bestandtheile derselben ihre gegenseitige Lage ungehinderter verändern, oder sich freyer bewegen können. Die Kälte war also, vermöge des natürlichen Gegensatzes, derjenige Zustand der Körper, in welchem ihre Bestandtheile gehindert wurden, ihre gegenseitige Lage leicht zu verändern, oder sich freyer zu bewegen. Diess war in der That nichts anders, als eine Beschreibung der den Zustand der Wärme und Kälte begleitenden oder ankündenden Merkmale. Weniger behutsame Physiker und Chemiker erheben diese Diagnose zu einer Erklärung, und behaupteten, die Wärme sey eine innere verschieden graduirte Bewegung der Bestandtheile, die Kälte also eine Ruhe derselben. Ohne nun weiter eine Rechenschaft zu geben, wie denn diese Bewegung sich von Bewegungen anderer Art, z. B. von den Schwingungen, durch welche Klang und Klangfiguren hervorgebracht werden, von der Lösung der Bestandtheile fester Körper und dem davon abhängenden Zerfallen der Masse u. dgl. unterscheide, oder was für eine Bewandniss es mit der graduirten Ruhe (Kälte) habe, in welcher bey einigen Körpern, wie beym gefrierenden Wasser, eine gewaltsame Bewegung Statt finde, indem sie andere feste Körper, z. B. eiserne Granaten zersprenge, und die Stücke weit fortschleudere u. s. w., spöttelte man über die Erklärung der Wärmeerscheinungen unter Voraussetzung eines eigenen Wärmestoffs, und bildete sich ein, durch die Beseitigung dieser Voraussetzung, der Naturforschung einen namhaften Dienst erzeigt zu haben. Der hinkenden Beine, mit welcher die neue Hypothese einherwandelte, achtete man entweder nicht, oder man verstand die Kunst, sie den an ihr flüchtig hingleitenden Blicken der Liebhaber des Neuen zu verbergen. Der Vf. hat sich über diese Ansicht der Wärmeerscheinungen in der gegenwärtigen Schrift nirgend deutlich ausgelassen; aber es scheint, als wenn er es gefühlt habe, dass sie nicht glaubensfest sey, denn er verwirft sie. Hierin weicht er also von den Widersachern der gewöhnlichen Erklärung der Wärmeerscheinungen auffallend ab. Aber was blieb ihm denn ausser der Hypothese, dass die Wärme eine innere schnelle, schnellere und schnellste Bewegung der Bestandtheile der Körper sey, noch übrig? Sollte er nun, als Naturphilosoph, das sogenannte dynamische Princip, die Polarität auf diesen Gegenstand anwenden? Das ging nicht, denn obgleich Kälte und Wärme einen Gegensatz machen: so bequemen sie sich doch nicht unter diesen Typus der Idee; denn er erfodert, dass beide Pole gleichzeitig in die Erscheinung treten; hier aber sind beide Momente des Gegensatzes nacheinander, auch fehlt es an einem Indifferenzpuncte, weil der Gefrierpunct des Wassers nicht für einen solchen anerkannt werden kann. Wahrscheinlich ist diess der Grund gewesen, dass in der vorliegenden Schrift der Polarität mit keinem Worte gedacht wird. Statt ihrer hat der Vf. ein Bild, (einen Typus der Ideenvorstellung) von der selbstständigen Gemüths-

thätigkeit des Menschen hergenommen, welche ohne materiellen Einfluss, (d. i. ohne Übertritt eines physischen Stoffes) von einem Individuum in dem anderen bloss dadurch hervorgebracht werden kann, dass die Spontaneität des letzten angeregt wird, auf eine ähnliche Weise zu empfinden, zu wollen, zu begehren und seine Kraft zu äussern. Als Beyspiel dient die Erscheinung der Liebe und Gegenliebe, der Begeisterung, des Entglühens für ein Ideal der Vernunft, sey es Schönheit, Freyheit, Heldenmuth u. d. g. Um aber sich nicht der Frage auszusetzen, mit welchem Recht dieser Typus der Einbildung den Wärmeerscheinnngen an allen Körpern, sie mögen belebte oder unbelebte, organische oder unorganische seyn, als Erklärungsgrund untergelegt werden dürfe, da hier ein bedeutender Unterschied obwalte: so erkennt der Vf. diesen vermeinten Unterschied nicht an, sondern behauptet, dass Alles lebe, dass Alles organisirt sey, und beruft sich dabey (S. 440) einerseits auf das Zeugniss der Natur, andererseits auf die Aussage eines bekannten Schriftstellers. Dieser ist Hr. *Ritter*, welcher in seiner allgemein vergleichenden Geographie nachweist, dass ein jeder Landstrich unserer Erde sich als ein charakteristisches Organ darstelle. Dass aber jeder Körper, er gehöre zu den Mineralien auf der Erde, oder zu den grossen im Himmelsraume schwebenden Massen, den Sternen, organisirt sey, folge aus seiner runden Gestalt, als wodurch die Natur ihm das Gepräge des Organismus aufgedrückt habe. Rec. würde sich bey dieser Behauptung in keiner geringen Verlegenheit erblicken, indem er nicht wüsste, wo er an einem Bergkrystall, an einem Basaltpfeiler, am krystallisirten Flussspath, und an allen Kerngestalten der krystallisirten Mineralien überhaupt die Rundung als das Hauptmerkmal des Organismus, herausfinden sollte. Es fehlt ihm daher auch die Überzeugung, dass das bisher *Unorganische*, von jetzt an *Suborganisch* genannt werden müsse. Indessen soll diess ihn keineswegs abhalten, der hier vorherrschenden poetischen Ansicht der Natur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dieser Ansicht zufolge, ist nun die Wärme eine ohne materiellen Einfluss von aussen her erregte Thätigkeit der Spontaneität eines jeden *calorificirenden* (d. h. in den Zustand der Temperaturveränderung tretenden) Körpers, begleitet von einer Veränderung seines Volumens (hier *Volumificiren* genannt.) Ein *Entziehen* der Wärme giebt es *eigentlich* eben so wenig, als gute oder schlechte *Wärmeleiter*, sondern die scheinbare Absetzung der Wärme eines in höherer Temperatur begriffenen, an einen minder erwärmten Körper, ist eine *Temperatur-Ausgleichung*. Denn es soll so wenig hier, wie bey der Mittheilung der Erkenntnisse zweyer vernünftiger Individuen, aus dem Subjecte etwas Materielles in das Object hinüber gehen. Eben darum kann man auch einen Körper B zwischen zwey durch ihn getrennten A und C, durchaus nicht als eine Brücke ansehen, auf welcher der materielle Überfluss des A in C gelangt, sondern B ist einmal für allemal anzusehen als ein Hinderniss, oder als ein Störer des gegenseitigen Actes des Calorificirens, durch welchen die Temperatur zwischen beiden ausgeglichen, das heisst, die stärker aufgeregte Thätigkeit des einen etwas besänftigt, und die trägere des anderen etwas erhöht wird, bis ein sympathisches Gleichgewicht (Äquipollenz) erfolgt. Verhält sich bey diesem Acte der Wärmeausgleichung der Körper B recht leidend, so dass jener durch ihn nur sehr wenig gestört wird: so kann man sagen, B ist ein *guter Wärmeleiter*; zeigt sich aber dieses Zwischenmittel sehr widerspenstig, so dass die Wärmeausgleichung nur mit Mühe und sehr langsam zu Stande gebracht wird, dann kann man B uneigentlich einen *schlechten Wärmeleiter* nennen.

Rec. will nicht entscheiden, ob diese Erklärung der Wärme und der Wärme-Mittheilung überall eine zwanglose Auslegung der Temperaturerscheinungen verstatte. Es käme nun darauf an, dass man die hier aufgestellte Definition an so vielen besonderen Fällen, wie nur immer gegeben werden können, versuchte, um zu sehen, ob sich nirgend Widerspruch zeigt. Dem Vf. hat es nicht gefallen, ihre Brauchbarkeit am Besonderen zu prüfen, obgleich es zu wünschen gewesen wäre, wie unter anderen bey der Hervorbringung der höchsten Grade künstlicher Kälte, oder bey der Erscheinung an tropfbaren, besonders wässerigen Flüssigkeiten, die während des Erstarrens ihre beygemengte Luft nach concentrischen Richtungen ausstossen, so dass die eingefrorenen länglichten und zugespitzten Luftblasen kopfförmig (in Gestalt eines Kleekopfes) an einander gestellt erscheinen. Eben so schätzbar wäre es gewesen, nach dieser neuen Ansicht das Volumificiren des Wassers unter + 3° Reaum. besonders die gewaltsame Ausdehnung desselben beym Gefrieren, klar aus einander zu setzen. Indessen lehnt der Vf. jede vollständige Erklärung einer Naturerscheinung ab, indem er an mehreren Stellen sich darüber so äussert, als wenn es ein eiteles Unternehmen wäre, das auf keine Zuverlässigkeit Anspruch machen könne. „Das Erklären", heisst es unter anderen S. VII, „wird stets ein eitler Wahn bleiben, ob wir gleich manche Auslegungen der Erscheinungen besitzen, die den Schein einer Erklärung annehmen, aber in dem Grade weniger der Foderung einer eigentlichen Erklärung Genüge leisten, so wie wir von den allerunterſten einfachsten Erscheinungen der sich uns leblos manifestirenden Materie zu jenen höheren Erscheinungen uns erheben, in denen sich ein Analogon von Leben, von Spontaneität ausspricht. Streben wir daher einseitig oder auch nur vorherrschend nach Erklärung, nach den Begriffen, nach Gründen der kalten Vernunft: so streben wir, wenn wir das Gesammtbild der Natur unseren Untersuchungen unterwerfen wollen, nach einem Phantome; und wollen wir nur dem Reellen, dem Erreichbaren nachgehen: so müssen wir bey unserer Sucht nach Erklären und Begreifen, uns bloss dahin beschränken, die insipiden (abgeschmackten ??) Gesetze der Bewegung am Leblosen

zu betrachten; denn was haben wir auch nach unserem Jahrtausende lang fortgesetzten Grübeln ausserhalb des Gebiets der Mechanik auf eine befriedigende Weise erklärt?"

Der Vf. macht einen Unterschied zwischen *Erklären* und *Auslegen* oder *Interpretiren* einer Naturerscheinung. Unter jenem versteht er S. VII das Begreifen der Naturgesetze aus Gründen, die ausserhalb des Gesetzes selbst liegen; unter diesem nicht sowohl ein klares Erfassen, als vielmehr ein bloss zu *fühlendes* dunkles Ahnen ohne helles Bewusstseyn des dem Gesetze zum Grunde liegenden. Bloss nach der Interpretation, meint er, müsse man streben, und dem uns himmelan erhebenden Gefühle folgen, das uns auffodert, aus den Erscheinungen den Geist, der sie belebt zu entziffern, und wenigstens ahnend zu deuten, was wir zu fassen unfähig sind.

Rec. ist mit diesem Unterschiede nicht ganz einverstanden. Denn fürs Erste bedeutet ihm Naturerklärung nichts anders, als die Subsumtion irgend einer besonderen Erscheinung unter ein allgemeines Naturgesetz, wobey es darauf ankommt, dass die Wirkung, als Naturerscheinung, den rechten wirkenden Kräften und diesen wiederum das rechte sie leitende Gesetz zugeschrieben wird. Auf eine Deduction der Möglichkeit, entweder der Kräfte selbst, oder des Naturgesetzes selbst, ist es bey keinem besonnenen Naturforscher angesehen. Der Vf. stellt also von der Naturerklärung einen transcendenten Begriff auf, der die Eigenschaft hat, einerseits etwas einzuschliessen, was er nicht sollte, nämlich die Nachweisung der Möglichkeit eines Naturgesetzes, und andererseits etwas auszuschliessen, was er ebenfalls nicht sollte, nämlich die Nachweisung der rechten Kräfte und des rechten Naturgesetzes, vermöge welcher die Wirkung in die Sinnenwelt nicht einmal, sondern jedesmal hervortritt. Verlangt der Vf. noch mehr: so schweift er aus der Bahn, welche *unserer* (menschlichen) Naturerkenntniss angewiesen ist. Freylich kann man einige Naturgesetze selbst aus höheren oder allgemeineren Bedingungen ableiten, z. B. das Gesetz der Mechanik, dass der Zurückprallungswinkel eines Körpers von einer ebenen Fläche so gross ist, als der Neigungswinkel des Aufschlages. Aber daraus folgt nur, dass es einige untergeordnete oder secundäre Naturgesetze giebt, welche von allgemeineren oder primitiven abzuleiten sind, keinesweges aber, dass alle Naturerkenntniss darauf beruhe, die Naturgesetze überhaupt aus Bedingungen jenseits aller Naturgesetze abzuleiten. Fürs Zweyte, wenn der Vf. behauptet, dass unsere Erklärungen in Hinsicht der Erscheinungen des Lebens ein eitler Wahn bleiben werden: so muss man ihm allerdings einräumen, dass die Erklärung der nicht mechanischen Erscheinungen am Organischen darum so schwierig sind, weil hier so wenige Versuche angestellt werden können, welche nicht das Leben stören (erkranken machen) oder gar zerstören (den Tod herbeyführen), wie z. B. die Entziehung des Sauerstoffgases bey dem Athmungsprocesse. Aber darum hat er doch nicht Recht, dass das Jahrtausende lange Untersuchen dieses Gegenstandes ganz und gar nichts gefruchtet hätte. Sollte denn die Zergliederungskunde und die Physiologie sich gar nicht rühmen können, dass sie seit Hippokrates Zeiten wirkliche Fortschritte gemacht habe? Wenn wir im Sinne des Vfs. hier noch nichts erklären können: so liegt es wohl bloss daran, dass sein excentrischer Begriff einer Erklärung uns als eine störende Gestalt in den Weg tritt. Wer diesem Begriffe nicht huldigt, der wird in der Naturerkenntniss gegründete Erklärungen verlangen, und die blossen Ahnungen aus ihr verweisen. Denn was ist Ahnung? Ist sie nicht, nach des Vfs. eigener Angabe, mehr ein dunkles Meinen, um der Stimmung des inneren Gefühls willen, welches dabey angesprochen wird, im Gegensatze des hellen Bewusstseyns der reellen Gründe, um welcher willen eine Erscheinung nicht so oder so seyn kann? Wie aber, wenn nun jeder Interpret anders fühlt und anders ahnet, wo liegt denn die Wahrheit? Wird nicht, anstatt einer allgemeingültigen Überzeugung, blosse Rechthaberey, anstatt einer klaren Verständigung ein sich selbst nicht verstehender Mysticismus auftreten, und die Wissenschaft auf mehr als eine Art belästigen? Anstatt dass der Vf. S. VII sagt: „Nein! das Erklären und Begreifen der Naturgesetze aus Gründen .... sey nicht unser unmittelbarer Zweck .... sondern das Streben nach einer Interpretation, nach einem mehr zu fühlenden dunkeln Ahnen ohne helles Bewusstseyn des der Erscheinung zum Grunde liegenden" — — muss es in aller wahren Naturerkenntniss heissen: „Weg mit dem dunkeln Ahnen ohne helles Bewusstseyn, so oft das Erklären und Begreifen der Naturerscheinungen aus Gründen, das heisst aus Naturkräften und Naturgesetzen, irgend möglich ist!"

Rec. freut sich, zu sehen, dass diess letzte Princip in der gegenwärtigen Schrift ganz vorherrscht. Denn der Vf. hat überall, wo er konnte, sich eines mathematischen Vortrags bedient, der, gegen die Gewohnheit vieler naturphilosophischer Schriften, ganz sinnige und regelrechte Formeln enthält, welche zum Theil von Französischen Schriftstellern, als *Biot*, *Laplace* u. a. entlehnt, zum Theil aus eigenen Versuchen abgeleitet worden sind. Nur einer unter ihnen muss Rec. seinen Beyfall versagen, obgleich manche berühmte Schriftsteller ähnliche Formeln gegeben haben. Sie befindet sich S. 439, und soll das Gesetz der Gravitation, nämlich das umgekehrte Verhältniss der Schwere zu den Quadraten der Abstände ausdrücken. Die Voraussetzungen, aus welchen $p = \frac{r}{x^2}$ hergeleitet wird, sind gar zu willkührlich. Warum legte nicht der Vf. als ein mit der höheren Mechanik Vertrauter, hier die Theorie der Trajectorien zum Grunde?

Einen Auszug leidet gegenwärtige Schrift nicht gut. Nur soviel kann hier von ihrem Inhalte gesagt werden, dass sie sich mit den allgemeinsten Erscheinungen bey der Temperaturveränderung der Körper

beschäftigt, und die Gesetze angiebt, nach welchen sich der Grad der Erwärmung, der Veränderung des Volumens, der Mittheilung oder Ausgleichung der Wärme und des bey hohen Temperaturen eintretenden Leuchtens bestimmen lässt.

Es wäre zu wünschen, dass der Vf. sich der gewöhnlichen Kunstsprache bedient, und nicht so viele neue Wörter gemacht hätte, welche das Verständniss des Vortrags erschweren. Er hat sich zwar in der Einleitung deshalb entschuldigt; indessen war der Hauptgrund wohl die Besorgniss, dass er als Atomistiker erscheinen würde, wenn er die gewöhnliche Sprache der Physiker und Chemiker hier redete. Darüber wäre mit dem Vf. eine lange Verhandlung anzuknüpfen. Indessen um kurz zu seyn, bemerkt Rec. nur diess Eine, dass je mehr der Naturforscher sich von den Formen entfernen will, in welchen uns die Sinnenwelt gegeben worden ist, desto mehr er sich selbst und Anderen unverständlich wird. Es kann seyn, dass des Vfs. gegenwärtige Einkleidung den ganzen Beyfall derjenigen Schule hat, zu welcher er sich bekennt. Aber wer selbstständig dasteht, und des Wiederscheins der Schule nicht bedarf, der möge nie vergessen, dass bey Schriften, welche nicht blos für eine einzelne Partey, sondern für das ganze gebildete Publicum erscheinen, nicht einseitige, sondern höhere Rücksichten zu nehmen sind.

K. N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HIRSCHBERG, b. Krahn, u. LEIPZIG im Industrie-Comptoir: *Vollständige tabellarische gegenseitige Vergleichungen der neuen Preussischen, Breslauer und Berliner Masse und Gewichte, wie auch der vorzüglichsten, ausser den letztgenannten, in Europa gebräuchlichen Masse und Gewichte mit den Preussischen,* nebst einigen Tabellen zur Verwandlung der Waaren-Preise nach alten in dergleichen nach neuen Massen und Gewichten, und umgekehrt, wie auch einer Tabelle zur Vergleichung der alten mit der neuen Holzklafter, fast jede Tabelle mit Bemerkungen, und das Ganze mit einer Einleitung begleitet. Herausgegeben von *Mätzig.* 1819. (1 Rthlr.)

Diess der lange Titel von 20 Blättern in Folio, die sich durch Unbequemlichkeit und Unvollständigkeit auszeichnen. Durch eine zweckmässigere Anlage war das grosse Format gar leicht zu entfernen. Die Unvollständigkeit ist in materieller und localer Hinsicht vorhanden. Beym Flächenmasse kommt nichts vom Acker oder Tagwerk vor. Die Verzeichnisse der Masse und Gewichte und deren Vergleichung mit dem Neupreussischen sind viel zu unvollständig. So fehlen z. B. in den Tafeln XIII, XVIII und XXII alle Angaben für Königsberg, Posen, Erfurt und Henneberg.

Diese Vergleichungstafeln sollten etwas zur Erleichterung der Einführung des neuen Mass- und Gewicht-Systems beytragen. Bey der Schwierigkeit, welche das neue Mass- und Gewicht-System in Frankreich gefunden hat und noch findet — denn gegenwärtig herrscht dort im gemeinen Leben, und im Handel und Wandel das alte ungestört neben dem neuen, welches sich mit seinem Platz in den Reductionstabellen und in den Acten der Behörden begnügt — ist es weitaussehend, welchen Eingang das Preussische Mass- und Gewicht-System finden wird. Der Conflict der Interessen bey der Umwandlungs-Katastrophe wäre vielleicht minder gross, wenn auf ein allgemeines Deutsches System Bedacht genommen worden wäre.

— e —

NEUE AUFLAGEN.

Augsburg u. *Leipzig* b. Jenisch und Stage: *Atlas für Studirende und alle Freunde der Geographie.* Mit 24 illumin. Landchärtchen. Vierte nach den besseren und neuesten geographischen Werken umgearbeitete Auflage, von D. *Holzmann.* Ohne Jahrszahl. 536 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Giessen b. Heyer: *Leichtes Lehrbuch der Arithmetik und Geometrie für die ersten Anfänger* von D. *Friedr. Wilhelm Daniel Snell*, Professor der Philosophie zu Giessen. Erster Theil. *Arithmetik.* Sechste verbess. Auflage. 1819. 138 S. Zweyter Theil. 146 S. 8. (22 gr.) Die öftern Auflagen dieses Buches verbürgen die Brauchbarkeit derselben.

Wien, b. Wallishauser: *Dir wie mir.* Eine dramatische Kleinigkeit in einem Act. Von *Sonnleithner.* Für das K. K. Hoftheater. Zweyte Auflage. 1820. 40 S. 8.

Quedlinburg, b. Ernst: *Sammlung und Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch hin und wieder in der Deutschen Sprache, hauptsächlich in Zeitungen und Reisebeschreibungen vorkommen.* Für ungelehrte Leser, wie auch für Bürgerschulen angefertigt von *Wilh. Julius Wiedemann*, D. der Philosophie und Rector der Stadtschule zu Neuhaldensleben. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 1818. XII u. 116 S. 8. (8 gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1807. No. 248.

Leipzig b. Barth: *Allgemeine Encyklopädie für praktische Ärzte und Wundärzte.* Bearbeitet und herausgegeben von D. *Georg Wilh. Consbruch*, Königl. Preuss. Hof- und Medicinalrathe u. s. w. und D. *Joh. Christoph Ebermaier*, Königl. Preuss. Regierungs- und Medicinalrathe zu Cleve u. s. w. Dritter Theil. Zweyte verbess. Auflage. 1820. XX u. 671 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

BOTANIK.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik*, zum Gebrauche bey Vorlesungen und zum Selbstunterrichte. Von *J. A. Schultes*, M. D. Königl. Baier. Hofrathe und ö. o. Prof. der allgem. Naturgeschichte, Botanik u. speciellen Therapie u. s. w.

Dieser Band auch unter dem Titel:

Grundriss einer Geschichte und Literatur der Botanik von Theophrastos Eresios bis auf die neuesten Zeiten; nebst einer Geschichte der botanischen Gärten. 1817. XVI u. 411 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der durch so manche Abhandlungen für diese Wissenschaft bekannte, jetzt auch als Theilnehmer an der neuesten und gehaltvollen Ausgabe des *Systema vegetabilium* von neuem um dieselbe sehr verdiente Vf. fasste den Entschluss, auch ein Handbuch der Botanik zu schreiben, ging aber dabey von einem anderen Grundsatze aus, als die grosse Anzahl der früheren Compendienschreiber. Ihm war es bey seinem Plane darum zu thun, ein Lesebuch zur gründlichen Erlernung der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange zu liefern, wozu offenbar auch das Studium der Geschichte und Literatur derselben gehört, welche die frühern Vff. von Handbüchern entweder ganz ausser Acht liessen, oder nur kurz berührten.

Allerdings mussten dem Vf. bey Bearbeitung dieser beiden Fächer, ungeachtet der grossen, ihm zu Gebote stehenden Vorarbeiten, die *Sprengel* zu einem schönen Ganzen vereinigt, und so viele frühere gelehrte Botaniker, wenn gleich wegen der Zeitperioden, worinnen sie lebten, minder gehaltvoll der botanischen Welt als Resultat ihrer mühsamen Nachforschungen übergaben, immer noch eine Menge Schwierigkeiten aufstossen, und sehr wahr sagt er, dass das Sammeln der Notizen über Botaniker und botanische Werke auch um desswillen schwer werde, weil die Literatoren die Botaniker nicht für Gelehrte zu halten scheinen, und sich meist so wenig um die richtige Angabe der Titel ihrer Werke bekümmern, als um ihr Geburtsjahr, ihr Vaterland u. s. w. Auch die besten Literatoren unserer Zeit muss dieser Vorwurf noch treffen.

In dem ersten Bande dieses Werkes liefert nun der Vf. die Geschichte und Literatur der Botanik; der zweyte ist der Terminologie und Philosophie der Wissenschaft, der dritte endlich der Physiologie der Pflanzen gewidmet. Um denen Genüge zu leisten, welche ein Handbuch von drey starken Bänden zu weitläufig finden möchten, hat der erste Band seinen besondern Titel erhalten. In der Einleitung führt der Vf. die Quellen zur Geschichte und Literatur der Botanik an, und giebt hier ein reichhaltiges Verzeichniss allgemein botanischer Werke von S. 1—41 mitunter durch feine Kritik gewürzt, und alle von ihm selbst gesehene Werke mit einem Sternchen bezeichnet, wie diess auch im folgenden immer so gehalten ist.

Den Anfang der eigentlichen Geschichte der Wissenschaft macht der Vf. mit *Theophrastos Eresios*, und sucht zu beweisen, dass dieselbe nicht früher anfangen könne, da diejenigen, die früherhin Pflanzen in ihren Schriften erwähnten, darum noch keine Botaniker genannt zu werden verdienen. In der letzten Behauptung hat er vollkommen Recht; allein darum sind die vielfachen Bemühungen derjenigen nicht unnütz, welche die Geschichte der Botanik weiter zurückführen, und die in den ältern Werken, namentlich auch im Homer und in der Bibel angeführten Pflanzen zu erklären suchen; da dieselben wieder mit anderen Erklärungen in so genauem Zusammenhange stehen, dass es keineswegs gleichgültig ist, ob man bey Erklärung jener Namen der Wahrheit näher kommt, oder sich weiter von ihr entfernt. Und wohin sollen diese Untersuchungen gehören; wo sollen sie anders einen schicklichen Platz finden, als in der Geschichte der Botanik? — und gab es denn nicht in jeder Wissenschaft eine Periode, wo man in der Dunkelheit irren musste, wo aber dennoch ihr erster Anfang aufzusuchen war, weil man diese in dieser Periode ganz unvollständigen Kenntnisse von ihren Gegenständen doch wegen ihrer Unvollständigkeit keinem andern Fache des menschlichen Wissens beyzuzählen berechtigt war, und diese Rudimente doch einen schicklichen Platz in der Geschichte der menschlichen Geistescultur finden mussten. — Beyspiele der sonderbaren und oft lächerlichen Erklärungen der älteren Schriftsteller findet man bey den Philologen in Menge, und es ist für dieselben nichts nützlicher als ein solcher Anhaltungspunct, wie *Sprengels historia rei herbariae*, wo sich die Namen unserer neueren Systeme bey denen der Alten als Erklärung finden. Obgleich diese Erklärungen nicht immer auf einer apodictischen Gewissheit beruhen können: so ist dennoch

durch sie viel Nutzen gestiftet worden, und es wäre zu wünschen, dass sich die Philologen allgemein damit bekannt machten.

Diese Periode der *ältesten Botanik*, die bey unserem Vf. mit Theophrastos anfängt, erstreckt sich bis zur Wiederaufnahme der Wissenschaften unter Lorenzo Medici, also vom dritten Jahrhundert an bis zum Jahre 1478. Die zweyte Periode, *die ältere Botanik*, begreift in sich den Zeitraum von Lorenzo Medici bis auf die Brüder Bauhins 1478 bis 1601. — In der dritten Periode (die so wie die folgenden keinen eigenen Namen erhielt) ist die Zeit von den Brüdern Bauhins bis auf Rudolph Jakob Camerarius und Pitton de Tournefort beschrieben, von 1601 bis 1694. — Die vierte handelt von dem Zustande der Wissenschaft von Rud. Jak. Camerarius und Pitton de Tournefort bis auf Linné, von 1694 — 1735. — Die fünfte geht von Linné bis auf de Jussieu und de Lamark, von 1735 — 1773. — Die sechste und letzte von Jussieu und de Lamark bis auf das Jahr 1816.

Bey der Bearbeitung dieser Perioden sind die kurzen Biographieen der Botaniker in historische Folge gebracht, unter jeder die Werke, so wie die vom Vf. zuerst aufgestellten Gattungen angeführt. Die Floristen sind in den letzten Perioden abgesondert, und nach der alphabetischen Folge der Länder aufgeführt. Sowohl Lob als Tadel der beschriebenen Botaniker ist jederzeit mit Gründen unterstützt; daher man die Urtheile des Vfs. gerecht nennen kann. Die grosen botanischen Reisen sind auch nach den Ländern geordnet, und ihre Ausbeute für die Wissenschaft angegeben.

Die für die Geschichte und Literatur der Wissenschaft so sehr wichtigen verkäuflichen Herbarien sind S. 319 erwähnt; auch mehrere namentlich angeführt, einige der besten aber vergessen. Dahin gehört z. B. *Herbarium vivum plantas in Silesia indigenas exhibens a Christ. Günther et Aemilio Schummel collectas.* Breslau MDCCCXI — XVI. *Centur.* I — VII. — *Plantarum rariorum Carnioliae, Carinthiae, Styriae, Tyrolis etc. Fasc.* I — III. *quas collegit Franz Wilh. Sieber.* Prag 1812. *Fasc.* IV. *cont. plantas Italiae. Fasc.* V. *Apuliae et Calabriae* VI. VII. *Austriae etc.*, ausserdem die *Collectio graminum Europaeorum* in Decaden, die *Flora Böhmens*, *Cent.* I. II. Die *Medicinalgewächse Cent.* I. II., und die an Vollständigkeit der Exemplare alles übertreffenden *Forstgewächse Fasc.* I. II.

Die vortrefflichen *Plantae phanerogamae selectae, quas in locis natalibus collegerunt et exsiccaverunt David Henricus Hoppe et Fridericus Hornschuh, Ratisbonae* 1817. *Decades* V. *Eorumd. Plantae gramineae selectae etc. Ratisb.* 1817. *Decad.* I. *Plantae cryptogamae selectae. Decad.* V. waren auch zu Anfange des Jahres schon ausgegeben.

Unter der Aufzählung der nach Botanikern, deren früherhin keine Erwähnung geschahe, genannten Gattungen von S. 323 bis 342, einer mühevollen aber auch belohnenden Abhandlung, vermisst man noch einige, von denen wir nur *Dondia Spr. Dietrichia Tratt. Fischera Spr. Tenoria Spr. Schultzia Spr. Schwaegrichenia Spr. Catharinea Ehrh.* nennen; auch sind die neuen Gattungen nicht bey allen angeführten Werken aufgezählt, was der Vollständigkeit wegen nöthig gewesen wäre, so z. B. bey *Weber* und *Mohr's* Handbuch der Einleit. in das Stud. d. kryptogamischen Gewächse.

Übrigens entspricht das Buch seinem Zwecke, eine Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik zu geben, vollkommen, und giebt abermals einen Beweis von dem unermüdeten Fleisse des gelehrten Vfs. Nur müssen wir bemerken, dass die Benutzung dieser Anleitung dem wissbegierigen Schüler um vieles erleichtert, und demselben ziemlich viel Zeit erspart werden konnte, wenn dem Buche ein gut eingerichtetes Register angehängt, oder nur wenigstens Überschriften über die Seiten gegeben worden wären. Eigentlich wäre ein dreyfaches Register nöthig: ein literarisches für die Namen der Schriftsteller, ein geographisches für Floren, Reisen u. dgl. und ein botanisch nomenclatorisches für die genannten Gattungsnamen. Wenn auch ein allgemeines Register am letzten Bande gegeben würde: so wäre diess immer nicht so brauchbar, da die Bände so sehr verschiedene Gegenstände enthalten, und überdiess sogar als für sich bestehend betrachtet werden sollen, wie der doppelte Titel angiebt. Die Nachlieferung dieses durchaus unentbehrlichen Registers wäre wohl der beste Weg, das Studium dieses vortrefflichen Buches zu erleichtern.

L. R.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Primitiae Florae Essequeboensis*, adjectis descriptionibus centum circiter stirpium novarum observationibusque criticis, auctore *Georgio Friderico Wilhelmo Meyer*, Philos. Doct. et AA. M. societ. rei salutar. et venat. Saxo - Gothan. et Meining. membro ordin. etc. Cum tab. aen. duabus. 1818. gr. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

Seit mehreren Jahren beschäftigt mit Untersuchung der *Flora* des Vaterlandes, unternahm es der Vf. zur Abwechselung, durch vorliegendes, in jedem Betracht treffliches Werk, die Kenntniss einer entfernteren *Flora* vorzubereiten. Die Colonie Rio Essequebo, welche im J. 1814 den Engländern von den Holländern abgetreten wurde, gehört zu den Küsten des östlichen America, liegt im 7° nördlicher Breite, und dann 42° westlicher Länge, an der Mündung des Flusses Essequebo, und umfasst sowohl einen Theil des Continents als auch Inseln. Theils erhielt der Vf. die von dem dortigen Coloniearzt, *Ernst Karl Rodschied*, gesammelten Gewächse, nach dessen Tode; theils theilte der durch seine Gefälligkeit, wie durch seine Gelehrsamkeit so rühmlich bekannte Prof. *Mertens*

in Bremen, demselben eine bedeutende Anzahl später daselbst gesammelter mit vielen Neuigkeiten versehener Arten mit.

Nur die neuen Gewächse hielt der Vf. für nöthig, ausführlich zu beschreiben, die übrigen führte er nur durch die schon vorhandenen Diagnosen, jedoch wo es nöthig war, mit Abänderungen derselben auf, und fügte noch überdiess Bemerkungen über dieselben bey. Bey Gründung der neuen Arten ging der Vf. so zu Werke, dass dieselben wohl auf jeden Fall genugsam autorisirt sind, und zwar dass die Diagnosen, da dieselben mit strenger Rücksicht auf die sämmtlichen Arten einer Gattung entworfen sind, für ein Gewächssystem, gleich so wie sie sind, aufgenommen werden können. Wobey ihm sein schon über 15000 Arten fassendes Herbarium, so wie die Vergleichung der Gewächse des berühmten Göttingischen botanischen Gartens, und die Benutzung der musterhaften Göttinger Bibliothek und andere dergleichen günstige Umstände zu Statten kamen. Eine weitläuftige Synonymie anzuführen hielt der Vf. dem Zweck des Werkes nicht entsprechend, und führte diese blos da weiter aus, wo Trennungen bisher irrig verbundener Arten es nöthig machten. Vorarbeiten fand er keine, ausser von *Rodschied* einen Auszug seiner Briefe an *Baldinger* in dessen Journal Vol. 7. 28. und eine Abhandlung medicinischer und chirurgischer Bemerkungen über das Klima, die Lebensweise und Krankheiten der Einwohner der Holländ. Colonie Rio Essequebo. Frankf. 1796, worin 114 Pflanzen, im obigen Brief nur 61 aufgezählt werden. Bereits abgebildete Pflanzen versah der Vf. mit dem Citat der besten Abbildung, die er verglichen hatte. Terminologie und Farbenlehre ist nach *Hayne*, welcher hierin offenbar nicht zu verkennende grosse Verdienste hat, und die Karpologie nach *Gärtner*, dem dieselben gleichfalls Niemand für sein Fach absprechen wird, vorgetragen. *Hornemann* schickte dem Vf. die Originalexemplare des *Vahlschen* Herbarii, und *Schrader* erlaubte die Vergleichung des seinigen. Noch ist zu erwähnen, dass der Vf. sein Manuscript dem Verleger schon im Frühling 1817 übergab, und dass der Druck sehr bald durch Papiermangel unterbrochen wurde.

Die Bearbeitung der *Flora* selbst fand nach dem Sexualsystem Statt, und in Hinsicht der Darstellung, der Kritik und der Form derselben möchte wohl nichts zu wünschen übrig seyn. Das Werk ist ungemein reich an vortrefflichen Bemerkungen, die Diagnosen scharf, und die Beschreibungen vollständig und ausführlich, noch überdiess durch Angabe der Verwandschaften durch einen besonderen Abschnitt: *affinitas*, gesichert und befestigt. Bey neuen Gattungen ist die Angabe der Etymologie nie vergessen. Neue Arten sind über 100 beschrieben. Wir halten es aber für ganz überflüssig diese hier aufzuführen, da diess ohne Mittheilung des vielen Vortrefflichen, das übrigens in diesem Werke vorkommt, sehr unzweckmässig seyn würde, und wir dazu keinen Raum vor uns sehen, aber auch ohne diess den, dem das specielle Studium seiner Wissenschaft am Herzen liegt, nicht erst dadurch auf das Werk aufmerksam zu machen brauchen.

Die beiden Kupfertafeln enthalten die *Borrera suaveolens* und *Luziola peruviana*, vom Vf. trefflich und mit den möglichst vollständigen Zergliederungen gezeichnet. R.

REGENSBURG: *Flora oder botanische Zeitung*, welche Recensionen, Abhandlungen, Aufsätze, Neuigkeiten und Nachrichten die Botanik betreffend enthält. Herausgegeben von der Königl. botanischen Gesellschaft in Regensburg. Dritter Jahrgang. Erster Band. Mit 2 Kupfertafeln. 1820. 8. 380 S. (2 fl. 30 kr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1818. No. 78.]

Mit rastloser Thätigkeit fährt der unermüdete Redacteur, der würdige Greis Prof. *Hoppe* fort, die Beyträge für diese gemeinnützige botanische Zeitschrift zu ordnen, und verdient gewiss allen Dank für die Bekanntmachung der meisten derselben. Auf dem Titel sind Recensionen zuerst genannt, allein im Buche selbst scheinen sie nicht so hoch zu stehen; denn in diesem Bande findet sich nur eine einzige. Ankündigungen und Anzeigen, Correspondenz und dergl. giebt eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung. Da Alles ohne Unterschied aufgenommen wird, und so der Umfang der Schrift eigentlich zu klein ist: so sollte sie billig erweitert werden; was dadurch am zweckmässigsten geschehen würde, dass man der Literatur immer eine besondere Beylage widmete, welche als Intelligenzblatt den Vortheil einer grösseren Ordnung herbeyzuführen im Stande wäre. R.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. *Delaunay*: *Biographie pittoresque des Députés, portraits, moeurs et costumes avec quinze portraits et un plan de la salle des seances.* 1820. 296 S. 8.

Diese Schrift ist mit einer grossen Lebendigkeit geschrieben. Da sie aber viele Eitelkeiten vorlegte, so wurde sie zur Untersuchung gezogen. Sie enthält dasjenige, was in den Pariser Salons über die Deputirten geredet wird, und obgleich der Vf. unstreitig zu den Liberalen gehört, so schont er doch seine eigenen Leute nicht, und — was die Schrift angenehm macht, er erkennt auch das Talent bey der Gegenpartey. Hr. *v. Villele* ist vielleicht derjenige, von dem am meisten Gutes in der Schrift steht. Sein grosses Talent wird anerkannt, so wie die ungeheuchelte Frömmigkeit des Grafen *Marcellus*.

Zuerst wird eine Beschreibung des Pallastes der Deputirten gegeben, des ehemaligen *Hotel Bourbon*. Die Hauptfaçade wird von 12 Corinthischen Säulen getragen, zu denen eine grosse Treppe hinaufführt. Das Hotel liegt an der Seine, und die Façade liegt der Brücke Ludewig XV gegenüber, und dem *place concorde*, wo Ludewig XVI hingerich-

tet wurde. Der Saal bildet einen Halbkreis, der mit stufenförmigen Sitzen erfüllt ist. In der Sehne des Kreises sind die Sitze für den Präsidenten und die Secretäre. Er wird von oben erleuchtet.

An diesen Saal stöst der Saal der Conferenzen, in welchem die Deputirten, so nicht in den Büreaus beschäftigt sind, sich versammeln und so lange auf- und abgehen, bis die Sitzung eröffnet wird. — Hier gehen sie von der rechten und von der linken Seite friedlich miteinander; und Ministeriellen, Ultras und Liberalen unterhalten sich freundlich.

Auf einmal wird getrommelt. Es ist der Präsident, der durch eine doppelte Reihe Veteranen tritt. Der wachhabende Capitain geht ihm vorauf, den Degen in der Hand. — Einige Deputirte gehen in den Saal. Die Tribunen füllen sich, die Journalisten nehmen ihre Stellen ein. — Der Redacteur des Moniteur mit seinen Stenographen setzt sich unten in der Arena. Die anderen Journalisten müssen oben in den Logen sitzen, seit *Pay-ferre de Cerre* sich mit dem Redacteur des Censeurs gezankt, und auf Ausführung des Reglements angetragen, das die Gegenwart der Fremden im Innern des Staates untersagt.

Otez vos chapeaux, Messieurs! sagt ein *Hussier.* Diese Worte zeigen an, dass der Präsident in den Saal tritt. Zwey Hussiers gehen voraus, und zwey Staatsboten in schwarzen Sammet gekleidet. Dann kommt der Präsident, von den vier Secretären der Kammer begleitet. Diesen folgen die beiden Secretärs-Redacteurs, die das Protocoll führen. Der Präsident setzt sich in den Lehnstuhl. Die Secretäre nehmen ihre Stellen ein. Die Staatsboten stellen sich dem Präsidenten gegenüber. — Ihr Amt ist, dass sie die Mittheilungen der Kammer der Gemeinen in die Kammer der Pairs tragen. Jeder hat 6000 Fr. Gehalt.

Präsident ist jetzt (1820) Hr. *Ravez*, berühmter Advocat von Bordeaux. Als Präsident muss er ein grosses Haus machen. Die Kammer giebt ihm zur Unterhaltung desselben 100000 Fr. Ungefähr eine halbe Stunde nach der Ankunft des Präsidenten sind so viel Deputirte im Saale anwesend, dass die Sitzung kann eröffnet werden. Es soll die Hälfte seyn mehr 1. Allein bey der Vorlesung des Protocolls der vorigen Sitzung, womit jede eröffnet wird, sind selten schon so viele anwesend. Nachdem das Protocoll vorgelesen und angenommen worden: so geht noch eine halbe Stunde über den Bericht von Bittschriften hin, so eingegangen; und nachdem dieser abgestattet, sind die Deputirten nach und nach alle herbeygekommen, und die Discussionen beginnen.

Der Vf. führt nun die 258 Deputirten an dem Leser vorüber, von denen 15 in Kupfer gestochen sind. Das Titelkupfer stellt einen Mann dar, der auch in Deutschland zu Napoleons Zeiten viel gekannt war, besonders in Cassel und Düsseldorf. Es ist der ehemalige Parlamentsadvocat *Bengnot*, jetzt Graf, früher Minister, Kaiserlicher Comissär-Director der Polizey und Marine-Minister von Frankreich am 20 März. Bey Hofe ist er nicht sehr in Gnade, da er dem Könige etwas langsam nach Gent folgte, und sein Schwiegersohn, Gardeoberst, bey Bonaparte blieb. — Seit der Zeit hat er sich zu den Doctrinärs gesellt, und hat allerhand Bewegungen gemacht, um wieder in Wurf zu kommen, so ihm aber alle scheinen misslungen zu seyn. *Un jour, sur ses longs pieds, allait je ne sait ou, le heron a long bec,* mit diesen Worten von *Lafontaine*, wird sein Portrait eröffnet. — Dann wird gezeigt, wie er sich zwischen den verschiedenen Parteyen gewunden — *ma commére la carpe, il faisait mille tours* —, und wie er endlich zu den Liberalen gegangen, deren Partey damals zwar nur noch schwach gewesen, *mais petit poisson deviendra grand pourvu, que Dieu lui pret vie,* sagt abermals *Lafontaine.* Kann man die Freyheit höher treiben?

Dann folgen *Bignon*, *Dupont*, *Benjamin Constant* und alle die anderen Deputirten, deren Namen auch in Deutschland bemerkt und berühmt geworden sind. Unter diesen ist auch *Decazes*, der, obgleich selber nicht Deputirter, doch mit in diese Gallerie aufgenommen worden.

Der merkwürdigste von Allen ist wohl *Villèle*, dieses Haupt der rechten Seite. Obgleich selber ein Plebejer von einem nur mittelmässigen Vermögen, beherrscht er mit seinem Ansehen und seiner Geistes-Überlegenheit alle die edlen Grafen und Barone, so die rechte Seite bilden, und die in Allem, was sie beginnen, auf ihn als auf ihren Flügelmann sehen. — Steht er auf, so stehen Alle auf. Bleibt er sitzen: so bleiben Alle sitzen. Murrt er: so murren Alle. Er selber lacht nie; allein wenn er will, dass man lachen soll: so lacht man. Er entwirft alle Plane, so zum Angriff wie zur Vertheidigung. Oft schickt er einen Redner von seiner Partey auf die Bühne, um das Gegentheil von dem zu behaupten, was er will. Dieses war in der Sitzung vom 24 Dec. 1819 der Fall, als die 6 Zwölftel sollten bewilligt werden, und wo *de la Bordornaye* in einem anderen Sinne reden musste, als die Partey, wodurch *Decazes*, der dieses nicht wusste, irre geführt wurde, und indem er sich mit *de la Bordornaye* zankte, beynahe die ganze Sache in Verwirrung gebracht hätte, und die Ministeriellen mit den Ultras überworfen. Nachher corrigirte er sich, und nahm seine Worte zurück, als ihm *Benjamin Constant* auf den Leib ging, und als *Villele* ihm sagen liess: er möge sich nur schnell entschliessen, sonst würde die rechte Seite mit der linken stimmen, und er sey morgen nicht mehr Minister.

e. e. e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

PÄDAGOGIK.

SONDERSHAUSEN, b. Voigt: *Über Gymnasial-Bildung.* Ein Versuch von *Joh. Andr. Gottfr. Steuber*, Dr. der Philos. u. Rector an der Stadtschule zu Stolberg am Harz. 1817. VII u. 232 S. 8. (20 gr.)

Wie reich auch die Literatur an trefflichen Werken über das Wesen und die Einrichtung der gelehrten Schulen ist, von *Vockerodt*, *Gesner* und *Valckenaer* an bis auf *Gedike*, *Heynatz*, *Pauly*, *Niemeyer*, *Degen*, *Göring*, *Gurlitt* und *Bernhardi*: so wird doch vorliegende Schrift dem denkenden Pädagogen sehr willkommen seyn. Sie kommt von einem Manne, der mit einer festbegründeten Ehrfurcht für das Alterthum eine innige Liebe für das Deutsche Vaterland, und mit einem ruhig forschenden Geiste einen lebhaften Sinn für Religion und Christenthum verbindet, der das Alte, das sich im langen Laufe der Zeit bewährt hat, festhält, aber auch seine Zeit versteht, und die Erscheinungen derselben unbefangen beurtheilt und richtig würdigt. Selten findet man solche Vielseitigkeit mit Gründlichkeit, solche verständige Umsicht mit praktischer Tüchtigkeit, solche Klarheit des Geistes mit Wärme des Herzens vereinigt bey denen, die an der Spitze von gelehrten Anstalten stehen. Gar zu leicht erhält die Bildung der Jugend eine einseitige Richtung nach dem Lieblingsstudium des Directors. „Die Bildung des Gelehrten, sagt der Vf. S. 14, darf nicht einseitig seyn. Einseitig ist und bleibt sie, sobald sie nur durch solche Mittel erzielt wird, die im Wissen keinen Zusammenhang, sondern eine grosse Unvollständigkeit begründen. Die Anhänger der alten Erziehungstheorie deuten in ihren Entwürfen und Planen fast ausschliesslich auf die alte classische Literatur hin. Diess scheint mir aber eine grosse Ungerechtigkeit gegen die Mitwelt zu seyn. Die Gelehrten, die aus solchen, bloss die alte Griechische und Römische Literatur fördernden Schulanstalten hervorgingen, haben sich oft nur mit Mühe in den Geist der Zeit finden und ihn richtig beurtheilen können, indem sie die Empfindungs- und Denk-Weise der Griechischen und Römischen Welt auf die jetzige übertrugen, und sich so in ihren Urtheilen und Schlüssen sehr irrten. — Selbst Lehrer der alten classischen Literatur, muss ich doch allen denjenigen, die die Griechische und Römische Vorwelt als das Höchste und Erhabenste dem neuern Europa anpreisen, öffentlich widersprechen. Die jetzige Deutsche Welt (der übrigen Europäischen Staaten nicht zu gedenken) ist aus sich selbst hervorgegangen."

Damit sind wohl alle Gelehrte einverstanden, dass die ewigen Alten, reich an Geist und sittlicher Kraft, an grossen Thaten, an Einfalt und Würde, die Lehrer, Vorbilder und Ermunterer jeder Nachwelt bleiben. Der grosse, umfassende Sinn, womit sie, was wahr und edel und schön ist, darstellen, wird in jugendlichen Gemüthern den lautesten Wahrheitssinn, die gründlichste Bildung, das richtigste Schönheitsgefühl wecken und beleben. Die Lesung und Betrachtung ihrer Werke wird in steter Verjüngung auf Geist und Gemüth wirken, zu edlen Thaten begeistern, zum Kampf gegen Schlechtigkeit und Knechtschaft ermuntern, in verderbten Zeitaltern die Gebrechen der Erziehung verbessern, und den Menschen über die mannichfaltige Beschränktheit der Gegenwart hinausrücken. Wo deshalb das gründliche Studium der Alten vernachlässigt oder einseitig und ohne Geschmack getrieben wird, da fehlt es jeder Gelehrsamkeit und Bildung an innerer Kraft und Haltbarkeit. Soll aber das Gymnasium der Sitz einer ächt humanistischen Bildung werden, und Deutschland sein reiches Gemüth, seinen vaterländischen Sinn, seine gründliche Gelehrsamkeit und seine alte Frömmigkeit behalten: so darf die Jugend nicht in den engen Kreis einer ausgestorbenen und in sich abgeschlossenen Zeit hineingebannt werden. Der Jüngling, dem eine ächte Gymnasial-Bildung zu Theil werden soll, muss sein Zeitalter verstehen und begreifen lernen, er muss ein deutliches Bild von dem erhalten, was sein Volk ist, welche Richtung es nimmt, was es Grosses, Vortreffliches und Herrliches besitzt. Nichts, was den inneren Menschen bildet, erhebt, veredelt und kräftigt, darf ihm fremd bleiben. „Zwar habe ich selbst, sagt der Vf. S. 21, von früher Jugend an in der schönen Griechischen und Römischen Welt gelebt, ich habe mich für das Leben durch Anschauen und Betrachtung der Denkmale ihrer Grösse zu bilden gesucht, ich verehre und bewundere ihre ausgezeichneten Köpfe, das Sinn- und Gedankenvolle in ihren Aussprüchen und Meinungen: und wer sollte, wer könnte diess nicht, der sie kennt? Allein die thatenreiche Geschichte unserer Tage, die nähere Betrachtung und Beleuchtung des Charakters der neueren Europäischen Völker, das Studium ihrer Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, leiteten mich auf manche Zweifel, auf manche Gedanken, dass die heu-

tige Welt sich doch wohl in vielen Stücken von der alten vortheilhaft unterscheiden, und auch von dem Jünglinge schon näher gekannt zu werden, verdienen möchte."

Wenn gleich der Vf. den Lehrplan eines Gymnasiums erweitert und die neuere Welt und Literatur so gut wie die alte berücksichtigt wünscht: so redet er doch der seichten Vielwisserey und dem breiten und flachen Encyklopädienwesen keineswegs das Wort. Er erklärt sich nachdrücklich gegen die Anstalten, deren Lehrplan ein buntes Gewirre von einer Menge von Lehrgegenständen aufstellt. Soll darum das Gymnasium nicht zugleich Forst- Handels- Kunst- und Bürger-Schule seyn: so muss es seine eigenthümliche Bestimmung fest im Auge behalten und sich vor einer solchen verderblichen Mengerey hüten. Um den alterthümlichen Geist richtig aufzufassen und gründlich zu verstehen, die tiefen und umfassenden Grundsätze der Griechen und Römer in ihrer Klarheit und Einfachheit in sich aufzunehmen, gehört ein viel grösserer Zeitraum, als gewöhnlich der Jugend gestattet ist, die oft schon im funfzehnten Jahre ins bürgerliche Leben übergeht. Hier würde ein gründliches und geistreiches Studium der classischen Philologie nicht einmal eingeleitet, der todte Buchstabe nicht einmal begriffen, die äussere Form nicht einmal aufgestellt werden können. Die ganze Bildung des Jünglings würde verfehlt, zerstückelt und zerrissen seyn. Unbekannt mit der alten Welt, fremd in seiner eigenen Zeit, ohne Massstab für die Erscheinungen um ihn her und für sein eigenes Leben, würde er mit sich ewig in Zwiespalt bleiben und nie zu einer sicheren und würdigen Ansicht des Lebens kommen. Darum hat das Bedürfniss der Zeit überall neben den Gymnasien Bürgerschulen gegründet; da wo es an solchen fehlt, muss leider in den Gymnasien das bürgerliche Fach berücksichtigt werden, aber gewiss zum Nachtheil einer tüchtigen und gründlichen Gymnasial-Bildung.

Was den, vom Vf. entworfenen Lehrplan betrifft, so müssen wir die Vertheilung des gesammten Lehrstoffs in *vier* Classen für zu beschränkt und ungenügend erklären. Je höher und vielseitiger der Begriff von Gymnasien ist, den Hr. *St.* aufstellt, desto unerwarteter war uns diese Verkümmerung der Lehrclassen. Wir halten mindestens *fünf* und bey schülerreichen Anstalten *sechs*-Classen für nothwendig. So nur lässt sich der reiche Stoff gehörig vertheilen und methodisch anordnen. Sonst haben wir alles wohldurchgedacht und von dem Geist ächter Pädagogik belebt und durchdrungen gefunden. Nur einzelne Ausstellungen und Bemerkungen mögen uns noch erlaubt seyn. — Erfreulich war es dem Rec. S. 62 zu lesen: „Zur Bestimmung dessen, was die Gymnasial-Bildung begründet, ist das Religiöse und Moralische eine Hauptsache. Ein moralisch-religiöses Leben muss aus den Gymnasien ausgeben, damit es sich über alle Stände und Classen der bürgerlichen Verfassung verbreite. Bey dem übermässigen Bestreben nach wissenschaftlicher Bildung vergass man hier und da, dem Zöglinge eine feste und bestimmte Richtung auf eine höhere moralische Weltordnung zu geben, und dadurch wurden manche höhere Bildungsanstalten Anstalten des Paganism und Gentilism. Der moralisch-religiöse Unterricht darf auf keinem Gymnasium als Nebensache betrieben werden." So ists leider auf vielen Gymnasien, bestraft sich aber unausbleiblich, entweder durch einen entschiedenen Unglauben, durch einen kalten Indifferentismus und Verspottung alles Heiligen, oder durch eine gräuliche Unwissenheit in göttlichen Dingen, durch einen Hang zu leeren Mystificationen, und durch eine Zerfallenheit in der Wissenschaft und im Leben. Doch würden wir den Religionsunterricht anders ordnen, als es der Vf. gethan hat. Katechismus- und Bibel-Kunde muss der Zögling schon in der Elementarschule erlangt haben; nach der biblischen Geschichte würden wir also eine populäre Einleitung in die Bücher des A. und N. Testaments, dann den dogmatischen und moralischen Theil der christlichen Lehre, und zuletzt die Kirchengeschichte, besonders ausführlich die Reform. Geschichte, folgen lassen. — Dass der Vf. unserer herrlichen, reichen Muttersprache so nachdrücklich das Wort redet, ist löblich; nur müsste mit der 2 Classe der eigentliche Unterricht darin aufhören, und in der *ersten* Classe Deutsche Literatur, schriftliche und extemporane Redekunst und beurtheilendes Lesen Deutscher Classiker an dessen Stelle treten. — Bey der Frage, welche der Vf. S. 108 aufwirft: welche von den beiden alten Sprachen, die Griechische oder Lateinische, muss auf Schulen zuerst erlernt werden? würden wir, wenn es allgemein durchgeführt werden könnte, für die Griechische Sprache entscheiden, aus den bekannten Gründen, die der Prof. *Passow* in dem Archiv Deutscher National-Bildung, so wie *Dissen* und *Gierding* in besonderen Schriften aufgestellt haben. Kann diess nicht seyn: so würde doch auf gelehrten Schulen das Griechische mit dem Lateinischen gleichzeitig begonnen werden müssen, da die Sprache der Hellenen einen grösseren Reichthum und Umfang hat, als die Lateinische, die leichtere Formen, einfachere Sprachgesetze und keine Dialecte hat. — Im Lateinischen ist alles zu niedrig gestellt. Eutrop müsste schon in der vierten, Cornel. Nepos in der dritten, Livius in der 2 Classe gelesen werden. Julius Cäsar sollte wegen des einfachen fliessenden Stils, und Sueton wegen der Alterthümer nicht vergessen worden seyn. Auch hätte namentlich sollen angegeben werden, welche Schriftsteller cursorisch und welche statarisch gelesen werden müssen, welche sich zur häuslichen und welche zur Schul-Lectüre eignen. Der Vf nimmt mit Recht das Lateinischschreiben gegen einzelne Stimmen unserer Zeit in Schutz. Denn ist es möglich, in den Sinn der alten Schriftsteller einzudringen, in ihre Vorstellungsweise sich hineinzudenken, ihr Wortgefüge zu durchschauen und den oratorischen Werth ihrer Rede zu erkennen: warum sollte es nicht möglich

feyn, gleiche Vorftellungen, gleiche Ideen und Gedanken in derfelben Sprache darzuftellen? Es wäre doch wahrlich eine Verfündigung an den Manen eines *Muretus*, *Lambinus*, *Erasmus*, *Melanchthon*, *Scioppius*, *Freinsheim*, *Ruhnkenius*, *Barmann* u. A., wenn man fie mit Hn. *Pauli* eines barbarifchen Lateins befchuldigen wollte. — *Drey* Claffen für das Griechifche reichen durchaus nicht hin, um den Jüngling einheimifch zu machen in der Hellenifchen Welt und Sprache, und wir wiffen nicht, wie der Vf. mit feinen Schülern in der erften Claffe den Demofthenes, Plato und Sophokles gründlich, umfaffend und vergleichend wird lefen können. *Steins* höchft unvollkommenes Deutfch-Griechifches Handwörterbuch verdient der rühmlichen Erwähnung nicht, die es S. 122 gefunden. — Was der Vf. über die Lehrgegenftände fagt, die mit den humaniftifchen Studien in einer unmittelbaren Verbindung ftehen, geftattet keinen Auszug, verdient aber faft ungetheilt Billigung. — Der hiftorifche Unterricht beginnt in der 4 Claffe mit der vaterländifchen Gefchichte, geht in der dritten zur Europäifchen Völkergefch., in der zweyten zur alten Gefchichte über, und fchliefst in der erften mit der neuen Europäifchen Staatsgefchichte. Hier fcheint uns eine fefte Grundlage, ein innerer wiffenfchaftlicher Zufammenhang und ein allmähliches Fortfchreiten vom Einfachen zum Zufammengefetzten, zur Entwickelung eines hiftorifchen Sinns zu fehlen. Wir würden mit der Univerfalgefchichte anfangen, dann die Gefchichte des Alterthums, hierauf die Gefch. der Europ. Staaten und zuletzt die Deutfche Gefchichte vortragen. Der Raum geftattet uns nicht, die nähere Begründung diefes Ganges und die Methodik des hiftorifchen Unterrichts anzugeben. — Was S. 161 in den Lehr- und Hand Büchern der Geographie gewünfcht wird, ift feitdem durch das treffliche Werk von *Ritter* auf eine genügende Weife erfüllt worden.

Die Bemerkungen über die richtige Aufeinanderfolge der Lehrgegenftände, über die Sittenclaffen, über die Vorbereitungen, Wiederholungen und Prüfungen, über die Unterftützung armer Gymnafiaften, und über die Weckung und Belebung der eigenen Productionskraft durch Privatfleifs, find zwar nicht neu, verdienen aber volle Beherzigung. Zum Schlufs ftehe hier, was der Vf. über die *Leibesübungen* S. 193 fagt, die er mit der Bildung und Erziehung des Jünglings verbunden zu fehen wünfcht. „Man wähle unter den verfchiedenen Turnübungen für den dem Gelehrtenftande fich widmenden Jüngling diejenigen aus, die ohne Gefahr für feine Gefundheit die Entwickelung und Ausbildung feines Körpers fördern. Man übe in der Turnkunft mehr die jüngern als die ältern Zöglinge. Man nehme dabey fehr genaue Rückficht auf die befondere Leibesbefchaffenheit eines jeden einzelnen Zöglings. Man hüte fich, dafs das Ganze der Sittlichkeit der Zöglinge nicht nachtheilig werde. Man vertraue die Leitung der Turnübungen nur einem ganz fachverftändigen Manne, und mache von ihnen einen folchen Gebrauch, dafs der Zögling fie nur als ein Mittel feiner Körperübung anfehe, und durch fie nicht veranlafst werde, den Zweck feiner wiffenfchaftlichen Bildung aus den Augen zu verlieren." Nachdem der Vf. angegeben, wie das Turnen auch zur Förderung des geiftigen und fittlichen Lebens benutzt werden könne, fchliefst er mit den Worten: „Wohl dürfen wir das Land der *Brennen* nennen, wo man fo herrlich beginnt; auch durch die Turnübungen künftige Deutfchheit zu begründen, und dadurch das höhere geiftige Leben zu erringen." Von den Misbräuchen, welche mit einer an fich guten Sache getrieben worden, war im J. 1817 noch nichts bekannt.

L. Th.

FRANKFURT a. M., b. d. Gebr. Wilmanns: *Larunda*, oder *der Schutzgeift unferer Lieben in fo vielfältigen Gefahren des Lebens.* Ein Lehr- und Lefe-Buch für Eltern und Kinder, von *J. H. M. Poppe.* 1820. VIII u. 193 S. 12. (18 gr.)

Der Vf., der fich feit einer langen Reihe von Jahren viel mit Auffuchung von Sicherheitsmafsregeln gegen Gefahren des Lebens und mit Rettungsmitteln aus denfelben befchäftigt, auch eine Preisaufgabe über diefen Gegenftand gewonnen, und ein Noth- und Hülfs-Lexicon in 3 Bänden gefchrieben hat, ift darauf gefallen, die vornehmften Gefahren diefer Art, mit welchen befonders die Kinder bedroht find, in einer Reihe populär eingekleideter Erzählungen darzuftellen, und diefe Darftellungen den Eltern und Kindern zur Warnung und Belehrung in die Hände zu geben. Rec. hält nicht viel von den lamentablen Unglücksgefchichten, die den Kindern Behutfamkeit und Klugheit im Effen und Trinken, im Wachen und Schlafen, im Gehen und Spielen einfchärfen, und ihnen den Weg der Unfchuld und Freude mit Fufsangeln belegen follen. Wollten die armen Kinder alle folche Gefchichten zu Herzen nehmen: fo würden fie aus der Angft und Furcht nicht herauskommen, und in jedem Wurm, in jedem Steinchen, in jeder Pflanze, in jedem Spielzeug einen gefährlichen Feind finden. Einige Warnungen und Winke verftändiger Eltern halten wir für nützlicher, als diefes aus 62 kleinen Gefchichten (die fich leicht noch um etliche hundert vermehren liefsen) beftehende Noth- und Unglücks-Büchlein. Wer jedoch ein Freund von der ftrengen Verwahr-Methode und von pädagogifchen Warnungstafeln ift, der mag die Schreckensgefchichte am Lebenswege der Kleinen aufpflanzen; wir zweifeln aber, dafs die ftrenge und ernfte Schickfalsgöttin fich in die milde und freundliche Mutter der fchützenden Hausgötter verwandeln werde. Die Erzählungsart ift zu monoton und nicht anziehend für Kinder, das Aeufsere des Büchleins aber fehr gut und gefchmackvoll.

L. Th.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Dresden*, b. Hofbuchdrucker Meinhold: *Ausführlicher Entwurf zur Einrichtung der Friedrich-August-Schule*, dargestellt von *Johann Friedrich Adolph Krug*, Director dieser Schule. Nebst einem Vorworte und zwey Beylagen. 1819. 70 S. gr. 8. (6 gr.)

Zum Andenken der Freude und Liebe, mit welcher die Hauptstadt Sachsens das Jubelfest ihres theuern Landesvaters feyerte, stiftete sie, ganz in dem Sinne ihres frommen und weisen Königs, eine Bürgerschule, welche die Knaben und Jünglinge des, nach mehrseitiger Bildung strebenden Mittelstandes zu allen Ämtern, Gewerben und Lebensverhältnissen, wozu keine gelehrte Studien erfoderlich sind, gut vorbereiten soll. Über ihre Einrichtung und Verwaltung giebt der Vorsteher derselben in vorliegender Schrift nähere Auskunft. Die Schule besteht aus 4 Classen, einer Anfangs- Unter- Mittel- und Ober-Classe, von welchen jede 40 bis 50 Schüler aufnehmen kann. Die Zeit der Aufnahme beginnt mit der Schulfähigkeit eines Kindes, also mit dem 6 Lebensjahre, und kann auch noch, nach erhaltener Confirmation zum heil. Abendmahle, so lange fortdauern, bis der hinlänglich vorbereitete Lehrling die ihm angemessene Lebensbestimmung weiter zu verfolgen im Stande ist.

Die Stufenfolge des Unterrichts oder die Classenordnung überhaupt, und die in jede Classe gehörigen Unterrichtsgegenstände insbesondere, sind genau angegeben und vollständig entwickelt. Löblich ist dabey, 1) dass der fromme Sinn des Kindes mit Sorgfalt und Liebe genährt und gepflegt, und die Religion zum Element alles Lehrens und Lernens gemacht wird; 2) dass der Lectionsplan nicht überladen ist mit einer Menge von Lehrgegenständen, wodurch das Kind verwirrt und alles gründliche Wissen hintertrieben wird; 3) dass alle Unterrichtsgegenstände von ihrer ersten Anlage an eine praktische Tendenz erhalten. Rec. erlaubt sich jedoch an dem Lectionsplan folgende Ausstellungen: 1) *Vier* Religionsstunden für jede einzelne Classe (die dritte hat deren sogar *sechse*) sind offenbar zu viel. Ist nur die Grundlage des Ganzen und der Sinn, in dem alles getrieben wird, ächt religiös und christlich: so wird man mit 2 Stunden Religionsunterricht vollkommen ausreichen, um so mehr, da ja noch die eigentliche Religionslehre des Predigers für die Confirmanden hinzukommt. 2) Warum soll das Memoriren und Recitiren nur auf die religiösen Gegenstände eingeschränkt, und nicht vielmehr über die Geschichte, Erdkunde und andere Disciplinen ausgebreitet werden? Eigentlich muss jeder Lehrgegenstand so getrieben werden, dass wie der Verstand, auch das Gedächtniss dadurch an Kraft und Gehalt gewinne. 3) In der Naturkunde, Geographie, Geschichte und Technologie kann der Schüler sich nur sehr dürftige und kümmerliche Kenntnisse erwerben; denn für jede dieser Disciplinen ist in den beiden höheren Classen wöchentlich nur eine einzige Stunde angesetzt. Dagegen könnte das Schönschreiben in der Oberclasse ganz wegfallen, und diess allenfalls noch zu Hause geübt werden. Auch sind statt 4 Zeichenstunden zwey hinreichend. 4) will es uns nicht gefallen, dass die Lateinische und Französische Sprache nicht mit in den Lectionsplan aufgenommen worden sind, sondern nur in 6 wöchentlichen Privatstunden gelehrt werden sollen. Beide Sprachen sind für den gebildeteren Bürger in einem gewissen Umfange fast unentbehrlich.

Ausser des Vfs. *evangel. Lehrbuch der christlichen Religion* und dem, mit Anmerkungen und einer kirchengeschichtlichen Einleitung von demselben herausgegebenen *lutherischen Katechismus*, sind keine Lehr- und Lese-Bücher angegeben, obgleich diess zur richtigen Würdigung der Lehrmethode nothwendig gewesen wäre. Der Vf. versichert, dass er bey der Behandlungsart jedes einzelnen Lehrgegenstandes streng darauf halte, dass sie der kindlichen Natur angemessen, einfach und gründlich sey, folgerichtig vom Leichten zum Schweren fortschreite, das ganze menschliche Wesen erfasse und auf geradem Wege zum Ziele führe. Ausser dem Director soll künftig nach dem jedesmaligen Bedürfnisse der Schule von Zeit zu Zeit auf Anstellung mehrerer Oberlehrer, Hülfs- und Unter-Lehrer, und zur Bildung der Schüler in den nöthigen Kunstfertigkeiten erprobter Lehrmeister Bedacht genommen werden. Unseres Erachtens würde die Anstellung von wenigstens 4 fixirten Lehrern nach dem vorliegenden Plane jederzeit nothwendig seyn. Was von der Schulzucht und Schulordnung gesagt wird, ist genügend, nur scheint uns der bogenlange Censurzettel viel zu complicirt. In der Beylage befinden sich einige, oft unbeachtete Vortheile bey den ersten Übungen im Schönschreiben.

L. Th.

Pesth, mit Trattner'schen Schriften: *Ueber Erziehung und Unterricht.* Ein Wort zur Ankündigung einer in Pesth errichteten K. K. privilegirten Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Töchter aus den gebildeten Ständen, von *Georg Franz Hofmann*, Philos. Mag., Mitglied der pädagog. Gesellsch. in Lenzburg, vormals Prof. an der Cantonsschule des Aargau's in der Schweiz. 1818. 16 S. gr. 8.

Rec. hat einen, auf vielfache Erfahrung begründeten Widerwillen gegen alle weiblichen Erziehungsanstalten. Das Haus, das unter der treuen Leitung einer frommen Mutter steht, ist der fruchtbarste Boden, in dem jede weibliche Tugend sicher keimt und trefflich gedeiht. Wenn freylich die Mutter andere Sorgen hat, als die des Hauses, wenn die Kinder ihrem Herzen fern stehen, oder wenn die Kleinen verwaist sind und sich kein Mutterherz für sie aufthut, dann mögen öffentliche Erziehungsanstalten sie aufnehmen und die zarten Pflanzen vor den Einwirkungen einer rauhen Witterung schützen. Je näher dann das Zusammenleben der Kleinen dem stillen, heiteren Familienleben gebracht wird, desto vortheilhafter und segensreicher wird es für ihre religiöse und sittliche Ausbildung werden. Für die Hauptstadt eines Landes mag eine solche Anstalt wohl nothwendig seyn. Die Grundsätze und Ansichten, die der Vorsteher der Pesth'er in vorliegenden Blättern äussert, flössen Vertrauen zu demselben ein. Die weibliche Bestimmung ist richtig erkannt, und in allen Theilen des Unterrichts- und Erziehungswesens festgehalten. Der religiöse Sinn ist zur Grundlage aller Bildung gemacht; jede Tugend soll durch denselben Kraft und Gedeihen bekommen; er soll alle Früchte, an denen man den Baum des Lebens erkennt, zeitigen und reifen. Nur Kinder vom sechsten bis zum zwölften Jahre, von gesundem Körper und gesundem Herzen, sind zur Aufnahme fähig. Die Zahl der Eleven ist auf 24 festgesetzt und wird nicht vermehrt. Ausser ihnen können auch blosse Schülerinnen an dem Unterrichte Theil nehmen. Für Wohnung, Beköstigung, Erziehung, Unterricht, Bedienung und Wäsche werden vierteljährlich 125 Gulden Conv. Geld voraus bezahlt. — Wir wünschen der neubegründeten Anstalt ein glückliches Gedeihen.

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

ALTERTHÜMER.

Bonn, in Commiss. b. Weber: *Beschreibung der Alterthümer in Trier und dessen Umgebungen aus der Gallisch-Belgischen und Römischen Periode.* Mit 28 Kupfertafeln, von *Karl Friedrich Quednow*, Königlichem Regierungs- und Bau-Rath (in Trier). 1820. 8. (Nebst einer Titelvignette, die Thürme in Trier vorstellend.)

Die Stadt Trier, in einer herrlichen, von schönen Gebirgen eingefassten Ebene, durch welche die Mosel strömt, gelegen, schon bey der Ankunft der Römer ein blühender Hauptort eines angesehenen Volks, dann einer der ersten Sitze des Christenthums, darauf Lieblingsaufenthalt, Residenz auf längere oder kürzere Zeit mehrerer Römischer Kaiser, und Sitz der Gallischen Präfectur, geschmückt und versehen mit allem, was einer bedeutenden Römischen Stadt, wo das Volk nächst dem Panis auch Circenses haben wollte, gebührte: diese Stadt Trier musste, was auch frommer Aberglaube zerstört, oder Gleichgültigkeit zu Grunde gehen lassen, doch noch Manches aus dem Alterthum bewahrt haben, was nur der nähern Untersuchung, der Nachgrabung oder der Bekanntmachung bedurfte, um Aufmerksamkeit zu erregen. Diess Alles ist in den letzten Jahren geschehen, jenes mit einigem Vorschub der Preussischen Regierung, aber wie es scheint, doch noch mehr durch die Aufopferung und den Eifer eines Privatmanns, des Regierungsraths *Quednow*, der uns die Resultate seiner Untersuchungen in der anzuzeigenden Schrift mitgetheilt hat.

Schon vor zwey Jahren war in dem zweyten Bande des Werkes: *Darstellungen aus dem Preussischen Rhein- und Mosel-Lande* von Prof. *Storck*, über die Trierischen Alterthümer in historischer und ästhetischer Betrachtung ziemlich ausführlich, und aus Quellen geschöpft, geschrieben worden; es kam nun darauf an, dass das eigentliche Architektonische mit Winkelmass und Senkbley untersucht, und von einem Manne vom Fach beschrieben und beurtheilt werden möchte. Diess war der Gegenstand der Bemühungen des Hn. *Quednow*.

Nach einer vorausgeschickten allgemeinen Übersicht der noch vorhandenen wichtigsten Bauwerke aus der vorrömischen und Römischen Zeit, so wie die beygefügte vortreffliche und sehr genaue Charte von Trier und der Umgegend es an die Hand giebt, beginnt der Vf. mit der alten Moselbrücke, deren Mauerwerk bis zum Wasserspiegel von derselben Bauart seyn soll, wie die *Porta nigra*, und also auf gleiches Alter mit dieser Anspruch machen kann. Dass die Römer hier bereits eine Brücke gefunden, bezeugen mehrere Autoren, besonders Tacitus.

Weit mehr Stoff zur Untersuchung giebt das merkwürdigste antike Bauwerk in ganz Deutschland, die sogenannte *Porta nigra*. Wegen des Geschichtlichen verweisen wir auf den zweyten Theil von *Storcks* Darstellungen aus dem Preussischen Rhein- und Mosellande. Des Gebäudes nur geahndete ursprüngliche Bestimmung; dann, durch des Syracusanischen Mönchs Simeon in denselben gewählten Einsiedleraufenthalt geheiligt, durch Erzbischof Poppo im J. 1035 in eine Kirche zum heiligen Simeon umgewandelt; das Erdgeschoss in- und ausserhalb mit Erde gefüllt, darüber her eine breite massive Treppe von 104 Stufen äusserlich hinaufgeführt; beide Stockwerke innerlich durch eine Treppe verbunden, jedes zu einer Kirche, die unterste auch zu Grabstätten dienend; dann Anbau von Kapellen, ein Thurm, und ein Chor mit dem Hochaltar rechts, ein schätzbares Bauwerk des Mittelalters. Schon die Französische Regierung liess die zur Verschüttung des unteren Stocks aufgehäufte Erde wegschaffen; der Anfang, das im Mittelalter angefügte wegzubrechen, und das uralte Gebäude in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen, wurde gemacht, doch erst im J. 1816 wurde es durch Vorschub der Preussischen Regierung ganz frey, und zeigte sich in seiner reinen Form. Im J. 1817 hielten der König und der Kronprinz von Preussen durch die neueröffnete *Porta nigra* ihren Einzug in die alte *Augusta Trevirorum*.

Das Fundament ist von gewöhnlichen Bruchsteinen in Mörtel gelegt, das Übrige von grossen, weissgrauen vortrefflichen Sandsteinblöcken 4 bis 5, auch 7—9 Fuss lang, 2 bis 3 Fuss breit, ohne Mörtel oder Cement dergestalt verbunden, dass die Fugen zwischen denselben ihrer Feinheit wegen kaum bemerkt werden können. Dass das Gebäude unbeendigt geblieben, wie der Vf. mit Gründen behauptet, ist dem Rec. noch nicht klar, da er von der Meinung ist, dass die Abglättung der Steine hin und wieder eher *der Zeit* zuzuschreiben sey, wo das Gebäude in eine christliche Kirche verwandelt worden.

Das Gebäude ist 115 Fuss lang, in dem mittlern Theile 47, in den auf beiden Seiten vortretenden Seitentheilen 67 Fuss breit. Auf der Stadtseite tre-

ten die Seitentheile in gerader Linie um 4 Fuſs, auf der Landſeite aber im halben Zirkel gegen 15 Fuſs vor dem Haupttheile des Gebäudes hervor. Seine urſprüngliche Höhe im mittlern oder Haupttheile aus dem Erdgeſchoſſe und zwey Stockwerken beſtehend, beträgt in den erſten 30 Fuſs 6 Zoll, in dem zweyten 19 Fuſs 4 Zoll und in dem dritten 20 Fuſs 1 Zoll, das Ganze alſo 69 Fuſs 11 Zoll, in jedem der beiden Seitentheilen aber, aus dem Erdgeſchoſs und 3 Stockwerken in dem erſten 30 Fuſs 6 Zoll, in dem zweyten 19 Fuſs 4 Zoll, in dem dritten 20 Fuſs 1 Zoll, in dem vierten 21 Fuſs 2 Zoll, im Ganzen alſo 91 Fuſs 1 Zoll. Das oberſte Stockwerk des linken Theils aber iſt früher ſchon eingeſtürzt, oder wahrſcheinlicher abgebrochen worden.

Auf den 4 Seiten-Anſichten iſt das Erdgeſchoſs und jedes der Stockwerke mit einer Säulen-Ordnung verſehen, und zwar in der vordern und hintern Anſicht der Säulen, welche um zwey Dritttheile ihrer Stärke aus dem Mauerwerk hervorſpringen; in den beiden Quer-Anſichten aber mit Pilaſtern, deren Vorſprung nur 3 Zoll beträgt.

Es iſt erfreulich, wie befriedigend Hr. *Quednow* alles Räthſelhafte dieſes merkwürdigen Gebäudes aufgeklärt hat. Es würde dieſe Recenſion zu weit führen, wenn wir den Ideengang ſeiner Erklärungen ganz darlegen wollten. Es war oft die Frage, ob die *Porta nigra* im etruriſchen oder griechiſchen Stile gebaut ſey. Gegründet auf Vitruv und Plinius erklärt ſich der Vf., trotz aller abweichenden Einzelheiten, nach ſorgfältig angeſtellter Vergleichung dafür, daſs die Säulenſtellungen an der *Porta nigra* mehr doriſch als etruriſch ſind, und aus einer Zeit abſtammen, wo der Übergang aus dem altgriechiſchen in den neugriechiſchen Stil erfolgte. Die älteſten doriſchen Säulen hatten nämlich kaum eine Höhe von fünf Durchmeſſer ihrer untern Dicke, wie man es noch an den Tempeln in Sicilien und Groſsgriechenland findet. Dieſs nahm bis zu der Zeit der Perſerkriege wieder zu, bis zu ſieben Durchmeſſern. Die Säulen der *Porta nigra* aber haben ſieben und einen halben Durchmeſſer. — Im hohen Alterthume hatten die doriſchen Säulen gar keine Baſen, die ſpätern erhielten Baſen, die Plinte mit inbegriffen, hoch einem halben Durchmeſſer des Schafts. Die Baſen der P. N. haben drey Viertel des Schaftes zu ihrer Höhe.

Über die Beſtimmung dieſes merkwürdigen Gebäudes iſt Rec. der Meinung des Hn. *Quednow* darin, daſs es zum Thore und als Beveſtigung gedient habe, ob aber auch zur Verſammlung der Vorſteher des Volks, wie auch *Hontheim* meint, darüber fehlen doch zu ſehr die Spuren. Die angeführten Verſe aus *Storcks* Überſetzung der Moſella des Auſonius (S. deſſen Darſtellungen, Bd. II. S. 179 und 180) geben keine Idee von der Form dieſes Gebäudes, indem Auſon unter der Pyramide unmöglich die *Porta nigra* gemeint haben kann, und auch, wie der Vf. richtig bemerkt, nur als Dichter ſich ſehr allgemein ausgedrückt hat. — Was die Zeit der Erbauung der P. N. betrifft: ſo trifft ſie vielleicht mit den trierſchen Sagen von dem Trebeta, dem Sohn der Semiramis zuſammen, jedoch ſo, daſs man geſchichtliche Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit nicht durch die Sage vernichten laſſe. Warum ſollten nicht griechiſche Coloniſten, bey irgend einer Revolution oder durch einen Krieg aus der Heimat vertrieben, ſchon in frühen Zeiten an die ſchönen Moſelufer gekommen ſeyn, und wenn auch nicht die Stadt Trier gegründet, doch vielleicht erweitert und verſchönert haben. So bleibt immer noch ein ſchönes Alter und eine glänzende Entſtehung, wenn wir auch den Trierern ihre dreyzehnhundert Jahre vor der Gründung Roms und ihren Trebeta hiſtoriſch nicht geſtatten können.

Herr *Q.* hat nicht wohl gethan, die zerſtreuten Buchſtaben, die man im Innern der P. N. auf den Sandſtein gekratzt ſieht, in Reihen oder Zeilen zu ſtellen, wie es ſchon in einem Trieriſchen Blatt früher geſchehen war. Dieſs könnte manchen Forſcher verleiten, das Ganze für eine Inſchrift anzuſehen, die es doch nicht iſt. Alle dieſe Buchſtaben und Zeichen ſtehen zerſtreut bald auf dieſem bald auf jenem Stein, und ſcheinen ganz zufällig von müſſigen Menſchen hingekratzt worden zu ſeyn. Mehrere meiſterhaft ausgeführte Kupfertafeln zu der Beſchreibung der *P. N.* machen die Erklärungen des Vf. ſehr deutlich.

Die zweyte Abtheilung ſeines Werkes beginnt der Vf. mit den Überreſten des Conſtantiniſchen Palaſtes zu Trier. Groſse und kühne Ideen des Baumeiſters ſind nicht zu verkennen, die groſse Feſtigkeit iſt lobenswerth. Dieſer Theil bildet eine Seite des kurfürſtlichen Palaſtes, und der Vf. ſtellt in dem Grundriſs auf ſehr wahrſcheinliche Art das Gebäude her, wie es urſprünglich geweſen, das dem zufolge 268 Fuſs Länge, 108 Breite hatte, und das Mauerwerk war 8 Schuh dick. Die Höhe bis zum Geſims der Attike beträgt 89, die Attike mit dem Geſims 8 Fuſs. Das Gebäude war ringsum mit offenen Arcaden verſehen. Die bey den Römern gewöhnliche Conſtruction der Mauern ſieht man auch hier, 15 Zoll lang und breit, 1½ Zoll dick ſind die Ziegelſteine, mit 1¼ Zoll ſtarken Mörtelfugen eingefaſst, und das Innere iſt mit Bruchſteinen, Scherben und Mörtel ausgefüllt. Der Vf. äuſsert ſich mit Kenntniſs über dieſe Art zu mauern, und rühmt die zu feſtem Stein gewordene Härte des Mörtels. An beiden Ecken der noch vorhandenen Seite des Palaſtes ſtehen zwey halbrunde Thürme, die mit dem Gebäude ein Ganzes bilden. Putz an den Wänden iſt ſowohl innerhalb als auſserhalb zu bemerken. Wie dieſes Ausputzen der Wände geſchehen, theilt Hr. *Q.* aus Vitruv und Winkelmann mit. Die innere Einrichtung des Pallaſtes iſt nicht zu erkennen, da alles zerſtört worden iſt. Die Zeit, wann der Pallaſt erbaut worden, will Hr. *Q.* nicht ſo unbedingt in die Regierung Conſtantins des Gr. ſetzen, wie einige behauptet haben, indem ja ſchon vor ihm in dem Panegyricus des Mamertinus von den Prachtgebäuden Triers die Rede ſey. Mauerwerk, das aus den Zei-

ten der Republik und der ersten Kaiser herrührt, hat nicht die starken Mörtelfugen, wie das aus späterer Zeit.

In Trier befinden sich zwey Römische Vertheidigungsthürme (*propugnacula*), aber nicht mehr in ihrer ursprünglichen Höhe, gerade so gemauert wie der sogenannte Constantinische Palast, 2 bis 2½ Fuss hoch aus ziemlich gut behauenen Kalksteinen von 8 Zoll Länge, 3½ Zoll Breite und 3 Zoll Stärke, abwechselnd mit zwey Reihen Ziegelsteinen in Mörtel mit in 1 Zoll starke Fugen gelegt, das Innere mit Bruchsteinen, Ziegelstücken u. s. w. in Kalk vergossen, angefüllt. Keine unterirdischen Verbindungsgänge haben sich gefunden. Da diese Thürme zur Stadtmauer gehören, so lassen sie auch auf die Grösse der eigentlichen Stadt, mit Absonderung der Vorstädte, schliessen.

Das Römische Amphitheater liegt sehr nahe bey Trier in einer Vertiefung an der Strasse die nach Ohlewig führt. Nach allgemeinen Äusserungen über die Amphitheater der Alten, die von gründlichen Studien zeugen, geht der Vf. auf das Trierische über, das nach den Ueberresten zu urtheilen eben so gebaut war, wie die Theater in Rom; nur mit dem Unterschiede, dass die Sitze nicht auf überwölbten Behältnissen, in welchen die Zugänge und Treppen zu dem Innern des Amphitheaters führten, sondern auf dem festen Erdboden aufgelegt waren. Diese Bequemlichkeit bot der gewählte Platz, und sollte Sparsamkeit nicht zu diesem Auskunftsmittel bestimmt haben? Aber wurde nicht auch zu dem Amphitheater in Athen eben so die Natur der Lage benutzt? — Zu den Sitzen und der Arena führten nur zwey grosse und zwey kleine Eingänge. Das Amphith. ist also gleichsam in die Berge eingeschnitten, und die grosse Achse der Arena liegt genau in der Mittagslinie. Diese grosse Achse hat 235, die kleine 155 Fuss. Den Fussboden bildet der natürliche geebnete Schieferfels. Ein trefflicher, in Felsen gehauener, überwölbter, 385 Fuss langer Canal ist noch entdeckt worden, der bestimmt war, das Wasser aus der Arena abzuführen. Der zu dem Mauerwerk verwandte Mörtel ist nicht so fest, wie der an den andern zwey Gebäuden. Wir übergehen die sehr ausführliche und gründliche den Zweck deutlich machende Beschreibung aller Einzelheiten dieser Reste des Amphitheaters, und bemerken nur noch einiges. Zu den Sitzen führten von aussen sechs Eingänge, vier derselben waren 218 Fuss lang, vorn 14 und hinten 8½ Fuss breit. Drey halbrunde Thürme scheinen nach dem Vf. den Zweck gehabt zu haben, zur Verstärkung gegen den bedeutenden Druck des daselbst befindlichen hohen Erdreichs, theils zur Verstärkung als Widerlage für die darauf gesetzten Gewölbe zu dienen.

Einige beygefügte Kupfertafeln nach *Queknow*schen Zeichnungen enthalten die Ansichten des Amphitheaters, wie es gewesen seyn könnte, und wie es jetzt ist, beide von Innen und von Aussen. Emblematische Verzierungen, Statuen von Fechtern u. dgl. auf Postamenten am Eingang sind von dem Zeichner zugesetzte Verzierungen, wie sie gewesen seyn könnten.

Die Überreste Römischer Bäder in Trier sind von bedeutendem Umfange; nur die Hälfte ist sichtbar, und noch einige Jahre können hingehen, ehe das Ganze aus der Erde gearbeitet seyn wird. Der Vf. zeigt in der Einleitung über Röm. Bäder im Allgemeinen Belesenheit und gründliche Einsicht, und wendet nun das Allgemeine auf die Trierischen Bäder an, zu deren Erläuterung er zwey Kupfertafeln hat stechen lassen. Der Platz war zum Kurfürstlichen Garten eingerichtet worden. Da das Terrain aber zum Glück 10 Fuss höher war: so ist wenigstens die Einrichtung des unteren Stocks der Bäder geblieben, wo dann die Röhren an den Wänden zur Erwärmung der Badezimmer in ziemlicher Vollkommenheit zu sehen sind. Alles noch Vorhandene ist von dem Vf. zur Befriedigung des Beschauers erläutert. Wir verweisen auf die ausführliche Darlegung in dem Buche. Badewannen sind nicht gefunden worden. Ausser den nun sichtbaren Resten, die aus einer späteren Zeit, etwa Gratians, herrühren, finden sich aber Spuren von anderen viel weitläuftigeren prachtvolleren Bädern aus einer früheren Periode, auf deren Fundament jene neuern aufgeführt worden.

Auf dem grossen Plan, der die Lage der Stadt Trier darstellt, und auf welchem sämmtliche Alterthümer nach ihrer Lage und Örtlichkeit verzeichnet stehen, sieht man den Zug der Römischen Wasserleitung von der Rüwer nach dem Amphitheater. Auch hier spricht der Vf. wieder im Allgemeinen von Römischen Wasserleitungen, und kommt sodann auf die Trierische, die noch zum grossen Theil, da wo sie unter der Erde läuft, wohl erhalten, nur wo sie über massive Bogenstellungen angebracht war, fast gar nicht mehr zu sehen ist. Sie läuft an den Abhängen der Berge fort, wo es kaum zu begreifen ist, wie die Baumaterialien überall hingeschafft werden konnten. Dass das Wasser zu Naumachien (wenn auch nur kleine Schiffspiele, wie sie Auson in der Mosella beschreibt) in's Amphiteater, dann aber auch in Seitenarmen nach den Bädern und der Stadt geführt worden, lässt sich annehmen, und wird sich bey weiteren Nachgrabungen ausweisen. Die Wasserleitung ist 3115 Rheinl. Ruthen lang (S. auf der Kupfertafel VIII den Grundriss und Aufriss) 4 Fuss im Lichten weit, und vom Boden bis zum Schlussstein 5 Fuss 10 Zoll hoch. Die Seitenmauern und der Fussboden sind mit einem vortrefflichen wasserdichten Cement bekleidet, der aus sechs Theilen gelöschtem Kalk, vier Theilen grob zerschlagenen Ziegelsteinen, einem Theil Ziegelmehl und 1 Theil Sand besteht. Die Festigkeit desselben ist bewundernswürdig, die äussere Fläche scheint wie abgeschliffen, und nimmt bey der ausserordentlichen Härte Politur an; ein polirtes Stück solcher Wandbekleidung sieht schön aus, und man würde ganz füglich Tischplatten, welche den Marmorplatten an Schönheit und Dauerhaftigkeit nicht nachstehen, daraus verfertigen können. Leider wird die Wasserleitung

hin und wieder bloss darum zerstört, um die Steine und die schöne Bekleidung der Wände zu Neubauen oder Reparaturen zu benutzen. Möchte die Preussische Regierung sich ins Mittel legen! Das Gefälle ist 5 Zoll auf hundert Fuss. Zur Wasserleitung gehörige Röhren sind nicht gefunden worden. — Hierauf Erwähnung der prachtvollsten Römischen Wasserleitung disseits der Alpen, die oberhalb Metz, bey Jouy aux Arches, deren sehr hohe Bogenstellungen quer durch die Mosel gingen und jetzt noch zum Theil stehen. — Die Röm. Wasserleitung bey Mainz war 28,655 Fuss lang, ihre grösste Höhe bey Zahlbach 128 Fuss. — Das lächerliche Mährchen von der Wasserleitung, welche von Wasserbillig an der Mosel nach Cöln am Rhein durch die Eifel 17 Meilen weit geführt worden seyn soll, und zwar um den Wein von hier nach Cöln zu schaffen, wird von dem Vf. nach Verdienst gewürdigt, als in sich widersprechend. Die Sage von Catholdus mit Beziehung auf den Rubercanal ist aus *Storcks* Darstellungen mitgetheilt.

Das Capitel von den Römischen Strassen enthält wieder manches Interessante. Zuerst im Allgemeinen über die vornehmsten, ihre Festigkeit, ihre Länge, ihre Breite, und aus *Bergier Histoire des grands chemins de l'empire romain* wird die Art, wie sie erbaut wurden, mitgetheilt. Es wäre gut, wenn unsere Wegebauer sich mit derselben bekannt machten. Von Trier führten folgende Hauptstrassen nach verschiedenen Orten, nach Rheims, über Metz und Strasburg nach Sirmium in Pannonien (Spuren derselben hat man bey Thionville gefunden), nach Metz, über Kirchberg und Bingen nach Mainz; über Neumapen, den stumpfen Thurm, Densen über Bingen nach Mainz, (es ist die Strasse, welche Ausonius zog, als er von der Röm. Armee bey Lopodunum zurück kehrte nach Trier, (S. sein Gedicht Mosella und das Ausführlichere darüber in Storcks Darstellungen Th. II.) über Neumapen, Kastellaun, Coblenz nach Cöln und über Bittburg nach Cöln, ungerechnet die Nebenstrassen, deren Spuren man findet. Bey der Untersuchung derselben fand der Vf. folgende Beschaffenheit:

„Die untere oder erste Lage besteht aus grossen 24 Zoll hohen, 6 bis 8 Zoll breiten Kalksteinen, welche in eine Lehmmasse dicht neben einander gesetzt sind, so dass die Masse diese grossen Steine in der Mitte noch 4 Zoll und auf den Seiten 2 Zoll hoch bedeckt. An den Seiten sind keine stärkern und höhern Steine, sogenannte Bordsteine bemerkbar. Die zweyte Lage besteht aus einem groben Wasserkies von der Grösse eines Taubeneyes, in der Mitte 6 Zoll hoch, an den Seiten ganz auslaufend, wobey aber zu merken ist, dass die Kieslage 5 Fuss breiter ist, als die darunter befindliche Steinlage. Die dritte und letzte Lage besteht aus geschlagenen Kalksteinen, von 1 bis 1½ Zoll Grösse, in der Mitte 10 bis 12 Zoll hoch, an den Seiten in eben der Breite als die mittlere Lage auslaufend. Die ganze mit Kies beschüttete Breite der Strasse beträgt also 10 Fuss; die Wölbung der Strasse, so viel sich noch beurtheilen läfst, war bedeutend, und betrug bey 19 Fuss Breite, 1 Fuss. Diese Römer-Strasse ist in der Mitte etwa 3 Fuss stark. Da nun aber das jetzige Terrain über der letzten Lage der Strasse im Durchschnitt 4 Fuss hoch ist, und daraus gefolgert werden kann, dass das Profil der Römerstrasse bis jetzt wohl Veränderungen erlitten haben möge: so wird man das dargestellte Profil mit dem ursprünglichen nicht als vollkommen übereinstimmend anzunehmen berechtigt seyn; allein im Wesentlichen kann der, welcher diese Römerstrasse an Ort und Stelle gesehen hat, gewiss nichts gegen den dargestellten Durchschnitt derselben einwenden.

Da die Strassen, welche jetzt künstlich mit Steinen angelegt und oben mit einer Kiesdecke versehen werden, in der Mitte nur eine Stärke von 12—14 Zoll erhalten: so übertrifft dennoch die Bauart der Strassen der Römer auch ausserhalb Italien die unsrige an Festigkeit; allein es ist gleichwohl nicht zu leugnen, dass unsere Strassen sowohl den Fahrenden als auch den zu Fuss Reisenden hinsichtlich ihrer grösseren Breite mehr Sicherheit und Bequemlichkeit gewähren. Werden sie nach unseren jetzt bestehenden Vorschriften nur von guten festen Steinen regelmässig profilirt, zur Decke ein guter Kies gewählt, und, was demnächst die Hauptsache ist, alljährig gehörig unterhalten: so bauen wir sicher nicht Strassen, um sie bald wieder in Stand setzen zu müssen, wie ich solches irgendwo gelesen zu haben mich erinnere; sondern sie werden sich auch Jahrhunderte durch erhalten." —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Giessen, b. Heyer: *Katechismus der christlichen Lehre* von *Joh. Peter Ludw. Snell*, Inspector und Pfarrer zu Brandobernadorf im Herzogthum Nassau. Achte verbesserte und mit Fragen vermehrte Original-Auflage. 1819. 167 S. 8. (6 Gr.)

Hamburg, b. Hoffmann u. C.: *Pieces choisies de l'Ami des enfans*, de *M. Berquin*. A l'usage des écoles. Troisième édition, revue et corrigée. 1819. VI u. 314 S. 8. (18 gr.)

Leipzig, b. Dyk: *Gedichte* von *August Friedrich Ernst Langbein*. Erster Theil. Neue verbesserte Auflage. 1820. 312 S. Zweyter Theil. 306 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Constanz, b. Wallis: *Die Bergpredigt unseres Herrn und Erlösers*. Ein Neujahrsgeschenk für Freunde von *J. H. v. Wessenberg*. Zweyte Auflage. 1820. 46 S. 16. (6 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1820.

ALTERTHÜMER.

BONN, in Commission b. Weber: *Beschreibung der Alterthümer in Trier und dessen Umgebungen aus der gallisch-belgischen und römischen Periode.* Von *Karl Friedrich Quednow,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das Römische Denkmal in Igel, ¾ Meilen weit von Trier an der ehemaligen Consularstrasse von Trier nach Rheims, genannt *Grabmal der Secundiner,* ist unstreitig einer der merkwürdigsten Überreste, vielleicht der merkwürdigste aus der Römerzeit, so sich diesseits der Alpen erhalten hat. Ein thurmartiger Obelisk jetzt noch 70 Fuss hoch mit ein wenig erhobenen Bildern fast ganz bedeckt. Der Vf. betrachtet zuerst die Inscription, und geht sodann zur ausführlichen Beschreibung der Bilder und ihrer Deutung über. In den meisten Fällen nimmt er die Meinungen, die in *Storcks Darstellungen* entwickelt worden sind, an, namentlich die wegen des Adlers und der Reste der menschlichen Figur auf der Spitze, die er aufwärts zu tragen scheint, die Erklärung der drey Figuren auf der Vorderseite, die der Tafel, wo man eine Quadriga und ringsum den Thierkreis sieht, so wie er auch das Willkührlich in die Inschrift Hineingedeutete mit ihm verwirft. Durch einen Irrthum hat der Vf. die Verse des Ausonius auf die Stadt Trier als aus der Mosella genommen angeführt, da dieselben doch in den Darstellungen II. S. 113 besonders mitgetheilt sind, und unter Ausons Gedichte auf berühmte Städte gehören. Dass auf diesem prachtvollen Todtenmal die Beschäftigungen der Secundiner als *Agentes in rebus,* dann auch Beziehungen auf die Lebensumstände des Secundinus Aventinus überhaupt in allerley allegorischen Bildern vorgestellt sind, darüber ist der Vf. mit *Storck* einig; bey näherer Untersuchung hat sich gefunden, dass die Kugel, auf welcher der Adler steht, nicht hohl und zum Verwahren der Asche bestimmt, wie man geglaubt hat, sondern ganz massiv ist. Der Vf. verdient Dank, dass er diese Bilder abermals einer Prüfung und Erklärung unterwarf, obgleich kein neues Resultat sich ergeben hat. Für die genaue Abzeichnung aller vier Seiten des merkwürdigen Monuments auf vier verschiedenen Blättern, das bisher von *Caspar Merian* in *Browers* Annalen allein nur gut war gezeichnet und gestochen worden, obgleich die perspectivische Richtung nicht Alles deutlich erkennen liess, danken wir dem Vf. auf's verbindlichste. Der Stich der Zeichnungen ist gelungen, und man hat doch so endlich eine richtige Abbildung des Grabmals vor Augen.

Eine halbe Meile von Echternach ist ein aus einem natürlichen Felsen gehauenes Denkmal oder Altar der Diana mit der Schrift: *Deae Dianae Q. Posthumius Potens V. S.* Das Bild stellt einen Tempel vor, und in demselben Diana mit einer Kuppel Windhunde, von welchem aber der obere Theil zertrümmert ist. Die Bildnerey ist vortrefflich, die Buchstaben sind gut geformt, die Verfertigung desselben kann man mit Recht in das erste oder den Anfang des zweyten Jahrh. der Kaiserregierung setzen. Der Fuss desselben ist malerisch mit Epheu umschlungen, so wie denn die Gegend überhaupt umher wohl einer Diana heilig seyn konnte.

Von den beweglichen Alterthümern sind ziemlich viele abgebildet; nur wenige haben als Kunstwerke Werth, die meisten tragen deutlich den Stempel eines verdorbenen Geschmacks. Rec. nennt folgende: eine 7 Zoll hohe Diana, der natürliche Lack der Bronse zeigt ein hohes Alter. — Ein 6 Zoll 8 Linien hoher gepanzerter Mars. Das Gesicht ist besser behandelt als die Figur. — Ein fratzenhaftes Bild Jupiters auf einem Adler reitend, 6 Zoll 6 Linien hoch. — Mercur, 5 Zoll 6 Linien hoch, mit dem Hut, dem gefüllten Beutel, und dem Caduceus. Ein wirklich gutes Bild aus Bronze. — Ein ziemlich unförmlicher Hercules 4 Zoll 2 Linien hoch. — Sämmtliche Bilder sind vor längerer Zeit bey Blankenheim in der Eifel gefunden worden.

Von Bildhauerarbeiten aus Stein ist die Abbildung eines sehr guten Basreliefs, Hercules den Cerberus aus der Unterwelt heraufholend, mitgetheilt. Es wurde im Bette der Mosel an der Brücke bey Trier gefunden. Der Vf. setzt dieses Werk in die Zeit der ersten Kaiser. Ebendaselbst wurde ein beschädigtes Bild, einen Genius vorstellend, gefunden. — Ein schön gearbeiteter Fuss, gefunden in den Bädern. — Das Bruchstück eines Thiergefechts. Das Vordertheil eines Ebers, das noch erhalten, ist vortrefflich; gefunden in einer Nische am Haupteingange des Amphitheaters. — Ein Bacchuskopf in Lebensgrösse, beschädigt, charakteristisch ohne correct zu seyn, aus Italiänischem Marmor; gefunden in den Trierischen Bädern. — Ebendaselbst ein marmornes Bildchen; eine Figur in einem Sessel mit Früchten im Schoos; nicht sonderlich; — drey sehr schätzbare Steinbilder aus dem Amphitheater, eine Chimära, einen Triton und vielleicht Perseus und Andromeda vorstellend; sehr beschädigt. — Ein antiker Sarg aus feinem Sandstein, 6 Fuss 10 Zoll lang, 2 F. 7 Z. breit,

2 F. 3 Z. hoch. Das Bild auf der Vorderseite ist durch zwey Säulen in drey Theile abgetheilt. Hinter einem Tische stehen acht mit Mänteln bekleidete Personen paarweise. Auf dem Tische sind Vögel und vierfüssige Thiere u. s. w. Die Arbeit ist nicht vorzüglich, die Deutung schwer. Dass der Sarkophag der eines Augurs gewesen, ist die Meinung *Wyttenbachs*.

Auch mosaische Arbeiten sind gefunden worden. Die Abbildung einiger Bruchstücke ist mitgetheilt. Sie sind nicht sonderlich. — Nach einigen einleitenden Worten über Vasen und Vasenmalerey spricht der Vf. von den in und bey Trier gefundenen sowohl irdenen als gläsernen, verzierten als gemeinen Vasen, und vertheidigt die Meinung wegen der Bestimmung der sogenannten Thränenflaschen. Über den Gebrauch, den die Alten vom Glase machten. Von den antiken Lampen. Zwölf sehr zierlich geformte Vasen sind im Kupferstich mitgetheilt. Ein Trinkgefäss von rother Erde hat die Aufschrift *Bibe*. Der Vase Fig. 7 giebt der Vf. Griechischen Ursprung.

Die Kupfertafel stellt eine Menge kleiner antiker Geräthschaften vor, Haarnadeln, Löffel, Schlüssel, einen Stilus, Schnallen u. s. w., welche sämmtlich bey und in Trier an verschiedenen Orten gefunden worden. — Sehr der Betrachtung werth ist die Buckel eines Zaumzeuges von Bronze mit halb erhabener Arbeit, einen Kampf zu Fuss und zu Pferd gegen Löwen vorstellend. Geistreiche und richtige Zeichnung, Feuer in der Idee.

Neue Inschriften ausser den bey Brower, Bertholet und Hontheim bereits bemerkten, sind nicht gefunden worden mit Ausnahme einer einzigen aus dem Amphitheater. Als die Abtey Maximin im J. 1818 zur Kaserne eingerichtet wurde, fand man 12 Fuss unter der Erde viele steinerne Särge, und marmorne Tafeln mit Inschriften; sie hatten aber die bekannten christlichen Symbole.

Das schätzbare Werk des Hn. Reg. Raths *Quednow* verdient von allen denen gekannt zu seyn, denen die Vorzeit unseres Vaterlandes, und die Kenntniss des Alterthümlichen überhaupt wichtig ist. Nicht jedem ist es vergönnt, nach Italien zu gehen, und Römerwerke anzustaunen. Trier ist, wie es zu den Zeiten Gratians ein zweytes Rom genannt worden, auch jetzt in anderer Bedeutung ein kleines Rom. Vieles kann noch zu dem bereits Vorhandenen gefunden werden, wenn die Regierung unterstützt. Vor allen Dingen sollte Trier nichts entzogen werden, was in seinen Umgebungen gefunden worden ist, und werden wird. Alles das macht mit der Geschichte und der Lage und Gestalt der Stadt ein Ganzes aus.

Möchte es viele Männer geben, die eben so unermüdlich im Nachforschen ihren Fund der Welt auf eine so würdige Art mittheilen, wie es in dem beurtheilten Werke geschehen ist! So wie hier Zeichnung, Stich und Druck ausgefallen, brauchen wir nicht hinter anderen Nationen ähnlicher Werke zurückzustehen. Möchte die Regierung das Opfer, welches dieser thätige Alterthumsforscher gebracht, zu erkennen und zu belohnen wissen!

Kl. KK.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERFURT, b. Keyser: *Reformations-Almanach auf das Jahr* 1821. Herausgegeben von *Friedr. Keyser* und *Joh. Friedr. Möller* (Diak. in Erfurt). Dritter Jahrgang. CCXIV u. 310 S. 16. (2 Rthlr. 16 gr.)

Da der erste Herausgeber dieses Almanachs, von einem frühen Tode überraschet, nur die vorläufigen Anstalten zu dem dritten und letzten Jahrgange hatte treffen können: so übernahm Hr. *M.* die Ausführung des vorgezeichneten Planes, wodurch nicht nur nichts verloren, sondern in mancher Hinsicht gewonnen worden ist. Die Abtheilungen sind dieselben geblieben; nur dass bey der letzten, den Abhandlungen und Gedichten, die Trennung zwischen historischen und dogmatischen weggefallen ist. In dem Bildersaale (S. XIX — CCXII) finden die Leser die Abbildungen von Calvin, Reuchlin, Moritz Hrz. von Sachsen, Hans Sachs, Wibrandis Rosenblatt, Luther im Tode, desselben Klosterzelle in Erfurt, sauber und mit grossem Fleisse nach alten Originalen in Kupfer gestochen. Die geschichtlichen Erläuterungen sind von verschiedenen Vfn. Der Aufsatz: *Zur Charakteristik Joh. Calvin's*, von einem *Zürcher Gelehrten* (S. XIX — LXIV) ist nach einer Skizze im *Almanac des Protestans* (Paris 1809) ausgearbeitet und stellet nur Thatsachen auf, ohne weiter in die Ursachen derselben einzudringen. Doch erhält derselbe einen eigenthümlichen Werth dadurch, dass der Vf. aus der Schrift von *Grenus*, welche Rec. trotz aller Bemühungen nicht hat erhalten können, (*Fragmens biographiques et historiques extraits des Registres originaux du Conseil d'état de la republ. de Genève des* 1535 — 1792. *Genève* 1815. gr. 8.) die Stellen wörtlich mitgetheilt hat, welche zweifelhafte Umstände in *Calvin's* Leben sicher bestimmen. — *Reuchlins* Leben von *Christian Niemeyer* (S. LXV — XCIX) ist in der bekannten Manier des Vfs. fast ganz nach der Biographie bearbeitet, welche *Ludw. Schubart* in den literar. Fragmenten Samml. I. S. 43 — 116 und aus diesem *Gehres* in *Reuchlin's* Leben und Denkwürdigkeiten seiner Vaterstadt. Carlsruhe 1815. (m. vgl. Jen. A. L. Z. J. 1817. No. 221) geliefert hat. — *Moritz Hrz. von Sachsen* wird (S. C — CXLIII) von Dr. *Heinr. Aug. Erhard* wahr und anziehend dargestellt; nur möchte von den edeln Triebfedern seiner Unternehmungen hie und da mit zu grosser Zuversicht gesprochen seyn. — *Hans Sachs* hat an Hn. *Christian. Niemeyer* (S. CXLV — CLVI) einen beredten und gerechten Lebensbeschreiber gefunden. — Da von der *Wibrandis Rosenblatt* weiter nichts bekannt ist, als dass sie vier Ehemänner, Ludw. Keller (Cellarius), Joh. Oekolampadius, Wolfg. Capito u. Mart. Bucer nach und nach hatte und überlebte: so verdiente sie kaum in diesem Bildersaale die ihr (S. CLXXXVII — CXCIV) eingeräumete Stelle. — Zu dem nach Cranach gestochenen *Luther im Tode* hat der Herausg. nur das Lied drucken lassen: „Nun bitten wir den heil. Geist." — Willkommen wird gewiss allen Lesern die Beschreibung des Herausg. von *Luther's Klosterzelle in Erfurt* seyn als Nachtrag

zu dem, was davon schon im 1 Jahrg. vorkommt. — Eine erfreuliche Zugabe ist das *Facsimile* von *Reuchlin's* sehr leserlicher und *Calvins* höchst unleserlichen Handschrift, so wie die Abbildung der St. Peterskirche in Genf auf der Vorderseite des Umschlages.

Die zweyte Abtheilung eröffnet sehr würdig die Abhandl.: *Über die Bildung und den Geist Calvins und der Genfer Kirche*, von D. *Karl Gottlieb Bretschneider*, OCR. und Gen. Sup. zu Gotha (S. 1—138), welche mit grosser Klarheit und pragmatischem Geiste in vier Abschnitten Calvin und seine Verdienste im Allgemeinen schildert, Calvin und Genf, beider erste Verbindung und Entzweyung, dann dessen Theologie und endlich C. und Genf in ihrer Wiedervereinigung darstellet. Manche Umstände, z. B. die Ursachen, aus welchen C. aus Genf verwiesen wurde, würden sich bestimmter ergeben haben, wenn Hn. *B.* die oben erwähnte Schrift von *Grenus*, die er bey der Verbindung Gotha's mit Genf vielleicht eher als jeder andere Deutsche Gelehrte erhalten konnte, zur Hand gewesen wäre. — Die 5 *Reformations-Lieder* von *E. M. Arndt* (S. 139—144) athmen Kraft, sind aber in der Wahl der Bilder nicht immer edel genug. Gleich in dem ersten soll der Geist sich *stählern* anziehen und an das Herz sich *eisern* kleiden. — Auf diese Lieder folget: *Wilh. Nesen.* Eine Erinnerung aus der Reformations-Zeit. Von Prof. *Am. Wendt* (S. 145—189). Hr. *W.* stellt diesen Freund Luther's und Melanchthon's grösstentheils aus dessen eigenen und des Melanchth. und Erasmus Briefen dar. Die Stelle aus Luther's Antwort auf des Königs in England, Heinr. VIII, Lästerschrift (B. 19. S. 563 der Leipziger Ausg. von Zedler), in welcher *Nesen's* Erwähnung geschiehet, scheint Hn. *W.* ganz entgangen zu seyn. — Das Gedicht von *L. M. Fouqué, Helden und Helden* (S. 190—192) preiset Luther's religiösen Sinn, der die Kraft zu jeder guten That und das Gelingen derselben Gott zuschrieb, im Gegensatz gegen viele Helden anderer Art, welche wähnen, Alles durch sich selbst und ihre Macht zu seyn. — Den Ton des folgenden Gedichtes (S. 193—198): „*Martin Luther.* Vorgetragen am 5 Jänner 1817. Zur Stiftungsfeyer der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache" findet Rec. weder der Würde jener Gesellschaft, noch dem Ernste dieses Almanachs angemessen. Der Schluss lautet: Und wie's der Luther hat bericht't, So wollen wir nach rechter Pflicht, mit Griffel, Schwert und Bechern, Fromm, fleissig, frey und fröhlich seyn, Und schlügen so viel Teufel drein, Als Ziegel auf den Dächern: Vor allem achten nie gering Die werthe Muttersprache, Dass nicht manch böses, welsches Ding Sich wieder an uns mache; Sie jedermänniglich verfecht, Das wünscht mit allen Frommen *Karl Heinrich Giesebrecht.* — Der Aufsatz (S. 199—216): *Winke aus dem sechzehnten Jahrhundert, die Predigtweise des neunzehnten Jahrh. betreffend.* Oder: *Der Prediger in Luthers Tagen und der Prediger in unseren Tagen.* Von *F. W. Lomler*, Superintendent, enthält, wie sich von dem Epitomator der Luther'schen Werke nicht anders erwarten lässt, viele feine Bemerkungen über den in der Aufschrift angegebenen Gegenstand; doch sind dem Rec. bey einigen Stellen auch Zweifel eingekommen. Mehrere Leser dürften dieselben Gesinnungen theilen, wenn sie S. 200 lesen: „Vielleicht alle Liebe überhaupt nur eine Frucht der Gewohnheit, vielleicht selbst nur eine Gewohnheit." Auch *die* Behauptung möchte sich nicht durch die allgemeine Erfahrung bestätigen (S. 209), dass der Prediger in unseren Tagen bey seinen Vorträgen an sehr bestimmte Formen gebunden sey. Man hat ja dem verewigten *Reinhard* die bestimmte Form, an welche er sich in seinen Predigten band, oder vielmehr durch seine Individualität gebunden war, oft genug vorgerückt, und mancher Prediger unserer Tage verdankt ja seinen Ruf besonders der neuen Form, welche er seinen Vorträgen zu geben weiss. — Den Beschluss macht (S. 217—310) die Abhandlung: „*Was verlangt die fortgeschrittene Zeit von denen, die zu Trägern des Ewigen berufen sind?* Ein Versuch von *Joh. Friedr. Möller*, Diak. zu Erfurt. Die Leser würden sehr unrecht thun, wenn sie von dem dunkel und pretiös ausgedrückten Titel und dem Eingange einen Schluss auf die ganze Abhandl. machen wollten. Diese ist vielmehr ein zu beachtender Beytrag nicht nur zur Entscheidung des Streites zwischen Rationalisten und Supernaturalisten, sondern giebt auch den Trägern der Zeit = den christlichen Religionslehrern manche zu beherzigende Winke für ihre Wirksamkeit. Der Satz, auf welchen Hr. *M.* Alles gründet, ist der, dass die Menschheit stets in Gegensätzen fortschreite und der Zeitgeist nur aus der Erkenntniss dieser Gegensätze klar werde. Für eine ins Einzelne gehende Prüfung, die Rec. gern anstellte, ist hier der Raum nicht; es sey daher genug, darauf aufmerksam gemacht zu haben, und den Vf. zu ermuntern, seine Forschungen an der Hand der Vernunft und der Offenbarung und Geschichte fortzusetzen, und seine Ideen zu erhellen, zu berichtigen und zu befestigen.

P.

Kiel, b. Schmidt u. Leipzig, b. Hartmann: *Poesie und Prosa, für Glücklicherzogene.* Von *Christ. Heinr. Schütze*, Prediger zu Barkau bey Kiel. Erster Theil 1819. 334 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Voran steht ein Gespräch: *der ächteste Lebensgenuss;* eigentlich eine Zusammenstellung von Aussprüchen geistvoller Männer, welche die Beschäftigung mit den Wissenschaften und Büchern als wahren Lebensgenuss darstellen.

Die meisten prosaischen Aufsätze dieses Buches sind durch Äusserungen anderer Schriftsteller veranlasst, die theils weiter ausgeführt, theils beschränkt, theils bestritten werden. Vornehmlich sucht der Vf. bescheidene Beurtheilung der Welt und Vorsehung, und Vertrauen auf diese zu befördern, den Gedanken an Unsterblickeit zu beleben, und den grossen Werth des Christenthums fühlbar zu machen. Mit einem grossentheils richtigen Urtheile verbindet er eine gute Darstellungsgabe; besonders setzt ihn seine ausgebreitete Belesenheit in den Stand, seinen Vortrag anziehend zu machen. Hr. *Sch.* geht auch den rechten Weg, um von den Vorzügen des Christenthums zu überzeugen, obgleich die Art, wie er die gött-

liche Natur Christi darzuthun sucht, (sofern diese im Sinne der Dogmatik genommen werden soll,) nicht befriedigend gefunden werden möchte. Und die Philosophie und die Philosophen sind doch auch wohl nicht durchaus gerecht beurtheilt. Aus Sokrates Antwort an die Hetäre folgt nicht geradezu, was Hr. *Sch.* daraus schliesst, und eben so wenig aus der Äusserung von Kants Diener, wenn sie auch verbürgt seyn sollte. Was Kant über das Gebet sagt, scheint uns in keinem Widerspruche mit seinen übrigen Behauptungen zu stehen, auch nicht als eine Verwerfung der Erhebung des Herzens zu Gott ausgelegt werden zu dürfen. Und nicht Jeder, der zu einer Zeit einen Satz ausspricht, der einem zu einer anderen Zeit ausgesprochenen entgegen zu stehen scheint, widerspricht sich darum wirklich. Denn die Veranlassung, der Zusamenhang, die Beziehung bestimmen oft den Sinn anders, als die blossen allein hingestellten Worte, ihn bezeichnen. „Die schlimmste Seite der Philosophie" aber ist, nach dem Vf. die, „dass wir selbst, wenn wir uns einen der Besten zum Lehrer wählen, immer finden, dass wir mit uns selbst im Widerspruche stehen. Z. B. ich entschliesse mich, Plato zu meinem Führer zu wählen, weil er es mir so anschaulich macht, dass ich, wenn ich treu hier meine Kräfte verwende, zu einem besseren Leben gewiss übergehe; flugs fragt es in mir: So? ist Zeno nicht ein eben so trefflicher Mensch wie Plato? und sagt ersterer mir nicht, dass der Olymp sich nicht um die Menschen bekümmere und dass die Gestorbenen höchstens wie die Raben nur eine lange Zeit nach diesem Leben daseyn werden?" Aber wer heisst mir denn, Einen Führer mir zu wählen, ihm in Allem zu folgen? Die Philosophen soll man betrachten als Helfer bey einem unendlichen Bau; ihre Bemühungen und das, was durch sie zu Stande kam, sollen den Betrachter erwecken und ihm helfen, dass er mit sich Eins werde, und auch das Seine zu dem grossen Bau beytrage. Kann nicht Jeder sie vergleichen und in ihrem Verhältnisse zum Ganzen betrachten: so ist das weder der Philosophie noch den Philosophen zur Last zu legen. Es ist freylich kein besserer Führer zu finden, als Christus; aber Christi Worte wollen ausgelegt seyn. Stimmen Alle in der Auslegung überein? Hat nicht unter denen, die Christum suchen und zu haben glauben, eine eben so grosse Verschiedenheit Statt, als unter den Philosophen? Nach des Vfs. Art zu schliessen, müsste dieses dem Christenthume zum Vorwurfe gereichen. Doch er nimmt auch anderswo die Philosophen in Schutz, und vertheidigt ihren Werth gegen *von Held's* Auffatzt über Theorie und Praxis in einer so gründlichen und treffenden, als unterhaltenden Abhandlung. Nur wo Hr. *Sch.* sich auf die Beurtheilung solcher philosophischen Behauptungen einlässt, die nur im Zusammenhange mit dem ganzen Systeme des Urhebers recht gewürdigt werden können, scheint er uns nicht in seiner Sphäre zu seyn. Selbst die Foderung, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, die doch nichts Anderes sagt, als: thue das Gute, weil es gut, vernünftig ist, und ordne Pflicht und Tugend nicht dem angenehmen Genusse, der Glückseligkeit als Mittel unter — ist ihm (S. 308 ff.) nichtig. „Was heisst das," fragt er, „ein Wollen des Guten um sein selbst willen lieben und üben?.. Den Wollenden des Guten, Gott, lieben; seines Willens wegen das Gute wollen und üben, aus Dankbarkeit gegen Gott und Jesus es wollen! Das ist eine Idee, die einen Gegenstand hat. Die Tugend verehren, heisst, wie der gemeine Katholik das Crucifix verehren; den Tugend liebenden Gott verehren, heisst, wie der gebildete Katholik den Gekreuzigten verehren." Wir gestehen, diese Vergleichung nicht passend finden zu können, auch nicht einzusehen, wie man von Gott sagen könne, er liebe Tugend, wenn die Tugend nicht an sich liebenswürdig ist, und wie man Gott, *als den das Gute wollenden*, lieben könne, ohne das Gute an sich achtungs- und liebenswerth zu finden.

Ein trefflicher Aufsatz ist der mit der Überschrift: *Welche Menschen sind, nach dem Urtheile Gottes, Ungläubige?* über Eph. V, 1 ff. Für den eigentlichen Unglauben erklärt Hr. *Sch.* „die Abneigung des Verstandes und Herzens von den Gründen, welche den Unterschied der Tugend und des Lasters beweisen." Ein anderer Aufsatz sammelt *Beyspiele, wie selbst gute Schriftsteller aus Unkunde über biblische Stellen verkehrt absprechen.* (Unrecht *angeführt* hat doch Hr. *v. G.* bey *Hippel* die Stelle Joh. XXI, 25 nicht; der Ausdruck *begreifen* steht ja bey Luther. Und das folgende Wortspiel beweist auch nicht, dass *H.* die Stelle missverstand. — Warum aber spricht Hr. *Sch.*, wo er einen Fehler *Thümmel's* berichtigt, ihm fehlerhaft nach von einer Hochzeit zu *Kanaan*?) — Der *Beweis, dass der alte Satz: die Furcht schuf Götter, kein rein vernünftiger sey*, enthält Richtiges, ohne tief einzudringen. Was S. 181 aus dem 2 B. *der Allgem. Deutschen Bibl.* (St. 2. S. 227) als ein Ausspruch *Lessing's* (der nie eine Rec. zur A. d. B. geliefert hat) angeführt ist, gehört *Th. Abbt* zu; und der Ungenannte, dessen Benutzung des Bildes vom Schmetterlinge (A. d. b. B. 8. St. 2. S. 278 f.) Hr. *Sch.* (S. 38) mit Recht lobt, ist *J. H. Lambert.* — In den eingerückten *Taufreden* ist Einiges, das uns nicht recht gefällt, z. B. die lutherische und katholische Auslegung (S. 167 f.), und die Wendung (S. 171.): „Erlauben Sie mir, diese Freuden inneren Werthes durch ihre Dauer und Erreichbarkeit für jedes vernünftige Wesen, vor Ihnen in gebundener Schreibart (in welcher sich die Gegenstände kürzer als in ungebundener darstellen lassen) auszusprechen." Auch entfernt sich Hr. *Sch.* in der letzten dieser Reden zu sehr von dem Zwecke, zu welchem er redete.

Die Stücke in Versen schliessen sich oft an die prosaischen Aufsätze an; Religion und religiöse Ansicht des Lebens, Tugend und Sitte und edlerer Lebensgenuss machen den Inhalt der meisten aus. *Die Deutsche Ehrlichkeit* und *Jupiters Urtheil* haben, ob es gleich diesem nicht an einigem Witze fehlt, den Rec. wenig angezogen, der sich sonst in des Vfs. Gesellschaft im Ganzen recht wohl befunden hat. Ein das Gute zu wählender freyer Wille (S. 185) ist unter den Druckfehlern nicht mit angezeigt.

J. C. F. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Dyk: *Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie; mit beständiger Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der christlichen Kirche*, von Dr. *Joh. Christian Wilh. Augusti*. Erster Band. 1817. XVIII. u. 364 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Zweyter Band. 1818. XVIII u. 433 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.) Dritter Band. 1820. XXIV. u. 429 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Auch mit dem Titel:

Die Feste der alten Christen. Für Religions-Lehrer und gebildete Leser aus allen christlichen Confessionen; von u. s. w.

Das kirchliche Bedürfniss, der Reiz neu eröffneter Ansichten oder einer eigenthümlichen Behandlung, das Ansehen eines berühmten Theologen, oft auch eine unerklärliche Liebhaberey sind eben so viel Ursachen, dass einzelne theologische Wissenschaften und besondere Theile derselben zu gewissen Zeiten entweder mit Eifer und Fleisse bearbeitet oder ganz vernachlässiget worden sind. Dieses Schicksal hat auch die Geschichte der christl. Kirche und besonders der Theil, der die sogenannten Alterthümer umfasset, erfahren. So lange die Aussprüche und Anordnungen der Kirche göttliches Ansehen hatten, beschränkte sich die Alterthumskunde auf einen Unterricht für den Klerus über die *divina* oder *ecclesiastica officia*. Da aber durch die Kirchenverbesserung, die ihre Gebräuche und Anstalten auf die ursprüngliche Reinheit der ersten Kirche zurückzuführen strebte, eine Opposition zwischen der kathol. Kirche und den ausgeschiedenen Parteyen, ja oft selbst unter den Theologen Einer Partey entstand, und jedes für seine Behauptungen sich auf die Gewohnheit der früheren Jahrhunderte berief: so musste nothwendig eine wissenschaftliche Kritik und Untersuchung dieses Theils der Kirchengeschichte herbeygeführt werden. Katholiken und Protestanten förderten nun aus verschiedenen Absichten zu Tage, was die ersten Christen in dieser Beziehung angeordnet, und was im Laufe der Jahrhunderte geändert, hinzugethan oder abgeschafft worden war. Die christl. Alterhumskunde erhielt einen ehrenvollen Platz in dem Kreise des theolog. Wissens, so dass ihr sogar auf einigen Universitäten z. B. Leipzig, besondere Lehrstühle errichtet wurden. Als der Eifer der Polemik schon vorüber war, sammelten, ordneten, erweiterten und vermehrten noch Männer von Fleisse und Scharfsinnigkeit, was sich im Kampfe der Meinungen bewährt hatte. Eine Zeitlang schrieb und lehrte man noch diesen Männern nach; allein seit länger als einem halben Jahrhunderte hörte man, einige Schriften zur Belehrung des Volks ausgenommen, ganz auf, diese Wissenschaft zu bearbeiten. Mochte diese Vernachlässigung schon in dem Überdrusse liegen, den die menschliche Seele gegen Gegenstände, mit welchen sie sich anhaltend und ohne die Hoffnung, noch etwas Neues zu finden, beschäftigt hat, gewöhnlich empfindet; verstärkt und erhöht wurde sie gewiss durch die überhandnehmende Gleichgültigkeit gegen das Christenthum und die äussere Gottesverehrung überhaupt, wie auch durch die stolze Meinung, dass der schwächere Schüler in unseren Schulen der Weisheit ein Meister sey, wenn er mit den Lehrern der älteren Kirche verglichen werde. Als nun durch die schwere Zeit das Verlangen nach Erneuung des kirchlichen Lebens in der protestant. Kirche stärker und lauter wurde, und ihr Ästhetik, Kanzeltheologie, Pädagogik und Politik wetteifernd mit Vorschlägen zu Hülfe eilten: so liessen sich unter dem Getümmel der Rathenden auch einzelne Stimmen vernehmen, welche daran mahnten, den Blick prüfend auch auf die früheren Zeiten zu richten, wohl erinnernd, dass die religiösen Elemente in dem Menschen und Christen dieselben bleiben, und dass diese Elemente in einer langen Reihe von Jahrhunderten unter den verschiedensten Völkern und Verhältnissen sich in den mannichfaltigsten Formen dargestellt haben, welche der jetzigen Kirche zwar nicht Gesetz seyn sollten und dürften, aber die nöthige Vorsicht und Weisheit sie lehren könnten. Ganz verhallt sind diese Stimmen nicht, und Hr. *A.*, der sich um die ächte Theologie schon manches Verdienst erworben hat, erwirbt sich ein neues und grösseres, indem er Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie mittheilt und noch ferner mitzutheilen entschlossen ist. Da diese Wissenschaft gleichsam wieder neu unter uns eingeführt wird: so hält sich Rec. zu einer ausführlichen Anzeige und Beurtheilung der drey vorliegnden Bände, welche die Feste der Christen umfassen, verpflichtet.

Die Vorrede zu Bd. I. rechtfertigt S. IV — X das Unternehmen damit, dass die christl. Archäologie mit der profanen nicht gleichen Schrift gehalten habe, und doch eben so wichtig sey, vorzüglich wenn das kirchliche Leben erneut werden solle, da Erneuung ohne Kenntniss des Alten unmöglich sey. Dann wird der Plan und Zweck dieses Unterneh-

mens angegeben, die darauf gehen (S. X—XII), vorzüglich christl. Religionslehrer aller Confessionen mit dieser Wissenschaft bekannt zu machen. Neue Aufschlüsse verspricht Hr. *A.* nicht, doch weist er selbst auf Partien des Werkes, als Beweise des eigenen Forschens und des eigenen Ganges hin, was sich auch von dem Vf., der mehrere Male Vorlesungen über christl. Archäologie gehalten hat, nicht anders erwarten liess. Mit den Festen, deren 3 Bände auch ein Werk für sich ausmachen, fing der Vf. an, weil die Verhältnisse und Erscheinungen der Zeit dieses foderten, und das Jubelfest der Reformation in der Nähe war. Einen eigenthümlichen Vorzug erhält diese Schrift noch dadurch, dass sie nicht bloss Belehrungen über die Feste der Christen giebt, sondern auch der Abhandlung über jedes einzelne frühere Fest noch einige Homilien oder Reden der Kirchenväter an diesem Feste beygefügt hat; sie ist daher zugleich ein Magazin christl. Festpredigten aus den 8 ersten Jahrhunderten. Rec. will zur besseren Übersicht des Ganzen beide Bestandtheile sondern, und zuerst den geschichtlichen ausführlicher angeben und beurtheilen, dann mit dem homiletischen die Leser kurz bekannt machen.

Eine Einleitung (S. 3—172) giebt in 3 Aschnitten die zum Verstehen und zur Übersicht des Ganzen nöthigen Vorkenntnisse. Der erste Abschnitt (S. 3—95) hat die Überschrift: historische Darstellung der verschiedenen Grundsätze in Auslegung der heiligen Zeiten und handelt in 28 §§. von dem Namen und der Literatur dieser Wissenschaft, den Grundsätzen und der Praxis der protest., reform. und kathol. Kirche (§. 3—15), den Streitigkeiten über die Sonn- und Festtage in der prot. K., den Angriffen neuerer Theologen auf die den Festen zum Grunde liegenden Dogmen und Vertheidigung der letzteren (§. 20, 21.), den neueren politischen Festen (§. 23), dem Wunsche einer allgemeinen Verminderung der Feyertage, der gewöhnlichen Eintheilung der heil. Zeiten und (§. 28.) dem Fasten. (Der Unterricht über alle diese Gegenstände ist umfassend, ächt protestantischen Geistes und voll Wahrheiten, welche in dieser Beziehung unsere Zeit zu beherzigen hat, nur vielleicht hie und da zu weitläufig. Ungern vermisst Rec., dass Hr. *A.* nicht gesagt hat, was Feste sind. Dann würde die Benennung Heortologie aus dem Grunde, weil es das Fasten nicht in sich fasse, nicht verworfen worden seyn. Dieses gehört, als Vorbereitung auf manche Feste betrachtet, wesentlich zu den letzteren; als besonderes Institut besteht es für sich, und macht in Verbindung mit den Festen die heiligen Zeiten aus. Diese beiden Benennungen dürften daher die passendsten seyn, je nachdem man die Feste allein oder in Verbindung mit dem Fasten und anderen Bussübungen abhandelt. Da der Name *Chronologia sacra* schon eine andere Bedeutung hat: so dürfte es leicht Verwirrung anrichten, wenn die Lehre von den heil. Zeiten auch diesen Namen in engerer Bedeutung erhielt. In der Anmerk. S. 65 geschieht *Thiess* Unrecht, wenn er beschuldigt wird, mit dem Ausdrucke: das Fest Michaelis, des „*unerschaffenen Engels*" gespottet zu haben. In dem Programm der Wittenberger Universität vom J. 1755 steht S. V. wörtlich: „*quid religiosius sanciri potuisset, hac ob religiosam pacem festi diei conjunctione cum S. Michaelis, angeli increati et principis pacis, festo, cui hostiae laudis et gratiarum sunt offerendae? — Nihil itaque commercii nostro coetui puriori est cum Pontificiorum fabulis, qui hunc festum diem, Mich., angelo creato et angelorum principi — dedicatum credunt?*" — M. vgl. ausserdem Luther zu Exod. III, 6 und andere Ausleger des Br. Judä und der Apokal. Zu der Literatur bemerket Rec. noch zu §. 11. *Rivandi chronicon festorum. Geo. Hessi* ἑορτογραφια. *Christn. Wildvogel chronoscopia legalis de jure festorum.* Jen. 1699. 4. *Hieron. Vechietti* (soc. Jes.) *de sacrorum temporum ratione.* Aug. Vind. 1621. fol. *Bernh. Friedrich Eggers Unterricht von den Feyertagen der ev. Kirche zum Gebr. bey der Jugend.* Braunschw. 1788. 8. *Dan. Nicol. Jamin Gesch. d. Kirchenfeste,* nebst der Absicht, in der sie eingesetzt worden sind. Aus d. Franz. Bamb. 1785. 8. *Gotthelf Ant. Eberhard neueste Ansicht und Beleuchtung der Sonn- und Festtage, so wie der Evv. und Epp. der Christen.* — Ein sehr gemeinnütziges Lesebuch für gebildete Stände. Erf. 1799. XXIV u. 308 S. 8. und *Dietr. Aug. von Stade hist. dogm. Abhandl. von den Fest- und Sonntagen des ganzen Kirchenjahres,* mit einer Vorrede von *Joh. Hier. Pratje.* Bremen 1759. 4. Zu §. XXVIII. S. 94. *Hildebrand de jejunio.* Helmst. 1719. *Zorn diss. an apostoli anniversariam Christi mortui et sepulti statis et solennibus jejuniis coluerint? Hombergk diss. de quadragesima Christianorum vett. et ritibus in ea quondam usitatis. Walch diss. de jejunio quadragesim.* Jen. 1727.) Der zweyte Abschn. (S. 96—138) macht in §. 29—33 allgemeine Bemerkungen über die Festfeyer der alten christl. Kirche, und zwar über die Zahl und den Zweck der Feste, die Einrichtungen und Gewohnheiten bey deren Feyer, Vor- und Nachfeste, nämlich Vigilien und Octaven. (Was über die besondere Kleidung der Geistlichen, den Unterschied zwischen *vestis candida et alba* und über die Agapen beygebracht wird, ist für den Zweck dieser Einleitung zu ausführlich. Eine Erwähnung hatte es wohl verdient, dass in einigen protestantischen Gegenden sich die abgeschafften Octaven der Feste wenigstens in der Sprache und Sitte des Volkes noch erhalten haben. Der Sonntag Quasimodog. wird Klein-Ostern, das Trinitatis-Fest Klein-Pfingsten genennt). Der dritte Abschnitt (S. 139—172) giebt eine „allgemeine Übersicht der heiligen Zeiten und der drey grossen Fest-Cyklen." (Hr. *A.* weicht von der früheren Art, die Feste in der Aufzählung entweder nach der Eintheilung in grosse und kleine oder nach den Monaten folgen zu lassen ab, und stellt die Feste nach ihrem Zweck und Gegenstande fast wie *Bingham* zusammen. Weihnachten, Ostern und Pfingsten nennt er die drey grossen Fest-Cyklen, weil sie das ganze Leben Jesu umfassen und mehrere festliche Tage in sich schliessen; der erste

die Feste vom ersten Advente bis mit Epiph. der zweyte das Vorbereitungsfasten und die Tage vom Palm-Sonntage bis Dom. Quasimod., der dritte fängt mit dem Himmelfahrtstage an und endet mit dem Feste der Dreyeinigkeit. Auf die in diesen Cyklen enthaltenen Feste läfst Hr. *A.* dann die der Maria, die Gedächtnifstage der Märtyrer und Apostel, dann die übrigen Heiligen-, Engel- und Christus-Feste, besondere und ausserordentliche Feste, und endlich in einem Anhange die der Häretiker folgen. Eine leichte Übersicht gewährt auch diese Eintheilung nicht, da die Feste, welche sich auf Christenthum beziehen, getrennt sind. Doch das wird sich aus der folgenden Darstellung weiter ergeben. Dagegen mufs Rec. noch auf eine scharfsinnige Muthmassung (S. 155) des Vfs. aufmerksam machen, aus welcher sich die grosse Verschiedenheit der Bestimmung, welche einige Feste im Weihnachts-Cyklus z. B. Epiphanias hatten, leicht erklären läfst. Hr. *A.* leitet diese Erscheinung aus der eigenthümlichen Beschaffenheit der Nachrichten von dem Jugendleben Jesu in unseren Evangelien ab, da Matth. und Lukas mit der Jugendgeschichte Jesu anfangen, welche Markus und Johannes übergehen. Es ist zu bedauern, dafs Hr. *A.* diese Muthmassung nicht weiter ausgeführt hat. Rec. denkt sich die Sache so. In dem ersten und einem Theile des zweyten christl. Jahrhunderts waren die Evangelien nicht allgemein verbreitet, sondern in manchen Gegenden vielleicht nur Eins bekannt, auf dessen Nachrichten man mehr Werth legte, als auf die mündlich empfangenen. Je nachdem es die Jugendgeschichte Jesu enthielt und die Christen an dem mosaischen Gesetze hielten, wurden nach der Freyheit der alten Kirche besondere Tage zum Andenken an einzelne Begebenheiten aus dem früheren Leben Jesu gefeyert, z. B. wo Matth. oder Lukas bekannt waren, die Geburt Jesu und die Ankunft der Magier, wo Markus und Joh. die Quellen waren, die Taufe oder das erste Wunder Jesu zur Bestätigung seiner Messias-Würde. Mit der Ausbildung der katholischen Kirche suchte man auch in der Feyer der festlichen Tage Einheit; die verschiedenen Gegenden nahmen von einander ihre Feste an, und gaben denen, die sie schon an einem Tage feyerten, noch eine neue aus einer andern Gegend entlehnete Bestimmung.

Ausser dieser Einleitung enthält der erste Band (S. 175—464) noch den ersten Cyklus der h. Zeiten, „das Weihnachtsfest und die mit demselben in Verbindung stehenden Tage." Dazu werden gerechnet die Advents-Sonntage, das Weihnachtsfest, die Gedächtnifstage des Stephanus, des Evang. Johannes und der unschuldigen Kinder, das Fest der Beschneidung und des Namens Jesu und das Epiphanien-Fest. (Sollte nicht in diesen Cyklus noch das Fest der Reinig. Mar. als Gedächtnifs der Darstellung Christi im Tempel gehören?) Der Ursprung, die besonderen Gebräuche und Einrichtungen des Gottesdienstes, der Anfang und Schluss, der Zweck und Gegenstand der Advents-Feyer werden S. 175—183 sehr zweckmäfsig abgehandelt. (Zur Literatur gehört *Joh. Friedr. Mayer* ecloga f. diss. de dominicis Adventus. Gryph. 1701. Etwas ausführlicher hätte von dem Advents-Fasten, von dem Isidor. Hispal. noch nichts weifs, gehandelt werden können. cf. *Roynaudus* opp. T. XI. p. 479, und eine Erwähnung hatte verdienet, dafs die Griechen sehr zweckmäfsig vor Weihnachten das Fest aller Väter des alten Test. den 19 Decbr. feyern. cf. *Cangii* Glossar. sub. v. προπατορες und *Sieber* martyrol.) Mit vorzüglichem Fleisse ist das *Weihnachtsfest* bearbeitet, besonders der Umstand, dafs es in den frühesten Zeiten gar nicht und in der orient. griech. Kirche mit dem Epiphanias-Feste gefeyert wurde, und der Ursprung desselben. Die unterlassene Feyer würde sich (S. 216), wie Hr. *A.* meint, rechtfertigen lassen, wenn die ersten Capitel des Matth. und Lukas, welche die Kritik in Anspruch nimmt, entweder gar nicht da, oder wenigstens verdächtig waren. Das Fest selbst soll (S. 226—229) entstanden seyn „als ein Gegensatz von häretischen Vorstellungen und Einrichtungen." Die Gründe, welche der Vf. für diese Vermuthung anführt, sind: 1) die Manichäer bezeigten gegen den Sonntag und die übrigen Feste nicht viel Hochachtung, und konnten sie nach ihrem Glaubensbekenntnisse von dem Feste der Menschwerdung und Geburt Jesu nicht haben. 2) die Donatisten wollten von der Feyer des Epiph.-Festes, welches mit dem Weihnachtsfeste lange in Afrika identisch war, nichts wissen. 3) die Priscillianisten fasteten an diesem Feste und den Sonntagen, weil sie die Menschwerdung leugneten. (Zu der S. 211 f. angeführten Literatur hat Rec. noch nachzutragen: *Joh. Fr. Mayer diss. de eo, quod quilibet anni mensis gloriam nati Servatoris ambitiose sibi asserat.* Gryph. 1701. 4. *Joh. Bened. Carpzov* progr. Lps. 1698, welcher dieses Fest von den Encaenien der Juden ableitet. Dieselbe Meinung führt weiter aus: *Aug. Quirinus Rivinus* vom wahren Alter der Welt und unseres Heilandes. Lpz. 1721. *Joh. Oldermann diss. de festo encaeniorum judaico, origine festi nativ. J. C.* Helmst. 1715. 4. *Siegm. Fr. Weissmüller diss. de festo tabernaculorum N. T. in festo nat. Christi celebrando.* Alt. 1721. *Geo. Chr. Hamberger disp.* (praef. *Jo. Matth. Gesnero*) *rituum, quos rom. eccl. a majoribus suis gentilibus in sua sacra transtulit, enarratio.* Gott. 1751. Sect. de f. Nat. J.C. S. 29. *Christianorum larvas natalitias, S. Christi nomine commendatas, post evolutam originem confodit stylo theologico conscientiosus Christi cultor, Chresfulder.* (*Joh. Gabr. Drechsler.*) Lps. 1674. 126 S. 12. *Geo. Grabow* Beurtheilung des Werks der Finsternifs, welches unter dem sogenannten h. Christ verborgen. Lpz. 1683. *Ittig's* von Hn. *A.* angeführte Diss. stehet in *Append. ad diss. de Haeresiarchis aevi apost.* Lps. 1690. S. 386—411. — Die neueren Zweifel an der Ächtheit der ersten Capp. im Matth. und Lukas können wohl nicht der Grund von der früher unterlassenen Feyer dieses Festes seyn, da wir schon in den ersten christl. Jahrhunderten Bekanntschaft

mit den in jenen Capp. befindlichen Nachrichten antreffen, das Andenken an die Geburt Jesu in manchen Gegenden erweislich schon damals gefeyert worden ist, Eusebius nichts von einem Verdachte gegen jene Nachrichten erwähnt und Chrysost. in der bekannten Homilie, deren Ächtheit jedoch *Petavius* in *rat. temp.* P. 2. l. 4. c. 2. zu bezweifeln scheint und *Gretser* l. 3. *obss. ad Codini tr. de officiis et official. eccl. et aul. Cstpl.* gerade zu ableugnet, diesen Umstand, der zur Rechtfertigung des neuen Festes so erheblich gewesen wäre, nicht übergangen haben würde. — Die Gründe, aus welchen der Ursprung dieses Festes als Gegensatz gegen ketzerische Vorstellungen und Einrichtungen dargethan werden soll, dürften keine volle Beweiskraft haben, weil von den Zeiten der Apostel an in der christl. Kirche schon die Menschwerdung war geleugnet worden, die Kirchenväter davon ganz schweigen und nur vor Ketzerischem und Heydnischem bey diesem Feste im Allgemeinen warnen, auch bloss Beschlüsse von Provincial-Synoden, die aber nichts für die ganze Kirche beweisen, gegen ketzerische Vorstellungen und Gebräuche angeführt werden können. Zu wünschen wäre, dass Hr. *A.* etwas über die Art, wie das Fest gefeyert wurde, beygebracht hätte. — Bey dem Tage Joh. des Ev. fehlt die Diss. von *Jac. Thomasius de poculo St. Joannis vulgo St. Joh. Trunck* Lps. 1675). In Ansehung des Festes der Beschneidung wird gegen Casaubonus (*exercitt. ad Bar. Annal.* II. §. 9) behauptet, dass es nicht erst von Ivo im 11 und Bernhardus Clarev. im 12 Jahrh., sondern schon in dem Sacrament. Greg. M. und von Conc. Mog. c. 38. im J. 813 erwähnt werde. (Rec. ist nicht überzeugt worden, weil noch nicht kritisch erwiesen ist, dass das Sacram. Gr. M. gerade in dieser Stelle ächt ist und dieses Fest in dem Maynzer Concil. bloss *Octava Domini* genennt wird. Eine kurze Nachricht, zu welcher Zeit man in den verschiedenen Ländern den Anfang des neuen Jahrs auf den ersten Januar festgesetzt hat, wäre hier an ihrer Stelle gewesen. Auch hätte die Sitte der Geschenke und Wünsche an diesem Tage nicht ganz übergangen werden sollen, da auch bey den übrigen Festen spätere Gewohnheiten erwähnt sind. M. vgl. *Phil. Horst sched. de strenis votisque Januariis.* Jen. 1652. 4. *Mart. Lipenius stren. civilium et eccles. hist.* Lps. 1670. 1677. 4. und wieder abgedruckt im 12 B. des *Thes. Graev.* *Jac. Junck xeniothecion.* Colon. 1683. 4. *Hieron. Bossius Ticin. de strena.* Mediol. 1624. 8.) Das Fest der Erscheinung ist fast ganz nach Bingham abgehandelt. (So einstimmig dieses Fest gefeyert wurde, so verschieden sind doch die Gegenstände, welche an demselben zur Sprache gebracht worden sind, wodurch besonders die Freyheit der alten Kirche bey der Feyer der Feste sich kund thut. Daher würde es sehr gut gewesen seyn, sorgfältig die Zeiten und Gegenden zu unterscheiden, und von jeder besonders anzugeben, welcher Gegenstand vorzüglich bey der Feyer dieses Festes berücksichtigt wurde. Selbst die Ansichten der einzelnen Kirchenväter Einer Zeit z. B. Augustin und Hieronymus, sind in dieser Hinsicht abweichend.)

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Breslau*, b. Holäufer: *Num dogma catholicum est, matrimonii vinculum inter vivos conjuges nullo in casu solvi posse?* Dissertatio ab ordine Theologorum Catholicorum, in Universitate Vratislaviensi docentium, praemio donata. Scripsit *Antonius Frenzel*, Silesius Kostenthalensis, Theologiae in annum tertium studiosus. Edidit *D. Dereser*, Theologiae Professor P. O. Ecclesiae Cathedralis Vratislaviensis Canonicus. 1818. 63 S. 8. (8 gr.)

Es giebt in der katholischen Kirche eine Menge Lehren, welche Dogmen zu seyn scheinen, und auch von dem grossen Haufen der Theologen als solche behandelt und vorgespiegelt werden, und es dennoch, selbst nach den Grundprincipien der katholischen Kirche, nicht sind. Es ist daher bey dem Studium der katholischen Theologie von höchster Wichtigkeit, dass die eigentlichen Dogmen von denjenigen Lehren, die bloss zur Kirchendisciplin und zur Liturgie, oder auch zu den Schulmeinungen gehören, und daher veränderlich sind, genau unterschieden werden. Der hoffnungsvolle junge Mann, welcher der Vf. der vorliegenden Abhandlung ist, hat auf eine unwidersprechliche Weise aus der heiligen Schrift, aus den Schriften der Kirchenväter, aus den besonderen und allgemeinen Concilien der Kirche, aus der Praxis derselben, und aus den Gesetzbüchern der ersten christlichen Kaiser bewiesen, dass die Lehre von der Unauflösbarkeit zwischen noch lebenden Ehegatten durchaus nicht unter die eigentlichen Dogmen, sondern nur unter die Disciplinarbestimmungen zu rechnen sey. Zu dem Wesen eines Dogma in der katholischen Kirche fodert er mit Recht *göttliche Offenbarung*, die entweder unmittelbar und deutlich aus der heiligen Schrift, oder aus einer einstimmigen Überlieferung der Kirchenlehrer zu schöpfen, und dann durch den Beyfall der ganzen Kirche erklärt und bestätigt worden sey. Der Vf. hat sein Thema mit einer musterhaften Bestimmtheit, Deutlichkeit, Ordnung und Gründlichkeit behandelt. Es wäre zu wünschen, dass mehrere andere vorgebliche Dogmen der katholischen Kirche auf eine ähnliche Weise untersucht und an's Licht gezogen würden; man würde ohne Zweifel finden, dass viele solche Lehren, die als vorgebliche Dogmen nicht bloss den Theologen anderer Religionsparteyen, sondern auch denen der katholischen Kirche zum Anstoss sind, die Charaktere nicht haben, die zu einem eigentlichen Dogma, selbst nach katholischen Grundsätzen, erfoderlich sind. Möchten doch alle katholischen Theologen die goldene Regel des *Vincentius Lerinensis* immer vor Augen haben: „*In ipsa catholica ecclesia summopere curandum est, ut id teneamus, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est: hoc enim vere proprieque catholicum!*"

MB.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Dyk: *Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie; mit beständiger Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der christlichen Kirche*, von Dr. *Joh. Christian Wilh. Augusti.* I. — III. Band u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der zweyte Band umfasst den Oster- (S. 3—340) und Pfingst-Cyclus (S. 341—433). Die Vorrede weiset siegreich die Vorschläge einiger reformirten Gelehrten zurück, welche den Zeitpunct, mit welchem sich die Reformation angefangen hat, entweder auf den 10 Decbr. 1520 (Verbrennung der Decretalen durch Luther) oder in das J. 1519 verlegen wollen, weil in diesem Jahre Zwingli den 1 Jan. als Prediger in Zürich aufgetreten und die Disputation in Leipzig (von 27 Juny bis 13 July) gehalten worden sey. (Solche Zurückweisungen werden um so dringender, je entschiedener jetzt das Bestreben mancher Reformirten hervortrit, durch mancherley Künste die ev. lutherische Kirche sich zu unterwerfen.) — Die Einleitung in den Paschal-Cyclus enthält Bemerkungen über die Etymologie des Wortes Pascha, einen Auszug aus *Durandi rat. div. offic.* l. 4. c. 86 über dieses Fest (S. 8—21) und eine kurze Geschichte des Paschal-Streites in der älteren Kirche und handelt die *hebdomas magna* ab. (Da Hr. A. S. 25 richtig sagt, dass Pius I. sich auf eine Angelophanie berufen habe, um die Feyer des Osterfestes am Sonntage allgemein einzuführen: so hätte er zu der Note **. S. 14, in welcher eine Stelle aus dem Durandus kritisch berichtigt wird, die diese Angelophanie *Hermae Doctori* beyleget, einige aufklärende Bemerkungen beyfügen sollen, weil Uneingeweihete glauben können, in dem noch unter dem Titel „*Hermae Pastor*" bekannten Buche finde sich der Befehl des Engels zu der Feyer des Osterfestes am Sonntage. In allen Ausgaben von dem Pastor des Hermas, den wir noch haben, wird man eine solche Stelle vergeblich suchen. Die Sache verhält sich vielmehr so. Die dem *Anastasius* Biblioth. beygelegten *Vitae Pontiff.* und nach diesen *Platina vitae pontiff. Rom.* (ed. Colon. 1626. S. 18. col. b.) erzählen, dass Papst Pius I. (J. 142—153) sehr vertraut mit Hermes (nicht Hermas) umgegangen sey, und dieser ein Buch unter dem Titel *Pastor* geschrieben habe. In diesem Buche habe ein Engel in Hirtengestalt dem Verfasser den Befehl gegeben, *ut omnibus persuadeat pascha die dominico celebrari*. So wohl die Zeit, da der bekannte Hermas ein Schüler der Apostel war, als die Verschiedenheit der Namen (Hermas u. Hermes) als der Umstand, dass sich in dem vorhandenen Pastor keine Stelle der Art findet, lassen vermuthen, dass es entweder zwey Schriften mit gleichem Titel von zwey ähnlich benamten Verfassern gegeben habe, von welchen die letzte verloren gegangen ist, oder dass in der Handschrift des noch vorhandenen *Pastor*, welche Durandus gebrauchte, die erwähnte Stelle eingeschoben gewesen sey. Das erstere vermuthet *Bellarminus de script. eccl.* S. 10. — Wenn Hr. *A.* S. 17 f. behauptet, dass der ganze aus funfzehn Tagen bestehende Paschal-Cyclus die grosse Woche sey genannt worden: so hat er selbst die Stellen, welche er zum Beweise anführt, gegen sich: sie sprechen zwar von einer ununterbrochenen Feyer dieser Tage, unterscheiden aber dabey sorgfältig die Woche des Leidens und der Auferstehung. Auch sind zu viel andere Stellen, in welchen dieser Ausdruck nur von dem πασχα σταυρωσιμον verstanden werden kann. Das angeführte *Officium hebdomadae sanctae* etc. Venet. 1756. 8. ist eine zu neue Autorität, als dass es für Benennungen aus den früheren Jahrhunderten zeugen könne.) Zu diesem Cyclus werden das Palmfest (S. 44—57), der grüne Donnerstag (S. 92—115), der Charfreytag (S. 128—138), der heil. Sabbath (S. 204—219), das Osterfest (S. 221—239) und der weisse Sonntag oder die Oster-Octave (S. 302—308) gerechnet. (Zu der Literatur des Charfreytags gehöret noch: *Aug. Chph. Eisfeld* continuatio tertia commentat. hist. theol. eccl. de tempore quadrages. speciatim de die parasceves ex antiqq. passionalibus illustrata. Norib. 1763; zu der des Osterfestes: *Baumgarten* progr. de veterum temporibus memoriae Christi vitae restituti. *Ejud.* de paschatos festo. *Chph. Friedr. Tresenreuter* diss. de controversiis post conc. Nic. de paschate ortis. *E. F. Walch* de protopaschitis. *Jac. Thomasius* de risu paschali. Der Titel von der angeführten *Wegner*'schen Diss. ist: de risu pasch. oratorem sacrum ejusque auditorem minime decente. *Joh. Petr. Schmidt* de ritu pasch. Rost. 1747. *Tob. Kraskii* diss. de ovo pasch. Regiom. 1705. *Gottf. Nic. Ittig* diss. de veterum indulgentia paschali. *Hellmann* de baptismate pasch. Gott. 1758 *C. F. G. Walch* de cura vett. Christianorum memoriam resurrect. Christi conservandi propagandique. Gott. 1767. *Joh. Geo. Burmann* de paschate christiano ex antiquitate. — Frf. 1799. Dergleichen Benennung wegen hätte auch Erwähnung verdient *E. F. Wernsdorf* de pasch. annotino exerc. Viteb. 1760. — Über den Sonntag nach Ostern

haben wir eine befondere Differt. *Joh. Andr. Schmid* de Dominica in albis. Bey dem Namen diefes Sonntages, *Quinquagefima*, welcher S. 307 angeführet wird, wäre eine fchickliche Veranlaffung gewefen, etwas ausführlicher von der *Quinquagefima pafchali*, die auch als feftlich betrachtet und fchlechtweg *Pentecofte* genennt wurde, zu handeln. M. vgl. Tertullian de idololatr. c. 14. S. 155. ed. Franeker 1597. fol. Bafil. M. de fpir. f. c. 27. *Suicer* thef. eccl. fub v. πεντηκοστη. *Joh. Andr. Schmid* Progr. de Quinquag. pafch. Helmft. 1710. 4. und *E. F. Wernsdorf* de Quinquages. pafchali. Lps. 1752. Alle funfzig Tage zwifchen Oftern und Pfingften wurden ja in gewiffen Beziehungen als feftlich betrachtet und auch behandelt. Was von diefen feftlichen Tagen noch in diefem Theile S. 19 gefagt wird und in der Rede des Greg. Naz. S. 396 beyläufig vorkommt, fcheint dem Rec. nicht volles Licht darüber zu geben.) — Die allgemeinen Bemerkungen über den Pfingft-Cyclus (S. 343 — 350) verbreiten fich über das Alter, die abweichenden Vorftellungen der Lat. und Griech. Kirche und die innere Ökonomie deffelben. Er ift der jüngfte in der Form, welche er gegenwärtig in der ganzen abendländifchen Kirche angenommen hat, fchliefst den nächften Sonntag nach Pfingften in der Lat. mit dem Dreyeinigkeitsfefte, in der Griech. mit dem Fefte aller Heiligen, und ift mehr dogmatifch als hiftorifch. In letzterer Beziehung wird S. 349 gefagt, dafs die Griechen, indem fie in der Lehre vom Ausgange des h. Geiftes das *filioque* verwarfen, wo nicht einen erneuerten Macedonianismus, doch einen gewiffen, der δογματων ἀκριβειᾳ gefährlichen, Latitudinarismus zu begünftigen fchienen, und hinzugefetzt: „Gerade die Emphafis des *filioque* verleiht diefer h. Zeit den wahrhaft *chriftl.* Charakter, verhindert jede fremdartige Beymifchung, und macht es zu einer wahren und eigentlichen ἑορτη δεσποτικη d. h. zu einem Fefte J. C., unferes Herrn. Aus diefem Gefichtspuncte erhält auch die Feyer des Trinitatis-Feftes an der Pfingft-Octave, welche in fpäteren Zeiten in der abendländifchen Kirche eingeführt ward und bis auf den heutigen Tag fortdauert, eine tiefere, aus der Grundidee des h. Cyclus hergeleitete Bedeutung." In diefen Cyclus gehören das Himmelfahrtsfeft (S. 351 — 357), das Pfingftfeft (S. 387 — 393) und das Trinitatisfeft (S. 424 — 433). Rec. hat fchon erinnert, dafs die verfchiedene Bedeutung des Namens Pentecofte, als Inbegriff der funfzig Tage zwifchen Oftern und Pfingften und als Feft der Ausgiefsung d. h. Geiftes nicht beftimmt genug hervorgehoben ift. Zu den Schriften über das Pfingftfeft ift noch hinzufetzen: *Is. Fauftius* diff. de Pentecofte. Argent. 1690. *Mich. Hoynovius* de fefto Pentecoftes. Regiom. 1693. *Joh. El. Reichardt* diff. philol. de Pentecofte. Jen. 1693. *Joh. Dietr. Winckler* or. de iis, quae circa feftum Pentec. funt memorabilia. Lps. 1734. *Chrn. Reuterus* de eo quod theologice fanctum et juftum eft circa tempus pentecoftale. Serveftae. 1718. *Jo. Andr. Danz* de fefto feptimanarum jud. abrogato, furrogato in ejus locum chriftianorum fefto Pentec. Jen. 1715. *Bened. Gottlob Clauswitz* de analogia Pentec. V. et N. Teft. Hal. 1741. *Erh. Andr. Frommann* de aquae libatione in fefto Pentec. und zu dem S. 392 erwähnten Mifsbrauche mit der Taube: *Joh. Andr. Schmid* diff. de columbis in eccl. Gr. et Lat. ufitatis. Helmft. 1711. — Aus den von Hn. *A.* angeftellten Unterfuchungen geht aufs neue hervor, dafs kaum zu erwarten fteht, etwas Gewiffes über die Zeit auszumitteln, wann das Dreyeinigkeitsfeft in der Lateinifchen Kirche allgemein ift eingeführt worden. Hr. *A.* behauptet daher nur fo viel, dafs im dreyzehnten Jahrh. noch keine Übereinftimmung in Anfehung diefes Feftes geherrfcht habe. Auch diefes möchte fich jedoch nicht ficher nachweifen laffen. Denn nach *Joh. Launojus* hift. Academ. Navarreae. T. 2. p. 473 behauptet *Petrus Alliacus*, dafs erft im J. 1405 der Anfang gemacht worden fey, diefes Feft allgemein zu feyern, und noch in einem Concil. Eyftett. im J. 1453 kommt vor: *nuptiae prohibentur folenniter celebrari — ab hebdomada rogationem usque in dominicam poft feft. Pentec.* — Die Vermuthung, dafs diefes Feft durch das Feft der Orthodoxie in der Griech. Kirche veranlafst worden (S. 430 f.), und dafs man im Abendlande, wo der Bilderdienft feit der Frkf. Synode im J. 794 förmlich verworfen war und befonders feit dem grofsen durch Photius bewirkten Schisma auf den Gedanken gekommen fey, um den Griechen an Frömmigkeit nicht nachzuftehen, ein *wahres ächtchriftl. Feft der Orthodoxie* zur Verherrlichung des Glaubens an den dreyeinigen Gott zu feyern, läfst fich nicht einmal nur wahrfcheinlich machen. Denn 1) deutet kein älterer Schriftfteller darauf hin, 2) war auch der Bilderdienft in der Lat. Kirche längft wieder herrfchend, als diefes Feft hie und da, und noch dazu mit grofsem Widerfpruche, gefeyert wurde, 3) hat ja felbft die Röm. Kirche diefes Feft nach Hr. *A's.* eigener Bemerkung S. 430 nie unter die hohen oder Doppelfefte, fondern unter die *dominicas majores primae claffis* gerechnet, und ift fogar (S. 432) von Rom aus Anfangs wenig begünftigt worden. Von wo aus follte unter diefen Umftänden der Antrieb gehen, dem Griech. Feft der Orthodoxie ein ähnliches in der Lat. Kirche entgegenzufetzen?)

Die Vorrede zum dritten Bande macht zuerft aufmerkfam auf die in demfelben enthaltenen beiden Abhandlungen über die Marienfefte S. 3 — 124, und über die Fefte der Häretiker S. 339 — 416, und theilt dann einen Auszug aus der in den Wiener Jahrbüchern der Literatur vom J. 1818. (S. 146 ff. des 3 Quart.) enthaltenen Recenfion der Afiatic. Refearches mit, welche wahrfcheinlich den berühmten Orientaliften *Ifph. v. Hammer* zum Verfaffer hat und zu beweifen fucht, dafs die Hauptfefte der älteften Völker, weil die Sonne der ältefte Gott war, in die vier Haupt-Epochen des Jahres, nämlich um die doppelte Tag- und Nachtgleiche und Sonnenwende fallen. Möchte es nur Hn. *A.*, der dazu befonders fähig war, auch gefallen haben, die allerdings kühnen und finnreichen Combinationen des Hn. *v. H.* der forgfältigen Prüfung, die fie zugleich verdienen und bedürfen, zu

unterwerfen! Unser Zeitalter scheinet immer reicher an sogenannten Ideen in der Geschichte zu werden, die, aus entfernten Ähnlichkeiten hervorgehend, selten die ächte Kritik aushalten und von Unwissenden sehr bald für Thatsachen ausgegeben werden. — Dieser Band handelt die noch übrigen Feste des christl. Kirchenjahres in folgender Ordnung ab 1) Marienfeste (S. 3 — 124), 2) Gedächtnisstage der Märtyrer und Apostel (S. 127 — 269) 3) übrige Heiligen-Engel- und Christus-Feste (S. 253 — 358), und der Anhang spricht besonders (S. 341 — 416) von den Festen der Häretiker. Ein sorgfältiges Register über alle drey Bände der Heortologie (S. 417 — 429) beschliesst das Ganze. Den Marienfesten steht die schon erwähnte Abhandlung über die Verehrung der h. Jungfrau Maria (S 3 — 57) voran, welche das Historisch-Polemische in einer gedrängten Übersicht darlegen soll. Der Inhalt ist dieser. Da die Christen seit dem vierten Jahrhunderte manche Grundideen der Mythologie mit der christl. Lehre unverkennbar in Verbindung zu bringen suchten: so lag es gar nicht so entfernt, die Verehrung der Venus und der Charitinnen auf die Maria, die Holdseligste der Frauen, überzutragen. Dafür spricht die Benennung der Maria in der alten Kirchen-Hymne, „*maris stella*“ und die Thatsache, dass Maria die Schutz-Patronin der Schiffahrt ist, auch dürfte es nicht schwer seyn (S. 9), hiemit die Vermählung des Doge von Venedig mit dem Adriatischen Meere in Verbindung zu setzen. Selbst Eusebius praep. ev. l. 13. c. 11, beruft sich in Ansehung der Märtyrern zu erweisenden Ehre auf das Beyspiel der Heiden, und man liebte es besonders, Christum mit dem Phöbus Apollo zu vergleichen. Auch bieten die Lehren- und Einrichtungen der Häretiker mehr als Einen Vergleichungspunct dar. Die Verehrung der Maria beginnt erst im fünften Jahrh., als der schon früher gebrauchte Ausdruck θεοτοκος auf den Conc. zu Ephesus und Chalcedon gegen Nestorius sanctionirt wurde. Denn es ist zuverlässige Thatsache, dass in den ersten vier Jahrhh. die Verehrung der Maria in der kathol. Kirche etwas Unerhörtes ist, wie nicht nur einige Stellen aus Augustin, sondern besonders das Stillschweigen Julianus und anderer Gegner des Christenth. (S. 19), sondern auch der Widerspruch, welcher in der kathol. Kirche gegen die ersten Verehrer der Maria erhoben wurde, beweisen. Eben so ernstlich erklärte sich die ältere Kirche aber auch gegen die, welche der Maria die gebührende Ehre entzogen, und besonders behaupteten, dass sie nach der Geburt Jesu mehrere Kinder gehabt habe. In der Heftigkeit des Streites über die eheliche Keuschheit der Maria und mit Nestorius erhielt die Verehrung derselben mehr Reiz und Gewicht. Das älteste Beyspiel eines an die Maria gerichteten Gebetes findet sich in der Lobrede des Greg. Naz. auf den Märtyrer Cyprianus, und im fünften Jahrh. wurden ihr eine Menge Kirchen und Altäre geweiht. Nestorius wurde für einen judaisirenden Christen erklärt, weil er den Ausdruck θεοτοκος verwarf. Wie die *spätere* Kirche den Gegenstand betrachtet habe, soll sich aus den beygebrachten Stellen des Vincent. Ler. common. c. 21 und Joh. Damasc. de fide orthod. l. 3. c. 12. ergeben (S. 32 f.). Man hatte nicht Unrecht den Cyrill. Alex. und den Proclus, ep. Cyz., die Ritter und Verfechter der h. Jungfrau zu nennen. Deshalb wird die erste Homilie des letzteren im Auszuge aus *Rössler's* Biblioth. der KKVV. Th. VII. S. 479 — 387 mitgetheilt (S. 37 — 43), und angenommen, dass diese Homilie am Feste der Verkünd. Mar., welches schon früher eingeführt (S. 44 ff.) und zuerst (S. 48.) in Constantinopel, Ephesus u. s. w. gefeyert wurde, gehalten worden sey. Nachdem noch S. 48 f. aus Procopius, Cedrenus und Evagrius Beweise der zunehmenden Mariolatrie gegeben sind, wird derselbe Beweis auch (S. 50 — 56) aus dem Koran geführt. (Rec. erlaubt sich hiezu nur einige Bemerkungen. Zu bedauern ist, dass Hr. *A.* in dieser ganzen Abhandl. auf die occident. Kirche gar keine Rücksicht genommen und die Leser nicht bis zu dem Zeitpuncte geleitet hat, wo die Mariolatrie sowohl im Morgen- als Abendlande völlig ausgebildet war. In der Stelle des Euseb. praep. ev. nach der Ausg. des Rob. Stephanus. Paris. 1544. f. S. 388. ist kein Beweis für die Behauptung, dass die Christen von den Heiden die Verehrung der Märtyrer angenommen hätten; er sagt nur, dass die heidn. Völker auch von frühen Zeiten an verdiente Menschen in dankbarem Andenken erhalten hätten. *Jac. de Voragine* (nach anderen richtiger *Virag.*) ist in dieser Sache kein tüchtiger Zeuge, da er erst um das J. 1290 lebte und nach *Cave* mehr *pius*, *quam doctus* war S. 29 ist der Druckfehler nicht bemerkt, dass es statt Peristeph. heissen muss: Cathem. Noch hätten zwey Stellen für die Ausrufung der Maria zu den Zeiten Leo des j. und des Zeno beygebracht werden können. Method. in Chron. S. 80 sagt vom Martyr. ep Ant.: πρωτον επινοησεν εν εκαστη ευχη την θεοτοκον ονομαζεσθαι. Dasselbe sagt Niceph. Call. H. E. l. 15. c. 28 von dem Petrus Gnaph. und setzt noch hinzu: και ταυτης την θειαν κλησιν επικαλεισθαι. Wenn S. 31 Hr. *A.* sich dafür, dass der Streit des Nestorius nicht ohne praktisches Moment gewesen sey, auf Evagr. H. E. l. 1. c. 1. beruft: so hat Rec. wenigstens in seiner Ausgabe nichts davon gefunden, dass Nestorius sey gelinde behandelt worden, weil die Ephes. Synode ihn nicht, wie er verdient habe, zum Tode verurtheilte. Vincent. Lerin. kann nicht (S. 31.) beweisen, wie die spätere Kirche den Nestor. Streit betrachtete, da er schon wenige Jahre nach dem Ephes. Conc. sein commonit. schrieb. — Aus der Homilie des *Proklus* und allen noch vorhandenen Nachrichten dürfte sich wohl nichts Gewisses darüber ausmitteln lassen, was für ein Fest der Maria zu Ehren in Constantinopel sey gefeyert worden. Sowohl die Überschrift: Ὁμιλια — εις την ενανθρωπησιν του κυριου ἡμ. I. X., als der Inhalt lassen weiter nichts sicher behaupten, als dass in Gegenwart des Nestorius an einem Feste die Maria als θεοτοκος gerühmt und die Verbindung des Gottmenschen im Mutterleibe vertheidigt wurde. Fast scheint es Rec. aus dem Schlusse dieser Rede, als

habe Proklus bloss die Maria so hervorgehoben, um den Irrthum des Nestorius stillschweigend zu widerlegen. — Einen späteren Beleg, mit welchem Eifer die Griech. Kirche die immerwährende Keuschheit der Maria vertheidigt habe, findet man auch im Philostorg. H. E. l, 6. c. 2., wo erzählt wird, dass Eunomius auf Befehl des Eudoxius eine Rede gehalten habe, und Photius hinzusetzt: ἐν ᾗ το δυσσεβες αυτων και ἀθεον μαλιστα ἀπογυμνουται· τον τε ιωσηφ ουτοι καταρατοι μετα την ἀφραστον κυοφοριαν, συναπτειν ου περιφρικασι τῃ παρθενῳ.) Auf diese Abhdl. folgen nun die Marienfeste selbst, grössere und kleinere, allgemeine und provincielle, deren Hr. *A.* siebzehn aufzählt und abhandelt. Das Fest der Verkündigung wird für das älteste erklärt, indem zuerst die Gründe für die Meinung, dass es erst am Ende des sechsten oder Anfange des siebenten Jahrhunderts entstanden seyn soll, widerlegt werden, und dann ein Fragment des Chrysost. als Beweis für die frühere Feyer angeführt wird. (Rec. gesteht offen, dass er von dem Vf. nicht ist überzeugt worden. Das Conc. Laod. can. 51, nach welchem das Gedächtniss der Märtyrer in der Fastenzeit nur an Sabbaten und Sonntagen begangen werden soll, steht darum, wie Hr. *A.* will, nicht entgegen, weil ja das Marienfest eine Ausnahme könne gemacht haben. Nicht zu erwähnen, dass dieses eine ganz willkührliche Annahme ist; es widerspricht auch Can. 50 desselben Conc. geradezu, in welchem streng verboten wird, das Fasten am Donnerstage in der Charwoche zu lösen, weil dadurch die ganze Fastenzeit entehrt werde. Fiel nun das Fest auf diesen Tag: so hätte gegen diesen Canon gehandelt werden müssen. Der Grund, dass wir vor dem siebenten Jahrh. keine Homilie auf dieses Fest haben, behält immer auch ein bedeutendes Gewicht. Das Fragment aus Chrysost. ist Hn. *A's.* Behauptung eben so wenig günstig, vielmehr entgegen. Es sagt: wie Gott in sechs Tagen die Welt geschaffen und am siebenten geruht habe, so habe auch Jesus nach der Zahl der Schöpfungstage sechs Feste in der christl. Kirche angeordnet, die Geburt J., Epiphaniae, Todestag, Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten, am siebenten Tage werde die Auferstehung der Todten erwartet. Von dem Weihnachtsfeste sagt er: πρωτη μεν εστι και ριζα των ἑορτων του Χριστου ἡ κατα σαρκα ἐκ της ἁγιας παρθενου Μαριας μετα την συλληψιν γενεσις, woraus deutlich hervorgeht, dass die συλληψ. noch nicht als besonderes Fest begangen wurde. Wäre dieses geschehen: so hätte Chrysost. Ein Fest mehr aufgezählt, als nach J. Anordnung seyn sollten: es würden aus sechs nun sieben Feste. Indem Hr. *A.* die Ächtheit der dem Athanasius auf dieses Fest beygelegten Homilie gegen alle Kritiker vertheidigt, und doch den Schluss, der eine Lobpreisung der Maria enthält, später hinzugefügt seyn lässt: so fällt die Beweiskraft daraus von selbst weg. — Die vierte Stelle unter den Marienfesten nimmt S. 93 f. der Gedächtnisstag der Maria Magdal. ein. Wäre dieser nicht schicklicher in die Feste der Heiligen zu setzen gewesen? — Bey dem Feste Maria-Opferung wäre auf die Nachrichten in den apokryph. Evangg. zu verweisen gewesen. — Niceph. beruft sich zwar auf den Dion. Areopag. als Gewährsmann von dem Ende der Maria; allein dieser erzählt nur in der Schrift de div. nom. c. 3, dass die Apostel bey ihrem Ende zugegen gewesen wären, und es können ihm die übrigen Erdichtungen des Niceph. (S. 114) nicht zur Last gelegt werden. — Von dem *Spasmo Mar.* hat *Paul Cn. Mitternacht* in einer besonderen Diss. Lps. 1722 gehandelt. Selbst in Deutschland wurde dieses Fest nicht aller Orten an demselben Tage gefeyert. — Die Veranlassung zu dem Feste Maria-Schneefeyer ist ganz übergangen. *Pelwart de Themeswar* giebt dieselbe ausführlich an in dem stellario coronae Mar.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Tübingen, b. Osiander: *D. Friedrich Benjamin Osiander*, K. G. H. Hofrath und Professor der Medicin u. Entbindungskunst zu Göttingen *über die Entwickelungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts.* Erster Theil, enthaltend die seltenen und wunderbaren Geistes- und Leibeszufälle in diesem Alter. Zweyte, verbess. und vermehrte Ausgabe. 1820. XVIII u. 226 S. 8. (1 Rthlr.) Die erste Auflage dieses brauchbaren Buches erschien 1817.

Augsburg u. Leipzig, b. Jenisch u. Stage: *Leichtfasslicher katechetischer Unterricht in der Naturgeschichte und Naturlehre für die reiferen Schüler sowohl in den Werktags- als Feyertags-Schulen.* Nebst einem Anhange betitelt: *Etwas über die Special-Geographie von Europa, Deutschland und Baiern.* Von *Joseph Röckl*, Königl. Bair. Localinspector zu Dillingen. Zweyte verbess. u. vermehrte Auflage. Ohne Jahrzahl. 228 S. 8. (8 gr.)

Göttingen, b. Dieterich: *Recueil de Traités d'Alliance, de Paix, de Trève, de Neutralité, de commerce, de limites, d'échange etc. et plusieurs autres actes servant à la connaissance des relations étrangères des Puissances et états de l'Europe tant dans leur rapport mutuel que dans celui envers leur Puissances et Etats dans d'autres parties du globe depuis 1761 jusqu'à présent.* Tiré des copies publiées par autorité des meilleures collections particulières de traités et des auteurs les plus estimés. Par *Geo. Fred. de Martens.* Seconde edition revue et augmentée. Tome I. 1761 — 1770 inclusiv. 1817. XVI u. 720 S. Tome II. 1771 — 1779 inclusiv. 742 S. Tome III. 752 S. 8. (7 Rthlr. 8 gr.) Die erste Auflage erschien 1799.

Leipzig, b. Barth: *Vorlegeblätter in Rechenübungen in fortschreitender Ordnung vom Leichten zum Schweren für Land- und Bürgerschulen. Nebst der dazu gehörigen Auflösung der Aufgaben einer kurzen Anleitung zur Berechnung derselben, und einer Schultabelle, welche das Ein mal Eins und die gewöhnlichsten Münz-, Gewicht- und Mass-Arten enthält.* Zweyte mit Vorlegeblättern, welche Aufgaben aus der Reesischen und Kettenregel, so wie vermischte Aufgaben aus allen geübten Rechnungsarten enthalten, vermehrte Ausgabe von *J. C. F. Baumgarten*, Oberlehrer an der Erwerbschule zu Magdeburg. 1820. XVI 116 u. 118 S. 8. (20 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Dyk: *Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie; mit beständiger Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der christlichen Kirche*, von Dr. *Joh. Christian Wilh. Augusti*. I—III Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. übergeht, was er sich zu den übrigen Festen, die noch in diesem Bande abgehandelt werden, bemerkt hat, um noch einigen Raum für den Anhang zu gewinnen, „über die Feste der Häretiker." Nachdem Hr. *A.* seine Verwunderung ausgedrückt hat, dass man den Ursprung der christl. Feste nur immer aus dem Juden- und Heidenthume abgeleitet und die Parteyen unter den Christen selbst übersehen habe, klagt er über die Unvollständigkeit der Quellen in Hinsicht auf diesen Gegenstand und giebt die allgemeinen Differenzen in der Festfeyer der Katholiker und Häretiker an. Die erste und vornehmste Abweichung in Vorstellung und Gebräuchen soll sich in der Sonntagsfeyer zeigen, von welcher deswegen S. 345—362 im Allgemeinen gehandelt wird. Dann wird die Festfeyer der Nazaräer und Ebioniten (S. 362—365), der Hemerobaptisten (S. 365—368), der Gnostiker (S. 369—376), der Manichäer (S. 376—384), der Priscillianisten (S. 384—387), der Samosatener (S. 387—389), der Arianer (S. 389—392), der Nestorianer, von welchen aus Assemani bibl. or. T. III. p. 2. S. 380 ff. ein Fest-Calender und einige Hymnen mitgetheilt werden (S. 393—407), und einiger kleineren Parteyen (S. 408—416) angegeben. Gleich zu Anfange dieser Abhandlung hat sich Rec. den Widerspruch nicht lösen können, der in den Sätzen S. 341 u. S. 343 liegt. Dort stehet in Beziehung auf die Festfeyer der Häretiker: „Gleichwohl hat die Dogmatik einen entschiedenen Einfluss auf die Kirchengebräuche gehabt, am meisten aber bey den Festen, die ja fast unmittelbar aus *dogmat. Ideen* hervorgegangen sind und zum Theil als *verkörperte Dogmen* zu betrachten" sind; hier: „Es liegt in der Natur der Sache, dass man seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf diejenigen Parteyen unter ihnen (den Häretikern) richte, welche nach ihrer Absonderung oder Ausstossung von der kath. Kirche, eigene und regelmäsig organisirte Religionsgesellschaften und Kirchen-Systeme bildeten. Niemand wird in Abrede seyn, dass die Manichäer, Priscillian., Arianer, Nestorianer und andere vorzugsweise hieher gehören, und dass sie in dieser Beziehung weit wichtiger genannt zu werden verdienen, als andere, deren Unterschied von der kath. Kirche *mehr in Dogmen, als Gebräuchen und gesellschaftlichen Einrichtungen* bestand." — Der Herleitung und Erklärung der Feste der Katholiker aus den Grundsätzen und Einrichtungen der Häretiker scheinen überhaupt folgende Bedenklichkeiten entgegen zu stehen: 1) Von keinem einzigen Feste lässt sich mit Sicherheit nachweisen, dass es im Gegensatz gegen die Ketzer von der kath. Kirche sey eingeführt worden; vielmehr feyerten auch die Ketzer alle Feste, wenn auch aus anderen Gesichtspuncten oder, wie ihnen oft vorgerückt wurde, mit grosser Lauigkeit. 2) Eine Verschiedenheit in der Zeit und Art, wann und wie manche Feste gefeyert wurden, treffen wir auch in der kath. Kirche viele Jahrhunderte. 3) Gegen die Menge der Festtage und Gebräuche erklärten sich nicht nur einige Häretiker, sondern auch manche Orthodoxen. 4) Einzelne Feste, welche von einer einzelnen Partey oder von den Katholikern einer Provinz gefeyert wurden, können keine allgemeine Regel machen. 5) Selbst die Analogie ist entgegen. Durch die langen und hitzigen Kämpfe zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformirten ist — das Reformations-Fest ausgenommen — kein besonderes Fest veranlasset worden; wohl aber haben die Protestanten von der kath. Kirche mehrere Feste auch bey veränderten Ansichten beybehalten. Daraus wird auch klar, warum die Christen aus dem Juden- und Heidenthume Feste übertragen konnten. 6) Ganz unmöglich dürfte es seyn, was S. 341 angegeben wird, aus den dogmatischen Grundsätzen der Parteyen, die nur kurze Zeit bestanden und von deren kirchlich-gesellschaftlichen Verfassung wir nichts wissen, einen Wahrscheinlichkeitsschluss auf die inneren und äusseren Verhältnisse der ihnen entgegengesetzten und auf den Gegensatz gegründeten kathol. Kirche zu machen. Was von S. 349—355 hier und da über die Feyer des Sabbaths und das σαββατιζειν unter den Christen gesaget wird, kann leicht zu der Meinung führen, dass die KKVV. und Concc. gegen die Heilighaltung dieses Tages geeifert, was doch nicht der Fall ist. Nur gegen die, welche die Mosaischen Gesetze über diesen Tag beobachteten, oder, wie die Juden, nicht arbeiteten, und denselben in Üppigkeit zubrachten, sind die Warnungen gerichtet. Auch in dem Can. 29 des Conc. Laod. ist die Rede nur von einer Beobachtung des Sabb., um den Sonntag zu schänden. — In Ansehung der Festfeyer der Häretiker hat Hr. *A.* das

Verdienst, zusammengestellt zu haben, was sich hie und da zerstreut findet; denn bey einzelnen Festen haben schon *Bingham* und *Mosheim* diesen Gegenstand berücksichtigt, und sehr gut ist, was *Stäudlin* Gesch. d. Sittenlehre Jesu, Th. 2. S. 653 — 655 darüber im Allgemeinen sagt. Aus dem Ganzen geht aufs Neue hervor, wie wenig wir von der eigenthümlichen Feyer der Feste bey den Häretikern wissen. — Von den Ebioniten und Nazar. erfahren wir nicht mehr, als dass sie, wie auch viele andere Christen, Sabb. und Sonnt. zugleich feyerten, und Feste, wie das der Verkünd. der übernatürl. Geburt Jesu, wenn diese schon damals wären angeordnet gewesen, nicht würden gefeyert haben, um ihren Grundsätzen nicht untreu zu werden. Nicht einmal durch die gewagtesten Combinationen würde sich wahrscheinlich machen lassen, wie S. 365 behauptet wird, dass diese Secte nicht ohne Einfluss auf die späteren Feste der Kathol. Kirche geblieben sey. Eine Secte soll solchen Einfluss gehabt haben, die nie sehr zahlreich war, und schon im Anfange des vierten Jahrh. erlosch! — Die Hemerobaptisten, gehören, wie auch bemerkt wird (S. 365), gar nicht zur christlichen Kirche. — Über die Festtage der Gnostiker wird ein Auszug aus *Münter's* Vers. über die Alterthümer der Gnost. Ansb. 1790. 8. gegeben. Zu den Gnostikern zählt Hr. *A.* auch die Ophiten, über welche auf *Mosheim's* Vers. einer unp. und gr. Ketzergesch. und *Neanders* genet. Entwickelung d. gnost. Syst. verwiesen wird. Der reine Gewinn der Untersuchung ist, dass die Feyer der Auferst. Jesu, seiner Himmelfahrt und der Ausgiessung d. h. Geistes, wenn sie dieselbe begangen haben, in einer anderen, als der gewöhnlichen, Bedeutung von ihnen müsse genommen worden seyn. — Über die Feste der Manichäer hat schon *Mosheim* de rebus Christ. ante Const. S. 837 — 840 sehr sorgfältige Untersuchungen angestellt. Die bey diesem Gegenstande so wichtige Stelle des *Augustin* in l. c. Adimantum c. 16. §. 3. hat H. *A.* nicht erwähnt. — Die Bemerkungen über Paul von Samos., Arianer und Nestorianer sind fast alle nur liturgisch, nicht heortologisch. — Nicht (S. 411) erst *Walch* in der Hist. der Ketzereyen B. 3. S. 481, sondern schon Epiph. Panar. 80 macht den Unterschied zwischen heidnischen und christlichen Messalianern.

Nachdem der Inhalt dieses wichtigen Werkes mit den nöthigen Bemerkungen dargelegt ist, bieten sich noch von selbst einige Erinnerungen über das Ganze dar, welche Rec. in der Hoffnung einer bald zu wünschenden zweyten Auflage mittheilt. 1) Der Titel kündigt die Feste der *alten* Christen an. Giebt man diesem Begriffe auch die nur möglich weiteste Ausdehnung: so passt doch dazu nicht der Inhalt des Buches. Der grössere Theil der vorzüglich im dritten Bande abgehandelten Feste ist späteren Ursprunges. Daher findet man sie auch bey *Bingham* nicht. 2) Da einmal die der Archäologie gesetzte Grenze überschritten ist: so scheint es dem Rec. zweckmässiger, wenn dieses Werk die heiligen Tage der Christen in ihrem ganzen Umfange behandelte. Dann würde der Sonntag nicht unter den Festen der Häretiker seine Stelle gefunden haben, und die Busstage, das Reformationsfest u. s. w. hätten nicht übergangen werden dürfen. Wer wird nicht gern von Hn. *A.* auch über diese Tage unterrichtet seyn wollen? 3) Da Hr. *A.* sich strenger an die ältere Zeit bey dem Weihnachts-Cyclus gehalten hat, so wäre zu wünschen, dass auch hier Bemerkungen über die Feyer in der späteren Zeit nachgetragen würden. 4) Die Einleitung könnte mehr zusammengezogen seyn. Theils enthält sie Auszüge aus neueren Schriften, welche leicht zu haben sind, theils nimmt sie Manches auf, was in die einzelnen Fest-Cyclen gehört. Jenes bliebe wohl besser weg, dieses stände schicklicher bey den einzelnen Festen.

Noch ist übrig, einiges über die beygefügten Homilien zu sagen, an welche sich fast einzig manche Beurtheilungen dieses Werkes gehalten haben, um sich tadelnd über den Geschmack der KKVV. im Predigen auszusprechen. Rec. kann nicht leugnen, dass er sich über diese Beylagen sehr gefreut hat, weil er überzeugt ist, dass auch unsere Zeit noch in der Homiletik von jenen Vätern lernen kann. Es lässt sich bey der Auswahl der älteren christl. Fest-Homilien und Reden ein doppelter Gesichtspunct denken. Man will entweder Proben vorlegen, wie in einem gewissen Zeitalter und von einem gewissen Redner der Stoff des Festes ist behandelt worden, oder eine Auswahl der vorzüglichsten Arbeiten den Lesern geben. Hr. *A.* hat grössten Theils den letzteren festgehalten in dem, was er giebt. Die Übersetzungen selbst sind, wie sich nicht anders erwarten lässt, fliessend und treu, und erhalten durch kritische und erläuternde Anmerkungen noch einen höheren Werth. Um einige Feste nicht leer ausgehen zu lassen, sind von einigen Homileten, welche nach der gewöhnlichen Benennung den KKVV. nicht mehr angehören, Arbeiten aufgenommen worden. Auf die später angeordneten Feste hätten, wie leicht zu erachten, nur spätere Arbeiten mitgetheilt werden können. Daher finden sich im letzten Bande nur vier Homilien, weil Hr. *A.* die Grenzen der alten Kirche nicht zu weit in dieser Hinsicht überschreiten wollte. Die Leser finden zusammen zwey und vierzig Homilien, vierzehn von Griechischen, drey von einem Syrischen, den aber auch die Gr. Kirche sich zueignet, und fünf und zwanzig von den Lateinischen Vätern. Von jenen haben beygetragen Gregor. Naz. 3, Epiph. Salam. 6, Ephraem. Syr. 3, Greg. Nyss. 1, Chrysostomus 4, Proklus 1, von diesen Petr. Chrysol. 1, Leo Magn. 4, Augustin. 8, Max. Taurin. 3, Fulgent. Rusp. 2, Caesar. Arelat. 1, Gregor. M. 1. Beda Ven. 3, Bernh. Clarev. 2. Leicht werden sich die unser Zeitalter weniger ansprechenden Homilien durch bessere bey einer neuen Auflage ersetzen lassen.

Aus der innigsten Hochachtung gegen den Vf., aus Interesse an der unter uns gleichsam neu eingeführten Wissenschaft und mit dem Wunsche, auch die kleineren Flecken verwischen zu helfen, hat Rec. die Anzeige dieses gelehrten und müh-

samen Werkes niedergeschrieben. Möge dasselbe richtigere Ansichten und Ehrfurcht gegen das Christenthum verbreiten, und Hr. *A.* das Publicum recht bald mit der verheissenen Fortsetzung" über die heiligen Handlungen der Christen" beschenken!

O. P. B.

Leipzig, b. Barth: *Über die Meditation des Predigers* von *Friedrich August Crome*, Superintendent, Stiftsprediger und Senior des Ministerii in Eimbeck. Zweyte Auflage. 1819. 230 S. 8. (1 Rthlr.)

Schon im J. 1808 hatte der Vf. die erste Abtheilung dieser Schrift theils in den Materialien für Prediger (Band 5 Heft 2) theils besonders drucken lassen. Er hatte darin angefangen, die Abhandlung von *Garve* über die Meditation, in dessen Versuchen B. 2. S. 245 ff. mit Anwendung auf die Prediger zu commentiren, setzt jetzt diese Arbeit fort, bringt sie zu Ende, und fügt einige Beyspiele hinzu, die theils die Art, wie er bey Anfertigung seiner Predigten meditirt, zeigen, theils den Erfolg seines Bemühens darstellen sollen.

Der Vf. nimmt das Wort Meditation in demselben Sinne, wie *Garve*, und versteht darunter alles, was der Geist und das Gemüth thut, um aufzufinden, nicht nur was, sondern auch die Art, wie man über ein gewisses Thema sprechen will; ja auch selbst das Nachdenken, das man bey der Wahl des Thema's selbst anstellt oder anstellen kann, ist davon nicht ausgeschlossen. Bekannt ist, wie viel Treffliches hierüber *Garve* gesagt hat, und wenn gleich diess entweder zu allgemein oder zu sehr in Beziehung auf solche gesagt ist, die darauf denken, nützliche und anmuthige und selbst originelle Schriftsteller im philosophischen Fache zu werden, als dass es der meditirende Prediger auf sich anwenden könnte: so gehört doch theils nur wenig Kenntniss des Unterschiedes zwischen Philosophiren und Predigen dazu, um in vielen Stücken mit Nutzen diese Anwendung zu machen, theils wird dieselbe da, wo sie einige Schwierigkeiten haben könnte, und wie sie noch nützlicher zu machen, vom Vf. erleichtert. Prediger werden daher diese Schrift, deren Schreibart auch gelobt werden kann, gerne und mit Nutzen lesen, wenn gleich der daraus zu ziehende Vortheil kaum der seyn wird, dass sie nun um so leichter und glücklicher meditiren, sondern vielmehr nur der, dass sie lernen, auf mannichfaltige Weise ihren Text und ihr Thema zu behandeln, wenn sie sich sonst vielleicht nur an Eine gewöhnt haben oder leicht gewöhnen könnten. Dazu können auch den meisten Predigern die Beyspiele dienen, die der Vf. aufgestellt hat. Denn er geht darin allerdings seinen etwas eigenen Gang, und doch wird man urtheilen, dass sie ihre Wirkung nicht haben verfehlen können.

Man wird nicht erwarten, dass alles, was über die Meditation des Predigers mit Nutzen gesagt werden kann, hier ausgeführt sey. Denn in diesem Fall hätte der Vf. fast eine ganze Homiletik schreiben oder commentiren müssen. Dazu gab ihm auch der *Garvesche* Aufsatz keinen Anlass. Man darf hier nur einige aus der Natur des Predigens und der menschlichen Seele nicht ganz oberflächlich geschöpfte Bemerkungen über diesen Gegenstand suchen. Mehrere davon auszuziehen ist nicht nöthig, da sie nicht neu sind, und würde wenig nützlich seyn, da sie besser in der Schrift selbst aufgesucht werden. Besonders hat der Anhang den Rec. angesprochen, worin der Vf. darauf dringt, dass der Prediger mit eigener Andacht meditiren, und bey der Meditation stets auch vorzüglich darnach fragen muss, was seinen Zuhörern jetzt zu hören nöthig oder nützlich seyn möchte. Denn an den grossen Unterschied einer Rede, einer Anrede an bestimmte Personen und einer Abhandlung scheinen mehrere, auch der besseren Prediger noch wenig zu denken; und wie sehr ein andächtiges Gebet vor der Meditation auf das Rechte, was zu sagen ist, führen und wie sehr die eigentliche Wirkung der Predigt dadurch bey den Hörern befördert wird, wenn man sie vorher bey sich erfahren hat, scheinen viele unbeachtet zu lassen. Gewünscht hätte Rec. nur noch, dass der Vf. die Regel noch stärker ans Licht gezogen hätte, dass der meditirende Prediger vor allem sich fragen müsse, was er eigentlich für einen bestimmten, jetzt erreichbaren und zu erreichen besonders nützlichen Zweck erreichen wolle, und welches zu diesem Zweck wohl die sichersten und besten Mittel sey. Ungern hat daher Rec. die mehrmals vorkommenden Klagen gelesen, dass unsere Kirchen jetzt leer wären von solchen, die die Kunst des Predigens zu beurtheilen verstünden, weil nicht hinzugesetzt war, dass man durchaus nicht daran denken muss, wie die Predigt wird beurtheilt werden, sondern nur, was sie wirken kann und wird. Das Streben nach Beyfall und der Zufriedenheit damit, wenn man Beyfall erhält (der sich bey manchen Predigern leicht findet), verderben viel; dagegen die meisten Prediger, wenn sie die Wirkung ihrer Vorträge suchten, und diese nicht in vorübergehender Rührung setzten, leicht einsehen würden, dass sie dafür noch viel mehr thun und zu diesem Zweck noch viel anders predigen müssten, als sie thun. Denn wer klagt nicht, dass er mit seinen Predigten nur wenig ausrichte, und wer kann in Abrede seyn, dass die Schuld nicht selten, wenigstens einigermassen, auch an ihm und seiner Predigtart liege?

Dfr.

Halberstadt, b. Vogler: *Festgaben für gebildete Gottesverehrer* von *M. H. A. Schmidt*, Oberprediger zu Derenburg. 1819. S. X u. 218. (20 gr.)

Festgaben, dachte Rec., was mögen diess seyn? Der Vf. hat das Zweydeutige des Titels selbst gefühlt und in der Vorrede erklärt: „Man könnte darunter zwar auch Erläuterungen über die Entstehung und Bedeutung der Feste selbst (nein! daran hätte wohl Niemand gedacht; denn wer würde diess Festgaben nennen?) oder Schrifterklärungen oder geistli-

che Lieder und dergleichen verstehen; doch Predigten sind ja immer die Hauptsache, welche verständige und gefühlvolle Gottesverehrer von einem Lehrer verlangen." Also Predigten sind es, die hier gegeben werden. Aber wozu nun jener Name? Soll er etwa besser klingen, als der Predigten? Was nun die hier gelieferten Predigten selbst betrifft: so sind es 15 an der Zahl, die an Festtagen gehalten wurden, und eine Synodalrede nebst zwey Antrittspredigten sind diesen angehängt. Im Ganzen wird des Vfs. Arbeit Beyfall finden, und besonders die zehnte Predigt: Gottes und des Menschen Sorge (wir würden statt Sorge ein anderes Wort gewählt haben, weil eigentlich Gott nicht wie Menschen sorgt) für die Ärndte, so wie die Synodalrede: Glaube mit Liebe, und die erste Antrittspredigt: Fromme und beständige Zuhörer sind ihres Lehrers höchster Ruhm über Philipp. 2, 16, haben uns am vorzüglichsten gefallen. Der Vf. weiss die abgehandelten Wahrheiten klar und lichtvoll darzustellen, und befleissigt sich dabey einer Sprache, die zwar gewählt ist und alles Unedele verschmäht, aber doch von aller Künsteley entfernt bleibt. Nur manchmal scheint uns der Vortrag etwas zu kalt zu bleiben, und die Herzen der Zuhörer nicht mit sich fortzuziehen. Und besonders was die Schärfe der Beweise und die Bestimmtheit der Begriffe betrifft, könnte hie und dort etwas getadelt werden; z. B. gleich in der ersten Predigt wird Zeit und Ewigkeit mit einander verglichen und gezeigt, dass sie ihrem Umfange, ihrer Beschaffenheit und ihrer Bestimmung nach von einander abweichen. Hier wird nun die Zeit bald als Theil der Ewigkeit, bald für die irdische Lebenszeit genommen. In der zweyten Predigt wird die Hoffnung besserer Zeiten S. 19 durch den Glauben an Gottes heilige Vorsehung bewiesen, und gesagt: wir verlassen uns ja darauf, dass Gott die Welt regiert mit Gerechtigkeit, und dass seine Güte weiter reicht, als die Wolken gehen. Aber folgt daraus schon, dass jetzt bessere Zeiten kommen? Regierte Gott nicht auch in schlimmen Zeiten? In derselben Predigt wird gefragt: was fodert diese Hoffnung von uns? Die Antwort ist: wir müssen unsere Wünsche mässigen, zur Verbesserung unseres Zustandes mitwirken, und uns in Gottes Führung ergeben. Wird aber damit nicht die vorige Behauptung, dass bessere Zeiten zu hoffen sind, wieder zurückgenommen? Erst soll man Wünsche und Hoffnungen hegen, dann sie wieder mässigen. Die vierte Predigt hat das sonderbare unverständliche Thema: Würdiges Suchen der Entschlafenen. Warum nicht verständlicher? Wir suchen würdig, heisst es, unsere hingeschiedenen Freunde und Verwandte, wenn wir uns 1) auf der rechten Bahn nach ihnen umsehen und zwar a) auf der Bahn der Natur und Vernunft, b) der Tugend und Frömmigkeit. Ist die Bahn der Tugend und Frömmigkeit nicht zugleich die Bahn der Vernunft? Und wie schwerfällig heisst es weiter, „wenn 2) bey diesem Suchen der rechte Fortschritt beobachtet wird, den a) Liebe und Treue beschleunigt, b) Sanftmuth und Geduld zurückhält." — Erst bey dem weiteren Lesen kann man errathen, was der Vf. haben will. Die sechste Predigt handelt von der Verheimlichung unserer Fehler, die drückend, verderblich und fruchtlos seyn soll. Rec. wusste lange nicht, was er sich unter dieser Verheimlichung denken sollte, bis er endlich im dritten Theile las, sie könne vor Menschen, vor sich selbst, und vor Gott Statt finden, und sey in allen drey Fällen fruchtlos. Allein ist sie denn vor Menschen immer fruchtlos? Es giebt, sagt der Vf. S. 73, unter den Menschen solche Späher, denen wir nicht die Augen blenden (sind aber *alle* solche Späher?), theils verrathen wir uns selbst. Im Grunde ist diess ein und dasselbe. Denn eben dem Späher verräth sich der Mensch. Vor sich selbst aber verheimlicht man seine Fehler nicht, sondern man entschuldigt und beschönigt sie. Und vor Gott? nun diese Unmöglichkeit fällt in die Augen. Die erste Art der Verheimlichung hätte also gleich im Thema genannt seyn sollen. In der schönen Predigt No. 7 über das Thema: wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden, heisst es S. 83, „Wir sollen uns endlich erniedrigen in unseren Hoffnungen auf Gott und das ewige Leben." Der Vf. will sagen nicht zu viel und ohne eigenes Zuthun hoffen. Aber hat diess Jemand schon ein sich erniedrigen genannt. So hätten wir auch bey der 8 Predigt: Gottes Geist wirkt noch jetzt auf den Geist der Menschen, zu erinnern, dass es in dem vom Vf. angenommenen Sinne wohl noch kein Mensch geleugnet hat, und bey der eilften Predigt: die Geburt des Herrn, andeutungsreich für sein Leben, dass sie bey zu viel bekannten Dingen doch zu wenig Erweckliches und Nutzbares hat. Einigemale hat der Vf. den rechten Ausdruck übersehen z. B. S. 87: Aber deren möchten wir wohl *entbehren* statt *nicht bedürfen*.

— R —

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Die vorzüglichsten Regeln der Orthographie und Materialien zum Dictiren.* Ein Handbuch für Lehrer in den orthographischen Lehr- und Übungsstunden von *J. C. F. Baumgarten,* Oberlehrer an der Erwerbschule zu Magdeburg. Zweyte verbess. u. vermehrte Ausgabe. 1820. VI u. 161 S. 8. (10 gr.) Ein brauchbares Büchlein.

Arnstadt, b. Hildebrandt: *Naturlehre in Fragen und Antworten für wissbegierige Kinder* von D. *Wilh. Ludw. Steinbrenner,* Prediger zu Grossbadungen und Hauröden und Superintendent. Dritte Auflage. Mit 1 Kupfer. 1820. XII u. 191 S. 16. (9 gr.) Die erste Auflage erschien 1799.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

JURISPRUDENZ.

Paris, b. Nicoll: *De l'administration de la justice criminelle en Angleterre et de l'esprit du gouvernement anglois* par *M. Cottu*, conseiller à la cours royale de Paris, sécretaire général de la société royale des prisons et du conseil spécial des prisons de Paris. 1820. XII u. 317 S. 8.

Wir versäumen nicht, unseren Lesern in der ersten Neuheit von dieser durch ihre Veranlassung, ihren Inhalt und ihre Tendenz merkwürdigen Schrift Rechenschaft abzulegen. Sie enthält, wie der Vf. in der Vorrede bemerkt, das Resultat der Untersuchungen, welche er im Auftrage der Französischen Regierung auf Englischen Grund und Boden über das dortige System und die Verhandlungsart der *Geschwornen-Gerichte* anzustellen Gelegenheit hatte.

Zur richtigen Würdigung des Englischen Verfahrens in Criminalsachen fand es der Vf. vor allem nothwendig, sich mit Englands politischer Verfassung bekannt zu machen. Ein Empfehlungsschreiben des Marquis von *Landsdown* verschaffte ihm die Bekanntschaft des Hn. *Scarlett*, eines der ersten Sachwalter im Norddistricte zu London, jetzt Mitglied des Parlaments. Noch hatte ihn die Englische Regierung an die Hnn. *Wend* und *Bailny* empfohlen, welche mit Haltung der Assisen in eben diesem Districte beauftragt waren, und ihm Alles mittheilten, was er über dieses Institut zu wissen verlangte. Auch die übrigen Rechtsgelehrten des Districts gaben ihm alle nur gewünschte Erläuterungen, und der Sohn des Hn. *Scarlett* begleitete ihn bey den Untersherifs, um daselbst Einsicht von den Geschwornen-Büchern zu nehmen, und die verschiedenen Gefängnisse zu besuchen, welche auf diesem Wege sich fanden. Auffallend ist es, dass eben dieser Hr. S. ihm zugleich als Dollmetscher diente. Ein so ehrenvoller Auftrag, wie derjenige, welcher dem Vf. zu Theil wurde, hätte es wohl verdient, vor allem die Sprache des Landes zu studiren, dessen Verfassung er schildern wollte. Nach Vollendung seiner Arbeit legte sie der Vf. einigen Rechtsgelehrten, namentlich dem erstgedachten Hn. *Scarlett* zur Prüfung vor, und erhielt von demselben Zusätze und Berichtigungen. Nach diesen Bemerkungen glaubt der Vf. seine Schrift dürfe Ansprüche auf einen nicht geringen Grad von Genauigkeit machen. Die Vorrede endigt mit dem Wunsche, dass das Beyspiel einer Nation, die seit so langer Zeit ein System voll Menschlichkeit und Mitleid in Criminalsachen befolge, einigen Einfluss auf die „alten und barbarischen Gewohnheiten seiner Landsleute" erhalten möge (*quelque influence sur nos vielles et barbares habitudes*).

Die Abhandlung selbst zerfallt in eilf Abschnitte, deren Inhalt wir hin und wieder mit einigen Bemerkungen begleiten wollen.

Chap. I. Observations préliminaires. Über gewisse bürgerliche und politische Gesetze, welche einen grossen Einfluss auf alle Theile der Englischen Criminal-Verfassung haben. Ungleiche Theilung der Güter; grosse Beschränkung des Erbtheils der Jüngern in der Familie. Die meisten grossen Landgüter sind substituirt, in allen Classen der Gesellschaft giebt das Gesetz dem *Ältesten* die Erbschaft der Grundstücke, und den Übrigen die Theilung der Möbeln. Jede Familie hängt daher leidenschaftlich an ihren Besitzungen und an der Provinz, in welcher dieselben liegen. Die Verwaltung dieser Provinz wird gemeiniglich den vornehmsten Eingesässenen einer jeden Grafschaft übergeben. Auf diese Art findet sich die grosse und beträchtliche Classe von Eigenthümern gleichmässig vertheilt auf der ganzen Oberfläche des Reichs, mit ihr Geistescultur, nützliche Erfindungen, gute Manieren. Mit Ausnahme der Familien, welche als Reichsbarone die Pairie (mit ihr Sitz und Stimme im Oberhause) besitzen, (und geborne Räthe des Königs sind,) giebt die Geburt keine Vorrechte. Nur die Mitglieder der Pairskammer und deren älteste, zur Pairie gerufenen, Söhne, werden von den Engländern für adlich (*nobleman*) erkannt. Dagegen steht den Jüngern der Familie, so wie jedem Engländer, überhaupt der Weg zu den ersten Staatswürden offen, wenn er durch ausgezeichnete *Verdienste* sich Ansprüche auf dieselben erwirbt. Manche Privilegien haften auf Gütern, und gehen mit diesen auf jeden Käufer über. Dergleichen privilegirte Güter heissen *Manors*, und ihre Besitzer (*Lords of the manors*) sind, je nachdem diese Privilegien einen grössern oder geringern Umfang haben, entweder *Freeholders* oder *Copy-Holders*. Die Besitzungen der Ersten werden mit Erbgütern, und die Anderen mit Lehngütern verglichen. Wer ein solches Gut, welches jährlich 40 Schilling Taxe bezahlt, eigenthümlich besitzt, ist ein *yeoman* und kann als Geschworner bey Iury's gebraucht werden. C. II. *Des Juges de paix et de leurs attributions.* In jeder Grafschaft giebt es, je nachdem sie gross ist, mehr oder weni-

ger *Friedensrichter*, deren Gesammtheit eine aus den vornehmsten geistlichen und weltlichen Eigenthümern bestehende Friedens-Commission ausmacht. Jeder volljährige Bürger, der aus einem Manor-Gute den reinen Ertrag von 100 Pf. Sterling oder darüber geniesst, kann Mitglied derselben seyn. Er bietet seine Dienste dem Kanzler durch den Lord-Lieutenant (ersten Beamten) der Grafschaft an, und selten wird ein solches Gesuch abgeschlagen. Die Zahl der Mitglieder ist unbestimmt, zuweilen beläuft sie sich auf 600. Mehrere suchen bloss der Ehre wegen die Aufnahme in diese Commission, anderen ist es vorzüglich um die Geschäfte derselben zu thun. Nur wirkliche Friedensrichter, deren sich in jeder Grafschaft 100 — 300 (geistlichen und weltlichen Standes) befinden, werden beeidigt. Ihre Hauptgeschäfte sind Handhabung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, Aufsicht über die dahin gehörigen oder damit in Verbindung stehenden Einrichtungen und Anstalten, Entscheidung einer gewissen Anzahl bürgerlicher Rechtsfälle, sodann aller Correctionssachen, und selbst eines grosen Theils eigentlich sogenannter Criminalfälle. Für kleinere Geschäfte dieser Art sind die kleinen Sitzungen (*petty sessions*) angeordnet, welche der Regel nach alle 14 Tage von zweyen dieser Beamten in den Landstädten gehalten werden. Sowohl hier als in Sachen, bey denen schon ein einziger Competent ist, erfolgt die Entscheidung auf dem Wege der einfachen Untersuchung (*information*) d. i. ohne irgend einen Beystand, und auf die blosse Vernehmung der Zeugen und der Parteyen. Vierteljährig werden alle Friedensrichter der Grafschaft zur Haltung der *Landgerichte* oder der sogenannten *quarter sessions for the county* berufen. Sie versammeln sich hiernächst in einer Anzahl von 12 bis 40, richten über Appellationen von Entscheidungen in den *petty sessions*, und erkennen durch das sogenannte *Indictment*, d. h. auf einen Anklagsact, welcher der vorläufigen Untersuchung der *Grossjury*, und im Genehmigungsfalle der Entscheidung einer *kleinen Jury* übergeben wird, über alle Corrections-Sachen und selbst über mehrere Criminal-Sachen der Grafschaft. Diese Sitzungen dauern 1—10 Tage in der Stadt, welche in jeder Grafschaft für dieselben bestimmt ist. Reicht dieser Zeitraum zur Beseitigung der Geschäfte nicht hin: so verlegt sich das Gericht, um Kosten zu ersparen, häufig an einen anderen, dritten und mehrere folgende Orte. Haben die Grossgeschwornen in einer Criminalsache von grösserer Wichtigkeit für die Anklage entschieden: so wird die endliche Entscheidung bis zu den nächsten *assizes* oder dem königlichen Landgerichte aufbehalten, und der Angeklagte bis dahin kraft eines vom Friedensgerichte zu erlassenden Verhaftungsbefehls (*warrant*) gefänglich verwahrt. Zur Untersuchung und Verfolgung von Mord und Todschlag ist in jeder Grafschaft eine Anzahl eigener Kronbeamten, unter der Benennung *coroners*, angestellt, in allen übrigen Fällen ist die Verfolgung lediglich der beleidigten Partey überlassen. Hier bemerkt der Vf. eine grosse Verschiedenheit des Englischen und Französischen Verfahrens: in England verlässt sich der Friedensrichter einzig auf die Mittel, welche der Hass oder die Rachsucht einer Partey ihm darbieten, in Frankreich bezeichnet ein höherer Grad von Sorgfalt und Selbstständigkeit die vorläufigen Untersuchungen des Richters. Ch. III. *Des assizes, du grand et du petit Jury.* Der Vf. bemerkt selbst, da dieses den Hauptgegenstand der vorliegenden Abhandlung enthalte: so habe er sich in demselben eine grössere Ausführlichkeit zur Pflicht gemacht. Jährlich zweymal werden in allen Grafschaften Assisen oder königliche Landgerichte gehalten, 8 Mal im Jahre in London und Middlessex. In der Zwischenzeit zwischen der Verhaftung eines Angeschuldigten und der Quartalsessionen oder (wenn es Hauptverbrechen gilt) den Assisen, entwirft der Anwald (*Attorney*) des Klägers eine Art Anklagsacte, welche den Thatbestand des Verbrechens nach Zeugenaussagen und Geständnissen in der Kürze entwickelt. Das eigentliche England ist in Rücksicht auf Assisen in 6 Bezirke getheilt, welche alle Grafschaften umfassen. Man hält sie in den Monaten März und April, und wiederum im Juli und August. Die ersteren werden Lenzassisen, die anderen Sommerassisen (*Lent-* und *Summer-Assizes*) genannt. Wallis, Schottland und Irland haben ihre eigenen Bezirke. Bekanntlich besteht in London ein oberster Nationalgerichtshof in drey verschiedenen Kammern oder Sectionen, das *Gericht der königlichen Bank* (*court of the Kings bench*) für Criminalsachen — das *Gericht für gemeine Klagen* (*court of common pleas*) für bürgerliche Streithändel und — das *Gericht der Schatzkammer* (*court of exchequer*) für königliche Finanz- oder fiskalische Sachen; jede dieser Sectionen enthält 4 vom König ernannte Richter, deren Gesammtheit unter dem Namen der 12 Richter von England bekannt ist. Zwey von diesen Richtern werden jedesmal um die Zeit der Assisen vom Könige beauftragt, in seinem Namen alle Civil- und Criminal-Sachen von höherer Wichtigkeit in jedem dieser 6 Districte zu entscheiden. Vor ihrer Abreise bestimmen sie, nach einer vorläufigen Übersicht der ihre Dienstthätigkeit in Anspruch nehmenden Fälle, den Tag, an welchem in jeder Grafschaft die Assisen ihren Anfang nehmen sollen. An dem festgesetzten Tage ist alles in England in Bewegung. Die für jeden Bezirk ausgewählten Richter werden in demselben mit Glockengeläut, Trompetenschall und dem herzlichen Willkommen einer ihnen entgegenströmenden Einwohner-Menge empfangen. An dem zur Eröffnung bestimmten Tage geht einer der Richter mit dem Sherif, einem der vornehmsten Beamten der Grafschaft (wie es scheint, identisch mit den in ältern Zeiten sogenannten Gaugrafen (*pagi comites*) noch jetzt in ihren Überbleibseln in Niedersachsen: Gegräfen genannt, nach dem Vf. in vielfacher Hinsicht ähnlich mit den Präfecten in Frankreich) auf den zur Haltung der Assisen bestimmten Gerichtshof, woselbst sein Auftrag öffent-

lich vorgelesen und sodann die Sitzung auf den folgenden Tag festgestellt wird. Hier erscheinen beide Richter unter neuen Feyerlichkeiten auf dem Gerichtshofe; einer von ihnen nimmt seinen Platz in der für Civilsachen bestimmten Abtheilung, der andere im Criminalgerichte. An der Seite des letzten dieser Beamten erhält der Sherif die ganze Dauer der Assisen hindurch seine Stelle. Die Sitzung des Criminalgerichts wird, nach vorläufiger Bekanntmachung einer Namensliste aller Mitglieder der Friedenscommission und anderer gerichtlichen Beamten, mit Vorlesung der von einigen derselben verfertigten Protocolle über begangene Mordthaten und über den Standpunct des Districts, in Rücksicht auf Moral und öffentliche Sicherheit begonnen. Hierauf wird zu den Geschäften geschritten, bey welchen die Mitwirkung einer *grossen* und einer *kleinen Jury* erfodert wird, von denen die erste über Anklage, die andere über den Beweis der Anschuldigungen zu sprechen hat. Die *grosse Jury* besteht aus den angesehensten Eignern und aus fast allen Mitgliedern der Friedens-Commission im Bezirk. Ihre Ernennung, so wie die der *kleinen Jury*, geschieht von dem Sherif, welcher, ehemals von den Einwohnern der Grafschaft, jetzt von den 12 Richtern Englands dem Könige zur Bestätigung vorgeschlagen wird, und dessen, einen Aufwand von 15—20000 Fr. erfoderndes, Ehrenamt bey der kurzen Dauer von einem Jahre die Beweggründe, sich achtungswerth zu zeigen, in einem hohen Grade verstärkt. Diese Beamten, bemerkt der Vf., sind gewissermassen *gezwungen*, unparteyische Geschworne vorzuschlagen; die kleinste Parteylichkeit würde eine allgemeine Missbilligung zur Folge haben. Jeder Berufene macht sich eine Ehre daraus, Mitglied der grossen Jury zu seyn; Nichterscheinende werden, wenn sie ihr Ausbleiben nicht hinlänglich rechtfertigen, von ihren eigenen Collegen zu einer Geldbusse verurtheilt. Zu einer jeden dieser Jury's sind eigentlich, um eine Mehrheit von 12 zu bilden, nur 23 Personen nothwendig, doch setzt der Sherif nicht selten aus Achtung für die Vornehmern der Provinz eine doppelt und dreyfach grössere Zahl auf die Liste derjenigen, welche er dem Gerichtshofe der Assisen vorlegt, und von denen auf jeden Fall nur 23 den Dienst thun. Ausser dem Urtheil über die Anklage haben diese Grossgeschwornen Aufsicht über die Gefängnisse, und das Recht, der Regierung Vorstellungen über Missbräuche in allen Theilen der öffentlichen Verwaltung zu machen, ein Recht, welches auch Friedensrichter, als solche, und andere ausgezeichnete Personen besitzen, und dessen Ausübung namentlich bey den ersten als Stimme des Publicums gilt. Bey dem Anfange der Assisen wird die Liste aller Gefangenen gedruckt. Sie alle müssen während derselben erledigt, oder der kleinen Jury zugeschickt werden; kein Aufschub auf die nächsten Assisen findet Statt, wenn der Angeschuldigte nicht selbst ihn begehrt. Auch die kleine Jury wird von den Sherifs gebildet, jeder Bürger aus der Mittelclasse von Landeignern kann auf ihre Liste gebracht werden. Die Zahl der darauf benannten Geschwornen ist verschieden, in der Grafschaft York, der grössten in England, beträgt sie gegen 10,000, in jeder Grafschaft wird die Liste alljährlich erneuert. Von den 23 Grossgeschwornen müssen 12 immer einstimmig seyn, in dieser letzten Voraussetzung kann ihre Zahl auch auf 12 sich beschränken, wie dieses bey der kleinen Jury der Fall ist, die nie anders als einstimmig entscheiden kann. Dasjenige Mitglied, welches bey einer jeden dieser Jury's den Vorsitz führt, wird der *Vormann* (*Foreman*) genannt; in der Regel ist dieses eine der gebildetsten Personen aus der Provinz, gemeiniglich der älteste Sohn eines Pairs oder Mitglieds des Parlaments. Durch eine glückliche Combination wird die Thätigkeit einer jeden dieser Jury's gleichzeitig in Anspruch genommen. Nach einer zweckmässigen Anrede des Richters an die berufenen Jury's wird sogleich zu deren Beeidigung fortgeschritten, und hiernächst über die erste Sache die Untersuchung begonnen. Die *Grossgeschwornen* bilden in ihrem Saale unter ihrem Vormann eine Art Tribunal; Ankläger und Zeugen werden von ihnen, und, wenn die Anklage genehmigt wird, bald nachher auch vor der kleinen Jury vernommen. Bewundernswürdiges Schauspiel zweyer Jury's, sagt der Vf., von dem die Eine über Anklage, die Andere über die Gründe derselben gleichzeitig entscheidet. Ist die Anklage (*Bill of indictment*) genehmigt: so wird der Beklagte aus dem Gefängnisse vor das öffentliche Gericht geführt, wo er ausser dem Richter eine gewisse Anzahl achtungswerther Mitbürger antrifft, die nach abgelegtem Eide über die Rechtsgültigkeit der Anklage entscheiden sollen. Diese wird ihm hierauf von dem Gerichtsschreiber vorgelesen, und mit der Frage begleitet: *ob er sich für schuldig* (*guilty*) *oder unschuldig* (*not guilty*) *erkenne?* Im ersten (ziemlich seltnen) Falle wird er, als *überwiesen durch sein eigenes Geständniss*, ohne weiters zu der gesetzlich bestimmten Strafe *verurtheilt;* im letzten unterwirft er sich durch die Formel: dass er Gott und sein Vaterland für seine Richter erkenne, dem Urtheile derer, welche berufen sind, im Namen des letzten zu entscheiden. Noch steht es ihm, wie dem Ankläger, frey, von den in vierfach grösserer Zahl berufenen Urtheilssprechern diejenigen auszuscheiden, deren Unparteylichkeit zweifelhaft scheinen könnte; doch bemerkt der Vf.: gemeiniglich übe der Angeklagte dieses Recht schon im Gefängnisse aus. Sobald von den auf der Liste enthaltenen, und für die jedesmaligen Assisen berufenen Personen die erfoderte Anzahl von 12, ohne irgend eine Recusation, genehmigt worden ist, erfolgt deren feyerliche Beeidigung. Hierauf beginnt das Verhör. Der Anwald des Klägers überreicht der Jury eine kurze Geschichtserzählung, etwas ausführlicher als die der Grossgeschwornen vorgelegte *bill of indictment*, ohne alle Bitterkeit abgefasst und bloss auf Thatsachen beschränkt. Nach geschehener Verlesung derselben werden die vorgeführten Zeugen (*evidences*) eidlich,

unter Leitung der klagenden Partey und einiger ihr zur Seite stehenden Sachwalter, vernommen, sodann wird auf gleiche Art zur Abhörung der vom Angeklagten oder dessen Rechtsbeystande aufgestellten Zeugen geschritten. Während dieser Vernehmlassung steht es sowohl den Sachwaltern beider Parteyen, als den Geschwornen und dem Richter selbst frey, über That-Umstände, die einer weitern Aufklarung zu bedürfen scheinen, die Zeugen zu fragen, der Richter macht sich über den Inhalt sämmtlicher Aussagen schriftliche Noten. Die Sachwalter haben kein Recht, Folgerungen aus dem Zeugenverhör aufzustellen; die Geschwornen sind vielmehr fast ganz ihrem eigenen Scharfsinn und den Eindrücken der Aussagen überlassen. Selbst die von dem Richter am Schlusse des Verhörs zusammengestellte Wiederholung seines wesentlichen Inhalts begreift selten etwas mehr als eine Vorlesung der von ihm geführten schriftlichen Noten. Dem Angeklagten wird mit aller nur möglichen Schonung begegnet. Angenehm würde es den Geschwornen seyn, ihn losgeben zu können. Sie betrachten denjenigen, gegen den sich viele Beweise vereinigen, als ein von der Vorsehung Anderen zur Warnung bestimmtes Beyspiel, den Nichtüberwiesenen hingegen als einen Unglücklichen, dessen Strafe sich der Himmel selbst vorbehält. Man sucht alles auf, um den Angeklagten schuldlos zu finden; *man fragt sie nie*, man fällt ihnen sogar in die Rede, wenn sie etwas sagen wollen, das ihnen nachtheilig ist. Nur, wenn die Wahrheit gleichsam auf sie eindringt, erklären sie sich. Sehr häufig bleibt ihre Vertheidigung ihrem Sachwalter überlassen. Scheint die Schuld oder Unschuld erwiesen: so erläst die Jury, ohne sich von ihren Sitzen zu erheben, durch das Organ ihres Vormanns jenes feyerliche Verdict (*verdictum*), welches die eine oder die andere mittelst der bekannten Formeln *guilty or not guilty* erklärt. Scheint die Sache hingegen noch zweifelhaft, oder ist keine Einhelligkeit der Stimmen vorhanden, so vereinigen sich die Geschwornen in einem Zimmer neben dem Verhörsaale, wo sie so lange eingeschlossen verbleiben, bis ihre Meinung übereinstimmend ist; selten dauert diese Berathschlagung länger als eine halbe Stunde. Bey entstehenden Zweifeln über den Rechtspunct wird die Entscheidung dem Gerichtshofe vorbehalten. Die vom Gesetz erfoderte Einstimmigkeit ist dem raschen Gange der Untersuchung nicht hinderlich. Übersteigt die Abwesenheit der Geschwornen die Dauer von einer Viertelstunde: so schreitet der Richter mit neuen Jury's zu einer anderen Sache, und ist auch diese unter gleichen Umständen zur Berathung gediehen, zu einer dritten. Sind die Berathschlagungen geendigt, so erfolgt eine Anzeige an den Richter; die neue Sache wird unterbrochen, der Gefangne wird vorgeführt und erhält sein Verdict. Ist das *not guilty* ausgesprochen, oder ist das Verbrechen ein Todschlag: so erfolgt hiernächst sogleich das Urtheil des *Richters*, bey anderen Verbrechen am Schlusse der Sitzung. Scheint das Verdict der Jury den klaren Inhalt der bisherigen Verhandlungen zu widerstreiten: so steht es dem Richter frey, den Inhalt der letzten in einer neuen Entwicklung darzustellen. Beharrt die Jury auf ihrer Entscheidung: so muss der Angeklagte sogleich in Freyheit gesetzt werden, es wäre denn, dass der Richter glaubte, Bestechung oder böser Wille hätten auf das Verdict einen erweislichen Einfluss gehabt. Er macht in diesem Falle einen Bericht an den König, der sofort eine Untersuchung gegen die Jury verfügt. Wird diese letzte unschuldig befunden, so erhält das Verdict seine rechtliche Wirkung; im entgegengesetzten Falle wird es für richtig erklärt, und ein neuer Jury entscheidet über die Anklage. Auch in dem Falle, wo der Richter glaubt, dass die Jury mit Unrecht das fatale *guilty* über einen Angeklagten gesprochen habe, steht es ihm frey, sie durch eine neue Darstellung zur Abänderung dieses Verdicts zu vermögen. Erfolgt diese nicht: so muss er zwar die Strafe aussprechen, doch hat er das Recht, die Vollziehung derselben aufzuschieben, bis die Entscheidung der 12 Richter Englands, denen er bey seiner Zurückkunft Bericht erstattet, oder auf deren Antrag Begnadigung von Seiten des Königs erfolgt. Doch sind, wie der Vf. hinzusetzt, Fälle dieser Art etwas seltnes. Dass bey Verurtheilungen, die mit den ersten Gütern des Menschen und des Bürgers in so naher Verbindung stehen, das Rechtsmittel der *Berufung* nicht fehlen dürfe, findet in dem bekannten Charakter der Englischen Nation seine Erklärung. Die Appellationen gehen an das schon genannte Gericht der Königlichen Bank, in welchem früherhin die Könige in eigener Person, auf einer erhabenen Bank, den Vorsitz zu führen pflegten, und das noch jetzt im Namen des Monarchen entscheidet. Die Richter berathschlagen sich im Angesichte des Publicums. Seiner Würde und seiner Rechtlichkeit sich bewusst, spricht jeder seine Meinung aus; ohne ungerechten Tadel zu fürchten. Überhaupt, bemerkt der Vf., geht ein hoher Grad von bürgerlichem Muth dem militairischen in England zur Seite. Publicität, könnte man hinzusetzen, ist das Geheimniss der Englischen Grösse. —

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück*).

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Enslin: *Christlicher Religionsunterricht für die Jugend*, von *Samuel Marot*, Superintendent und Prediger an der Jerusalems- und Neuen-Kirche in Berlin. Vierte Auflage. 1820. 32 S. 8. (4 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

JURISPRUDENZ.

Paris, b. Nicoll: *De l'administration de la justice criminelle en Angleterre et de l'esprit du gouvernement anglois* par *M. Cottu* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bey einer zwischen den Criminal-Instituten von England und Frankreich angestellten Vergleichung findet der Vf., dass Güte und Nachsicht die ersten, Feindseligkeit und Härte die anderen bezeichne. Der Assisen-Richter in England erscheint, wie ein Vater im Schoosse seiner Familie, um über einige seiner Kinder das Recht ergehen zu lassen. Sein Anblick hat nichts erschreckliches. Nach einem alten Gebrauche ist sein Schreibtisch, wie der des Gerichtsschreibers, mit Blumen bestreut. Der Sherif und die übrigen der Sitzung beywohnenden Beamten tragen jeder einen Blumenstraus in den Händen. „*Le Juge même, par une condescendence assés extraordinaire, laisse envahir le Tribunal par la foule des spectateurs et se trouve ainsi entouré des plus jolies femmes de la province, soeurs, femmes ou filles des grands jurés qui, venues aux fêtes dont les assises sont l'occasion, se font un devoir ou un plaisir d'assister aux audiences. Elles y paraissent dans le negligé le plus élégant, et ce n'est pas un spectacle peu curieux que celui de voir cette tête vénérable du Juge, chargée d'une grande perruque, s'élevant au milieu de ces jeunes têtes de femmes parées de toutes les graces de la nature et de ce que l'art peut y ajouter de plus seduisant.*" — In Frankreich dagegen scheint alles feindselig gegen den Angeklagten gesinnt zu seyn, alles wird aufgesucht, um ihn schuldig zu finden, seine eigenen Aussagen müssen wider ihn zeugen. Wäre es, wie in England verboten, einen Angeklagten zu hören: so würde, glaubt der Vf., selten jemand für schuldig befunden. Übrigens, setzt er hinzu, verschwindet bey dem Verfahren der Englischen Gerichtshöfe alles dramatische Interesse. Hier spielt der Angeklagte ganz und gar keine Rolle, sein Huth auf einer Stange befestigt könnte, ohne Schaden für ihn, das nämliche thun. Auch das Publicum findet wenig Interesse bey dem Anblick eines Angeklagten, welcher so gesetzt wird, dass er der Versammlung den Rücken kehrt. Künstliche Entwicklung der Gründe und Beweise, auf denen Schuld oder Unschuld beruht, ist bey der grossen Einfachheit des Englischen Verfahrens nicht denkbar. „Alles ist ruhig, man könnte sagen: der Gefangne selbst." Ch. IV. *Apperçu de la procédure civile.* Alle bürgerlichen Rechtshändel in England werden durch eine erste Citation bey einer der drey Kammern des grossen National-Gerichtshofes anhängig gemacht. Schwer ist es, die besondere Competenz einer jeden derselben in allen vorkommenden Fällen zu entscheiden; mit Hülfe juristischer Fictionen ist es möglich, eine und eben dieselbe Sache bey einer *jeden* dieser Sectionen anhängig zu machen. Alle drey haben die nämliche Vollmacht, richten nach den nämlichen Gesetzen, in der nämlichen Form, an dem nämlichen Orte. Auch hier entscheidet in Fällen von Bedeutung die Jury, „*cet imprénable Gibraltar de la constitution anglaise,*" wie der Vf. mit den Worten eines Englischen Schriftstellers sich ausdrückt: *que chaque Anglais doit defendre jusqu'à son dernier soupir.*" Eine grosse Anzahl Rechtshändel werden durch Vergleiche geschlichtet, viele werden von den Parteyen einem Sachwalter zur Entscheidung übergeben, der sodann in einem Gasthofe sein Büreau aufstellt, und, bey einer Entschädigung von *circa* 10 Guineen für jeden Tag, in den nämlichen Formen verfährt, die bey Richter und Geschwornen üblich sind. Ch. V: *Des Juges et des avocats.* Ein Richter von England geniesst eine jährliche Besoldung von etwa 4000 Pf. Sterling, und ausserdem noch 4—500 Pf. für Reisekosten bey den Assisen. Erhebend muss es für ihn seyn, sich sowohl hier, als in der Hauptstadt, auf Flügeln der allgemeinen Achtung getragen zu sehen. Der Stand der Sachwalter ist der Weg zu den ersten Stellen im Staate. Richter begegnen den Mitgliedern desselben, wie Brüdern und Freunden, sie wissen, dass die meisten derselben ihre Collegen, einige selbst ihre Vorgesetzte werden können. Doch erfodert der Eintritt eine gewisse Wohlhabenheit, und, besonders in den ersten Jahren, bedeutende Aufopferungen, die sich freylich in der Folge, wenn der Ruf eines Sachwalters gemacht ist, überwiegend vergüten. So genoss der seinem Vaterlande und der Welt viel zu früh entrissene *Samuel Romilly* eine jährliche Einnahme von 16,000 Pf. Sterling (64,000 Rthlr.). Das Studium dieser Rechtsgelehrten beschränkt sich nicht auf die juristische Nothdurft. Berufen zu den höchsten Verwaltungsplätzen, studiren sie sorgfältig die Geschichte und Verfassung ihres Vaterlandes, die Rechte einer jeden Classe seiner Bewohner und seine Verhältnisse zu auswärtigen Staaten. Reisen im In- und Aus-Lande tragen nicht wenig dazu bey, ihre Bildung zu vollenden. Ihr

collegialisches Benehmen ist in einem hohen Grade brüderlich. Verachtung würde denjenigen treffen, der es versuchen wollte, durch kleinliche Mittel Prozesse an sich zu ziehen. Ch. VI. *Considérations sur l'esprit de la constitution anglaise.* Aus dem ewigen Widerstreite der Privilegirten und Nichtprivilegirten entsteht die öffentliche Freyheit. Früh gewöhnt sich die Classe der erstern, ihre Rechte zu vertheidigen, und dem Vaterlande, dessen Verfassung ihnen dieselben zusichert, ergeben zu seyn. Sie wissen, mit dem Verlust ihrer Rechte würden ihre Güter bald nachfolgen. Die Aussicht, dereinst Mitglieder des Parlaments zu werden, hat für viele etwas entzückendes, und für diejenigen namentlich, welche nicht durch Geburt, sondern durch die Stimmenmehrheit ihrer Mitbürger, zu dieser Würde gelangen können, eine der grösten Auffoderungen sich ehrenwerth zu zeigen. Jener stolze Dünkel, welcher auf die Menschheit in niedern Classen mit schnöder Verachtung herabsieht, ist dem Engländer fremd. Vom ersten Lord bis zum letzten Bürger geniesst jeder Sicherheit für seine Person, Freyheit zu reden und zu schreiben, Schutz gegen Unterdrückung, das Recht alle Handlungen der Verwaltung öffentlich zu beurtheilen, und eine grösere oder geringere Theilnahme (*participation*) an der Regierung des Staats: „*Comment* — fragt der Vf. — *un pareil gouvernement pourroit-il être jamais ébranlé.*" Ch. VII. *De selections*, viel Rechtlichkeit und Biedersinn bey manchen, wenigstens scheinbaren, Irregularitäten. Ch. VIII. *De la chambre des Pairs considérée comme une cour de justice criminelle, de la responsabilité des Ministres et de la liberté de la presse:* Ein *Pair* des Reichs, welcher Sitz und Stimme im Oberhause hat (*noblemen*), so wie dessen Gemahlin, können nur von der Gesammtheit der übrigen Mitglieder dieses Senats gerichtet werden, während alle *bürgerlichen* Personen, und selbst solche, denen man den Titel Lord nur aus Höflichkeit giebt, in Sachen von Bedeutung nur eine Jury von 12 Personen ihres Standes als Richter erkennen. Die Öffentlichkeit der Sessionen und Assisen bietet häufig Gelegenheit dar, die Grundsätze der constitutionellen Freyheit zu entwickeln. In den öffentlichen Blättern darf jeder seine Stimme erheben, und das Ministerium auf Mängel und Missgriffe aufmerksam machen. Jeder ist verantwortlich für das, was er schreibt. Kein Censor hat über Zeitungen und andere Schriften vor ihrer Erscheinung das Richteramt auszuüben. Ch. IX. *Des moeurs, que l'influence de la Constitution a formées en Angleterre.* Es giebt wenige Nationen, welche biederer, gastfreyer, gefälliger und wahrhaftig gütiger sind, als die Englische. „*Nous leur reprochons d'être orgueilleux. Ah oui, sans doute ils le sont, ils se croient la premiere nation du monde. Mais si la véritable grandeur d'un peuple depend de la perfection de ses institutions, je le demande à tout homme de bonne foi, ont-ils tort d'être si fiers de la leur?* sind hier die eigenen Ausdrücke des Vfs. Ch. X. *Des obstacles qui nous empechent de nous approprier les principaux avantages de la legislation anglaise.* Im Allgemeinen, bemerkt der Vf., giebt es vielfache Hindernisse, welche in Frankreich der Aneignung Brittischer Institute im Wege stehen. Dahin rechnet er vorzüglich den seit der Revolution fortgepflanzten Hass gegen *Privilegirte* und die *gleiche* Theilung der Güter. Kein Gouvernement, sagt er, kann ohne eine grosse Aristokratie bestehen; (eine Behauptung die ihm jeder unbedenklich zugeben wird, wenn selbsterworbene Vorzüge den angebornen zur Seite gehen.) Durch die Theilung der Familien-Güter, bemerkt er ferner, werden die *Familien getrennt*, Ungleichheit in der Theilung (die er angelegentlich empfiehlt) halte sie bindend zusammen. (Bey einer Nation, wie der Englischen, deren eigentlich sogenannter Adel nichts weniger als zahlreich ist, wo für die ungleich Betheiligten durch Staatsinstitute gesorgt wird, die aus langwierigen Kämpfen hervortraten, und trotzend allen Stürmen der Zeit, auf dem Wege der allmählichen Veredlung einherschreiten, dürfte diese Bemerkung sich rechtfertigen lassen. Ob und in wie fern sie bey einer ganz, oder zum Theil nach Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts neugebildeten Verfassung ihre Anwendung finde, ob nicht selbst Gleichheit der Gütertheilung ein veredeltes Mittel abgebe, Einheit und *Zusammenhang der Familien* in *moralischer* Hinsicht zu befördern: sind Fragen, die gewiss bey den verschiedenen Leserclassen des Vfs. eine sehr verschiedene Beantwortung erfahren dürften.) Ch. XI. *Des principaux changemens que l'on pourroit apporter à la loi actuelle sur le Jury.* Der Vf. beschliesst seine Schrift mit einer Anzeige der Verbesserungen, welche ihm in der Französischen Criminal-Gesetzgebung, besonders hinsichtlich der Jury, wünschenswerth scheinen. Wir möchten dieselben in zwey Classen abtheilen; a) solche, die auf allgemeine *Billigung* Anspruch haben, b) solche, deren Annehmbarkeit mehr oder weniger *zweifelhaft* sind. Zu der ersten dieser Classen gehört unstreitig der Vorschlag, die *Gensdarmerie* und die *Verwaltungen nicht* ferner mit eigentlichen *Gerichtshandlungen* zu bemühen. (Die Unvereinbarkeit gerichtlicher und administrativer Functionen kann auch in Deutschland nicht laut genug gepredigt werden. Um Meister in jedem Fache zu ziehen, muss man sich zur *Theilung der Arbeit* entschliessen. Der Gensdarme sey Polizeygehülfe, der Richter spreche Recht, der Verwalter suche durch Dienstthätigkeit erkannten und unerkannten Missgriffen in seinem Fache zu steuern. In müssigen Stunden, wenn es für den Freund der Wissenschaft solche geben kann, sey Prüfung der Gesetze des bestimmten Fachs, in dem jeder angestellt ist, sein stilles Geschäft, vorbereitend die grosse Epoche Deutscher *Selbstständigkeit*, wo auch in Rücksicht auf Gesetzgebung der bekannte Wunsch eines *Franklin überall* schöne Erfüllung erhalten wird: *que le soleil en se levant sur la terre ne puisse pas dire: voila un paresseux qui sommeille!*) Noch gehören in jene Classe die Vor-

schläge des Vfs.: über die *Zahl der Richter* zu den Assisen, über die *Ernennung der Jury's* und über die *Abkürzung* einiger Theile des bisherigen Verfahrens. *Ein* Richter scheint ihm füglich bey den Assisen den Dienst thun zu können, der in Frankreich 5 Richtern anvertraut ist. (Vielleicht wäre ein Mittelweg von 3 Personen wünschenswerth. Sechs Augen sehen doch offenbar heller als zwey, und dem Assisenrichter selbst muss es erfreulich seyn, *zwey Gehülfen* zu haben, die beständige Zeugen seiner Rechtlichkeit sind, und mit denen er sich in zweifelhaften Fällen berathen kann.) Die Geschwornen sollen nicht bloss nach dem Gewicht ihres Geldbeutels, sondern auch nach Fähigkeiten und Talenten (wir dächten, im Collisionsfalle nur nach letzten) gewählt werden. Kein Beamter der Regierung, sondern die *Wahlmänner des Districts* — Erkorne des Volks — sollen die Wahl vollziehen. (Wir würden in dieser Rücksicht die *Eröffnung einer Liste* empfehlen, auf die jeder, zum Jury geeignete Bürger, seinen Namen eintragen liesse, eine eben so einfache, als heilsame Massregel, von der es uns fast wundert, sie noch nirgends getroffen zu sehen. Das Vaterland lernte dadurch manches Talent kennen, das seiner Aufmerksamkeit nicht unwürdig ist, und bey der vorzunehmenden Wahl würde die Verantwortlichkeit der Vollziehenden wenigstens in etwas gedeckt werden; auch würde mancher Missgriff dadurch vermieden. Niemand dürfte zu irgend einem, wissenschaftliche Bildung voraussetzenden, Amte ernannt werden, der nicht neben anderen Beweisen seiner Fähigkeit durch einen Auszug dieser Liste bescheinigen könnte, dass er bereit gewesen sey, auf der fraglichen Laufbahn als Freywilliger in die Schranken zu treten.) Die Geschwornen möchten, wünscht der Vf. weiter, immerhin fortfahren, sich durch Beantwortung der ihnen vorzulegenden Fragen über die Natur und den Thatbestand der Anschuldigung zu erklären, man soll es auch dem Französischen Charakter zu Gute halten, dass für diese Erklärung nicht Einhelligkeit der Stimmen, wie in England erfodert wird, aber die *Fragen* sollen so *einfach*, wie möglich, und mit einem blossen Ja oder Nein beantwortlich seyn. Es soll den Geschwornen frey stehen, nach Beschaffenheit der Umstände die gesetzliche Strafe unter das Minimum, wenigstens um zwey Grade, herabzusetzen. Dadurch könnte, meint er, die *Revision des Strafgesetzbuches auf unbestimmte Zeit ausgesetzt* werden. (Wir möchten hinzusetzen, diese Revision erhält dadurch eine neue Gattung von Vorarbeiten, die um so wichtiger werden, je talentvoller die Geschwornen sind. Unerlässliche Bedingung müsse es seyn, in jedem Bezirke periodisch eine Übersicht, der von der Jury abgegebenen Erklärungen, *bekannt zu machen*. Im Tempel einer Gottheit wurde bey den alten Ägyptiern eine Anzeige von jedem Heilmittel niedergelegt, durch welches ein Kranker seine Gesundheit zurückerhalten hatte. Eine Sammlung dieser einzelnen Heilmittel, systematisch geordnet, bildete späterhin das Studium der Arzneywissenschaft. Im vorliegenden Falle würde die Meinung des Publicums die Stelle, an welcher criminalistische Rechtssprüche der fraglichen Art niedergelegt würden. Wenn man zuweilen an dem Daseyn eines durchaus probehaltigen Criminal-Codex zu zweifeln versucht ist: so würde man nach einer Anzahl von Jahren in einer Sammlung von Hülfsmitteln dieser Art auf Entdeckungen und Berichtigungen gerathen, die auch dem besten, bisher üblichen Systeme des Strafrechts, in mancher Rücksicht eine neue Gestalt geben dürften.)

Zu den Vorschlägen, deren Annehmlichkeit zweifelhaft ist, gehört zuvörderst die vom Vf. gewünschte Wiederherstellung der *Anklags-Geschwornen* oder der grossen Jury. Dadurch soll die Nation einen grösseren Antheil an der Verwaltung der Criminal-Justiz bekommen; die nämlichen Gründe, welche der Urtheils-Jury das Wort reden, sprechen, glaubt der Vf., auch für die Geschwornen der Anklage; ohne dieses letzte Institut entstehe ein Widerstreit zwischen der Magistratur und dem Volke. (Wir dächten doch nicht. Wenn sich unter der Regierung eines nach der Herrschaft über Alles und über Alle dürstenden Regenten, manche Gerichtshöfe zu blinden Vollziehern seiner Befehle herabwürdigten: so gab es doch gewiss auch nicht wenige, welche durch nie wankende Rechtlichkeit sich ehrenwerth zeigten. *Richter* sind Beamte, die durch ihre, auf dem Wege des Studiums und der Erfahrung erlangten, Talente über Zulassung oder Verwerfung keine Anklage in der Regel am richtigsten entscheiden werden. Ihr Beruf, sich vor Missgriffen zu hüten, ist hier so viel grösser, da sie vorher sehen, dass Urtheils-Geschworne aus der Mitte des Volks über leichtsinnige oder leidenschaftliche Anklagen den Stab brechen werden. Man denke sich diese *Urtheilsfinder* als Repräsentanten der Gesammtheit des Staats, dessen Interesse es ist, keines seiner Mitglieder unterdrücken zu lassen, und die *Richter* als Kunst- oder Sachverständige (*Experts*), dergleichen man doch bey jeder Untersuchung zulässt: so ist der Einfluss der Magistratur auf die Zulassung der Anklage gerettet. Was den befürchteten Kampf zwischen der Magistratur und dem Volke betrifft: so darf man, wenigstens in gemässigten Verfassungen, denselben keinesweges als Regel ansehen, wenn es gleich nur zu wahr ist, dass die ersten, *unter dem Schilde der Heimlichkeit*, bisher nicht selten Eine Classe von Staatsbürgern auf Kosten der anderen begünstigte. Aber auch, wenn die Ausnahme Regel, oder, wenn der fragliche Kampf in der Wirklichkeit so begründet seyn sollte, als der Vf. ihn annimmt, hätten wir Lust, ihn an seine bereits mitgetheilte (unter Ch. VI) Bemerkung, über den Kampf der Privilegirten und Nichtprivilegirten, zu erinnern. Wenn die öffentliche *Freyheit* in England aus diesem Gegenstreite hervorgeht, was hätte *Gerechtigkeit* aus einem Kampfe zwischen der Magistratur und dem Volke zu fürchten? Noch müssen wir auf den Umstand auf-

merksam machen, daſs selbst in Brittannien der hochgepriesene Grundsatz, über die Entscheidung von Groſsgeschwornen, in mehreren, vielleicht selbst in den bedeutendsten Fällen, einen Abfall erleidet. Einer der neuesten Schriftsteller: über die Gerichtsverfassung von England, *Meyer* (in dem in unseren vorjährigen Ergänzungsblättern No. 94 u. 95 angezeigten Werke Th. II. ch. 14), bemerkt ausdrücklich, daſs in Sachen, welche die Regierung unmittelbar verfolge (*appeals*), oder bey Untersuchungen, die der General-Procureur der Krone von Amts wegen leite, zwar Urtheils-Geschworne (wie könnten diese in Brittannien fehlen?) aber keine *grand-jury's* Statt finden. Wir möchten doch wissen, für welche Partey der Vf. sich bestimmen würde, wenn er das Recht der Anklage einem nicht selten leidenschaftlich befangenen Regierungs-Agenten, oder einer Gerichtsbehörde, wie in Frankreich, zutheilen sollte? Noch andere, nicht minder bedeutende Gründe für die Nicht-Wiedereinführung einer eigenen Anklags-Jury finden sich in der officiellen Darstellung der Gründe des Französischen Criminal-Verfahrens, *Code d'instruction criminelle* Par. 1809. T. 2 *contenant les motifs*. Sollte nicht, möchten wir, nach Allem, fragen, dem Vorschlage einer Wieder-Einführung der Anklags-Jury eine überspannte Vorstellung von den Nachtheilen einer ungerechten Anklage zum Grunde liegen? Ist nicht durch Urtheilsfinder — man erlaube uns diesen, an Altdeutsche Sitte mahnenden Ausdruck — für die Unschuld hinlänglich gesagt, und ist nicht oft der Triumph der letzten so viel glänzender, wenn sie eine zeitlang geweint hat? —). Der Vf. schlägt ferner vor, man solle lieber *einigen Beweisen entsagen*, als dieselben durch unmoralische und inhumane Mittel hervorrufen. Über den Grundsatz selbst wird jeder einverstanden seyn; aber die vom Vf. gewünschte Anwendung desselben auf das *Verhör der Angeklagten* dürfte groſsen Widerspruch finden. Er gesteht, daſs dieses Verhör oft nützlich für die Erforschung der Wahrheit sey, und nicht selten das einzige Mittel derselben ausmache. Doch, setzt er hinzu, dieses sey auch der Fall mit der so gerecht verabscheuten Folter, und behauptet sodann, dieses Verhör sey unmoralisch, inhuman und nicht selten gefährlich. *Unmoralisch*, weil es allezeit das Resultat der Überlistung und der Unwissenheit sey, und nicht selten Gelegenheit zu Lügen und Widersprüchen darbiete; *inhuman*, weil es einen Angeschuldigten zu seinem eigenen Ankläger mache; *gefährlich*, weil es denselben durch das Schreckhafte seiner Lage und durch die lebhafte Bewegung in seinem Innern zu Äuserungen verleiten könne, welche die Jury gegen ihn einnehmen. Aber wir fragen, wie kann ein Mittel *unmoralisch* seyn, welches so innig mit den ersten Gründen der menschlichen Gerechtigkeit zusammenhängt, als das Verhör eines Angeklagten? Ist er schuldlos: so findet er in demselben ein Mittel seine Unschuld zu bewähren, ist er schuldig eines Verbrechens: so überzeugt ihn sein eigenes Bewuſstseyn, daſs er deſshalb von der Gesellschaft zur Verantwortung gezogen werden könne und müsse, indem diese Verantwortlichkeit eine stillschweigende Bedingung bey der Aufnahme eines jeden Staatsbürgers ausmacht. Wie kann, fragen wir ferner, ein Mittel *inhuman* genannt werden, wodurch diese Verantwortlichkeit ausgeübt wird? Giebt es keine Arten der Milderung, lassen sich nach unseren vorherigen Bemerkungen keine gedenken, durch welche die Folgen eines bloſs auf Selbstgeständnissen beruhenden Beweises gemäſsigt werden, und ist es auf der anderen Seite nicht wahre Humanität gegen einen Verbrecher, wenn man ihm Gelegenheit giebt, sich über die Beweggründe seiner, in einem unglücklichen Augenblicke vollzogenen, Handlung und über den ganzen Zusammenhang der, nicht selten ein sanfteres Licht über dieselbe verbreitenden Umstände zu erklären? Man hört den *Ankläger*, und wollte dem *Angeklagten* ein Verhör versagen, ohne welches man sich in der klaren Unmöglichkeit befindet, Gerechtigkeit gegen ihn zu beweisen? Wie kann man endlich ein Mittel *gefährlich* nennen, bey dem es, wie in Frankreich, und den durch seine (nur hin und wieder einer antinapoleonischen Veränderung bedürftigen) Criminal-Verfassung veredelten Ländern der Fall ist, muthvolle Vertheidiger dem Angeklagten zur Seite stehen, und der Richter selbst, in der am Schlusse der Verhandlungen ihm obliegenden Darstellung (*résumé*), das Mittel hat, den gehässigen Eindrücken entgegen zu arbeiten, wodurch die Jury versucht werden könnte, ihren vor Gott und den Menschen feyerlich geleisteten Eid dem Gefühle beleidigter Selbstliebe zum Opfer zu bringen.

(*Der Beschluſs folgt im nächsten Stück.*)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Hannover u. Leipzig, b. Hahn: *Über die Folgerichtigkeit des evangelischen Lehrbegriffes von der sittlichen Unvollkommenheit des Menschen und seiner Erwählung zur Seligkeit*, gegen die Einwürfe des Hn. Dr. *Schleiermacher*. Aus dem IV Bande des Magazins für christliche Prediger. 1820. 60 S. 8. (6 gr.)

Königsberg, i. d. akademischen Buchhandlung: *Nachrichten über den botanischen Garten zu Königsberg*, von Dr. *August Friedrich Schweigger*. Prof. der Botanik u. Director des Gartens. Aus den Beyträgen zur Kunde Preussens, 3ter Band, 1stes Heft, besonders abgedruckt. Mit 2 Kupfertafeln. 1819. 41 S. 8. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

JURISPRUDENZ.

PARIS, b. Nicoll: *De l'administration de la justice criminelle en Angleterre et de l'esprit du gouvernement anglois* par M. Cottu etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. selbst fühlte, dass man ihm seine eigenen Gründe zurückgeben werde, wenn er bey seinem Vorschlage das *Verhör bey der ersten Untersuchung* förmlich *ausnimmt.* Dieses aufgeben, bemerkt er, heisse die Ungestraftheit eines grossen Theils der Verbrechen erklären; consequenter sey es allerdings, das fragliche Verhör *ganz* abzustellen, wenn es aber nicht entbehrt werden könne: so dürfe es doch keine andere Folgen haben, als dem Richter Nachweisungen zu geben, die aber nie der Jury vorgelegt werden sollten. Wenn er darauf anträgt, man solle, wie in England, das ganze Verhör eines Angeschuldigten auf die Frage beschränken, ob er unschuldig sey oder nicht (*guilty or not guilty*): so vergisst er, dass er dadurch allen seinen bisherigen Bemerkungen den Stab bricht. Erfolgt das, vielleicht durch Lebensüberdruss, durch das Imposante einer feyerlichen Gerichtshandlung, oder aus irgend einer anderen Ursach hervorgebrachte *guilty* aus dem eigenen Munde eines Unglücklichen: so ist der Beweis gegen denselben vollkommen, und er wird ohne weiteres nach den Gesetzen seines Vaterlandes verurtheilt. In England selbst kann demnach der Fall eintreten, dass ein Angeschuldigter auf sein blosses allgemeines Geständniss hin der kostbarsten Güter und des Lebens selbst beraubt wird. Ist es nicht viel angemessener, dieses Geständniss, mit seinen oft mildernden Umständen durch einzelne Fragen hervorzurufen, deren Inhalt zu gleicher Zeit den Pflichten gegen den Angeschuldigten, den Verbindlichkeiten des Richters gegen sich selbst und die Jury, und den Foderungen der durch Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit gefährdeten Gesellschaft entspricht? Wir glauben, Vorliebe zur Englischen Verfassung habe den Vf. auf einer Seite befangen, die nicht ihre glänzendste ist, und wissen seine Abneigung vor den fraglichen Verhören uns nur durch die Voraussetzung zu erklären, dass vielleicht manche in seiner Erfahrung vorgekommene, mit inhumaner Hartherzigkeit angestellte, Verhöre seine Ansichten trübten. Freylich kann auch auf dieser letzten Seite überwiegend gefehlt werden. Das *sit modus in rebus* sollte man auch hier nicht vergessen; der Criminalbeamte sollte der erste Menschenfreund seyn. — Wenn der Vf. wünscht, die *Entwickelung der Anklage* solle *dem Präsidenten* des Gerichtshofes *fremd* bleiben: so glauben wir diesem Vorschlage ebenfalls unsere Zustimmung verweigern zu müssen. (Der Präsident ist die Seele des Gerichtshofes, der Regel nach unter Personen von einem vorzüglichen Verdienste gewählt. Wer kann besser als dieser Richter den Faden der Verhandlungen leiten? Wer ist durch seinen inneren und äusseren Beruf mehr im Stande, der erhitzten Leidenschaft zu gebieten, das ruhige Gleichgewicht und die Rechte der verschiedenen Parteyen zu sichern? Wer kann mit grösserer Unbefangenheit und Würde den Geschwornen den Weg zeigen, auf dem sie über das Schicksal eines ihrer unglücklichen Mitbürger zu entscheiden haben, wer mit mehrerer Festigkeit und Umsicht sie vor Missgriffen warnen?) — Wenn endlich der Vf. vorschlägt, man solle die Verfügung abändern, nach welcher die Jurys bey jeder Berathschlagung in das ihnen bestimmte Zimmer *abzutreten* verbunden sind: so können wir auch hier, namentlich in Rücksicht auf seine Landsleute, nicht beystimmen, die er viel zu gut kennen muss, um nicht zu wissen, wie leicht sie sich im Eifer für oder wider eine Sache zu einer Partey hinreissen lassen, deren Wirkungen sich durch Reue und Thränen nicht wieder zurücknehmen lassen. Die ganze Revolution war eine Folge dieses an sich nichts weniger als verwerflichen Enthusiasmus; was hätte sie längst für Frankreich, was für die Welt werden können, wenn nicht rasche (ohne hinlängliche Berathung, oder *auf der Stelle* gefasste) Beschlüsse sie mit Greuelthaten durchwebt hätten? Man denke an den vortrefflichen, aber unglücklichen Lavoisier. Ein kleiner Aufschub der ihm zuerkannten Todesstrafe würde ihn in den Stand gesetzt haben, einige für die Wissenschaft höchst wichtige, chymische Versuche zu vollenden; aber man versagte ihm denselben, das Urtheil sollte *auf der Stelle* vollzogen werden. Man denke an den, in einem fremden Staate, bey nächtlicher Weile aufgehobenen Herzog von Enghien. Sein Tod war beschlossen, nun musste das unglückliche Schlachtopfer bey seiner Ankunft in der Hauptstadt noch halbschlafend vor ein Gericht gestellt werden, das vielleicht bey einer, auch nur kurzen, Berathschlagungszeit sich ermuthigt haben würde, dem Willen des Tyrannen, gleich einem Papinian, entgegen zu treten. Was kann die Instruction gewinnen, möchten wir demnach fragen, wenn Geschworne auf der Stelle ihr

Urtheil abgeben, und wie leicht kann das letzte durch eine übereilte Bestimmung dem Charakter von Achtungswürdigkeit schaden, welcher in jedem Ausspruch einer Jury vorherrschen soll? Unserem Dafürhalten nach müssten die Geschwornen bey jeder Berathschlagung, in so fern sie nicht öffentlich seyn soll, (was freylich so gut, wie die Publicität der Deliberationen des obersten Gerichtshofes von England, gedenkbar wäre,) fernerhin abtreten, um ihre Gedanken zu sammeln, und Gründe und Gegengründe in der Stille ihres Cabinets nochmals ruhig gegen einander abzuwägen. Ob diese Berathungen Stunden oder Viertelstunden dauern sollen, muss der Jury selbst freygestellt bleiben. Auch ohne Rücksicht auf den jedesmal vorliegenden Fall gewinnt durch Berathungen dieser Art die allgemeine Cultur. Sie üben das Talent der Entwickelung, schärfen das moralische Urtheil, und können zu gleicher Zeit ein Mittel abgeben, die Aufmerksamkeit der Jury bey den Sitzungen selbst zu verstärken. — Unsere Leser werden nach der bisherigen Übersicht im Stande seyn, über das Unterscheidende dieser Schrift ihre Meinung zu bilden. Erfreulich wäre es uns, wenn unsere Bemerkungen dazu beytragen könnten, ihren Werth geltend zu machen, und von Übereilungen und Missgriffen, welche sie veranlassen dürfte, abzumahnen. G. H. J.

SCHÖNE KÜNSTE.

Almanache und Taschenbücher.

[Fortsetzung von No. 209.]

1) Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Anekdotenalmanach auf das Jahr* 1820. Desgleichen *auf das Jahr* 1821. Gesammelt und herausgegeben von *Karl Müchler.* Mit einem Titelkupfer. 12. (Jeder Jahrgang 1 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Inhaltsverzeichniss der ersten zehn Jahrgänge* (1808—1819) *des Anekdotenalmanachs,* von *K. Müchler.* Nach alphabetischer Ordnung der Namen und Gegenstände. 1820. VI u. 173 S. 12. (16 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1818. No. 190.]

Die Einrichtung dieses Almanachs ist schon aus den früheren Jahrgängen bekannt. Man kann freylich billigerweise nicht verlangen, dass eine so grosse Anzahl Anekdoten, als hier wieder in zwey Jahrgängen geliefert wird, gleich pikant seyn soll, besonders wenn der Herausgeber bereits bis in das siebente Tausend vorgerückt ist; allein gar zu mager darf ein solches Büchlein doch auch nicht seyn. So aber wollen uns beide Jahrgänge gemahnen, eine Menge Erzählungen werden geboten, die alles in der Welt nur keine Anekdoten sind, und die wirklich schlagenden machen sich ziemlich rar, sind auch theilweis hinlänglich bekannt. Ein Übelstand der in der Natur der Unternehmung selbst liegt, und nur durch ausserordentliche Erfindungsgabe des Herausgebers für die Dauer zu beseitigen wäre.

Um des in 10 Jahrgängen Erzählte leichter auffinden, oder sich dessen erinnern zu können, dazu ist das, unter No. 2 aufgeführte Inhaltsverzeichniss sehr brauchbar. Man möchte, wenn man hier die grosse Heerschaar noch einmal überschaut, wünschen, der thätige Herausgeber hielte künftig noch einmal strenge Musterung, und rückte, was tüchtig befunden wird, in Einem Bande zusammen. F.

Leipzig, b. Lauffer: *Concordia,* ein Taschenbuch für frohe Lebensstunden, herausgegeben von *Moritz Engel.* Ohne Jahreszahl. 162 S. kl. 8. (14 gr.)

Bloss ein neuer, von dem jetzigen Verleger gewählter Titel des von uns in diesen Blättern (1820, No. 129) schon empfohlenen *Liederkranzes für frohe Lebensstunden.* In der Vorrede selbst wird diess gesagt. M. G.

Frankfurt a. M., b. d. Gebr. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr* 1821. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. St. *Schütze.* 320 S. 6 Kupfer, 12 Vignetten. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch in diesem Jahrgange sind wieder die 12 niedlichen Vignetten durch eben so viel Gedichte erläutert, die zusammen eine Art von kleinem Epos bilden, an das man freylich nur sehr billige Ansprüche machen darf; dann folgt eine ganze Armee von Erzählungen, vorzüglich von Frauen. *Anselma v. Norfeld* von *Elis. Selbig.* Dass eine junge Hofdame von einem begehrlichen Prinzen umgarnt wird, ist nichts neues, originell aber die Rettung der schon halb Verlorenen durch ein — Rudel wilder Schweine. *Die beiden Vorsätze.* In dieser Erzählung bewährt der Vf. auf's neue sein ausserordentliches Talent für scharfe Bezeichnung immer wechselnder Zustände, und zeigt zugleich, mit wie geringem Apparat von Personagen und Intriguen man Interessantes liefern könne. *Die Tischnachbarin* von *Laun,* lässt sich sehr gut an, und würde bis ans Ende befriedigen, wenn der Tod Werners nicht gar zu sehr als *deus ex machina* erschien. *W. Wilman* jagt den Leser in *Zufall und Verläumdung* von einem Zufalle zum anderen so athemlos, dass er die zerbrochene Kutsche Henriettens gewiss als einen willkommenen Rettungsport betrachtet. In der *Weinlese* spannt *L. Brachmann* freylich mit Hülfe einer sehr willkührlichen Namensveränderung die Aufmerksamkeit glücklich bis zur Lösung des Gewirrs, wobey es ihr gelungen, in der Heldin der Geschichte einen höchst liebenswerthen Charakter zu entwickeln, welcher dem der jungen Französin recht bezeichnend gegenübersteht. *Die Kürbislaube* von *Lina Reichardt,* eine in ihrer Einfachheit freundlich ansprechende Darstellung, wie wir sie von Frauenhänden am liebsten empfangen. *Das Leibessen* von *Schilling* endlich, ist eine gar gemüthliche Kleinigkeit, die ganz unwillkürlich gute Laune erzeugt. Eine Gabe ernster Art sind die *Ansichten und Bemer-*

kungen von *L.* eine Reihe von Betrachtungen oder Denksprüchen über Leben und Kunst, denen wir recht viele Beherzigung aufrichtig wünschen. Von den Gedichten hat uns das kürzeste und letzte im Buche am meisten angesprochen; von der *Romanze* von *Langbein* gilt ganz dasselbe, was schon früher über ein ähnliches Gedicht desselben bemerkt worden. Ausser dem von *Ramberg* hübsch erfundenen und von *Jury* zierlich gestochenen Titelkupfer stellen alle Scenen aus dem Inhalte des Taschenbuchs vor. Um es ein für allemal zu bemerken, hat sich *Ramberg* hier, wie anderwärts, mit Hunden und Katzen oftmals eine wahre Güte gethan. F.

München, b. Fleischmann: *Armin.* Taschenbuch für Deutsche auf das Jahr 1821. Mit Beyträgen von *Aman*, *Hochenriether*, *Kayser* u. s. w. Mit (5) Kupfern. VIII u. 277 S. 12.

Die Idee des Herausgebers, mit gänzlicher Verschmähung von Versen, Romänchen u. dgl., „darzustellen, was das Vaterland in Geschichte, Kunst und Volk Rühmliches aufzuweisen hat," ist gewiss recht gut, aber der Ausführung können wir nicht Beyfall zollen. Zwey und vierzig Aufsätze werden hier mitgetheilt, deren Mehrzahl der Historie angehört; von diesen sind aber mehrere wenig interessant, andere blosse Anekdoten, an denen der ernstere Theil des lesenden Publicums, für welche doch das Taschenbuch bestimmt ist, unmöglich grosen Gefallen finden kann. Zu den vorzüglichsten Aufsätzen rechnen wir den: *über den Dom zu Regensburg*, von *Wiebeking* (mit einer recht gelungenen Abbildung dieses edlen Bauwerkes), *die Schlacht bey Woringen*, so wie die biographischen Notizen über *Sebastian Schärtlin*, *G. v. Frundsberg*, und *F. H. Jacobi* (mit dessen Portrait). Artikel, wie die S. 101, 115, 124, 128 u. A., hätten gar füglich wegbleiben können, eben so wie die den Zeitungen nachgeschriebene *Feyer des Jahrestags der Leipziger Schlacht zu Aachen, im Jahr* 1818. Das zu dieser Darstellung gehörige Kupfer, so wie die Abbildung der Deutschen Bundesversammlung in Frankfurth und der Baierischen Ständeversammlung, sind Almanachsbilderchen ohne Kunstwerth, und der Idee dieses Taschenbuchs fremd.

Unter den Mitarbeitern finden sich übrigens so respectable Namen, dass es der Redaction nicht schwer fallen kann, etwas Vorzügliches zu leisten; *non multa, sed multum*, möchten wir dabey erinnern. F.

Leipzig, b. Brockhaus: *Urania.* Taschenbuch auf das Jahr 1821. Neue Folge, dritter Jahrgang. Mit sieben Kupfern: Goethes Bildniss und sechs Darstellungen zu Shakspeare's Sturm, Kaufmann von Venedig und König Lear. XLVIII u. 509 S. 12. (2 Rthlr. 6 gr.)

Man kennt die Preisaufgaben, welche der unternehmende Verleger zur inneren Ausschmückung der Urania seit einigen Jahren gestellt hat; die Richter haben diessmal nur einer poetischen Erzählung das Accessit zuerkannt, und ein Trauerspiel des Abdrucks würdig erachtet. Was darüber in der von Ihnen gegebenen Rechenschaft bemerkt wird, muss bey Unbefangenen vollkommene Billigung finden; überflüssig aber ist's, dass sie sich auf eine lange Entschuldigung ihrer Anonymität einlassen. Denn wer von Ungekannten nicht gerichtet seyn will, sende nichts ein, und wer als Leser auf ihren Ausspruch nicht vertraut, kaufe oder lese das Taschenbuch nicht.

Die Reichhaltigkeit des Inhalts gebietet uns Kürze bey den einzelnen Beyträgen, die in drey Hauptabtheilungen zerfallen. 1) Grössere poetische Erzählungen: *die drey weissen Rosen*, Rittergedicht in 3 Ges., von *H. v. Chezy*, wohl das beste dieser Art im vorliegenden Jahrgange (wie kann nur die Dichterin, wegen des albernen Tadels der feudalistischen Natur, ein Wort verlieren?) *Sonnenhold*, romantisches Ged. in 4 Ges. von *Agnes Franz*, hat das Accessit erhalten, und ist schon von den Preisrichtern so gut gewürdigt, dass wir nichts mehr darüber zu bemerken haben. *Der Ring*, poet. Erzähl. von Dr. *Jacobs*, würde dem vorhergehenden Gedichte wahrscheinlich den Preis streitig gemacht haben, wäre es dazu eingesendet worden. Dass alle drey Gedichte sich in achtzeiligen Stanzen bewegen, daran mag die bezauberte Rose einigen Antheil haben; sie sind zwar meist recht gerundet und fliessend, diess schützt aber doch nicht vor einer gewissen Abspannung des inneren Ohrs durch Monotonie. 2) Erzählungen in Prosa: des *Grafen Löben* schöne Sage *Boreley* und die halbhistorische *Ebba, Gräfin von Brahe*, von *Grafen Kalkreuth*, sprechen am meisten an; nicht so der *Raub der Verlobten*, von *W. v. Schütz*, das *Spiegelbild* von *Aline* und der *Brief* von *Elise Erhardt*, über welche Erzählungen als Repräsentanten dreyer ganz verschiedener Richtungen manches zu bemerken wäre, wenn es der Raum gestattete. 3) Dramatisches: *die Brüder*, Trauerspiel in 3 Aufzügen, von *W. Usener*. Die beste Kritik würde eine durchgeführte Vergleichung mit dem gleichbenannten Trauerspiele *Fouque's* seyn, welches denselben Stoff behandelt. Wenn wir uns auch hier nicht darauf einlassen können: so mögen wir doch unser Befremden nicht verbergen, dass die Preisrichter diesen Umstand völlig übersehen haben. Unter den Beyträgen vermischter Art zeichnet sich *Hauwald's* Sonettenkranz: *Wohin?* rühmlich aus; die Balladen von *v. d. Malsburg* sind nicht bedeutend und etwas rauh; doch noch vernachlässigter in der Form die beiden Romanzen von *Peregrinus*. Die Geschichten, die er dazu umgeprägt, haben wir in Prosa viel ansprechender gelesen. *W. Müllers Erinnerungen aus Florenz* sind zu sehr Bruchstück; *F. Försters Erinnerungen an Raphael*, mehr durch den Gegenstand, als sich selbst bedeutend. Die Kupfer fallen gut ins Auge, obwohl manchen Figuren der Französ. Theateranstand nicht fehlt, den *Shakspear* am wenigsten verträgt.

ch.

Coburg, b. Riemann: *Coburgisches Taschenbuch* für das Jahr 1821. 352 S. 12.

Es mag bey der jetzigen Anzahl von Taschenbüchern keine leichte Sache für den Herausgeber eines neuen seyn, ein lesbares in die Welt zu schicken. Und dennoch ist es dem Verleger, der zugleich unter Beyhülfe des trefflichen Künstlers, Hn. *Heideloff*, auch Herausgeber ist, nicht missglückt. Von geschätzten und versuchten Künstlern, den Hn. *Heideloff*, *Rosenmüller*, *Authenrieth*, *Rupprecht*, *Fleischmann* und *Wiessner*, sind Zeichnungen und Stiche; die Gegenstände sind Coburgische, interessante Gegenden, besonders die Rosenau. Unter den prosaischen Aufsätzen sind die *Briefe über die Rosenau* das Beste, obgleich auch sie hier und da Abkürzungen und Minderungen wohl hätten vertragen können. Unter den Gedichten befinden sich mehrere, die Beyfall verdienen. Von Auswärtigen haben *Haug*, *Heinrich Döring*, *Ottfried*, *Luise Brachmann* Beyträge mitgetheilt. Im Inlande haben der Pfarrer *Muther*, und *Friederike Koch* ein Gleiches gethan.

Im Anhange sind aus dem poetischen Nachlasse des ältesten Freundes, des Dichters *Uz* Proben gegeben worden. Dieser Freund war der Rath *Groetzner* in Römhild; *Uz* hat ihm einen seiner schönsten poetischen Briefe zugeschrieben; und die hier gegebenen Proben beweisen wohl hinlänglich, dass er verdiente von *Uz* als ein Bruder in Apoll aufgenommen zu werden.

Rec. findet an diesem Taschenbuch vorzüglich zu loben, dass vaterländische Geschichte und Abbildungen vorzüglicher Gegenden hier gegeben worden sind. So wird gewiss viele Leser in den *Briefen über die Rosenau*, einem Herzogl. Lustschlosse zu Coburg, die Beschreibung des im alten Rittergeist auf der Rosenau gegebenen Ritterspiels, das auch in Kupfer gestochen ist, angenehm unterhalten. Dieses Ritterspiel ist nicht eine Erdichtung, sondern es ist wirklich im J. 1817 gehalten worden. In den Hauptfeldern der Umschlagszeichnung erscheinen die costumegemäsen Bildnisse der beiden höchsten turnierenden fürstlichen Personen, in gothischem Kunststil, mit Siegeskränzen und Turnierlanzen gruppirt, die Wappenschilde und Namen der damals mitturnierenden Grafen und Edelleute als eine harmonirende Umgebung angebracht. Über die Geschichte der ehemaligen Besitzer der Rosenau sind gründliche Untersuchungen mitgetheilt. Es wäre zu wünschen, dass mehrere Taschenbücher diesem Beyspiel folgten, und ihren Inhalt vorzüglich auf die Merkwürdigkeiten ihres Landes in politischer, moralischer und physischer Hinsicht richteten. Der bleibende Vortheil und Werth eines solchen, sonst bald vergessenen Büchleins steigt und erhält sich, wenn auch das Jahr, für welches es eigentlich geschrieben war, längst vorüber gegangen ist. Unter den Kupfern zeichnen sich die Portraits des trefflichen Fürstenpaars, des regierenden Herzogs und der Herzogin von Coburg, und die Darstellung des Schlosses in Coburg, wie es bey seiner Vollendung zu sehen seyn wird, vorzüglich aus; die Abbildung des Turnieres bey der Rosenau ist nicht so wohl gerathen.

A. D. C.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Sammlung der Gedichte* von *Johann Gerhard Distling*. 1820. 154 S. 8. (20 gr.)

Es giebt viele festliche Gelegenheiten im menschlichen Leben, die einen Vers verlangen, und es muss daher auch in jedem Orte, oder in jedem Viertel der Stadt einen Menschen geben, der mit einer so festlichen Sprache ausgerüstet ist, und in die Häuser und in die Familie zur rechten Stunde einen Sonnenstrahl von Poesie kann fallen lassen. Auf diese Weise sammelt sich denn eine gute Anzahl von Gedichten, die, weil sie eine angenehme Erinnerung an sich tragen, in der Folge noch eines zweyten Blicks würdig scheinen. Und so sind denn auch diese Gedichte wieder aufgelebt, d. h., gesammelt, von denen die meisten ein Fest, einen Freund, einen Helden, einen Dichter, oder sonst ein fürstliches Haupt der menschlichen Gesellschaft besungen. Da gute Freunde darnach verlangten, wie der Vf. versichert: so darf man demselben die Herausgabe in der Gesammtheit wohl nicht verargen, ob er gleich nach seinen eigenen Worten „Ansprüche auf Gelehrsamkeit und Dichtertalent zu machen, entfernt ist." Und wenn er fortfährt: „Ehrfurcht gegen Gott und Religion, Achtung für Tugend und Verdienste, und unschuldiger Spott gegen Thorheiten und Missbräuche werden sie *auszeichnen*:" so passt diess letzte Wort, das jetzt leider oft gemissbraucht wird, zwar nicht ganz hieher; aber jene Eigenschaften, in so fern sie den Inhalt angehen, haben die Gedichte wirklich an sich. Zuweilen berührt auch der Vf. die poetische Höhe, und er hat in Annaberg im Erzgebirge sogar die Freude erlebt, dass ein Bergmannslied von ihm in das neue Gesangbuch aufgenommen wurde, welches in der That den frommen, biederherzigen Ton nicht übel trifft; doch mehrentheils weicht er von den süssen Gewohnheiten des prosaischen Lebens in Gedanken und Ausdruck zu wenig ab, um sich als Dichter ganz festlich zu erheben. An Verstössen gegen die Verskunst, an Sperrungen, Härten, gewaltsamen Zusammenziehungen und Abkürzungen, Verletzungen der Längen und Sächsischen Reimen fehlt es auch nicht. Indess, da diess alles unter guten Freunden bleibt: so haben wir wohl nicht nöthig, dem allgemeineren Publicum, für welches das Büchlein so ganz eigentlich nicht bestimmt scheint, darüber ausführliche Rechenschaft abzulegen.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

MEDICIN.

1) Paris, b. Vf. u. b. Méquignon-Marvis: *Relation d'un voyage fait à Londres en 1814; ou parallèle de la chirurgie angloise avec la chirurgie françoise*, précédé de considérations sur les hôpitaux de Londres. Par *Ph. Joseph Roux*, Docteur en Chirurgie, Chirurgien en second de l'hôpital de la Charité etc. 1815. 368 S. 8.

2) Weimar, im Industrie-Comtoir: *Parallele der Englischen und Französischen Chirurgie*, nach den Resultaten einer, im Jahre 1814 nach London gemachten, Reise, aufgestellt von *Ph. J. Roux* u. s. w. Aus dem Franz. übersetzt. Mit einer Vorrede begleitet von Dr. *Ludw. Friedrich v. Froriep*, Grossh. Sachsen-Weim.-Eisenach. Ober-Medicinalrath, des Königl. Würtemb. Civil-Verdienst-Ordens Ritter. 1817. XIV u. 260 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn es gleich eine erfreuliche Erscheinung ist, dass ein Französischer Wundarzt sich einmal darum bekümmert, wie sein Fach ausser Frankreich behandelt wird, und wenn er schon hiedurch einige Ansprüche mehr auf die Achtung der Ausländer machen darf, als seine, noch ganz im alten, selbstischen Dünkel befangenen Landsleute: so ist doch der Eingang dieses Buches nicht von der Art, dass der Vf. hoffen darf, sich durch denselben die Geneigtheit anderer Leser, als Englischer und Französischer Wundärzte, zu erwerben. Denn gleich zu Anfange der, die ersten 32 Seiten einnehmenden „*Considérations préliminaires*" stellt er den arroganten und durchaus unwahren Satz auf, dass, seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, die Französische Wundarzney nur an der Englischen eine wahre Nebenbuhlerin gefunden habe. — Nur die Unkenntniss unserer und der Italiänischen Wundarzney konnte dem Vf. die Kühnheit geben, so etwas zu behaupten. Zwar ist es nicht zu leugnen, dass die Kunst in Frankreich *früher* zur Ausbildung gedieh, als bey uns, weil dort jene Vorurtheile, welche den Wundarzt zum Handwerker herabwürdigten, früher verschwanden, als in anderen Ländern; allein, als auch in Deutschland endlich jene Vorurtheile verschwunden waren, da hob auch hier die Kunst selbst sich rasch empor, und hatte bald die Nachbarin erreicht, ja überschritten, weil sie sich nicht selbstisch für unübertrefflich hielt, sondern gern besserte, wenn auch der Antrieb dazu von Aussen kam. — Der Französischen Akademie haben weder wir, noch irgend ein anderes Volk wenigstens in jener Zeit, eine gleiche Anstalt an die Seite zu stellen; kommt es aber auf die einzelnen Männer an, welche entweder wahrhaft nützliche Erfindungen machten, oder das Bestehende verbesserten, so kann Deutschland fast zu jeder Zeit gleiche Zahlen aufstellen als Frankreich oder England. — Der Vf. sucht seine Meinung dadurch zu beweisen, dass er aufgezählt, was Engländer und Franzosen von jeher Alles in der Chirurgie erfunden haben; das ist auch recht gut und wahr; aber theils kommt es ja nirgends auf die Menge neuer Erfindungen an, von denen doch immer Viele wieder in Vergessenheit gerathen, und dem Alten Platz machen, theils lässt sich der Vf., was er doch hätte thun müssen, um seinen dünkelhaften Satz zu beweisen, — gar nicht darauf ein, damit zu vergleichen, was auch in anderen Ländern in gleicher Beziehung geschehen ist. — Nach dieser Aufzählung der geschehenen wundärztlichen Entdeckungen in England und Frankreich wirft er dann die Frage auf: ob man nun aber den Vorzug in Hinsicht der Wichtigkeit der Entdeckungen einem Englischen oder einem Französischen Wundarzte geben solle; bescheidet sich jedoch, „da er in seiner eigenen Sache nicht unparteyischer Richter seyn könne," die Beantwortung irgend einem Wundarzte einer anderen Nation zu überlassen. Eine Erörterung der aufgestellten einzelnen Fragen ist hier nicht an ihrem Orte; aber Hr. *Roux* stellt dabey immer nur gleichzeitig lebende Männer einander gegenüber, was kein befriedigendes Resultat geben kann, weil, wie schon oben bemerkt, der Vorzug der *früheren* Ausbildung in der Wundarzney unstreitig den Franzosen gebührt, welche dann späterhin erst von Deutschen, Engländern und zum Theil auch Italiänern, eingeholt wurden, während sie selbst eine Zeitlang stehen geblieben zu seyn scheinen. Wenn indessen Hr. *R.* zuletzt fragt, ob in den neuesten Zeiten von England oder von Frankreich aus mehr Neues für die Kunst geschehen sey: so wird wohl Jeder, der die Hauptwerke beider Nationen kennt, unbedingt mit Rec. den Engländern den Vorzug einräumen, was freylich nicht ganz nach des Vfs. Sinne seyn dürfte, der denn auch bey dieser Gelegenheit ein bescheidenes Eigenlob nicht ganz unterdrücken kann. — Hr. *R.* erzählt darauf, dass er in England viele „Vorurtheile" gegen die Französischen Hospitäler und die Französische Chirurgie selbst gefunden habe, und dass man dort

besonders über den zu häufigen Gebrauch des Glüheisens in Frankreich, sich aufhalte; (und das kann man allerdings, wenn man, wie Rec., in Pariser Spitälern venerische Bubonen mit gewöhnlichen glühenden Holzkohlen ausbrennen sieht, ohne desshalb eine vortreffliche Wirksamkeit des Brennens in so vielen Fällen, besonders bey Gelenk-Krankheiten, im mindesten in Zweifel zu ziehen.) Indessen hofft der Vf. die gar zu grosse Abneigung der Engl. Wundärzte gegen das Brennen durch einige, unter ihren Augen vorgenommene Versuche der Art beseitigt zu haben. Dankbar rühmt er die gute Aufnahme, die er bey ihnen fand, und recht interessant sind die, über einige der Vorzüglicheren gegebenen Personal-Notizen, so wie die Nachricht von dem guten, unter ihnen Statt findenden Einverständniss sehr erfreulich ist, und dem Leser manchen frommen Wunsch aufdringen dürfte; lächerlich aber scheint der dem *Karl Bell* ertheilte Lobspruch, dass er eine „*manière françoise d'opérer*" habe, womit Bell wohl eben nicht zufrieden seyn würde.

Der erste Abschnitt des Buches selbst beschäftigt sich mit einer Beschreibung der Spitäler und des chirurgischen Unterrichts in London; (denn nur London, und auch dieses verhältnissmässig nur kurze Zeit, hat der Vf. gesehen: aber ein Franzose bedarf immer nur eines Wenigen, um über ein Ganzes zu raisonniren.) Die Nachrichten über diese Gegenstände sind grösstentheils schon aus Reisebeschreibungen bey uns bekannt, und überdiess oberflächlicher als man sie von einem Arzte hätte erwarten sollen. Wichtig ist indessen das, was in diesem Abschnitte, bey Gelegenheit des Asyls für die Landsoldaten, über die sogenannte Ägyptische Augen-Entzündung gesagt wird (S. 37), — und gewiss sehr wahr das Urtheil über die Nachtheile des Mangels einer allgemeinen Direction der Londoner Spitäler, wie sie in Paris Statt findet. Weniger beystimmen möchte man dem Vf. in seinen Bemerkungen über das Innere der Londoner Krankenhäuser, im Vergleich mit denen von Paris. Er giebt zwar zu, dass in den Englischen mehr Reinlichkeit herrsche (es giebt auch wohl kaum ein so schmutziges und übel eingerichtetes Hospital, als das *Hôtel-Dieu* in Paris), tadelt aber besonders die Abwesenheit von Vorhängen um die Betten, denen er, unter anderen, den Vortheil auch hoch anrechnet, dass sie warm halten; (diess kann, so wenig es auch wohl der Fall seyn mag, nur in Französischen Lazarethen berücksichtigt werden, wo der abscheuliche Gebrauch herrscht, die Krankensäle nicht zu heizen, und besondere Wärmzimmer (*chauffoirs*) vorhanden sind. — Auch was der Vf. über den chirurgischen Unterricht in London sagt, ist bey uns meistens bekannt; einer Vergleichung mit dem in Paris enthält er sich, nicht weil er fürchte die Superiorität der Nachbarn anerkennen zu müssen, sondern weil er dabey, trotz des „*caractère de grandeur*", welchen der chirurgische Unterricht in Paris habe, doch Manches würde tadeln müssen. (S. 88.)

Der zweyte Abschnitt, *über theoretische und praktische Chirurgie der Engländer* selbst, füllt, als das eigentlich Wesentliche, den Rest des Buches. Indessen finden wir auch hier nichts weniger, als eine vollkommene Vergleichung der Wundarzney beider Nationen, sondern nur einzelne, besonders wichtige Gegenstände sind herausgehoben, die, obwohl sonst sämmtlich interessant genug, doch nur Bruchstücke sind. — Dass die Engländer im Allgemeinen noch mehr Einfachheit beym Verbande beobachten, dass sie viel auf möglichst schnelle Vereinigung und eben so viel auf möchlichste Reinlichkeit jeder Wunde halten, davon sucht Hr. *Roux* den Grund nur in dem Mangel an zweckmässigen Verbandstücken, (was sich wohl von selbst widerlegt, da wir ja in den letzten Kriegen die schönsten Verbandstücke aus England geliefert bekamen.) — Die Engländer (S. 101) sind nicht operationslustiger als die Franzosen, (welche es freylich so sehr sind, dass man sie wohl nicht übertreffen kann'), aber bey der Operation selbst kaltblütiger, fühlloser und weniger sorgfältig in Nebendingen. Die frische Vereinigung der Operationswunden, welche in England überall üblich ist, missbilligt der Vf., besonders nach der Castration der Operation von Aneurysmen, und nach Amputationen; bey dieser Gelegenheit thut er den Vorschlag, — als seinen eigenen Einfall, — die Enden der Ligaturen dicht am Knoten abzuschneiden; es scheint, dass er die Ehre der Erfindung dieses, in England jetzt ziemlich bekannten Verfahrens, gern mit den Engländern theilen will (S. 132). — Von den, besonders bey Fussgeschwüren anzuwendenden, Bainton'schen Zirkelpflastern spricht der Vf. noch als von etwas ganz Unerhörtem (S. 143), da diese vortreffliche Methode in Deutschland doch wohl seit sechs bis sieben Jahren jedem Wundarzte bekannt ist. — Eine sehr richtige Bemerkung über die dunkeln Theorieen der Engländer von der sogenannten Pseudo-Syphilis macht er S. 171. — Ein übertriebenes Lob *Desault's* (S. 173 ff.) macht den Eingang zu den Bemerkungen über die Behandlung der Knochenbrüche, und der alte Streit, ob seine, oder *Pott's* Lagerung des Kranken den Vorzug verdiene, wird auch hier wieder aufgenommen; (der Vf. bedenkt hier nicht, dass die Engländer darin den Franzosen weit vorzuziehen sind, dass sie in dieser Hinsicht keinesweges Einer Schul-Norm folgen, sondern besser zu individualisiren wissen.) — Die häufigere Operation widernatürlicher Gelenke in England betrachtet Hr. *R.* als einen Beweis von schlechterer Behandlung der Knochenbrüche, aber die angeführten Fälle sind nicht beweisend (S. 191 ff.) — Auch in Hinsicht der Verrenkungen wird ein unbilliges Lob der Franzosen vorangeschickt (S. 208). Wichtig ist die Bemerkung über die grosse Ausdehnung, welche man in England dem Begriffe von *Fungus haematodes* giebt, (S. 213) wie überhaupt Alles, was der Vf. über diese Krankheit sagt (bis S. 248). — Dass für die Operation der Pulsadergeschwülste in England unendlich viel, in Frankreich nur wenig geschehen sey, kann Hr. *Roux* nicht leugnen: allein auch hier weiss

er sich zu helfen, und schreibt diess bloss dem häufigeren Vorkommen der Aneurysmen in England zu (S. 248). (Die Aneurysmen mögen wohl, so wie viele andere Krankheiten, da am meisten vorkommen, wo man sich am meisten Mühe giebt, sie zu finden.) Die angeführten Beyspiele sind uns übrigens schon aus Deutschen Zeitschriften meistens bekannt. Mit mehr Recht giebt der Vf. seinen Landsleuten den Vorzug in Hinsicht der Augen-Operationen (S. 280), vergisst aber bey diesem Lobe gänzlich, dass den Deutschen in der neueren Zeit unbedingt die erste Stelle unter den Augen-Ärzten gebühre; auch ist sein Rath, keine der Methoden der künstlichen Pupillenbildung ausschliesslich auf alle Fälle anzuwenden (S. 286), bey uns schon lange ein ausgemachter Grundsatz. Gänzliche Unwissenheit in der Geschichte der Augenheilkunde verräth Hr. *R.*, indem er versichert, der halbmondförmige Hautschnitt sey, bis auf *J. Bordenave*, die einzige Operations-Art des Plarrauges gewesen, und indem er den Vförmigen Ausschnitt, den schon *Antyllus*, der Chirurg, übte, dem *Adams* als ganz neue Erfindung zuschreibt. (S. 289. 290). Bey der Operation der Gesässfistel bedienen sich die Engländer noch immer ausschliesslich des Pottschen Bistouri's (S. 296), was der Vf. mit Recht tadelt; weniger möchte man ihm beystimmen, wenn er statt des Leinwandstreifens, den die Engländer nach der Operation einlegen, die dicken Wieken seiner Landsleute geltend machen will (S. 302). Die Bemerkung der Engländer, dass die venerische, heilbare Hodengeschwulst immer eine umgekehrt birnförmige Gestalt habe, hatte Hr. *R.* schon vorher gemacht (S. 305); so wie ihm auch *Hey's* Beobachtung über den Ursprung des Krebses an der Ruthe aus einer natürlichen Phimosis nicht neu war (S. 306). Ein Beyspiel von ganz schlechter Hospital-Polizey in Paris findet man in einer, bey dieser Gelegenheit erzählten Geschichte, indem ein Operirter das Opium, welches man ihm zum allmälichen Gebrauche hingesetzt hatte, auf Einmal austrank (S. 310). (Opium wird doch sonst kein Arzt einem Hospitalkranken zum Gebrauche hinsetzen, sondern durch Wärter oder Gehülfen jedesmal eingeben lassen!) — Ganz als Franzose erscheint Hr. *R.*, da er nur seinen Landsleuten und den Engländern die höchste Vervollkommnung des Steinschnittes zuschreibt (S. 316). (Die bey weitem einfachere Methode, und die glücklichern Resultate von *Kern's* Operationen allein, wären schon hinreichend den Vf. hier zu widerlegen; besonders da er selbst sagt, dass die Engländer sich noch des *Hawkins'schen* Gorgerats, und die Franzosen des *Lithotome caché* bedienen: beides Instrumente, deren Anwendung immer mehr oder weniger unsicher ist.) — Unnütz, wenigstens für uns Deutsche, ist an diesem Orte (S. 328) die Beschreibung des Schenkelbogens nach *Gimbernat* und *A. Cooper*, da *Hesselbach's* und *Langenbeck's* vortreffliche Arbeiten uns hier noch weit genauere Aufschlüsse geben, auch *Gimbernat's* Arbeiten uns hinreichend bekannt sind. — Schlimm wäre es, wenn die Engländer, wie der Vf. (S. 338) versichert, wirklich die *Chopart'sche* Exstirpation in den Fusswurzelknochen gar nicht kennten, und statt dieser vortrefflichen Operation nur die Absetzung in der Verbindung des Tarsus mit dem Metatarsus verrichteten. Bey den Amputationen lieben die Engländer die Lappenbildung, verfahren aber am Unterschenkel noch immer nach *Verdue* (S. 340). Der Vf. schlägt dafür, und gewiss nicht mit Unrecht, das Bilden zweyer seitlichen Lappen vor, beschreibt die dazu erfoderlichen Handgriffe, und bestätigt seinen Vorschlag durch Erzählung mehrerer gelungener Operationen. Zum Schlusse verfehlt Hr. *R.* nicht, sein eignes Werk mit aller Bescheidenheit zu loben, besonders zu versichern, dass er, entfernt von allem Nationalstolze, eine vollkommene Parallele aufgestellt habe, und den Ausspruch zu thun: dass die englische Wundarzney, bey den glänzendsten Zügen, doch die grössesten Unvollkommenheiten besitze, dahingegen die Französische mehr allgemein gut sey.

No. 2 ist eine getreue Übersetzung des Vorigen in gutem reinen Deutsch, und gewiss kein unnützes Unternehmen. Denn die Verbreitung dieses Buchs in unserem Vaterlande wird nur Gutes wirken, indem sie uns zeigt, wie weit die Engländer und Franzosen, trotz ihres Nationalstolzes, jetzt in vieler Rücksicht uns nachstehen, und so vielleicht der, im Fache der Wundarzney hie und da eingerissenen Anglomanie Grenzen setzt. — Zu bedauern ist, dass Hr. *v. Fr.* nicht, wie es seine Absicht war, diese Übersetzung mit Anmerkungen begleiten konnte, zu welchen sich hier so viele Gelegenheit darbietet. Vollkommen muss man ihm in Hinsicht der, in der Vorrede aufgestellten, Ansichten beystimmen; besonders verdient die Warnung (S. VI) Berücksichtigung, dass man bey Behandlung des Schenkelhalsbruches sich nicht, (wie die Franzosen fast immer, und die Engländer noch oft thun,) an Eine, von der Schule vorgeschriebene Methode halten, sondern gehörig individualisiren solle; was sich indessen wohl mit eben dem Rechte von allen ärztlichen Verrichtungen sagen lässt.

Sp.

Hannover, im Verlage der Helwing'schen Hofbuchhandlung: *Über die vorherrschenden Krankheiten Siciliens, nebst einleitenden Bemerkungen über die Ärzte, die Medicinalverfassung und die Aufklärung dieses Landes, mit besonderer Beziehung auf den Zeitraum vom Jahre 1808 bis 1814.* Ein Beytrag zur medicinischen Länder- und Völkerkunde, von Dr. *J. C. L. Ziermann*, praktischem Arzte in Hannover. 1819. VIII u. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein siebenjähriger Aufenthalt des Verf., zugleich mit den Englischen Truppen auf dieser Insel, gab Veranlassung zu dieser Schrift, die im Einzelnen zwar Manches Gute enthält, im Ganzen aber und insbesondere in Hinsicht auf Vollständigkeit und Ordnung

des Vortrags Vieles zu wünschen übrig läßt. So z. B. ist erst von dem Gesundheitszustande und den Krankheiten der Sicilianer, von den Ärzten, der Bestattung der Todten, der Pest und den Quarantaineanstalten, der Vaccination, die Rede, und nun erst kommt der Vf. auf die medicinische Geographie und Topographie Siciliens, welche offenbar hätte vorangehen sollen. Gar gerne wiederholt sich der Vf., und Manches, was am Ende des Werkes von den Krankheiten gesagt wird, ist schon in früheren Capiteln enthalten. In der Beobachtung epidemischer Krankheiten scheint er sehr flüchtig zu Werke gegangen zu seyn; wahre und getreue Schilderung davon würde bey weitem erspriesslicher für die medicinische Länder- und Völkerkunde gewesen seyn, als weitläuftige Erörterungen seiner theoretischen Ansichten und Erzählungen von Nebendingen, die nicht unmittelbar zum Zwecke der Schrift gehören. Der Vf. entschuldigt sich zwar damit, dass ihm manche Bemerkung aus seinen Papieren, sammt einem Theile derselben verloren gegangen sey, und dass er die hier mitgetheilten Bemerkungen grösstentheils erst jetzt als Wiedererinnerungen niedergeschrieben habe, was er immerhin hätte thun mögen. Aber muss denn Alles gedruckt werden?

Hbr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Wien*, b. Gerold: *Der Badstuhl, dessen Gebrauch und Nutzen in verschiedenen örtlichen Krankheiten des männlichen, besonders des weiblichen Geschlechtes.* Von *Joseph Weidlich*, ehemaligem Kurfürstl. Kölnischem Sanitätsrathe, Professor der Entbindungskunst, erstem Landchirurgen in Westphalen, nunmehrigem praktischem Wundarzte und Geburtshelfer zu Wien. Mit 2 Kupfern. 1818. 55 S. 8. (12 gr.)

Der hier beschriebene Badestuhl ist durch zwey besondere Physikats- und Facultätscommissionen untersucht, für neu, originell, nützlich und zweckdienlich befunden worden, und dem Erfinder dafür von dem Kaiser von Österreich ein besonderes Privilegium ertheilt worden. Sein Zweck ist, verschiedene Badeflüssigkeiten mit inneren Höhlen des Körpers, besonders der Gedärme, der Mutterscheide und der Harnröhre, auf eine anhaltendere und weniger gewaltsame Weise in Berührung zu bringen, als dieses vermittelst der gewöhnlichen Spritzen geschehen kann. Die dem Schriftchen beygefügten Kupfer geben bloss das äussere Bild desselben: seine innere Einrichtung ist bis jetzt noch Geheimniss, und es lässt sich daher auch nicht über seine Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit urtheilen. Die acht angeführten Krankheitsgeschichten können nichts beweisen, da dabey noch immer die Frage entsteht, ob nicht Einspritzungen dasselbe gethan haben würden, was hier der Badestuhl gethan haben soll. Der Preis für einen solchen Badestuhl beträgt 150 bis 170 Gulden Metallgeld ohne Emballage und Transport.

Hlph.

Physik. *Dresden*, b. Gärtner: *Parallelismus und Antagonismus der zerstörenden und schaffenden Naturkräfte, in Absicht auf Entstehen und Vergehen des Erdkörpers.* Eine Vorles. gehalten in der mineralog. Gesellsch. zu Dresden am 24 März 1820, von *A. M. Tauscher*, d. Philos. Dr. 28 S. 4.

Der Vf. hat ein Werk über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer noch fortwährenden Erdvergrösserung angekündigt, und legt hier, da die Herausgabe jenes Werkes sich verzögert, eine fragmentarische Skizze seiner geologischen Ansichten überhaupt vor. Folgendes ist der wesentliche Inhalt dieser Abhandlung.

Alle Phänomene der Körperwelt knüpfte die Allmacht des Schöpfers an die einfachen Gesetze der Bewegung, an anziehende und zurückstossende Kräfte, die theils der Materie ursprünglich inhäriren, theils von aussen auf sie einwirken, und eben so ewig gedacht werden müssen, wie der elementarische Stoff, an den sie geknüpft sind. Attraction und Repulsion bestimmen sich gegenseitig, und zwischen den erhaltenden und zerstörenden Naturkräften findet eine unverkennbare Analogie Statt.

Dieser Parallelismus im Entstehen und Vergehen des Festen lässt sich so darstellen: 1) Im Werden, — wirksame Thätigkeit der flüssigen, elastischen Urstoffe, die sich in irgend einem Puncte des unendlichen Raums zum Festen vereinen; im Vergehen, — überwiegende Wirkung der die festen Körper in ihre Theile auflösenden und durch Gährung, Fäulniss u. s. w. zerstörenden Kräfte. 2) Im Werden, — Wirkung der Centripetalkräfte durch Vereinigen und Verdichten zerstreuter Urstoffe; im Vergehen, — Wirkung der Centrifugalkräfte, Entstehung elastischer Flüssigkeiten u. s. w. 3) Im Werden, — allmähliches Wachsen des Erdvolumens, im Vergehen, — allmähliche Abnahme des Erdkörpers. 4) Im Werden des Erdkörpers, — Bildungs-Epochen durch Niederschläge, durch Wasserfluthen von aussen, und Feuer von innen. Aus jeder dieser Fluthen ging der Erdkörper immer vollendeter hervor. — Im Vergehen, — wahrscheinlich werden die früheren Bildungs-Perioden einst Zerstörungs-Perioden entsprechen; — denn das Feuer kann gar wohl die ehemals niedergeschlagenen Erdtheile verflüchtigen, und sie dem unermesslichen Weltraume zurückgeben. 5) Im Werden und allmählichen Ausbilden des Erdkörpers eine allmählich zunehmende Entfernung von der Sonne. — Die Erde hat sich vielleicht anfangs in dem Zustand eines Dunstkörpers, wie die Cometen, befunden und sich damals in einer längeren Ellipse bewegt, ist aber nach und nach zu der vollkommneren Kreisbahn gekommen; *denn nur der Kreis ist Symbol und Zeichen der höchsten Vollendung;* es giebt daher die noch immer etwas elliptische Form der Erdbahn einen wahrscheinlichen Grund zu der Vermuthung, dass die Erde noch nicht den höchsten Grad der Ausbildung erlangt habe *). Im Vergehen würde also jenem allmählichen Entfernen nun eine allmähliche Annäherung entsprechen. 6) Im Werden und Ausbilden des organischen Lebens auf der Erde, — Wirkung der allgemeinen Lebenskraft; im Vergehen — allmähliche Hemmung der Lebenskräfte durch eintretendes Übergewicht zerstörender Kräfte.

Diese Sätze führt der Vf. etwas weiter aus, theilt dann noch einige Äusserungen von Chladni über die Möglichkeit der Vermehrung und Verminderung der Masse eines Weltkörpers mit, und macht Bemerkungen über einige andere diesen Gegenstand betreffende Hypothesen.

l. e. e.

*) Astronomische Gründe sprechen sehr gegen die Meinung, dass endlich die Erdbahn ein unveränderlicher Kreis werden könne.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, b. Brockhaus: *Die Welt als Wille und Vorstellung*; vier Bücher nebst einem Anhange, der die Kritik der *Kantischen* Philosophie enthält, von *Arthur Schopenhauer*. 1819. XVI und 721 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Hartmann: *Was der Wille des Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigener Kraft vermag, und was er nicht vermag.* Mit Rücksicht auf die *Schopenhauersche* Schrift: die Welt als Wille und Vorstellung. Von *J. G. Rätze*. 1820. XI u. 170 S. gr. 8. (18 gr.)

Der Vf. von No. 1 giebt sein Werk für die erste vollkommen wahre Darstellung desjenigen aus, was man unter dem Namen der Philosophie so lange vergebens gesucht habe. Es enthält also Metaphysik, Ethik, Ästhetik, aber nicht so getrennt und abgerissen, wie sie gewöhnlich dargestellt werden, sondern als Ein System, ja als *Einen Gedanken*, welchen sein Buch nur bald von dieser, bald von jener Seite betrachtet. Eine solche Verheisung fodert zu strenger Kritik auf: wir dürfen uns nicht zu sehr bey dem Einzelnen verweilen, nicht darauf ausgehen, alle Gedanken vollständig aufzuzählen, sondern wir müssen von Anfange an zur tiefsten Wurzel jenes Einen Gedankens vorzudringen, und gewiss zu werden suchen, ob diese die Kraft wirklich in sich trägt, eine vollständige Wiederholung der Welt in abstracten Begriffen aus sich hervorzutreiben, als welche der Vf. seine Philosophie darstellt. Rec. glaubt eben so fest als der Vf. an die Möglichkeit, in der Philosophie zur vollkommenen Wahrheit zu gelangen; er glaubt eben so die Erreichung dieses grosen Ziels unserem Zeitalter nahe; und da der Vf. anfangs wenigstens auf dem ebenen Wege ruhiger und klarer Untersuchung fortwandelt: so hofft er ihm den Punct, auf welchem er von diesem Wege abgewichen ist, für ihn selbst überzeugend nachweisen zu können.

Vorher aber muss sich Rec. einer Schuld gegen den Vf. entledigen, und zwar auf gleiche Weise und aus gleichem Grunde, wie dieser seiner Schuld gegen *Kant*. Als der Vf. nämlich im Anhange seine „schonungslose," oft sehr scharfe Beurtheilung dieses grosen Philosophen beginnt, fühlt er sich gedrungen, dem Tadel die gebührende Anerkennung seiner grosen Verdienste voranzuschicken. Indem Rec. nun den dem Vf. eigenthümlichen tiefsten Grund der hier mitgetheilten Philosophie darstellen will, sieht er voraus, dass er fast immer nur als verdammender Richter, selten als billigender und Lob ertheilender wird auftreten können. Er nimmt daher eben so die ihm in dieser Vorerinnerung gegebene Gelegenheit wahr, dem Vf. die Versicherung zu geben, dass er gegen seine ausgezeichneten Talente auf keine Weise blind gewesen ist. Das vorliegende Buch zeigt einen so grosen philosophischen Scharfblick, einen solchen Reichthum geistvoller Gedanken, eine so seltene Gabe deutlicher und anschaulicher Darstellung; es enthält in der Widerlegung fremder und in der Aufstellung eigener Ansichten so viele helle und erhellende Bemerkungen über alle Theile der Philosophie, dass (Rec. muss auch diesen Panegyrikus elegisch schliessen) wir die fast grenzenlosen, fast an Wahnsinn streifenden Verirrungen, zu welchen den Vf. die folgerechte Durchführung weniger falschen Sätze geführt hat, nicht genug beklagen können.

Das erste Buch „der Welt als Vorstellung erste Betrachtung: die Vorstellung unterworfen dem Satze des Grundes: das Object der Erfahrung und Wissenschaft" ist gewissermasen eine Einleitung in die Philosophie. Es stellt den Inhalt und die Grenzen des menschlichen Wissens dar, widerlegt unrichtige und seinem wahren Wesen widersprechende Versuche zu seiner Erweiterung, und entwickelt das Verhältniss der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften. Fragen wir also den Vf. zuerst, was ist Wissen, und worin hat es seinen tiefsten Grund: so antwortet er: Alles Wissen beruht seinem tiefsten Grunde nach auf Anschauung, entweder auf der äusseren, durch welche uns die Erfahrung ward, oder auf der inneren, der unmittelbaren Erkenntniss *a priori*. Das Beweisen ist nichts, als die Zurückführung des vermittelten Wissens auf diesen Urquell des Wissens, und alle höhere Kraft, welche man ihm zugeschrieben hat, leere Täuschung und Vorurtheil. Das Wissen erweitert eigentlich nicht unser Erkennen, sondern giebt ihm nur eine andere Form. Es ist unschätzbar an sich selbst und für das Handeln; aber nicht, in sofern es etwas Neues gäbe (denn das vermag es nicht), oder eine grössere Gewissheit (denn diese muss es durchaus von der Anschaung entlehnen), sondern indem es den unendlichen Reichthum der anschaulichen Erkenntniss in Begriffen fixirt, seine Wiederholung durch systematische Verknüpfung erleichtert, und so uns wahrhaft zu Herren desselben macht. Die Be-

griffe sind freylich von den Anschauungen verschieden, aber doch nur durch die Form; sonst nichts als Nachbildungen, als Wiederhohlungen derselben. Das Vermögen für die Begriffsbildung ist die Vernunft. Die Anschauung aber ist in eine doppelte, theils reine *a priori*, wie sie die Mathematik, theils empirische *a posteriori*, wie sie alle übrigen Wissenschaften begründet. Die Anschauung *a priori* unterscheidet sich von der *a posteriori* dadurch, dass sie das Besondere im Allgemeinen erkennt, und indem sie also von diesem stufenweise zu jenem hinabsteigen kann, einer mehr systematischen Form fähig ist. Aber die Gewissheit der aus Anschauung *a priori* hervorgegangenen Erkenntniss ist darum nicht grösser (die Gewissheit beruht ja gänzlich in der beiden gemeinsamen Anschauung) sondern nur der Weg zum allgemeinen Satze in ihr kürzer; auch diesen nämlich hat die Erkenntniss *a priori* schon in der Anschauung, dagegen die empirischen Wissenschaften dazu der durch vielfache Erfahrung vermittelten Induction bedürfen, die denn aber doch die Möglichkeit der Täuschung bis zu einer unendlich kleinen Grösse zu vermindern, und so die empirische Evidenz der mathematischen gleich zu machen im Stande ist. Auch die empirische Anschauung nämlich ist nicht rein sinnlich, sondern ihrem inneren Wesen nach schon intellectuell. Was das Auge, das Ohr, die Hand empfindet, ist nicht Anschauung, sondern blosse Data, und der reine Verstand erst macht die Anschauung wahrhaft zur Anschauung, er ist also (von der Vernunft als Vermögen der Begriffe streng zu unterscheiden), indem er die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung hineinbringt, das eigentliche Vermögen der unmittelbaren Weltanschauung.

In diesen logischen Vorerinnerungen stimmt Rec. der Hauptsache nach mit dem Vf. überein. Er ist eben so überzeugt, dass alle Erkenntniss ihrer Gewissheit nach auf Anschauung beruht, dass alle Wissenschaft weiter nichts ist, als ein verkürzter Ausdruck derselben, und keinen anderen Vortheil gewährt, als sie leichter festzuhalten und uns sicherer in jedem Augenblicke durch Reproduction ihrer bewusst zu werden. Daher wir hier nur in einzelnen Puncten Manches auszusetzen haben. Dahin gehört zuerst die Erklärung und Grenzbestimmung von Verstand und Vernunft, auf welche sich der Vf. viel zu Gute thut. Sie ihrem Inhalt nach schärfer zu prüfen, ist bey so vielen Streitigkeiten darüber in den neuesten Zeiten und dem Bedürfniss einer tieferen Durchschauung nicht nur ihres Unterschiedes, sondern auch ihrer Einheit, nur in einer besonderen Abhandlung möglich, würde uns also hier zu weit führen. Die Wortbestimmung aber scheint uns dem gewöhnlichen Sprachgebrauch der Philosophie sowohl, als des gemeinen Lebens, entgegen zu seyn, indem mit wenigen Ausnahmen Alle übereinstimmen, das ursprüngliche Erkennen der Vernunft, das Begriffs- und Urtheilsbilden dem Verstande zuzuschreiben, und kommt nun auch gewissermassen auf Worte wenig an: so giebt doch solche Abweichung zu unzähligen Missverständnissen Anlass. Wozu diese also? Zweytens aber scheint uns Alles, was der Vf. über die Mathematik sagt, durchaus falsch, und einer durchgängigen Berichtigung bedürftig. Er tadelt die Methode des Euklides, dass sie zu viel auf Beweise, zu wenig auf die unmittelbare Anschauung gebe. Sie verschaffe daher zwar ein Wissen, *dass* es so ist, aber keins, *warum* es so ist, zwar Evidenz, aber blinde, keine eigentliche Einsicht. Vergleichen wir nun hiermit, was der Vf. sonst über die Wissenschaft sagt: so findet sich ein wunderlicher Widerspruch. Denn sonst stellt er es ja als das Wesen gerade der anschaulichen Erkenntniss dar, dass sie uns ein „Dass" verschafft, bey dem man nicht weiter nach einem „Warum" fragen kann, während der Beweis nur durch das „Warum" auf das ursprüngliche „Dass" führt. Was also der Vf. beym Euklides vermisst (das „Warum") das hat er im Überfluss; was ihm als gegeben erscheint (das „Dass"), erklärt er sonst für das Höchste. In der That wird er auch bey genauerer Betrachtung der Methode des Euklides erkennen, dass der Beweis bey ihr zu weiter nichts dient, als die ursprüngliche Anschauung möglich zu machen, in der allein auch nach dem Euklides die Gewissheit beruht. Ohne Anschauung ist ja überhaupt keine Gewissheit möglich, der Beweis nur Vermittelung; wie sollte also dem Euklides gelungen seyn, das Unmögliche möglich und durch die Vermittelung als solche das Unmittelbare entbehrlich zu machen? Was dem Vf. bey Euklides Verfahren Anstoss erregt, und wesshalb er ihm das Analytische vorzieht, ist nur, dass jener nicht die *Auffindung* der Vermittelung der vermittelnden Beweisführung voranschickt, wodurch wir gezwungen sind, den Weg anzutreten, ohne ihn zu kennen. Diese Auffindung aber hat mit der Erzeugung des Wissens als Wissen (als gewiss) nichts zu thun, da ja gerade Euklides überall von den einfachsten Anschauungen (dem einfachsten Unmittelbaren) anfängt. Der zweyte Mangel in der Ansicht des Vfs. ist, dass er noch dem *Kantischen* Vorurtheil huldigt, als könne in der Mathematik das Allgemeine unmittelbar, also im Einzelnen, angeschaut werden. Er steht der wahren Ansicht näher, als irgend ein uns bekannter Philosoph, indem er bis zu der Erkenntniss vorgedrungen ist, durch Induction könne die Evidenz eines allgemeinen Satzes der mathematischen Evidenz gleich werden; aber auch in der Mathematik können wir nicht im Besonderen das Allgemeine anschauen, auch hier bedürfen wir einer unendlichen Vergleichung aller Fälle; und eine genaue Prüfung unseres Bewusstseyns wird uns lehren, dass nur die (durch die hohe Abstractheit mathematischer Sätze mögliche) ausgedehntere Induction dieser Wissenschaft vor den übrigen einen Vorzug giebt.

Nach diesen Bemerkungen dringen wir tiefer zur Grundansicht des Vfs. vor. Wir haben seine Ansicht von dem Ursprunge und der Begründung de

Wissens dargestellt; er fragt nun, welchen Werth dieses Wissen für uns hat. Giebt es uns die Welt an sich, oder nicht, ist es Wahrheit oder nur Erscheinung? Die bestimmte Antwort darauf ist: dass die ganze Welt nichts ist als *unsere Vorstellung*. Das Bewusstseyn davon ist der Anfang der philosophischen Besonnenheit. Die gemeine materialistische Ansicht nimmt die Welt für das Seyn an sich; *Kants* grösstes Verdienst ist, dass er mit vollkommener Klarheit (ohne diese haben es schon Viele vor ihm eingesehen) diesen Grundirrthum widerlegte, und unbezweifelt zeigte, die uns erscheinende Welt sey eben nur Erscheinung, nur menschliche Anschauung, nur Abspiegelung des wahrhaft Realen im Menschen, auf keine Weise aber diess Reale selbst. Und indem nun alle Wissenschaft nur Wiederholung der Anschauung ist, also Abspiegelung der Abspiegelung: so verschafft uns auch die Wissenschaft keinen Zutritt zu dem Wesen der Welt an sich. In einer früheren Schrift (über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Rudolstadt 1813) hatte der Vf. gezeigt, dass dem „Warum", welches den Ursprung aller Wissenschaft ausmache, eine vierfache Antwort gegeben werden könne, entweder nämlich eine mehr oder weniger zusammengesetzte Verbindung von Begriffen (die als blosse Wiederholung der Anschauung nur zu einem anderen Warum leitet), oder eine Berufung auf das Seyn in Raum und Zeit, oder eine Berufung auf eine Causalverknüpfung oder endlich auf ein Motiv in dem zeitlich erkennbaren Wollen des Menschen. Diese 4 Berufungen also (eben als die 4 Formen des Satzes vom zureichenden Grunde) bilden die vier wesentlichen Formen alles menschlichen Wissens; über sie hinaus kann kein Wissen gehen. Sie geben uns die Verbindung von Object mit Object, die Objecte aber sind nichts als menschliche Vorstellungen; alle Wissenschaft also hat es mit menschlichen Vorstellungen zu thun. Daher es thöricht ist, eine Wissenschaft von dem haben zu wollen, was über die Vorstellung hinaus liegt, von dem Verhältniss des Objects zu ihr. Eine solche Wissenschaft muss dieses Verhältniss immer in einer dieser Formen darstellen, also das „Ding an sich" zum Objecte machen, was der Natur der Aufgabe durchaus widerspricht. So z. B. war es unverzeihliche Inconsequenz von *Kant*, dass er, welcher doch das Wesen der Erscheinungswelt als blosser Erscheinung so deutlich erkannt hatte, doch ihre Entstehungsart durch das Object erklären wollte, und diese nach dem Verhältniss der Causalverbindung darstellte, welches ja nach seiner eigenen Lehre nichts ist, als eine durch die Form unseres Geistes entstandene Form der Erscheinungswelt, die als solche auf das „Ding an sich" nicht anwendbar ist. Und eben so haben alle übrigen Philosophen geirrt, worüber der Vf. sehr einleuchtende Auseinandersetzungen giebt (S. 37 — 51).

Den hier aufgestellten negativen Sätzen muss Rec. im Allgemeinen Beyfall geben. Doch scheint ihm der Vf. bey allem Bestreben, auf das Verhältniss von Subject und Object keine Form des Satzes vom Grunde anzuwenden, dennoch schon hier selbst in diesen Fehler hineingerathen zu seyn. Zwar nicht in Bezug auf das Object (denn da bleibt er durchweg seiner Behauptung treu, dass es mit der Vorstellung völlig zusammenfalle), aber wohl in Bezug auf das Subject. Indem er nämlich mit *Kant* (S. 8 ff.) Zeit und Raum als nicht durch Abstraction von der Erfahrung (von der Welt als Vorstellung) entstanden, sondern als *a priori* im Geiste liegende Formen der reinen Anschauung darstellt, glaubt er ja doch in dieser etwas aufgefunden zu haben und festzuhalten, was über der Vorstellung, als untrennbarer Verbindung von Subject und Object, hinausliegt. Er hat also in diesen Formen ein „Subject an sich", das er mit den Objecten (deren Verhältnisser freylich ganz unbestimmt lässt) durch ein Causalverhältniss in Verbindung bringt). Hier ist also der Vf. in denselben Fehler gerathen, welchen er S. 49 u. 50 an dem so sehr verachteten *Fichte* rügt, dass er nämlich das Subject wieder zum Object gemacht, und dasselbe in ein Verhältniss zum Object gesetzt hat, welches nur zwischen zwey Objecten möglich ist. Will er den auch nach des Rec. Überzeugung allein richtigen Standpunct der durchgängigen Relativität der Welt als Vorstellung mit sich selbst übereinstimmig festhalten: so können ihm Raum und Zeit, so wie die eben dahin gehörige ursächliche Verknüpfung, nichts als Abstracte seyn, und er muss eben sowohl auf die Bestimmung eines *Apriori* (d. h. eines „An sich") im Subject als im Object verzichten. Subject und Object sind in allen menschlichen Erkenntnissen untrennbar vereinigt; jeder Versuch einer Trennung muss zu Hirngespinnsten führen, und für solche muss dem Rec. auch die reine Anschauung und den reinen Verstand des Vfs. erklären, in sofern sie eine von der abstracten verschiedene Vorstellungsart seyn sollen.

Jedem, welcher die Darstellung des Vfs. bis hieher mit Aufmerksamkeit gelesen hat, muss sich nun die Frage aufdringen, was er denn wohl unter *Philosophie* verstehe. Er hat bisher von dem gesprochen, was die Wissenschaft vermöge und nicht vermöge; ist denn aber die Philosophie nicht Wissenschaft, und wenn diess, wird nicht auch das, was sie vermag, innerhalb jener Grenzbestimmungen fallen müssen? Diess scheint Rec. ganz unbezweifelt; ihm ist die Philosophie nur ein Theil in dem Umfange jenes Gebietes; ihre Methode, ihr Ursprung von dem anderer Wissenschaften nicht verschieden. Auch sie ist eine rein menschliche Wissenschaft, und versteht von dem „An sich" der Welt ausser dem Menschen gar nichts. Manches nun, was der Vf. von ihr sagt, scheint damit vollkommen übereinzustimmen. So heisst es S. 123: „die Philosophie wird demnach eine Summe sehr allgemeiner Urtheile seyn, deren Erkenntnissgrund unmittelbar die Welt selbst in ihrer Gesammtheit ist, ohne irgend etwas auszuschliessen, also Alles, was im menschlichen Bewusstseyn sich vorfindet; sie wird seyn eine vollständige Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der

Welt in abstracten Begriffen." Dasselbe aber war nach dem Vorigen die Aufgabe der Wissenschaft überhaupt, die Welt ja aber nur menschliche Vorstellung; wo liegt also der Unterschied? Ganz im Gegensatz damit behauptet nun der Vf. an anderen Stellen, die Philosophie fange da an, wo die anderen Wissenschaften aufhören; ihre Aufgabe sey, das Wesen der „Welt an sich" unabhängig von der Erkenntnissform des Menschen, vom Satze des Grundes, darzustellen. Geht es nun den Lesern dieser Beurtheilung (welche die Ansichten des Vfs. treu und fast überall mit seinen eigenen Worten wiedergegeben hat) so wie dem Rec.: so können sie bey diesem offenbaren Widerspruch in der Aufgabe für ihre Auflösung eben kein günstiges Vorurtheil haben; sie muss ihnen schon eben um der Aufgabe willen dem eigenen Urtheil des Vfs. gemäss als leeres Hirngespinnst erscheinen. Denn was man überhaupt nicht erkennen kann, kann ja die Philosophie auch nicht erkennen; ist also das menschliche Erkennen durch und durch an die Formen des Satzes vom Grunde gebunden, und jede Anwendung desselben auf ein „An sich" der Welt ausser ihm ungereimt (wie der Vf. an unzähligen Orten sagt): so kann auch die eigene Philosophie des Vfs. von dem Vorwurf der Ungereimtheit nicht frey seyn. Trotz dieses juristisch- und philosophisch-strengen Beweises wollen wir jedoch den Vf. nicht ungehört verdammen, und gehen daher mit Auslassung der nicht zu der Darstellung seines philosophischen Systems gehörigen Bemerkungen des ersten Theils (z. B. über das Verhältniss der Vernunft und des Gefühls, über die Mängel in der Vernunft und dem Verstande u. s. w.) sogleich zum zweyten Theile über, welcher unter dem Titel „der Welt als Wille erste Betrachtung: die Objectivation des Willens" Aufschluss über das „An sich" der Welt zu geben verspricht (S. 137 — 240).

In der That, beginnt der Vf., würde der Übergang von der Welt als Vorstellung zu ihr als Ding an sich nie zu finden seyn, wenn der Forscher selbst nichts weiter als erkennendes Subject wäre. Nun aber wurzelt er selbst in jener Welt der Vorstellung. Unser Leib nämlich ist dem rein erkennenden Subject als solchem eine Vorstellung wie jede andere, ein Object unter Objecten; seine Bewegungen werden ihm eben so wie die Bewegungen anderer Dinge bekannt. Dieser Leib aber ist ihm nun zugleich auf eine ganz andere Weise gegeben, „nämlich als jenes Jedem unmittelbar Bekannte, welches das Wort „Wille" bezeichnet. Jeder Act seines Willens ist sofort und unausbleiblich eine Bewegung seines Leibes; er kann den Act nicht wirklich wollen, ohne ihn zugleich als Bewegung des Leibes wahrzunehmen. Der Willensact und die Action des Leibes sind nicht zwey objectiv erkannte verschiedene Zustände, die das Band der Causalität verknüpft, sondern Eins und dasselbe, nur auf zwey gänzlich verschiedene Weisen gegeben, einmal ganz unmittelbar und einmal in der Anschauung für den Verstand. Die Action des Leibes ist nichts anderes, als der objectivirte, in die Anschauung getretene Act des Willens. Der Wille ist die Erkenntniss *a priori* oder mit anderen Worten „das Ding an sich des Leibes", und so haben wir also wenigstens für einen Theil der Welt, welche uns früher nur als Vorstellung erschien, für unseren Leib nämlich, das innerste Wesen, das Ding an sich gefunden. — Diesen Brennpunct des ganzen Werkes müssen wir genau beleuchten. Der Vf. gründet die Auffindung des Dings an sich für den Leib durchaus nicht auf eine zusammengesetzte Beweisführung, auch liegt sie ihm nicht auf einer hohen Stufe der Abstraction; sondern der allgemeine Satz, dass die Action des Leibes und der Wille zu ihr Eins und dasselbe sind, wird ihm aus der Vergleichung aller möglichen concreten Fälle, für deren jeden einzeln wir sie im unmittelbaren Bewusstseyn festhalten sollen. Wir bringen uns also einen solchen einzelnen Fall zum Bewusstseyn, z. B. eine bestimmte Armbewegung, und suchen die Theile derselben scharf ins Auge zu fassen. Wir fangen von dem Endpuncte als dem leichtesten an. Dieser ist die Anschauung des bewegten Arms durch das Auge, der bewegte Arm also als Object, als Theil der Welt als Vorstellung. Dieser Anschauung nun muss nach meinem Bewusstseyn zuerst die Bewegung des Armes vorhergehen, welche mit ihr keineswegs dasselbe ist: denn ich kann ja den Arm bewegen, ohne ihn selbst anzuschauen, und doch ist ohne Zweifel diese Armbewegung meine Thätigkeit, ich selbst bin mir ihrer als solcher bewusst ganz auf gleiche Weise als der darauf folgenden, des Sehens. Wo liegt nun der Wille, den Arm zu bewegen? Offenbar nicht zwischen beiden: denn sonst würde ja der Wille nach der That seyn, sondern vor der Armbewegung. Und das, was vor der That liegt, sollte dasselbe seyn mit einem Anderen, welches nach der That liegt? Davon sollten wir ein Bewusstseyn haben? Und woher dieses? Etwa weil, wie der Vf. sagt, der feste Wille allemal mit Nothwendigkeit That wird? So wird er es denn erst, d. h. die That folgt auf ihn in der Zeit, und was der Vf. als dasselbe mit dem Willen, als eben seine Anschauung, zu erkennen meint, wird erst, d. h. folgt nach der That. Von einer solchen Identität findet also Rec. an seinem Bewusstseyn auch nicht die geringste Spur. Auch ihm ist gewissermassen der Wille zur That mit der angeschauten That ein und dasselbe; sein Bewusstseyn stellt ihm nämlich den Willen zu einer bestimmten Armbewegung als die (Phantasie-) Vorstellung der angeschauten Armbewegung mit einem besonderen Reize verbunden dar.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, b. Brockhaus: *Die Welt als Wille und Vorstellung* — von *Arthur Schopenhauer* u. s. w.

2) Leipzig, b. Hartmann: *Was der Wille des Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigener Kraft vermag, und was er nicht vermag.* Mit Rücksicht auf die *Schopenhauersche* Schrift von *J. G. Rätze* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In soweit nun Anschauung der Phantasie und sogenannte äussere Anschauung derselben Sache dieselbe Thätigkeit sind (nur jene die reproducirte, auf welche dann freylich wieder die producirte als von Neuem producirte folgen kann), in sofern sind Wille und Anschauung der That ein und dasselbe. Der Wille also ist ein gewisser eigenthümlicher Reiz (man blicke in sein Bewusstseyn) auf welchen nun in dem gegebenen Beyspiele vermöge der Association der menschlichen Thätigkeiten die Thätigkeit nothwendig folgt, von deren Anschauung jene Vorstellung eine Reproduction ist. Wo die Association noch nicht nothwendig geworden ist, da folgt auch die vorgestellte Thätigkeit nicht, z. B. bey einer schwierigen Bewegung, die mir der Tanzmeister zum ersten Male vormacht. Die Anschauung derselben, und durch diese die reproducirte Vorstellung, sind da, der Reiz ist auch da (wir wollen die Bewegung nachmachen); aber die Association fehlt, nach welcher die Bewegung mit Nothwendigkeit auf ihre Vorstellung folgt. Diese muss erst durch Übung gewonnen werden (deren Natur wir hier nicht weiter auseinandersetzen können). Und so hätten wir denn durch diese Betrachtung kein „An sich" der Vorstellung gewonnen? Der Wille wenigstens ist es nicht: denn der Wille ist nichts als eine besondere Art des Reizes, der das „An sich" weder der That noch ihrer Anschauung seyn kann, weil er in beiden eben nicht ist (ausser inwiefern sie wieder Willen für etwas anderes wären). Aber auf ein gewisses „An sich" sind wir allerdings hingewiesen worden. Von allem Vorgestellten fallen nämlich in Einem allerdings Vorstellung und Seyn zusammen (die Vorstellung ist zugleich das Seyn), und diess sind die menschlichen Thätigkeiten. Jede menschliche Thätigkeit nämlich denken wir, indem wir sie reproduciren; um sie *vorzustellen*, *wird* die Thätigkeit wieder, und sie wird nicht eher wahr *vorgestellt*, bis sie wieder *ist*; Vorgestelltwerden und Seyn fallen also zusammen, und wir haben eine Vorstellung, die zugleich „Ding an sich" ist. Aber nicht die Anschauung der Armbewegung ist zugleich Vorstellung des Wollens von ihr, und dieses Wollen selbst, sondern die Vorstellung des Wollens würde das reproducirte Wollen seyn, indem wir z. B. über dasselbe das Urtheil fällen, dass es ein Wollen sey, das Wollen selbst also als Vorstellung mit dem abstracten Begriffe des Wollens vergleichen, wozu wir doch einer Vorstellung bedürfen, das Wollen selbst also für dieses Urtheil Vorstellung ist. Und genau so mit allen übrigen Thätigkeiten, so dass also als das Wahre, dessen Schein den Vf. irre führte, der einfache Satz erscheint, dass jede menschliche Thätigkeit zugleich auch ihre eigene Vorstellung genannt werden kann. Und durch diesen Satz erlangen wir denn allerdings ein Schema für das „Seyn an sich", nach welchem wir die folgenden Ansichten des Vfs. prüfen können, den wir nun an dem Puncte aufnehmen, an welchem wir ihn verlassen haben.

Er war zu dem Resultate gekommen, dass wir für einen Theil der Welt als Vorstellung, für unseren Leib nämlich, ein „An sich" gefunden haben, den Willen. Nun müssen wir, fährt er fort, entweder dem theoretischen Egoism huldigen, der nur für diesen Einen Theil der vorgestellten Welt ein Ding an sich annimmt, oder wir müssen zugeben, dass allen Raumerscheinungen auf gleiche Weise ein Wille als Ding an sich zum Grunde liegt. Für diese Meinung erklärt er sich dann mit völliger Bestimmtheit; von jener gesteht er zu, dass sie sich nicht absolut widerlegen lässt, dass sie als unbestreitbarer Skepticism immer wieder von Neuem der Philosophie entgegentreten kann; aber im Ernst behauptet werden könne sie, bey dem deutlichen Widerstreit unseres Bewusstseyns (welches ja fremden Leibern eben so gut als den unserigen Seelen als ein An sich zum Grunde legt), doch nirgend anders als im Tollhause, verdiene also keine ernstliche Berücksichtigung. Rec. stimmt hiemit vollkommen überein, indem er nämlich nach seiner Ansicht folgendermaßen fortschreitet. Wie die Objecte der vom An sich entblösten bloss vorgestellten Welt Aggregate aus den einzelnen Anschauungen sind (aus einem bestimmten Hören, Sehen, Tasten u. s. w.), welche für unser Bewusstseyn stets mit einander verknüpfbar erscheinen: so verbinden wir die angeschauten Veränderungen unseres Leibes (an sich von anderen Anschauungen gar nicht verschieden) zu einem und demselben Objecte

mit den Veränderungen unserer Seele (des An sich) eben deshalb, weil sie mit ihnen immer für das Bewusstseyn verbunden sind. Und aus dieser Verbindung nun schliessen wir nach der Analogie (der man sich, wie der Vf. richtig sagt, nur im Tollhause entziehen kann) auf das Verbundenseyn eines ähnlichen An sich mit den ähnlichen Anschauungen fremder Leiber. Nach ihren Veränderungen stellen wir uns Seelenveränderungen für sie vor, nicht als das in ihnen erscheinende, sondern als ein mit ihnen verbundenes „An sich", so dass man also nicht mit Unrecht von fremden Seelenzuständen sagen kann, dass wir sie vorstellen, wie sie an sich sind. Wenn nun der Vf. diese Vorstellungsart über die Grenzen der Menschheit ausdehnt, und für die ganze räumlich vorgestellte Welt ein solches „An sich" behauptet: so haben wir nichts dagegen, nur mit dem Unterschiede, dass wir das menschliche „An sich" vorzustellen (nachzubilden, zu werden) vermögen, das aussermenschliche aber nicht, und zwar um so weniger, je mehr es sich vom menschlichen entfernt. Das „An sich" der vollkommneren Thiere zu werden, gelingt uns gewissermassen, das „An sich" der unvollkommneren schon viel weniger; und wenn der Vf. behauptet, die Kraft, welche den Stein zur Erde treibe, sey ihrem Wesen nach, an sich und ausser aller Vorstellung eben sowohl Wille als der menschliche: so können wir diess nur im höchsten Grade *bildlich* zugeben, und müssen übrigens bekennen, dass wir von dem „An sich" des Steins nicht das geringste vorzustellen oder zu erkennen vermögen. Wenn der Vf. als das „Seyn an sich" des Steins z. B. die Starrheit anführt, als seine Grundkraft (wie er überhaupt in den Grundkräften das „An sich" aller Dinge findet): so können wir diese, welche wir als *deutliches* Denken nur in der *räumlichen* Vorstellung des Starren haben (also als blosse Vorstellung, Erscheinung) als „An sich" nur sehr unvollkommen nachbilden, nämlich keineswegs als starren Stein, sondern als starren Menschen, der als räumliche Erscheinung der räumlichen Erscheinung des Steins in der Starrheit ähnlich, in allem Anderen aber (was doch eben das Eigenthümliche des Steins ausmacht) unähnlich ist. Noch weit weniger aber können wir dem Vf. im Folgenden beystimmen, in welchem er sich nach unserer Meinung ganz von seiner früheren gesunden Untersuchungsart verliert. Weil nämlich, sagt er, der Wille „Ding an sich" ist: so muss er frey seyn von allen Formen der Erscheinungswelt, vermöge welcher eben diese nichts als unsere Vorstellung war. Hiezu gehören aber vor Allem Zeit und Raum (die der Vf. *principium individuationis* nennt); der Wille ist also frey von Zeit und Raum, von aller Vielheit, ist folglich ein und derselbe in allen als mannichfach erscheinenden Gliedern der Erscheinungswelt. Der in einem Menschen erscheinende Wille ist also als Ding an sich der Eine und derselbe mit dem Willen in allen anderen Menschen, mit dem Willen in der Pflanze, mit dem Willen im Stein u. s. w.; verschieden sind sie nur als Erscheinungen, der Form der Erscheinung, oder, wie der Vf. am liebsten sagt, dem Grade der Objectität nach, in welchem der Wille sich in ihnen objectivirt hat. — Hier finden wir die ungeheuersten Sprünge. Um zu wissen, ob das gefundene „An sich" der Erscheinungswelt von *allen* Formen des Satzes vom Grunde frey ist, müssen wir doch nach des Vfs. eigener durchgängiger Lehre unser Bewusstseyn fragen, da wir aus der Freyheit von Einer auf die Freyheit von allen nicht schliessen können. Dann aber finden wir, dass das „An sich", der Wille des Menschen (oder nach unserer erweiterten Ansicht, seine Thätigkeit überhaupt) zwar von der Form des Raums frey ist, von allen anderen Formen des Satzes vom Grunde aber nicht: denn es ist ein in der Zeit wechselndes, der Causalität unterworfenes, zu Begriffen bildungsfähiges. Dass also alles menschliche Wollen, ja auch alles aussermenschliche Wollen bis zum Wollen des Steins (wenn wir dem Vf. diesen bildlichen Ausdruck verstatten wollen) als „An sich" ein und dasselbe sey, hat er völlig ohne Grund, völlig willkührlich festgesetzt. Ein und dasselbe ist es nur, wie alles Verschiedene, im Begriff, der Begriff aber hat, auch nach dem Vf., nur im Einzelnen Realität, diese fehlt also der von ihm behaupteten Identität des Willens. Nun befinden wir uns zwar hier in der Philosophie, d. h., nach gewissen Erklärungen des Vfs. in der Nichtwissenschaft oder einem Erkennen, welches mit dem Satze des Grundes unter irgend einer Gestalt nicht das Geringste zu thun hat; nach anderen Erklärungen aber soll sich die Philosophie auf das Bewusstseyn gründen, und dieses widerspricht dem hier Aufgestellten durchaus. Es ist also ein Wissen, aber ein falsches, ist ein Wissen, und nach des Vfs. eigenem Urtheil ein falsches Wissen auch deshalb, weil es trotz aller Versicherungen, jede Anwendung des Satzes vom Grunde auf das Verhältniss des „Seyns an sich" zur Erscheinungswelt führe zu Hirngespinsten, doch eine solche Anwendung macht, indem der Vf. sagt „der Wille objectivirt sich in der Erscheinungswelt." Denn diess ist doch ein Urtheil; ist aber das Urtheilen nicht eine Form des Satzes vom Grunde? So zeigt sich denn also der Widerspruch in den Ansichten des Vfs. von allen Seiten auf das deutlichste, und wir können die Beurtheilung dieses zweyten Buchs schliessen, dessen Inhalt im Wesentlichen eine Darstellung der verschiedenen Qualitäten (Naturkräfte) oder Dinge in einer Stufenleiter von dem menschlichen Willen bis zu den todten Mineralien ist. Es wiederholt sich dabey überall der Irrthum, welchen wir vorher an dem Beyspiele der Starrheit deutlich gemacht haben, dass der Vf. nämlich einen gewissen Zustand der menschlichen Seele für eine Erkenntniss des „An sich" bestimmter Stufen der aussermenschlichen Welt ansieht, der denselben zwar in gewisser Rücksicht ähnlich, aber gerade dem grössten Theile nach unähnlich ist, und noch dazu in einem Theile, welcher das Wesen dieser Stufen als aussermenschlicher ausmacht. Indem er nun diess *für uns nicht Erkennbare* fälschlich als „an sich" nicht

seyend betrachtet, wird es ihm freylich leicht, eine gewisse Gleichheit beider Erscheinungen seines „An sich“ darzuthun. Seine „Dinge an sich“ in der ersten Potenz (die Formen der Objectivation, die Ideen) sind, wie in der von ihm verschrieenen Naturphilosophie, nichts mehr und nichts weniger als *Begriffe*, das Ding an sich in der zweyten Potenz (der Wille, dessen erste Objectivationen wieder die Ideen sind) ist der *höchste Begriff*; das Verhältniss der „Welt an sich“ zur Erscheinungswelt endlich das Verhältniss der Begriffe zu ihren untergeordneten Vorstellungen, das *Urtheil*.

Wir gehen nun zum 3ten Buch über, zur Ästhetik des Vfs. („Der Welt als Vorstellung zweyte Betrachtung: Die Vorstellung unabhängig vom Satze des Grundes: die Platonische Idee: das Object der Kunst S. 241—384). Obgleich nun dieser Theil des Buchs offenbar der vorzüglichste ist, indem er einen grossen Reichthum tiefer und geistreicher Bemerkungen über einzelne Gegenstände der Kunstlehre (über Darstellung und Erfindung des Kunstwerks, über das Verhältniss und die Grenzen der verschiedenen Künste und noch mehr ins Besondere über die Dichtungsarten, von der subjectivsten, dem Liede, bis zur objectivsten, dem Drama) enthält, Bemerkungen, welche, wenn auch meist nur zur Hälfte wahr, der Beherzigung und des Studiums in ausgezeichnetem Masse würdig sind; so müssen wir doch sein Grundgerüst, seinen systematischen Charakter für eben so verfehlt als den des zweyten Theils erklären. Nach einigen nicht unmittelbar zur Ästhetik gehörigen Vorerinnerungen über die relative Einheit des *Kantischen* „Dings an sich“ mit der platonischen Idee, indem nämlich die Idee das Ding an sich in der ersten Stufe der Objectivität, aber eben erst in der ersten, in der allgemeinsten Form derselben, der der Vorstellung überhaupt, des Objectseyns für ein Subject ist (die zweyte Stufe ist die Objectivation in den in Raum und Zeit lebenden Individuen) (bis S. 253) ist die Darstellung des Vfs. folgende: Das gewöhnliche Erkennen des Menschen bezieht sich nur auf die einzelnen Dinge und ihre Relationen. Diese aber haben eben nur ein relatives Seyn, sind, als der Formen des Satzes vom Grunde theilhaft, nur Erscheinungen, demnach zugleich Nichtseyn; und überdiess ist diese Erkenntniss dem Dienste des Willens unterworfen, und lebt mit ihm in einem steten Wechsel von kurzem Geniessen und langem Entbehren, wie auf dem Rade des Ixion umgetrieben. Doch kann die Erkenntniss durch Losreissung von dem Dienste des Willens über diese Beschränkung sich erheben, wodurch denn der Mensch aufhört, einzelnes Individuum zu seyn, und reines, willenloses Subject der Erkentniss wird. „Wenn man, durch die Kraft des Geistes gehoben, sich ganz in den Gegenstand der Anschauung versenkt, und durch seine ruhige Contemplation das ganze Bewusstseyn ausfüllen lässt: dann erkennt man nicht mehr das einzelne Ding als solches, sondern die Idee, die ewige Form, die unmittelbare Objectität des Willens auf dieser Stufe, und eben dadurch ist zugleich der in dieser Anschauung Begriffene nicht mehr Individuum (er verliert *sich* ja darin, wie man richtig sagt), sondern reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subject der Erkenntniss. „Die Fähigkeit zu dieser Erkenntniss in Ideen ist der Genius, sein Erzeugniss die Kunst; doch findet sich der Genius in untergeordneten Graden auch in jedem Menschen in der Empfänglichkeit für das Schöne in der Kunst und in der Natur. Was der Vf. hier von der Idee als Substrat der Schönheit im Allgemeinen gesagt hat, führt er nachher im Einzelnen durch. Zwar findet sich die *objectiv* höchste Schönheit nur in den höchsten Stufen der Objectivation des Willens (im Menschen), *subjectiv* aber, sofern es nicht mehr das Individuum, sondern die Idee ist, welche wir erkennend in uns aufnehmen, hat jedes Ding seine eigenthümliche Schönheit. Diess ist der Fall dadurch, dass das sehr deutliche rein bestimmte Verhältniss seiner Theile die Idee seiner Gattung rein ausspricht, und durch die in ihm vereinigte Vollständigkeit aller seiner Gattung möglichen Äusserungen dem Betrachter den Übergang vom einzelnen Dinge zur Idee sehr erleichtert. „Schwere, Starrheit, Flüssigkeit, Licht u. s. w. sind die Ideen, welche sich in Felsen, Gebäuden, Gewässern u. s. w. aussprechen“ (S. 304).

Für die Beurtheilung dieser Sätze müssen wir uns vor Allem das, was der Vf. unter Idee versteht, zur vollkommenen Deutlichkeit zu erheben suchen. Er tadelt an mehreren Stellen sein sonstiges Musterbild in dieser Lehre, den Plato, dass er Ideen mit Begriff gleichbedeutend brauche (z. B. von der Idee eines Tisches, Stuhls rede, da sich in diesen doch nur die Idee des Holzes darstelle, S. 305) man sieht also, dass er darunter etwas anderes verstanden wissen will. Aber was nun? Überall finden wir in den angeführten Stellen den Gegensatz von Individuum und Gattung, der doch offenbar wieder auf den Begriff zu führen scheint, und an derselben Stelle wird demselben Plato als Irthum vorgeworfen, dass er *de Rep.* X, p. 288 lehre, der von der schönen Kunst darzustellende Gegenstand sey das einzelne Ding. Schwere, Starrheit, Flüssigkeit sind Begriffe, und wie wir oben gesehen, der Mensch vermag sie zwar in sich nachzubilden, aber nicht in der Eigenthümlichkeit, wie sie in Felsen, Gebäuden, Gewässern sind, sondern nur insofern ein Zustand der menschlichen Seele mit diesen Gegenständen (durch Abstraction eben von ihrer Eigenthümlichkeit) unter Starrheit, Flüssigkeit u. s. w. als *Begriffen* zusammengefasst werden kann. Fragen wir nun weiter: so kann doch wieder in der Nachbildung der in diesen Begriffen gegebenen Eigenschaften an sich die Schönheit noch nicht liegen. Denn es giebt vieles flüssige Wasser, viele schwere Steine, viele starre Gebäude, deren Anschauung auf keine Weise das Gefühl des Schönen erregt. Welche dieser Gegenstände sind denn also schön? Die, welche die bezeichneten Ideen in einer gewissen Vollkommenheit darstellen. Also die sehr flüssig, sehr starr, sehr

schwer sind, so dass jede Qualität in ihrer eigenthümlichen Vollkommenheit schön wäre? Schwerlich möchte diess der Vf bejahen; aber eben so wenig, wenn er es recht bedenkt, besteht die Schönheit (vgl. oben) in „der vereinigten Vollständigkeit der der Gattung eigenthümlichen Merkmale". Diess wäre Bequemlichkeit für den wissenschaftlichen Betrachter, Regelmässigkeit, aber nicht Schönheit. Wir sind also durch des Vfs. Darstellung auf keine Weise zur deutlicheren Einsicht gelangt. Seine Ausdrücke „Idee" und „vollkommene Darstellung der Gattung" sind dazu viel zu unbestimmt, und geben uns nicht das Geringste mehr von dem eigentlichen Wesen des Schönen, als die so viel getadelte „undeutliche Vollkommenheit" der Wolfischen Schule; und ist auch allerdings wahr, dass viele Gefühle des Schönen in einer Nachbildung der Naturkräfte bestehen (für alle, ja auch nur für den grösseren Theil wäre auch dieser Satz gewiss falsch): so lehrt uns doch diese Erkenntniss von der Schönheit nichts: denn (was die Hauptsache ist) nur durch die Nachbildung der *schönen* Naturkraft (des schön bewegten Gewässers, des schönen Laubdachs u. s. w.) nicht einer jeden entsteht das Gefühl des Schönen. Was dieses also objectiv oder subjectiv ist, bliebe noch zu bestimmen, und des Vfs. Auseinandersetzung gäbe uns nur ein undeutlicheres Wort für ein deutlicheres. Dasselbe gilt von des Vfs. Ansicht über die Musik, deren Unterschied von den übrigen Künsten er am Ende dieses Buchs darein setzt, dass sie nicht, wie diese, sich der Formen der äusseren Welt bedient, sondern eben so wie die Welt selbst, eine unmittelbare Objectität und Abbild des ganzen Willens, also nicht der Ideen, sondern unmittelbar des Willens Abbild ist, was er zuletzt mit der Zahlenphilosophie der Pythagoräer in Verbindung setzt.

Indem wir nun die Ethik des Vfs. darstellen wollen (welche das vierte Buch enthält „der Welt als Wille zweyte Betrachtung: Bey erreichter Selbstkenntniss Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben" S. 385 — 90) müssen wir zugleich von der zweyten der angezeigten Schriften Nachricht geben, welche es eben mit der Kritik dieses Theils zu thun hat. Das Verhältniss beider Schriften im Allgemeinen möchte etwa dieses seyn. Wenn Hr. *Schopenhauer* streng und fest auf dem einmal betretenen Wege fortschreitet, und ganz auf diese Festigkeit vertrauend, weder rechts noch links blickt, so dass es ihm weiter nicht kümmert, zu welchen dem innersten Bewusstseyn widerstreitenden Zielpuncten er gelangt: so weiss dagegen Hr. *Rätze* den klaren Blick auf das menschliche Bewusstseyn überall zu bewahren, dafür aber fehlt ihm die philosophische Strenge, der Scharfblick in der Anordnung und dem Ausdruck des Wahrgenommenen, so dass er nicht selten an einer Stelle begeistert verkündet, was er an einer anderen eben so begeistert bekämpft. Ganz im christlichen Glauben lebend, von ihm erwärmt und erleuchtet, sieht er, so weit dieses Licht ihn begleitet, frey von manchen Vorurtheilen unserer Zeit, durchweg das Wahre und Richtige; aber wie er überall, wo die Resultate der Speculation dem Glauben widersprechen, unbedingt, ja ohne Prüfung jene zu verwerfen räth: so fehlt es ihm selbst an dem rechten prüfenden philosophischen Geiste, und er wird dadurch gegen diesen letzten oft zu ungerechten und in sich selbst widersprechenden Meinungen verleitet. Wie wenig Speculation seine Sache sey, kann man schon aus dem Urtheile über den theoretischen Theil der *Schopenhauerschen* Schrift ersehen (den er meistentheils sonst von seiner Kritik ausschliesst): „Die *Schopenhauersche* Welttheorie scheint mir eine Modification des Berkleyischen Idealism zu seyn. Die Welt besteht in beiden Systemen aus Vorstellungen, nur dass *Berkley* diese Vorstellungen aus dem höchsten Wesen, *Schopenhauer* aber aus einem allmächtigen, aber blinden, nur in Thieren und Menschen sich erkennenden Willen hervorgehen lässt. Von der Naturansicht betrachtet scheint die *Schopenhauersche*, von der moralischen Ansicht aber die *Berkleyische* Theorie den Vorzug zu behaupten." (S. 26.) — Übrigens zeichnet sich auch diese Schrift durch Anschaulichkeit des Vortrags aus.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin b. Hayn: *Der Geschäftsstil in Amts- und Privatvorträgen, gegründet auf die Kunst richtig zu denken und sich deutlich, bestimmt und schön auszudrücken; mit belehrenden Beyspielen zum Selbstunterrichte.* Von *J. D. F. Rumpf*, expedirendem Secretär bey der Königl. Regierung zu Berlin. Zweyte verbess. u. vermehrte Ausgabe. 1820. XVI u. 560 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Giessen b. Heyer: *Lateinisches Lesebuch nach der Stufenfolge der Formenlehre für die ersten Anfänger, nebst einigen Anhängen für Geübtere* von Dr. *Joh. Phil. Krebs*, Professor der alten Literatur am Herzogl. Nassauischen Gymnasium zu Weilburg. Vierte verbess. u. vermehrte Ausgabe. 1820. XVI u. 193 S. 8. (10 gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1810. No. 268.

Berlin b. Amelang: *Kleines ABC und Lese-Buch, eine Anweisung zum schnell Buchstabiren und Lesen Lernen. Nebst einer Auswahl kleiner Geschichten, Denksprüche, Naturdarstellungen und Gebete, für Kinder aller Stände.* Von *Joh. Christoph Vollbeding*. Zweyte verbess. Auflage. Mit 24 illum. Kupfern. Ohne Jahrszahl. 96 S. 12. (14 gr.) Ein für Kinder brauchbares Büchlein.

Leipzig b. Friedr. Fleischer: *Der aufrichtige Kalendermann.* Ein gar kurioses und nützliches Buch. Für die Jugend und den gemeinen Bürger und Bauersmann verfertigt und mit Bildern erläutert von Dr. *Christoph Gottlieb Steinbeck*. (In drey Theilen.) Erster Theil. Siebente unveränderte Auflage. 1820. 158 S. 8. (6 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DECEMBER 1820.

PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, b. Brockhaus: *Die Welt als Wille und Vorstellung* — von *Arthur Schopenhauer* u. s. w.

2) Leipzig, b. Hartmann: *Was der Wille des Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigener Kraft vermag, und was er nicht vermag.* Mit Rücksicht auf die *Schopenhauersche* Schrift — von *J. G. Rätze* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Hauptpuncte von *Schopenhauers* Ethik sind folgende. Der Wille als Ding an sich ist durchaus Bejahung zum Leben (will nur Leben); der Tod berührt ihn nicht. Denn was wir Tod nennen, ist nur Verwandlung, und bezieht sich auf die Natur als Ding an sich nicht: denn für diese hat das Individuum keinen Werth, und kann ihn nicht haben, da unendliche Zeit, unendlicher Raum, und in diesen unendliche Zahlen möglicher Individuen ihr Reich sind; daher sie stets bereit ist, das Individuum fallen zu lassen, ja es von dem Augenblick an schon dem Untergange bestimmt, wo es zur Erhaltung der Gattung gedient hat. Betrachten wir nun aber das Leben in der Welt, und bedenken wir, dass derselbe Wille in allen diesen unendlichen Erscheinungen sich objectivirt: so muss diess scheinbare Leben uns bejammernswürdiger und schrecklicher als selbst der Tod erscheinen. Schon die Erfahrung zeigt uns unendliches Elend. Die meisten Menschen müssen, um nicht von langer Weile gefoltert zu werden, in beständigem Schweben zwischem schalem Genuss und qualvollem Entbehren, zwischen Tod und Leben seyn; die es nicht sind, die im reinen Erkennen und in der Kunst leben, diese Wenigen werden durch die höhere intellectuelle Kraft für viel grössere Leiden empfänglich als die Stumpferen je empfinden können. Grosses Entzücken müssen wir durch eben so übermässiges Leid bezahlen, indem wir uns von desto grösserer Höhe herabgeworfen fühlen; und im Grunde giebt es gar kein positives Glück, jede Befriedigung ist wesentlich immer nur negativ, mit dem Genuss hört das Bedürfniss und so die Freude auf. Daher scheint denn dem Vf. „der Optimism, wo er nicht die gedankenlose Rede solcher ist, unter deren platter Stirn nichts als Worte herbergen, nicht bloss als eine absurde, sondern als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart, als bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit.“ Zu den geschilderten Leiden kommt noch der Widerstreit der Individuen und Gattungen, der in der höchsten, im Menschen, weil er hier mit Erkenntniss begleitet ist, sich am widerlichsten und fürchterlichsten zeigt. Hier wüthet der Egoism, „die Alleinschätzung des eigenen Wesens, weil ihm für dieses der ganze Wille und die ganze Vorstellung unmittelbar gegeben sind, und die übrigen nur als seine Vorstellungen,“ und treibt ihn an, „zur Ausdehnung des eigenen Willens zum Leben bis zur Verneinung des in anderen Individuen erscheinenden Willens, zum Einbruch in die Grenze der fremden Willensbejahung (dem Unrecht).“ „Obgleich er wohl in dunkler Ahnung die ewige Gerechtigkeit in sich trägt, und fühlt (was der Erkennende deutlich einsieht) dass, weil der Wille das „An sich“ aller Erscheinung ist, die über Andere verhängte und die selbst erfahrene Qual, das Böse wie das Übel immer nur jenes eine und selbe Wesen trifft, und die Verschiedenheit zwischen dem, der Leiden verursacht, und dem, der es duldet, nur Phänomen ist: so wird er doch durch die sinnliche Erkenntniss immer von Neuem getäuscht, und verleitet, sich selbst zu verkennen, und das in seiner Erscheinung gesteigerte Wohlseyn suchend, im heftigen Drange die Zähne in sein „eigenes Fleisch zu schlagen, nicht wissend, dass er immer nur sich selbst verletzt.“ Zwar hat nun nicht nur die Erkenntniss dieser Einheit des Willens in allem Seyenden (des *principii individuationis*) von jeher zur Vermeidung des Unrechts den Staatsvertrag und das Gesez gestiftet, sondern das klare Durchschauen jenes Princips führt auch zum freywilligen (nicht durch *gegenseitige* Beschränkung eigennützigen) Erkennen und Anerkennen der Grenze zwischen Recht und Unrecht (der Gerechtigkeit, deren höchster Grad so weit geht, „dass man sein Recht auf ererbtes Eigenthum in Zweifel zieht, den Leib nur durch die eigenen Kräfte erhalten will, jeden Luxus als Vorwurf empfindet, und zuletzt zur freywilligen Armuth greift.“ Aber auch das kann den, welcher zur deutlichsten Erkenntniss von dem Wesen der Welt gelangt ist, noch nicht befriedigen. Er sieht ja, wie der eine und selbe Wille in einem steten Schwindel in dem Wechsel der Individuen und Gattungen sich selbst zerstört, und unter den fürchterlichsten Qualen hinmartert; er sieht für diese Selbstmarter in der endlos vor ihm ausgedehnten Zeit kein Ende, und durch die Deutlichkeit seiner Erkenntniss dafür fähig gemacht, empfindet er all das zahllose Leiden als gleich nah, wird nicht nur mit Menschen unterdrückt und dem

grausamsten Tode überliefert, sondern auch mit dem Lamm vom Wolf durch sich selbst zerfleischt, mit dem Grase zernagt, mit dem Metall zersplittert und aufgelöst. Wie sollte er sich da nicht vom Leben abwenden, wie sollte ihn nicht vor seinen Genüssen schaudern, in denen er die Bejahung desselben erkennt, wie sollte in ihm nicht ein tiefer, unüberwindlicher Abscheu entstehen vor dem Wesen, dessen Ausdruck seine eigene Erscheinung ist, vor dem Willen zum Leben überhaupt, dem Kern und Wesen dieser jammervoll erkannten Welt? Er wird daher zuerst freywillige Keuschheit geloben, um wenigstens, so viel an ihm liegt, auf das Aussterben des Menschengeschlechts und auf die mit diesem durch eine gewisse geheime Sympathie nothwendig verbundene Vernichtung alles untergeordneten Lebens in der Welt hinzuarbeiten; er wird freywillig allem Besitze entsagen, nicht etwa um Anderen Gutes zu erweisen, sondern als Zweck an sich; er wird eben so jede andere Modification des Willens um ihrer selbst willen wollen." Jedes von Aussen, durch Zufall oder durch fremde Bosheit auf ihn kommende Leiden ist ihm willkommen, jeder Schaden, jede Schmach, jede Beleidigung; er empfängt sie freudig als Gelegenheit, sich selbst die Gewissheit zu geben, dass er den Willen nicht mehr bejaht, sondern freudig die Partey jedes Feindes der Willenserscheinung, die seine eigene Person ist, ergreift." Diess nennt der Vf. „Quietiv des Willens." „Den Leib nährt er kärglich, greift zum Fasten, ja zur Castrirung und Selbstpeinigung, um durch stetes Entbehren und Leiden den Willen mehr und mehr zu brechen und zu tödten, den er als die Quelle des eigenen und der Welt leidenden Daseyns erkennt und verabscheut. Kommt endlich der Tod, der diese Erscheinung jenes Willens auflöst, dessen Wesen hier durch freye Verneinung seiner selbst schon längst bis auf den schweren Rest, der als Belebung dieses Leibes erschien, abgestorben war: so ist er, als ersehnte Erlösung, hochwillkommen, und wird freudig empfangen. Mit ihm endigt hier nicht, wie bey Anderen, bloss die Erscheinung, sondern das Wesen selbst ist aufgehoben, welches hier noch in der Erscheinung und durch sie ein schwaches Daseyn hatte, welches letzte mürbe Band nun auch zerreisst. Für den, welcher so endet, hat zugleich die Welt geendet (S. 550)." In einem solchen Gemüthe wohnt denn schon in diesem erscheinenden Leben die wahre Himmelsruhe, die ewige Seligkeit. Aber diese „Wiedergeburt" ist nicht durch Vorsatz zu erzwingen, sondern muss aus dem innersten Verhältniss des Erkennens zum Wollen des Menschen hervorgehen, und als „Gnadenwirkung" (obgleich in ihr als die einzelne Erscheinung die ursprüngliche ewige Freyheit des Wollens unmittelbar hervortritt) plötzlich und von Aussen ihm angeflogen kommen. Übrigens zeigte sich diese Heiligkeit von Anfang an in dem beneidenswerthen Leben vieler Heiligen und schöner Seelen unter den Christen und noch mehr unter den Hindus; ihre Vorschriften sind im Christenthum freylich durch das fremde Element der jüdischen Glaubenslehre entstellt, im Sanskrit aber rein und deutlich ausgesprochen, und auch die ihnen zum Grunde liegende Lehre vom Wesen der Welt findet sich in den Mythen desselben symbolisirt (was der Vf. durch mehrere Beyspiele erläutert); aber rein von allem Mythischen und abstract ist ihr Wesen hier ausgesprochen. Wer sie näher kennen lernen will, wird an mehrere Indische Bücher, ausserdem an die Biographie vieler solcher Heiligen und vorzüglich an die Autobiographie der Frau *von Guion* als ihren ungetrübten Spiegel verwiesen. Zuletzt bekennt der Vf. frey, dass, indem er auf dem Standpunct der Philosophie stehen bleiben müsse, freylich diese Erlösung der Welt als Auflösung in Nichts erscheine. „Was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt ist *denen, in welchen der Wille sich gewandt und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt* mit allen ihren Sonnen und Milchstrassen — *Nichts!* Das wahre Seyn also würde erst nach dieser Vernichtung offenbar werden.

Rec. glaubt nach dem über den theoretischen Theil der Schrift Bemerkten über diese ethischen Ansichten nichts weiter hinzusetzen zu dürfen, und führt daher nur in gedrängter Kürze Hn. *Rätzes* Urtheil an. Dieser verkennt nicht, dass die Schopenhauerschen Ideen über Freyheit, Tugend, Selbsterkenntniss und Besserung einige Puncte vortrefflich erleuchten (auch Rec. will diess durchaus nicht in Abrede seyn), im Ganzen aber sey das moralische Bewusstseyn völlig entstellt. Den Hauptfehler findet er darin, dass Hr. *S.* die moralische Seite der Welt nur unvollkommen, und nach ihrer düstersten Seite, die religiöse aber gar nicht abgebildet habe. Nur dadurch lasse sich sein Abscheu gegen die Welt begreifen, in der doch der religiöse Sinn die Fürsorge Gottes als gütigen Vaters erkenne. Nur dadurch entstehe ihm die Welt als Bild des Jammers, da der Fromme im heiligen Willen und Leben einen unvergänglichen sich nie verzehrenden Stoff zu einer unveränderlichen göttlichen Seligkeit finde, den Vorschmack der künftigen, die wir in freudiger Hoffnung festhalten. Hr. *S.* verkenne ganz die innere Einheit des Willens mit dem moralischen Gesetz; dieses sey ja nichts den Menschen Fremdes, erst durch eine speculative Erkenntniss von dem *princ. individuationis* zu erlangendes, sondern der Wille selbst, der nur in sich einzugehn, sich selbst zu erkennen brauche, um zu seinem Bewusstseyn zu gelangen. Daher denn die *Schopenhauersche* Mortification des Willens dem moralischen Bewusstseyn und dem christlichen Glauben gleich sehr widerstreite. Der Mensch brauche nicht allem sinnlichen Genusse zu entsagen, nicht durch Selbstqual auf seine Vernichtung auszugehn; sondern wenn er nur nicht Unrecht thue, sey Befriedigung der Neigungen erlaubt, ja insofern sie vielfältig Mittel zur geistigen und moralischen Ausbildung sind, von der Vernunft sogar geboten, weil beym Tugendhaften die moralischen und religiösen

Gefühle mit den sinnlichen verschmelzen, und ihnen die Natur des Himmlischen geben. Wir heben nun einige einzelne Puncte hervor, theils um ihrer Wichtigkeit willen, theils um unsere früheren Urtheile über beide Schriften zu rechtfertigen und zu erläutern. Einen Hauptpunct bildet die richtige Bestimmung der *Freyheit*. Nach Hn. *Schopenhauer* ist der Wille an sich zwar völlig frey, über seine Erscheinung aber, über die Natur, herrscht strenge Nothwendigkeit. Von dieser sind denn auch die einzelnen Menschen nicht ausgenommen, ihre Handlungen durchweg nothwendig. „Da aber dennoch jener freye Wille es ist, was in der Person und ihrem ganzen Wandel sichtbar wird, sich zu diesem verhaltend, wie der Begriff zur Definition, so ist auch jede einzelne That derselben dem freyen Willen zuzuschreiben, und kündigt sich im Bewufstseyn als solche an.“ Aber die gebildete Reflexion widerspricht diesem Bewufstseyn mit Recht; und was man gewöhnlich Freyheit des erscheinenden Willens nennt, ist eine irrige Vorstellung, die nur aus einer zu abstracten Betrachtung des Willens entspringt. Wir sagen: „der Mensch *kann* sittlich oder unsittlich handeln“ nur deshalb, weil wir ihn nur unvollständig kennen; wäre unsere Kenntnifs vollständig: so würden wir mit vollkommener Nothwendigkeit die nothwendig erfolgende Willensäufserung vorhersagen. Nur dem ewigen, aufserzeitlichen Grunde nach ist also der Wille frey; diese Freyheit aber tritt nie in die Erscheinung, aufser in dem Einen schon oben angeführten Falle, in der absoluten Selbstverneinung, wo der unauflösliche Widerspruch, wodurch der völlig mortificirte Wille von den Motiven frey wird, nur dadurch möglich wird, dafs diese Freyheit nicht von dem Willen ausgeht, sondern von einer veränderten Erkenntnifsweise.“ — Aufser diesen letzten Sätzen, welche nach unserer Ansicht als Mythologie erscheinen, stimmen wir vollkommen hiemit überein. Was erinnert nun Hr. *Rätze* dagegen? Er tadelt zuerst, dafs Hr. *Schopenhauer* die Vernunft ganz von dem Willen trenne. Vielmehr fielen beide zusammen. Offenbar dem tiefsten Grunde nach ein falscher Vorwurf, da auch für Hn. *Sch.* die Vernunft mit dem sittlichen Willen ein und dasselbe ist, nur dafs er nach einer oft auseinandergesetzten Terminologie, was für Andere Vernunft heifst, Erkenntnifs nennt. Hr. *Rätze* erklärt sich dann sehr wahr und einleuchtend gegen die Behauptung, dafs die Freyheit nur in der intelligiblen Welt sey. „Eine Freyheit, die nur dem Willen als Ding an sich zukommt, und an der unser individueller, in der Erscheinung getretener Wille nicht Theil nimmt, kann von keinem grofsen Interesse für uns seyn.“ Er unterscheidet daher sehr richtig für den menschlichen Willen zwey specifisch verschiedene Willensvermögen, das sinnliche, empirische, durch die Neigungen bestimmte, und das sittliche, reine, in der Erkenntnifs des moralischen Gesetzes uns einwohnende. Die höchste Freyheit des Menschen besteht nun in der Unabhängigkeit des reinen Willens von dem sinnlichen, so dafs also die Freyheit in dem sittlichen Menschen wahrhaft verwirklicht wird. Tugend ist Freyheit, in der Sünde sind wir Knechte. Was kann wahrer, und zugleich deutlicher und einfacher seyn, als dieser Satz? Hier also zeigt der Vf. einen klaren Blick. Aber wie nun weiter? Nach der gegebenen Auseinandersetzung wäre nur die tugendhafte Handlung frey, die nicht tugendhafte unfrey, und die Freyheit könnte sehr wohl mit der strengsten Naturcausalität bestehen, indem ein gewisses Mafs sittlicher Stärke eine gewisse Kraft der sinnlichen Neigung überwände, ein anderes aber nicht, wo jene dann nicht frey wäre; und das Entstandenseyn der sittlichen Gesinnung selbst nach strenger Naturcausalität der Freyheit ihrer Wirksamkeit (die ja auf das Wirken, nicht auf das Gewirktseyn, sich bezieht) nicht den geringsten Abbruch thäte. Ganz anders Hr. *Rätze*. „Nach der allgemeinsten Bedeutung der Freyheit (sagt er S. 32), als der völligen Unabhängigkeit der Wirksamkeit der Kräfte eines Wesens, ist jedes Wesen frey, gleichviel vernünftig oder unvernünftig. Also *völlig* unabhängig wirken die Kräfte eines Wesens in der Natur, der geworfene Stein wäre, obgleich geworfen, *völlig* frey? Diese falsche Auffassung wiederholt sich denn überall, am deutlichsten bey der menschlichen Freyheit. Im Menschen nämlich soll, obgleich nach dem Früheren nur der sittliche Wille als frey erschien, nun der Wille immer frey seyn. „Die Oberherrschaft des niederen Begehrungsvermögens ist immer aus einer freywilligen Hingebung des vernünftigen Willens in den Dienst des niederen entsprungen, und da durch diese Hingebung der vernünftige Wille nicht vernichtet, sondern nur verdunkelt und geschwächt wird: so bleibt immer das Vermögen in ihm, sich wieder von der Sklaverey der Neigungen loszureifsen“ (S. 61). Er ist also ein *freyer Sklave*, und überhaupt sehen wir zwey Naturkräfte sich gegenüber, von denen die eine, als in ihrem Wesen über alle Naturcausalität erhaben, dennoch nach den Gesetzen der Naturcausalität von der anderen beschränkt wird. Der Vf. unterscheidet eine höchste Wirksamkeit der Freyheit, die moralische, von der natürlichen, „weil der völlige Gebrauch des moralischen Freyheitsvermögens erst aus Freyheit errungen werden mufs“ (S. 67). Die Hauptbedingung dazu ist Selbsterkenntnifs, die in einer Erkenntnifs der Heiligkeit, Würde und Erhabenheit des im Moralgesetz angedeuteten vernünftigen Willens besteht. „Der Wille ist zwar schon überall real, aber von Begierden geschwächt und unterdrückt, mufs er den Selbstzweck seines Wollens dadurch realisiren, dafs er sich denselben auf das Lebendigste in das vernünftige Bewufstseyn zu bringen, und durch Wachsamkeit zu befestigen sucht.“ Dadurch soll nun freylich der Widerspruch gehoben werden; aber warum nennt man die natürliche Freyheit „Freyheit,“ wenn sie doch eigentlich Sclaverey ist, warum spricht man von dem sittlichen Willen als real, so lange er erst real werden soll, warum wird überall der sittliche

Wille, als die Sittlichkeit schaffend angegeben, der doch noch nicht da ist, sondern erst in der Sittlichkeit entstehen soll? Auf diese freylich leider, fast über unsere ganze neuere Moralphilosophie verbreitete, höchst unphilosophische Verwirrung passt einmal recht Hn. *Schopenhauers* Lieblingsausdruck: „hölzernes Eisen!" Zu des Letzten paradoxen Behauptungen gehört unter anderen auch die, dass der moralische Werth eines Menschen sein ganzes Leben hindurch auf keine Weise verändert werden könne. Alle seine Handlungen wären ja nur die Objectivirung, die Zersplitterung seiner Idee, seines intelligiblen Charakters, und dieser als ausserzeitlicher, untheilbarer, unveränderlicher Willensact müsse deshalb stets derselbe bleiben. Alle Veränderungen also, von denen man hier und dort so viel höre, seyen nur Schein und Täuschung, nur Veränderungen der Erkenntniss der Weltansicht, der an sich gleichgültigen Motive, während das sittliche oder unsittliche Princip derselben stets gleich bleibe. Hr. *Rätze* widerspricht dieser verwirrenden und verwirrten Ansicht. Giebt man aber einmal zu, dass das Moralgesetz in jedem Menschen zu jeder Zeit als freyes Princip des Willens liegt, die Sittlichkeit also nur durch den freyen sittlichen Willen auch in dem Nichtsittlichen gewirkt wird, oder was werden soll, schon da war, ehe es da war: so sind die so eben angeführten Hirngespinnste und viele andere ähnliche nicht zu vermeiden, und die Consequenz verdient unseren höchsten Beyfall, welche sie frey und offen bekennt. Übrigens liegt die Auflösung dieser Schwierigkeiten klar vor dem unbefangenen Blick. Man gewöhne sich nur, nicht Abstracta in der menschlichen Natur, sondern Concreta wirksam seyn zu lassen. Das Sittengesetz, der sittliche Wille sind Abstracta, die nur im menschlichen Erkennen als Begriffe, sonst nirgends sind. Sollen sie in irgend einem Menschen wirksam seyn: so müssen sie dieses einzelnen Menschen einzelnes Wollen werden, diess Wollen aber hat mit allem übrigen Seyenden gemein; dass es nirgend früher ist, ehe es ist. In diesem einfachen Satze liegt der ganze Zauber. — Die Widersprüche in Hn. *Rätze's* Grundansichten müssen sich übrigens überall wiederholen. Nach S. 39 ist Tugend durchaus nur „durch *Vernunfterkenntniss* möglich, weil einer bloss blinden Wirksamkeit des Willens weder Wahl noch Zurechnung beyzulegen ist"; S. 141 dagegen heisst es: „Solche Glücklichen, welche das Rechte und Himmlische durch eine weise und christliche Erziehung lieben, hochschätzen und befolgen lernen, ehe sie dasselbe *recht kennen* und *mit völliger Freyheit* ergreifen konnten, sind nun zugleich solche Edle, bey denen das rein vernünftige und göttliche Wollen in das ganze Begehrungsvermögen übergegangen ist, und aus allen Reden, Mienen, Gebehrden und Handlungen in himmlischer Glorie hervorstrahlt." Hier giebt er also der vor dem Erkennen gewordenen Sittlichkeit sogar den Vorzug, während sie vorher überhaupt nicht Sittlichkeit seyn sollte. Auch hat er den Satz *Schopenhauers*, dass die *abstracte* Erken[illegible] des Moralgesetzes nicht Tugend hervorzubri[illegible] vermöge, nicht gefasst: denn dadurch soll weite[illegible]ts gesagt werden, als was er S. 135 selbst au[illegible]t, [illegible]s „der menschliche Wille nicht dur[illegible]enntniss, sondern durch das *Gefühl* des Recht[illegible] Guten und Heiligen, das aus der Erkenntniss ent[illegible]ngt, (aber auch ohne sie entspringen kann), nach seinem eigenen Geständniss bestimmt wird. Ohne uns daher bey den übrigen Widersprüchen aufzuhalten, an denen diese in Bezug auf das zum Grunde liegende Gefühl treffliche Schrift reich ist, fassen wir noch in den Hauptzügen das in ihr aufgestellte Verhältniss der Vernunft zur christlichen Offenbarung zusammen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Hayn: *Der Preussische Secretär. Zweyter Theil. Ein Handbuch zur Kenntniss der Preussischen Gesetze, in Civil-, Polizey- und Criminalsachen, und in Ansehung des Verhaltens der Parteyen in gerichtlichen Angelegenheiten, nebst einem Auszug aus der Gebühren-Taxe. Für Geschäftsmänner.* Von Dr. *J. F. Rumpf*, expedirendem Secretär bey der Königl. Regierung zu Berlin. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1819. XVI. u. 656 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.) Die in kurzer Zeit wiederholten Auflagen dieses Werkes sind ein sprechender Beweis für die Brauchbarkeit desselben.

Stuttgart, b. Löflund: *Hebräische Grammatik für Anfänger.* Auch unter dem Titel: *Hebräische Grammatik.* Erster Theil. *Formen-Lehre.* Von *M. C. C. F. Weckherlin*, Professor an dem Königl. Gymnasium in Stuttgart. Mit 1 in Kupfer gestochenen Hebräischen Vorschrift und einem Beytrage zur Methode bey dem Hebräischen Sprachunterrichte. Dritte verbesserte Ausgabe. 1818. XXVI. und 185 S. 8. (14 gr.)

Augsburg u. *Leipzig*, b. Jenisch u. Stage: *Johann Friedrich Penthers*, Königl. Gross-Britannischen Raths u. s. w. *Praxis Geometriae, worinnen nicht nur alle bey dem Feld-Messen vorkommenden Fälle mit Stäben, dem Astrolabio, der Boussole, und der Mensul, in Ausmessung einzelner Linien, Flächen und ganzer Reviere, welche, wenn deren etliche angrenzende zusammen genommen, eine Land-Charte ausmachen, auf ebenen Boden, und Gebirgen, wie auch die Abnehmung deren Höhen und Wasser-Fälle, nebst beygefügten praktischen Hand-Griffen deutlich erörtert, sondern auch eine gute Ausarbeitung der kleinsten Risse bis zum grösten, mit ihren Neben-Zierathen treulich communiciret werden.* Neunte Ausgabe nebst *Zugabe zur Praxi Geometriae, worin noch verschiedene zur ausübenden Geometrie nützliche Stücke, dabey noch zweyerley Arten architektonische Schnecken, nach geometrischen Gründen, in einer angenehmen proportionirlich-fortgehenden Erweiterung zu zeichnen angewiesen werden und endlich eine Zusammensetzung einer guten Wasser-Waage, wie auch derselben Gebrauch mitgetheilet wird.* Neunte Ausgabe. Ohne Jahrzahl. Erster Theil 1 — 49 S. Zweyter Theil 50 — 97 S. Zugabe 55 S. u. XXXIX in Kupfergestochnen Tabellen. Fol. (5 Rthlr. 8 gr.) Die erste Auflage erschien 1729 Eine der folgenden ist hier wiederholt worden: denn offenbar ist an dieser neunten Auflage nichts als die Titelblätter und Kupfer neu.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, b. Brockhaus: *Die Welt als Wille und Vorstellung.* — von *Arthur Schopenhauer* u. s. w.

2) Leipzig, b. Hartmann: *Was der Wille des Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigner Kraft vermag, und was er nicht vermag.* Mit Rücksicht auf die *Schopenhauersche* Schrift — von *J. G. Rätze* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nach dem Vf. nämlich *kann* der Mensch zwar an sich durch sein natürliches Freyheitsvermögen sich zur vollkommenen Tugend erheben; aber die Erfahrung so vieler Jahrtausende zeigt dennoch, dass es ausser Christus keinem Menschen wirklich gelungen ist. Diesen also hat uns der Allwissende, der alle unsere Bedürfnisse vollkommen kennt, zu einem Beystand unserer Tugend gegeben, dessen niemand entbehren kann. Sein Beyspiel begeistert uns, seine Gebote geben uns bey der Verwirrung der Welt eine sichere Norm des Handelns, seine freylich mit manchem Sinnlichen (welches aber für den Menschen nothwendig ist) verbundenen Verheissungen vom ewigen Leben flössen uns Stärke ein, der Welt zu entsagen. So werden wir denn voll der Liebe und des Glaubens. Die Liebe (als christliches Princip) bringt eine harmonische Entwickelung der moralischen und sinnlichen Vermögen im jugendlichen Gemüthe hervor, wodurch die Naturtriebe gezähmt werden, noch eh sie einmal den Sieg versuchen konnten. Daher sie als Motiv dem des natürlichen Menschen, der Achtung vor dem Gesetz, weit vorzuziehen ist. Der Glaube „ist die aus dem Selbstwollen der sich selbsterkennenden praktischen Vernunft hervorgehende Überzeugung von der absoluten Gültigkeit ihrer Aussprüche über Gott, Religion, Freyheit und Unsterblichkeit, und über die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung, die sich ohne Untersuchung und Beweis auf den ersten Blick kund giebt." „Er weist daher alle Prüfung zurück, und wie das Kind nicht an der Rechtschaffenheit seiner Ältern zweifelt: so verwirft der Gläubige alle Speculationen der Vernunft unbedingt, welche ihm entgegen sind." „Das helle Licht der Aufklärung durch Naturbegriffe und theoretische Vernunft kann die Heiligkeit des Glaubens nicht beleuchten, weil dies ausser dem Gebiet der Natur und der mechanischen (?) Vernunftgesetze liegt." (S. 117.) „Die Glaubenslehre will rein historisch gefasst seyn, und es kann nichts Vernunftwidrigeres gedacht werden, als wenn es ein Individuum unternimmt, die Lehren und Thaten desjenigen, der alle Menschen an Weisheit, Tugend und Heiligkeit unendlich übertrifft, zu verwerfen, weil sie nur nach moralischen, nicht aber nach theoretischen Vernunftgesetzen durchgängig begriffen werden können?" (S. 155.) Daher der Vf. die rationalistische Erklärung der Bibel als irreligiös verwirft. „Das Naturalisiren des Evangeliums ist ein Erklären seiner Geheimnisse aus dem Gesetz der Naturcausalität, und in sofern wohl etwas Vernünftiges, aber nichts Religiöses. So hat z. B. die Erklärung der Auferstehung aus natürlichen Ursachen gerade so viel religiösen Werth, als der Satz, wie die Ursache, so die Wirkung. Denn der Religionsglaube wird dadurch nicht im Mindesten erhöht oder bestärkt, wohl aber geschwächt, und einer religiösen Thatsache der religiöse Geist entzogen". — Ohne uns in eine genauere Prüfung einzulassen, die uns zu weit führen würde, legen wir, übrigens von der Göttlichkeit und den herrlichen Einflüssen des Christenthums durchdrungen, dem Vf. folgende Fragen zu ernster und aufrichtiger Beantwortung vor. Hat das Christenthum wirklich den (doch auch früher nur relativen) Mangel ausgefüllt, und irgend einen Menschen zur vollkommenen Tugend erhoben? — Sind Wunder wirklich religiöse Thatsachen? Und wenn religiöse Thatsachen nicht wahr sind, sollten sie deshalb doch als wahr behauptet werden; und giebt es ausser ihnen nicht genug Anderes, wodurch in uns und unseren Brüdern Religion und Sittlichkeit gefördert werden können? Oder ist ein gegebener Buchstabe grösser, als der lebendige Geist Gottes im Menschen; ja vermag jener überhaupt etwas ohne diesen?

Ausser den beurtheilten vier Büchern enthält die *Schopenhauersche* Schrift, wie schon den Titel sagt, eine Kritik der Kantischen Philosophie (S. 591—721). Was er diesem grossen Lehrer, dem er in der Einleitung die tiefste Ehrfurcht auch als seinem Lehrer bezeugt, als Verdienst anrechnet, was er tadelt, wird man im Allgemeinen schon aus des Vfs. eigener Ansicht schliessen können. Im Ganzen setzt er seinen Fehler „in einen Mangel an grossartiger Einfalt und naiver Aufrichtigkeit." Er besann sich nicht genug, sah nur am Anfange seiner Untersuchungen scharf, und combinirte später mehr blind und gleichsam mechanisch; daher seine vielartigen verwirrten Erklärungen (z. B. von Verstand und Vernunft), sein

Wohlgefallen an der Wiederkehr gewisser Vielheiten in den Eintheilungen, deren Mangel er dann willkührlich und ohne Nachdenken ausfüllte. So werden dann die Kategorieen, die Paralogismen, die Antinomieen in ihrer Oberflächlichkeit und Leerheit aufgedeckt. Wir finden hier viel Gutes nach der Art, wie es früher Änesidem und desselben Vfs. Kritik der theoretischen Philosophie gegeben hat (ob der Vf. es davon unabhängig aufgefunden oder nicht, erhellt aus keiner Stelle deutlich); in Manchem aber thut er *Kant* offenbar unrecht. So z. B. wenn er ihn S. 797 wegen des Ausdrucks „praktische Vernunft" tadelt, und ihm die Meinung andichtet, dass er „vernünftig handeln" und „sittlich handeln" für dasselbe ausgegeben. Diess ist *Kant* nie eingefallen; nicht die praktische Vernunft im Allgemeinen, sondern die *reine* praktische Vernunft ist ihm mit der Sittlichkeit gleich, und wie unvollkommen also auch dieser Ausdruck seyn mag, gegen des Vfs. Vorwürfe kann er vollkommen gerechtfertigt werden, ja dieser will und sagt völlig dasselbe, da ihm ja eben so die Sittlichkeit nichts ist, als die „reine das *princ. individuationis* begreifende Erkenntniss". Die empirisch-praktische Vernunft bezieht sich bey *Kant* auf Nutzen und Glückseligkeit, und „vernünftig" und „sittlich" handeln sind ihm also durchaus verschieden.

Den Stil des Buchs haben wir schon gelobt. Dem Feuer und der Lebendigkeit des Vfs. verbirgt sich selten der bezeichnendste Ausdruck, und anschauliche Bilder geben ihm zuweilen dichterischen Schwung. Nur wiederholen sich manche derselben zu oft. — Gegen andere philosophische Schriftsteller braucht der Vf. zuweilen unziemliche Ausdrücke. Wir werfen ihm nicht die Schärfe seiner Urtheile, nicht das wohl oft übertriebene Selbstgefühl vor (beide sind bey Aufstellung neuer Ansichten kaum zu vermeiden); aber jedes Ding muss mit seinem wahren Namen genannt, und was Fehler der Einsicht ist, nicht mit Ausdrücken gebrandmarkt werden, die man sonst vom Charakter braucht. Mag er immerhin *Kant's* und anderer berühmter Philosophen Behauptungen ungereimt und Hirngespinste nennen, wir haben nichts dagegen: wenn er aber von der *Fichteschen* Philosophie S. 181 und öfter als von „Windbeuteleyen" spricht, und 249 sagt: „Man hätte sich nicht in diesen letzten 20 Jahren heute von diesem, morgen von einem anderen Windbeutel naseführen lassen, und nicht das sich so bedeutend ankündigende 19te Jahrhundert in Deutschland mit philosophischen Possenspielen eröffnen sollen, die man über *Kant's* Grabe aufführte": so halten wir diese Sprache für eines Philosophen höchst unwürdig.

F. E. B.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÖBDENITZ: *Aphorismen* aus den Erfahrungen eines Sieben und Siebzigjährigen. 1820. 61 S. 12.

Der Verfasser ist ein wohlbekannter alter Staatsdiener, der aber von der politischen Bühne abgetreten ist, und nun in freundlicher Musse die Weltbegebenheiten, die er selbst erlebt, und an denen er zum Theil auch Antheil genommen, vor sich nochmals vorübergehen lässt, und die Hauptergebnisse derselben in kurzen Sätzen zur Lehr und Besserung aufstellt. Der Verfasser ist — und warum sollte man ihn nicht dem Publicum nennen, da er sich durch den Ort: *Nöbdenitz*, sein Landguth, hinlänglich angegeben hat — der ehemalige Gothaische Minister, *Hans von Thümmel*. Ebenderselbe, welcher im Jahr 1818 die sehr interessanten *Beyträge zur Kenntniss des Herzogthums Altenburg* mitgetheilt hat, und die auch in unserer A. L. Z. 1819. No. 137 mit dem gebührenden Lobe angezeigt worden sind. Diese Aphorismen sind in der Manier und auch im Geiste des *Rochefoucault* geschrieben. Sie sprechen sich zum Theil mit Bitterkeit aus, und vielleicht vorzüglich da, wo der Vf. selbst im Leben Bitterkeiten verschlucken musste. Das Ganze lässt den Leser bald bemerken, dass der Vf. vorzüglich an Höfen gelebt, und dass daher auch seine moralischen Denksprüche vorzüglich sich mit dem Leben und Treiben an Höfen beschäftigen. Solche moralische und politische Sätze können nun, je nachdem sie sich auf ihrem rechten oder unrechten Boden befinden, bald wahr, bald falsch seyn, und sie müssen daher mit Umsicht und Überlegung angenommen oder verworfen werden. Einige Beyspiele mögen den Leser in Stand setzen zu beurtheilen, in wiefern solches auch bey diesen Aphorismen Statt finden möchte. S. 2. „Zuverlässigkeit ist die fruchtbare Mutter des Vertrauens. — Jedem Regenten nöthiger als Gold." — S. 4. „Wie in jeder Pflanze ein gewisser Zuckerstoff vorhanden ist: so enthält ihn auch die Schmarotzerpflanze, Schmeicheley genannt. Der kluge bäckt Zuckerbrod von verschiedenen Formen daraus und erreicht dann seine Absichten desto leichter." — S. 6. „Einen kranken Staat lasse man ja bey aufmerksamer Diät sich langsam erholen. Viel Ärzte: baldiger Tod. Jeder schreibt Recepte; man will rasche Curen. Gewöhnlich ist Papiergeld die Blausäure, womit Räthe und Minister die Cur bewirken wollen." *S.* 10. „Ich möchte wissen, ob vor Mines Richterstuhle die Vertheidigung angehört würde: Das Unmenschliche, das ich vollführte, geschah auf Befehl; mein Beruf war, zu gehorchen; an dem einmal gegebenen Worte hing meine Ehre." — S. 13. „Ein consequenter Fürstenhof wäre ein Perlenschmuck, kostbar wegen seiner Seltenheit. Die Reinheit müsste man dessenungeachtet nicht so genau untersuchen." — S. 19. „Die feine Politik ist die verführerischte und betrügerischte Kokette. Nicht eher ruht sie, als bis sie den Feind in ihre Tigerklauen und den Freund in ihre Katzenpfötchen gebracht hat." — S. 26. „Dürfte ein Volk mit seinem verschuldeten, aber geliebten Fürsten offenherzig sprechen: so würde es ihm sagen: wir wollen wohl deine Schulden bezahlen; sage uns nur, wodurch und womit du sie gemacht hast, und sündige hinfort

nicht mehr. Aber diess sind Hofgeheimnisse." — S. 31. „Das gewöhnliche Hofleben ist ein Maskenball, wo Grazien und Furien, mit Guirlanden falscher Blumen zusammengekettet, im gähnenden Einerley um die Statue der Eitelkeit bis zum Schwindel herumwalzen." — S. 41. „Undank ist eine Sumpfpflanze, sie hat männ- und weibliche Blüthen. Ihr Geruch ist widrig, und doch trifft man sie am häufigsten in den Gemächern der Grossen an. Die Koketten kauen die Wurzel, um ihre alten, lästigen Anbeter damit zu vertreiben." — S. 53. „Die Helfershelfer eines Despoten sind oft zugleich seine Parforcejagdhunde. Sie werden von ihm auch, wie diese, mit Schweiss und Blut belohnt, wenn die gejagte Menschheit a hali gemacht hat."

Aus diesen Proben wird der Leser die Richtung der Ansichten erkennen können. Die Absicht geht auf Vermehrung des Wahren und Guten; und der Rec. wünscht dem thätigen Greis, dass ihm die wohlthätige Verwendung seines Lebens noch lange gefristet werden möge.

A. D. C.

Bamberg, b. dem Herausg.: *Mittheilungen aus dem Umfange der Pferdezucht, Pferdekenntniss, Reitkunst und denen dahin einschlagenden Wissenschaften*, auch Nachrichten von Gestüten, Pferdehandel, Moden und Preisen neuer Reitzeuge, Geschirre und Wagen u. s. w. Mit Beyträgen von *Seufert v. Tennecker*, herausgegeben von *Karl Kegel*, Oberlieutenant in der K. K. Österreichischen Armee. Mit 3 Abbildungen in Steindruck. 1820. 311 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es enthält dieses Bändchen zwölf Aufsätze von sehr ungleichem Werthe, welche theils von Hr. *Kegel*, theils von Hr. *v. Tennecker* gefertigt sind. 1) *Über Viehzucht und deren Vernachlässigung in manchen Ländern v. Kegel.* Ein Gemenge von Bemerkungen über Viehzucht, Waldaufklärung, Landwirthschaft überhaupt, ohne bestimmten Plan und Nutzen. 2) *Über Pferdezucht und Pferdekenntniss*, von *Kegel*. Enthält unter vielem Bekannten doch auch manche schätzbare Mittheilung über verschiedene Gegenstände, die man hier wohl gar nicht sucht; über die Arten und Erkenntniss des Kollers, über das Einbringen von Pulvern, Salben und Flüssigkeiten in die Augen, die Heilung der Stollbeulen und die Mauke, die Künste der Rosstäuscher. Was über die Pferdezucht gesagt wird, ist unbedeutend; der Vf. meint, die Meinungen über Ursprung, Abkunft (Raçe) derjenigen Pferde, die wir gegenwärtig zum Gebrauch verwenden, seyn sehr verschieden und systemlos; er wolle einen Versuch machen, der Sache eine bessere Richtschnur zu geben, und theilt zu diesem Zweck die Pferde in zwey vollkommene edle Haupt- oder Urarten, in dreyerley Abarten, und die allgemeine Abartung. Die beiden Urarten sind das Arabische Urpferd und das Spanische Urpferd. Als Urpferd in diesem Sinn kann man aber das Spanische Pferd nicht aufstellen, eben so gut müsste das Englische Vollblutpferd als ein Urpferd aufgestellt werden. Zu den drey Abartungen rechnet Hr. *K.* 1) rein edle Arabische Abkunft, 2) rein edle Spanische Abkunft, 3) gemischte Abkunft, die aus Eltern von beiden Urarten unter einander gemischt entspringt. Die sechste Art fasst alle jene Pferde in sich, welche durch vorausgegangene vielerley Mischungen und andere Einwirkungen alle Kennzeichen ihrer Abkunft verloren haben. Was auf diese Meinung über die Eintheilung der Pferderaçen folgt, kann man als Zusätze zu einer Anleitung zur Kenntniss des Äusseren des Pferdes betrachten. Der Vf. geht die einzelnen Theile dieses Thieres vom Kopfe bis zu den Füssen durch, und macht auf die Fehler aufmerksam, auf welche man bey der Wahl eines Pferdes zum gewöhnlichen Gebrauch oder zur Zucht zu achten hat. 3) *Über die Begattung der Pferde* von *Kegel*. Vorschriften, wie man sich zu verhalten hat, wenn man Pferde frey oder aus der Hand will begatten lassen. Man verkennt nicht, dass der Vf. aus richtiger Beobachtung und Erfahrung spricht; denn er berührt Fehler, die nicht sogar selten begangen werden, und beschreibt das Verfahren recht gut. 4) *Vermischte Bemerkungen* von *Tennecker*. a) *Erziehungsplan eines Bereiters.* Mitgetheilt von einem alten Stallmeister. Einen ganz ähnlichen Plan haben wir schon in einer anderen Schrift des Vfs. gefunden; wenige Bereiterscholaren werden aber im Stande seyn, diesen auf 8 bis 10 Jahre berechneten Plan auszuführen. b) *Andeutungen über einige nicht genug zu beachtende Gegenstände der Reitkunst.* Mit Recht tadelt der Vf. das übertriebene Emporrichten des Pferdes, wodurch nicht allein der Schritt des Thieres verkürzt, sondern auch die vorderen Gliedmassen struppirt und die hinteren zu Spat, Gallen und Ringbein disponirt werden, so wie die Vernachlässigung der Bearbeitung an der Hand und die zu wenige Beschäftigung der Bereiter mit den Pferden in und ausser dem Stall; sie suchen die Eigenschaften und Charaktere der Pferde nicht gründlich genug zu studiren. c) *Einige Vortheile zu der Bezähmung unleidlicher und böser Pferde bey dem Beschlag.* Bezieht sich vorzüglich auf das Herunterziehen des Kopfes gegen die Brust zu und die Anlegung eines Turnikets an den Schenkel, dessen Fuss man in die Höhe heben will. Die Ohren des Pferdes mit Kneipzangen zu fassen, und so den Kopf des Thieres bis zur Erde zu ziehen, halten auch wir mit Hn. *Kegel* nicht für gut, da die Ohren leicht Schaden leiden können. Möge man nur über die verschiedenen Vorschläge, beym Beschlag unruhige Pferde mit Gewalt zu bändigen, die Behandlung mit Güte nicht ganz vergessen. 5) *Nachrichten von dem gräflich Orlow'schen Gestüte in dem Gouvernement Woronesch in Russland* von *Tennecker*. 6) *Über das Vaterland, den Transport, die Gestützeichen, das Einfangen, die Übernahme und das Mustern der Polnischen Pferde*, von *Tennecker*. Bekannte Dinge. 7) *Gemischte Nachrichten von Gestüten* von *Kegel*. Vorzüglich über einige Österreichische und Polnische Gestüte. 8) *Be-*

merkungen über den Pferdehandel, von *v. Tennecker*. Der Pferdehandel iſt in Verfall gekommen, man klagt überall über mangelhafte Pferde und hohe Preiſe derſelben, ; dieſes iſt nach des Vfs. Meinung darin gegründet, daſs Pferdehandel und Pferdezucht jetzt nicht mehr, wie ſonſt, mit Intereſſe für dieſes Thier ſelbſt, ſondern faſt lediglich merkantiliſch betrieben werde, weil die Zahl derjenigen, die Luxus-Pferde halten können, immer geringer wird, und die Käufer weit mehr Foderungen hinſichtlich der Eigenſchaften der Pferde machen, auch ſchon immer zugerittene oder eingefahrene Pferde haben wollen, wodurch die Pferdehändler und Pferdezüchter genöthigt werden, ihre drey und vierjährigen Pferde ſchon zureiten zu laſſen. Auch die groſse Menge der Pferdehändler ſey von nachtheiligem Einfluſs. Man kann Hn. *v. T.* in allen dieſen Puncten vollkommen beyſtimmen, dürfte aber doch noch hinzuſetzen müſſen, daſs die theilweiſe oder gänzliche Zerſtörung der Geſtüte durch die Kriege und die nicht überall zweckmäſsigen Anſichten und Anordnungen rückſichtlich der Geſtüte Vieles zu dem Verfall des Pferdehandels beygetragen hat. 9) *Nachrichten von den Pferdepreiſen in Leipzig, Deſſau und Frankfurt an der Oder.* 10) *Notizen von dem Verkauf der Reitequipagen, Geſchirre, Reit- Fahr- und Stallrequiſition aller Art in Leipzig und Dresden* von *v. Tennecker*. 11) *Bemerkungen über die Beſchaffenheit der in Deutſchland gefertigten Engliſchen Sättel im Allgemeinen.* Man hat Urſache ſich über die in Deutſchland gefertigten Engliſchen Sättel zu beſchweren; ſie ſind meiſtens nicht gehörig ausgekrümmt, an beiden Steegen ſind überflüſſige Trachten, die Kammer des Afters iſt zu gering, die Stellungen deſſelben zu gerade nach aufwärts, die Theile haben unter einander kein richtiges Verhältniſs. Die von dem Stallmeiſter *Heinrich Vaſold* in Bamberg gefertigten Engliſchen Sättel werden gerühmt, das Stück koſtet 2 Carolin. 12) *Beurtheilung des in Paris erfundenen mechaniſchen Zaums (P ide méchanique) gegen das Durchgehen und Scheuwerden der Pferde* von *Kegel*. Es wird gezeigt, daſs dieſer Zaum unnütz ſey.

Zwey Steindrucktafeln liefern Abbildungen von einem Arabiſchen und einem Spaniſchen Urpferde nach der Angabe des Vfs. von *Scharnagel* gezeichnet. Der Charakter eines Arabiſchen und Spaniſchen Pferdes iſt im Allgemeinen gut ausgedrückt, im Einzelnen finden ſich aber Mängel in Zeichnung und Druck. Auf der dritten Tafel findet man Pohlniſche und Ruſſiſche Geſtütszeichen; die meiſten von jenen ſind ſchon in dem erſten und zweyten Bändchen von *v. Tenneckers* Meſsgeſchenk für Pferdeliebhaber mitgetheilt worden.

B . .

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. 1) *Halle*, b. Bäntſch: *Abriſs einer Religionslehre im Geiſte der evangeliſchen Kirche abgefaſst.* 1819. 66 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Katechismus der chriſtlichen Religionslehre.* 1819. 24 S. 8.

Wer in unſeren Tagen ein neues Lehrbuch der Religion für die Schuljugend ſchreiben will, der muſs ſeine Vorgänger, deren es ſo ſehr viele giebt, durch irgend etwas übertreffen. Der Vf. von No. 1. will ſeine Arbeit nicht als einzuführenden Katechismus für niedere Schulen empfehlen, glaubt aber, daſs ſie um ſo mehr in den höheren Claſſen von Bürgerſchulen oder auch in Gymnaſien gebraucht werden könne, da ſeine Vortragsart nicht die gewöhnliche ſey. Es thut uns leid, erklären zu müſſen, daſs dieſer Abriſs einer Religionslehre weder für höhere noch für niedere Schulen paſst, weil es der Lehrbücher jetzt beſſere giebt. Weder die Ordnung, in welcher die Religionslehren dargeſtellt werden, noch die Darſtellungsart derſelben iſt zu billigen. Das Ganze iſt in drey Abſchnitte getheilt, I) Gegenſtände des Glaubens, II) Mittel des Glaubens, III) Wirkungen des Glaubens, worunter ſonderbar genug die Pflichtenlehre verſtanden wird, als wenn dieſe bloſs eine Wirkung des Glaubens, nicht für jeden Menſchen auch ohne Glaube verbindlich wäre. Und gerade dieſer wichtige Abſchnitt iſt auf wenigen Seiten abgefertigt. Die Gegenſtände des Glaubens ſelbſt im erſten Abſchnitte ſind in der Ordnung abgehandelt, wie ſie in dem chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe vorkommen. Es iſt daher an eine zweckmäſsige ſich einander begründende Folgenreihe der religiöſen Wahrheiten nicht zu denken. So viel von der Ordnung! Was nun die Vortragsart ſelbſt betrifft: ſo wird es viele Paragraphen geben, in denen Unbeſtimmtheiten zu rügen wären. Wir wählen den erſten beſten Satz z. B. S. 27. „Jeſu Geburt geſchah theils natürlich, theils übernatürlich.“ Nun, welches denn von beiden? Denn war ſie natürlich: ſo war ſie nicht übernatürlich und umgekehrt. S. 28 „Auch können wir wohl Urſache finden (alſo bloſs Urſache finden!) zu glauben, daſs Chriſtus die Strafen unſerer Sünden getragen.“ Ebendaſelbſt. „An ſein Begräbniſs und an ſeine Abſteigung zur Hölle werden wir nur erinnert, damit uns ſein Tod recht gewiſs ſeyn und wir ſelbſt lernen ſollen, vor Tod und Grab nicht zu erbeben.“ S. 29. „Nach 40 Tagen fuhr Jeſus gen Himmel, d. h. ſeine Jünger hatten eine ſolche Erſcheinung von ihm, daſs ſie überzeugt wurden, er werde ihnen nun nicht mehr Proben ſeines Lebens geben.“ Oft verſteht man den Vf. gar nicht, z. B. §. 62 heiſst es. „Nachdem wir einmal Sünde an uns haben, kann dieſe Denkart (welche?) nie recht beſchaffen ſeyn, wenn nicht einige richtige Erkenntniſs des göttlichen Geſetzes“ u. ſ. w. In einem Lehrbuche der Religion, das ſich auf 4 weitläuftig gedruckte Bogen beſchränkt, kommt auch ein eigner Paragraph über die Geiſtlichen vor, wo es unter No. 4 heiſst S. 50. Sie können, dürfen aber nicht zu ſehr einander ſubordinirt ſeyn. (Sic!)

No. 2. Ein Büchelchen von einem und einem halben [Bo]gen, iſt ganz nach derſelben Ordnung wie das vorige gedruckt, nur daſs es weit kürzer iſt, und Fragen am Rande hat, was auf die Antworten in den Paragraphen gegeben worden, und in dem dritten Abſchnitte die zehn Gebote erklärt werden. Wahrſcheinlich haben beide Büchelchen einen Vf., was wir auch daraus ſchlieſsen, weil manche Erklärungen wörtlich übereinſtimmen. Auch von dieſem zweyten Büchelchen eine Probe: S. 8. Frage: was für Nutzen bekommſt du aus der heiligen Empfängniſs und Geburt Jeſu? Indem wir die heilige Empfängniſs und Geburt Jeſu glauben, ſollen wir nicht zu hohe Begriffe von der menſchlichen Natur, wie ſie unverdorben iſt und wiederhergeſtellt werden ſoll, erhalten u. ſ. w.

— K —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

TECHNOLOGIE.

Hannover, b. Helwing: *Handbuch der Erfindungen in den mechanischen und technischen Künsten.* Zum Selbstunterricht sowohl als auch zum Gebrauch in Lehranstalten, entworfen von Dr. *Johann Heinrich Moritz Poppe.* 1818. XVI und 437 S. kl. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der durch mehrere wichtige Werke bekannte Vf. giebt hier aufs Neue dem Liebhaber der Mechanik und Technologie eine Schrift, worin er im Allgemeinen einen sehr guten Überblick des gegegenwärtigen Standpunctes der Erfindungen und Fortschritte in den mechanischen und technischen Künsten erhält, und wodurch demnach, da die bekannten Werke eines *Busch*, *Donndorf*, *Hermbstädt*, *Gmelin* u. A. jetzt schon Viel zu wünschen übrig lassen, einem Bedürfniss abgeholfen wäre. Die Schrift ist in folgende elf Hauptabschnitte getheilt. I. Von Erfindungen überhaupt. II. Von den die Nahrung des Menschen bezweckenden Erfindungen. III. Von den Erfindungen zum Reiz des Gaumens und zur Beförderung oder Vermehrung des Wohlgeschmacks mancher Speisen. IV. Erfindungen der verschiedenen Geräthe und Hülfsmittel zum Zubereiten, Aufbewahren und bequemen Genuss der Speisen und Getränke. V. Erfindungen der verschiedenen Zeuge zu Kleidungen und zu ihrer Zusammensetzung. VI. Erfindungen verschiedener Hülfswaaren und Nebensachen zur Kleidung, so wie der Waaren zu Putz, Schmuck und Verzierungen. VII. Erfindungen zur Verschönerung der Oberfläche mancher Waare. VIII. Die auf Wohnung der Menschen abzweckenden Erfindungen. IX. Die auf Beleuchtung abzweckenden Erfindungen. X. Die vornehmsten auf das Fuhrwesen und die Schiffahrt abzweckenden Erfindungen. XI. Erfindungen zur Ordnung der menschlichen Geschäfte, zur Beförderung der Geistesbildung und zu ähnlichen Zwecken: Uhren, Münzen, Papier, Buchdrucken u. s. w. Wünschenswerth wäre es allerdings gewesen, dass Hr. *P.* manche Artikel der Technologie etwas ausführlicher abgehandelt hätte, da zumal das Buch auch Lehranstalten gewidmet ist. z. B. die Abth. vom Zucker, welche überall mangelhaft geblieben ist. Zu wenig wichtig hält Hr. *P.* hier auch die Endeckungen verschiedener Surrogate, namentlich der zuckerigen Materie aus Maulbeeren, Zwetschen und Birnen. Wenigstens kann der daraus leicht zu bereitende Syrup nach Localverhältnissen zu je-

der Zeit sehr nützlich werden. Auch ist es wohl ein Irrthum, dass der Stärkezucker seinen süssen Geschmack verliere: denn Rec. besitzt festen Stärkezucker, welcher 6 Jahr alt ist und dennoch unverändert geblieben. Freylich ist es bekannt, dass dieser Zucker wegen seiner geringen versüssenden Kraft nicht überall anwendbar ist. Die von Hn. *P.* angegebene Bereitungsart hätte übrigens etwas erweitert werden können; aber freylich wäre dann von Hn. *Schrader* nicht die Rede gewesen.

Auch finden wir S. 81 die Essigfabrication unvollendet, denn nach des Vfs. Angabe wird der Leser gewiss weder guten Fruchtessig, noch diese und jene andere Essigsorte bereiten lernen. Viel umständlicher ist dagegen S. 84 die Brantweinbrennerey abgehandelt, wiewohl auch hier die neueren Einrichtungen noch fehlen. Selbst die Einrichtung des Schwedischen Helms und *Dorn's* Verbesserung desselben vermissen wir, und Alles dreht sich um *Hermbstädt's* und *Neuenhahns* Entdeckungen, die doch eigentlich wenig bedeutend sind. *Lampadius* (S. 97) befindet sich übrigens nicht in Freyburg, sondern in Freyberg. — S. 291, wo von der Vergoldung die Rede ist, wird leider noch der Goldaethervergoldung Erwähnung gethan, obwohl schwerlich je Scheeren, Degenklingen, Nähnadeln u. s. w., wie Hr. *P.* will, mit glücklichem Erfolg damit vergoldet worden sind. Ebenso wenig verdienen die von *Hermbstädt* vorgeschlagenen Lichter mit hohlem Dochte eine Erwähnung. — Was endlich die Geschichte der Erfindungen anlangt: so wäre dabey wohl Manches zu ergänzen. Demungeachtet behält, wie schon bemerkt, dieses Werk im Ganzen viele Vorzüge vor anderen, so dass wir Hn. *P.* recht sehr auffodern, sein Vorhaben, Fortsetzungen davon zu liefern, nicht unausgeführt zu lassen.

J. A.

Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Handbuch der mechanischen Technologie nach den neuesten in- und ausländischen Erfahrungen, Verbesserungen und Erfindungen für Fabriken, Künste, Handwerke und technische Gewerbe* in alphabetischer Ordnung theoretisch und praktisch bearbeitet von *Karl Wilhelm Schmidt.* Erster Band: A. B. C. und D. 1819. VIII und 414 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *S.* hat die Absicht, besonders den Künstlern und Handwerkern ein Werk über die Mechanik und Technologie in die Hände zu geben, in welchem

sie über alle dahin gehörigen Gegenstände sowohl die ältesten, als neuesten durchaus praktisch ausführbaren Erfahrungen gedrängt vor Augen erhalten, und er wählt, um dieses dem in der Literatur Ungeübten leicht zu machen, die alphabetische Anordnung, d. i. die Form eines Wörterbuchs. Auch fügt er noch eine alphabetische Nachweisung aller in jedem Bande enthaltenen Belehrungen mit Bemerkung derjenigen Künstler, für welche sie entworfen sind, in Form des Registers hinzu. Der vor uns liegende erste Band enthält folgende Artikel: Aale zu fangen; Abklären; Absieden; Achat zu färben; Ätzgrund; Alaun; Anker; Anschwängern; Anzünden; Äpfelwein; Äpfelzucker; Aprikosenscherbet; Appretur; Arrak; Aräometer; Aurorafarben: Aurum mosaicum; Aventurin; Backöfen; Baumwolle; Beergelb; Beitzen; Bergblau; Berggrün; Berlinerblau; Bienenstockfeuer; Bierwage; Bier; Blau-Eisen; Blaue Farben; Blaufarbmühlen; Blechdach; Blech; Bleicher; Bleybaum; Bleyarbeit; Bleytafel; Bleystift; Bleyweiss; Bouillon; Brantweinbrennerey; Brauerey; Brennessel; Brennspiegel; Bronziren; Carmelit; Carmelitwasser; Camera obscura; Carmin. Carottiren; Chagrin; Champagner; Chines. Hornarbeit; Cider; Citronenwein; Copal aufzulösen; Copirmaschine; Cylinderpresse; Dampfmaschine; Darren; Destilliren; dephlogistirte Salzsäure; Diamant; Druckmaschine; Druckfarbe zum Tapetendruck; Drucken der Zeuge; Steindruck. — Was nun aber die Bearbeitung dieser Artikel anlangt: so müssen wir zu unserem Leidwesen gestehen, dass wir befürchten, er habe eine Arbeit übernommen, die seine Kräfte übersteigt. Denn wenn wir die Brauchbarkeit vieler Artikel und Hn. *S.* Kenntnisse in manchen Zweigen der Technologie auch nicht bezweifeln können: so bricht doch überall Finsterniss in wissenschaftlicher Hinsicht hervor. Der einzige Artikel: *Äpfelwein* möge dieses beweisen. „Es giebt, heisst es S. 137, keinen Saft, der mehr Zuckerstoff enthält, als der Äpfelsaft; er ist in dieser Hinsicht selbst dem Safte des Zuckerrohrs vorzuziehen, enthält mehreren Geist und einen grösseren Antheil von Alkohol nach der Destillation. Allein in dem Äpfelsaft ist der Zuckerstoff durch einen weit grösseren Antheil von Hefen gebunden als in dem Zuckerrohrsafte. Die Kunst der Zuckerbereitung wird also besonders in der Art und Weise bestehen müssen, wie dieser Hefentheil aus dem Äpfelsafte zu ziehen ist." Nun lässt der Vf. dann den Saft mit Kalkstaub vermengen (aber ja nicht mit Kalkwasser, weil dieses den Zucker selbst angreifen könne). Den eingedickten Saft lässt er in Formen von gebrannter Erde auf gut Glück krystallisiren, und mit der Melasse verfährt er ferner, wie die Zuckersieder. Möge Hr. *S.* seine Arbeit in der Folge vor dem Drucke von einem wissenschaftlichen Technologen durchsehen lassen, wenn er wahren Nutzen stiften will!

Z. A.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *H. F. A. Stöckls*, Hofschreiners zu Schleiz, *praktisches Handbuch für Künstler, Lackirliebhaber, Vergolder und Anstreicher aller Ölfarben, dieselben unverändert zu erhalten.* Nebst noch vielen nützlichen Arbeiten in diesem Fache. Dritter Theil (??). 1819. XIV u. 186 S. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieses Büchleins ist derselbe, welcher die Art, Leder zu lackiren, beschrieben hat, obwohl die verschiedene Schreibart des Namens auf den Titelblättern dieses zweifelhaft zu machen scheint. — Er beabsichtigt nichts weniger, als ein Lehrbuch der Kunst zu lackiren, zu vergolden u. s. w. und in der That sind des Vfs. praktische Anweisungen genügend, um Jemand, der einige mechanische Geschicklichkeit besitzt, zurechtzuweisen. Nur sollte sich Hr. *S.* dabey nicht zu häufig in eine Sphäre verlieren, worin er nicht zu Hause gehört. Dadurch wird sein Buch langweilig zu lesen, und die vielen unnöthigen Wiederholungen ermüden. — Die Beschreibung der Farben und deren Zubereitung ist äusserst mangelhaft, und es wäre viel besser, wenn er sich bloss darauf beschränkt hätte, die Farben zu nennen, und dann ihren Gebrauch oder ihre Anwendung zu beschreiben. Viele der vorzüglichsten Farben, wohin wir den Krapplack, Rinman's Grün, Thenard's Blau, Chromgelb, die verschiedenen Nüancen des Chromgrün rechnen, fehlen gänzlich. — S. 21 ist dagegen von einem Preussischen Roth die Rede, welches kaum weiter bekannt gemacht wird. S. 22 heisst es, die Mennige ist ebenfalls ein Mineral, welches aus der Erde gegraben wird; und dennoch ist die natürliche Mennige eine so grosse Seltenheit, dass nur wenig Exemplare in der Welt vorhanden sind, und viele Mineralogen das natürliche Vorkommen derselben selbst bezweifeln. — Was die Bereitung der Firnisse anlangt: so glaubt der Vf. darin sehr viel geleistet zu haben, obgleich wir gar nichts Neues darin finden, wohl aber auf grosse Fehler stossen. — Die Reinigung des Leinöls (S. 66) mit Wasser ist ebenfalls bekannt genug; der Zusatz von Salz aber schwerlich von Nutzen, und in keinem Falle zur Entfärbung des Öls dienlich. Manche Fabrik liefert überhaupt so schönes Öl, dass eine fernere Raffinerie auf dem gewöhnlichen Wege nicht möglich ist. — S. 88 glaubt der Vf., dass man nur 3 Arten Firnisse kenne: den fetten, den mit Terpentinöl bereiteten und den spirituösen Firniss: allein auch die reinen ätherischen Öle, der Äther und die Bergnaphtha, geben schöne Firnisse; wenn man auch von noch anderen Arten nicht sprechen wollte. — Ein Irrthum ist es, zu glauben, dass der mit Alkali entwässerte Weingeist (S. 90) den Firniss schleimig mache. S. 182 wird gerathen, den Carmin mit Salmiakgeist zu kochen, um die bekannte rothe Auflösung zu erhalten, wodurch man seinen Zweck ziemlich verfehlen würde; denn nur in der Kälte bereitet man dieselbe zweckmässig. — Mögen diese Bemerkungen den Vf. überzeugen, dass der

Schriftsteller anderen Gesetzen unterworfen ist, als er S. VI wähnt, und dass er viel besser thun würde, einem praktischen Chemiker den wissenschaftlichen Theil zu überlassen, während er sich nur mit dem angewandten Theil der Kunst zu lackiren, zu vergolden u. s. w., welcher, wie wir bereits bemerkt haben, dieser Schrift eigentlich den Werth giebt, beschäftigen wollte.

J. A.

1) Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Anweisung, Frucht- und künstlichen Weinessig nach einem neuern Verfahren, wodurch derselbe an innerer Güte, Haltbarkeit und Reinheit gewinnt, mit weit weniger Kosten, Mühe und ohne Stubenhitze anzufertigen.* Für Essigfabrikanten, Apotheker, Kaufleute, Färber und Haushaltungen. Fortsetzung der 1810 erschienenen Schrift über Essigbrauerey. Von *Karl Wilhelm Schmidt*, Verfasser der Gewerbsschule. 1818. 67 S. 8. (8 gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Gebrüd. Wilmans: *Beschreibung einer sehr vortheilhaften Essigfabrik und der erfoderlichen Geräthe. Nebst Anleitung zu Verfertigung vielfacher Essig-Arten.* Für Fabrikanten und Haushaltungen; von Dr. *Johann Friedrich Westrumb.* 1818. XII und 44 S. 8. (10 gr.)

Durch No. 1. wird die Kunst, Essig zu fabriciren, eben nicht viel weiter gebracht, und der wissenschaftliche Technolog findet darin nicht das mindeste Belehrende. Eine höchst gekünstelte und weitschweifige Schreibart und Mangel an chemischen Grundsätzen machen es ihm vielmehr unangenehm, das Büchlein durchzulesen. Das ganze Geheimniss des Vfs. besteht, wie er S. 32 selbst berichtet, darin, die Erscheinung der sogenannten Essigmutter auf der Oberfläche der in den Säuerungsgefässen befindlichen Masse zu verhindern. Zu dem Ende lässt er, wenn sich der Spiegel der saueren Flüssigkeit zu trüben anfängt, letztere in ein allgemeines Reservoir laufen, um sie darin zu vermischen, worauf die Masse wieder in die Säurungsgefässe zurück gelassen wird. — Angehängt sind dem Büchlein noch Vorschriften zur Bereitung verschiedener Essigarten, z. B. zur Bereitung eines künstlichen Weinessigs, *Vinaigre de 4 voleurs*, und anderer Kräuter- und Obstessige, deren Verfertigung aber zum Theil in älteren Schriften viel besser gelehrt wird. Aus völlig gefaultem Obst S. 45 und aus blossen Rosinenstengeln hat aber Hr. *S.* schwerlich je guten Essig erzielet.

No. 2 unterscheidet sich dagegen durchaus von dem gewöhnlichen Schlage dieser Schriften durch Deutlichkeit, Klarheit, Kürze und Genauigkeit, und der Essigfabrikant findet hier beynahe alles, was über die Kornessigfabrikation u. s. w. sonst wohl in mehreren Bänden in praktischer Hinsicht gesagt werden kann. Dazu kömmt noch, dass die hier entwickelten Gegenstände Hn. *Westrumb's* eigene, seit einer Reihe von Jahren gesammelte Erfahrungen sind. Im 1 und 2 Abschnitt giebt Hr. *W.* eine Beschreibung einer zweckmässigen von ihm und Hn. *Sievers* aus Liefland im Grossen angelegten Essigbrauerey aus mehreren Etagen, deren obere die Trocken- und Darr-Stuben enthalten, welche durch die überschüssige Wärme mittelst Feuer- oder Rauchgänge erwärmt werden. — Im 3 und 4 Abschnitte wird die innere Einrichtung dieser Essigbrauhäuser näher entwickelt. Drey Kupfertafeln erläutern diese Beschreibung vollkommen, um jedem Baukundigen die Anlegung einer solchen Anstalt möglich zu machen. — Der 5 und 6 Abschnitt enthalten das Verfahren, Kornessig zu bereiten und die Abgänge am zweckmässigsten zu benutzen. — Im 7 Abschnitte finden die Leser Vorschriften, um aus Zucker, Honig, Syrup, süssen Wurzeln u. s. w. vortheilhaft Essig zu erzielen. — Der 8 Abschnitt lehrt, aus ungemalzten Kornfrüchten Essig zu erzielen. — Der 9 Abschnitt handelt von der Essigfabrikation aus den Abfällen der Fruchtbrantweinbrennerey. — In einem *Nachtrage* giebt Hr. *Westrumb* noch einige Vorschriften, aus Getreide, dem Kleyabsude, u. s. w. Essig zu fabriciren, und schliesst diese, jedem Essigfabrikanten zu empfehlende Schrift mit der Frage, ob die gegohrnen Flüssigkeiten nicht vortheilhaft auf Brantwein benutzt werden könnten, bevor man sie in die Essiggährung übergehen lässt. Allein diese Frage möchten wir mit Nein beantworten, weil erstens der Brantwein die Basis des Essigs ist, und folglich das durch Destillation eines Theils seiner geistigen Theile beraubte Fluidum einen viel schwächeren Essig geben würde, als das seiner spirituösen Theile nicht beraubte gegohrne Fluidum, und weil zweytens die Säure des geistigen Fluidums bey der Destillation leicht mit Kupfer der verzinnten Blasen verunreinigt werden kann. — Zu wünschen wäre es auch gewesen, dass Hr. *W.* bey dieser Gelegenheit sein Augenmerk auf die Benutzung der Kohlensäure gährender Stoffe und endlich auf die Bereitung des Essigs aus Stärkezucker, welcher nach unseren Erfahrungen den vorzüglichsten Essig gewährt, gerichtet hätte. — S. 19 und 20 spricht Hr. *W.* von dem Vortheil gut gemalzter und gleichförmig gegohrner Körner, und bemerkt, dass der Leimstoff, wenn er nicht in Zucker übergegangen sey, zur Entstehung des Fusels Veranlassung gebe. Allein dieses scheint ein Irrthum zu seyn; wenigstens kennen wir keine Erfahrung, wodurch man beweisen wollte, dass der Kleber in Zuckerstoff übergehen könne.

J. A.

Frankfurt a. M., b. Andreae: *Briefe über die Grundlehren der Bierbrauerkunst, nebst einigen Andeutungen über Schnapps- und Essig-Bereitung.* Zur Verbesserung des Deutschen Bierbrauens und beyläufiger Vorbereitung gemeinnütziger Naturkenntnisse herausgegeben von P. *Odo Staab*, Verfasser der allgemeinen Potographie. 1817. 8. XIII u. 186 S. (16 gr.)

Wenn dieses seltsame Machwerk, welches mit der Lehre von dem Planetensystem, der Schwerkraft, Meteorologie und verschiedenen allgemeinen Sätzen

aus der Chemie, Physik und Botanik anhebt, und mit *Winterl's* dualistischem System endet, ehe die Rede von der Brauerey ist, in die Hände eines wissenschaftlich gebildeten Bierbrauers gelangen sollte: so wird sich derselbe in eine neue Welt versetzt glauben, und die wenigen nützlichen Saamenkörner vor aller von dem Verfasser ausgekramten und aus Büchern abgeschriebenen Gelehrsamkeit kaum zu finden vermögend seyn. Aber auch ein Techniker wird weder begreifen, welchen Zweck der Vf. bey der Herausgabe dieser Briefe vor Augen hatte, noch wozu es nöthig sey, von der Erschaffung der Welt und der Sündfluth auszugehen, wenn man den Einfluss der Electricität auf Bereitung der Biere und den Salzgehalt der Quellwasser zeigen will. — Überhaupt mangeln dem Hn. *Odo Staab* zu sehr chemische Kenntnisse, als dass er eine gründliche Theorie der Bierbrauerkunst schreiben könnte. Dieses beweisen Stellen wie S. 90: „das Wasser einer Quelle löst aus den Schichten, durch und zwischen welche es fliesst, verschiedene Mineralien, als Kalk, Gyps, Salpeter, Salz, Vitriol, Alaun, Schwefel, Bley, Kupfer, Eisen, Bittersalz-Erde u. a. m. auf." Und S. 103. „Die Gerste besteht mehr oder weniger aus den Ihnen schon im 2 und 4 Briefe erwähnten Bestandtheilen, wenn man ihr Mehl knetet und allmählig wäscht. Mittelst der chemischen Scheidekunst erhält man zugleich ein wesentliches weinsteinartiges Salz, das mit vielem dickem Öl, etwas ammoniakalischem Salz, flüchtigem Salz und mit zusammenziehender Erde verbunden ist. Alle diese Bestandtheile sind zu dem Zuckerstoff behülflich, den man durch die Verbindung des Wasser- und Wärme-Stoffs und durch die Entwickelung besagter Bestandtheile beym Mälzen verschafft" u. s. w. — Der praktische Theil der Bierbrauerkunst gewinnt eigentlich durch diese Schrift nichts, denn das Geheimniss des Verfassers, die Würze durch einen Zusatz von Malzsyrup oder Extract zu verstärken, ist wohl jedem Brauer bekannt, und die wenigen dem Vf. eigenthümlichen Vorschläge hätten allenfalls auf wenig Seiten Platz gehabt. — Den Inhalt des 10 Briefes, welcher die Bereitung des destillirten Essigs, destillirten Wassers, die Rectification des Brantweins, die Anfertigung einiger Arten Kräuteressige u. s. w. enthält, findet der Leser gründlicher in guten Apothekerbüchern, aus denen sie entlehnt sind.

J. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Bamberg*, b. Kunz: *Das Bamberger Bier, oder praktische, auf chemische Grundsätze gestützte Verfahrungsweise, Handgriffe und Gewerbs-Vortheile beym Brauen des Bamberger Bieres; mit einem Anhange, enthaltend verschiedene erprobte Mittel, trübes Bier hell zu machen, saures Bier zu verbessern* u. s. w. nebst 2 Tabellen. Ein Taschenbuch für Braumeister in Städten und auf dem Lande, für Pächter, Aufseher und Verwalter von Bierbrauereyen. Von *Johann Albert Joseph Seifert*. 1818. X u. 86 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. giebt hier eine ausführliche Beschreibung von der Art, wie die Bamberger Bierbrauer das bekannte Bier bereiten, und schildert die Fehler, welche die Brauer dabey zum Theil noch begehen. Das Meiste ist bekannt und schon unendliche Mal wiederholt. — Nach seiner Angabe werden aus 140 Pfd. Gerstenmalz und $5\frac{5}{8}$ Eymer Wasser $4\frac{1}{2}$ Eymer gewöhnliches, oder 4 Eymer Lagerbier gebraut. Ein Eymer Lagerbier erfodert 1 Pfund, das gewöhnliche Bier $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Pfund weniger Hopfen. — Der Anhang ist ganz unbedeutend, und enthält zum Theil sehr schlechte Vorschriften, um verdorbenes Bier wieder herzustellen; ferner ein Bierlied, worin die in verschiedenen Provinzen bekannten Bierbenennungen angeführt werden; ein Verzeichniss der Bierbrauer Bambergs, und eine Vergleichungstabelle der Getreide-Flüssigkeitsmasse u. s. w. nach *Nelkenbrecher*. — Chemische Kenntnisse verräth der Vf. gar nicht, und daher wird durch ihn schwerlich die Bierbrauerey von dieser Seite vervollkommnet werden.

J. A.

München, b. Lindauer: *Gründliche Anweisung zur Lederlackirung aller Art.* Bearbeitet und herausgegeben von *Heinrich Friedrich August Stöckel*. 1819. 42 S. 8. (6 gr.)

Ungeachtet diese Schrift auf wissenschaftliche Beschreibung der Kunst, Leder zu lackiren, keinen Anspruch machen kann: so erhält doch der Freund dieser Kunst hier eine hinlängliche Anweisung, seinen Zweck zu erreichen. Da der sachkundige Verfasser den Künstler öfter mit dergleichen Vorschriften beschenkt: so wollen wir ihm bloss rathen, seine Arbeit vor dem Drucke von einem Technologen durchsehen und möglichst mit Anmerkungen versehen zu lassen, damit man nicht auf so abgeschmackte Vorschriften, wie diejenige zur Anfertigung des Ölfirniss (S. 10), stösst. Hiezu sollen gebrannte Schafsbeine, weisser Hundskoth, Silberglätte, *Os sepiae*, Englisches Bleyweiss, Mennige und Umbra mit Leinöl gesotten werden. Dem Vf. würde dadurch der Nutzen entstehen, vorurtheilsfrey zu werden.

J. A.

Erlangen, in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung: *Neueste durchaus verbesserte Tabaksfabrication, oder gründliche Anweisung, alle Arten von Rauch- und Schnupf-Tabak im Kleinen wie im Grossen zu fabriciren und schadhaftes Gut schnell zu verbessern.* Allen Fabrikanten, Tabackshändlern, Rauchern und Schnupfern geweihet von einem erfahrenen Tabaksfabrikanten. 1819. 80 S. 8. (6 gr.)

Diese Schrift ist von keinem Technologen, sondern bloss von einem Fabrikanten geschrieben. Sie berührt daher gar nicht die wissenschaftliche Seite der Tabaksfabrication, verbreitet sich nicht über den wichtigen Gegenstand, die inländischen Tabaksblätter zu verbessern, und den Unterschied zwischen guten und schlechten Blättern, sondern sie enthält nur Vorschriften zur Bereitung der Saucen, welche dem Tabak einen Wohlgeruch und Schärfe ertheilen. Übrigens sind die meisten dieser Saucen gut, und, was das Beste ist, keine enthält schädliche Stoffe. Zur Fabrication mancher Schnupftabaksorten giebt der Vf. zuweilen sehr heterogene Vorschriften, von denen, wie dieses z. B. (S. 59—62) mit dem Spaniol der Fall seyn dürfte, keine einzige dem ächten Fabrikate entspricht. — Ein schlechter Zusatz ist offenbar der Alaun, welchen der Vf. z. B. zur Bereitung des Portorico (S. 16) nimmt. — Auch für bessere Schreibart hätte gesorgt werden sollen, wie die Namen S. 45 Casica-Vistula, S. 49 Melissenkraut, Boleykraut, Tongo. S. 56 Olium Lig. Rhodi. S. 62 Oleum lignum u. s. w. beweisen.

J. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Gedichte* von *Friedrich Kuhn.* 1820. XII u. 404 S. 8. (2 Rthlr.)

Von seinem Leben und von seinen Gedichten singt Hr. *K.* in einem dieser Sammlung vorgesetzten, poetischen Vorworte; „*an die Freunde*":

— „Ihr! die Ihr mit Freundeskusse
Mir nahe seyd, die Hand mir drückt
Und immer mit dem offnen Grusse
In meines Hauses Kammer blickt;
Ihr kennt das buntverschlungne Leben,
Indem ich mit dem Morgenstrahl
Beginne meiner Arbeit Weben
Mit meinem Hause allzumal;
Ihr wisst es, dass viel Lebenspflichten
Mit ernsten Worten um mich stehn,
Und, mancherley noch auszurichten,
An mich der Auftrag ist geschehn,
Und dass von meinen guten Tagen
Nur wenig dämmern auf zum Lied,
Wie auch die lauten Flügel schlagen
Und mich das Herz nach oben zieht! —
Doch mag ichs nimmermehr entbehren
Was ja schon mit dem Knaben war,
Die blauen Blumen bey den Ähren,
Die Liedesstunden tief und klar.
Und schlinge so in meine Garbe
Die blaue Blume still und frey,
Dass *oben sie*, des Äthers Farbe,
Auch *unten* bey der Arbeit sey."

So sinnig giebt sich der Dichter kund, und beseitigt dadurch die Missdeutungen, welche das Bild von der blauen Blume bey den Ähren wecken könnte. — Die Gedichte sind in fünf Bücher geordnet, deren erstes Lieder aus seinem Leben, das zweyte Lieder für das Herz, das dritte Lieder der Erinnerung (grösten Theils romantischen Inhalts), das vierte Lieder des Scherzes und der Freude, das fünfte Lieder des Ernstes enthalten, welches letzte Buch mit 34 Sonetten und 50 Denksprüchen nach den Lehren des Confucius und seiner Schüler schliesst. In allen diesen Mittheilungen offenbart der Dichter eine gemüthliche Sinnesart, welche sich ausspricht im Ernste, wie im Scherze, mit glücklicher Gewandtheit und Sprachfertigkeit, ohne auf Neuheit in den Ideen und auf genialen Personalcharakter Anspruch zu machen; doch flicht er manche zarte Blume in den bescheidenen Kranz, dem — nicht rauschender Preis, wohl aber stilles Wohlgefallen zu Theile wird.

Rec. will die Stücke nicht auszeichnen, welche er mit besonderem Wohlgefallen las; dass es aber auch verfehlte Stellen giebt, davon mögen folgende, aus dem Liede „*die Pantoffeln*," S. 209 ff. genommene Stellen zeugen:

„Der gute Sokrates,
Der alte treue Ritter,
Sah auch Pantoffeln schon
In seinem Rosengitter.
Xanthippe liess sie oft,
Ich rühm' es unverholen,
Wenn sie nicht hielten mehr,
Vom Nadelgeld besohlen."

Wer kann solche Späschen für Witz gelten lassen, oder solche Reimereyen für Poesie? — S. 212 heisst es:

„Pantoffeln müssen drum
Gehalten seyn in Ehren,
Was würde seyn die Welt,
Wenn nicht Pantoffeln wären?
Und sag: warum der Herr
Pantoffeln schaffen *wollen*,
*Wenn man sie tragen nicht
Und tragen lassen sollen.* —"

Wie schlecht ist hier nicht selbst die Sprache behandelt? — Und doch versteht dieses der Vf., wie andere Stellen beweisen, wo Alles, dem klaren Wiesenbache gleich, lauter und rein ist, der Gedanke, das Bild und das Wort. Dagegen höre man folgenden Denkspruch des Confucius, S. 389:

„Wenn der König im Volk nur herrscht mit seinen Geboten
Und die Strafe nur hat, dass sie geleite zum Recht;
Wird's dem Volk nicht entgehn, wie man die Strafe vermeidet,
Aber beym Fehler es auch schwerlich erröthen daheim. —"

Das „*hat*" der zweyten Zeile wäre wohl besser mit „*übt*" zu vertauschen; der ganze Denkspruch wird unverständlich durch die Hinweglassung des Hülfszeitwortes im letzten Pentameter; alles Gehör verletzend, beweist die Metrik dieses Denkspruches, dass Hr. *K.* von der Nachbildung alter Versmasse keinen Begriff hat, und was zuletzt das Schlimmste ist, so giebt der Inhalt des Denkspruches, „*wie es dem Volk nicht entgehn wird*," in genügender Breite vorgetragen, nichts als eine ganz alltägliche Betrachtung.

Wir schliessen diese Anzeige durch Mittheilung eines Sonettes, welches Hr. *Kuhn*, nicht unwitzig, den Recensenten in den Bart wirft, S. 384:

„Doch lange nicht, da kommt mit Ell' und Wage,
Mit Kann' und Scheffelmaſs und Hygrometer,
Ein mürrscher Haufen, wägt und ruft flugs Zeter,
Wenn irgendwo kommt ein Verstoſs zu Tage.
Ein jüngster Tag von ächtem Korn und Schlage;
Sie ziehen aus, die himmlischen Trompeter,
Und Wäglein hält in seinen Händlein Jeder,
Und meint, so sey's, als ihm das Jünglein sage;
Die oben freylich auf den hohen Stühlen,
Erzengel, scheint das Richten nicht zu kümmern;
Doch die Trompeter blasen drum nicht minder,
Denn unten liegen stumm die Menschenkinder
Und freun sich so, wenn die Verdammten wimmern,
Und so recht bang nach den Posaunen schielen. —"

Jammer und Schade ist es, daſs die *„himmlischen Trompeter"* sich mit dem *„Jeder"* nicht recht reimen wollen.

L. L.

Tübingen, b. Laupp: *Gedichte* von *Karl Philipp Cónz*. Erster und zweyter Band. 1818 und 1819. 298 und 378 S. 8. (3 Rthlr. 2 gr.)

Seit längerer Zeit ist Hr. *Conz* in der Deutschen Schriftstellerwelt bekannt, als ein Mann, welcher bey vielseitiger literarischer Bildung, in vertrauter Bekanntschaft mit den Schätzen der alten Welt und in treuer Liebe zum Musendienste, entschiedene Achtung verdient. Die Poesieen, welche er von Zeit zu Zeit in Flugschriften und Taschenbüchern mittheilte, offenbaren mehr oder weniger jene Verdienste, und gewannen theilweise Beyfall, nicht so wohl durch hervorragende Genialität, als durch sinnige Wahl des Stoffes, durch Wärme der Farbengebung und durch besonnen planmäſsige Darstellung; Verdienste, die neuerlich oft geringer geachtet worden, als das Gedeihen der Deutschen Art und Kunst es erheischte. — So kann dieser Sammlung der *Conz*schen Gedichte eine freundliche Aufnahme nicht fehlen, welche ein bleibenderes Andenken verheiſst, als ein schnell vorüberrauschender Beyfall der den Markt überschwemmenden Modewaare.

An diese Bemerkungen reihen wir die Mittheilung des einfach herzlichen Gedichtchens, womit der Vf., S. 378 des zweyten Bandes, diese Sammlung beschlieſst:

„Mancherley Töne der Zeit und mancherley Töne des Herzens
Bringen wir schen und kühn, freundlicher Leser, dir dar,
Blumen auch hören wir gern uns genannt; in verschiedenen Horen
Kreisendem Lauf und bey wechselnden Sternen gepflanzt,
Wie uns die Muse gesä't, war auch nicht immer der Himmel
Günstig der Saat, (wer klagt über Verkümmerung nicht?)
Nein uns, und der Liebe verzeih Miſslingen der Liebe,
Wie der irrenden Wahl, in dem gewundenen Kranz." —

Wer wollte nicht gern in Liebe das *Miſslingen* der Liebe verzeihen; aber Vernachläſsigung, als die Liebe störend und zweifelhaft machend, darf nicht verziehen werden; und solche Vernachläſsigung glaubt Rec. rügen zu müſsen in der hier, wie oft, sich kundgebenden Vernachläſsigung der billigsten Foderungen des Sylbenmaſses. Dieses ist eine Rüge, auf die man unwillkührlich zurück geführt wird, bey allen, in alten Metren abgefaſsten Gedichten. Gleiche Vernachläſsigung tritt nicht selten auffallend widerwärtig hervor in der unglücklichen Wahl des Wortes auf dem entscheidenden Puncte. Z. B. Band 1. S. 26 schlieſst das schöne *„Abendphantasie"* überschriebene Gedicht:

„Der Gottheit Strahl berühret mich und reiſst
Mich hoch empor, weit über niedre Zonen,
Hin, wo der Quell der ew'gen Wahrheit fleuſst,
Und die Gestalten alles Guten thronen."

Wer kann hier wohl *„die Gestalten"* als das *rechte* Wort erachten? —

Th. 1. S. 195 heiſst es:

„Was die Liebe zart gebunden,
Trennet nimmer rauhe Noth!"

Sollte nicht vorzuziehen seyn, also zu lesen:

Was die Liebe fest verbunden,
Löst kein strenges Pflichtgebot. —

Th. 1. S. 197:

„Ach! im Kerker muſs er büſsen
Seine Treu' in herber Noth,
Der Ertappte; Thränen flieſsen
Auf sein hartes Botenbrod. —"

Der *Ertappte* ist unedel, das **Botenbrod** geziert; wir möchten dagegen vorschlagen:

Schwergefesselt muſs er büſsen
Seiner Treue frommen Sinn;
Unglücksbote! Thränen flieſsen
Auf dein Kerkerlager hin.

Die Schluſs-Strophe der grausigen Romanze *„des Ritters Herz"*, der die beiden zuletzt mitgetheilten Stellen angehören, lautet:

„Alle Gäste steh'n erschrocken:
Als zerstückelt sie das Herz
Schauet und den Schmuck der Locken,
Überfällt sie jäher Schmerz.
Vor dem Stuhle sinkt sie nieder,
Und es bricht ihr Herz die Qual:
Nimmer, ach! erstand sie wieder,
Und Entsetzen füllt den Saal. —"

Diese ganze Strophe ist unglücklich componirt: die erste Zeile: *„Alle Gäste steh'n erschrocken"*, ist völlig müſsig, da die Schluſszeile: *„Und Entsetzen füllt den Saal"*, kurz darauf die Wirkung der barschen Grausamkeit des Schloſsherrn auf die Gäste weit beſser bezeichnet; das *„sie"* der zweyten Zeile, auf die Edeldame hinweisend, ist undeutlich. —

Um jedoch bey so manchem ausgesprochenen Tadel auch den vorangestellten Lobes-Beweis nicht zu verschweigen, theilen wir hier ein sinniges Gelegenheitsgedicht mit, bey deſsen Überschrift wir mit dem Vf. nicht rechten wollen, ob selbige sprachgemäſs sey, oder nicht. Sie heiſst *„die Silberhochzeit"* Th. 1. S. 200 ff.

„Aus stiller Kammer kommt gegangen
Die junge Braut, dem Tag erwacht;
Auf dem verschämten Roth der Wangen
Ruht das Geheimniſs schöner Nacht.
Sie steht in ihrer Schwestern Kreise,
Und senkt den Blick zur Erde, stumm;
Die, nach der Mädchen Neugier Weise,
Steh'n forschend still um sie herum."

Für die beiden letzten Zeilen möchte er vorschlagen:

Die Neugier, recht nach Mädchenweise,
Steht forschend still um sie herum.

„Sie möchten gerne Manches fragen;
Doch wieder stockt im Mund das Wort,
Und keine will den Anfang wagen;
Da reiſst die junge Frau sich fort,
Und eilt hinab mit raschen Füſsen,
Wo bald die Laube sie umhüllt;
Die Vögel und die Bäume grüſsen
Mit Huldigung das schöne Bild. —"

„Die Hyacinthen und die Rosen
Umschlingen sie mit süſsem Duft;
Verliebte Weste schmeichelnd kosen
Um sie aus sonnerhellter Luft.
Sie sitzt und sinnt; jetzt leise nahend
Blickt dort der Schlummergott herein,
Und weiches Armes sie umfahend
Wiegt er mit seinem Mohn sie ein."

Das „*aus sonnerhellter Luft*" ist völlig müſsig, nur des Reimes halber eingeflickt. Für „*weiches Armes*," scheint uns „*Mit Traumgebilden sie umfahend*" eine bessere Lesart. —

„Da sieht voll seltsamer Gestalten
Sie bald vor dem gebannten Blick
In neuen Bildern sich entfalten
Ein buntverworrenes Geschick,
Sie geht auf lustig grünen Auen,
Die dort ein schmaler Pfad verengt,
Wo nackte Felsen ihn umgrauen,
Vom dürren Mittagsstrahl versengt."

„Jetzt nimmt ein Erlenhain sie wieder
In seine kühlen Schatten auf;
Von allen Zweigen tönt es nieder
Und Kinderköpfe seh'n darauf.
Dort sieht sie eine Wiege schwanken,
Die bald zum Sarge wird; ein Grab,
Das Maienglocken fromm umranken,
Zieht ihren schweren Blick hinab." —

Sollte nicht für „*Kinderköpfe*," Engelköpfchen, traumbildartiger seyn, und zugleich gegen Miſsdeutung des lieblichen Zuges sichern?

„Doch seht! Verwandelt ist die Scene:
Aus einem ländlich heitern Haus
Sechs frische aufgeblühte Söhne,
Sechs junge Frauen gehn heraus,
Mit Myrtenkränzen in den Locken;
Sie führt ein ländlich muntrer Mann.
Sie selbst, verwandelt, sieht erschrocken
Den Mann jetzt, dann die Kinder an:

Hört Mutter sich von diesen grüſsen;
Sie hangen ihr um Hals und Kinn.
In Thränen will der Greis zerflieſsen,
Naht ihr und weinend küſst er sie.
Ein Trupp von Enkelchen behende
Bringt Blumen aus dem Garten dar;
Sie drücken ihr die welken Hände
Und spielen ihr im Silberhaar.

In jener Strophe scheint dem Rec. das von den Locken herbeygerufene „*erschrocken*," in dieser die „*welken Hände*" störend und unzart.

„Sie ist erwacht — In frischem Leben
Steht alles heute vor ihr da,
So hat sich alles klar begeben,
Wie sie's vorlängst im Traume sah.
Drum bringen wir vereinten Gäste
Der Braut dieſs Lied zum Kranze dar,
Und freu'n uns, ob dem schönen Feste,
Und segnen das geliebte Paar. —"

Gewiſs, ein recht sinniges Gedicht! —

M. N. O.

Leipzig, in Klein's literarischem Comptoir: *Gedichte* von *Friedrich Krug von Nidda*. 1820. XII u. 317 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieser Sammlung ist der Deutschen Lesewelt seit mehreren Jahren als Dichter bekannt, durch zahlreiche Ausstellungen seiner Dichtungen in Almanachen, Taschenbüchern und Zeitschriften. Diese zu bestimmter Zeit erscheinenden, eine gewisse Bogenzahl federnden Bücher dürfen in der Mittheilung poetischer Beyträge nicht zu willfährig seyn, da die vorwaltende Neigung der Leser zu nichtversificirten Aufsätzen eine genaue Abwägung und Mischung des prosaischen und poetischen Inhalts fodert; auf der anderen Seite sind jene aber auch genöthigt, aus den vorhandenen Materialien zu wählen, nicht gerade nach der Anerkennung des Werthes, sondern nach der Verpflichtung der zu liefernden Seitenzahl. So erhält das Mittelgut häufig seine Stelle, und die Herausgeber sichern sich einen *gewissen* Dank, wenn sie sich vor Mittheilung völlig miſsrathener Zusendungen bewahren. Je schneller in den neuesten Zeiten, durch Schriftsteller- und Buchhändler-Gewerbsfleiſs, sich die Tages-, Wochen- und Jahres-Schriften dieser Art vermehrten: um so geringer ist an und für sich das Verdienst, in ihnen oft mit einem Gedichte zu Tage zu kommen, wie denn überall in unseren Zeiten die immerfertige Taschenbuchspoesie eine gar zweydeutige Celebrität herbeyführt, um so zweydeutiger, da sich manche Schriftsteller auf dieselbe gern recht ernstlich etwas zu Gute thun möchten.

Diese Betrachtungen sind dieser Anzeige der *Nidda*'schen Gedichte vorausgeschickt, nicht um einem harten Urtheile über dieselben zur Grundlage zu dienen, sondern um darauf hinzuweisen, wie es bey solchen Zeitläuften eine erfreuliche Erscheinung ist, wenn ein Dichter, wie Hr. *Krug von Nidda*, sich in der Gabe des Gesanges ausgezeichnet, und flüchtige Leser zur näheren Beachtung der Musengeschenke anzumahnen weiſs.

Die vorliegende Sammlung, gröſsten Theils schon früher abgedruckter Gedichte, welche jedoch häufige Beweise der bessernden Feile kund geben, zerfällt nach der getroffenen Anordnung, in *Lieder* und *vermischte Gedichte*, in *Sinngedichte* und *Überschriften*, in *Sonette*, in *Romanzen* und *Legenden*. In Allen offenbart sich ein edles Gemüth, welches oft in glücklicher Wahl interessante Lebens- und Kunst-Ansichten auffaſst, und in heiterer Darstellung

zum Bilde gestaltet; jedoch wird man in der freudigen Anerkennung solcher Vorzüge oft gestört durch das Vermissen einer besonnenen, richtig wirkenden Wahl des Bildes selbst, das der Idee wahres Dichterleben verleihen soll. Denn nicht selten wird es wirkungslos und ungefällig, oder stöst zurück durch einen schielenden Charakter. Solcher Mangel an Kritik deutet auf eine Beschränktheit des Dichtertalentes; denn es ist ja das wahre Wesen des Kunstgenies, des Stoffes vollkommen Meister zu werden, um frey und rein sinnige Gebilde zeichnen zu können. Diese Rüge erhält neue Bestätigung, wenn man die Ausführung einzelner Gedichte beachtet, wo das Wort selbst oft nachtheilig wirkt in der Störung des Wohllautes, des Versmaßes und der Richtigkeit des Reimes. Z. B. S. 15 und 16 wird der *Alpenhirt* in einem idyllischen Liede gezeichnet, als ein unglücklich liebender; die vorletzte Strophe lautet:

„Rauschet näher Friedensboten,
Wählet meine Brust zum Ziel!
Ach, vielleicht liebt sie den *Todten*,
Der ihr lebend missgefiel." —

Ohne bey dem hier des Reimes halber gewählten, gar matten „*Missgefallen*" zu verweilen, theilen wir die Schlussstrophe mit:

„Wer vom Minnepfeil verwundet
Fürchtet nicht des Hasses Wuth, —
Das verschmähte Herz gesundet
Nur wo es zerschmettert ruh't!"

Dieser müssige Zusatz ist um so tadelnswerther, da das *Gesunden des verschmähten Herzens*, mit dem „*Zerschmettert ruhn*" einen offenbaren Übelstand bildet, und zum Mildesten bezeichnet, völlig wirkungslos wird.

S. 208 ff. „*der Opfertod*" malt uns einen frommen Greis, Selim genannt, der unter himmlischen Träumen, in Arabiens Wüsten durstend verschmachtet. Darstellung und Ausführung sind vorzüglich; dieses Verdienst geht aber verloren mit der letzten Strophe:

„Hier verklärten Friedensstralen
Selims kummerbleiche Wange,
Harmonieen ihn umklangen,
Und es sang der Engel Schaar:
„„Selig, wer in ird'schen Thalen,
Durch den Tod, als Schuld der Sünden,
Höh're Zwecke zu begründen
Vom Geschick erkohren war.""

Denn der Dichter hat uns nicht offenbart, in wiefern Selim's specielle Schuld der Sünden mit der schrecklichen Todesweise in Beziehung, nicht, wie *dieses* Verschmachten in unmittelbarer Verbindung und Wechselwirkung stand *mit der Begründung höherer Zwecke*.

S. 217 wird dem Lagergenossen beym nächtlichen Kriegeslärm

„schier das Herz von einer Thräne gross —"???

Nach einer grammatikalisch richtigen Interpretation ist, bey folgendem Epigramm: die „*Vogelscheuche*", S. 136:

„Zeitgeist? prunkendes Wort — der seltsamsten Deutungen fähig!
Geister gebrechen der Zeit, die der Gespenster zu viel."

nicht, wie der Vf. vielleicht wollte, im letzten Satze *hat*, sondern „*gebrechen*" beyzufügen.

Wie wahr und schön ist der ursprünglichen Idee nachfolgende Grabschrift:

„Weint nicht über das Kind, schon früh dem Leben entrissen —
Denn sein schuldloser Traum bleibt ihm auch droben noch lieb;
Aber die Ältern beklagt: weil in dem scheidenden Engel
Ihre Vorzeit so wohl, als ihre Zukunft versank."

und wie wird dieser Werth geschwächt durch metrische Missgriffe und durch die schleppende Stellung der Schlussworte! —

Der Hr. *Baron Fr. de la Motte Fouqué* hat diese Sammlung, auf Bitte des Vfs., mit einer Zuschrift an ihn, als Vorrede, begleitet, welche leider ein neues Zeugniss enthält, wie wenig dieser, einst zu so schönen Erwartungen berechtigende, immer tiefer in Vorurtheile versinkende Mann, mit historischem Geiste sein Zeitalter zu würdigen fähig ist. Denn wenn er meint, „man habe es sich seit einiger Zeit angelegen seyn lassen, dem Publicum einzureden, es sey der Verse eigentlich satt, und zwar, weil es deren, etwa vom Jahre 1800 bis 1806, durch die sogenannte neue Schule ganz überviel vernommen habe" u. s. w.: so möchten von dieser Behauptung schwerlich Beweise beyzubringen seyn. Wohl aber ist vielfach gesagt und durch die That bestätigt worden, dass das Publicum übersättigt ist von Dichtereyen und Verseleyen, in denen hundertmal ausgesprochene Ideen, Gefühle, Bilder und Gedanken immer von Neuem zu Markte gebracht werden, ohne eigenthümliche Zuthat, und ohne jene Genialität, die um so gewisser fesselt, je reichere Früchte sie in schon bekannten Sphären zu gewinnen versteht.

G. H. Z.

NEUE AUFLAGEN.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Grundriss der reinen und angewandten Mathematik*, oder *Erster Cursus der gesammten Mathematik*. Verfasset von *Joh. Friedr. Lorenz*, Prof. und Oberlehrer an der Schule zu Kloster Berge u. s. w. Ersten Theils erste Abtheilung. Die reine Mathematik. Mit 11 Kupfertafeln. Fünfte Ausgabe. Auch unter dem Titel: *Joh. Friedr. Lorenz Grundriss der reinen Mathematik*. Herausgegeben von Dr. *Christian Ludwig Gerling*, Prof. zu Marburg. Mit 11 Kupfertafeln. 1820. XXX u. 332 S. 8. (22 gr.) Die wiederholten Auflagen dieses Werkes verbürgen die Nützlichkeit desselben. S. d. Rec. 1816. No. 170.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

ÖKONOMIE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Allgemeines Handbuch für Land- und Hauswirthschaft in alphabetischer Ordnung, oder naturhistorisch-ökonomisch-technologisches Handwörterbuch für Land- und Hauswirthe.* Von *Gotthilf Heinrich Schnee*, Prediger zu Schartau, Nigrip und Heinrichsberg, Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe u. s. w. Mit Kupfern und Holzschnitten. 1819. VI u. 715 S. in 4. (6 Rthlr.)

Die Kenntnisse der Landwirthschaft haben sich in den letztverwichenen Jahren so sehr erweitert, dass ein allgemeines Handbuch für das landwirthschaftliche Publicum ein wahres Bedürfniss geworden ist. Hr. *Schnee* ist der Mann, der im Theoretischen wie im Praktischen der Sache vollkommen gewachsen war; insonderheit setzten ihn seine anderweitigen literarischen Geschäfte in den Stand, mit den neuesten Fortschritten dieser Wissenschaft genau bekannt zu werden. Sein Zweck war, laut der Vorrede, Alles bis jetzt Erkannte und Wissenswürdige aus der theoretischen und praktischen Landwirthschaftskunde, mit Inbegriff ihrer Hülfswissenschaften, in gedrängter Kürze zusammenzustellen, und dem Landwirthe dadurch eine deutliche Übersicht von allen in sein Fach und Gewerbe einschlagenden Kenntnissen, Geschäften, der Behandlung des Bodens, der Pflanzen, der Hausthiere u. s. w. zu geben, aus welcher derselbe in einigen vorkommenden Fällen Unterricht und guten Rath schöpfen könnte. Der angewendete Fleiss bey Ausarbeitung der Artikel ist überall sichtbar; alle Theile haben eine gleichmässige Bearbeitung erhalten, und es ist nichts vernachlässigt, was Deutlichkeit und Bestimmtheit fodern. Die Ansicht von der Landwirthschaft ist die gewöhnliche, empirische, aller heutigen Landwirthe, wo sie als eine angewandte Naturgeschichte betrachtet wird; eine höhere, wissenschaftliche Ansicht war auch kaum nöthig, weil das landwirthschaftliche Publicum noch keine hat. Hr. *Sch.* beklagt sich wohl nicht mit Unrecht darüber, dass es ihm bey dieser Ansicht schwer gefallen sey, zwischen der Naturgeschichte und der Landwirthschaft die Grenzen zu bestimmen: diess ist ja so lange unmöglich, als man in das eigentliche Gebiet der Landwirthschaftswissenschaft noch nicht eingedrungen ist. Darum darf es dem kritischen Leser nicht befremden, wenn er hier Gegenstände antrifft, die ihrer Natur nach mehr in die Naturgeschichte oder andere Wissenschaften als in das Gebiet der eigentlichen Landwirthschaftswissenschaft gehören. Könnte man sie aber von derjenigen Seite, nach welcher sie der Landwirthschaft nur angehörig sind, vorstellen: so würde diess weggefallen seyn. Wir wollen nun noch Bemerkungen über einzelne Gegenstände beybringen.

Unter dem Worte *Ackerbau* heisst es: „Die Wissenschaft oder Kunst (?) des Ackerbaues ist empirisch, (!!) d. h. sie gründet sich auf Erfahrung, und die aus der Erfahrung abgeleiteten und der Örtlichkeit angepassten Regeln sind sich nicht überall gleich, und können es auch nicht seyn." Aber wenn diese Regeln sich nicht gleich sind noch seyn können — man vergleiche damit unten das Wort *Empirisch* und das Wort *Erfahrung* — : so wird ja dadurch der Begriff von dem Worte Wissenschaft aufgehoben. Rec. würde das Wort *Kunst* hier schicklicher finden, als das Wort Wissenschaft. — Wenn Hr. *Sch.* fast überall die besten Autoren benutzte: so that er bey dem Artikel *Biene* einen grossen Missgriff, den man ihm aber verzeihen muss, weil er kein praktischer Bienenvater ist. Er wählte den von *Riem* aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten *Huber*, welcher als ein Blinder durch seinen Bedienten *Bürnens* experimentiren und beobachten liess. Alles nun, was der unglückliche, blinde Mann unter den Bienen zu sehen wünschte, damit das, was er bey *Reaumur* noch dunkel gefunden hatte, in ein helleres Licht gesetzt würde, das sahe sein *Bürnens* ohne Schwierigkeit. Und so wurden alle seine Experimente und Beobachtungen in ein Buch geschrieben, und so wie er von seinem *Bürnens* getäuscht worden war, so betrog er ohne sein Verschulden auch das Publicum. Die durch diese Schrift unter den Bienenvätern entstandenen öffentlichen Streitigkeiten, mit welchen die *Riemischen Sammlungen* häufig angefüllt sind, können Hn. *Sch.* unmöglich unbekannt geblieben seyn. Wie sehr aber *Reaumurs* und *Hubers* blendende Hypothesen durch *Spitzner*, *Heydenreich*, *Matuschka* und *Lukas* an Glaubwürdigkeit verloren haben, ist allgemein bekannt. Warum wählte Hr. *S.* hier nicht lieber einen von seinen Landsleuten, z. B. *Matuschka* nach seinem Bienenkalender, *Kaiser* oder *Ruprecht?* — Unter dem Worte *Boden* wird der Unterschied der Erdarten abgehandelt, die man sonst unter dem Worte *Ackererde* zu suchen gewohnt ist. Die Bitter-

erde soll in ihrer Wirkung den Gewächsen nachtheilig seyn; *Pohl* in seinem *Archiv* beweist aus dem Erzgebirge das Gegentheil. Mit *Thaers* Tabelle von der Bestimmung des Werthes des Bodens verdient eine dergleichen in *Büttners Ansichten* (S. 90) verglichen zu werden. Unter dem Titel *Brantewein* ist das Geschwindbrennen zwar auch abgehandelt; weil diess aber ein Gewerbszweig ist, an welchem jetzt täglich zur Verbesserung und Vervollkommnung gearbeitet wird: so dürfte diese Abhandlung vielleicht schon am Werthe verloren haben. Ein Muster von einer Geschwindbrennerey findet man im *Landwirthe* von *Sturm* und *Putsche*. Das *Dreschen* ist erschöpfend abgehandelt. Bey *Flachsmühlen* wird der Flachsmaschinen der Hnn. *Lee* und *Christian* mit grossem Ruhm gedacht; allein, nach den *Cellischen Nachrichten für Landwirthe* ist der Nutzen so gross nicht befunden worden. Das Wort *Gau* ist wohl zu kurz abgefertigt worden. Bey *Haaken* wird nebst Anderen auch der Erzgebirgsche erwähnt, welcher nur einen Sterz hat, und daher eine unvollkommene Bearbeitung dem Acker giebt; den weit vollkommneren mit 2 Sterzen, welchen man in Sachsen auf flachem Lande sehr oft auch zur Bereitung des Saatackers gebraucht, scheint Hr. *Sch.* nicht gekannt zu haben. Eben so unbekannt ist ihm unter dem Titel *Häufelpflug* u. s. w. der in seinen Wirkungen so nützlich befundene Stellhaken mit einem Stellrade statt des Vorderpfluges, welchen Rec. dem Häufelpfluge vorzieht. Denn wenn letzterer bey den zu behackenden Früchten gebraucht wird: so hinterlässt er seine Furchen wegen seiner Streichbrete im fettigen oder feuchten Boden schliffig: dagegen der Stellhacken vermittelst seiner Streichfedern die Ackererde zerkrümelt, und die Furchen durchlockert hinterlässt. Über die verschiedenen Wirkungen der Ackergeräthe hat man überhaupt noch keine Resultate gesammelt, woraus man sehen könnte, durch welche die meiste Fruchtbarkeit auch für die Fruchtfolge bewirkt werde. Rec. machte einen Versuch mit dem Haken und dem Pfluge auf einerley zubereitetem Acker, und fand im folgenden Jahre den mit dem Haken bearbeiteten Theil auffallend fruchtbarer als den anderen. *Handpferd.* Zu solchem wähle man meistens gelassene und arbeitsame Thiere; allein zu Handpferden werden auch solche Thiere gebraucht, die zu Sattelpferden unbrauchbar, zum Zuge aber bestimmt sind, als z. B. junge Pferde. Bey *Honigthau* wird bezweifelt, dass solcher auch von Blattläusen erzeugt würde, welches doch bey Pflaumenbäumen und Linden augenscheinlich ist, wenn der von den Blattläusen ausgespritzte Saft auf den Blättern hängt, und einem bey aufgekehrtem Angesicht wie ein Staubregen in die Augen fällt. Beym *Melken* ist nichts von der Manipulation gedacht, da doch von geschickten oder ungeschickten Handgriffen sehr viel abhängt, und besonders durch letztere manche junge Kuh nicht allein an der Milch verdorben, sondern zum Ausschlagen verwöhnt wird. Desswegen gehört hiezu auch eine Anweisung, wie besonders die jungen Zuchtkühe als Erstlinge behandelt und gewöhnt werden müssen. *Nagelkrankheit* oder *Klauenseuche* der Schafe, eine fürchterliche Krankheit, welche seit etlichen Jahren sich in mehreren Ländern sehr weit verbreitet hat. Die Beschreibung ist hergenommen von den Hnn. *Koppe* und *Lezius*, mit welchen Hr. *Sch.* abermals einen Missgriff gethan hat, wo die Schuld aber mehr an der Zeit als an ihm gelegen hat. An der Beschreibung des Hn. *Lezius* finden wir zwar nichts auszusetzen, indem er Alles richtig bemerkt hat, was dabey zu beobachten ist; zum wenigsten ist er auch der Sache auf die Spur gekommen, dass dieses Übel ursprünglich in einem anderen Klima sich erzeuge, und stets von Aussen eingeführt werde: aber das Heilmittel, der blaue Vitriol (*cuprum sulphuricum*), ist unzuverlässig, und die dadurch bewirkte Heilung unbeständig. Daher in der angeführten Schrift von Hn. *Albert* eben das Geständniss, dass die Ansteckung auch auf die wiedergeheilten Schafe wirke, und nach 14 Tagen oder 3 Wochen wiederkehren könne. Wem um gründliche Kenntniss dieser Krankheit und um eine Radical-Cur seiner kranken Thiere zu thun ist, der wende sich an Hn. Ritter *v. Ehrenfels*, welcher in den *Ökonomischen Neuigkeiten* v. Jahre 1819 diese Krankheit auf das gründlichste erklärt, und als Heilmittel ein *salpetersaures Präparat* und das *brennzlichte Hirschhornöl* empfohlen hat. Bey dem Worte *Quecken* findet man kein Instrument angezeigt, wodurch die Quecken könnten ausgerottet werden, da es doch einen Queckenharken und einen Queckenzieher giebt; letzterer ist ein Werkzeug, wie Rec. aus eigener Erfahrung weiss, welches in mehr als in einer Rücksicht alle Aufmerksamkeit verdient.

Lehrreich ist das Buch dem Landwirthe nicht allein durch seine Abhandlungen, sondern auch durch die beygefügten Tabellen und Formeln zu Berechnungen aller Art; auch durch eine kurze Anweisung zum Feldmessen, die für manche schon hinreichend seyn wird. Die Verleger haben nichts gespart, was zur Empfehlung dieses Buchs gereichen konnte. Holzschnitte und Kupfer sind deutlich und gut, Druck und Papier schön; überdiess ist das Buch mit einem doppelten Register versehen.

Ks.

AARAU, b. Sauerländer: *Die Bienenhaushaltung und die Bienenpflege* nach eigenen vieljährigen Erfahrungen von *Samuel Rumpf*, Pfarrer u. s. w. *Nebst einem Nachtrag (e) von Erfahrungen über die Bienenzucht* von *J. Ripstein*, Müller in Kirnberg. Mit einigen Zeichnungen auf Steindruck. 1820. 130 S. gr. 8. (10 gr.)

Hr. Pfarrer *Rumpf* und sein Freund der Müller *Ripstein* scheinen ein Paar sehr thätige Bienenväter zu seyn, welche nach einer Reihe von Jahren sich der Sache der Bienenzucht mit allem Eifer

müssen angenommen haben. Diess beweisen ihre physikalischen und ökonomischen Kenntnisse, welche man von der Art nicht aus *Christ*, *Riem*, *Hampel* und *Wurster*, welche Hr. *R.* in der Einleitung genannt hat, einsammeln kann, weil sie auf weit richtigere Beobachtungen und Erfahrungen, als jene haben, gegründet und viel weiser in Anwendung gebracht sind. Die Behandlung der Bienen ist die für die *Christ'sche* Kukekasten-Magazinbienenzucht, wie sie nach Beschaffenheit der Gegend in der Schweiz, wo die Bienen 4 Wochen früher als in anderen Gegenden Deutschlands schwärmen, zu grösseren Nutzen vor der daselbst gewöhnlichen Korbbienenzucht einzurichten sey. Rec. fände auch in der That an diesen Lehren nichts auszusetzen, wenn nur die, die Natur der Bienen schwächende, Honigabnahme im October nicht damit verbunden wäre. Möchten doch diese Herren auch hier einen Versuch unternehmen und ihre Kasten-Magazine, die ohnehin wegen der eckigen Form schon kalte Behältnisse sind, bis zur Baumblüte im Frühjahre in Ruhe lassen; es würde ihrem Beobachtungsgeiste gewiss nicht entgehen, wie weit stärker an Bienen und kräftiger an Productionskraft ihre Stöcke seyn würden! Freylich würden sie alsdann bey mittelmässigen, besonders aber bey guten Jahren weit grössere Behältnisse zu ihren Vorräthen nöthig haben, als ihre jetzigen Wohnungen sind, die Rec. nur für Zuchtstöcke und für keine Magazine erkennen kann.

Das Buch besteht aus 11 Capiteln, und sie handeln: Vom Geschlechte der Bienen und ihrem Naturtriebe; von den Bienenwohnungen und von den Bienenkistlein; von dem Bienenstande; vom Anfange der Bienenzucht; Behandlung der Bienen bis zur Schwärmezeit; von der Behandlung der Bienen beym Schwärmen; von Behandlung der Bienen nach der Schwärmezeit; von der Honig- und Wachs-Ärnte; von der künstlichen Vermehrung der Bienen und Einschränkung des Schwärmens; von der Fütterung honigarmer Stöcke; von dem Verhältniss guter und schlechter Bienenjahre, und wie die Bienenhaushaltung darnach einzurichten sey. Hier lehrt Hr. *R.* etwas neues, wie man auf wahrscheinliche Weise wissen könne, was für ein Bienenjahr kommen wird.

Zu bemerken ist noch, dass beide Vf. vom Vereinigen der Bienen, und besonders schlechter und honigarmer Stöcke, im Herbste reden; aber keiner von beiden hat eine ausführliche Belehrung gegeben, aus welcher man gewiss seyn könnte, dass dieselbe ohne Feindseligkeiten der zu vereinigenden Bienen vorzunehmen sey. Und doch wissen sie aus eigener Erfahrung, wie das Verlegen nach *Christ* ihnen Schaden angerichtet hat; sollten sie davon nicht auf das Vereinigen geschlossen haben, dass auch dadurch unter gewissen Umständen, ohne Vorsicht Schaden angerichtet werden könne? — Druck und Papier sind schön.

Ks.

Berlin, b. Mittler: *Der Hausfreund. Oder Sammlung allgemein brauchbarer und bewährter Vorschriften, wie man viele Bedürfnisse städtischer und ländlicher Haushaltungen durch eigenen Fleiss sicher und wohlfeil darstellen und bey vorkommenden Verlegenheiten mancherley Art sich rathen und helfen könne.* Ein Hülfsbuch für Hausväter, Hausmütter und Wirthschafterinnen in Städten nnd auf dem Lande. Von *J. F. L. Mollins.* Mit 1 Kupfertafel. 1818. VIII u. 359 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ob es auch schon, wie der Vf. im Vorberichte selbst bekennt, an ähnlichen Büchern dieser Art nicht fehlt: so glaubt Rec. doch, das diess eines der brauchbarsten und nützlichsten ist, welches vor vielen anderen in mehr als einer Hinsicht Vorzüge behauptet. Mehrere Schriften dieser Art enthalten nämlich eine Menge solcher Notizen, welche allerdings für verschiedene Künstler und Handwerker höchst interessant sind, an denen aber Hausvätern und Hausmüttern, als solchen, durchaus nichts gelegen ist, und welche sonach den Preis jener Bücher für die letztere Classe von Lesern ganz unnütz und dennoch bedeutend erhöhen. Andere ähnliche Sammlungen bestimmen öfters, wo von Anfertigung häuslicher Bedürfnisse die Rede ist, weder die quantitativen Verhältnisse, noch den Darstellungsprocess selbst genau, worauf doch bey solchen Dingen Alles ankommt; viele sind endlich offenbar völlig unbrauchbare Producte einer bloss merkantilischen Speculation, welche Alles, was sie erjagte, ohne Wahl und Prüfung zusammenraffte, und, wie der Zufall die Materialien herbeywürfelte, bunt an einander reihte. Der Vf. wollte daher 1) nur solche Notizen aufnehmen, welche jedem Hausvater und jeder Hausmutter oder Wirthschafterin, ohne Rücksicht auf ein besonderes Gewerbe und ohne Vosaussetzung kostspieliger Apparate oder besonderer Kenntnisse und Fertigkeiten, nützlich oder doch wenigstens angenehm seyn könnten; 2) allenthalben, wo es erfoderlich, die quantitativen Verhältnisse genau bestimmen, und die Verfahrungsweise deutlich auseinandersetzen; 3) nichts aufnehmen, was er selbst nicht zuvor geprüft hätte oder wofür der Name des Schriftstellers — der dem Vf. nicht immer eine sichere Garantie ist, — aus welchem er schöpfte, nicht wenigstens bürgte, und 4) Alles, so viel möglich, unter gewisse Abschnitte ordnen. Diesen Zwecken entspricht das Buch; auch werden bey manchen Vorschriften dem Leser Winke für die Gesundheit gegeben, wie S. 141 und anderwärts.

Die Sammlung ist unter 17 Abschnitte gebracht, welche folgende Überschriften haben: I) Notizen für Gartenfreunde; II) Notizen für die Küche; III) Künstliche Getränke; IV) Anweisung, verschiedene Arten von Essig zu bereiten; V) Kaffee, Thee und Chokolate sammt deren Surrogaten; VI) Anweisung verschiedene Syrups- und Zucker-Surrogate darzustellen; VII) Speise- und Brennöl; VIII) Licht,

Lampen und Feuerzeuge; IX) Verfertigung verschiedener Arten von Seife; X) Zubereitung mehrerer Tinten von verschiedenen Farben; XI) Verfertigung mehrerer Sorten von Sieglack in verschiedenen Farben; XII) Anfertigung einiger leicht zu bereitender schöner Malerfarben; XIII) Einige kosmetische Mittel; XIV) Parfümerien; XV) Einige Mittel wider körperliche Übel; XVI) Einige nützliche Notizen für diejenigen, welche Vieh und Geflügel halten; und endlich XVII) Nützliches Allerley. — Bey den Regeln zum Gebrauche des Barometers kann auch diese mit hinzu gefügt werden: Wenn das Barometer steigt, wenn der Wind nördlich steht: so folgt kein gut Wetter. Hiezu soll auch noch ein zweyter Theil folgen. Druck und Papier sind schön.

Ks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *München*, b. Fleischmann: *Über Behandlung, Futter und Mastung des Viehs der Landwirthschaft*; vom Staatsrath *von Hazzi*. Vorgetragen in der öffentlichen Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins in München. 1820. 62 S. 8. (7 gr.)

Der Vf. geht von dem Grundsatz, oder wenigstens dem Bilde aus, dass mit der Cultur des Menschen auch die Cultur des Hausviehes einen gleichen Schritt halten müsse. Im Zustand der ersten Wildheit des Menschen seyen auch die Thiere wild umher gerannt. Aus dem Zustand des Nomaden wäre für das Vieh ein Zustand der Heerde und Weide entstanden. Unnatürlicher Weise wolle man aber jetzt das Vieh auf diesem rohen Grad stehen lassen, während doch der Mensch als veredelter Ackerbauer sich eine behagliche Wohnung, häusliche Pflege und Küche geschaffen habe. Das Vieh müsse in gleicher Art zu besserer Stallung, Wartung und einer Küche, das ist, *warmer Kost*, vorwärts gerückt werden. Über alles das werden in gedrängten Sätzen die interessantesten Andeutungen und Winke gegeben, wobey wir nur hin und wieder das *Manierirte* der Rede, und Provinzialismen, wie z. B. *oder* und *oder*, statt entweder und oder verwischt wissen möchten. Der Vf. hat schon in einer früheren Periode unendlich viel zu Schöpfung eines freyen Eigenthums und einer freyen Cultur in Baiern gewirkt, bis dann auch hier wieder die Rückschritte auf die älteren Feudalprincipien mit der alten Grundholden- und Forstwissenschaft eingetreten. Die Ereignisse der letzten theuren Jahre, wo das fast ausschliessend nichts als Ackerwirthschaft treibende Baiern mehr als jedes andere Deutsche Land am Rand des Hungers gekommen, dürfen billig Aufmerksamkeit auf das erregen, was jetzt noth thut, nämlich die schon längst versprochene Ablösung der Lehenlasten und Zehnten und sodann die Umwandlung der Dreyfelderwirthschaft, die mit dem jetzigen Zustand der Dinge nicht mehr vereinbar ist, und selbst nach *Thaers* Veranlagung allen ackerbauenden Landen Verderben und Elend bringen wird. Was insbesondere den übermässigen Waldstand betrifft: so könnte man die lächerliche Sorge, dass die Nachwelt erfrieren möchte, schon durch den Augenschein und die Erfahrung anderer Länder beseitigen, z. B. des blühenden Niederösterreichs, wo von Wien an bis an die Mährische Grenze bey Znaim die meisten Wälder den edlen Weinbergen, Obstgärten und Waizenfeldern haben Platz machen müssen, ohne dass der Stadt Wien auf Flüssen und den *neuen herrlichen Canälen* seither weniger Brennmaterialen an Holz und *Steinkohlen* zugefahren wird. So wie man aber von ferner wieder die traurigen Wälder sieht, kann man zum voraus versichert seyn, wieder in das Gebiet einer armseligen und kläglichen Landwirthschaft zu kommen. Verhältnissmässig steht aber, wie es scheint, selbst auch in diesem blühenden Österreich die Viehzucht noch nicht auf ihrer möglichen Höhe, weil nach Berechnung Englischer Landwirthe *durch Mangel der Mastung* jährlich ein möglicher Gewinst von 2,850,000 Pfund verlohren gehen soll. Es ist anzunehmen, dass bey einer erhöhten Viehzucht die Hauptstadt Wien aus den Deutschen Landen allein richtig versorgt werden könnte. Allein eine ganz feindliche Stellung gegen die Mastung des Viehs nehmen allenthalben die *Fleischtaxen* ein, die alles, gemästet oder ungemästet, nach Metzgergriffen und Wagbalken, ohne Unterschied abmachen wollen; daher man, so lange Fleischtaxen an sich noch gelten sollen, wenigstens die genau ausscheidende Art der Engländer annehmen müsste.

D. d. u. n.

Winterthur, in der Steinerschen Buchhandlung: *Beschreibung des Getreideschänders (Tipula cerealis), eines dem Getreidebau höchst schädlichen Insectes, sammt Vorschlägen zu seiner Vertilgung von* Dr. *Joh. Nep. Sauter*, Grossherzogl. Badischem Medicinalrathe, Kreisreferenten und Amtsphysikus in Konstanz u. s. w. 1817. 47 S. 8. (5 gr.)

Die Larve des hier zu beschreibenden Insectes (sagt der Vf. §. 5.) wird von den Bauern unserer Gegend der rothe Korn- oder Gersten-Wurm genannt; andere nennen ihn auch Korn- oder Gersten-Made. Im Jahre 1813 hat diese Larve in mehreren Dörfern des Hegau's die Gersten-Flur beynahe ganz zerstört. Der herrschaftliche Zehend ward bey noch prachtvollem Zustande der Gerste verpachtet; die Pächter waren bey der völligen Verderbung der Gerste gezwungen, um Abänderung, oder um Aufhebung des Pacht-Accordes einzukommen; die Sache wurde untersucht, die Bauern so wie die Gefällverwaltungen schickten von der verdorbenen Gerste an das Grossherzoglich-Badische Seekreis-Directorium in Konstanz Muster ein, die mir (dem Vf.) zur Untersuchung auf Berichterstattung in naturhistorischer Hinsicht zugestellt wurden, und so kam die Sache in Anregung." Dem Vf. wurde dieser Gegenstand so interessant; dass er über dieses Insect mehrere Jahre vielfältige Versuche angestellt, und über die verschiedenen Entwickelungen und Lebens-Perioden Beobachtungen gemacht und Erfahrungen eingesammelt hat. Davon schreibt er von §. 19 bis 55 eine für den Naturforscher interessante Naturgeschichte, welcher eine sehr genaue und schöne Abbildung sowohl der Larve als des Insects, auf einem Kupfer beygefügt ist. §. 49 heisst es: „Unser Insect gehört, wie Fig. 4 und 5 und das folgende zeigt, nach *Linné* in die 6te Ordnung zweyflügligter Insecten (*Diptera*), in das 252ste Geschlecht, Langfüsse (*Tipula*), oder nach *Fabricius* unter sein 224stes Geschlecht, Schnakenfliege (*Tipula*). Gleich nach der Entwickelung ist diese kleine *Tipula* sehr munter, flattert schnell herum, setzt sich aber bald in die Gerstenhalme hinein, und entzieht sich oft der Beobachtung. Ich habe sie nicht an der Begattung, und eben so wenig am Verkriechen in die Blattscheiden, um ihre Eyerchen da legen zu können, angetroffen; es hält schwer dieses zu beobachten; dass es geschieht, ist gewiss; das Wie nutzt uns hier wenig. Diese seine letzte Lebensperiode ist sehr kurz; sie dauert nur wenige Stunden; ich glaube mit vieler Gewissheit, dass sie nicht volle 24 Stunden in diesem Zustande lebt, während welcher kurzen Zeit sie sich begattet, ihre Eyerchen legt und stirbt. Hierauf folgen seine Vorschläge von §. 56 bis 75, wo er aus der Naturgeschichte nachweiset, wie dieses schädliche Insect am leichtesten in seiner Brut auszurotten sey.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WINTERTHUR, in der Steinerschen Buchhandlung: *Christenthums-Geist und Christen-Sinn*, allen gebildeten Christen, besonders dem weiblichen Geschlechte dargelegt von *J. E. Ewald.* 1819. Erstes Bändchen. 240 S. Zweytes Bändchen. 213 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wenn man obigen Titel erwägt, so sollte man denken, dass in dieser Schrift das Unterscheidende des Christenthums auseinandergesetzt werde. Das ist es aber nicht, oder wenigstens nicht allein, was man darin findet. Es ist vielmehr eine vollständige Religionslehre, die hier der Vf. mit dem ihm eigenthümlichen Geiste liefert. Weil er nämlich das Geschäft übernommen hatte, in einer weiblichen Erziehungsanstalt, in welcher Töchter aus den verschiedensten Ständen von allen drey Confessionen vom zwölften bis achtzehnten Jahre zum Theil für die Welt, zum Theil für das häusliche Leben, nach der kurzen Vorrede (man könnte fragen: wird das häusliche Leben von der Welt ausgeschlossen?) gebildet werden, den Unterricht in den Pflichten und Lehren des Christenthums zu besorgen, und ihm dieser Unterricht grosses Vergnügen machte: so hat er die bey dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge jetzt überarbeitet, und sie dem Publicum, besonders Müttern und Töchtern aus den gebildeten Ständen in der Hoffnung übergeben, dass das, was aus dem Herzen geflossen sey, auch wieder zu Herzen gehen werde. Fest überzeugt, dass des Vfs. Erwartung nicht täuschen werde, empfehlen wir auch diese Schrift nicht gerade Töchtern aus gebildeten Ständen — denn so freysinnig auch diese seyn mögen, wie es denn des Vfs. Zöglinge gewesen seyn sollen: so fürchten wir doch, dass diese ohne alle Beyhülfe nicht Alles verstehen dürften — sondern vielmehr Lehrern selbst, die solche Mädchen von dieser Bildung und Alter zu unterrichten haben. Das Ganze besteht, wie der Titel schon besagt, aus zwey Bändchen. In dem ersten Bändchen werden durch 43 Abschnitte oder Numern, wie sie hier genannt werden, die Religionslehren selbst durchgegangen, so dass der Reihe nach über Religion, ihre Nothwendigkeit, ihre Quellen, über angebliche Offenbarungen, über Bibel, über den Inhalt des A. Testaments, über Jesus, über sein Lehramt, seine Thaten, und seine hauptsächlichsten Lehrsätze, über seine letzten Schicksale, über seine Apostel, über seinen Tod, über die Lehre seiner Apostel, über die Glaubwürdigkeit der Bibel, und über das Christenthum überhaupt gesprochen wird. Man sieht, dass hier nicht die beste Ordnung beobachtet wird, sondern das Geschichtliche des Christenthums mit den Lehrsätzen desselben abwechselt. Dass unter diesen Vorträgen viel Schönes und Ausgezeichnetes vorkommt, kann man von dem geistreichen Vf. schon vermuthen, z. B. S. 26: „Giebt es ein Bild der Gottheit: so ist es kein Stern, so glänzend er seyn mag, auch nicht die wohlthätige Sonne, weil ihr Bewusstseyn fehlt; so ist es allein der Mensch, weil er denken und lieben kann. Ja, das kann und soll er! Dazu ist sein ganzes Wesen organisirt, darum ist er mit zehntausend Rosenbändern an andere Menschen gebunden, in der süssesten Selbstvernichtung mit ihnen zusammengeschmolzen" u. s. w. Aber auch des Vfs. sonst schon bekannte Meinungen finden sich hier mit aller Eigenthümlichkeit wieder. So wird z. B. S. 8. der Vernunft alle Kraft abgesprochen, Religionskenntniss sich zu verschaffen und geradehin behauptet: „Nie gab es eine blosse Vernunftreligion (Nun was war denn das, was man vor der mosaischen und christlichen Offenbarung hatte? Man höre!) „Alle Völker, die Religion hatten oder haben, gründeten ihre religiösen Begriffe auf Sagen und Überlieferungen ihrer Vorfahren, auf Tradition (Aber von wem hatte man denn die erste Sage und Überlieferung? Woher anders als von der so angefeindeten Vernunft?) — Taubstumme, unerachtet sie Vernunft wie andere Menschen, oft mehr als manche Menschen haben, wissen ohne künstlichen Unterricht nichts von Religion, weil ihnen der Sinn fehlt, durch den sie religiöse Begriffe von Anderen erhalten können (*id quod erat demonstrandum!* Gewöhnlich fehlt es Taubstummen auch an Ausbildung ihrer Vernunft; aber fehlt es ihnen daran nicht: so fehlt es ihnen auch nicht an einer Art von religiösen Begriffen). Manche einzelne Menschen sind durch einen Zusammenstoss von sonderbaren Umständen, ohne menschliche Bildung, bloss unter Thieren aufgewachsen. Sie wussten nichts von Religion; aber sie wussten auch nichts von Vernunft!" Noch sonderbarer ist der Grund, warum die Vernunft keine religiösen Begriffe finden könne. „Unsere Vernunft, heisst es weiter, kann über Mancherley nachdenken, mehrere Gegenstände vergleichen, darüber urtheilen; aber es muss ihr erst etwas *gegeben* werden, etwas das der Mensch gesehen, gehört, durch seine Sinne oder innere Anschauung empfunden hat (Nun richtig! Wird ihr aber durch den Sinn der Augen, des Ohrs nicht Himmel und Erde und das Bunte der Schicksale auf der Erde ge-

geben, um darüber Urtheile und Vergleichungen anſtellen zu können?) Sie kann nichts allein aus ſich ſelbſt ſchöpfen; zuſammenſetzen, trennen kann ſie, aber nichts ſchaffen. (Auch nicht allgemeine Grundſätze und Regeln?) Alle ihre Begriffe gehen von irgend einer Anſchauung aus (nicht auch die religiöſen? Sagte Jeſus nicht ſelbſt: *ſeht* die Vögel unter dem Himmel u. ſ. w.) Aber die Aufſchlüſſe, die wir von der Religion erhalten, können keine Gegenſtände der Anſchauung ſeyn. Wer hat die Gottheit je geſehen, wer kann ſie ſehen?" Sonderbar! als ob man nichts wiſſen und finden könnte, als was man hört und ſieht. Wer hat denn Tugend und Wahrheit geſehen, oder wer hat allgemeine Grundſätze überhaupt geſehen; deſswegen kann die Vernunft ſich keine Begriffe davon bilden? — Nun was ſoll denn eine Quelle der Religionskenntniſs ſeyn? Nichts gewiſſer vermuthete Rec., als die Bibel als einzige Quelle genannt zu finden. Aber wie! ſo widerſprechend mit ſich ſelber verfährt der Vf., daſs er im 5 §. fortfährt: „Aber wir kennen eine andere Quelle von Gotteskenntniſs, die uns weit mehr giebt, als die Vernunft — das iſt die Natur!" Und nun wird ausführlich und recht *con amore* gezeigt, wie die Natur zur Gotteskenntniſs führe. Sieht denn der Vf. nicht ein, daſs er nun behauptet, was er vorher beſtritten hat? Wodurch führt denn die Natur den Menſchen zur Gotteskenntniſs? Nicht wahr durch die Vernunft deſſelben? Oder führt ſie denn auch das Thier dazu? Man ſieht, daſs die Wahrheit, die man beſtreitet, ſich immer ſelber rächt! Deſto mehr werden Freunde des Chriſtenthums dem Vf. in dem 7, 8, 9 und 10 Paragraphe beyſtimmen, wo daraus, daſs er wiſſen müſste, was er nicht weiſs, können müſste, was er nicht kann, Troſt haben müſste, wo er keinen hat, die Unentbehrlichkeit des Chriſtenthums gezeigt wird. Es erlaubt der Raum nicht, die Gedankenreihe des Vf. weiter zu verfolgen, und unſere abweichenden Meinungen dagegen zu halten. Die Sprache des Hn. *E.* iſt ſchon längſt als vorzüglich anerkannt worden; deſto mehr fallen gewiſſe Eigenheiten auf. Dahin gehört das neugeſchaffene Wort: Selbſtloſigkeit S. 33.

—R—

LANDSHUT, b. Krüll: *Homilien auf alle Sonn- und Feſt-Tage des Kirchenjahres* von *J. M. Sailer*, Geiſtl. Rath und Prof. der Moral- und Paſtoral-Theologie zu Landshut. 1819. 1 B. 411 S. 2 B. 515 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. dieſer Homilien iſt bekanntlich einer der vorzüglichſten aſcetiſchen Schriftſteller in der katholiſchen Kirche Deutſchlands, und die Herausgabe dieſer geiſtlichen Reden kann dieſen ſeinen Ruf nicht anders als ſehr erhöhen. In dem Sinne, wie man ſeit einiger Zeit das Wort *Homilie* zu nehmen pflegt, daſs man darunter eine erbauliche Anwendung eines längeren Abſchnitts aus der Bibel verſteht, bey welcher man keinen Theil deſſelben übergeht, und der Reihe der Gedanken und Worte in demſelben folgt, können zwar nicht alle Vorträge, die man hier findet, ſo heiſsen; aber der Vf. meint, Geiſt, Leben und Ausdruck der Converſation und die vertraute Unterhaltung über den ewigen Rathſchluſs, den heiligen Willen und das Reich Gottes in Chriſtus zwiſchen den Predigern und den Zuhörern, die in das Verhältniſs der Familien tretend vor Gott verſammelt ſind, der eine lehrend, die anderen hörend, machen einen Vortrag zu einer chriſtlichen Homilie. Darum hat er ſeinen Predigten dieſen Namen gegeben, den ſie auch gewiſs verdienen, wiewohl ſie allerdings mit Kunſt angelegt ſind, aber mit einer ſolchen, die Natur zu ſeyn ſcheint. Kein Tag, an welchem in der katholiſchen Kirche in Baiern gepredigt zu werden pflegt, iſt hier übergangen, und für einige Sonntage findet man zwey, auch drey Predigten, ſo daſs die Zahl derſelben auf drey und vierzig anwächſt, und angehängt ſind noch ſieben Gelegenheits-Reden. Alle laſſen ſich als wirkliche Kanzelvorträge leſen, obgleich in einigen nur die Linien und ein Umriſs gegeben ſind, und die Ausmalung des Ganzen der Begeiſterung des wirklichen Predigens überlaſſen iſt. Die meiſten ſind ſehr kurz, und können, wenn der Redner nicht ſehr langſam geſprochen oder noch Vieles nicht Aufgeſchriebene hinzugeſetzt hat, kaum die halbe Stunde ausgefüllt haben, die zu ſolchen Vorträgen in der Univerſitätskirche zu Landshut beſtimmt geweſen iſt. Sehr wenige haben die Länge der gewöhnlichen Predigten. Sehr ſelten iſt das, was gelehrt oder wozu ermahnt wird, durch Gründe, die aus der Natur der Sache hergenommen ſind, unterſtüzt; ſehr gewöhnlich bloſs durch die Bibel, faſt gar nicht durch die Autorität der Kirchenväter; aber immer ſpricht der Vf. in eigener Autorität als das Organ der Kirche, und ſcheint als ſolches Anſehen zu fodern. Ob dieſes nur darum geſchehen iſt, weil bey der Ausführung auch haben Gründe aus der Natur der Sache hinzugefügt werden ſollen, oder weil er als Prediger, als katholiſcher Prediger, ſo zu ſprechen ſich für befugt und verpflichtet hält, läſst ſich nicht entſcheiden. Übrigens ſieht man hier nur den katholiſchen Prediger, ſo fern er den Lehren ſeiner Kirche in keinem Punct widerſpricht, den Glauben daran vielmehr immer vorausſetzt und alle Einrichtungen ſeiner Kirche möglichſt für den Zweck der chriſtlichen Erbauung benutzt und zu benutzen anräth; welches man gewiſs loben muſs. Möchten eben ſo doch auch proteſtantiſche Prediger ſtets in Hinſicht nicht bloſs auf die Lehren, ſondern auch auf die Einrichtung in ihrer Kirche verfahren, welches nicht immer geſchieht, wenn z. B. an Feſttagen Materien gewählt werden, wie ſie an jedem Sonntage gehalten werden könnten, und auf die Abſicht des Feſtes gar kein Bezug genommen wird! Im Übrigen ſind dieſe Vorträge ganz evangeliſch. Sie dringen auf Buſse und Glauben im ächt evangeliſchen Sinne, und nur in dieſen Geſinnungen auf gute Werke, oder einzelne gute Geſinnungen und Handlungen, die nur durch jene ihren rechten Werth erhalten, wie der Vf. mehr als einmal ſagt. Zur Übung der äuſseren Religionshandlungen nach den Geſetzen ſeiner Kirche ermuntert der Vf. allerdings; aber er ſucht ſeine Zuhörer nicht nur zu ermahnen, ſondern auch dahin zu führen, daſs ſie ſo

dem rechten Sinn und Geist, der auf die wahre christliche Heiligung geht, vorgenommen werden, und sagt gerade heraus, dass sie sonst ganz nutzlos sind. In der letzten Rede bey dem tausendjährigen Jubiläum der Pfarrkirche zum h. Petrus im Markte Velden hatte er von dem vollkommenen Ablass zu reden, der von dem Papste den Theilnehmern an dieser Feyerlichkeit versichert ist; aber er kündigt sehr ernstlich an, dass derselbe ohne wahre Besserung von keinem Erfolge sey. Überall aber dringt er mehr auf den allgemeinen christlichen Sinn der Liebe zu Gott, als auf die einzelnen Äusserungen derselben, daher die meisten Reden sehr allgemeinen Inhalts sind, d. h. die besondere Veranlassung, die das Evangelium des Tages oder die Absicht der Zusammenkunft giebt, wird benutzt, um diesen allgemeinen Sinn der christlichen Frömmigkeit zu wecken, zu beleben und vor dem Untergange oder der Schwächung zu bewahren. Er meint auch, das ewige Heil der Menschen durch Gott in Christus müsse der Text aller Predigten seyn, wie er es bey den Aposteln gewesen wäre, müsse als Seele in allen Gliedmassen der Rede herrschen, indem alle Lehren Jesu an Einer Grundlehre wurzeln, und gleichsam aus dieser Wurzel hervorgegangen sind. Der Prediger müsse sich in Betrachtung göttlicher Dinge so eingeübt haben, dass ihm in jeder einzelnen Lehre diese Grundlehre, wie die Sonne in jedem Strahl, der von ihr ausfliesst, oder wie der Mittelpunct in jeder Linie, die von ihm hervorgeht, begegne und von selbst zukomme (Vorr. S. V), worin man gewiss viel Wahres erkennen wird. Dabey kann zwar nicht fehlen, dass der Vf. auf Einerley oft zurückkommt; aber man wird theils die Mannichfaltigkeit in der es geschieht, theils die Zweckmässigkeit und wie er dem Einen immer noch eine eigene und doch sehr richtige, immer neu erbauliche Seite abzugewinnen, und es auf verschiedene Umstände verschieden anzuwenden weiss, bewundern müssen. Der Stil des Vfs. ist trefflich, wie schon aus seinen anderen Schriften bekannt ist, und nur höchst selten stösst man auf Provinzialismen, z. B. *Dörner* statt *Dornen*, die man wegwünscht. Den Inhalt einzelner Reden, die Rec. nicht nur aus Pflicht, sondern auch gern und zu seiner Erbauung sämmtlich durchgelesen hat, anzugeben, enthält er sich zur Schonung des Raums und scheint ihm überflüssig. Nur mögen einige Themata hieher gesetzt werden, weil man daraus einigermassen den Vf. beurtheilen kann. Vte Hom. Christus bekannt unter den Christen und unbekannt, nach Joh. 1, 26. XIte am Neujahrstage: was es heisse, vom rechten Anfange anfangen. XVI. von einem Glauben, der todt, und von einem Unglauben, der lebendig ist. XIX. Von dem Guten in seinem Emporkommen, Wachsen und Reifwerden. XXIII. Von dem Lichte, dessen wir in der Zeit und Ewigkeit bedürfen. XXVI. Die Verklärung Christi, ein Lehr- und Musterbild für Christen. LI. Von dem hohen Sinn und Geist des Kirchengebets am Frohnleichnamstage. LVI. Der Fischzug Petri als Thatsache und als Sinnbild. LXII. Von den bedeutendsten, schädlichsten aller Anmassungen. LXXVII. Von falschen Propheten, die zu allen Zeiten wieder kommen, und von falschen Propheten, die zu gewissen Zeiten erscheinen. LXXX. Musterbild eines himmlischen Besuchs auf Erden (der Maria von Elisabeth) für alle kommenden Zeiten. XC. Jeder Mündige sey ein Engel der Unmündigen (am Engelsfest). Um auch Proben von der Behandlungsart des Vf. zu geben, stehe der Inhalt der XVIIIten Rede hier: Von der Wahrheit, die wir stets hören, und von der Fabel, die man nie hören soll, über 2 Tim. 4, 1 — 5. Im Eingange wird gesagt, dass man auch jetzt die Ohren oft von der Wahrheit ab- und der Fabel zukehre, und nun zeigt er zuerst, dass das geschehe, wenn man nichts von dem Christenthume wissen wolle, weil man lieber seinen Lüsten nachleben, durch eigene Erfindungen sich selber weise, gross und glücklich machen und andere zu dieser Grösse und diesem Glücke anführen möchte, dagegen gern höre, der Mensch sey nur zum Vergnügen geschaffen; was der Prediger uns sagen könne, wisse man besser als er, oder es sey nicht mehr Waare des Zeitalters; der Mensch müsse daher streben von keinem Anderen, als von sich selbst abhängig zu seyn. Dass das Eine Wahrheit, das Andere Fabel sey, wird zwar mehr vorausgesetzt und im Ansehen der Kirche behauptet, als erwiesen, aber in der kraftvollen Darstellung des Vfs. liegt doch einiger Beweis. Im zweyten Theil will er dazu ermuntern, der Fabel kein, der Wahrheit allein Gehör zu geben, und er thut es mit vielem Nachdruck, besonders mit Hinweisung auf das Beyspiel des Paulus und Augustinus, das einzige Mal, so viel sich Rec. erinnert, wo ein einzelner Kirchenvater als Muster aufgestellt wird. Immer werden Prediger von dem Vf. lernen können, die allgemeinen christlichen Wahrheiten in Übereinstimmung mit dem System der Kirche zeitgemäss und mit Anwendung auf einzelne Fälle erwecklich vorzutragen, und Christen überhaupt und Katholische insonderheit werden diese Homilien zu ihrer grossen Erbauung lesen können.

Dfr.

KATECHETIK.

Leipzig, b. Engelmann: *Katechisationen über sittlich-religiöse Wahrheiten* von M. *Johann Heinrich Gottlieb Hesse*, Nachmittagsprediger an der Universitätskirche und Lehrer an der Töchterschule des Arbeitshauses für Freywillige zu Leipzig. Erstes Bändchen. 1820. VIII und 214 S. Zweytes Bändchen. VI u. 203 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Der Vf. befürchtet, den Vorwurf der Unbescheidenheit und Zudringlichkeit auf sich zu laden, indem er mit seinen Katechisationen zu einer Zeit hervortritt, wo theils Meisterwerke dieser Art vorhanden sind, theils von vielen Pädagogen die Katechetik als veraltet angesehen und verachtet wird, theils endlich es immer mehr herrschender Geist zu werden droht, die Wahrheiten der christlichen Religion und Tugendlehre nicht zu verstehen, sondern ihr himmlisches Licht nur zu fühlen und zu ahnen. Er entschuldigt aber sein Hervortreten mit den an-

ihn ergangenen Auffoderungen grofser Meister in diesem Fache, eines *Spiekers*, *Zerenners*, *Ziegenbeins*. Rec. ist der Meinung, dass es des Vfs. Entschuldigung nicht bedurft hätte, da seine Katechisationen keinesweges unter die schlechten gehören, sondern einen denkenden, geistvollen und religiösen Mann in ihm beurkunden. Das erste Bändchen enthält folgende acht Betrachtungen: Nichts ist blinder Zufall — der Geist macht lebendig — die Macht der Wahrheit über Wahnglauben und Schwärmerey — die fortwährende Wirksamkeit Jesu auf Erden — die Freude der Guten über die Rückkehr des Sünders zur Tugend — der fromme nachdenkende Blick auf Gottes Himmel — über die Ermüdung im Guten — wie wir die heilige Schrift zum Segen für unser Herz benutzen können. Das zweyte Bändchen enthält nachstehende: das edle Gemüth bey dem Suchen und Finden der Hülfe — wie lehrreich die Geschichte der Vorwelt für uns werden könne — wer ist unser Nächster? — Über das Tischgebet — wann kann und soll auch uns das Andenken an die Unsrigen zum Danke gegen Gott erwecken? Der hohe Werth, den christlich religiöse Übungen auch für die Jugend haben. Wie nöthig es sey, von dem, was zum Wesen der Religion gehört, sich richtige Begriffe zu machen — über religiöse Schwärmerey.

Jede Katechisation beginnt mit einer sogenannten Aufmunterung zur Andacht, ihr folgt ein kurzer Gesang, hierauf ein Gebet in Bezug auf den abzuhandelnden Gegenstand, dann wieder ein Gesang und nun nach einer langen Einleitung die Katechisation, welche durch längere Episoden unterbrochen wird. Rec. kann diesen allen keinesweges Gründlichkeit, bestimmten Gedankengang, lichtvolle Entwickelung der Begriffe, und würdige und meist reine Diction absprechen; auch sind die Katechisationen oft herzlich und eindringend. Allein der Vf. scheint oft zu ausführlich zu werden, holt zu weit aus, wird durch seine langen Einleitungen und Episoden ermüdend, ist in seinen Fragen nicht immer bestimmt genug, und läfst die Antworten der Kinder nicht selten über die jugendliche Fassungskraft hinausgehen.

Gleich bey der ersten Katechisation nimmt die Einleitung auser der Aufmunterung und dem Gebete beynahe sechs gedrängte Seiten ein; dann folgen wieder während der Katechisation zwey Episoden von sieben Seiten. Rec. ist überzeugt, dass viele Prediger keine so lange Predigt halten, als diese Einleitung und Zwischenvorstellungen ausmachen. Es kann nicht fehlen, Kindern und Zuhörern muss dabey die Zeit lang werden, wenn auch Vortrag und Declamation noch so kräftig und lebendig sind. Dass der Vf. in seinen Fragen nicht immer deutlich und bestimmt genug ist, davon nur Ein Beyspiel. Er will in der zweyten Katechisation den Satz abbandeln: der Geist macht lebendig. Er stellt zwey Haupttheile auf, nämlich a) was der Sinn dieses Ausspruchs sey, b) wann wir zu erkennen geben, dass der Geist lebendig macht. Den ersten Theil beginnt er folgendermassen: L. Wie nennen wir das denkende, wollende und empfindende Wesen, das neben Millionen verschiedenartigen anderen Geschöpfen (verschiedenartiger anderer Geschöpfe) auf der Erde lebt? Sch. Mensch. L. Wie nennt man aber das dem Menschen verliehene Vermögen zu denken und zu urtheilen, den Inbegriff seiner Denkkräfte, mit einem Worte? Sch. Geist des Menschen. L. Wie lange beglückt uns aber dieser Geist in dieser Verbindung der Dinge? Sch. So lange wir leben. L. Und was wird im Tode vom Körper getrennt? Sch. Der Geist. L. In was für einer Verbindung steht daher unser Geist mit unserem Leben? Sch. In der genauesten Verbindung. L. Wovon scheint unser Leben die Wirkung zu seyn, da mit der Trennung des Geistes vom Körper unser irdisches Leben aufhört? Sch. Vom Geiste. L. Wovon dürfen wir demnach unseren Geist als Ursache ansehen? Sch. Von unserem Leben. L. Wie drückt das unser Hauptsatz aus? Sch. Der Geist macht lebendig. L. Welches wäre also schon eine Bedeutung des Satzes: der Geist macht lebendig? Sch. *Der Geist ist die Ursache des Lebens*. (Sollte wohl ausgedrückt seyn: die Verbindung des Geistes mit dem Körper ist die Ursache des (sinnlichen) Lebens.) Rec. gesteht ein, dass die Behandlung dieses Satzes keine leichte Aufgabe ist. Aber er zweifelt, dass das, was hier der Vf. vorausgeschickt hat, zum richtigen Verständniss führe, und noch weniger das, was er in der zweyten Unterabtheilung des ersten Haupttheils sagt, dass der Satz: *der Geist macht lebendig*, auch so viel heisse, als: der vollkommenste Geist ist fortwährend Welterhalter. Näher kommt der Vf. in der dritten und vierten Unterabtheilung, wo er den Satz: der Geist macht lebendig, so erklärt: der Geist der christlichen Religion (warum nicht: die christliche Religion? denn das ist doch in der Stelle 2 Cor. 3, 6. die Bedeutung des πνευμα im Gegensatz des γραμμα) lehrt uns christlich denken und handeln und — macht uns ewig glückselig. Überhaupt setzt diese ganze Katechisation sehr fähige und gebildete Kinder voraus, und man ist nicht selten mit den Antworten zufriedner, als mit den Fragen, die bisweilen ziemlich unbestimmt ausgedrückt sind. Als Beyspiel führt Rec. nur den Anfang der zweyten Katechisation im anderen Bändchen an, welche der Vf. mit folgenden Fragen anfängt: Was haben sich zu allen Zeiten unter den Menschen zugetragen? (Antw. Veränderungen.) Wie waren diese Veränderungen dann, wenn sie auf das Wohl oder Wehe sehr vieler Menschen einen bedeutenden Einfluss hatten? (Antw. Wichtig.) Was haben auch die Menschen, die vor uns gelebt haben, erlebt? (Antw. Wichtige Veränderungen.) Von wem rühren gewöhnlich die Veränderungen her, die unseren Geist in die Vergangenheit führen? (Antw. Von Menschen.)

Doch Rec. ist nicht gemeint, durch diese Erinnerungen die Arbeiten des Vfs. herabzusetzen. Vielmehr werden sie von Lehrern, die schon im Katechisiren einige Fertigkeit besitzen, mit Nutzen gebraucht werden können. Aber für Anfänger möchten sie wohl nicht geeignet seyn.

J. 4. 5.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

PHYSIK.

Wien, b. Gerold: *Lehrbuch der Physik*, von *Joh. Ph. Neumann*, Prof. am k. k. polytechn. Institut in Wien. Zweyter Theil mit 15 Kupf. 1820. 783 S. 8. (4 Rthlr.)

Wir haben den ersten Theil dieses Lehrbuchs in diesen Blättern 1818. No. 224 mit gebührendem Lobe angezeigt, und können mit wahrer Freude versichern, dass dieser zweyte Theil uns fast noch mehr Beyfall zu verdienen scheint, als der erste, da der Fleiss des Vfs. sich hier noch sichtbarer zeigt, und die hier vorkommenden Gegenstände auf eine so reichhaltige, lichtvolle und befriedigende Weise vorgetragen sind, dass kaum Gelegenheit zu irgend einer eigentlich tadelnden Bemerkung gegeben ist. Den Wunsch, dass bey den einzelnen Materien sich einige literarische Nachweisungen fänden, können wir jedoch nicht ganz verhehlen.

Es wird hier zuerst die Akustik, dann die Lehre von der Wärme, vom Lichte, von Elektricität und Magnetismus abgehandelt, und dann folgt eine kurze Darstellung der wichtigsten Lehren aus der physischen Geographie und Meteorologie. Den ganzen Inhalt durchzugehen, scheint uns unzweckmässig; wir wählen daher nur zwey Abschnitte aus, um vorzüglich an dem Inhalt des einen die Reichhaltigkeit des Werks zu zeigen, und theils auch, um einige Bemerkungen über das Einzelne beyzufügen.

Von den Erscheinungen der Wärme. — Erregung der freyen Wärme. — — Wie sie durch Reibung, durch plötzliche Zusammendrückung u.s.w. entsteht. Ausdehnung der Körper durch Wärme, Thermometer, Quecksilberthermometer; — was zu einem guten Therm. gehört, Bestimmung der fixen Puncte, Rücksicht auf den Barometerstand bey Bestimmung des Kochpunctes; Luftthermometer; *Rumfords* Thermoskop und das diesem ähnliche Differential-Thermometer von *Leslie*. Metallthermometer. Das *Holzmann*sche wird umständlicher beschrieben: es besteht aus einem, von Silber und Platin zusammengefügten Streifen, der spiralförmig gewunden ist. Bey zunehmender Wärme dreht sich die Spirale auf, und bringt dadurch auf einem Zifferblatt den Zeiger in Bewegung, welcher so die verschiedenen Wärmegrade zeigt. Pyrometer zu Bestimmung sehr hoher Wärmegrade; *Laplace's* und *Lavoisiers* Apparat.

Verbreitung der freyen Wärme. Strahlende Wärme; — *Pictets* Versuche; Erklärung der Erscheinung, die man als scheinbares Ausstrahlen von Kälte ansehen könnte; Einfluss der Oberfläche auf den Verlust an Wärme durch dieses Ausstrahlen: *Leslie's* Versuche, [aus denen wohl noch einige Resultate hier hätten Platz finden mögen; — *De la Roche's* Versuche scheinen dem Vf. unbekannt geblieben zu seyn.] Fortgeleitete Wärme. Welche Körper am besten die Wärme leiten; ob das Wasser ein Leiter oder Nichtleiter der Wärme ist? — Anwendung, die man von den durch die Wärme im Wasser bewirkten Strömungen machen kann.

Wärme-Capacität der Körper. Specifische Wärme. Bestimmung der Temperatur für Mischungen ungleich warmer Massen derselben Art; Versuche über ähnliche Mischungen ungleichartiger Materien; Beyspiele solcher Mischungen, die offenbar auf ungleiche Wärme-Capacität deuten. *Lavoisiers* Eis-Apparat.

Die Wirkungen der Wärme eigens betrachtet. [Rec. würde lieber sagen: nähere Untersuchungen über die Wirkungen der Wärme.]

Raumes-Erweiterung. Welche Anwendung man von dieser Ausdehnung der Körper durch die Wärme macht, um den gleichförmigen Gang der Uhren bey ungleicher Wärme zu erhalten. — Besondere Eigenschaften des Thons, und darauf gegründete Einrichtung des *Wedgwood*schen Pyrometers. Verschiedene Ausdehnung verschiedener flüssiger Körper; Temperatur, bey welcher das Wasser die grösste Dichtigkeit hat; gleichförmige Ausdehnung der Gasarten. — — [*Daltons* Vermuthung, über die verhältnissmässige Ausdehnung bey verschiedenen Temperaturen wird nicht erwähnt. So redet auch der Vf. nicht von den Bemühungen, den wahren Nullpunct der Wärme zu bestimmen. Aber allerdings ist jene Vermuthung noch nicht begründet, und diese Bemühungen ganz ohne Erfolg gewesen; es ist also kein Fehler, wenn man diese Gegenstände ganz bey Seite lässt.]

Schmelzen fester und Erhärten flüssiger Körper. Bindung der Wärme beym Schmelzen. — Dämpfe. Wie der Druck der Luft das Sieden hindert; — auch ein Versuch, der zeigt, wie der Druck der Dämpfe eben so hindernd wirkt. Papinianischer Topf. Bindung der Wärme bey Bildung der Dämpfe. [Hier hätte wohl etwas mehr über das Sichtbarwerden der Dämpfe und das Verschwinden der sichtbaren Dämpfe gesagt werden sollen, in so fern als dieses

auf ungleicher Dichtigkeit der elastischen (unsichtbaren) Dämpfe bey verschiedener Temperatur beruht.] Destillation. — Verdunstung bey geringen Temperaturen: Abkühlung durch Verdunstung, künstliche Kälte. Elasticität der Dämpfe und Mittel, sie abzumessen. Zersetzbarkeit der Dämpfe durch Druck. Wovon die Dichtigkeit und Elasticität der Dämpfe im eingeschlossenen Raume abhängt. Die Verdunstung beträgt im eingeschlossenen leeren Raum nicht mehr, als im eingeschlossenen luftvollen Raume bey derselben Wärme. *Daltons* Erklärungsart. — Zersetzung der Dämpfe durch Wasser anziehende Stoffe; Hygrometrie. Verschiedene Hygrometer; auch das von *Leslie*, und *Daltons* Verfahren, die Feuchtigkeit der Luft zu bestimmen, werden erwähnt. Anwendung der Dämpfe zu Dampfmaschinen, zu Heitzung, Gasbildung und Zersetzung der Gasarten. Erklärung des Verbrennungsprocesses. Wasserbildung aus Oxygen und Hydrogen u. s. w. — Flamme. Auch die schönen, neuesten Untersuchungen werden erwähnt, und *Davy's* Sicherheitslampe angeführt. Öfen u. s. w. —

Diese Inhaltsanzeige läst die Reichhaltigkeit des Ganzen übersehen; über Anordnung und Klarheit der Darstellung könnten wir im Allgemeinen mit dem grösten Lobe reden. Wir übergehen, da Gleiches von den folgenden Abschnitten gilt, diese ganz, um noch bey dem letzten zu verweilen, der die Überschrift führt: Einiges von den irdischen Erscheinungen im Grossen.

Der Vf. hat in diesem Abschnitt, welcher physische Geographie, Geologie und Meteorologie umfast, die Gegenstände nicht mit der Ausführlichkeit behandelt, wie in den vorigen. — Zuerst handelt er von den verschiedenen Gebirgen in Beziehung auf ihre innere Structur und das ihnen beygelegte Alter. Für die Entstehung der Vulcane scheint er am meisten sich zu der Meinung derer hinzuneigen, welche sie durch tief liegende brennende Steinkohlenflötze, wo durch hinzutretendes Wasser Dämpfe entstehen, die Decke gesprengt wird u. s. w., erklären. Sehr kurz wird von der Revolution etwas gesagt, welche unsere Erde mag erlitten haben. — — Von der Ebbe und Fluth. Warum hier der Vf. sagt: *sie pflegt* auf folgende Art erklärt zu werden, — sehen wir nicht ein, da diese Erklärung aus der Wirkung von Mond und Sonne wohl zu den sichersten gehört, die wir in der Physik irgendwo haben. — Von den Seeströmen — sehr kurz.

Von der Atmosphäre. Wärme-Meteore. Wovon das Klima eines Ortes abhängt? — Verschiedenheit der Jahreszeiten in den verschiedenen Zonen der Erde. — Alles nur kurz angedeutet. — Licht-Meteore. — Der Regenbogen. In dieser Erklärung ist der Umstand, auf welchem der *genau bestimmte* Halbmesser des Regenbogens beruht, nicht erwähnt; über die Erklärung des zweyten Regenbogens spricht der Vf. nicht mit genug Sicherheit, da doch in der That an der Richtigkeit dieser Erklärung nicht zu zweifeln ist. Höfe, Nebensonnen; endlich das Nordlicht. Etwas umständlicher wird von den Feuerkugeln gehandelt, und — nach *Chladni?* — ihr kosmischer Ursprung als das Wahrscheinlichste angegeben. — Elektrische Meteore. Der Vf. verweilt umständlich bey den zur Sicherung bey Gewittern dienenden Mitteln. Wasser-Meteore. Die Mannichfaltigkeit der Wolkenformen wird kurz, aber nicht genügend angegeben. Überhaupt sieht man es diesem ganzen Abschnitte an, dass der Vf. ihm nicht so viel Raum schenken durfte oder wollte, als er verdient hätte; daher ist Alles kurz abgebrochen, und man findet hier bey weitem nicht die Befriedigung, wie im Vorigen. Als sehr zweckmässig müssen wir es indess rühmen, dass der Vf. unsere Unfähigkeit, die meisten dieser Erscheinungen zu erklären, geradezu bekennt, und nicht in den Fehler so mancher Physiker verfällt, die uns alles zu erklären wissen, ohne zu ahnden, wie weit sie von der Wahrheit entfernt sind. Aber je weniger wir hier mit Sicherheit wissen, desto nöthiger wäre es gewesen, die Erscheinungen mit aller Sorgfalt anzugeben. Doch der Plan des Buches scheint diese Umständlichkeit nicht erlaubt zu haben, und wir legen daher auf diesen Tadel kein Gewicht.

Tadeln müssen wir dagegen, dass der Verleger auf die Kupfer nicht mehr Sorgfalt gewandt hat; — sie sind im Ganzen nicht gut, und *einige* Zeichnungen, z. B. die Wolkenformen, sind nicht einmal hinreichend, das zu verdeutlichen, was sie darstellen sollen.

i. e. e.

POTSDAM, b. Horvath u. Sohn: *Über interessante, noch fehlende Versuche mit dem Pendel, welchem anfänglich, vermittelst der Mariottischen Maschine, ein bestimmter Impuls ertheilt worden ist, und zwar senkrecht auf diejenige Vertikal-Ebene, welche durch den anfänglich um einen gewissen Winkel elongirten Pendelfaden geht.* Mit gehöriger Rücksicht auf die berühmten Werke: *Euleri Mechanica* T. II. §. 894—908. *Joh. Bernoullii Opera* T. II et III, *Clairaut* in den *Mem. de l'Acad. d. Par. de l'Année* 1735. *La Place Mécanique céleste* T. 1. p. 28—31, *La Grange Mecan. analyt.* (*nouv. edit.*) T. II. p. 194—205 (von *Rohde*). 1820. 16 S. 4.

Man kann das einfache, wie das zusammengesetzte Pendel, auf verschiedene Weise schwingen lassen, entweder in einer lothrechten Ebene, oder in einer krummen konoidischen Fläche, deren Axe auf dem Horizonte senkrecht steht. Der erste Fall findet bey den gewöhnlichen Pendeluhren, der letzte hingegen bey den sogenannten Centrifugal-Uhren (Terzien-Uhren) Statt. Was also der Vf. auf dem Titel dieser kleinen Abhandlung „*noch fehlende Versuche mit dem Pendel*“ nennt, bezieht sich auf die Schwingungen dieses Werkzeugs in einer konoidischen Fläche, und ist keineswegs ganz neu, jedoch interessant genug, um davon beym Vortrage der Physik und physischen Astronomie Gebrauch zu

machen. Das Experiment beſteht kürzlich in Folgendem:

Man hängt ein etwas langes Fadenpendel lothrecht auf, bringt es aus der Lothlinie (hier Ruhelinie genannt), um einen beliebigen Winkel in eine gegen den Horizont geneigte Lage, unterſtützt die Kugel in dieſer ſo, daſs der Faden geſpannt und ſie ſelbſt in Ruhe, jedoch auch der leichteſten Bewegung fähig bleibt. Hierauf ertheilt man ihr, vermittelſt der Mariottiſchen (Percuſſions-) Maſchine, nämlich durch ein zweytes, aus einer genau gemeſſenen Höhe im Kreisbogen herabfallendes Pendel, eine beſtimmte Geſchwindigkeit in tangentieller Richtung, und läſst ſie eine Zeit lang ungeſtört umſchwingen. Da zeigt ſich denn fürs Erſte: daſs die aus dem Aufhängepuncte auf die Horizontal-Ebene projicirte Bahn des Schwingungspunctes kein Kreis, ſondern eine Ellipſe iſt. Fürs zweyte wird man gewahr, daſs die groſse Axe oder Apſiden-Linie dieſer Curve ihre Lage nach und nach dergeſtalt ändert, daſs *ein* oder *mehrere Umläufe* der Apſiden Statt finden.

Der Vf. hat dieſe Art der Pendel-Bewegung dem Kalkul unterworfen, und ſich dabey einiger Formeln bedient, welche theils *La Place* in ſeiner Mechanik des Himmels, theils *La Grange* in ſeiner analytiſchen Mechanik, aber auch ſchon *Euler* in ſeiner Mechanik entworfen hatte. Es ſind zuvörderſt einige Fehler nachgewieſen worden, welche theils die Lagrangiſchen, theils die Laplaciſchen Ausdrücke entſtellen. Gehörig berichtigt und auf den vorliegenden Gegenſtand angewandt, gaben ſie ein Reſultat, welches mit der Erfahrung genau übereinſtimmte.

Der Raum verſtattet nicht, dieſe Formeln ſelbſt hier herzuſetzen, indem ein Paar Zeilen zu ihrer Verſtändigung nicht ausreichen. Vielen Leſern würde der Vf. einen Gefallen gethan haben, wenn er dem Texte eine geometriſche Figur beygefügt hätte, um die ganze Darſtellung anſchaulicher zu machen. Es ſcheint, als habe er jene weggelaſſen, um die beiden Franzöſiſchen Gelehrten *La Grange* und *La Place* recht treu nachzuahmen. Dadurch iſt aber ſein Vortrag, ungeachtet er nicht wortarm genannt werden kann, an einigen Stellen etwas dunkel geworden, z. B. S. 6, wo bey der Frage, wie man dem ruhenden Pendel, unter einem gewiſſen Elongationswinkel von der Axe der Schwingungs-Fläche, vermittelſt der Mariottiſchen Maſchine eine beſtimmte Geſchwindigkeit ertheilen könne, geſagt wird: „daſs die bekannten Geſetze des Stoſses elaſtiſcher oder unelaſtiſcher Körper *hier*, als von geringem Nutzen, ganz wegbleiben können;" — und gleichwohl hängt die anfängliche Geſchwindigkeit des umkreiſenden Pendels lediglich von dem Stoſse der anſchlagenden Kugel ab. Es heiſst hier: „ein Körper, welcher von der Höhe s herabfällt, hat dadurch, wie bekannt, die Geſchwindigkeit $c = \sqrt{(2gs)}$ — nach der Bedeutung des g bey Deutſchen Mathematikern $c = 2\sqrt{gs}$ — erlangt. Wenn an der Mariottiſchen Maſchine der Faden l der geſtoſsenen Kugel, nach dem Stoſse den Winkel η mit der Ruhelinie macht: ſo iſt ſie offenbar um den Sinus verſus $= 2l \sin. \frac{1}{2}\eta = s$ geſtiegen: folglich hat ſie, ehe ſie ſtieg, die Geſchwindigkeit $c = 2 \sin. \frac{1}{2}\eta \sqrt{gl}$ erlangt." Der Vf. meint, man habe an der Mariottiſchen Maſchine nicht nöthig, die Geſchwindigkeit der geſtoſsenen Kugel nach den bekannten Formeln zu berechnen, ſondern ſie laſſe ſich unmittelbar aus der Steighöhe $= 2\sqrt{[gl\ (1 - \cos \eta)]} = 2\sqrt{[2gl.\ (1 - \cos \frac{1}{2}\eta^2)]} = 2\sqrt{2gl. \sin. \frac{1}{2}\eta^2}$, auf einem kürzeren Wege finden. Allerdings, denn man meſſe nur den Elongationswinkel *genau*, welchen die Kugel nach dem Stoſse beſchreibt, und bringe den Widerſtand der Luft mit der Unbiegſamkeit des Fadens in Rechnung: ſo kennt man die Höhe, bis zu welcher ſie ſteigen konnte, und die zu dieſer gehörige anfängliche Geſchwindigkeit. Aber welche Vorrichtung will der Vf. machen, um dieſen Winkel *ſo genau*, *als es nöthig iſt*, zu meſſen? Dieſs wird immer nur beyläufig, und bis auf ganze Grade geſchehen können; alſo würden die kleineren Abtheilungen des Gradbogens nicht weniger, als der Widerſtand der Luft, wenn dieſer, wie der Vf. meint, ſo erheblich nicht iſt, vernachläſſigt werden müſſen. Aber bedarf es denn hier keiner *ſcharfen* Beſtimmung des c, um ein Ergebniſs vermittelſt des Kalkuls zu erhalten, welches mit den genaueſten Beobachtungen vollkommen übereinſtimmt? Das Hülfsmittel, den beſchriebenen Elongationswinkel vermittelſt eines ausgezogenen Bandes, oder Bleyſtifts zu meſſen, deſſen man ſich bey der Unterſuchung der Geſchwindigkeit gegen eiſerne Pendel abgeſchoſſener Kugeln bediente, leidet hier keine Anwendung. Alſo iſt es mit dem Meſſen des Elongationswinkels der geſtoſsenen Kugel am Ende ihrer Bewegung, ein miſsliches Ding. Anders verhält es ſich mit der ſtoſsenden Kugel; denn dieſe iſt in Ruhe, wenn man ihren Elongationswinkel beſtimmt, und verſtattet auf jeden Fall eine genauere Meſſung, als die geſtoſsene. Der Vf. giebt den Rath, ſich ein Täfelchen für verſchiedene Geſchwindigkeiten c, durch Verſuche auszumitteln. Dieſes iſt allerdings dadurch ausführbar, daſs man beide Elongationswinkel, nämlich den der fallenden Kugel $= \Theta$, und den der ſteigenden $= \eta$ miſst. Darf nun vorausgeſetzt werden, daſs jeder beſondere Werth von Θ, bey den wiederholten Verſuchen denſelben Werth von η wiedergiebt, welcher das erſte Mal gefunden wurde: ſo iſt bey der Anwendung dieſer bewegenden Kraft auf das Centrifugal-Pendel nur noch nöthig, jeden beſondern Werth von Θ in Acht zu nehmen, um den Werth des dazu gehörigen η vorauszuſetzen. Allein, um ein ſolches Täfelchen zu entwerfen, würde man die doppelte Arbeit haben, den Elongationswinkel einer jeden Kugel, nämlich Θ ſowohl als η, genau zu meſſen. Wenn aber Θ unerläſslich gemeſſen werden muſs, und überdieſs am genaueſten zu meſſen iſt, warum will man die Geſchwindigkeit der geſtoſsenen Kugel nicht lieber ver-

mittelst der bekannten Formeln berechnen, als sich auf die missliche Messung des Winkels η verlassen? Rec. sieht in der That keinen Vortheil dabey, jene Formeln hier so zu betrachten, als wären sie von geringem Nutzen. Wenigstens können sie dazu dienen, den vermittelst des Winkels η gefundenen Werth von c zu prüfen, oder aus dem gefundenen zweyfachen Werthe die mittlere Proportionalzahl zu nehmen.

Was die Art der Unterstützung der Kugel des Centrifugalpendels vor seiner Bewegung betrifft, deren der Vf. sich bey seinen Versuchen bedient: so dürfte diese wohl nicht unbedingten Beyfall verdienen. Er nimmt eine sehr kleine wagrecht stehende Scheibe, setzt die Kugel des Pendels darauf, und läst sie durch die fallende Kugel von da herabschlagen. Bey dieser Vorrichtung kann der Pendelfaden unmöglich gleichförmig gespannt bleiben, und die Kugel muss immer einen Sprung machen, um sich in ihre etwas tiefer liegende Bahn hinab zu senken; folglich findet gleich anfangs eine Störung der Bewegung Statt, welche sich nur dadurch beseitigen läst, dass die Kugel gegen eine schräge gegen den Horizont geneigte kleine Scheibe gelehnt wird, als wodurch ihr Faden vollkommen gespannt bleibt, und keine Veranlassung zu einer Störung der anfänglichen Bewegung gegeben werden kann, wenn anders der Stoss gegen die Kugel völlig central, und seine Richtung mit der Ebene der kleinen Scheibe gleichlaufend ist.

Sollen übrigens diese Versuche recht genau ausfallen, und einen wissenschaftlichen Werth erhalten: so wird es nöthig seyn, einen eigenen Apparat dazu einzurichten, welcher so beschaffen ist, dass mit dem Anfange der kreisenden Bewegung jedes Hinderniss derselben aus der Kugelbahn immer auf die nämliche Art entfernt werde. Denn wenn vergleichende Versuche angestellt, oder auch nur die früheren wiederholt werden sollen: so ist nicht anders auf eine Gleichförmigkeit der Erscheinung zu rechnen, als unter der Bedingung, dass die Summe der Einwirkungen und Gegenwirkungen durch eine künstliche Vorkehrung immer dieselbe bleibt.

Schliesslich bemerkt Rec. noch, dass der Vf. hier die schicklichste Gelegenheit gehabt hätte, eine ausführliche Theorie des Centrifugal-Pendels zu schreiben, an welcher es bis jetzt noch fehlt.

K. N.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Rücker: *Epigramme* von *Karl Müchler*. Erste Sammlung. 1820. 168 S. kl. 8. (16 gr.)

Der *poetische* Werth des Witzes hängt besonders davon ab, in wiefern dadurch die menschliche Freyheit mehr oder weniger *wesentlich* erschüttert und angefochten, und die Beschränktheit auf eine mehr oder weniger höhere Freyheit bezogen wird, wobey es immer auf das Ideal des Dichters, d. h., auf seinen poetischen Geist ankommt, wonach der Witz vom gesellschaftlich-ergötzlichen bis zum humanistischen hinauf in gar viele Abtheilungen zerfällt. Darnach müste nun auch der Werth der Epigramme eigentlich bestimmt und abgewogen werden, was indess sehr weit führen würde, und hier auch nicht sehr von nöthen ist, da die vorliegenden fast sämmtlich keine hohe Beziehung nehmen. Das Treffende in der Vergleichung und eine leichte Einkleidung ist das Hauptverdienst, wonach sie streben, und Hr. *M.* besitzt dazu nicht wenig Geschick; doch müssen wir bekennen, dass er diess an anderen Orten schon mehr bewiesen hat, als hier, wo wir nicht immer von einem witzigen Gedanken angenehm überrascht, und zuweilen gar nur mit einem allgemein bekannten Satz, oder einer moralischen Sentenz abgefunden werden. So ist z. B. der Inhalt des folgenden ganz gewöhnlich, und die Einkleidung dabey nicht einmal leicht und wohllautend:

Timon.

Stets furchen Timons Stirne Falten,
Schwer seufzt er aus beklomm'ner Brust,
Und niemals strahlt aus seinen kalten,
Umwölkten, scheuen Blicken Lust;
Doch hat ihm viel das Glück beschieden,
Gesundheit, Geld, er ist geehrt;
Was macht ihn denn so unzufrieden?
Es ist der Neid, der ihn verzehrt.

Gezwungen ist das *auf einen steinalten Postmeister*, der ein junges Mädchen heyrathete:

Weil, als Postmeister, ihm an Hörnern es gefehlt,
Hat weislich er sich schnell ein junges Weib gewählt.

Treffender wäre die Anspielung auf Posthörner, wenn die Aufschrift hiesse: Als der alte X. Postmeister *wurde* und heyrathete. — Zuweilen wird die Heiterkeit durch Nebenumstände gestört, wie z. B. im *Medicinischen Gutachten*, wo der Geizhals an Steinschmerzen leidet, und *laut vor Schmerz winselt*, worauf der Ausspruch: *Sein Herz muss in der Blase seyn!* vollends hart und unwitzig klingt. — Zu den besseren gehört:

Hinreichender Grund.

a. Zum Sterben bist du krank gewesen,
Und doch bist du so bald genesen?
b. Ja, Gott sey Dank!
Mein Arzt ward krank.

So finden sich noch manche von treffender und ergötzlicher Beschaffenheit, wie z. B. *Susanne* und *die Bekehrte;* aber nach den gerechten Foderungen, die man an den Witz des Verses machen kann, ist doch hier des Guten zu wenig gegeben.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hahn: *Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo.* Ad optimorum codicum fidem, adhibitis doctorum virorum observationibus, recensuit, summariis et notis illustravit, indicesque rerum et verborum adiecit *Christoph. Frid. Ferd. Haackius*, Gymnasii Stendaliensis Rector. 1820. Vol. I. XXVI u. 546. Vol. II. VIII u. 592 S. 8. (4 Rthlr.)

Mit Vergnügen zeigen wir dieses Werk an, wodurch dem schon längst fühlbaren Bedürfnis einer Handausgabe des Thucydides abgeholfen wird, welche einen berichtigten Text enthält, die wichtigsten Varianten anzeigt, und dabey Erläuterungen der schwierigern Stellen darbietet, ohne durch den Wust von unnützen Fehlern der Abschreiber, und von eben so weitschweifigen als verkehrten oder doch inhaltsleeren und die Schwierigkeiten nicht berührenden Anmerkungen der *Gottleber* und *Bauer*, ja auch ohne die gelehrten, aber für den Nichtphilologen unnützen Citate des *Wasse* und *Ducker* die Geduld desjenigen Lesers zu ermüden, der den grossen Geschichtschreiber wegen des Inhalts und der grossartigen Darstellung, aber nicht wegen einzelner Formeln liest. Für Leser von dieser Gattung, namentlich für Studirende und Schüler der oberen Classen, ist diese Ausgabe im Ganzen befriedigend. In derselben hat Hr. *H.* es sich zunächst angelegen seyn lassen, einen berichtigten Text zu liefern. Hier war viel oder wenig zu thun, je nachdem man diesen Ausdruck versteht. Unser gewöhnlicher Text nämlich, der mit geringen Veränderungen noch derselbe ist, welchen *Stephanus* lieferte, macht eine Menge Veränderungen nöthig; aber diese Veränderungen können beynahe alle aus Handschriften entnommen werden. Es ist daher die erste Pflicht des Herausgebers, den Werth der Handschriften zu prüfen, und wenn er unter diesen einige findet, welche sich als vorzüglich bewähren, und namentlich weit lauterer sind, als die Quelle, aus welcher der gewöhnliche Text geflossen ist, sich so genau als möglich an diese Handschriften zu halten, und die Vulgate nicht bloss wo Sinn oder Sprache es durchaus erfodern, sondern auch wo sie an sich erträglich, aber doch nicht vorzüglicher als die Leseart jener Handschriften ist, zu ändern. Hievon hatte unser Herausg. gewiss an sich die richtige Ansicht, nur bedauern wir, dass er sich nicht gleich geblieben ist. Denn obgleich er den hohen Werth der Casseler und Augsburger Handschrift erkannte, und darnach häufig den Text änderte: so liess er doch in einer grossen Zahl von Stellen, wahrscheinlich damit man ihm nicht vorwerfen sollte, er sey ohne Grund, vielleicht bloss um etwas Neues zu geben, von der Vulgate abgewichen, diese gegen das Zeugniss jener Handschriften unverändert. Diess hätte aber nicht geschehen sollen, da das erwähnte Zeugniss selbst schon Grund genug ist, und überhaupt die Scheu, von der gewöhnlichen Leseart abzugehen, bloss wenn von Vertauschung derselben mit einer Muthmassung, aber nicht wenn von Herstellung handschriftlicher Lesearten die Rede ist, in Betrachtung kommen kann. Dass aber der Herausg. wirklich die besten Handschriften zu wenig beachtet hat, mögen folgende Stellen zeigen, die Rec. alle aus den 2 letzten Büchern entlehnt, theils weil dadurch der Überblick dessen, was auch nach unseres Herausgebers Bemühungen für den Text zu thun übrig ist, erleichtert wird, theils weil er über die ersten Bücher schon sonst sich zu äussern Gelegenheit gehabt hat. VII, 2. Ὁ δὲ (Γύλιππος) Ἰέγας τό, τε τεῖχος ἐν τῇ παρόδῳ τῶν Σικελῶν ἑλών. Die Ausleger suchen überall ein Kastell Iegas, ohne es finden zu können, und ohne zu bedenken, dass, wenn sie es auch fänden, Ἰέγας τό, τε τεῖχος τῶν Σικελῶν nicht bedeuten könne *das Kastell der Sikuler Iegas.* Auch unser Herausgeber schreibt: „*Quid Thucydides scripserit, divinare non ausim.*" Und doch bieten Cass. Aug. Cl. Reg. und andere Handschriften dar: ὁ δέ γε τό, τε τεῖχος etc. Der Artikel kann freylich einigen Anstoss erregen, aber der Schriftsteller will offenbar die Worte so verstanden wissen, *Gylipp nahm das in seinem Wege liegende Kastell* (ein aus παρόδῳ zu entnehmender Begriff) *bey seinem Vorbeymarsche ein;* ja er dachte vielleicht selbst an die VI, 94 erwähnte Stadt der Sikuler Kentoripa, welche auch die Athener bey ihrem Marsche nach den Höhen von Epipolä zuerst nehmen mussten. So verschwindet auch das Bedenken, welches das τε erregt, und welches unseren Herausg. bewog, uns statt τό, τε ein mattes τότε vorzuschlagen, da jetzt τό, τε τεῖχος ἑλών das folgende καὶ ξυνταξάμενος ὡς ἐς μάχην gut einleitet. Cap. 9 heisst es gewöhnlich καὶ τὸ θέρος ἐτελεύτα τοῦτο. Das letzte Wort, welches in den besten Handschriften fehlt, hat unser Herausg. in Klammern geschlossen; warum nicht weggeworfen? denn so erfodert es der Sprachgebrauch des Thucydides. S. II, 92. III, 86 und sonst Cap. 15 ὡς τῶν γ' ἐνθάδε μηδὲ τοῖς παροῦσιν αὐταρκούντων. Cass. Aug. H. Gr.

ἀνταρκούντων, eine ganz vorzügliche Leseart, *gegen etwas ausreichen*, die jedoch Hr. *H.* nicht einmal erwähnt. (Vorher musste auch der Artikel vor Σικελία weggeworfen werden. Das Übergehen wichtiger Varianten aber wird auch noch sonst zu rügen seyn. Ausser unten vorkommenden Beyspielen erwähnen wir nur ξυνέκλῃσαν statt ξυνέλεξαν VIII, 67, worüber Rec. wohl die Ansicht des Herausg. wissen möchte, ferner die höchst wichtigen Varianten zu den Worten ἐπειδὴ τὰ τῶν τετρακοσίων — ἐκακοῦτο VIII, 68.) Cap. 19 hatte schon *Dücker* erinnert, dass die Leseart der Handschrift πρωΐτατα der anderen πρωϊαίτατα nach dem Sprachgebrauch unseres Schriftstellers und den Zeugnissen der Grammatiker vorzuziehen sey. Unser Herausg. wiederholt dieses, und lässt dennoch πρωϊαίτατα stehen. Wozu denn in aller Welt? Können noch mehr Gründe zur Änderung einer Leseart verlangt werden, als hier angegeben worden sind? Cap. 21 (wo auch ἐπιχειρήσειν nicht hätte in ἐπιχειρῆσαι verändert werden sollen, da dieser Gebrauch des Infinitivs des Futurum durch *Poppo* Observv. 152 fg. *Schäfer* zu den Gnomikern S. 16 fg. und *Lobeck* zu Phrynichus S. 747 fg. zur Genüge gerechtfertigt ist) sagt Hermokrates nach der gewöhnlichen Leseart, πρὸς ἄνδρας τολμηρούς, οἵους καὶ Ἀθηναίους, τοὺς ἀντιτολμῶντας χαλεπωτάτους ἂν αὐτοῖς φαίνεσθαι, die meisten und besten Handschriften aber lassen ἂν weg, welches *H.* beybehält, indem er sagt, es werde dadurch der Sinn passender. Aber warum sollte es nicht eben so gut, ja viel kräftiger seyn, wenn gesagt wird, *wenn man mit verwegenen Männern zu thun habe: so schienen die, welche Verwegenheit entgegensetzten, ihnen am gefährlichsten*, als wenn es heisst, *würden* oder *dürften scheinen*. Cap. 37 lassen die meisten Handschriften in den Worten τῶν Συρακουσίων καὶ τῶν ξυμμάχων den Artikel weg. Unser Herausg. sagt, dieses geschehe *male;* denn es heisse anderwärts οἱ Ἀργεῖοι καὶ οἱ ξύμμαχοι, οἱ Μαντινεῖς καὶ οἱ ξύμμαχοι; doch komme auch vor τῶν Ἀργείων καὶ ξυμμάχων und τοῖς Συρακουσίοις καὶ ξυμμάχοις, in welchen Stellen er nicht abgeneigt ist, den Artikel mit einer Handschrift zu wiederholen; nur stört ihn, dass einmal τοῖς Συρακουσίοις καὶ ξυμμάχοις ohne Variante sich findet. Wir können ihm eben so τῶν Συρακουσίων καὶ ξυμμάχων VII, 78, τοὺς Ἀθηναίους καὶ ξυμμάχους Cap. 82 und andere Beyspiele mehr nachweisen. Da nun hieraus klar ist, dass Thucydides den zweyten Artikel eben so gut weglässt als wiederholt, dass er ihn ferner gerade in derselben Formel τῶν Συρακουσίων καὶ ξυμμάχων anderwärts weggelassen hat: so kann kein Zweifel seyn, dass wir auch hier, statt die besten Handschriften zu beschuldigen, ihnen vielmehr folgen müssen. Cap. 40 in den Worten Ἔπειτα οὐκ ἐδόκει τοῖς Ἀθηναίοις αὐτοῦ ὑπὸ σφῶν αὐτῶν διαμέλλοντας κόπῳ ἀναλίσκεσθαι fehlt αὐτοῦ nach unserem Herausg. in 11 und bey Zuziehung der Vergleichungen, welche Recensenten zu Gebote stehen, in noch mehrern Handschriften; dennoch will es Hr. *H.* beybehalten wissen, weil sich kein Grund angeben lasse, wie es in den Text gekommen sey. Hier fragen wir aber dagegen, wie es wohl zugegangen ist, dass das Wort in so vielen Handschriften ausgefallen ist. Zwar meint unser Herausg., es hätte wegen des bald folgenden αὐτῶν von den Abschreibern können übergangen werden; aber wir wissen nicht, wie dieses möglich ist. Absichtlich konnte es gewiss nicht geschehen, da jeder Abschreiber einsehen musste, dass αὐτοῦ neben αὐτῶν füglich bestehe; zufällig aber auch nicht, weil, wenn das Auge von αὐτοῦ gleich auf αὐτῶν abgeirrt wäre, auch die in der Mitte stehenden Wörter ὑπὸ σφῶν verloren gegangen seyn würden. Wir folgen also auch hier den Handschriften, sey es nun, dass αὐτοῦ von jemand, der sich der kurz vorhergegangenen Worte αὐτοῦ ἄριστον ἐποιοῦντο erinnerte, und auch hier eine Ortsbestimmung wünschte, zugesetzt worden ist, oder mag ihm irgend ein anderer Einfall oder Zufall die Entstehung gegeben haben, gerade wie dem ταύτῃ Cap. 53. Noch mehr müssen wir es missbilligen, dass in den Worten Οἱ δὲ Συρακούσιοι δεξάμενοι ἠμύνοντο, καὶ ταῖς τε ναυσὶν ἀντιπρώροις χρώμενοι, ὥσπερ διενοήθησαν, τῶν ἐμβόλων τῇ παρασκευῇ ἀνερρήγνυσαν τὰς τῶν Ἀθηναίων ναῦς das Verbum ἠμύνοντο, welches Cass. Aug. Pal. H. nebst 9 anderen Handschriften und Valla weggelassen, in Schutz genommen, und sogar von den Haken, womit es schon bezeichnet war, befreyt worden ist, weil es nach δεξάμενοι vermöge des Itacismus habe ausfallen können, und weil τε ein vorhergehendes Verbum fodere. Den ersten Grund, dem der Herausg. gewiss selbst keinen Glauben schenkt, sondern bloss deswegen beygefügt hat, damit doch eine Erklärung des Ausfallens da sey (denn wahrlich es wäre zu seltsam, wenn wegen οι nicht etwa bloss η, sondern das ganze Wort ἠμύνοντο verloren gegangen wäre) übergehen wir billig. Das τε aber fehlt Cass. F. D. J. K. Chr. Mosqu. Mon., ist, wie in unzähligen Stellen bey unserem Schriftsteller, nach dem Artikel und nach καὶ durch Interpolation in den Text gekommmen, und hat nun eben zugleich mit dem nicht genugsam verstandenen Verbum δέχεσθαι den erklärenden Zusatz ἠμύνοντο veranlasst. Cap. 44 heisst es gewöhnlich: Καὶ ἐπειδὴ ἐς τὸ ὁμαλὸν οἱ σωζόμενοι ἄνωθεν καταβαίνοιεν, οἱ μὲν πολλοὶ αὐτῶν, καὶ ὅσοι ἦσαν τῶν προτέρων στρατιωτῶν, ἐμπειρίᾳ μᾶλλον τῆς χώρας, ἐς τὸ στρατόπεδον διεφύγγανον· οἱ δὲ ὕστερον ἥκοντες εἰσὶν οἳ, διαμαρτόντες τῶν ὁδῶν, κατὰ τὴν χώραν ἐπλανήθησαν· οὓς, ἐπειδὴ ἡμέρα ἐγένετο, οἱ ἱππῆς τῶν Συρακουσίων περιελάσαντες διέφθειραν. Hier fehlt οἱ μὲν in Cass. Aug. Cl. Reg. und 6 anderen Handschriften; dennoch will unser Herausg. es wegen des folgenden οἱ δὲ ὕστερον beybehalten wissen. Wir folgern umgekehrt. Wegen οἱ δὲ glaubte jemand ein οἱ μὲν erwarten zu müssen, und setzte es zu, da doch diese strenge Beziehung zwischen οἱ μὲν und οἱ δὲ keinesweges überall statt findet, sonden für das eine häufig ein ähnliches Wort, wie τινὲς, ἔνιοι, ἄλλοι, πολλοὶ gesetzt, auch μὲν vor δὲ nicht selten ausgelassen wird. Zu Ende des Capitels aber sollte man, da von umherschweifenden Athenern die Rede ist,

welche die Syrakusische Reiterey nicht alle zu gleicher Zeit, sondern nur allmählich tödten konnte, schon an sich mehr das Imperfect als den Aorist erwarten, und dieses Imperfect bieten auch die 3 vorzüglichsten Handschriften, Cass. Aug. Reg., nächstdem F. D. und Plut. Nic. 21, dar; dennoch hat es *H.* nicht einmal erwähnt. Cap. 50, wo von Hülfstruppen gesprochen wird, welche dem Gylipp über das Meer herbeykommen, heisst es gewöhnlich: Ἀπενεχθέντες γὰρ ἐς Λιβύην, καὶ, δόντων Κυρηναίων τριήρεις δύο, καὶ τοῦ πλοῦ ἡγεμόνας, καὶ ἐν τῷ παράπλῳ Εὐεσπερίταις, πολιορκουμένοις ὑπὸ Λιβύων, ξυμμαχήσαντες — ἀφίκοντο ἐς Σελινοῦντα. Statt ἀπενεχθέντες aber haben Cass. Aug. Pal. nebst 9 anderen Handschriften ἀπενεχθέντων, was (mit Tilgung des Comma vor δόντων) ohne Bedenken aufgenommen werden musste, da den Griechen überhaupt, aber ganz vorzüglich unserem Schriftsteller, der Gebrauch der absoluten Genitive statt des nach dem Subject oder Object sich richtenden Particips, also hier statt des Nominativs, gar nicht selten ist. (S. *Poppo* de Thucyd. histor. Judic. S. 119 ff.) Auch der folgende auf ein anderes Subject sich beziehende Genitiv δόντων wird einen Herausgeber des Thucydides nicht stören, der sich an Stellen erinnert wie III, 22 λαθόντες τοὺς φύλακας, ἀνὰ τὸ σκοτεινὸν μὲν οὐ προϊδόντων αὐτῶν, ψόφῳ δὲ τῷ ἐκ τοῦ προσιέναι αὐτοὺς ἀντιπαταγοῦντος τοῦ ἀνέμου, οὐ κατακουσάντων· vgl. IV, 130. In demselben Satze musste statt δυοῖν ἡμερῶν geschrieben werden δύο ἡμερῶν, schon weil es in den besten Handschriften steht, dann, weil es etwas ungewöhnliches zu enthalten scheint, endlich, weil δυοῖν ἡμερῶν vielleicht nicht einmal richtig gesagt werden kann, sofern *Buttmanns* Bemerkung in der ausführlichen Sprachlehre S. 282** richtig ist. Das 55 Cap. schliesst mit den Worten Σφαλλόμενοι δὲ τὰ πλείω τά τε πρὸ αὐτῶν ἠπόρουν, καὶ ἐπειδή γε καὶ ταῖς ναυσὶν ἐκρατήθησαν, πολλῷ δὴ μᾶλλον ἔτι ἠθύμουν. Aber ἠθύμουν fehlt Cass. Aug. Pal. Reg. und noch in 8 Handschriften. Wer sollte es also nicht mit *Ducker* für einen erklärenden Zusatz halten, zumal wenn er wahrgenommen hat, wie Thucydides gern das Verbum in die Mitte zwischen 2 Glieder stellt (*Poppo* Observ. critt. S. 102), die Grammatiker aber das Beziehen eines Verbums auf 2 Sätze gar nicht verdauen können (und daher auch I, 19 ihr ἦρχον einschieben). Bey so zwingenden Gründen vertheidigt *H.* dennoch ἠθύμουν, und sucht auch hier wieder in einem ähnlichen Klange von ἔτι und ἠθύμουν, womit er überhaupt viel zu freygebig ist, den Grund des Ausfallens. Cap. 57 zu Anfange heisst es Τοσοίδε — ἐπὶ Συρακούσας ἐπολέμησαν, οὐ κατὰ δίκην τι μᾶλλον, οὐ δὲ κατὰ ξυγγένειαν, μετ' ἀλλήλων στάντες, ἀλλ' ὡς ἑκάστοις τῆς ξυντυχίας ἢ κατὰ τὸ ξυμφέρον ἢ ἀνάγκης ἔσχεν. Die letzten Worte geben durchaus keinen richtigen Sinn, und schon der vorsichtige *Ducker* erinnert: „*Omnino mihi persuadeo hic aliquid vitii esse — eoque magis, quod Reg. et Cass. a vulgata scriptura abeunt.*" Unser Herausg. hingegen übernimmt die Vertheidigung der Vulgate. Ihm geht ἔσχον auf die Athener und Syrakuser, ἑκάστοις ist für ἐς ἑκάστους gesetzt, κατὰ τὸ ξυμφέρον aus dem Streben des Thucydides nach Abwechselung entstanden für τοῦ ξυμφέροντος. Von allen diesen können wir nichts zugeben: nicht, dass ἔσχον auf die Athener und Syrakuser gehe, weil diese vorher nur in einem Nebensatze dunkel angedeutet sind, die ganze Masse der zu Felde ziehenden Parteyen hingegen das Subject ist; nicht, dass ἑκάστοις so gesagt werde, weil in der Formel ὡς ποδῶν εἶχε und den verwandten uns nie ein ähnlicher Dativ aufgestossen ist; nicht endlich, dass die 3 Worte ξυντυχία, ξυμφέρον und ἀνάγκη in gleichem Verhältnisse stehen, weil der Schriftsteller bey allem Streben nach Abwechselung doch nicht solcher Undeutlichkeit Raum geben durfte. Auch hier geben die Handschriften zwar nicht unmittelbar das Richtige, aber sie leiten doch darauf. In Cass. Aug. Pal. Reg. D. I. K. steht ἀνάγκῃ, in F. ἀνάγκην; diess mit dem gewöhnlichen ἀνάγκης führt entschieden auf ἀνάγκῃ, vermöge der Verwechselung des ι und ς mit ν zu Ende der Wörter. (Observv. critt. S. 165 und 232.) Für das noch übrig bleibende ὡς ἑκάστοις ἔσχον schreibe man nun entweder nach Anleitung der Handschrift J. ὡς ἕκαστοι ἔσχον (denn ὡς ἕκαστοι bietet diese Handschrift dar, nur hat sie im Text ἔσχεν oder ἔσχενον und nur am Rande ἔσχον) oder, wenn man die Leseart der Handschrr. Cass. Aug. Pal. Reg. F. K. ἔσχεν billigt, ὡς ἕκαστος ἔσχεν. (Vgl. II, 90. ὡς εἶχε τάχους ἕκαστος.) Für ersteres und diese ganze Behandlungsart der Stelle spricht auch dieses Scholion: ἀλλ' ὡς ἑκάστοις, φησὶν, συνέτυχεν ἢ διὰ τὸ ἴδιον συμφέρον ἢ ἐξ ἀνάγκης. Nicht billigen können wir auch das Verfahren des Herausg. Cap. 63. Ὥστε κοινωνοὶ μόνοι ἐλευθέρως ἡμῖν τῆς ἀρχῆς ὄντες δικαίως ἂν αὐτὴν νῦν μὴ καταπροδίδατε. Hier haben alle an der Form καταπροδίδοιτε Anstoss genommen, und das mit Recht; nur lag, wenn der Optativ hier stehen könnte, die Veränderung des Accents, καταπροδιδοῖτε, viel näher, als das Einschieben eines η, καταπροδιδοίητε, was Hr. *H.* gewählt hat. Aber der Optativ duldet nicht μή, was, wenn der Sinn wäre, *non iure prodatis*, nothwendig mit οὐ vertauscht werden müsste. Die guten Handschriften alle bieten den Imperativ καταπροδίδοτε dar, welcher allein richtig ist, wenn gleich δικαίως ἂν vorausgeht. Als der Schriftsteller nämlich dieses schrieb, wollte er freylich fortfahren οὐκ ἂν καταπροδιδοῖτε; aber erkennend, dass in dem Imperativ viel grössere Kraft liegt, geht er zu diesem über, an welchen denn auch die folgenden Worte καταφρονήσαντες δὲ — ἀμύνασθε αὐτοὺς sich viel besser anschliessen. Der Kürze wegen beschränken wir uns nur noch auf eine Stelle aus diesem Buche Cap. 70, wo in den Worten ἐπειδὴ δ' οἱ Ἀθηναῖοι προσέμισγον τῷ ζεύγματι die meisten Handschriften ἄλλοι nach οἱ beyfügen, unser Herausg. aber dieses verwirft, weil schon vorher nicht von einem Theil, sondern von allen Athenern die Rede gewesen sey. Aber ἄλλοι wird sehr häufig scheinbar pleonastisch (*die übrigen, die Athener nämlich*) gesetzt, wie *Weiske* in dem Buche *de pleonasmis*, *Heindorf* zu Plat. Phaedon S. 234

und *Schneider* hie und da zu Xenophons Cyropädie hinlänglich gezeigt haben, auch das Französche *nous autres François* bestätigt. Wir gehen fort, um noch einige Beyspiele aus dem 8ten Buche anzuführen. Um hier nicht zu erinnern, dass gleich Cap. 1 die Lesart der besten Handschriften στερούμενοι statt στερόμενοι nicht in den Text aufgenommen ist: so steht Cap. 2 immer noch, Μάλιστα δὲ οἱ τῶν Ἀθηναίων ὑπήκοοι ἑτοιμοι ἦσαν καὶ παρὰ δύναμιν αὐτῶν ἀφίστασθαι, διὰ τὸ ὀργῶντες κρίνειν τὰ πράγματα, καὶ μηδ' ὑπολείπειν λόγον αὐτοῖς, ὡς τό γ' ἐπιὸν θέρος οἷοί τε ἔσονται περιγενέσθαι, wiewohl schon Andere gezeigt haben, dass μηδ' ὑπολείπειν λόγον αὐτοῖς keinen passenden Sinn giebt, (denn für μηδ' ἔτι λόγον ποιεῖσθαι αὐτῶν, wie Hr. *H.* will, kann es auf keinen Fall stehen), und daher λόγον mit Caff. und Aug. weggelassen werden muss. Cap. 4 in den Worten μάλιστα δὲ τὰ τῶν ξυμμάχων διασκοποῦντες ὅπως μὴ ἀποστήσωνται fehlt τὰ Caff. Reg. (G.), was unser Herausg. gar nicht einmal bemerkt, da doch durch Wegwerfung desselben die ausgesuchte Construction des Verb. διασκοπεῖν hergestellt wird, welche schon I, 52 so manchen Anstoss erregt hat, übrigens auch VII, 71 und wiederholt bey Dio Cassius vorkommt. Auch durfte die Lesart der Moskauer Handschrift ἀποστήσονται nicht verschwiegen werden, nicht als ob an sich ὅπως μὴ mit dem Conjunctiv verbunden werden könnte, sondern weil, so weit wir uns erinnern, *ich bin abgefallen* nie bey Thucydides ἀπεστησάμην (statt ἀπέστην) heisst; doch konnte auf I, 52 erwiesen werden. Einiges Andere deuten wir nur kurz an, wie dass VIII, 21 ὑπό nicht weggeworfen, und 24 der falsche Accent auf Φαναῖς nicht berichtigt ist, obgleich neben den Handschriften auch Strabo und Stephanus von Byzanz dazu auffoderten. Auf die Accente der Eigennamen ist überhaupt nicht genügende Aufmerksamkeit verwandt; denn noch immer steht VI, 66 und sonst Ἐλωρίνην statt Ἐλωρινήν, und überall Καμαρίναν, das allen Regeln der Accentuation widerspricht, statt Καμάριναν. Auch hatte ἐπιτακτῶν VI, 67 in ἐπιτάκτων verbessert werden sollen. Doch wir kehren zu unserem Zweck zurück. VIII, 50 hätten wieder eine Menge Kleinigkeiten nach den Handschriften geändert werden sollen, ἀπελθὼν in ἀνελθών, τούτου in τούτων, πέμπει εὐθύς in εὐθὺς πέμπει, und ἂν vor δρᾶσαι musste nothwendig weggelassen werden, da es nicht nur nicht erfoderlich, sondern nicht einmal sprachrichtig ist. So möchten wir uns auch den Accusativ Τισσαφέρνη nicht nehmen lassen, den hier die besten Handschriften darbieten, obgleich vorher immer Τισσαφέρνην stand; aber Τισσαφέρνη kehrt in der Casseler und anderen Handschriften wieder Cap. 58. 65. 81, und dass beide Formen neben einander bestehen können, ist bekannt. S. *Buttmann* Ausführl. Grammatik S. 210. Darum durfte der Herausg. auch nicht Ἀλκαμένη neben Ἀλκαμένην Cap. 5 und 6 verwerfen, und Cap. 107 musste er Ἱπποκράτη schreiben. (In anderen Wörtern hingegen, z. B. in Δημοσθένης, scheint der Accusativ nur auf ην auszugehen.) Noch mehr Stellen anzuhäufen, in denen der Herausg. von den besten Handschriften abgewichen ist, würde zwar leicht, aber überflüssig seyn. Auch sind die meisten dieser Stellen offenbar von der Art, dass die beybehaltene Vulgate dem Sinn keinen bedeutenden Abbruch thut, und die Regeln der Grammatik nicht verletzt. Wo dieses aber der Fall ist, hätten die Handschriften um so sorgfältiger benutzt werden sollen. Nicht also sollten wir noch gegen die Handschriften I, 40. VI, 23 und 75 σφαλώμεθα und σφάλωνται lesen, worüber *Buttmann* (Ausführl. Gramm. S. 413) sich gar hart äussert; nicht VI, 34 gegen das Ende καὶ παραστῆναι παντί, τὸ μὲν καταφρονεῖν τοὺς ἐπιόντας, ἐν τῶν ἔργων τῇ ἀλκῇ δείκνυσθαι, τὸ δ' ἤδη, τὰς μετὰ φόβου παρασκευὰς ἀσφαλεστάτας νομίσαντας, ὡς ἐπικινδύνους πράσσειν, χρησιμώτατον ἂν ξυμβῆναι, da ἐπικίνδυνος nimmermehr *Gefahr besorgend* heissen kann (die Handschr. H. ὡς ἐπικινδύνου. Caff. Reg. richtig ὡς ἐπὶ κινδύνου. Valla: „*tanquam periculo impendente*"); nicht V, 6 ἄξαντα statt ἄξοντα, da, wenn Thucydides auch einen ersten Aoristus dieser Art brauchen durfte (wie προσῆξαν II, 97 lehrt, wozu eine grammatische Anmerkung ganz an ihrer Stelle gewesen wäre), doch hier der Sinn ein Participium des Futurum erfoderte (*Lobeck* zu Phryn. S. 287); nicht VI, 103 καὶ γάρ τινα καὶ ὑποψίαν ὑπὸ (statt ἀπό, was nicht einmal in einer Note erwähnt ist) τῶν παρόντων κακῶν ἐς ἀλλήλους εἶχον; nicht VIII, 8 τὰς ἡμίσεας τῶν νεῶν (vgl. *Buttm.* Aus. Grammat. S. 252.*, wenn auch bey Appian Civ. V, 106 ταῖς ἡμίσεσι τῶν νεῶν steht, und Ähnliches *Lobeck* darbietet zu Phryn. S. 247). Umgekehrt dürfte Πολίχναν VIII, 14 u. 23 noch nicht so rasch πολίχναν (mit einem kleinen π) zu schreiben seyn (obwohl dieses auch *Schneider* empfiehlt zu Xenoph. Hellen. S. 107), da das Wort als Appellativum schwerlich anders als πολίχνην lauten dürfte. Auch musste VI, 102 selbst mit den Handschriften nicht eher ἀποδιωξόντων statt ἀποδιωξάντων geschrieben werden, als bis gezeigt war, dass das Futurum von διώκω bey den Attikern neben διώξομαι auch διώξω heissen könne (was sich vielleicht darthun lässt, s. *Poppo* zu Xenoph. Cyrop. I, 4, 16; die κοινοί gehen hierin sehr weit, wie ἀκούσω, das *Buttmann* niemals vorkommen lässt, bey Dionys. Antiqu. S. 980. Luc. Navig. 11., ἀπολαύσω Dion. S. 1072. Luc. Auct. 14., γελάσω Luc. D. Mort. 30, ἐπαινέσω Dio Caff. LX, 11, κολάσω Luc. Tim. 4 lehren; aber auch bey Aeschines S. 640. Reisk. steht σιωπήσω).

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hahn: *Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo.* Ad optim. Codd. fidem — edidit *Christoph. Frid. Ferd. Haakius* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dagegen mussten einige grammatische Fehler auch ohne Beystimmung der Handschriften verbessert werden. Hieher gehören die Worte VI, 65 *οἱ Ἀθηναῖοι ἐξέβαινον ἐς τὸν κατὰ τὸ Ὀλυμπίειον*, wo schon *Ducker* erinnert hat, dass es *ἐς τό* heissen müsse, unser Herausg. aber durch die entsprechende Stelle bey Diodor irre gemacht wird, in der es heisst: *βουλόμενοι τὸν πρὸς τῷ μεγάλῳ λιμένι τόπον Συρακουσίων ἀκινδύνως καταλαβέσθαι.* Hieraus folgert er nicht etwa bloss, dass bey Thucydides *τόπον* im Gedanken zu ergänzen, sondern dass dasselbe sogar bey Diodor wegzulassen sey. Da dieses aber ein Sprung im Schliessen ist, und da *τόπον* bey Thucyd. weder ausgefallen seyn kann, wovon sich keine Spur nachweisen lässt, noch sich *per ellipsin* ergänzen lässt, was ungewöhnlich ist (denn in Wendungen wie *ἐν ὑπαίθρῳ, ἐς ἐπήκοον* und anderen mehr, wobey von *Lambertus Bosius* und seinen Ergänzern die Ellipse von *τόπος* angenommen wird, steht das Neutrum): so bleibt nichts übrig, als zu *ἐς τό* zurückzukehren, was die herrliche Pfälzer Handschrift bestätigt, und von Diodor füglich durch *ἐς τὸν τόπον* verdeutlicht werden konnte. Enschieden fehlerhaft sind auch die Worte VII, 68 *οἳ ἂν — ὠφελοῦσι* statt *ὠφελῶσι.*

Damit sind wir schon in das Gebiet der Conjecturalkritik übergegangen, von der wir noch Einiges beyfügen müssen. Dass dieselbe zwar nicht ganz von unserem Schriftsteller ausgeschlossen ist, aber doch wegen der Menge vorzüglicher Handschriften desselben nur sehr enge Grenzen hat, leidet keinen Zweifel. Auch kann unser Herausg. keinesweges einer allzu grossen kritischen Kühnheit beschuldigt werden; vielmehr zeigt er sich im Ganzen behutsam; dennoch hat auch er, unseres Bedünkens, in mehreren Stellen die Lesart der Handschriften mit Unrecht geändert, oder doch ihre Richtigkeit in Zweifel gezogen. Auch hiezu einige Belege. Dass sich in den Text des Thucydides manche Erklärungen eingeschlichen haben, ist an sich richtig, und oben durch mehrere Stellen nach Anleitung der Handschriften selbst bewiesen worden. Aber auch hier muss ein Mass beobachtet werden, damit wir uns nicht etwa einfallen lassen, die nachträglichen Erklärungen wegzuwerfen, welche die Schriftsteller selbst beyfügen, nach der Einfachheit, zu welcher sie der Geist ihrer Sprache auffoderte, und welche daher auch Thucydides nicht verliess. Beyspiele von solchen für uns oft auffallenden nachträglichen Erklärungen siehe bey *Poppo* de Thucyd. histor. Judic. S. 205. Darnach wird Niemand mehr mit Hn. *H.* in den Worten VI, 2 *καὶ ἡ χώρα ἀπὸ Ἰταλοῦ — οὕτως Ἰταλία ἐπωνομάσθη* den Namen *Ἰταλία* für verdächtig halten (wie Niemand umgekehrt I, 3 *Πολλῷ γὰρ ὕστερον ἔτι καὶ τῶν Τρωϊκῶν γενόμενος, οὐδαμοῦ τοὺς ξυμπάντας ὠνόμασεν, οὐδ᾽ ἄλλους ἢ τοὺς μετ᾽ Ἀχιλλέως ἐκ τῆς Φθιώτιδος, οἵπερ καὶ πρῶτοι Ἕλληνες ἦσαν*, bey *ὠνόμασεν* ein *οὕτως* oder *Ἕλληνας* mit *Reiske* ausgefallen glauben wird). Noch weniger wird VI, 4 *δρεπανοειδὲς τὸ χωρίον τὴν ἰδέαν ἐστὶ* Anstoss erregen, da kein Pleonasmus häufiger ist, als der, wenn ein Theil eines Wortes durch einen Zusatz seine Kraft verliert. S. *Herm.* zu Vig. S. 886. Wenn nun *τὴν ἰδέαν* in den Handschriften theils vor *τὸ χωρίον*, theils auch nach *ἐστί* steht: so werden wir dieses viel natürlicher daraus erklären, dass dicht neben einander stehende Worte überhaupt leicht ihre Stelle vertauschen, als dass wir annehmen, das ganz Thucydideische Wort *τὴν ἰδέαν* sey an einer Stelle, wo es Niemand vermissen würde, von einem Scholiasten beygefügt worden. Nicht viel besser urtheilen wir von dem angeblichen Interpretament *ἡ τετράγωνος ἐργασία* VI, 27. Um aber noch auf einige Stellen anderer Art zu kommen, wo Hr. *H.* an der gewöhnlichen Lesart oder der der Handschriften Anstoss nimmt: so bemerkt er VI, 11 *Ὅπερ νῦν ὑμεῖς, ὦ Ἀθηναῖοι, ἐς Λακεδαιμονίους καὶ τοὺς ξυμμάχους πεπόνθατε, διὰ τὸ παρὰ γνώμην αὐτῶν, πρὸς ἃ ἐφοβεῖσθε τὸ πρῶτον, περιγεγενῆσθαι, καταφρονήσαντες, ἤδη καὶ Σικελίας ἐφίεσθε*, „*ex vulgata lectione vix sanam sententiam expedias*". Und doch schrieb er II, 60 selbst: *Ὃ νῦν ὑμεῖς δρᾶτε, ταῖς κατ᾽ οἶκον κακοπραγίαις ἐκπεπληγμένοι, τοῦ κοινοῦ τῆς σωτηρίας ἀφίεσθε*; und doch steht bey Xenoph. Cyrop. III, 3, 26. *Ὅπερ καὶ νῦν ἔτι ποιοῦσιν οἱ βάρβαροι βασιλεῖς, ὁπόταν στρατοπεδεύωνται, τάφρον περιβάλλονται εὐπετῶς διὰ τὴν πολυχειρίαν.* An allen solchen Stellen nehmen die Gelehrten Anstoss; überall möchten sie ein Flickwörtchen wie *nämlich* haben, und verkennen die Natur der Exexegesis bey den Griechen (de Thucyd.

histor. Iudic. S. 205). Hienach wird auch Cap. 86 καὶ νῦν etc. die alte Interpunction herzustellen seyn. Cap. 13 ist dem Herausg. der Plural οὓς anstössig, weil vorher vom Alcibiades allein die Rede gewesen sey; er schlägt daher Änderungen vor, aber der Plural ist durch νεωτέρῳ (τινί), worin νεώτεροι liegt, hinlänglich vorbereitet. Die Kühnheit, womit VI, 18 μὴ ὅπως in ὅπως μὴ umgestellt ist, hat der Herausg. selbst in den *Corrigendis* gerügt; aber wie er die Worte in Übereinstimmung mit dem Zusammenhange erklären zu können glaubt, *non dico* (wenigstens *ne dicam*) *eum contra ire*, verstehen wir nicht. Übrigens weiss auch Rec. mit diesem μὴ ὅπως nichts anzufangen, (denn dass es dem Thucydides beliebt haben sollte, statt ὅπως μὴ einmal μὴ ὅπως zu schreiben, wäre eben so seltsam, als wenn ein Lateiner *ne ut* statt *ut ne* sagen wollte); vielleicht stand jedoch anfangs bloss μὴ im Texte, das von denen, welchen die Construction dieser Partikel mit dem Futurum auffallend war (wie selbst unserem Herausg., der *Matthiae* Gramm. S. 737 Anm. 4 vergleichen konnte), durch ein beygeschriebenes ὅπως erläutert wurde, das dann durch Abschreiber, (die wir uns freylich sehr unwissend denken müssten,) einen falschen Platz erhielt. Cap. 34 hätte durchaus nicht gegen alle Handschriften geschrieben werden sollen: εἰ δ' αὖ τῷ ταχυναυτοῦντι ἀθροωτέρως (statt ἀθροωτέρῳ) κουφίσαντες προσβάλοιεν; denn dass *Portus* τῷ ταχυναυτοῦντι richtig erklärt hat „*cum ea parte classis, quae celeritate praestat*, lehrt der Gegensatz eines Kampfes μετὰ πάσης τῆς παρασκευῆς, und ἀθρόος widerspricht dem Begriffe des Theiles nicht, weil auch ein Theil einer grossen Flotte leicht *dicht*, *gedrängt* seyn kann. Cap. 69 ist es uns befremdend gewesen, in den Worten Ἀθηναῖοι μὲν (μαχούμενοι) περί τε τῆς ἀλλοτρίας οἰκείαν σχεῖν καὶ τὴν οἰκείαν μὴ βλάψαι ἡσσώμενοι, den Herausg. τὴν ἀλλοτρίαν vorschlagen zu sehen, mit der Bemerkung: „*Genitivi vicem ita habuerit infinitivus* σχεῖν *et sequens* βλάψαι“ So könnte ja der Artikel τοῦ nicht fehlen; denn schon *Hermann* zu Viger schärft ein: „*Omissio articuli cum infinitivo praepositioni iuncto ne Graeca quidem*“ (S. 202). Auch hier bestimmt der Schriftsteller seine Worte selbst näher, *um ein fremdes Land zu kämpfen, um es nämlich zum Eigenthum zu erlangen.* Die Partikel τε, welche in unserem Schriftsteller nicht selten Schwierigkeiten macht, hat auch unseren Herausg. verführt, zu VI, 94: Ἀποβάντες δὲ ἐδῄωσάν τούς τε ἀγρούς, καὶ ἐλθόντες ἐπὶ ἔρυμά τι etc. zu bemerken: „*Hoc* τε *non habet quo referatur. — — Videtur aut cum Gr. delendum, aut scribendum* ἐδῄωσάν τε τοὺς ἀγρούς.“ Aber ohne Versetzung können die Worte schon das letzte bedeuten, da τε, um mit den Grammatikern zu reden, häufig ein Hyperbaton macht. Hierauf hat unser Herausg. an anderen Stellen selbst aufmerksam gemacht, und vor ihm schon *Bauer* in unserer Stelle, so wie VI, 6. Philolog. Thucyd. Paul. S. 288 und sonst. (Solche Stellen verdienten eher in den Index unter τε aufgenommen zu werden, als dass darin τε VII, 28, wo die Handschr. *H.* richtig αὐτήν γε hat, durch *etiam* erklärt wird, worüber *Hermann* zu Soph. Aj. v. 1291: „*Recte monet Erfurdtius,* τε *nunquam significare etiam, quod miror etiam aliis in locis statuisse viros primarios.*“) Noch eine Stelle des sechsten Buches ist uns übrig VI, 98, wo *Benedict* an ἵνα πας. seine Kritik übt. Hierüber wundern wir uns nicht, da *Bened.* der Griechischen Grammatik gar wenig kundig ist; aber dass auch unser Herausg., nachdem er IV, 48. 74, und sonst bey Thucydides, Xenophon und überall diese Formel ohne Anstoss gelesen hatte, nun plötzlich zweifelt, ob sie auch in der Attischen Prosa zulässig sey, das zeigt, wozu ein unsicherer Führer auch den sonst prüfenden Gelehrten verleiten kann. Um noch einige Beyspiele von kühnen Veränderungen aus einem anderen Buche beyzufügen, so steht VIII, 45 gewöhnlich: Τάς τε πόλεις δεομένας χρημάτων ἀπήλασεν αὐτός, ἀντιλέγων ὑπὲρ τοῦ Τισσαφέρνους, ὡς οἱ μὲν Χῖοι ἀναισχυντοι εἶεν, πλουσιώτατοι ὄντες τῶν Ἑλλήνων, ἐπικουρίᾳ δὲ ὅμως σωζόμενοι ἀξιοῦσι καὶ τοῖς σώμασι καὶ τοῖς χρήμασι ἄλλους ὑπὲρ τῆς ἐκείνων ἐλευθερίας κινδυνεύειν. Unser Herausg. verändert εἶεν kühn in εἰ. Die Rede muss freylich für manchen etwas befremdendes haben; aber wer mit dem Sprachgebrauch des Thucydides vertraut ist, wird sich erinnern, wie oft derselbe aus dem Particip in das *verbum finitum* übergeht (Observv. critt. p. 21), was hier beynahe nothwendig war, wenn der Schriftsteller nicht die Participia σωζόμενοι und ἀξιοῦντες unangenehm an einander stossen lassen wollte. Endlich VIII, 76. Ἀλλὰ καὶ ἐν τούτοις τοὺς μὲν ἡμαρτηκέναι, τοὺς πατρίους νόμους καταλύσαντας, αὐτοὺς δὲ σώζειν καὶ ἐκείνους πειράσεσθαι προσαναγκάζειν. Hier schreibt Hr. *H.*: „*Grammaticae leges legi iubent* αὐτοὶ δέ. — *Itaque hoc reponendum esse censeo.*“ Keineswegs. S. *Buttm.* Gramm. S. 129. Anm. 2. 3 und *Poppo* de Thucyd. histor. Iudic. S. 117. —

Bisher hat Rec. von solchen Stellen gesprochen, in denen ihm der Herausg. die Leseart der Handschrift ohne Grund geändert, oder doch ihre Ächtheit bezweifelt zu haben scheint. Auf der andern Seite aber finden sich auch Stellen, wo Rec. selbst an dieser Leseart Anstoss nimmt, und von dem Herausg. entweder nichts erinnert, oder doch die Leseart nicht geändert findet. VI, 31 heisst es Τὸ ναυτικὸν μεγάλαις δαπάναις τῶν τε τριηράρχων καὶ τῆς πόλεως ἐκπονηθέν, τοῦ μὲν δημοσίου δραχμὴν τῆς ἡμέρας τῷ ναύτῃ ἑκάστῳ διδόντος, καὶ ναῦς παρασχόντος κενάς, ἑξήκοντα μὲν ταχείας, τεσσαράκοντα δὲ ὁπλιταγωγούς, καὶ ὑπηρεσίας ταύταις τὰς κρατίστας τῶν τριηράρχων, ἐπιφοράς τε, πρὸς τῷ ἐκ [τοῦ] δημοσίου μισθῷ, διδόντων τοῖς θρανίταις u. s. w. In diesen Worten bezieht Hr. *H.* καὶ vor ὑπηρεσίας auf μὲν in τοῦ μὲν δημοσίου, und versteht die Worte so, dass die Trierarchen die Mannschaft gestellt, und ihr zu dem Solde, den sie aus der Staatskasse empfing, Zulage gegeben hätten. Dieses geht aber nicht an: erstlich weil, wenn die Worte καὶ ὑπηρεσίας — κρατίστας auf τριηράρχων διδόντων bezogen werden, die Wortstellung höchst verworfen ist; zweytens weil es keineswegs richtig ist,

dass damals die Trierarchen die Bemannung der Schiffe gaben, und am wenigsten dieses in dem in der Note angeführten Buche von *Böckh* über die Staatshaushaltung der Athener gelehrt wird, auch an sich nicht füglich denkbar ist. Die Stelle ist schon von den alten Übersetzern richtig verstanden worden, welche so übersetzen, als ob das Comma nicht nach, sondern vor τῶν τριηράρχων stände, und diesem ein δὲ oder eine ähnliche Partikel beygefügt wäre. Diese hat uns die vortreffliche Pfälzer Handschrift aufbewahrt, welche schreibt τῶν τε τριηράρχων. Ferner heisst es VI, 55 vom Hippias, *καὶ ἐν τῇ πρώτῃ στήλῃ πρῶτος γέγραπται.* Was ist das für eine πρώτη στήλη? Es war ja nur *eine* da, ἡ στήλη περὶ τῆς τῶν τυράννων ἀδικίας, ἡ ἐν τῇ Ἀθηναίων ἀκροπόλει σταθεῖσα, wie sie vorher heisst. Klüglich übergeht *Levesque* das Wort: „*sur la colonne il est inscrit le premier.*" *Valla*: „*in ipso titulari lapide.*" Aus den Pariser Handschriften merkt *Gail* an: „καὶ ἐν τ. (ἄλλως, *je crois*,) στήλῃ πρῶτος γ. G. κ. ἐν τῇ πρώτῃ (f. l. γρ. αὐτῇ) H." So etwas wie ἐν τῇ αὐτῇ (wenn es nicht zu sehr abwiche noch besser ἐν αὐτῇ ταύτῃ τῇ στήλῃ) muss hier gestanden haben, mag nun durch ein Versehen oder durch die Unwissenheit eines, der die *früher genannte* durch πρώτῃ ausdrücken wollte, die ursprüngliche Leseart verwischt seyn. Zwey Capitel weiter. Καὶ περιέτυχον τῷ Ἱππάρχῳ παρὰ τὸ Λεωκόριον καλούμενον, εὐθὺς ἀπερισκέπτως προσπεσόντες καὶ ὡς ἂν μάλιστα δι' ὀργῆς, ὁ μὲν ἐρωτικῆς, ὁ δὲ ὑβρισμένος, ἔτυπτον, wundern wir uns diese Leseart, an welcher schon *Portus* Anstoss nahm, selbst ohne Bemerkung darüber, beybehalten zu sehen. Wie die Worte dastehn, bedeuten sie ja, *sie trafen den Hipparch, nachdem sie ihn angegriffen hatten.* Da dieses ein schiefer Sinn ist: so ist offenbar, dass προσπεσόντες zu dem folgenden gehört. Die fehlende Bindepartikel will *Portus* durch Einschiebung eines δ' nach εὐθὺς hineinbringen, aber die gute Handschrift Reg. (G.) bietet καὶ εὐθὺς dar, und warum wollten wir Bedenken tragen, dieses anzunehmen? Noch machen wir darauf aufmerksam, dass παρὰ τὸ Λεωκόριον nicht gut gesagt ist, da in παρὰ mit dem Acc. zu sehr die Bedeutung *längs hin* liegt. I, 20 in denselben Worten steht περὶ und so hat auch hier die Handschr. H, wahrscheinlich richtig, in der Bedeutung *in der Nähe von* (denn dass dieses, *aux environs de*, *près de*, und nicht, wie es oft erklärt wird, *um — herum autour de*, die wahre Bedeutung von περὶ mit dem Accus. sey, hat *Gail* in dem *Philologue* Tom. II. S. 223 ff. richtig erinnert.)

Soviel von der Kritik des Herausg. Wir kommen zu dem zweyten Theil seiner Arbeit, zu der Erklärung. Erklärende Anmerkungen zu Thucydides können aber besonders von fünferley Art seyn. Denn da wir hier einen Geschichtschreiber vor uns haben: so dürfte es zunächst vortheilhaft seyn, die Thatsachen selbst durch Verweisung auf andere Schriftsteller, welche sie erzählt haben, wie Diodor, Plutarch u. s. w., zu erläutern, besonders auf etwanige Widersprüche mit ihnen aufmerksam zu machen; da ferner viele Örter vorkommen, deren Lage nicht eben bekannt ist: so muss diese, so weit als möglich, nachgewiesen werden; wegen der vielen Anspielungen auf manche Einrichtungen der Griechischen Staaten wird auch aus den Alterthümern dieses und jenes anzudeuten seyn; bey der oft von der gewöhnlichen Grammatik sehr abweichenden Sprache unseres Schriftstellers werden viele grammatische Dinge besprochen werden müssen; endlich wird die Gedrängtheit und Kürze des Ausdrucks und der Gedanken eine nähere Entwickelung des Sinnes nicht selten nothwendig machen. So entstehen historische, geographische, antiquarische, grammatische, exegetische Anmerkungen. Von der ersten Art finden wir nur wenige in vorliegendem Werke. Wir hätten eine geringere Sparsamkeit hierin um so mehr gewünscht, da zu erwarten ist, dass viele diese Ausgabe benutzen werden, für welche die Geschichte die Hauptsache ist. Wenn es an Platz fehlte: so hätte manche kritische Bemerkung über kleine vorgenommene oder nicht vorgenommene Veränderungen füglich wegbleiben können; wie wenn zu III, 94 erinnert ist: „*Vulgatam servo, a qua Benedictus nonnullis in rebus discedit, non semper bonos libros secutus,*" woraus der, welcher *Benedicts* Buch nicht zur Hand hat (und das dürften von 100 Käufern dieser Ausgabe kaum 10 seyn) gar nichts nehmen kann. (So auch hier die Erinnerung über ἀεί, III, 112 über ὅπῃ, 113 über ἐκ, und anderes dergleichen.) Die geographischen Anmerkungen sind, so weit es die nothwendige Kürze erlaubte, befriedigend. Doch vermissen wir über Δικτιδιῆς V, 35 um so mehr etwas, da nach *Gatterer* über Thracien nie ein Volk dieses Namens gewesen ist, sondern Δῖῆς geschrieben werden muss, welches Cap. 82 in den besten Handschiften wirklich steht. Auch über Ἰτωνεας καὶ Μελαίους V, 5 hätte wenigstens *Wassens* Bemerkung mitgetheilt seyn sollen. Die antiquarischen Erläuterungen wünschen wir bey einer künftigen neuen Ausgabe etwas zahlreicher. Auf das verschiedene Verhältniss der Bundesgenossen zu Athen hätte nach *Manso* Sparta III, 2, 86 ff und *Böckh* Staatshaushalt. I, 438 ff., an einigen Stellen aufmerksam gemacht werden, von den Kleruchen zu III, 50, von dem Verhältniss des Corinthischen und Äginetischen Geldes zu dem Attischen zu I, 27 u. V. 47 vgl. *Böckh* S. 17, über den Sinn von ταῖς ὑπηρεσίαις, wo es von τοῖς θρανίταις τῶν νεῶν geschieden wird, und also nicht, wie sonst, die Mannschaft des Schiffes oder die Ruderer überhaupt bezeichnen kann zu VI, 31 (auch hier giebt vielleicht *Böckh* S. 301 einigen, doch gar nicht genügenden Aufschluss) und so noch über Manches der Art anderwärts gesprochen werden können. Die Berechnung der Zulage zu dem Solde VIII, 29 scheint nicht richtig. Vgl. *Böckh* S. 297. Bey einigen anderen Stellen, die antiquarischer Erläuterungen bedürfen, werden künftig auch *Schömann de comitiis Atheniensium* und die Schriften von Prof. *Müller* in Göttingen mit Nutzen zu Rathe gezogen werden. In grammatischer Hinsicht bleiben gleichfalls man-

che Wünsche übrig; denn mehrmals ist da nichts erinnert, wo nicht bloss Anfänger, sondern selbst Gebtere anstossen werden. So V. 9 τὰ κλέμματα ἃ τὸν πολέμιον μάλιστ' ἄν τις ἀπατήσας, τοὺς φίλους μάλιστ' ἂν ὠφελήσειεν. (S. de Thucyd. histor. Iudic. S. 134.) 23 οὐκ ἔφασαν δέξασθαι. (das. S. 158 und *Lobeck* zu Phryn. S. 749.) VI, 11 ὅπερ οἱ Ἐγεσταῖοι μάλιστα ἡμᾶς ἐκφοβοῦσι. (S. de Thucyd. histor. Iudic. S. 133.) 12 τὸ πρᾶγμα μέγα εἶναι καὶ μὴ οἷον νεωτέρῳ βουλεύσασθαι (wo, wenn man nicht νεώτερον schreiben will, die Construction ἐμοί οἷόν ἐστι ποιεῖν τί statt ἐγώ οἷός τε εἰμι ποιεῖν τι angenommen werden muss, wofür wir die Belege mit Ausnahme des verwandten μὴ οἷον τε εἶναι ταῦτα ἐμοὶ κωλῦσαι VII, 14 vergebens suchen). 21 εἰ mit dem Conjunctiv ohne Erinnerung. (S. de Thucyd. histor. Iudic. S. 139 fg.) 30. der Accusativ υἱεῖς. (das. S. 221 und *Lob.* zu Phryn. S. 69.) 40. μετέχειν mit dem Accus. (das. S. 131.) 62. der Pluralis ἐγένοντο nach τάλαντα. Ebendaselbst in demselben Satze das Activum ἀποδίδωμι für *verkaufen*, welches beides zusammen uns grosse Bedenklichkeiten erregt. 78. das Medium κολάσασθαι. (S. *Heind.* zu Plat. Protag. S. 5.6.u. Menex. cap. 10.) VII, 5 das noch auffallendere ἐξελάσασθαι. (S. de Thucyd. histor. Iudic. S. 188.) 43. ὅπως τῇ παρούσῃ ὁρμῇ τοῦ περαίνεσθαι — μὴ βραδεῖς γένωνται. (Vgl. die Anm. von *Bauer.*) Seltener werden sich eigentliche Unrichtigkeiten in den grammatischen Noten nachweisen lassen. Doch hätte uns der Herausg. zu VI, 69 nicht sollen überreden wollen, dass von ὑπακούω das Futurum bey einem Attiker auch ὑπακούσω heissen könnte, und noch weniger hätte er dieses durch ὑπακούσοντες I, 140, wo er selbst ὑπακούσαντες geschrieben hat, oder wohl gar (wer sollte es glauben?) durch ὑπακούσασι II, 62 beweisen sollen. Selbst in den Noten (VII, 44) durfte kein οἴδασι vorkommen.

Damit wir endlich noch über die erklärenden Anmerkungen Einiges äussern: so kommt zuerst die Auswahl des zu Erklärenden in Betrachtung. Auch hier kann es nicht fehlen, dass unsere Ansicht von der des Vfs. zuweilen abweicht. So halten wir Erklärungen wie ὡς ἕκαστος ὥρμητο, *prout singuli properabant* V, 1 und den grössten Theil der Anmerkung zu τοῦ τειχίσματος ἁλισκομένου V, 2 für überflüssig; dagegen über καταστάντες V, 4 und ἀντιστάντος αὐτῷ τοῦ πράγματος das., und über Wendungen wie τὸ πρᾶγμα μειζόνως ἐλάμβανον wünschen wir entweder in den Noten oder wenigstens in dem Index etwas bemerkt zu sehen. Auch hätten wohl bey Stellen, wie das Gespräch der Melier, die Unruhen in Griechenland u. dergl., einige Anmerkungen mehr, oder selbst zum Theil eine Übersetzung gegeben seyn sollen. Die Erklärungen sind übrigens mit zweckmässiger Kürze abgefasst, und fast überall richtig. Doch ist es uns befremdend gewesen, dass der Herausg. V, 16 in den Worten τότε δὲ (welches δέ nach den Untersuchungen von *Werfer* Actt. Monacc. I. S. 90 ff. keinen Anstoss mehr erregen wird) nicht, wie es der Sprachgebrauch erfodert, den Nachsatz von ἐπειδὴ δέ anerkennen will, sondern zu allerhand künstlichen Deutungen seine Zuflucht nimmt. Ferner hatte *Portus* VI, 31, die Worte ἔριν γενέσθαι ᾧ τις ἕκαστος προσετάχθη nach dem Sprachgebrauch (ἄρχοντα προστάσσειν) richtig verstanden „*de ea re, quae unicuique fuerat assignata*" (eig. *cui quisque fuerat praefectus*); Hr. *H.* aber will übersetzt wissen (*certamen*) *cum eo, cui adiungeretur, prope quem consitueretur.* Noch weniger kann ebendaselbst die Lesart: Εἰ γάρ τις ἐλογίσατο τήν τε τῆς πόλεως ἀνάλωσιν δημοσίαν καὶ τῶν στρατευομένων τὴν ἰδίαν, τῆς μὲν πόλεως, ὅσα τε ἤδη προσετετελέκει, καὶ ἃ ἔχοντας τοὺς στρατηγοὺς ἀπέστελλε beybehalten werden; denn nicht kann, wie der Herausg. will, προστελεῖν bloss heissen *aliquid impendere*, noch lässt sich dieses, wie seltsam im Index geschehen ist, durch ἄρχοντα Ἐπειὰν προστάξαι erläutern. Dann dürfte VII, 69 τὸ ζεῦγμα τοῦ λιμένος nicht durch *pons navalis* erklärt werden, wenigstens nicht ohne einen erklärenden Zusatz (vgl. die Note von *Ducker*). Auch hätte ὅσῳ ἀληπτότεροι ἦσαν τοῖς πέλας I, 37 in dem Index nicht noch immer erklärt seyn sollen „*quo minus criminationibus aliorum obnoxii erant*", da schon *Bauer* gezeigt hat, dass diese Erklärung nicht in den Zusammenhang passt, (denn nicht ist vorher bewiesen, dass man keinen Grund zu Klagen gegen die Corcyräer hatte, sondern dass die Beleidigten nicht im Stande waren, sich Genugthuung zu verschaffen) und *Heilmann*, dass sie auch durch den Sprachgebrauch unseres Schriftstellers widerlegt wird. Über den Index liesse sich überhaupt noch Manches erinnern, wie wenn darin der passivischen Bedeutung von βιάζομαι zu Liebe ein Activ βιάζω wie bey Thucydides vorkommend aufgestellt, oder ἀπαρχή, *tributum*, aus VI, 20 angeführt wird, wo doch der Herausg. selbst die richtige Lesart hergestellt hat.

Doch es ist Zeit, dass wir diese lange Beurtheilung schliessen, an deren Ende wir kaum nöthig haben zu bemerken, dass wir durch alle diese Ausstellungen keineswegs das Verdienst des würdigen Herausg. haben schmälern wollen, welches wir vielmehr dankbar anerkennen, sondern dass wir nur dazu mitzuwirken wünschten, dass dieses Werk bey einer künftigen zweyten Auflage, an deren Erfodernis wir nicht zweifeln, in einer vollkommneren Gestalt erscheinen möge. Zugleich hofften wir, wenn wir unsere abweichenden Ansichten aufstellten, dem Herausg. gefälliger und nützlicher zu seyn, als wenn wir eine Menge Stellen herzählen, in denen wir ganz mit ihm übereinstimmen, was sehr oft der Fall ist.

* o * o

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

RÖMISCHE LITERATUR.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico et civili.* Textui ad optimarum editionum fidem denuo recognito accesserunt annotationes vel ex aliis selectae vel recens additae, item indices necessarii. Praemissa est notitia litteraria. Usui scholarum accommodare studuit M. *Joh. Christoph. Stoephasius*, Prof. Regis Boruss. in Senatu sacro atque scholastico a consil. etc. Editio repetita auctior et emendatior. 1819. XXIV und 472 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine gute Ausgabe des Cäsar für den Schulgebrauch, oder besser für den Schülergebrauch, wäre gewiss etwas sehr Erwünschtes. Nach unserem Bedünken müsste sie zunächst für die Sprache berechnet seyn; für die Sachen helfend bey Schwierigkeiten. Die Sprache jedes Schriftstellers aber muss zunächst und am meisten aus ihm selbst erklärt werden, und hat er so viel Eigenthümliches, wie Cäsar hat: so sind auch häufige Vergleichungen mit anderer Schriftsteller Gebrauche nöthig, bald in lexikographischer, bald in grammatischer Hinsicht.

Vorliegende Ausgabe wird die vorhandene Lücke einer solchen schwerlich ausfüllen. Schon diess erregte bey uns kein gutes Vorurtheil für sie, dass wir beym ersten Aufschlagen voran eine 11 Blätter lange Übersicht von Cäsars Leben und Schriften, und deren Ausgaben aus *Harless introductio* und *brevior notitia* fanden. Wir hegen gegen *Harless*, als fleissigen Sammler, alle Hochachtung: aber sein Latein darf durchaus der Jugend nicht in die Hände gegeben werden; denn es ist gar zu schlecht. Überhaupt aber hat Hr. *St.* in dieser Ausgabe weniger auf die Sprache, als auf die Sachen gesehen, und für diese ist allerdings manches Gute in seinen Anmerkungen zu finden, besonders in Beziehung auf Sprache und Alterthümer der Kelten. Doch hat es uns geschienen, als wenn da oft für den eigentlichen Zweck (für Schüler) zu viel geschähe, während Manches wieder übergangen wird, wobey man nach Massgabe von Ähnlichem eine Anmerkung erwartet hätte, z. B. zu C. 1 de B. G. bey *Celtae*, wo von der Verwandtschaft dieses Wortes mit *Galli*, *Galen*, *Walen*, *Wales*, *Walles*, *Wellsch* nichts angedeutet wird. Bisweilen fehlt noch etwas, um die Sache ganz abzuthun. So hätten wir der obwohl langen, doch mit Recht ganz aufgenommenen *Morusschen* Anmerkung zu *literis Graecis confectae* (B. G. 1, 29) noch einige Stellen beygefügt, wo *Literae Graecae das Griechische* heisst. Vor Allem aber hätten wir dabey in Vergleichung gebracht Tacit. Germ. c. 3, die wichtigste von allen hieher gehörigen Stellen, obgleich von Cäsars Erklärern übersehen.

Dass aber die Sprache in dieser Ausgabe zu wenig berücksichtiget worden, wollen wir zunächst an dem 18 Capitel des 1 Buchs de B. G. beweisen. Zu diesem ganzen C. wird S. 343 eine einzige Anmerkung, über *imperio*, gegeben. Und wie Manches war da zu sagen! über *iactari*, *viel Redens (Wesens) machen*; *concilium* in Vergleichung mit dem gleich folgenden *conventu* und dem herzuziehenden *consilium*; *contra liceri*, *überbieten*, worüber *Davies* etwas zu sagen nicht erröthet, und wofür Cic. Verr. 2, 3, 33, 77 *supra adiicere* sagt, und *Muret.* or. 23 sehr angemessen *contra licitari*; *largiter posse*, besonders da noch *Mencken* (Observatt. Lat. ling. Lips. 1745. s. v.) es nöthig fand, Stellen guter Schriftsteller über *largiter* zu sammeln; *sororem ex matre*, worüber Jünglinge weder in *Gesners thesaurus*, noch in *Schellers* grossem Wörterbuche etwas finden, und worin eins der nicht zahlreichen Beyspiele von der Abhängigkeit der Präposition von einem Substantiv hätte gefunden werden müssen, ein Umstand, auf den wir durch denselben *Mencken* (a. a. O. unter dem Worte *meritum*) aufmerksam geworden sind, und den die jetzigen Lateinschreiber mehr beachten müssten; *cupere Helvetiis*; *suo nomine*; *si quid occidat*; *initium eius fugae*, wo *eius* nicht zu *fugae* gehört, sondern *proelii* zu suppliren ist, ähnlich C. 12, *eius soceri*, vgl. *Bremi* zu Nep. 1, 3, 1 [und der Sache wegen über *portoria* und *vectigalia*]. Hr. *St.* aber scheint solcher Bemerkungen sich zu schämen, wie er selbst S. 344 versichert bey der Anmerkung, dass nicht *conspectu omnium*, sondern *equis omnium* zusammengehöre, wobey er sich mehrere Wörter, und besonders das *inepte*, hätte ersparen sollen. — *Davies* sieht *diem* c. 7 als femin. an. Davon hätte Hr. *St.* am Ende von c. 6 Gebrauch machen müssen, wo *qua die* und *is dies* nach der Latinität sehr verschieden sind. Wenn man solche Stellen nicht benutzt, der Jugend zu besseren Einsichten zu verhelfen, woher sollen sie diese dann nehmen? Dass c 14 *interdum* für *interim* stehe, bemerkte schon *Davies*. Hr. *St.* lässt unberührt, obgleich weder *Tursellinus* noch *Schütz* davon reden. Zu C. 16 wird *conferri*

und *comportari* so unterschieden: *conferri a singulis, comportari in unum locum id, quod singuli contulerant.* Das kann wohl richtig seyn, aber der Grund fehlt, nach welchem es auch anders seyn kann. *Ferre* gilt von leichterer, *portare* von schwererer Last. — In demselben C. ist von *non modo non* das zweyte *non* ganz richtig beybehalten worden; aber eine Bemerkung dazu fehlt. —

— ϱυ —

Meiningen, b. Keyssner: *Das Wissenswürdigste aus der Wortbildung der Lateinischen Sprache* für geübtere Schüler derselben zusammengestellt von *A. Mohr.* 1820. 91 S. 8.

Diese Schrift verdient schon darum eine belobende Anzeige, weil sie einen bisher noch allzusehr vernachlässigten Gegenstand behandelt, ohne dessen genauere Erforschung doch das Erlernen der Lateinischen Sprache weder leicht, noch lebendig, noch gründlich genug seyn kann. Es ist aber auch zugleich das Wissenswürdigste wenigstens in einem so bündigen Zusammenhange vorgetragen, und dabey so manche treffliche Bemerkung mitgetheilt, dass man die Mängel des Büchleins, welche der Vf. selbst nicht verkennt, gern entschuldigt, und es vielmehr als ein Verdienst anrechnet, ein weiteres Nachforschen über einen so wichtigen Gegenstand angeregt zu haben. Wenn daher der Rec. diese Anzeige mit allerley Berichtigungen begleitet: so will er, nach des Vfs. eigenem Wunsche, mehr sein Scherflein zur Vervollkommung der Wortbildungslehre beytragen, als unverdienten Tadel damit aussprechen.

Sehr gut hat der Vf. die Einleitung abgefasst, welche in drey Capiteln von den Stamm- und Spross-Wörtern aller Sprachen überhaupt, und der Lateinischen Sprache insbesondere handelt. Im ersten Capitel ist namentlich der Unterschied zwischen *Ur-* und *Grund-Bedeutung* eines Wortes, wie im zweyten Capitel das Wesen der *Analogie* und *Anomalie* in der Wortbildung gut erläutert, auch die *Flexion* richtig, als die Synthesis der Ableitung der Laute, und der Zusammensetzung dem Begriffe nach angegeben. Allein die gegebenen Beyspiele verrathen nicht selten eine willkührliche Ableitung, und nicht zu billigende Ansichten über die Entstehung einzelner Sprachen und Wörter. So wird mit Unrecht die Englische Sprache zu derjenigen gezählt, welche die Mehrzahl ihrer Stammwörter aus der Lateinischen Sprache empfingen; und eben so unrichtig die Deutsche Vorsylbe *be* aus dem Griechischen ἀμφί, wie die Nachsylben *thum, heit, isch*, aus *dominium*, ἰδος (ότης), ἰσκειν, abgeleitet. Das Sprosswort *centuria* soll aus *centum* und *area* oder *arva* als 100 Stück Ackerlandes, wie *victima* aus *vincere* und θῦμα als Siegesopfer zusammengesetzt seyn. Das mit *meo* (*mes*) verwandte *mitto* soll aus μεθίημι, wie das mit *temulentus* und *abstemius* verwandte *temetum* aus τὸ μέθυ entstanden seyn. Das mit *gnavus* und *ignavus* verwandte *segnis* wird durch *se — ignis*, ohne Feuer — Betriebsamkeit, erklärt, und das viel eher mit ἔρις und *irrito* verwandte *ira* von ὀργή, wie das mit unserem *Fisch* verwandte *piscis* von ἰχθύς abgeleitet. Wenn die Regel für die Ableitung Lateinischer Wörter mit der Äusserung beginnt, dass aus dem *Nomen* und *Verbum* alle Ableitung im Lateinischen verrichtet werde: so ist übersehen, dass Laut-Zahl- und Deut-Wörter zu den ältesten Wörtern aller Sprachen gehören, welche die ersten und vielfältigsten Sprossen trieben. Wenn ferner bey den Verben gesagt wird, dass den charakteristischen Endungen der ersten, zweyten und vierten Conjugation ursprünglich bedeutende Wörter zum Grunde lagen: so verfällt der Vf. in denselben Fehler, als wenn man die Personalendungen der Verbe aus einer Zusammensetzung mit ἔω, *sum* ableitete, worin dieselben Endungen erst nach gleicher Regel zu erklären sind.

Der Vf. geht eigentlich nur die *Verba, Substantiva, Adjectiva* und *Adverbia* durch, wie sie theils durch Ableitung, theils durch Zusammensetzung gebildet werden; indem er die *Pronomina*, Präpositionen und Conjunctionen nur in einer Endanmerkung berührt, und die so wichtigen Zahlwörter nur theilweise anführt. Dem oben angeführten Zwecke gemäss überlässt Rec. die vielen guten Bemerkungen der eigenen Beobachtung der Leser, um Raum für mehrere Ergänzungen und Berichtigungen zu behalten. Unter den Präpositionen zusammengesetzter Verba sind *pos* und *sus* vergessen, wovon die erste in *possideo, polliceor* und vielen anderen Wörtern enthalten ist, und die zweyte so oft, wie in *suscipio*, mit *sub* verwechselt wird. Das Verhältniss der Verbalsubstantive auf *us* und *io* ist gerade verkehrt angegeben, wenn gesagt wird, dass die Form auf *io* die Handlung noch abstracter bezeichne, als die Form auf *us*, da vielmehr die Form auf *io*, wie schon der häufig vorkommende *Casus verbi* zeigt, die Handlung *in concreto* bezeichnet. Beide Formen verhalten sich zu einander, wie die *Gerundia* und *Supina*, oder wie die Deutschen Wörter auf *ung* und die Umlautformen, z. B. *Beschliessung* und *Beschluss*. So wie wir die Form auf *ung* auch auf andere Wörter, z. B. *Zeitung*, übertragen haben, so die Lateiner die Endung *io*, z. B. *oblivio*, welcher zugleich eine Endung auf *ium* und *ies* entspricht, z. B. *diluvio, diluvium, diluvies*. Davon verschieden ist die männliche Endung *o*, der nur zufällig ein *i* vorhergeht, z. B. *centurio;* wiewohl man auch männliche Wörter auf *io* findet, bey welches das *i* nicht zufällig zu seyn scheint, z. B. *duplio* mit den Würfelzahlen. Das aus dem Griechischen πνεύμων oder πλεύμων gebildete *pulmo* zeigt, dass *stamen* nicht aus στήμων hervorging, sondern aus στῆμα, wie *crimen* aus κρίμα. Die Endung *mentum* ist nur verlängerte Form für *men*, wie *Tarentum* für Τάρας; nicht aber durch Zusatz des Griechischen εις entstanden, wie aus *placenta* für πλακοῦς mit Unrecht gefolgert wird. Die Endung *tudo* ist aus einer Verlängerung der *tas* zu erklären, aber keineswegs mit

dieser völlig einerley: *tas* bezeichnet nur eine Eigenschaft, *tudo* dagegen einen Zustand, woraus der Unterschied zwischen *necessitas* (Unausweichlichkeit) und *necessitudo* (innige Verbindung) hervorgeht. Aus *consuetudo* darf man auf kein Particip *magnitus* schliessen, um *magnitudo* daraus zu bilden; sondern *consuetudo* ist zur Erleichterung der Aussprache aus *consuetitudo* verkürzt, wie *concio* aus *conciio*, und sogar *centuriatus* aus *centurionatus*. Mit der Endung *do* verdiente *go* zusammengestellt zu werden, so wie mit *ies* die Endung *ia*, z. B. *materia*, *materies*. So verhält sich *via* zu *Weg*, wie *dies* zu *Tag*; die Bemerkung aber, dass die Lateinische Sprache nach Stoff und Form viel Deutsches in sich trage, scheint dem Vf. fast ganz entgangen zu seyn; er würde sonst die Altdeutschen Geforme *gallus* und *gallina*, *rex* und *regina*, nicht übersehen, ja den Deutschen Umlaut in *aequus* (eben) von *aqua* (Awa, Ane), in *aes* von *as* (Eins), wiedergefunden haben. Ächtdeutsche Zusammensetzungen sind *hemon* für *homo* (jemand), *nemo* (niemand); ächtdeutsche Ableitungen *qualis* (welich) *juvenilis* (jugendlich). Hätte der Vf. dieses beachtet: so würde er gefunden haben, dass die Adjectivendung *aris* nur für *alis* (lich), mithin auch die Substantivendung *ar* nur für *al* stehe, wenn schon ein l vorherging, z. B. *singularis*, sowie man umgekehrt *Parilia* für *Palilia* sprach. Auf den Lautwechsel hat der Vf. überhaupt zu wenig geachtet, der besonders in den fliessenden Buchstaben vorwaltet, z. B. *Sol*, Sonne, *mas*, Mann oder Mahr, z. B. Nachtmahr. Vermöge eines solchen Lautwechsels erkennt man die Endung *bilis* im Deutschen *bar* wieder, deren b der Vf. aus dem Futuro erklären will, wogegen jedoch schon *possibilis* streitet. Auch die Endungen der Participe des passiven Futurs scheinen aus den Deutschen Participen entstanden zu seyn; aber statt dass der Deutsche, um denselben Begriff auszudrücken, das Vorwort zu vorsetzt, bildete der Lateiner Formen auf *bundus* oder *cundus* mit Präsensbedeutung. Doch abgesehen von diesen und anderen Spuren Deutscher Sprache im Lateinischen, die man vielleicht für Keltisch zu erklären geneigt seyn möchte, hat der Vf. auch mehrere Geforme aus dem Griechischen übersehen, welche von dem hohen Alterthume der Lateinischen Sprache zeigen. Dahin gehört die Unterscheidung zwischen einer Stamm- und Spross-Form der Nennwörter, deren erste die Adjective der dritten, die zweyte die Adjective der zweyten und ersten Declination umfasst. Sehr oft hat nun der Lateiner die Stammform, wo der Grieche die Sprossform wählte; z. B. *hilaris* für ἱλαρός, *levis* für λεῖος; auch bildete er mehrsylbige Sprossformen häufig in solche einsylbige Stammformen, wie man sie bey vielen homerischen *Casibus obliquis* voraussetzen muss, z. B. *nix* für νιφάς, *mens* für μένος, *mors* für μόρος, *ars* für ἀρετή, *arx* für ἄκρα. Ursprünglich unterschied man im Lateinischen, wie im Deutschen, nur ein persönliches und sächliches Geschlecht; später trennte man das persönliche in ein männliches und weibliches; daher die Mischformen *is*, *ea*, *id*, *er*, *sie*, *es*, als Correlat von *quis*, *quid*, *wer*, *was?*

VI — VII.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Göttingen*, b. Dieterich: *Specimen editionis artis poëticae Q. Horatii Flacci* versus XXIII eiusdem epistolae varietate lectionis et perpetuo commentario instructos aequo eruditorum examini subiecit *Io. Georgius Henric. Klindworth.* 1816. XIV. 33 S. 8. (4 gr.)

In dieser Probeschrift kündigt Hr. *Kl.* eine auf die Bedürfnisse junger Leser berechnete Ausgabe der Hor. Episteln an, und theilt in der Vorrede S. IX den Plan mit, nach welchem das Ganze bearbeitet werden soll. Zuerst denkt er auf möglichste Berichtigung des Textes, will zu diesem Zweck die Varianten sorgfältig prüfen, und, ohne der Autorität Einer Handschrift oder Ausgabe ausschliessend zu folgen, diejenigen Lesarten aufnehmen, die sowohl dem Geist der Sprache überhaupt, als insonderheit der des Dichters zu entsprechen scheinen. Was 2) die Erklärung betrifft: so soll sie theils über Sachen, also über alles, was zur Mythologie, Geschichte u. dgl. gehört, theils über die Sprache, besonders über die Einkleidung und Schönheit des ganzen Gedichts sich verbreiten. Dabey gedenkt der H. auch ähnliche Stellen anderer Dichter zu vergleichen, um das ästhetische Gefühl seiner jungen Leser zu wecken und zu bilden.

Nach diesem mit Besonnenheit entworfenen Plane ist die vor uns liegende Probe gearbeitet. Unter dem Texte steht der erklärende Commentar; hinter demselben die *variae lectiones et observationes*. Für diesen kritischen Theil benutzte Hr. *Kl.* nicht nur die alten Ausgaben von Werth nebst den Scholiasten, sondern auch die Vergleichung von mehr als 10 Handschriften. Wenn nun auch bey dem Gebrauch der vorhandenen Hülfsmittel, so weit sich für jetzt urtheilen lässt, ein lobenswerther Fleiss, und in den meisten Fällen ein gesundes, richtiges Urtheil sich bewährt: so glauben wir doch, den Herausg. auf Einiges aufmerksam machen zu müssen, was wir für die vollständige Ausgabe berücksichtigt wünschten.

Was 1) den erklärenden Theil anlangt: so kann Vieles abgekürzt und zusammengedrängt werden. Ermüdend ist oft die Breite und Weitschweifigkeit, mit welcher auch solche Worte oder Sachen erläutert werden, die bey einem Leser des Horaz schon als bekannt vorauszusetzen sind. Mehr beschränken darf sich auch Hr. *Kl.* im Vergleichen von Parallelstellen, zumal wenn sie zur Aufhellung eines Gedankens wenig oder nichts beytragen, oder wenn sie solche Gegenstände beweisen sollen, die an und für sich keine Schwierigkeit haben, und keines Erweises bedürfen. Endlich wünscht Rec. geschichtliche Erörterungen, z. B. über die Familie der Pisonen S. 4—6, lieber in besondere Excurse, oder in die Einleitung verwiesen; denn mit solchen Nachrichten muss der Leser bekannt seyn, ehe er an die Lectüre des Gedichtes selbst geht. Aber auch 2) in der kritischen Abtheilung herrscht eine unnöthige Weitläuftigkeit. Einmal scheint es uns ganz zweckwidrig, solchen Lesern, wie sie der Vf. vor Augen hat, alle vorhandenen Varianten, vielleicht sogar Schreibfehler, aufzu-

führen. Er darf sich mit solchen Abweichungen begnügen, die einen entschiedenen Einfluss auf den Sinn der Stelle haben, oder wenigstens Veranlassung zu zweckmässigen kritischen Erörterungen geben. Sodann rathen wir, nur die Autoritäten derjenigen Lesart besonders anzuzeigen, die nicht die gangbare ist. Wir würden z. B. V. 2 nicht für *plumas*, welches ja längst von den Kritikern als richtig angenommen und fest gestellt ist, sondern nur für *pennas* die Zeugen aufgestellt haben. Wo aber auch diese genannt werden müssen, zu welcher dickleibigen Gestalt würde ein kritischer Commentar über Horaz anschwellen, wenn jede Ausgabe einzeln erwähnt werden sollte, wie es z. B. bey *plumas* geschehen ist? Es wäre also schon hinreichend, eine Auswahl solcher Ausgaben zu treffen, die wirklich zu den stimmführenden gehören; sodann die Übersicht der Ausgg. nach ihren Recensionen oder Familien zu geben, z. B. *Bentl.* zu setzen, um alle die Ausgg. zu bezeichnen, welche dem *Bentleyischen* Texte folgen. Dadurch würde viel an Raum erspart, und der Leser eines verdrüsslichen Geschäftes überhoben werden.

So viel über die Einrichtung im Allgemeinen. Mit der Wahl der Lesarten, wie auch mit den Erklärungen des Hn. *Kl.* kann man grösstentheils zufrieden seyn. Wenn auch des Neuen nicht viel ist: so zeugt doch das, wofür er sich erklärt, von gutem Geschmack und gründlichen Kenntnissen, so dass wir nur über wenige Stellen etwas zu erinnern finden.

Bey der in den 4 ersten Versen entworfenen Carricatur, durch welche die Dichterlinge jener Zeit vor dem Fehler gewarnt werden, ungleichartige Gegenstände aneinander zu reihen, hat Horaz ohne Zweifel bestimmtere Gemälde vor Augen gehabt, als die des Plato und Aristoteles, auf welche Hr. *Kl.* hinweisst. Der Geschmack der damaligen und spätern Römer begnügte sich nicht mehr mit dem Natürlichen und Einfachen in Kunstwerken, sondern liebte das Wunderbare und Monströse, das vorzüglich der Orient so reichlich lieferte. Auch die kostbaren Decken und Tapeten, mit welchen die Fussböden belegt wurden, waren meistens orientalischen Ursprungs, und daher mit Hieroglyphen und mancherley symbolischen Thiergestalten verziert, vgl. Alard. in Valer. Fl. I, 147 flg. und Claudian. in Eutrop. I, 346—357. Auch auf Ägyptischen Münzen finden sich Sinnbilder, z. B., weibliche Sphinxe, die mit der Hor. Carricatur viel Ähnlichkeit haben. V. 2. Die Worte: *varias inducere plumas* bezieht Hr. *Kl.* auf das folgende *Undique collatis membris*, unter welchen er *brachia*, *humeri*, *pectus*, *venter*, versteht, und schützt zugleich *plumas* gegen *Bentley's formas*, worin er schon *Lamb. Bos* in *Animadv. ad Scriptt. quosdam latinos Specimen* p. 72 sq. zum Vorgänger hat. Wenn man aber nach *plumas* interpungirt; bey *inducere* sich *cervicem equinam* denkt, und *membris und. coll.* als absol. Ablativ annimmt: sollte dann nicht das folgende: *ut turpiter atrum - superne* passender sich aus *membris undique coll.* ergeben, als aus *varias ind. plumas?* Unter den für *varias* angeführten Stellen dürfte Tib. I, 10, 10 am wenigsten passen. V. 5 wählt der Herausg. die von *Markland*, *Regelsb.*, *Haberfeld*, *Schelle* und Anderen gebilligte Interpunction: *teneatis? Amici*, so dass diess letzte mit dem Pisones im folgenden V. verbunden werden muss. Sein Grund ist: „*Nam non ad amicos in universum sed ad Pisones haec Epistola scripta.*“ Auch wir sind dieser Meinung; behalten aber dennoch die ältere und natürlichere Interpunction nach *amici* bey. Denn es ist eine dem Horaz eigenthümliche Manier, ein im Gedanken vorausgenommenes Subject erst in den nächst folgenden Satz oder Vers zu setzen, und ein Prädicat voranzustellen. Man wird also bey *amici* nichts anderes als *Pisones* sich denken können. V. 8. ist es Hn. *Kl.* um vollständige Sammlung der Varianten zu thun: so kann ihm Rec. aus einer Collation von 2 unverglichenen *d'Orvilleschen* Handschriften, deren eine dem 12, die andere dem 13 Jahrhundert angehört, die Abweichung *Pinguntur*, welche die zweyte dieser Handschr. hat, anzeigen. Übrigens hält Rec. die Lesart *Finguntur*, die auch der Göttinger Cod. giebt, nicht für so verwerflich, als sie Hn. *Kl.* scheint. Das Präsens bezeichnet die auf Erfahrung gegründete Gewissheit des Dichters, da ja dergleichen abgeschmackte Dichtungen wirklich schon vorhanden sind. Überhaupt scheint der Umstand öfter übersehen worden zu seyn, dass Sätze, die theils allgemein und ohne Bedingung ausgedrückt sind, theils eigene auf Erfahrung gegründete Aussprüche enthalten, ihr Verbum in einem anderen *tempus* oder *modus* haben können, als die Umgebung zu verlangen scheint. V. 9 — 10. In den Worten *Pictoribus — potestas*, die Horaz den Versificatoren als Einwurf in den Mund legt, scheint er ein altes Sprichwort zu berücksichtigen, worüber *Erasm.* Adag. p. 645 nachzusehen ist. V. 19. Gegen die Gefahr, das *Et* am Anfang eines Satzes für verdächtig zu halten, würde anstatt der blossen Verweisung auf Terent. Phorm. I, 5, 19 ibi Serv. eine Bemerkung über diesen seltenen Gebrauch noch mehr geschützt haben. Es hat nämlich *Et* in solcher Stellung nicht verbindende Kraft, sondern bezeichnet irgend eine Steigerung des vorangehenden Gedankens, auch wohl eine ironische Bejahung, oder Drohung, vgl. Virg. Ecl. II, 44. So steht es oft zu Anfang des Pentameters b. Elegikern, s. *Werfer* in *Actis Phil. Mon.* tom. I, p. 539. V. 22. Da *exit* offenbar dem *instituì* entgegengestellt ist: so liegt wohl mehr als bloss *prodire*, vielmehr *exigi*, *perfici*, darin, wie es auch in anderen Beziehungen den Begriff der Vollendung in sich fasst; z. B. *dies securus, laetus exit*, Plin. Pan. 68, 2. V. 20. wünscht Hr. *Kl.* in den Obss., dass, wenn Hor. auf das Sprichwort Μὴτι καὶ κυπάρισσον θέλεις Rücksicht genommen habe, anstatt *Scis* lieber *Vis* gelesen werden möchte, was ein Codex bey *Barth.* Advers. Lib. XLII, 22 darbietet. Rec. möchte aber dem Sprichwort, auf welches Hor. sich allerdings beziehen mag, die Lesart *Scis* nicht aufopfern; sie ist dem satirischen Tone weit angemessener als das trockene *Vis*. Übrigens hat *Erasm.* in seinen Adag. p. 164 den Sinn gut gefasst, wenn er sagt: *Simulare quercum — concinne usurpabitur in eos, qui, quod didicerunt, id ubique intempestiviter inculcant, cum ad rem nihil attineat.* V. 10 giebt die *d'Orvillesche* Hdschr. *quodlibet*, und im 12 V. *Non tamen* anstatt *Sed non* V. 23 hat Hr. *Kl.* *quod vis* mit Recht gegen *quidvis* bey Bentl. in Schutz genommen; nur möchten wir sein Urtheil: „*cum sensus quidem in utraque lectione idem sit*“ nicht unterschreiben.

In der vollständigen Ausgabe wird uns Hr. *Kl.* hoffentlich eine tiefer eindringende Untersuchung über die Veranlassung, den Plan und Zweck dieser schätzbaren Epistel mittheilen, und dabey die neueren Schriften, welche *J. H. M. Ernesti* in seiner Sammlung: *Parerga Horatiana*, Hal. 1818 wieder hat abdrucken lassen, nicht unberücksichtigt lassen. Der Lateinische Stil des Vfs. ist im Ganzen correct, bis auf Kleinigkeiten (z. B. S. VIII. *agnoscat — introspicias*, oder S. 17 *de ea Charisil.*), welche Hr. *Kl.* leicht verbessern wird.

*** h.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Bamberg u. Würzburg*, b. Göbhardt: *Glossen zum Texte meiner Erfahrung.* Ein kleiner Beytrag zur Beförderung der Welt- und Menschenkenntniss. Nebst einem Anhange vorzüglicher Stellen aus guten Schriften. Von *Johann Martin Gehrig*, Stadtpfarrer zu Aub in Franken. 1819. VIII und 248 S. 8. (16 gr.)

Hr. *G.*, der nur selten die Kirche verräth, zu welcher er gehört, hat manches recht Gute, wiewohl nichts eigentlich Neues- und Unerhörtes, bemerkt, und grösstentheils angemessen gesagt, obgleich seine Schreibart nicht durchaus correct ist. Unter den entlehnten, zum Theil auch Lateinischen, Griechischen und Französischen, Stellen sind viele sehr bekannte.

Arthal.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1820.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SCHLESWIG, im Verl. des Taubstummen-Instituts und LEIPZIG, in Comm. b. Tauchnitz: *Kieler Beyträge.* Erster Band. 1820. 404 S. 8. geheftet. (2 Rthlr.)

Die Gesellschaft Kieler Professoren, die seit einigen Jahren die *Kieler Blätter* herausgegeben hatte, deren vorzüglichen Werth auch wir (EBL. 1817. No. 72 — 74 u. J. A. L. Z. 1819. No. 158) unseren Lesern bemerklich zu machen gesucht haben, beschloss diese Zeitschrift aufzuheben, da sie ohne Censur nicht weiter erscheinen konnte. Wenn sie gleich nicht Ursache zu haben glaubte, eine Censur zu scheuen, wie sie in Holstein zu erwarten war: so konnte sich doch Keiner aus der Gesellschaft entschliessen, unter einer noch so milden Polizey-Aufsicht Etwas zu schreiben, was die Nothwendigkeit nicht erfoderte. Jetzt beginnt die nämliche Gesellschaft oder ein Theil derselben eine neue Zeitschrift von gleicher Tendenz, welche auch in den Dänischen Staaten, aber an einem Orte erscheint, der ausserhalb der zum Deutschen Bunde gehörenden Länder liegt.

Den vor uns liegenden 1 Band eröffnen *Einige Worte zur Rechtfertigung der Deutschen Universitäten gegen die neuesten Anschuldigungen derselben,* von Hn. Prof. *Pfaff* zu Kiel, welchen des Franzosen *A. von Lameth* Aufsatz über ein dem Grafen *von Bernstorf* zugeschriebenes Circulare angehängt ist. Dann folgt *ein Aufsatz politischen Inhalts* von *F. H. Hegewisch.* Mit Kraft und Würde sind in diesen vortrefflichen Aufsätzen Wahrheiten gesagt, die von allen Parteyen unserer Zeit wohl zu beherzigen sind. Wie sehr unterscheiden sich diese Vff. von den politischen Schreyern, die so viel verderben! „Gott behüte uns vor jeder gewaltsamen Umwälzung des Eigenthums," sagt Hr. *H.*, „von allen verbrecherischen und thörichten Handlungen, welche wissentlich oder unwissentlich revolutionäre Tendenz haben, wie verschieden auch die Farbe ist, welche sie annehmen können. Aber .... wahrscheinlich hätte in Frankreich keine gewaltsame, für immer zu beklagende Revolution Statt gefunden, und die nothwendige Verbesserung wäre allmählich auf gerechte Weise zu Aller Nutzen vor sich gegangen, wenn die künstlichen Hindernisse, welche aller Verbesserung entgegenstanden, nur hinweg geräumt wären. Aber diese künstl. Hind. des öffentlichen Wohls wurden und werden noch jetzt von manchen vorurtheilsvollen Menschen betrachtet als die Stützen ihres Privatwohls, und mit Hartnäckigkeit vertheidigt." „Die feilen Menschen, welche in neuerer Zeit geschrieben haben für Leibeigenschaft, haben dieselbe wo möglich noch verhasster gemacht. Diejenigen, welche keck genug sind, jetzt die Leibeigenschaft zu vertheidigen, die schmählich für die Knechte ist und wahrhaftig nicht rühmlich für den Herrn, sind in der That revolutionär; denn sie entflammen einen Unwillen, der leicht über die Schranken greifen könnte." — „Allzuviel Aufmerksamkeit ist in neueren Zeiten der merkantilen und militärischen Gesetzgebung zugewendet worden; immer aber bleiben die Agrargesetze die wahren Grundgesetze des Staats. Woher rührt die auffallende Verschiedenheit des Nationalwohlstandes im Toskanischen und im Römischen? Grösstentheils von der Verschiedenheit der Agrargesetze, welche hier dem vermeinten Interesse einiger ehrgeiziger, Alles auf äusseren Glanz berechnender Familien angepasst, dort von einem wohl wollenden Deutschen Fürsten zum Zweck der allgemeinen Wohlfahrt festgestellt worden sind." — *E. M. Arndt* hat ein *Lied von Lieb' und Zorn* einrücken lassen. „Sie müssen schon beysammen bleiben; sonst würd' in öder Wüsteney kein Geisterfrühling Blüthen treiben, sonst schüfe Satan hier das Recht, und ewig bliebe Herr der Knecht." Nur Schade, dass zu wenig bestimmtes Preisen des Zornes gemeiniglich in verkehrtem Sinne aufgefasst wird. — Hr. *Falck* spricht *Über die Nichtzahlung der Reichsbankzinsen von den adelichen Gütern in den Herzogthümern Schleswig und Holstein.* Es hat die grössere Mehrzahl dieser Güter in den 7 Jahren, während welcher die später in eine Nationalbank übergegangene Reichsbank besteht, weder den diesem Institute beygelegten Capitalfonds, noch die jährlichen Zinsen davon abgetragen; in den übrigen Theilen des Landes aber werden die Foderungen der Reichsbank gegen die Grundeigenthümer geltend gemacht, und nöthigen Falls mit executiven Zwangsmassregeln beygetrieben. Hierüber macht Hr. *F.* angemessene Bemerkungen. — Ebendesselben Vfs. *historisch-juristische Analecten* betreffen die vergleichende Rechtswissenschaft, die Rechte des Orients und deren Literatur, das Nowgoroder Stadtrecht von 1019 und dessen Verwandtschaft mit den Scandinavischen Gesetzen, woraus auf den Scandinavischen Ursprung der Waräger geschlossen wird, das Esthnische Ritterrecht, die Dänische juristische Literatur, welche als der Aufmerksamkeit sehr würdig em-

pfohlen wird, *Schildener's* Arbeiten für das nordische Recht, *Kopp's* altdeutsche Bilder und Schriften, juristische Handschriften u. s. w. — *Bruchstücke die Universität Göttingen betreffend*, von Prof. *Brinckmann* in Kiel, vormals Assessor der Juristenfacultät zu Gött. Wie Göttingen als Universität im Geiste einer liberalen Opposition gegründet wurde (dort sollten zunächst die Anmasungen des Wiener Hofes durch wissenschaftliche Begründung eines Deutschen Staatsrechts bestritten werden): so hat sich in G. der Geist der Opp. gegen Alles, was in den Wissenschaften als eine Verfinsterung erscheint, aufrecht erhalten. Hr *Br.*, Göttingens Vorzüge auszeichnend, macht besonders auf den Geist aufmerksam, in welchem die Hannöversche Regierung die Universität betrachtet und behandelt. Wenn er unter anderen sagt: „Nichts zu schmälern, was nur irgend einen Anschein von Recht für sich hat, ist ein gerechter Grundsatz der h. R., der überdiess nach aller Möglichkeit zum Besten der Professoren ausgedehnt wird," so umgeht er die Einwendung nicht, welche von *Villers* Entlassung hergenommen werden kann, und hergenommen ist. Das giebt ihm Gelegenheit, die genaueren Umstände zu erzählen. Wahrscheinlich wirkte wider *V.* ein Mann, dessen Eitelkeit beleidigt war, weil *V.* in früheren Zeiten einen Wunsch desselben nicht erfüllt hatte, und der bey den veränderten Zeitumständen denjenigen ungern in der Nähe sah, der mit jenem Wunsche bekannt geworden war. Zuletzt spricht Hr. *B.* über den 1818 ausgesprochenen Verruf, und legt die Missgriffe, die dazu Veranlassung gaben, klar vor Augen. — *Lord Erskine's Rede bey einem festlichen Male, das ihm zu Ehren zu Edinburgh gegeben wurde*, giebt Hr. *Pfaff* in einer Übersetzung mit einer Vorerinnerung.— Hr. *Harms* handelt *van de plattdüütsche spraak; un worin se behter is as de hoogdütsche.* Die Vorzüge der plattdeutschen Mundart setzt er darin, dass sie 1) leichter zu sprechen sey, d. h. besser vom Munde fliesse, 2) lieblicher zu hören, 3) leichter zu lernen, 4) kürzer, 5) reicher sey, als die hochdeutsche Sprache. Zum Beweise von 1) führt er an, dass Diphtongen in einfache Vocale übergehen, z. B. Boom für Baum, hüüt für heute gesetzt wird, dass pf zum p, statt nicht und nichts nich und nicks gesagt, aus Flachs Flass, aus Fuchs Voss wird. Für 2) wird unter anderen angeführt, dass Slange, slaan für Schlage, schlagen gesprochen wird. Dafür aber hat eben die Mundart, in welcher Hr. *H.* schreibt, schall für soll, und feilt für fehlt. Der Beweis für 3) ist fast drollig: Plattdeutsch spricht Niemand unrichtig, obgleich der eine besser spricht als der Andere. Für 4) wird nur bemerkt, dass manche Buchstaben in den Wörtern wegfallen, welche in der hochdeutschen nöthig sind. Wenn aber Hr. *H.* sagt, die pl. Spr. sey solcher Leute Sprache, die noch etwas Anderes zu thun haben, als zu schwatzen, darum sey sie kurz; so würden wir uns wundern, wenn er, als Prediger, nicht die Erfahrung gemacht haben sollte, dass die Classe von Menschen gemeiniglich kein Ende in ihren Erzählungen und Vorträgen finden kann, und oft wenigstens eine halbe Stunde zu einem Geschäfte verschwendet, das in 2 Minuten abzumachen wäre. Bey 5) verwandelt Hr. *H. Grimm's* Äusserung: die pl. Spr. dürfte mehr Wurzeln besitzen — in eine bestimmte Behauptung; ich lege, sagt er, zum Beweise das plattdeutsche Idiotikon auf den Tisch: da ist Reichthum! und frage: hat auch die hochdeutsche Sprache ein Idiotikon? Sie hat keins und erhält keins, denn es liegt in ihrem Verhältnisse zu der oberdeutschen und niederdeutschen Sprache, keins zu haben. Sie hat aus diesen beiden die Wörter genommen, das zeigt ihr Anfang um die Reformationszeit. Sie kann keine neuen Wurzelwörter machen; denn dazu ist keine Sprache im Stande. — Aber sie kann jene Auswahl aus den Mundarten nach dem Bedürfniss immer fortsetzen. In so fern die hochdeutsche Sprache den sämmtlichen Mundarten entgegengesetzt ist, kann es freylich kein Idiotikon derselben geben; wer sie aber selbst als Mundart betrachtet und behandelt, musste auch zugeben, dass es ein Idiotikon derselben gebe. Auch pflegt man nicht von Idiotiken der plattdeutschen und oberdeutschen Sprachen (Mundarten) zu reden, sondern von Idiotiken einzelner Gegenden, in welchen die Abweichungen von dem Allgemeinen der Hauptmundart nachgewiesen werden. So giebt es Schwäbische, Hamburgische, Osnabrüggische, Mecklenburgische u. dgl. Idiotika. Freylich ein plattdeutsches Wörterbuch wird man für nicht viel mehr, als für ein Idiotikon ansehen können, weil aus den Mundarten sich keine zum Behuf des Schreibens über die andern emporgeschwungen hat, und keine Wahl des Besseren aus den Mundarten geschehen ist. Dennoch halten wir es für einen Missgriff, dass Hr. *H.* das Plattdeutsche durchaus so schreibt, wie er es von Jugend auf sprechen gehört hat. Denn wenn das Pl. Schriftsprache werden sollte: so würde man doch das aus Trägheit entstandene Feller für Fedder (Feder), weller für wedder (wieder) nicht darin aufnehmen. Auch schreibt Hr. *H.* selbst wenigstens Einmal wedder. Uns dünkt, *Vossen's* pl. Idyllen müsste der vor Augen haben, der in dieser Sprache schreiben will. — Die *Chronik der Universität zu Kiel für das Jahr 1819, zusammengestellt von Twesten* erzählt nicht bloss, was von und in Ansehung der Un. in jenem Jahre geschehen ist, sondern giebt eine Darstellung des Zustandes der Un. K. während desselben, mit geschichtlicher Hinweisung auf die Entstehung der bestehenden Anstalten. Es zeigt sich hier, dass von der Regierung die Univ. nicht verlassen, sondern auf alles Rücksicht genommen wurde, was zur Erreichung des Zweckes einer Univ. dienen kann. Der Geist dieser Regierung zeigt sich auch achtungswürdig in der Art, wie die Berichte und Eingaben des akademischen Consistoriums aufgenommen wurden, von deren Inhalte hier ausführliche Nachricht gegeben wird. — Die *Miscellen*, welche diesen Band beschliessen, enthalten *Censurproben* und einen kleinen Aufsatz mit der Überschrift: *Was hält ein Englischer Postmeister für niederträchtig.*

J. C. F. D.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Freundliche Schriften für freundliche Leser* von *Franz Horn.* Zweyter Theil 1820. 376 S. 8. (2 Rthlr. 9 gr.)

(Vgl. Erg. Bl. 1818. No. 75.)

Dieser zweyte Theil verdient den Titel mehr als der erste, in welchen sich einiges Unfreundliche eingeschlichen hatte. Zuerst empfangen wir hier unter dem Titel: *Ein Deutscher Abend*, die Unterhaltung einer geistreichen Gesellschaft, da Jeder Etwas sagen muss, was ihm gerade heute besonders am Herzen liegt. Es folgt *Faust, ein Gemälde nach dem Altdeutschen:* ein Brief über die Dichtung von Faust und eine ältere dramatische Bearbeitung derselben, die auf einem Puppentheater vorgestellt wurde. — *Einige Worte über Gesellschaft und gesellschaftlichen Ton* enthalten in einer lebendigen Darstellung mit gutmüthigem Spotte manche Wahrheit, zuletzt auch über und für Schriftsteller. — Unter dem Titel *Shakspear* folgen sieben Aufsätze über Hamlet, den Kaufmann von Venedig, Heinrich IV, Othello, König Lear, Romeo und Julie, und über *Sh.* als Vaterlandsfreund. Sie haben den Zweck, in einer allgemein verständlichen und freundlichen Sprache die Liebe für den Meister der modernen Poesie auch bey dem Theile der Deutschen Leser zu verbreiten, der ihn fast nur mit einer Art von hypochondrischer Scheu zu betrachten pflegt, oder ihn gar nur von Hörensagen kennet, welches, wenn wir das gewöhnliche Hörensagen bedenken, nicht viel besser ist, als ihn gar nicht kennen, und beschäftigen sich eigentlich mit *Sh's.* Menschenzeichnung. — Von den *Andeutungen vermischten Inhalts,* die viel Treffendes, aber auch einiges Seltsame, wenigstens der genauen Bestimmung bedürftige enthalten, mögen hier einige zur Probe stehen. „Das Schicksal ist kein von aussen kommender Knecht Ruprecht, sondern lediglich in unserem Gemüth. Aber freylich ist jener Knecht leichter zu schildern als das Gemüth; und daher so mancher literarische Jammer." Die Frage, woher der christliche Dichter das nehmen solle, was für die Griechen das Schicksal war, glaubt Hr. *H.* am kürzesten durch Hinweisung auf *Calderon's* standhaften Prinzen und *Goethe'ns Egmont* zu beantworten. — „Der Lustspieldichter darf das *Herz* nie (?) berühren, denn er hat es nur mit der Phantasie und der Klugheit in den Verhältnissen der Freyheit zu thun. Eine einzige wahre Herzensrührung, und das Glück seines Werkes ist dahin. Eben so wenig aber darf es das Herz ignoriren, und wenn es auch erlaubt seyn kann, ein Lustspiel zu verfertigen, in welchem lauter witzige Taugenichtse vorkommen: so muss der Dichter doch klar zeigen, dass er selbst tugendhaft sey, und sie gewissermassen wie Spinnen einander aufreiben lassen. Dagegen hat *Moliere* nicht selten gefehlt." — „Dass die ächte, kräftige Tugend sich keinesweges vor Scherz und Possen scheut," geben wir gern zu; wenn aber zur Bekräftigung dieser Behauptung hinzugesetzt wird: War man etwa irreligiös im Mittelalter, wo allein die keckſten Fastnachtsspiele, nebst dem christlichen Ostergelächter u. s. w. geduldet und erfreulich gefunden wurden? Niemand nahm Anstoss daran, denn der religiöse Ernst war viel zu tief und sicher, als dass ihm muthwillige Scherze irgend Etwas hätten anhaben können;" — so liegt doch wohl eine sehr idealische Vorstellung von dem Mittelalter zum Grunde. — „Die Vernunft ist an sich etwas rein Göttliches; aber sie wird zu einer wahrhaftigen Furie, sobald sie über göttliche Dinge, die bloss dem Glauben anheim fallen, reden oder gar entscheiden will. Ach! und diese toll gewordene Vernunft ist es fast allein, der die Mehrheit huldigt" u. s. w. Was mag der Vf. unter Vernunft verstehen? und worauf mag sein der Vernunft entgegengesetzter Glaube beruhen? — In den nun folgenden *Kritiken* von 18 Schauspielen, nach ihrer Aufführung zu Berlin, finden wir viele gediegene Bemerkungen, besonders über Charakterzeichnungen; recht erfreulich ist uns das über *Lessing* Gesagte gewesen; auch *Iffland* wird billiger und richtiger beurtheilt, als es eine Zeitlang gewöhnlich war. Nur der Deutsche Bearbeiter des *Essex* heisst hier „traurig bekannt als geistloser Kritiker," was dem Rec. ein wenig ungerecht scheint. — Den Schluss dieser Sammlung machen *vermischte Gedichte*, gröstentheils kleine Sprüche, von denen manche Lieblingsgedanken des Vfs. ausdrücken, die auch in seiner Prose schon vorkommen. Es laufen auch Hexameter mit unter, wie:

Nimmer! Der harte Gedanke sey fern, und sanftern Angesichts. —

und Pentameter, wie:

Sollen verkünden, was wir für dich, Geliebte, erflehn.

HIKL.

1) ALTENBURG, b. Hahn: *Denkwürdigkeiten aus der Geschichte Sächsischer Prediger.* 1820. XIV u. 154 S. 8. (18 gr.)

2) Ebendaselbst: *Akademische Anekdoten.* Vom Verfasser der jurist., theolog., medicin., musikal. und militärischen Anekdoten. 1820. XII u. 131 S. 8. (15 gr.)

Unter der Vorrede No. 1 hat sich der Vf. genannt: *Christian Friedrich Möller*, Pfarrer zu Zipsendorf b. Zeitz. Es scheint, dass No. 2 ebenfalls von ihm verfasst sey, wiewohl der Titel eine andere, uns unbekannte Schrift bezeichnet. In beiden Sammlungen stehen gar viele Anekdoten, welche uns schon längst bekannt waren; im Ganzen aber haben wir die Bücher nicht ohne Unterhaltung gelesen. No. 1 wirft manches hellere Licht auf die Bildungsgeschichte der Prediger in früheren Zeiten, auf die Auszeichnung, die sie damals genossen und auf die Art ihres Wirkens; von No. 2 haben uns besonders diejenigen Anekdoten angezogen, welche das, bey aller anscheinenden Einfachheit doch oft vielfach verschlungene Professorleben individualisiren. Wenn hier manchem akademischen Lehrer ein Spie-

gel vorgehalten wird, in welchem er zur Lehre und Warnung sich selbst beschauen kann: so kann derselbe hinwiederum aus No. 1 manchen Zug aus dem Leben einzelner berühmter Männer entlehnen, um die neuere Literaturgeschichte in seinen Vorträgen dadurch interessanter zu machen. In No. 2 ist eine nicht kleine Anzahl aus der Kästner-Murrayischen Streitperiode in Göttingen; andere betreffen *Clodius*, *Ernesti*, *Kant*; noch andere sind aus den Zeiten, in welchen Kathederspäse oft mehr galten und mehrere Zuhörer herbeyzogen, als ein gründlicher, ernsthafter Vortrag. Jetzt soll es anders auf Universitäten seyn, und ohne Zweifel besser. Bey manchen Anekdoten sind die Quellen angegeben, vielleicht aber nicht immer sorgfältig genug benutzt. Dass der Theolog *Hebenstreit* in Leipzig *täglich zwölf Stunden* Collegien gelesen habe — ist an sich unwahrscheinlich, oder vielmehr physisch unmöglich, und wird auch von *Ernesti* (dessen *Opuscul. orat.* angeführt sind) S. 245 nicht gesagt. — Auch der Spass mit dem *meditor*, *meditatus sum*, *meditari* wird fälschlich dem Prof. *Wolf* in Halle zugeschrieben. Merkwürdig war Rec. eine Äusserung Napoleons, als er in Berlin von den gewöhnlichen Gehalten Deutscher Professoren hörte. Er stellte die Italiänischen Universitäten damit in Vergleichung, wo die Professoren in Palästen wohnen, und oft mehr als 3 — 4000 Thlr. Einkünfte beziehen. „Es ist nöthig, setzte er hinzu, dass Männer, welche Verdienste um die Wissenschaft haben, auch durch äussere Wohlhabenheit das Ansehen erhalten, ohne welches ihr Wirkungskreis immer beschränkt seyn wird." — Wie viele Mäcenaten der Wissenschaften giebt es, welche diess beherzigen?!

P. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Altona*, auf K. des Verfassers: *König Salomo's Weltspiegel.* Von *Gustav Adolph Salchow.* 1817. 84 S. gr. 8.

Hr. *S.* bemühte sich, „aus Salomo's Nachlass" (den diesem Könige beygelegten Schriften) „vorzüglich solche Stellen auszuheben, welche Laster und Fehlerhaftigkeit rügen, die zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen den Verfall der Menschheit herbeygeführt, oder solche, welche Kräfte ansprechen, deren Erkenntniss und Gebrauch, ebenfalls bey allem Wechsel der Dinge, der Menschheit das Siegel der Göttlichkeit aufgedrückt haben." Den Sinn derselben strebte er nun „in der Kraft, der Einfalt und der Herrlichkeit" der Urschrift auszudrücken, und behielt deshalb „die gehaltreichen *Worte* des Deutschen Bibelübersetzers, so oft es anging, *wörtlich* bey." „Denn, setzt er hinzu, „so wie Luther der Wahrheitszeugen erster bleibt, ist er auch sicher der kräftigsten Wortsteller einer." Da aber Hr. *S.* fast Alles in gereimten Versen nachbildete: so darf man ein so genaues Anschliessen an das Original, als die Vorrede zu verheissen scheint, nicht erwarten. Ja, öfter haben Reim und Versmass ihn zu Wendungen und Ausdrücken verführt, die nicht nur dem Sinn desselben fremd, sondern auch an sich gesucht, räthselhaft, dunkel oder matt sind. Auch erlaubt sich der Vf. Reime, wie *süsse* und *wisse*, *ist* und *fliesst*, *Gott* und *Tod*, *grün* und *hin*, *Last* und *rast*, *Quell* und *Seel'*, *Dienst* und *Gewinnst*, *fahr* und *Narr*; und Härten, wie *das End' der; die Lehr' des; gäb' die; auferzoh'n* statt *auferzogen.* Und ist es richtig: er *glich*, für: er machte gleich oder gerade?

Die Sammlung hat 5 Abtheilungen. Die 1 enthält *Salomonische Sprüche;* die 2te *Lob eines tugendsamen Weibes*, im Ganzen leicht hinfliessend; die 3te *Sulamith*, einige Stücke aus dem Hohen Liede, im elegischen Sylbenmasse. Die in diesem und die in Hexametern geschriebenen Stücke scheinen uns in Absicht des Ausdruckes die besseren, wenn gleich in metrischer Hinsicht Mancherley zu erinnern wäre. Man findet hier Hexameter, wie diese:

Aber Eine ist meine Taube, ist meine Fromme.

Eines Narren Vater hat keine Freude, nur Grämen;

und als Daktylen gebraucht: *Jungfrau'n mit*, *Heerspritzen* u. dgl. — 4. *Der Prediger Salomo.* Diese Darstellung der Hauptgedanken des Koheleth im Zusammenhange ist im Ganzen nicht misslungen. 5. *Das Lied von der Weisheit.* Auch dieses Stück scheint uns zu beweisen, dass Hr. *S.*, wenn er bey fortgesetzter Übung auf Versbau und Wahl des Ausdrucks grössere Sorgfalt wendet, ein glücklicher Nachbildner fremder Dichterwerke, wenigstens didaktischer, werden könne.

HJKL.

Nürnberg, b. Schrag: *Ein Recensent und noch einer* von *Johann Arnold Kanne.* 1820. 50 S. 8. (3 gr.)

Nach des Vfs. Versicherung kommt nie ein kritisches Blatt zu ihm. Indessen da er doch, was man hienach kaum hätte vermuthen sollen, die Einladung zur Theilnahme an der neuen Münchner Literaturzeitung angenommen hatte, um solche Schriften anzuzeigen, die entweder gar nicht beachtet oder gemisshandelt zu werden pflegen (woher der Mann, zu dem nie ein kritisches Blatt kommt, das wissen mag?): so glaubte er doch in dem ersten Monatshefte jener Zeitung sich umsehen zu müssen, in welcher Gesellschaft er hier arbeitete. So las er denn auch darin die Kritik der von ihm herausgegebenen *Weissagungen und Verheissungen der Kirche J. C.* von *Lambert.* Vom Lesen zum Beachten wäre jedoch der vornehme Mann bey weitem noch nicht gekommen, hätte diese Kritik nicht die Sache der Literatur auf eine Art zur Sache des bürgerlichen Lebens gemacht, dass er, bey allem Widerwillen gegen das Antikritisiren, doch nun endlich thun musste, was er nie gethan hatte, — gegen einen Recensenten auftreten. Und wenn Hr. *K.* dem Recens. einen Vorwurf daraus macht, dass er das Buch ohne Beweis für politisch gefährlich erklärt; so können wir nicht anders als denselben gerecht finden. Hr *K.* las aber zugleich eine Beurtheilung seiner *Prolusio de vocabulorum enantiosemia*, und entschloss sich, sie zu examiniren, nicht als wollte er die *Prol.* vertheidigen, sondern um an dem Beyspiele dieser Rec. einmal zu zeigen, was eine Rec. für ein Ding seyn dürfe. Es scheint uns allerdings, Hr. *K.* hatte Ursache sich zu beschweren. — In einem Epimetron sagt er noch einige Worte über die in unsern Blättern abgedruckte Rec. des *Lambert'schen* Werkes, deren Schluss ihm zu einigen witzigen Einfällen Gelegenheit giebt.

D. Z.

JENA, gedruckt bey Carl Schlotter.

